

Grashey, praktisches Handbuch für Jäger.



1. Eichhörnchen. 2. Edelmarder. 3. Steinmarder. 4. Frettchen. 5. u. 6. Großes Wiesel. 7. Kleines Wiesel.
8. Nörz. 9. Iltis. 10. Fischotter.

Praktisches Handbuch für Jäger.

Ein zuverlässiges

Nachschlagebuch für das gesamte Weidwerk

von

Otto Grashey.

Mit 140 Text-Illustrationen und 44 Tafeln.

Stuttgart.
C. Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung
(A. Bleil).
(1896)

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

Seiner Königlichen Hoheit

dem Prinzregenten

Luitpold von Bayern

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Durch Freunde sowohl, als auch die Verlagshandlung aufgemuntert, ein Jagdbuch für praktische Jäger nach meinen langjährigen persönlichen Erfahrungen im Gebiete des Jagdwesens und unter Zuhilfenahme der neuesten Litteratur zusammenzustellen, wagte ich mich an die schwierige Arbeit.

Unsere Jagdlitteratur ist nicht arm an allgemeinen und Spezialwerken; unsere Altmeister haben das Thema umständlich und erschöpfend behandelt; auch durch Neubearbeitung wurden ältere Werke wohl unsern jetzigen Verhältnissen anzupassen gesucht, aber die Neuzeit brachte große Veränderungen im Betriebe der Jagd und daher ist manches veraltet und überflüssig geworden, was in früheren Zeiten berücksichtigt werden mußte.

Eine Ausscheidung zu treffen, den alten Ballast nicht mehr weiter zu schleppen, dagegen den veränderten Verhältnissen mehr Rechnung zu tragen, ist der Grundgedanke der Herausgabe dieser Arbeit.

In unserer Zeit findet der Einzelne nicht immer Gelegenheit, alle Wildgattungen, welche berücksichtigt werden mußten, aus der Praxis kennen zu lernen. In solchen Fällen mußten ältere Autoren oder auch neuere Spezialwerke, sowie Verständigung auf dem Korrespondenzwege zu Hilfe genommen werden, auf welche dann auch eintretenden Falles stets hingewiesen ist.

In naturgeschichtlicher Richtung habe ich mich an die systematische Einteilung Dr. Alfred Brehms gehalten.

Meine Arbeit ist schlicht und einfach gehalten, um jedem Jäger und Jagdfreunde verständlich zu sein. Auch habe ich mich bemüht, übersichtlich zu sein, so daß jeder freundliche Leser, wenn er über diesen oder jenen Gegenstand Aufschluß erhalten will, sich leicht zurechtfindet.

Vor allem jedoch habe ich mein Werk als Ausfluß praktischer Erfahrung dem praktischen Betriebe anzupassen gesucht, wie er uns in neuester Zeit durchführbar und von Nöten ist und alle jene wohl idealen, aber für unsere Zeit nicht mehr verwendbaren Theorien weggelassen.

Wir sind heutzutage gezwungen, mit ganz anderen Faktoren zu rechnen; die Zeiten, in denen das Jagdwesen auf höchster Stufe stand, sie sind leider vorüber und werden nicht mehr kommen — wir müssen zu erhalten suchen, was zu erhalten noch möglich ist. Mein Streben, den Verfall weidmännischen Sinnes, den Rückgang weidmännischer Behandlung der

Jagden aufzuhalten, an dem Vorhandenen zu bessern, was möglich ist — dürfte meiner Arbeit wohl etwas andern Charakter verleihen, als jene Werke aus der Glanzperiode des Jagdwesens aufweisen.

Soll damit Nutzen geschaffen sein, soll der Jagdfreund Anregung oder Aufklärung in meiner Arbeit finden, möge derselbe etwa anhaftende Mängel mit dem guten Willen des Verfassers entschuldigen und solche milde beurteilen — dann ist mein Streben, zu Nutz und Frommen, zur Erhaltung edlen Weidwerkes ein Scherflein beigetragen und es vor Profanierung geschützt zu haben, erfüllt.

Auf dieses hin — fröhliches Weidmannsheil!

München, im Jahre 1894.

Otto Grashey.

I. Einleitung.

1) Historische Rückblicke.

Die ersten Nachrichten über die Zustände Germaniens verdanken wir den Römern. Zu deren Zeiten war unser Vaterland ein äußerst waldreiches Gebiet, eine ununterbrochene Waldfläche von den Ufern des Rheinstromes an bis an seine östlichen Grenzen, die Höhenzüge der Karpathen.

In diesen rauhen Wäldern hatten die Germanen (German = Wehrmann) ihre zerstreuten Wohnsitze aufgeschlagen und lebten, wenn sie nicht im Kriege lagen, ausschließlich von Jagd und Viehzucht. Ackerbau wurde nur in beschränkter Weise durch Unfreie betrieben.

Der freie Mann war nicht Nomade, doch zwangen ihn die kriegerischen Verhältnisse, seinen Wohnsitz des öfteren zu ändern, sodaß von festen, seßhaften Niederlassungen mit ausgedehnterer Landwirtschaft vorerst nicht die Rede sein konnte.

Im Frieden oblag der freie Mann ausschließlich der Jagd — sie gab ihm Nahrung und Kleidung, sie schützte seine Herde vor Raubwild, sie stählte seinen Körper und war ihm Vorschule für kriegerische Leistungen.

Die Freien vereinigten sich zu Markgenossenschaften, gaben sich selbst ihre Gesetze, welche in außerordentlichen Fällen durch den einberufenen „Thing“ bestimmt wurden; mehrere Markgenossenschaften bildeten den „Gau“, mehrere Gaue die Völkerschaft.

Ein Oberhaupt über Völkerschaften gab es nur im Kriege, indem der „Herzog“ gewählt wurde, welche Würde aber bei den fortdauernden Kriegen, die namentlich durch die Völkerwanderung hervorgerufen wurden, allmählich Stabilität erlangte.

Der Herzog betrachtete sich als Herrn der eroberten Gebiete und belohnte seine hervorragendsten Krieger mit Teilen des eroberten Landes. So bildete sich der Keim des späteren Lehenswesens und der Regalität des Grundbesitzes.

Später stand es Kaisern und Königen zu Recht, Grundbesitz und Lehensrückfall zu vermehren und die Nutzungsbefugnisse sich zu reservieren — daraus ging der „Bann“, der „Königsbann“ hervor, welcher wesentliche Einwirkung auf Entwickelung der Jagd hatte.

Die ersten Jagdobjekte in den germanischen Forsten, welch letztere hauptsächlich aus Eichen- und Buchenwaldungen bestanden, waren der schon vor mehr als 100 Jahren bei uns ausgestorbene Ur — Auerochs —, der noch an der Grenze Ostdeutschlands sporadisch erhaltene „Wiesent“, ferner der Elch oder Schelch, das ritterliche Schwein, möglich auch noch das Rentier; Rot- und Rehwild waren wohl vorhanden, sicherlich aber bei der großen Menge groben Raubwildes nur in geringerer Zahl.

Es ist einleuchtend, daß der wehrhafte Mann eine der vornehmsten Tugenden darin sah, dem Raubwilde wie Bär, Luchs, Wolf tapfer entgegen zu treten — den „grimmen Schelch“, den mächtigen Ur zu fällen, war der Stolz des wehrhaften Freien.

Die Waffen, welche unsern Voreltern zu Gebote standen, waren sehr einfach. Die hauptsächlichste war der Speer, dann das Schwert und der Bogen. Mut, Kraft, kühne Entschlossenheit waren erforderlich, um mit solch schwachen Hilfsmitteln dem mächtigen Getiere des Waldes nahezutreten, und da auch im Kriege keine andern Waffen geführt wurden, war die Jagd die geeignetste Vorschule.

Mit Karl dem Großen, welcher ein eifriger Jäger war, trat das Jagdwesen schon in bestimmtere Formen. Wälder und Forste belegte er mit dem Königsbanne; zur Wahrung dieser Rechte stellte er sogenannte Forestarii auf.

Der Wald hatte freilich damals geringen Wert, weshalb die aufgestellten Förster eigentlich nur unbezahlte Jagdbeamte waren, die aus den Einkünften des Waldes und auch teilweise durch Nutzung des Wildes ihren Unterhalt fanden.

Die Nachfolger Karls setzten dieses System fort und erweiterten es, sodaß der größte Teil der Jagdbefugnisse Eigentum des Landesherrn, des Lehens-Adels und der Geistlichkeit war.

Wenn nun auch andern gestattet wurde, die Jagd auszuüben, so war diese Erlaubnis doch meist nur auf gewisse Wildgattungen beschränkt. Hiedurch entstand die Ausscheidung bezw. Einteilung der Jagd in — Hohe, Mittlere und Niedere Jagd oder in hohe Jagd und in niedere Jagd, auch Reisjagd — Reisgejaid genannt.

Zunahme seßhafter Bevölkerung nach den Umwandlungen der Völkerwanderung, Zurückdrängen des Waldes, ausgedehnterer Ackerbau bedingten Vertilgung des schweren Raubwildes; dies trug dazu bei, die Bestände an Rot-, Schwarz- und Rehwild seinerseits zu heben. An Stelle des Bogens trat die Armbrust, in den gelichteten Waldungen war die Hetzjagd mit Hunden und Pferden möglich geworden, für die Jagd auf Wildgeflügel entstand die Falkenbeize.

Schon um das Jahr 517 verbot die Kirchenversammlung den Geistlichen das Jagen, besonders die Falkenjagd, welche, durch die Kreuzzüge zu uns gebracht, im 12. und 13. Jahrhundert ihre höchste Blüte erreicht hatte.

Während in Frankreich sich die Hetz- (Parforce- oder königliche) Jagd und die Falknerei im Dienste der Frauen und des Rittertums am üppigsten ausbildete, kam in Deutschland die Jagd mit Tüchern und Netzen zu Ausgang des Mittelalters in höchste Blüte.

Die übergroßen Wildbestände verleiteten zu Massenjagden; das Streben, durch Pomp, Luxus und jägerischen Aufwand zu glänzen, hatten die eingestellten Jagden zur Folge. Statt dem Streben, durch Körperkraft, Gewandtheit, List und Mut das Wild zu bemeistern, arteten die bequemeren Prunkjagden zu wahren Schlächtereien und Gelagen aus.

Alle diese Unternehmungen erforderten große Apparate, Aufgebot von Menschen, Hunden, Pferden und Requisiten; um dies Gebiet sachgemäß beherrschen zu können, bildete sich ein besonderer Stand — der Jägerstand — heraus. Dieser ging allmählich ins Zünftige über, denn die Vervollkommnung und Handhabung der Hilfsmittel, die Abrichtung der Tiere bedingten strenge Schulung — aus dieser ging wiederum die Zunft-, die Weidmannssprache hervor.

Mit der Nutzbarmachung des ursprünglich primitiven Feuergewehres zu Jagdzwecken trat ein neuer Umschwung im Jagdwesen ein. Die großen kombinierten Jagden mußten der Einzeljagd weichen, da der Jäger durch die Schußwaffe selbständiger wurde. Durch diese Neuerung wurde die Ausübung des Weidwerkes erleichtert. Es war natürlich, daß sich dasselbe in weiteren Kreisen verbreitete und gegenüber dem hohen Jagdherrn und der zünftigen Jägerei eine Art Jagd-Dilettantismus entstand, der die Verringerung des Wildes mit sich bringen mußte. Die Einzeljagd brachte Birschgang, Birschfahrt, Anstand, ferner die Suche auf Flugwild mit dem Hunde hervor. Das eingestellte Jagen machte der Treibjagd Platz, denn infolge Verbreitung des Dilettantismus war bald kein Mangel mehr an erforderlichen „Jägern".

Merkwürdigerweise führte die Verbesserung des Feuergewehres zur Ausübung der Einzeljagd zurück, wie sie in Urzeiten allerdings nur mit dem Wurfspeer üblich war. Es dürfte zweifelhaft erscheinen, ob die Erlegung eines Hirsches mit dem Wurfspeer in jenen Zeiten, wo das Wild in den herc ynischen Wäldern einer patriarchalischen Ruhe genoß und in Masse vertrauter stand, dem Jäger so viele Schwierigkeiten zur Annäherung bereitete, wie uns heute das Herankommen an einen Hirsch oder Rehbock auf Büchsenschußweite, wenngleich unsere allerneuesten Gewehrsysteme ihre präzisierte Tragweite schon fast nach Kilometern berechnen lassen!

Wir haben auch heute noch Jagdmethoden, welche durch Massenaufgebot von Jägern und Treibern, welche gewissermaßen durch Gewalt zum Siege über das scheue Wild verhelfen, wie im Mittelalter, in welchem neben roher Gewalt das reine, edlere Weidwerk doch auch nicht ganz verloren ging.

„Der Förster," sagt Dr. Hartig, „dessen Armbrust das Kloster mit täglichem Bedarf an Wild versorgen mußte, übte das Weidwerk nicht anders als unser heutiger Birschjäger aus."

Das, was die kürzere Waffe gegen unsere weittragenden Büchsen in den Hintergrund stellte, wurde reichlich durch die größere Zahl vertrauteren Wildes ausgeglichen.

Wie die Waffen, so hat auch die Rechtsanschauung gewaltige Veränderungen in unser Jagdwesen gebracht. Erhöhung des Rechtsschutzes für den Landwirt gegen Beschädigungen des Waldes und der Feldfrüchte durch den Wildstand, ferner Aufhebung der Fronpflichten ist Folge humanitärerer Gesetze und Bestimmungen. Die großen Prunkjagden, welche sich am längsten in Württemberg erhalten hatten, wurden nach Aufhebung der Fronpflichten und Naturalleistungen viel zu kostspielig. Wildschadengesetze, Wildschadenentschädigungen, der gesteigerte Wert der Wald- und Feldprodukte bedingten naturgemäß bedeutende Reduzierung des Wildstandes, sie gaben auch Veranlassung zur Einparkierung solcher Wildarten, welche genannten Betrieben schädlich waren.

Die Staatswaldungen, als Eigentum der Nation, werden nach volkswirtschaftlichen Grundsätzen administriert und gestatten ebenfalls nur einen so hohen Wildstand, daß er dem aufs Höchste gespannten Ertrage des Waldes nicht hinderlich ist.

Es liegt auf der Hand, daß alle diese Faktoren nachteilig auf das Gedeihen der Jagd einwirken. Durch die Ablösung der Grundrechte im Jahre 1848 wurde die Jagd als ein integrierender Teil des Grundbesitzes erklärt und gab dem Grundbesitzer unter gewissen Modalitäten das Jagdrecht in die Hand. Um aber der völligen Ausrottung des Wildes, wie es den Anschein hatte, zu steuern, hat die Freigabe der Jagd wiederum einschränkende Gesetze zur Folge gehabt. Man ging bei Kreirung der Gesetze von dem Grundsatze aus, einen mäßigen Wildstand nachhaltig zu sichern, da man denselben als förderlich für den nationalen Wohlstand betrachtete, nur durfte er nicht eine Höhe erreichen, welche der Forst- und Landwirtschaft Schaden bringen konnte. — Dies hat allerdings dem Jagdwesen wieder einigen Aufschwung gegeben. Es entwickelte sich auf Grund dieser Gesetze, nach der grausamen Verheerung des für die Jagd so unseligen Jahres 1848, nun unser gegenwärtiges Jagdwesen.

Allerdings ging die feudale, zunftmäßige Jägerei völlig zu Grunde; an deren Stelle trat anfangs der Dilettantismus und die Sonntagsjägerei. Trotzdem entwickelte sich im Laufe der letzten Dezennien das Jagdwesen, wenn auch nicht mehr zu jener hohen Blüte, doch zu annähernder Befriedigung. Die Verhältnisse konsolidierten sich, größere Jagdkomplexe wurden auf dem Wege der Erpachtung neben dem eigenen Grundbesitze arrondiert, der Wildstand hob sich allmählich wieder und aus der empirischen Jägerei erwuchsen nach und nach wieder praktisch gebildete Weidmänner. Sind unsere Jagdzustände auch nur mehr ein Schatten jener früheren Verhältnisse — wir konnten uns bis jetzt damit zufrieden geben.

Kaum aber sind die Zustände für das Weidwerk günstigere geworden, bilden sich aus dem Kreise der Bevölkerung Zustände heraus, welche einen Ansturm gegen die Jagd zur Folge haben. Teils Eitelkeit einiger Volksvertreter, teils Habsucht und Spekulation der Bauern und Grundbesitzer bauschen die Nachteile, welche der Landwirtschaft durch das Wild erwachsen sollen, zu einer künstlichen Höhe auf und so stehen wir wiederum an der Schwelle einer Bewegung, welche die Existenz edlerer Wildgattungen sehr gefährdet.

Aufgabe und Kunst der modernen Jägerei muß es daher sein, einen mäßigen Wildstand zu erhalten und diesen zu pflegen in einer Weise, welche dem Walde und der Landwirtschaft keinen oder doch nur erträglichen Nachteil bringt — in diesem Sinn rationell zu wirtschaften soll dies Buch anstreben!

Wenn sich die Anschauungen des großen Haufens nicht zu Gunsten der Jagd herausgebildet haben und bisher immer nur die Rede davon war, welche Gefahr durch die Jagd dem Gemeinwesen drohen solle, so ist es geradezu Pflicht der Sachverständigen, auch darauf hinzuweisen, welche Vorteile der Gesamtheit der Bevölkerung durch die Jagdverhältnisse der Neuzeit erwachsen!

Die raschen und billigen Verkehrsverhältnisse haben die Kommunikation erleichtert, die Gebiete einander nahe gerückt; die Hebung des Jagdsportes hat demselben — wenn auch nicht immer zum Vorteile der Jagd — eine große Anzahl Freunde zugeführt; hierdurch machte sich das Streben mehr als

sonst geltend, ein eigenes Jagdgebiet sich zu schaffen und diese gesteigerte Konkurrenz trieb die Pachtgelder für die Jagden verhältnismäßig riesig in die Höhe, sodaß das Erträgnis mit dem Aufwand längst nicht mehr im Verhältnis steht.

Gerade durch diese Umstände fließen aber den Grundbesitzern direkte oder indirekte Gelder in solcher Höhe zu, daß die Gemeinden in stand gesetzt sind, gemeinnützige Unternehmungen mit diesen Summen zu bestreiten, ohne den Säckel des Umlagepflichtigen in Anspruch zu nehmen. Wie viele solche Unternehmungen müßten unterbleiben — wie viele, wenn wirklich absolut notwendig, könnten nur durch Erhöhung der Gemeindeumlagen geschaffen werden?

Kirchen-, Schulhaus-, Brücken-, Straßenbauten verdanken vielfach lediglich der hohen Jagdpachtung ihre Entstehung. Einzelne Gemeinden sind durch diese ihnen zufließenden Mittel in der Lage, die Gemeindesteuer herabzusetzen, ja sogar den Gemeindegliedern je nach ihrem Steuerverhältnisse Summen hinauszuzahlen! Neben den Pachtgeldern fließen auch die Gelder für Lösung der Jagdscheine in die Gemeindekassen und diese Summen sind in größeren Orten keine geringen. In München werden z. B. mindestens 1200 Jagdkarten jährlich gelöst, die Karte zu 15 Mark gerechnet ergiebt eine Einnahme von 18 000 Mark. Weitere Vorteile erwachsen einzelnen Landwirten durch die namhaften Summen, welche als Wildschadenvergütung und zwar gewöhnlich in weit höherer Schätzung, als der wirkliche Schaden beträgt, geleistet werden. Ja, einzelne Grundstücke und ganze Bauerngütchen berechnen ihren Wert lediglich durch Einnahmen an Wildschadenersatz!

Auch die Bevölkerung macht direkte Einnahmen durch Ablohnung für Aufsichts- und Treiberdienste und diese Löhne fallen gewöhnlich in eine Zeitperiode, in der anderweitiger Verdienst sehr knapp ist.

Auch billiger Bezug von Wildbret vergünstigt vielfach die Ortsbewohner. Wenn berücksichtigt wird, was hieraus direkt den Gemeinden aus der Jagd zufließt, so mag nicht unerwähnt bleiben, daß verschiedene Industriezweige lediglich durch die Jagd gehoben und erhalten werden. Nennen wir nur die Gewehr-, Pulver- und Schrot-, sowie Patronenfabriken und Handelsstellen für diese Erzeugnisse.

Ich kann nicht alle großen und kleinen Posten aufführen, die auf Konto der Jagdrechnung fallen, wie z. B. Fahrtlöhne, Eisenbahnbillets, Zehrungen, nicht kann ich alle Gewerbe erwähnen, welche aus den zur Jagd gehörigen Verhältnissen Nutzen und Verdienst ziehen. Alle diese Summen fließen als freiwillige Leistungen des wohlsituierten Jagdbesitzers unter das große Publikum, während sie ohne den Jagdsport zur Admassierung von Zins und Zinseszinsen im Geldschranke des reichen Mannes verbleiben würden.

Außer allen diesen Reichnissen kommt aber dem Gemeinwohle am meisten zu statten, daß die anfallenden Wildmengen der Bevölkerung eine der billigsten und gesundesten Fleischnahrung zuführen und außerdem der Export von Wild nach Staaten, in welchen die Jagd darniederliegt, dem Lande Millionen einträgt, die sonst nicht herein fließen, vielmehr eher dem Lande entzogen würden.

Wir haben das schlagendste Beispiel an Ländern, in welchen der Jagd kein Schutz gewährt wurde. Dort ist man jetzt, nachdem Dezennien hindurch Millionen fürs Wildpret ins Ausland flossen, endlich zu der Anschauung gelangt, durch Gesetze und Institutionen die Jagd wieder zu heben, um diesen Entgang nationalen Vermögens allmählich zu inhibieren.

Seien wir daher vorsichtig, verschleudern wir das so herrliche Gut eines schönen Wildstandes nicht, denn nur zu bald wird bessere Einsicht die Reue erwecken und uns lehren, daß wir kurzsichtig gewesen sind!

2) Person und Ausrüstung des Jägers.

Nicht jeder, welcher einmal im Leben eine Flinte abgeschossen hat, auch nicht jeder, welcher augenblicklicher Laune oder der Mode folgend auf die Jagd zu gehen sich entschließt, ist zum Jäger, zum Weidmann geeigenschaftet. Das Jagdwesen, wenn es richtig erfaßt und richtig betrieben werden will, ist in seiner Theorie eine Wissenschaft, in seiner Praxis eine Kunst und erfordert vor allem natürliche Veranlagung, ohne welche, selbst mit aller Passion, etwas Rechtes nie erreicht werden kann.

Zwar ist nicht nötig, daß jeder Freund der Jagd jene weitgehenden und vielseitigen Eigenschaften in sich vereinigen muß, welche dem eigentlichen Fachmanne, dem Berufsjäger, anhaften müssen, aber schon um der Sache selbst willen muß er doch, wie man zu sagen pflegt — das Zeug zum Jäger haben!

Der Jäger muß verschiedene Gebiete beherrschen können, er muß vertraut sein mit der Jagdkunstsprache, mit der Naturgeschichte sämtlicher Jagdtiere, er muß vertraut sein mit Wildschutz, Wildzucht, er muß Verständnis und Übung haben in Führung der Waffen, Behandlung der Hunde, in Anwendung aller gangbaren Fallen und Fangapparate und in Nutzung des Wildes.

Sind diese Kenntnisse zunächst unabweisbares Bedürfnis für den Berufsjäger, so wird doch der Amateur niemals auf eine gerechte Stufe als Weidmann gelangen, wenn er dieselben nicht mehr oder weniger sich angeeignet hat. Besonders wer mit dem Gedanken sich trägt, ein eigenes Jagdgebiet sich zu schaffen, muß in allen Sparten des Jagdwesens Kenntnis haben, sonst bleibt er zeitlebens nur Schießer, Sonntagsjäger, Jagddilettant, welcher von seinem Jäger abhängig ist!

Wir können deshalb unterscheiden: Hirschgerechte Jäger, welche mit allen Kenntnissen zur hohen Jagd ausgerüstet sind, und Niederwild-Jäger, welche sich nur mit der kleinen oder niederen Jagd — Reisjagd — befassen.

Das Weidwerk stellt im allgemeinen hohe Anforderungen an die Person des Jägers; er muß sich einer widerstandsfähigen, gestählten Gesundheit erfreuen, die durch die Unbilden des Wetters nicht erschüttert wird; dem Jäger muß scharfes Auge, feines Gehör und treues Gedächtnis eigen sein. In allen Lagen Geistesgegenwart, rastloser Pflichteifer müssen ihn ebenso zieren, wie Redlichkeit, Treue, Selbstbeherrschung und reine Sitten gepaart mit persönlichem Mut — der Jäger muß ein Mann sein im vollsten Sinn des Wortes!

Wer mit diesen schönen Eigenschaften ausgerüstet ist, der mag die immergrüne Zierde des Standes mit Würde tragen, der mag mit Stolz sich „Jäger" nennen, das Weidwerk eint die Glieder der grünen Gilde in treuer Gemeinschaft!

Wie alle praktischen Kenntnisse muß der Jäger auch mit den jagdgesetzlichen Bestimmungen seines Wirkungskreises vollständig vertraut sein und auch eine Ausrüstung sein eigen nennen, welche dem Berufe voll und ganz entspricht.

Ich sehe davon ab, die Kleidung näher zu beschreiben, sie muß eben für alle Jahreszeiten und Höhenlagen entsprechend sein. Unbedingtes Erfordernis ist der Besitz der unentbehrlichsten Waffen, sowohl Schuß- als blanke Waffen.

3) Hilfsmittel zur Ausübung der Jagd.

a. Waffen.

Der Jäger soll ausgerüstet sein mit einer gut eingeschossenen Büchsflinte, d. h. ein Gewehr mit Kugel- und Schrotlauf für die Birsche und für die Hochgebirgsjagd; ferner ist erforderlich ein gut schießendes Schrotgewehr. In neuerer Zeit hat die Waffentechnik ein Hilfsmittel im sogenannten Drilling geschaffen, welcher gewöhnlich zwei Schrotläufe und einen Kugellauf trägt. Für Gebirgsjäger giebt es Drillinge, sogenannte Doppelbüchs-Drillinge, welche zwei Kugelläufe und nur einen Schrotlauf führen.

In der neuesten Zeit werden auch einläufige Büchsen mit Repetiervorrichtung hergestellt, für den praktischen Jäger sind Doppelgewehre jedoch von größerem Vorteile, denn selbst die beste Repetiervorrichtung ersetzt den raschen Doppelschuß einer Doppelbüchse nicht.

Selbstverständlich ist, daß der Jäger mit der Konstruktion seiner Gewehre behufs Reparatur und Reinigung ebenso vertraut ist, wie mit Herstellung der anzuwendenden Munition.

Ohne gründlich angeeignete Schießfertigkeit des Jägers ist das beste Gewehr wirkungslos — der Jäger muß deshalb weitgehendste Übung im Schießen haben und auch ganz genau erproben und wissen, was seine Waffe leistet und auf welche Entfernungen er sich bei ihr verlassen kann; er hat deshalb mit jedem Gewehre, das er sich beilegt, bevor er dasselbe in Gebrauch nimmt, die eingehendsten

Schießversuche zu machen, d. h. sich die Waffe einzuschießen, wobei hauptsächlich festzuhalten ist, wie weit ein Schrotschuß gute Deckung mit genügendem Durchschlag gewährleistet. Das Einschießen ist sowohl beim Kugelgewehr, als auch beim Schrotgewehr notwendig, denn wenn ein Gewehr auch von der Fabrik aus als gut eingeschossen erklärt wird, so kommt doch das Einschießen auf einen bestimmten Fleck sehr viel auf die Art und Weise des einzelnen Schützen an, dann ob er schärfer oder weniger scharf äugt, das Korn feiner oder gröber zu nehmen gewohnt ist. Alle Waffen, die der Jäger führt, müssen stets in rostfreiem, intaktem Zustande erhalten werden — ein Jäger mit rostiger Waffe macht einen schlechten Eindruck, er kommt dem Bauernjäger recht nahe!

Als blanke Waffe genügt heutzutage in den meisten Fällen ein kräftiger, kurzer Hirschfänger. Wer Bären und Sauen zu bejagen hat, mag auch die „Saufeder" vorrätig haben. Ganz unentbehrlich für jeden Jäger ist jedoch ein gut gestählter, scharf schneidender, kräftiger Genickfang, auch „Weidblatt" genannt.

Rechnet man nun noch ein gutes Fernrohr oder tüchtiges Binocle, sowie Jagd- und Patrontasche, den praktischen Rucksack und den stets unentbehrlichen Wettermantel hinzu, so dürfte die nötigste Ausrüstung beisammen sein.

Manche Jagdbücher gehen in der Genauigkeit soweit, daß sie Farbe, Schnitt und Dichtigkeit der Kleidung in langen Kapiteln besprechen, daß sie Seiten darüber schreiben, ob für die Jagd der Hut oder die Kappe vorteilhafter sei — ich halte das für überflüssig; ein findiger Jäger wird genau wissen, wie seine Kleidung beschaffen sein soll. Ich will deshalb nur erwähnen, daß die Kleidung des Jägers nicht auffällige Farben haben soll, daß der Schnitt in den Bewegungen nicht hemmt und daß an der Kleidung keine Anhängsel sind, die beim Gebrauche des Gewehres und bei der Arbeit Lärm machen oder gar hinderlich sind.

b. Hunde.

„Ein Jäger ohne Hund ist nur ein halber Jäger" lautet ein Sprichwort, das ich gerade buchstäblich nicht nehmen möchte, doch ist es immerhin für einen vollkommenen Jäger von Vorteil, wenn er genaue Kenntnis über die zur Jagd nötigen Hunderassen, wenn er über deren Behandlung und Führung Kenntnis hat. Ich habe für die Haltung, Führung, Kenntnis der Hunde einen eigenen Abschnitt angeführt und möchte daher hier nur kurz erwähnen, welche Rassen zum Jagdbetriebe nötig und brauchbar sind.

In Hochjagdrevieren darf der Schweißhund niemals fehlen. Zur Birsche ist dieser Hund fast unentbehrlich, denn in der Praxis kommen selbst dem besten und vorsichtigsten Jäger Fälle vor, bei welchen er ohne Schweißhund hilflos dasteht. Mit dem besten Kugelschusse flüchtet der Hirsch, nicht immer stürzt Gams- oder Rehbock im Feuer, und geht nun die Flucht in dichten, weit zusammenhängenden Unterwuchs, so steht der Jäger vor einem unlösbaren Rätsel.

Zwar ersetzen in manchen Fällen die Vorstehhunde den Schweißhund auch zum Teil, wenn sie zu dieser Arbeit einigermaßen eingeübt sind. Hühner- oder Vorstehhunde sind aber mehr für die Flugwild-, Feld- und Wasserjagd bestimmt, für die sie unentbehrlich sind.

Zur Jagd auf Raubwild ist der Dachshund bestimmt. Bei seiner hervorragenden Klugheit und seinen scharfen Sinnen eignet sich dieser intelligente, wenn auch etwas starrköpfige Bursche auch recht gut zur Arbeit auf den Schweiß. Zu Jagden, bei welchen kein Schweißhund vorhanden, sollte wenigstens ein auf Schweiß gearbeiteter Dachshund zur Hand sein! Außer der Bauarbeit unter der Erde, welche das eigentliche Metier des Dachshundes ist, dient derselbe auch als ganz geeigneter Stöberer bei Waldtreibjagden. Sein niederer Körperbau bewirkt, daß er das Wild, besonders Rehwild, nicht so sehr hetzen kann, daß es Schaden nimmt, wie z. B. bei den Bracken. Da, wo das Bedürfnis vorliegt, mit Hunden zu jagen, sollte keine andere Hunderasse verwendet werden, als der Dächsel; durch ihn leidet der Wildstand nicht.

Als weitere Spezialitäten für einzelne Jagdarten möchten die Otterhunde Erwähnung finden; zur Brackierjagd, wo solche noch in Übung ist, werden die Bracken, auch Lauf- und Wildbodenhunde genannt, verwendet. Außerdem finden noch Windhunde zu Hetzjagden, Parforcejagdhunde — Fuchs- und Hasenhunde, sowie Bassets — ein Mittelding zwischen Parforcejagdhunden und Dachshunden, Anwendung.

In England wird der Foxterrier zur Fuchsjagd verwendet und hat auch von dorther Eingang bei uns gefunden. Er ist auch als Stöberhund bei Treibjagden zu verwenden — ich möchte aber stets für unsere Jagdart dem Dachshunde den Vorzug geben.

c. Übrige Mittel.

Unter die übrigen Mittel zum Jagdbetriebe möchte ich zunächst rechnen: Netze. Diese haben verschiedene Nutzanwendung. Es sind Apparate zum Fange von kleinerem Haarwilde und von Federwild. Die gebräuchlichsten Arten sind: Treibzeug zum Einfangen von Fasanen, Wildenten, Rebhühnern, auch Schnepfen; Schneehauben zum Einfangen von Rebhühnern im Winter; Prellnetze für Hasen, Füchse und Schnepfen; Habichtsgarne; Schlagnetze zum Fange von Rebhühnern, Fasanen und Krähen. Die Nutzanwendung der einzelnen Netzarten ist bei den Jagdarten der entsprechenden Wildgattung speziell erwähnt.

Fallen: Die zum Gebrauche am meisten praktischen Fallen und Eisen sind: Das Berliner Eisen oder der Schwanenhals, das Tritt- oder Tellereisen, je nach Größe und Stärke der zu fangenden Wildgattung mehr oder weniger stark. Ferner die Kastenfalle, die Prügelfalle, die Bodenfalle; diese Apparate sind bei den einschlägigen Wildgattungen detailliert beschrieben. Alle im Gebrauche befindlichen Fangapparate aufzuführen, würde für ein allgemeines Werk zu weit führen, denn dieselben sind sehr mannigfaltig — man könnte hierüber ein eigenes Werk schreiben.

Jagdzeug. Als hauptsächlichstes Hilfsmittel zu eingestellten Jagden sind nötig die verschiedenen Arten von Jagdzeug, als:

1) Tücher (dunkles Zeug), 2) Netze (lichtes Zeug), 3) Lappen.

Die Tücher werden wiederum eingeteilt in a. hohe Tücher, b. Mitteltücher, c. halbe Tücher und d. Rolltücher.

Das hohe Tuch muß $3^1/_2$ m hoch sein und hat gewöhnlich eine Länge von 160 Schritt. Mitteltücher haben gewöhnlich eine Höhe von 2,70 m. Halbtücher stellen 2 m hoch. Die ersteren Tücher sind zu eingestellten Jagden für Edelwild nötig, die zweiten für Sauen und Damwild, während die dritte Gattung für Sauen, Rehe, Hasen, Wölfe und Füchse dienlich sind.

Die Roll- oder Lauftücher stellen so hoch wie die hohen Tücher und werden gewöhnlich gebraucht, um die Wildkammern nach jener Seite hin abzuschließen, nach welcher die Kammer während des Treibens geöffnet werden soll. Ich verweise hiebei auf den Abschnitt des eingestellten Jagens auf Edelwild.

Die Netze wurden ursprünglich statt der Tücher angewendet, wenn aber Vorrat genug an Tüchern vorhanden ist, werden die Netze nur mehr zum Doublieren bei eingestellten Jagen verwendet. Die Art und Weise des Stellens der Netze, die nötigen Requisiten u. dergl. hiezu zu beschreiben, würde den Rahmen eines allgemeinen Werkes überschreiten. Ich unterlasse dies, da in unserer gegenwärtigen Zeit sehr wenige Weidmänner in die Veranlassung kommen, mit solchen Hilfsmitteln operieren zu müssen und die wenigen hiezu bestimmten Fachleute an und für sich eine praktische Schule hierin durchmachen müssen.

Was an Netzen dem gewöhnlichen Jäger zur Anwendung nötig wird, ist bei den einschlägigen Wildgattungen erwähnt. Wichtiger für alle Jagdfreunde ist die Anwendung der Lappen, welche ich hier kurz beschreiben werde.

Zunächst giebt es Tuch- und Federlappen. Diese werden bei gewöhnlicher Anwendung dazu verwendet, entweder einzelne Wechsel eines Treibens oder ganze Seiten, welche z. B. im schlechten Winde mit Schützen nicht besetzt sind, abzuschließen. — Ein Bund Tuchlappen mißt 80 Schritte. Gewöhnlich wird hiezu gebleichte Leinwand oder auch Baumwolltücher in verschiedenen grellen Farben verwendet. Man nimmt zur Breite diese des Tuches, gewöhnlich ca. 70 cm breit, und schneidet viereckige Stücken, also auch in der Länge von 70 cm, ab. Diese Lappen, welche häufig auf einer Seite den Namenszug des Jagdherrn oder dessen Wappen tragen, werden oben an einer Leine, die ungefähr die Dicke eines kleinen Fingers hat und 6 m länger sein muß als das Bund Lappen, befestigt. Zwischen

je zwei Lappen wird ungefähr der gleiche Zwischenraum gelassen als die Lappen breit sind. Zu jedem Bund Lappen gehören fünf Stellstäbe von $1^1/_2$ m Höhe. Am obern Ende des Stabes und auch in der Mitte desselben wird ein eiserner Haken befestigt, um an demselben die einfache oder doppelte Verlappung vornehmen zu können, d. h. die Schnur einzuhängen, an welcher die Lappen befestigt sind.

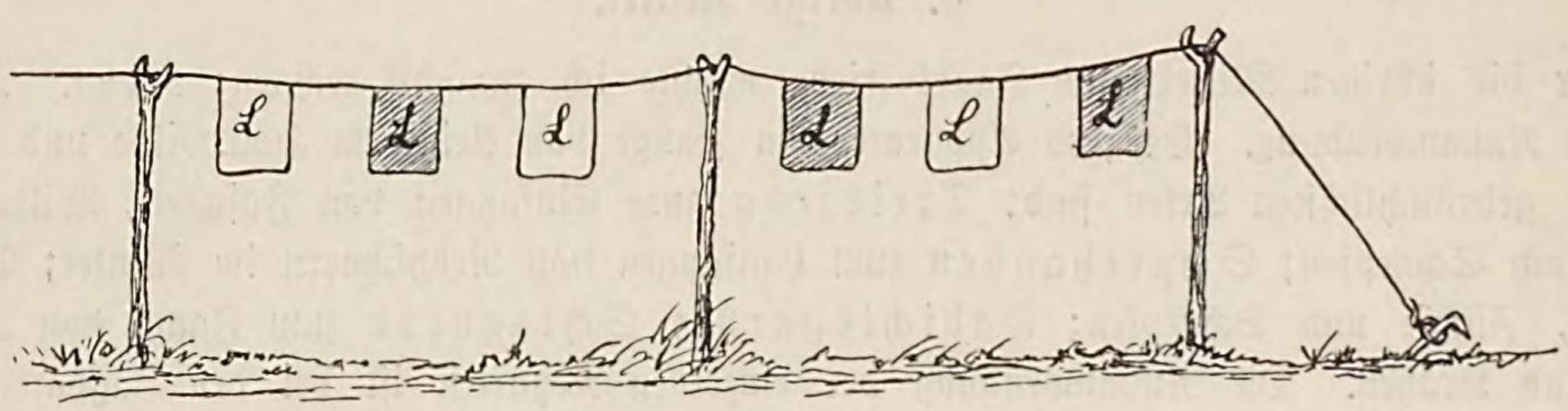


Fig. 1. Tuchlappen.

Es giebt auch Lappen, welche nur farbigen Bändern ähnlich sind und eine Breite von ca. 10 cm, eine Länge von 40—50 cm haben. Die Firma W. Danicke (Th. F. Knoll), Bandelstraße 28 in Berlin NW. fabriziert dieselben mit allem Zubehör. Für einfache Wechsel-Verlappungen genügen sie hinlänglich.

Eine andere sehr praktische und einfache Verlappung wird auch durch die Federlappen oder den Federhaspel hergestellt. Es sind das lange Leinen, an welchen Federn von Gänseflügeln u. dergl. festgebunden sind. Ein Bund Federlappen hat in der Regel die Länge von ca. 150 Schritt. Sechs bis acht solcher Bunde, deren jeder auf einen Haspel aufgezogen ist, kann ein Mann leicht tragen.

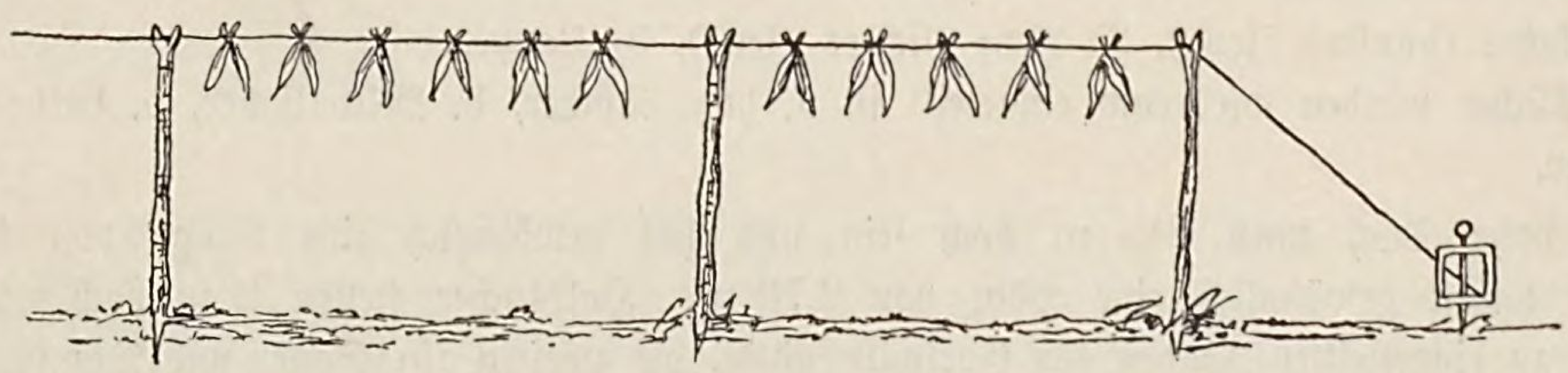


Fig. 2. Federhaspel.

Diese Federhaspel, sowie die Bänderlappen können sehr rasch aufgestellt werden. Man kann statt der Stäbe zum Anhängen auch die Äste und Zweige der Bäume benützen und zwar in der Art, daß ein Mann mit dem Haspel vorausgeht, denselben abwickelt, während ein zweiter Mann, nachdem er den Anfang der Leine festgebunden hat, mit dem Aufhängen thätig ist.

Zum Absperren von Dickungen gegen die Feldflur oder umgekehrt sind die kleinen Federhaspel bei Hasenjagden sehr brauchbar. Ich werde dort darauf zurückkommen.

Die Fall- oder Fanggruben für Wild übergehe ich, sie sind überwundener Standpunkt. Nur bei der Fuchsjagd werde ich eine Art Fanggrube für junge Füchse erwähnen.

d. Einparkierung.

Die Einparkierung hat den Zweck, das Wild von den Fluren abzuhalten und dadurch den Schaden an Feldfrüchten zu verhüten. Man kann entweder nur einzelne Waldgrenzen einzäunen, d. h. durch Wildgatter abschließen, während alle übrigen Grenzen frei bleiben, oder aber einen bestimmten Waldteil gänzlich mit Gatter umfriedigen — also einen wirklichen Park oder Tiergarten herstellen.

Die erstere Maßregel kann mehr oder weniger nur als vorübergehend, als zeitliche Anlage betrachtet werden, welche 1) Schutz gewisser Fluren gegen Wildschaden, 2) aber auch Schutz dem Wilde gegen das Auswechseln und Abschießen seitens unlieber Nachbarn zum Zwecke hat. Da bei solchen Anlagen dem Wilde nach andern Seiten Austritt und Äsung geboten ist, mag ein Nachteil für den eingefriedigten Raum ebensowenig entstehen, als für die Erhaltung des Wildes. Bei gänzlicher Einfriedigung sind aber ganz andere Punkte ins Auge zu fassen, die ich kurz zu erwähnen versuchen werde.

Der Wild- oder Tiergarten, auch Tierpark, hat den Zweck, entweder eine Wildgattung oder

mehrere, die ihrer Natur und Äsung nach neben einander bestehen können, zu hegen und zu unterhalten. So viele Annehmlichkeiten ein Wildpark bietet, hat derselbe doch so viele Schattenseiten, daß sich die Vorzüge mit den Nachteilen decken. Ist ein Park sehr groß, sind die Anlagekosten sehr beträchtlich, ist er klein, bedeutet er nicht viel, denn 1) wird der Ertrag der eingefriedigten Flächen ein sehr geringer und 2) das eingeparkte Wild in kurzer Zeit so sehr degenerieren, daß es, falls man nicht ungeheure Kosten auf Fütterung und öftere Blutauffrischung anwendet, keinen weidmännischen Genuß bietet.

Will man also einen guten Wildstand erhalten, müssen sowohl Areal als auch Wald- und Terrainverhältnisse passend sein, um eine ganz genau bestimmte Anzahl Wild halten zu können.

Zur Einrichtung eines Wildgartens eignen sich am besten gemischte Bestände mit vorherrschender Laubholzbestockung, in welchen einige Wiesen mit gesundem Graswuchse und womöglich auch Felder enthalten sind. Finden sich solche nicht vor, muß durch Rodung dafür Raum geschaffen werden. Freilich darf man auf eine Nutzung der Wiesen und der Felder für die Landwirtschaft nicht viel rechnen, denn sie werden höchstens genügen, um zur Äsung des Wildes zu dienen und etwa noch einiges für Winterfütterung zu gewinnen. Kann man ein Terrain benützen, das Hügel und Thäler aufweist, wird es günstiger sein.

Ein Haupterfordernis ist frisches Wasser zur Tränke, das aus fließenden Quellen stammt. Ist dies nicht vorhanden, muß durch Röhrenleitung dafür gesorgt werden und empfiehlt sich, das Überwasser etwa in einem kleinen saubern Teiche zu sammeln. In Parken für Edelwild muß Sorge getragen werden, daß eine oder zwei Suhlen vorhanden sind. Bietet sie die Natur nicht, müssen sie künstlich angelegt werden, indem man den Grund aushebt, mit Lehm die Grube gut ausschlägt und die Umgebung so planiert, daß das Regenwasser sich in der Grube fängt und erhält. Namentlich zur Brunftzeit ist die Suhle unentbehrlich und muß, falls in trockenen Jahrgängen die Witterung für genügende Feuchtigkeit nicht sorgt, Wasser zugefahren werden.

Auf gutem Boden und bei günstigen Waldverhältnissen lassen sich in einem Parke von etwa 3000 Tagwerk immerhin 80—100 Stück Edel- oder Damwild halten, insofern bei Winterfütterung nicht gespart wird und auf Kultur der Wiesen und Brunftfelder Sorgfalt verwendet wird.

Edelwild und Rehe oder Damwild und Rehe vertragen sich nie gut in einem und demselben Parke; die Rehe gehen meist zu Grunde oder degenerieren sehr.

Man kann aber den Parkzaun auf eine Weise herstellen, daß Rehe, welche in freier Bahn rings um den Park stehen, durch Einsprünge oder durch die Art der Anlage des Parkzaunes Zutritt in den Park haben, ohne eingeparkt zu sein. Man wird aber finden, daß trotzdem nicht viele Rehe einwechseln und innerhalb stehen, denn sie meiden die Nähe des Edelwildes.

Daß in einem Wildparke ein paar tüchtige Salzlecken nicht fehlen dürfen, ist selbstverständlich. Bezüglich ihrer Anlage und Zubereitung verweise ich auf das diesbezügliche Kapitel beim Edelwilde.

Was nun die Umfassung eines Tiergartens betrifft, ist die Mauer zwar das teuerste, aber auch das haltbarste Umfassungsmittel. Eine solche Mauer soll 3 m über dem Boden emporragen und in halber Höhe hin und wieder Schießscharten aufweisen.

Die gewöhnlichen Umfassungsmittel sind aber Holzgatter aus eichenen Bohlen, welche etwa 2 m über den Boden emporragen und über welchen bis auf die Höhe von mindestens 1 m starke Latten 12—16 cm auseinander der Länge nach angebracht werden, um das Überfallen durch das Wild zu verhüten. Die Pfosten mögen ca. 21 cm im Gevierte halten.

Es giebt auch Parkzäune, welche so konstruiert sind, daß Kleinwild, auch Rehe aus- und einschlüpfen können und sonach die Einzäunung nur fürs Edelwild besteht. Diese Zäune werden durch eichene Pfosten, welche stark und kräftig genug sind, gebildet und in diese Pfosten werden Querhölzer der Länge nach eingelegt, welche in Zwischenräumen von 12—16 cm übereinander geschichtet sind. Auch mit Zink- oder Stacheldraht können solche Gatter der Quere nach verkleidet werden. Stacheldraht ist aber gefährlich, weil sich das Wild daran zu häufig verletzt.

Einsprünge haben einigen Vorteil, wenn außerhalb des Parkes in freier Wildbahn solches Wild steht, wie es eingeparkt ist. Hin und wieder wird während der Brunftzeit ein Hirsch einspringen und

zur Blutauffrischung des Parkwildes dienen. Die Einsprünge haben aber auch den Nachteil, daß z. B. im Winter die vorliegende Vertiefung sich durch Schneewehen füllen kann; wenn dann der Schnee so hart wird, daß er Wild trägt, liegt die Möglichkeit nahe, daß mehr Wild in einer Nacht auswechselt, als je einspringen würde. Um solchem Übelstande abzuhelfen, müßten in solchen Fällen die Schneewehen stets sofort ausgeschaufelt werden.

Alle Thore und Thüren des Parkes müssen nach innen aufgehen und gut verwahrt sein. Das Wild wird am besten von den Thoren abgehalten, wenn in der Breite des Weges oder Thores ca. 20—30 Schritte gegen das Innere des Parkes zu eine Art Laufgatter auf beiden Seiten hergestellt wird. Das Wild geht nicht gerne in einer solchen Lauflinie und dadurch wird, falls ein Gatterthor offen bleiben sollte, das Auswechseln des Parkwildes verhütet. Die Thorgatter können aber auch als selbstschließend angelegt werden, sei es nun durch schiefe Stellung, durch Druckfedern oder durch Flaschenzüge. Im Holzbestande des Parkes ist darauf zu sehen, daß möglichst viele Eichen vorhanden seien, um in Mastjahren natürliche Äsung zu bieten. Buchenbestände sind wegen der Mast sehr vorteilhaft. Außerdem pflanze man Roßkastanienalleen an den Wiesensäumen und an der Umfassung an. Auf Schlägen und Blößen soll wilder Jasmin, ferner großer Hagedorn und verschiedene Wildobstbäume angepflanzt werden. An den Rändern der Wiesen oder an Schlägen dürfen Kanzeln und Schirme nicht fehlen, zu welchen man gut vorbereitete, mit weichem Sand oder Loh ausgelegte Birschpfade anbringt. Fütterung mit phosphorsaurem Kalke ist absolut nötig, um das verderbliche Schälen des Wildes zu verhüten. Wird diese Untugend durch irgend welche Stücke angefangen, kann man sich wohl nicht anders helfen, als solche Stücke sofort abzuschießen, um die Weiterverbreitung der Untugend unter den andern Stücken zu verhindern.

Dies sind so ziemlich die allgemeinen Gesichtspunkte für Anlagen von Wildgärten. Ich habe die Futterstädel, Fütterungsanstalten, Salzlecken allerdings nicht mehr erwähnt, da dieselben beim Edelwild in freier Wildbahn schon beschrieben sind und als selbstverständlich hier weggelassen wurden.

Die Einparkierung wird ja so selten vorgenommen, daß ich die Details einer solchen Anlage für ein allgemeines Jagdbuch zu weitgehend ansehe. Wer sich jedoch damit befassen will, den verweise ich auf die Spezialschriften von A. Göbde und R. Ritter von Dombrowski über Anlage von Wildparken.

Schließlich möchte ich nur noch zum Schlusse einige Worte über das Standes- und Geschlechtsverhältnis des im Parke zu haltenden Wildes angeben.

In einem Edelwildparke schlägt Dietrich a. d. Winckell bei 60 Stück Standwild folgende Einteilung vor:

a. Hirsche:	b. Kahlwild:	c. Kastraten:
1 Kapitalhirsch,	24 Alttiere,	2 alte,
1 Hirsch mittlerer Stärke,	6 Schmaltiere,	3 zweijährige,
2 geringere Hirsche,	8 Wildkälber.	3 einjährige.
1 Gabelhirsch,	38 Stück.	8 Stück.
4 Spießer,		
5 Hirschkälber.		
14 Stück.		

In einem Dammwildparke bei einem Besatze von 100 Stück wären zu halten:

a. Hirsche:	b. Kahlwild:	c. Kastraten:
1 Kapitalschaufler,	36 alte Tiere,	9 alte verschiedenen Alters,
2 schwächere versch. Alters,	10 Schmaltiere,	3 dreijährige,
6 geringere Hirsche,	12 Wildkälber.	3 zweijährige,
6 Spießer,	58 Stück.	4 einjährige.
8 Hirschkälber.		19 Stück.
23 Stück.		

Nach diesem Stande wäre also das Verhältnis aufrecht zu erhalten und je nach Zugang jährlich zu regulieren. Hiebei kommt in Betracht, den jährlichen Zugang nach Zahl und Geschlecht genau festzustellen und, Verlustfälle eingerechnet, den Abschußetat hiernach aufzustellen.

Nach der Satzzeit kann man Tiere, welche zum zweitenmale gelte geblieben sind, dann Spießer und Schmaltiere, je nach Verhältnis des Zuganges, abschießen. In der Feistzeit wären entbehrliche Hirsche ebenfalls dem Abschusse zu unterziehen. Hirsche mittleren Alters von gleicher Stärke soll man nie gleichzeitig auf die Brunft im Tiergarten treten lassen, weil nicht selten beide durchs Kämpfen zu Grunde gehen. Während und nach der Brunft kann von Zeit zu Zeit ein Kastrat erlegt werden, ferner im Winter das überzählige Kahlwild.

4) Einteilung der Jagd.

In früheren Zeiten wurde die Einteilung der Jagd nach verschiedenen Grundsätzen gehandhabt; jeweilige Landesgesetze, Reservatrechte der regierenden Häupter, besondere Passionen maßgebender Personen und sonstige Umstände waren Veranlassung, daß in vielen Territorien verschiedene Bestimmungen vorherrschten. Wie die allgemeine Einteilung verschieden war, so schwankte auch die Einteilung der einzelnen Wildgattungen unter die General-Einteilung. In dem einen Territorium gab es hohe, mittlere und niedere Jagd, in dem andern nur hohe und niedere Jagd.

Heutzutage wird die Jagd gewöhnlich nur in hohe und niedere eingeteilt und diesen Modus habe ich auch dieser Arbeit zu Grunde gelegt.

Wir teilen demnach das Wild in folgende Ordnung ein:

Hohe Jagd.

a. Nützliches Haarwild.

1) Edel- (Rot-) Wild,
2) Elch-Wild,
3) Dam-Wild,
4) Stein-Wild,
5) Gems-Wild,
6) Schaf-Wild,
7) Schwarz-Wild,
8) Reh-Wild.

b. Nützliches Federwild.

1) Schwäne,
2) Trappen,
3) Kranich,
4) Auerhuhn,
5) Birkhuhn,
6) Rackelhuhn,
7) Haselhuhn,
8) Fasan,
9) Truthuhn.

c. Behaartes Raubwild.

1) Bär,
2) Luchs,
3) Wolf.

d. Befiedertes Raubwild.

1) Adler,
2) Uhu.

Niedere Jagd.

a. Nützliches Haarwild.

1) Biber,
2) Murmeltier,
3) Feldhase,
4) Alpenhase,
5) Kaninchen.

b. Nützliches Federwild.

Feld- und Wald-Geflügel.

1) Waldschnepfe,
2) Steinhuhn,
3) Schneehuhn,
4) Rebhuhn,
5) Wachtel,
6) Wildtauben,
7) Drosseln.

Sumpf- und Wasser-Geflügel.

1) Reiher,
2) Pelikan,
3) Wildgänse,
4) Wildenten,
5) Brachvögel,
6) Regenpfeifer,
7) Kibitz,
8) Moosschnepfen,
9) Rallen,
10) Scharben,
11) Säger,
12) Taucher,
13) Seeschwalben (Möven).

c. Behaartes Raubwild.

1) Fuchs,
2) Dachs,
3) Fischotter,
4) Wildkatze,
5) Steinmarder,
6) Edel- oder Baummarder,
7) Sumpfotter (Nörz),
8) Iltis,
9) Wiesel,
10) Eichhörnchen,
11) Hamster.

d. Befiedertes Raubwild.

1) Geier,
2) Milan,
3) Weihen,
4) Bussard,
5) Falken,
6) Habicht,
7) Raben (Rabenvögel),
8) Eulen,
9) Würger.

Veränderungen, welchen das Jagdwesen der Neuzeit durch Einführung der Schußwaffen, durch Regelung gesetzlicher Verhältnisse, Beachtung forst- und landwirtschaftlicher Kultur namentlich seit dem Jahre 1848 unterworfen war, bedingen die Einteilung, wie ich sie in Vorstehendem bekannt gegeben habe.

Fast gänzlich verschwunden ist die Beizjagd; die Parforcejagd ist auf wenige Wildgattungen beschränkt, weshalb ich mich veranlaßt sah, manche Wildgattungen, die früher zur hohen Jagd gezählt wurden, der Niederjagd einzuverleiben.

Auf die jagdgesetzlichen Bestimmungen einzelner Länder und Staaten näher einzugehen, würde den Rahmen des Werkes zu sehr ausdehnen, da ja in einzelnen Kronländern, Provinzen und Kantonen verschiedene Bestimmungen obwalten. Ich habe deshalb nur die Tabellen der Schuß- und Hegezeiten aufgenommen, als Hauptanhaltspunkte für den Betrieb der Jagd in einzelnen Gegenden.

Übrigens muß es Pflicht eines jeden Jägers sein, sich mit den Jagdgesetzen seines Wirkungskreises völlig vertraut zu machen.

Die meisten Jagdgesetze setzen für Eröffnung und Schluß der Jagdzeiten allgemeine äußerste Grenzen fest. Ein rationell wirtschaftender Weidmann wird aber unter Berücksichtigung des einschlägigen Jagdgesetzes sich hauptsächlich nur durch weidmännische Grundsätze leiten lassen und seinen Betrieb nach diesen einrichten, die meist engere und präzisere Grenzen ziehen, als jagdpolizeiliche Bestimmungen für die Allgemeinheit vorschreiben.

Ich kann nicht umhin, gerade hier eines Umstandes zu gedenken, der unseren gegenwärtigen Jagdverhältnissen besonderen Charakter verleiht.

Unsere sozialen Verhältnisse gestatten nämlich unsern Wildstand nur in sehr mäßiger Weise zu hegen, geringer, als am Ende einem passionirten Jäger erwünscht wäre. Der weitaus größte Teil unserer Jagdgebiete ist einem hochentwickelten forst- und landwirtschaftlichen Betriebe unterworfen. Eine ausgedehnte Wildbahn steht mit dieser zumeist in ganz diametralem Verhältnisse. Große unkultivierte Landstrecken giebt es kaum mehr, die Staatsgründe, welche einen großen Prozentteil namentlich unserer Forste einnehmen, sind streng bewirtschaftet. Privat- und Gemeindebezirke, auf welchen das Jagdrecht verpachtet ist, vertragen ebensowenig wie erstere hohen Wildstand.

Wir müssen also mit den Verhältnissen rechnen und unsere Wildbahn so regulieren, daß durch sie die genannten Faktoren nicht besonders fühlbar geschädigt werden. Andererseits aber ist es Pflicht des Jägers, seinen Jagdbetrieb so einzurichten, daß ein entsprechender Wildstand nachhaltig gesichert sei.

Durch diese Umstände sind wir an ganz andere Grundsätze des Betriebes gebunden, wie unsere Altvorderen, wie sie Weidmänner von altem Schrot und Korn betrachteten. Der Forst- und Landwirtschaft besonders gefährliche Wildgattungen müssen zurückgedrängt und können in freier Wildbahn nur sehr reduziert gehalten werden, wenn man sie nicht in Parke einzwängen will, andere unschädliche Spezies mögen dagegen weit höher gepflegt werden, als es in früheren Zeiten der Fall war und darum sei auch der Niederjagd, namentlich dem Flugwilde, besondere Beachtung von Seite unserer Weidmänner geschenkt.

Wenn meine Arbeit infolge dieser Momente von jener unserer Altmeister etwas abweicht, mögen die Motive, die mich leiteten, in Rechnung gezogen werden.

Die Jagdpachte haben immense Höhe erreicht, will man ein einigermaßen günstiges Erträgnis aus der Jagd ziehen, kann es hauptsächlich nur durch strengere Hege und Vermehrung jener Wildgattungen erzielt werden, welche einen Wildschadenersatz nur in geringem Maße oder gar nicht veranlassen, und das ist hauptsächlich das Flugwild.



II. Jagdkenntnis.

Hohe Jagd.

a) Nützliches Haarwild.

1. Edel-, Rot- oder Hochwild.

Allgemeine naturgeschichtliche Betrachtung.

Gewiß mit vollem Rechte habe ich das Edelwild an die Spitze der hohen Jagd gestellt, denn vermöge seines Körperbaues, seines Gewichtes, seiner majestätischen Haltung, seiner Klugheit, Kraft und Schnelligkeit verdient der Edel- oder Rothirsch als der König unserer Wälder den ersten Platz unter unseren Jagdtieren.

In der Ordnung der Wiederkäuer nimmt die Sippe der Hirsche — cervina — den vierten Platz ein. Beim Edelwild — cervus elephas — nennt man das männliche Geschlecht Hirsch, Edelhirsch, Rothirsch; das weibliche — Tier, Edeltier, Rottier, Stück Wild, auch Kahlwild; das Junge je nach Geschlecht Hirschkalb, Wildkalb, auch Tierkalb. Mehrere Stücke zusammen nennt man „Rudel", auch „Trupp".

Der Edelhirsch hat vom Äser bis zum Weidloch eine durchschnittliche Länge von 2—2,80 Meter. Das Körpergewicht eines jagdbaren Hirsches schwankt zwischen 100 und 250 Kilogramm je nach Alter, Stärke und Standort. Standort und Äsung haben großen Einfluß auf Körper- und Geweihbildung. Unsere Hochgebirgshirsche können sich weder in Körpergewicht noch Geweihbildung mit Hirschen des Flachlandes, die in fruchtbaren Ebenen oder in Mittelgebirgen stehen und sich üppigster Äsung erfreuen*), messen.

*) In Deutschland sollen die stärksten Hirsche in Ostpreußen, im Regierungsbezirk Gumbinnen, vorkommen. In Österreich erreichen die Hirsche der Donauniederungen namhafte Stärke, die Hirsche in Ungarn dürften aber sowohl in Körperstärke wie in Geweihbildung durchschnittlich alle andern überragen. Namentlich sind die Hirsche in den Leibgehegen des Kaisers um Gödöllö, ferner jene in den Jagdgründen des Erzherzogs Albrecht um Bellye (Ungarn) und die der Bukowina von kapitaler Stärke. Von unsern Gebirgshirschen in Bayern mögen jene des Algäus die stärksten sein.

Das Edelwild bewohnt den größten Teil Europas, ist aber in vielen Staaten und Ländern fast gänzlich ausgerottet und nur noch in einzelnen größeren Forsten und Gebirgsstrichen in freier Wildbahn anzutreffen. Größere oder kleinere Wildparke finden sich allerwärts.

Der Kopf oder das Haupt**) des Hirsches ist edel geformt, hat ernsten, schneidigen Ausdruck; der Windfang (Nase, Nüstern) ist gut entwickelt; der Äser, Graser (Maul) ziemlich lang und leicht beweglich; die Zunge — Lecker, Weidlöffel ist lang, an der Oberfläche rauh. Manche Hirsche haben auffällig gebogenen Nasenrücken, sogenannte Ramsnase; diese Hirsche zählen gewöhnlich zu den guten.

Die Zahnbildung des Edelwildes stimmt mit jener aller Wiederkäuer überein; Zahnformel $V\frac{0}{8}$; $E\frac{1}{0}$; $B\frac{6}{6}$. Im Oberkiefer hat das Edelwild in der Regel zwei eigentümlich geformte Haken, Graneln; jene des Hirsches sind bedeutend stärker als die des Tieres. Geringe (junge) Hirsche haben stärkere, an der Oberfläche noch konvex gebildete Haken, meist ganz weiß. Bei ältern Hirschen ist die Oberfläche der Haken flach abgeschliffen und zeigt hier bräunliche Ringe, wie überhaupt der ganze Schmelz des Hakens dunkler erscheint; je älter der Hirsch, desto kleiner die Haken. Viele Hirsche und nicht bloß alte, zurückgesetzte, haben manchmal gar keinen Haken. Die Graneln bilden eine sehr geschätzte Trophäe für den Jäger, sie werden vielfach als Schmucksachen zu Ringen, Broschen, Knöpfen und an Uhrketten verwendet getragen. Gewöhnlich schneidet sich der glückliche Schütze dieselben sofort nach Erlegung des Hirsches heraus.

Die Lichter (Augen) sind groß, glanzvoll, bräunlich mit blauschwärzlicher Pupille. Am vordern Ende der Augenlider befinden sich längliche, schmale Vertiefungen, eine Art Hautfalte, die Thränenhöhlen. In diese fließt die Feuchtigkeit aus den Lichtern, sammelt sich da und bildet eine zähe, gelblichbräunliche Masse, ähnlich dem Ohrenschmalze; nach und nach nimmt diese Masse dunklere Färbung an und wird hart, sie bildet das sogenannte Hirsch-bezoir.

Hals und Vorderteil des Hirsches wird Vorschlag genannt, die Füße — Läufe, die Klauen — Schalen; oberhalb der Schalen am rückwärtigen Teil der Läufe befinden sich hornartige Zehen — das Geäfter, Oberrücken; die Brustspitze wird — Stich genannt, die Schulterblätter — Blatt, Blätter. Die Hinterläufe gehen in die — Keulen, Schlegel über, zwischen welchen das aus den zwei Eisbeinen bestehende Schloß liegt. Der obere Körperteil vom Schloß bis zum rechten Halswirbel heißt — Rücken, das Rückenteil vom Schloß bis zu den Rippen — Ziemer; die Rippen nennt man „Federn", die Dünnungen — Flanken. Über dem Ausgange des Mastdarms — (Weidloch) liegt der — Wedel oder Blume; die Exkremente heißen — Losung; der Hirsch löst sich, er näßt oder feuchtet. Das männliche Glied ist die — Brunftrute, der Haarbüschel am Ausgange derselben der — Pinsel, Zapfen. Die Hoden nennt man — Kurzwildpret, das weibliche Glied — Feuchtblatt, Feigenblatt, das Euter des Tieres — Gesäuge.

Die Begattungszeit heißt — Brunft, der Begattungsakt — Brunften, Beschlag; das Tier ist, sobald es empfangen hat — hochbeschlagen, von dieser Zeit an ist es — Alttier, Kälbertier; wenn es nicht mehr aufnimmt, heißt es Gelt- oder Galttier. Im ersten Jahre heißt das junge Edelwild — Kalb (Hirschkalb — Tierkalb), dann wird das weibliche Stück — Schmaltier, der Hirsch — Schmalspießer.

Das Fleisch des Edelwildes wird — Wildbret genannt, das Blut — Schweiß, das Fett — Weiß, Feist. Die edlen Eingeweide, Herz, Lunge, Leber, Nieren werden Geräusch, auch Lunze genannt; die Luftröhre heißt — Droßel, der Kehlkopf — Droßelknopf; die vom Netze umschlossenen Gedärme bilden das große und kleine Gescheide, der Magen den Pansen oder Wanst. Das Fell heißt — Haut oder Decke. Zu beiden Seiten des Wedels zeichnet sich den Schlegeln entlang eine lichtere, gelblichweiße Färbung ab, welche man — Schilder oder Spiegel nennt. Das Wechseln des Haares im Frühjahr und Herbste nennt man Färbezeit — verfärben. Das Kalb trägt bis

**) Manche Jäger nennen den Kopf der meisten Wildgattungen „Grind". Ich finde diesen provinziellen Ausdruck unschön, trivial, besonders bei edlem Wilde. In alter Zeit wurde strenge geahnt, wenn jemand, der auf den Titel eines Weidmanns Anspruch machen wollte, „despektierlich" vom Wilde, vornehmlich dem Hirsche sprach, wie z. B. „das Luder", „der Tropf" 2c. Ich finde derart rohe, triviale Bezeichnungen schon im allgemeinen eines Jägers und unseres edlen Wildes höchst unwürdig.

zum Herbste weiches wolliges Haar, in welchem dem Körper entlang hellgelbliche Flecken eingesprengt sind, die aber bei der Färbung verschwinden. Der Hirsch setzt mit der Verfärbung, welche gewöhnlich zur Brunftzeit beginnt, langes mähnenartiges Haar mit dunklerer Färbung rings um den Hals an. Die Farbe des Edelwildes hat verschiedene Nüancen, hellrot gefärbtes Edelwild trägt gewöhnlich vom Halse bis zum Wedel über das Rückgrat hin einen dunkelbraunen Strich, den sogenannten — Aalstreifen. Das meiste Edelwild trägt im Sommer schöne rote Decke, die weit durch die Büsche leuchtet und davon mag wohl der Ausdruck — Rotwild herrühren. Wir treffen aber auch bei uns, ich möchte sagen eine Rasse von Hirschen an, welche auffällig hellgelb gefärbt sind und meist zu den besten Hirschen gerechnet werden dürfen. Im Gegensatz hiezu trifft man auch dunkelbraun gefärbte, die gewöhnlich kurz im Körperbau sind und deshalb leichter im Gewichte.

Das Edelwild steht im Revier — hält Stand; wechselt wenn es den Standort verläßt; steckt im Revier oder Triebe; den Platz, wo es sich niederthut und ruht, an welchem es vorher mit den Vorderläufen Laub oder Schnee weggeschlagen (geplätzt) hat, nennt man Bett; krank geschossenes Edelwild sitzt oder ruht im Wundbett, Schweißbett.

Die Nahrung nennt man — Äsung, das Wild äset sich; den Gang, welchen das Wild gewöhnlich einhält, um von einem Waldteil zum andern zu gelangen oder auf dem es zur Äsung auszieht, nennt man — Wechsel; meist ist dies ein ganz bestimmter, regelmäßiger Gang — Steig, welcher oft ersichtlich ausgetreten ist. Gute Äsung macht das Wild — feist, bei magerer Äsung wird es — schlecht, schlecht bei Wildbret. Das Wild zieht zu Holze, tritt aus demselben, wird flüchtig wenn es rennt, trollt, wenn es trabt, geht vertraut bei Bewegung im Schritt; es flieht oder fällt über Gräben, Hecken, Zäune, Jagdzeug u. drgl.

Der Hirsch — forkelt, wenn er einem Gegner mit dem Geweih zu Leibe geht. Das Edelwild ist verwundet, angeschweißt, wenn es durch einen Schuß verletzt ist; es zeichnet, wenn es die Kugel erhält, es stürzt, bricht zusammen, klagt, wenn es im Stande der Hilfslosigkeit oder des Schmerzes, was zwar äußerst selten vorkommt, einen Laut von sich giebt; es verendet, wenn der Tod durch Verwundung eintritt, fällt, geht ein, wenn dieser durch Krankheit, Hunger oder Kälte erfolgt.

Das Edelwild äugt, es sichert und windet, vernimmt; es verhofft, wenn es plötzlich Geräusch hört oder irgend etwas sieht oder wenn es den Wind prüft. Das Tier meldet, wenn es seine Anwesenheit dem Kalbe kund thun will; das Edelwild schreckt, wenn es plötzlich überrascht wird oder eine Gefahr ahnt, indem es einen dumpfen kurzen Ton ausstößt.

Nach dem Erlegen wird das Edelwild aufgebrochen, indem man Gescheide und Lunze herausnimmt; das was liegen bleibt, nennt man Aufbruch; das Zerteilen des Wildes nennt man — zerwirken.

Das Hirschkalb, wenn es beginnt das Erstlingsgeweih aufzusetzen, wird — Schmalspießer, dann Spießer, in der folgenden Zeitperiode — Gabler, Gabelhirsch, dann geringer, angehend jagdbarer, jagdbarer, gut jagdbarer, und endlich kapitaler Hirsch genannt. — Wer den Hirsch weidgerecht ansprechen will, darf ihn nicht wohl nach der Zahl der Enden des Geweihs, sondern nach der Fährte beurteilen. — Tritt ist der Abdruck der Schalen im Boden, eine Reihe von Tritten der vorderen und hinteren Läufe werden — Fährte genannt.

Zur Brunftzeit stößt der Hirsch tiefen, langgezogenen Ton aus, der einem Brüllen des Hornviehes wohl ähnlich, aber so eigentümlich ist, daß kein anderer Ton ihm nahe kommt, das ist der — Brunftschrei, man kann ihn durch Buchstaben ungefähr beschreiben — öh-ö-ä; daher sagt der Jäger der Hirsch meldet, schreit, röhrt, orgelt; hie und da vernimmt man nur einen kurzgestoßenen rauhen Ton, das ist der — Tränzer, der Hirsch — tränzt; am Brunftplatze, Brunftplan — gewöhnlich kleine Lichtung im Walde — kämpft der Hirsch, kämpft andere Hirsche ab; er treibt oder sprengt das Tier; er suhlt sich, indem er in sumpfigem Wasserlacken seine erhitzten Glieder abkühlt, solche Lacken nennt man — Suhlen.

Während der Brunft wird durch Ausspritzen des Samens das Haar am Ausgange der Brunftrute oft den ganzen Bauch entlang, anfangs rot, dann immer schwärzlicher, verbreitet penetranten Geruch und wird — Brand, Brunftschild, Brunftfleck genannt. Wenn der Hirsch brünftig wird, dann

tritt er zur Brunft. Ein Hirsch, der auf einem bestimmten Brunftplatze ein Rudel Kahlwild zusammengetrieben hat, dasselbe hält und seinesgleichen davon abtreibt, ist der Platzhirsch.

Alter. Nachdem ich somit der Weidmannssprache, die in ihrer Form nicht allein beim Edelwilde ausschließlich gilt, sondern auch bei anderen Wildgattungen größtenteils Anwendung findet, gedacht habe, mögen allgemeine Betrachtungen über das Wesen und Leben des Edelwildes Platz finden.

Eingangs nannte ich den Hirsch den König unserer Wälder, und gewiß verdient er, der edle Recke, diesen bevorzugten Titel — „kein edleres Wild magst du schauen, ob er vertraut am Waldhang hinzieht oder in der Flucht durchs krachende Dickicht bricht, ob er auf blumiger Wiese sich friedlich äset oder mit hochgetragenem Kronengeweih den Kampf anhebt gegen unliebe Rivalen, daß es weithin hallt vom Schlag der gewaltigen Stangen" sagt von Kobell — und „nicht stirbt der Hirsch," behaupten alte Weidmänner, „er tritt die Eichel in den Grund und sieht daraus den Baum aufwachsen, der ihm dann reichliche Mast liefert, und er sieht den Baum vergehen, daß er sein Geweih in den Stamm stoßen und das modernde Holz mit den Läufen zerstäuben kann."

Mag nun diese Hyperbel ein Ausfluß der großen Verehrung sein und der Achtung, welche unsere Altvordern dem Hochgeweihten zollten, gewiß ist doch, daß dem Hirsche von der Natur ein ziemlich langes Dasein gegönnt ist, wenn nicht die Büchse des hirschgerechten Weidmanns, oder gar die rostige Schrotspritze des Aasjägers ein vorzeitiges Halt spricht.

Man ist nicht einig, wie alt der Hirsch wird. Schon im grauen Altertum vindizierte man ihm eine weit längere Lebenszeit als wahrscheinlich. Alexander der Große soll einem gefangenen Hirschkalb ein Halsband mit Inschrift haben anlegen lassen und nach Angabe sei einst dieser gefangen worden, dessen Alter sich durch das Halsband auf 85 Jahre berechnet habe.

Im Wildparke des Grafen Hardegg zu Schmiden bei Wien lebte ein Hirsch, von welchem die jährlichen Abwürfe gesammelt wurden. Gewöhnlich setzte dieser Hirsch 20—24 Enden auf, er hatte ein Alter von 72 Jahren erreicht, als er durch einen Wildschützen erschossen wurde. Das beweist wohl thatsächlich, wie alt ein Hirsch unter günstigen Umständen werden kann. Nach Dietrich a. d. Winckell nimmt Buffon an, daß die Säugetiere sechs- bis siebenmal so alt werden, als sie Zeit zum vollendeten Wachstum brauchen.

Diese Theorie hat jedoch so viele Ausnahmen, daß sie nicht als Regel gelten dürfte. Die Abnützung der Schneidezähne aller Wiederkäuer schreitet so rasch fort, die Neigung dieser Zähne zum frühzeitigen Ausfallen deutet darauf hin, daß diese Tiere auch unter günstigen Lebensverhältnissen kaum ein hohes Alter zu erreichen im Stande sind. Döbel z. B. schätzt das Alter der Hirsche auf kaum dreißig und etliche Jahre.

Die Bewegungen des Edelwilds sind zierlich, anstandsvoll, edel; der Gang ist leicht, ruhig, fördert aber sehr, namentlich im Troll. Die Flucht ist vehement, überraschend schnell, sie verrät große Kraft und eine staunenswerte Sicherheit im Sprunge, einzelne Fluchten sind oft ungemein lang und hoch.

Geistige Veranlagung. Was nun die Begabung und geistige Veranlagung des Edelwildes betrifft, nimmt es wohl auch den ersten Rang unter unsern Jagdtieren ein. Brehm will zwar den geistigen Eigenschaften dieses Wildes nicht jene hohe Bedeutung zu teil werden lassen, indem er meint, der Jäger sei geneigt, in seinem Lieblingswilde den Inbegriff aller Vollkommenheit zu erblicken. Auch andere Beobachter urteilten im Vergleiche mit anderen Tieren nicht so günstig und nach ihrem Dafürhalten wäre der Hirsch weder gescheiter noch liebenswürdiger als andere wildlebende Wiederkäuer.

Allen Jagdschriftstellern erscheint das Edelwild aber als das begabteste unserer Jagdtiere und meine Beobachtungen haben mich im Vergleiche mit anderem Wilde zu dem gleichen Schlusse geführt. Ich habe als ausübender Jäger, wie bei meinen Studien als Maler durch Jahre hindurch beobachtet und gefunden, daß sein Vernehmen und Winden unendlich scharf ist; sein Unterscheiden der Ursachen irgend welchen Geräusches ist staunenswert, das Winden überraschend. Vorsicht und Schlauheit, überlegte Berechnung zeigen sich in hohem Maße. Scharfes Gedächtnis ist dem Edelwild eigen, das Durchkreuzen der raffiniertesten Kombinationen des Weidmannes beweist dies alles zur Genüge.

Vom Standpunkte des Naturforschers aus, der mit Botanisierbüchse und Schmetterlingsnetz auszieht, mag wohl der Vergleich mit anderen nicht jagdbaren Tieren ein verschiedener sein, wir Jäger

ziehen unsere Vergleiche mit Wildgattungen unter sich und uns sowohl, wie unsern Vorfahren hat der Hirsch stets nur die höchste Achtung abgetrotzt. Brehm glaubt, sein Gedächtnis sei schwach, seine Fassungsgabe gering. Ich achte die reiche Erfahrung des gelehrten Naturforschers sehr hoch. Wer aber Gelegenheit gehabt hat wahrzunehmen, wie lange und mit welcher Raffiniertheit der Hirsch einen Ort meidet und die dort wiederfahrene Unbill im Gedächtnisse behält, wird anders urteilen. Allerdings ist der Hirsch während der Brunftzeit von dem der Feistzeit wohl zu unterscheiden, denn während ersterer muß man der hohen geschlechtlichen Erregung Rechnung tragen, die ihn veranlaßt, alle Klugheit und Berechnung hintanzusetzen. Zeugt nicht die Art und Weise des Gebahrens des Hirsches außer der Brunftzeit große Überlegung und Berechnung seines ganzen Waltens? Wie vorsichtig und überlegt ist sein Austreten aus der schützenden Dickung; welchen Grad von Geriebenheit giebt die Behandlung des gewöhnlich gehaltenen Beihirsches kund; wie oft täuscht der Hirsch alle Berechnung des Jägers beim Treiben? Dreist schleicht er um den Treiber herum oder läßt jenen, geschützt durch bergendes Dickicht, ruhig an sich vorübergehen, ohne nur ein Glied zu bewegen. Wenn dann die Gefahr vorüber ist, nach Stunden erst, sichert er mit größter Vorsicht und glaubt er alles ruhig und ungefährlich, dann schleicht er sich aus dem Bogen und wählt einen vorsichtig ausgemachten sicheren Standort.

Brehm nennt den Hirsch selbstsüchtig, seinem eigenen Vorteil ordne er alles unter, er behandle das Tier grob und roh, sei gegen seinesgleichen unverträglich; Anhänglichkeit kenne er nicht, bedürfe er fremder Hilfe, sei er schmiegsam, erinnere sich aber früher empfangener Wohlthaten nicht. Wähne er sich beleidigt, sei er ingrimmig, stets zu Gewaltthaten, zum Stoße bereit. Das ist alles richtig; gerade aber aus diesen Charakterzügen möchte ich den Ausfluß unbändiger Kraft, souveräner Verachtung alles dessen, was ihm nicht genehm ist, erblicken und nicht feige Verschlagenheit, sondern kluge Berechnung und Ausnützung seiner Machtstellung.

Das Tier erscheint sanfter, hingebender, bekundet seinem Kälbchen große Anhänglichkeit, ist aber im Wesentlichen gleichgeartet wie der Hirsch.

Es ist wahr, in Parken, in eingezäunten Räumen ist das Edelwild, vornehmlich der Hirsch, nicht angenehm. Obgleich man da scheinbar sehr zahmes Edelwild beobachten kann, zu trauen ist ihm niemals; bei der leisesten Vergrämung wird der Hirsch aggressiv; so schön die Erscheinung des Brunfthirsches im Walde — im engen Gitter, meint Brehm, ist er eine abscheuliche Erscheinung. Brehm erzählt eine Reihe von Fällen, welche Bosheit und Falschheit des Hirsches beweisen. Niemals sei der Hirsch seinem Wohlthäter dankbar; reiche er ihm die Gaben, sei er zufrieden, sind sie aufgezehrt, werde er aggressiv. Das ist wahr, aber ein Tier von solcher Lebenskraft und unbändigem Freiheitsdrange, es ist für enge Gefangenschaft nicht geschaffen, sein Gebiet ist die freie Natur, und in dieser beurteile man es, nicht nach einzelnen, abgerissenen Momenten, sondern im vollen Ganzen.

Ich erlaube mir zu den schon angeführten Fällen älteren Datums ein paar der Neuzeit entnommene anzufügen. So hatte der vor ein paar Jahren verstorbene Freiherr von Aretin in seinem Schloßparke zu Haidenburg in Niederbayern unter anderem Wilde einen sogenannten zahmen Hirsch gehegt, der ihm täglich das Futter aus der Hand nahm. Eines Tages kam der Baron von der Hühnerjagd und überstieg, um den Weg nach Hause abzukürzen, das Gatter des Parkes. Der bewußte Hirsch stand in der Nähe, als Baron Aretin vom Gatter herabsprang; hierüber erschrak der Hirsch einen Augenblick, ging aber dann zum Angriff über und Baron Aretin, ein starker kräftiger Mann, hatte mit ihm einen schweren, langen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen; nur der Umstand rettete ihm das Leben, daß er einen Baum zwischen sich und das Geweih des Hirsches hineinbrachte, an welchem er die Geweihstangen festdrücken und solange halten konnte, bis Hilfe herbeikam. Der Hirsch aber hatte sein Leben verwirkt. Bei Gelegenheit einer bald darauf stattfindenden Hochgebirgsjagd erzählte mir Baron Aretin diesen Vorfall und ich beschrieb ihn dann in dem von mir redigierten „Deutschen Jäger" des Genaueren. (Siehe Jahrgang 1882/83, Seite 14).

Daß auch dem weiblichen Edelwilde nicht zu trauen ist, beweist außer anderen bekannten Fällen ein solcher, den ich auf einer Jagd in den Algäuer Bergen selbst mit ansah. An einem felsigen, steilen Hange wollte ein Treiber einem Stück Wild, das nach rückwärts flüchten wollte, den Wechsel verlegen. Das Tier setzte über ihn hinweg, nachdem der Mann dasselbe zweimal zurückgetrieben hatte;

nunmehr aber drehte es ohne alle Not wieder um, rannte mit aller Vehemenz den Treiber nieder, traktierte den am Boden liegenden mit den Vorderläufen und setzte erst dann seine Flucht wieder fort. Der Mann war übel zugerichtet, bekam Blutsturz, erholte sich nicht mehr und starb nach einigen Monaten.

Daß König August von Sachsen im Jahre 1739 mit acht angespannten Hirschen gefahren sei, ist bekannt, das Gleiche wird erzählt von den Herzogen von Zweibrücken und Meiningen; auch in neuester Zeit hat eine hohe Dame im Prater zu Wien ein vom berühmten Präparator Hodeck gestelltes Gespann von Edelhirschen benützt. — Dies beweist aber noch lange nicht, daß dem Hirsch viel Vertrauen ob seiner Zähmung zu schenken sei, er ist stets mit der größten Vorsicht anzugehen und dies am allermeisten, wenn er bedrängt oder gar angeschossen ist.

Einst folgte ich der Rotfährte eines von mir in den Bergen angeschossenen Hirsches; da gelangte ich in eine enge Schlucht, durch welche ein sehr wasserreicher Bergbach herabbrodelte, der jenseits ein etwas steiles Ufer hatte; ich überschritt den Bach, stieg, mich mit beiden Händen am Rande haltend, das Ufer hinan und siehe da, einige Schritte vor mir saß der Hirsch anscheinend sehr krank im Weidbett. Als er aber meiner gewahr wurde, erhob er sich mit dem Vorderteile, setzte das Geweih zum Stoße ein, um mich anzunehmen; ein rascher Sprung nach rückwärts und dann ein ebenso rascher Fangschuß beendigte die peinliche Szene.

Wie in verwundetem Zustande, verhält es sich auch in der Brunft- und Setzzeit, sonst ist das Edelwild im allgemeinen verträglich, doch steht, wie schon erwähnt, Rehwild nicht gern in seiner Nähe.

Krankheiten und Feinde.

Was nun Krankheiten betrifft, ist das Edelwild nicht viel von solchen heimgesucht, denn es ist rauh und widerstandsfähig, nur Nahrungsmangel und äußere Veranlassungen können seine kräftige Körperkonstitution rasch erschüttern.

Die Feinde des Edelwilds sind hauptsächlich nur der Bär, der Luchs und der Wolf, nachdem aber dieselben in den meisten kultivierten Staaten Mitteleuropas gänzlich ausgerottet sind und nur noch in einigen Länderstrichen vorkommen, wird das Edelwild durch sie nicht mehr nennenswert beunruhigt. Der schlimmste Feind ist der Mensch und da wieder der Aasjäger und der Wildbieb. — Außerdem hat es noch einen andern Feind, der ihm viele Beschwerden macht, das ist die Bremse, Stechfliege.

Zunächst sind es zwei solcher Parasiten, durch welche das Edelwild sehr geplagt wird, nämlich die Hautbremse (Hypoderma), die ihre Eier im Hochsommer zwischen das Haar des Edelwildes legt. Die aus dem Ei schlüpfenden Maden kommen auf noch unbekannte Weise unter die Haut, vielleicht gelangen sie durch Einbohren oder durch den Haarsack dorthin, die Larven (Engerlinge) entwickeln sich, rufen zwischen Haut und Fleisch entzündlichen Reiz hervor, wodurch sich Pusteln und Beulen entwickeln, die eine eiterige Flüssigkeit enthalten. Nach und nach durchbricht nun die Larve die Haut, fällt ab und später entsteht aus der Puppe dann die Dasselfliege.

Ferner die Nasen- oder Rachenbremse (oestrus nasalis), deren Larven im Rachen, Kehlkopf und der Nasenhöhle sitzen, ja sogar oft bis in die Lungen hinabkommen. Diese Art Engerlinge sind noch weit lästiger und auch gefährlicher. Ihre Verbreitung erfolgt auf nachstehende Art: An heißen Sommertagen umschwirren diese Fliegen den Kopf des Edelwildes in senkrechtem Bogen und schleudern ihre Eier in den Windfang. Die Maden kriechen in die Schleimhäute, setzen sich da fest, erreichen eine Stärke oft von Fingerdicke und werden später vom Wilde ausgehustet und -geprustet. Ist nun ein Stück Wild stark mit diesen Parasiten behaftet, kann es im Laufe des Frühjahres große Beschwerden haben und nicht selten sind diese Engerlinge Todesursache desselben. Durch sie entstehen Katarrhe und Entzündungen, welche bei dem um diese Zeit noch obendrein stattfindenden Haarwechsel und dem durch die Wintersunbilden herabgekommenen Stücke um so gefährlicher sind.

Das Edelwild fürchtet sich auch instinktiv vor diesen Fliegen gewaltig; umschwärmen solche ein Stück, springt es auf, fängt zu nießen an, das ganze Rudel wird unruhig und flüchtet endlich, um der Fliege zu entgehen. Infolge dieser Umstände wählt das Edelwild zur Schwärmzeit dieser Fliegen sehr gerne Stände, wo das Ungeziefer nicht vorkommt, lagert auf Wiesen, im Getreide oder in jungen Schlägen. Im Gebirge steigt es aufwärts bis in die Latschenfelder und zum Grate der Berge, wo es kühleren Schatten und luftige, ruhige Unterstände findet. Gerne sucht das Edelwild deshalb auch Gewässer und Suhlen auf, in welchen es sich wälzt und mit Schlamm bedeckt.

Wir haben in unserem Hochgebirge einzelne Standorte, Hochplateaus in manchen Bergen, die zur Bremsenzeit vom Edelwilde aufgesucht werden, weil dort die Plage sehr gering ist. So kann man auf der Kräh bei Hohenschwangau, auf der Hochblatt im Revier Oberammergau starke Rudel zusammengestandenen Edelwildes beobachten. Der K. Hofjagdinspektor, Forstrat Ritter von Krembs, versicherte mir, daß er eines Tages 100—130 Hirsche und ca. 200 Stücke Kahlwild dort versammelt gesehen und mit dem Glase beobachtet habe.

Von den innerlichen Krankheiten treten hie und da Milzbrand und Leberfäule, auch Knotenkrankheit genannt, auf. Gegen diese Krankheiten, denen oft große Massen Wildes zum Opfer fallen, giebt es keine direkten Mittel, welche wirksam anzuwenden wären. Der Jäger kann nur durch schleunigen Abschuß, Vernichtung gefallener Stücke und Isolierung gesunder vorbeugen. Vor etwa zehn Jahren hat eine Art Milzbrand fast den ganzen Wildstand des großen Anzinger Parkes bei München zu Grunde gerichtet, was vielfach dem Mangel an fließendem Wasser zugeschrieben wurde.

Wir gehen nun zur Fährtenkunde über; um das Edelwild weidmännisch richtig ansprechen zu Fährtenkunde. können, hat man in älteren Zeiten 72 gerechte Zeichen gezählt. Viele davon sind überflüssig, weshalb in neuerer Zeit die gerechten Zeichen herabgesetzt wurden. Dietrich a. d. Winckell kommt mit der umgekehrten Zahl, nämlich mit 27, durch und Raoul Ritter von Dombrowski nimmt in seiner Monographie des Edelwildes gar nur 25 als genügend an.

Wir wollen diese Zeichen einer genauen Betrachtung unterziehen, weil sie zum Jagdbetriebe von großer Bedeutung sind. Jeder Weidmann, welcher auf den stolzen Titel „hirschgerecht" Anspruch machen will, muß sich mit diesen Zeichen vertraut machen. Wenn ich auch in meiner Beschreibung der Fährten so aufklärend als möglich vorgehen will, so mag doch die Praxis im Reviere rascher zum Ziele führen, wenn der Neuling unter Anleitung eines erfahrenen Jägers in gut besetztem Reviere bei einer Neue oder nach einem Regentage an der Hand der Beschreibung praktisches Studium durchführen will.

Den Hirsch nach dem Tritte allein weidgerecht anzusprechen, wird kaum möglich sein, weil ein einziges Zeichen für sich allein nicht untrüglich ist; nur Vergleichung mehrerer Zeichen unter sich kann richtige Schlüsse geben. Die Beschaffenheit des Bodens, die Jahreszeit und andere Zufälligkeiten verändern Form und Stärke des Trittes und darum gehört neben theoretischer Vorkenntnis auch praktische Übung dazu, um zum Ziele zu führen.

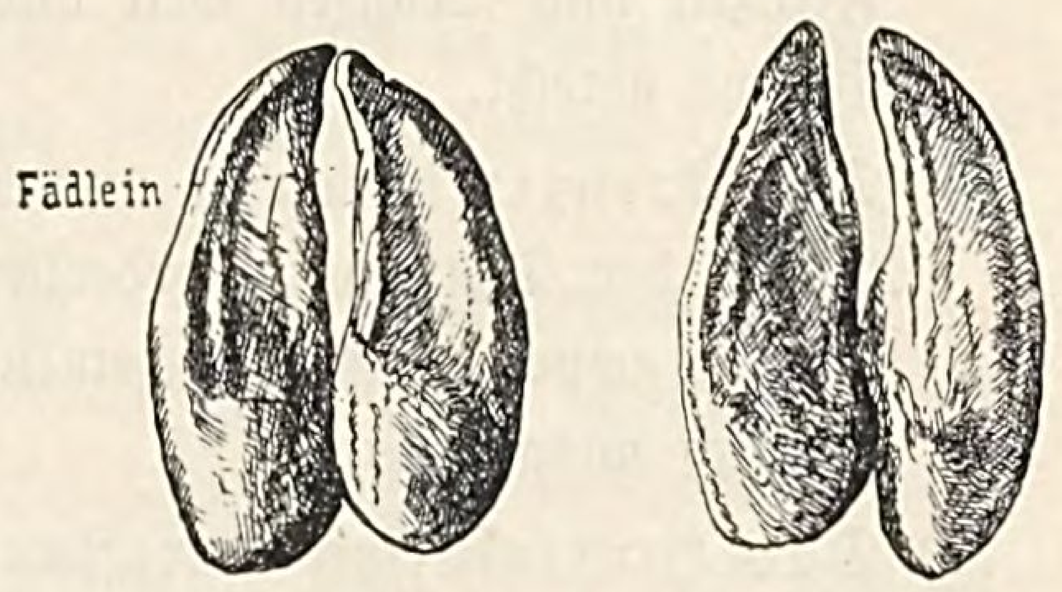


Fig. 1.
Hirschtritt. Tiertritt.

1) Der Schritt. Der Hirsch schreitet in einem Alter von ungefähr vier Jahren, bisweilen auch früher, schon weiter aus, als das starke Tier; zu jeder Jahreszeit ist der Schritt auf jedem Boden ein sicheres Zeichen. Ältere Weidmänner haben den Schritt des Hirsches je nach Alter und Stärke auch mit bestimmten Maßen angegeben. Ich halte es aber nicht für angezeigt, diese Maße aufrecht zu erhalten und als allgemeine Norm gelten zu lassen, weil das Wild nicht in allen Gegenden gleich stark ist, sondern vielfach differierende Dimensionen aufweist, nach welchen sich auch die Schrittlänge ändert.



Fig. 2. Hirschfährte in der Flucht.

Ein Hirsch in den Marmaros oder in der Bukowina wird ganz anders ausschreiten, als der gedrungenere Hirsch unseres Hochgebirges. Gar die kümmerlichen Stücke, selbst eines guten Wildparkes, mögen nur unter sich zu vergleichen sein. Ich füge deshalb keine Maße an.

2) Der Schrank (Fig. 3) besteht darin, daß der Hirsch die Tritte des linken und rechten Laufes nicht hintereinander setzt sondern stets nebeneinander. Ist der Hirsch feist, schränkt er stets weiter.

Das Tier schränkt niemals anhaltend; hochtragende Tiere schränken wohl zeitweise, aber nicht anhaltend wie der Hirsch.

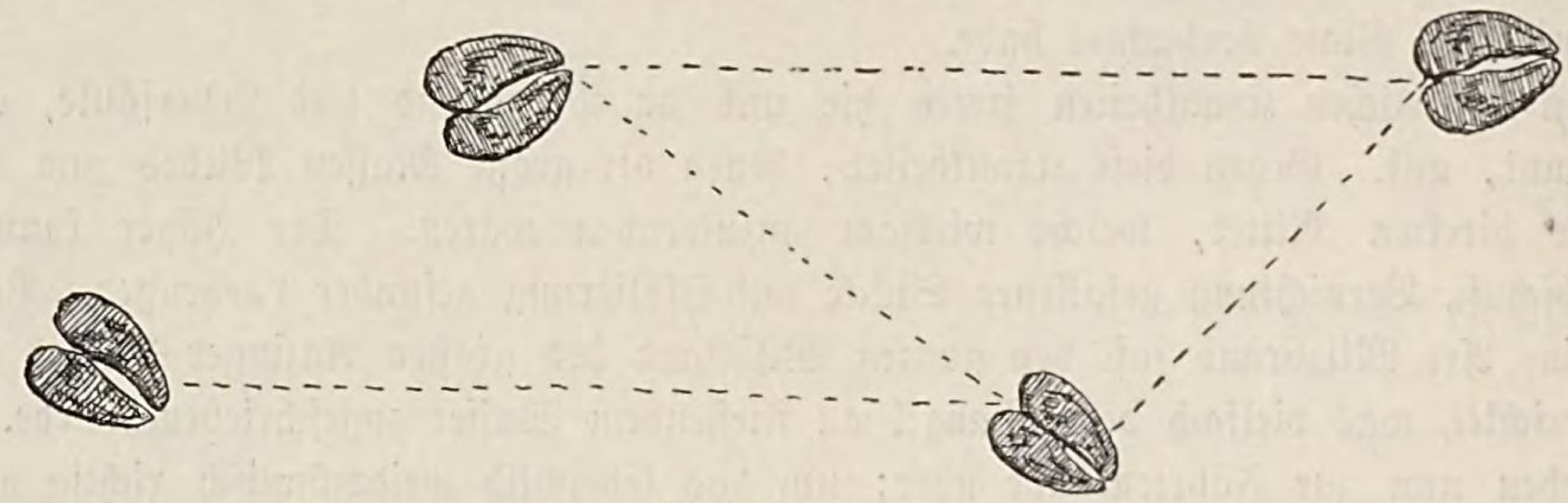


Fig. 3. Schrank.

3) Das Zwängen, der Zwang entsteht dadurch, daß der Hirsch die im Tritte zusammengedrückte Erde mit den Schalen fest an sich und nach rückwärts zieht.

4) Der Burgstall oder das Grimmen zeigt sich in feuchtem Boden sehr deutlich und ist ein sehr gerechtes Zeichen; es stellt sich als eine kleine, sehr gewölbte, der Länge nach ausgedehnte Erhabenheit dar, welche durch das feste Ein- und Vorwärtsdrücken des Ballens gebildet wird.

5) Der Beitritt zeichnet sich dadurch ab, daß der Hirsch mit dem Hinterlaufe ungefähr einen Finger breit neben dem Tritt des Vorderlaufes eintritt. Hauptsächlich macht den Beitritt der Hirsch in der Feistzeit. Auch das tragende Tier macht geraden Beitritt, da aber Feistzeit und Tragzeit weit auseinander liegen, ist das Zeichen beim Hirsche gerecht.

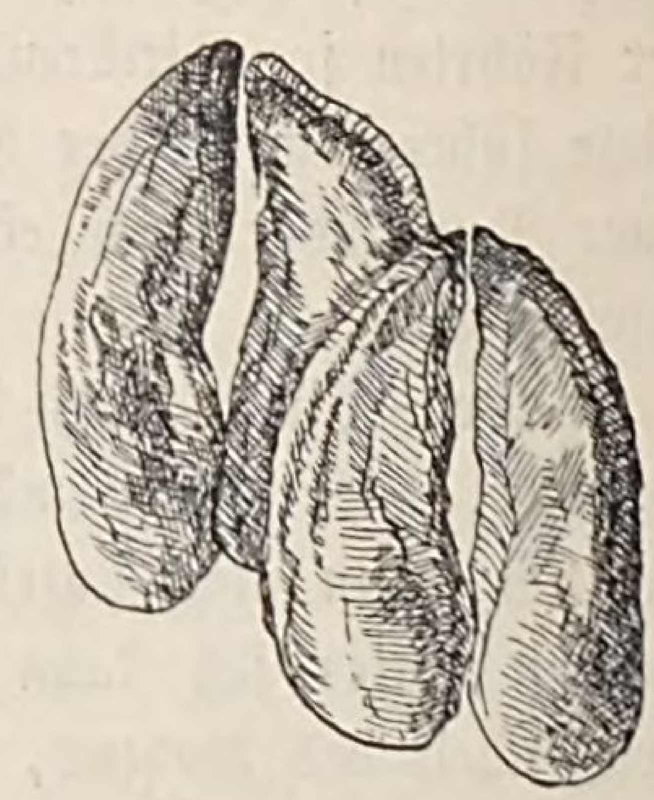


Fig. 4. Beitritt.

6) Der Kreuztritt kommt nur beim Hirsche vor, niemals beim Tier. Wenn der Tritt der Vorderläufe durch jenen der Hinterläufe kreuzförmig gespalten ist, erscheinen in diesen Doppeldritten drei Ballen deutlich ausgedrückt.

7) Das Hinterlassen oder Zurückbleiben entsteht, wenn die Tritte der hinteren Schalen 5—6 cm hinter jenen der Vorderläufe eingedrückt sind. Dieses Zeichen machen nur feiste alte Hirsche, wegen mangelnder Dehnkraft der Sehnen. Das tragende Tier hinterläßt auch, aber die Hinterfährte steht bei ihm immer etwas seitwärts.

8) Das Ballen- oder Vierballenzeichen entsteht, wenn sich alle vier Ballen in allen vier Tritten abzeichnen.

9) Das Übereilen findet nur bei geringen Hirschen statt, es entsteht dadurch, daß der Tritt des Hinterlaufes vor jenem des Vorderlaufes steht.

10) Auswärtsgestellter Tritt zeigt uns die linke und rechte Fährte deutlich, was bei der Beobachtung des Schränkens von Bedeutung ist.

11) Das Blenden, ein Zeichen geringer Hirsche, entsteht durch Einstellen des Hinterlaufes in den Tritt des Vorderlaufes, so daß dieser Tritt länger und breiter wird.

12) Das Geäfter, Oberrücken, ist eines der sichersten Zeichen; es wird in weichem Boden schon im Schreiten, in der Flucht aber jederzeit bemerkbar, indem der Hirsch die Afterklauen breit und stumpf, das Tier dieselben spitz und schmal niederdrückt.

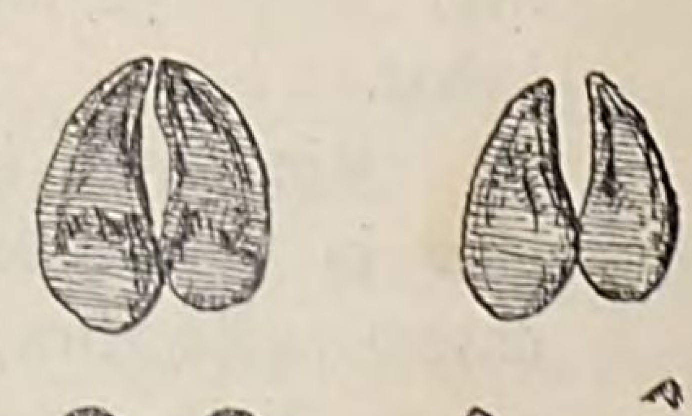


Fig. 5. Geäfter.
Hirschtritt. Tiertritt.

13) Stumpf. Die Schalen des Hirsches sind durch das stete Zwängen vorn stumpfer als die spitzigbleibenden des Tieres.

14) Das Fädlein. Im Tritte des Hirsches (Fig. 1) entsteht durch

das Zwängen auf weichem Boden im Spalt der Schalen ein schmaler, erhabener, scharfer Strich. Das Tier hat viel Erde zwischen dem Spalte der Schalen und setzt die Spitzen derselben nicht so enge zusammen, wie der Hirsch. Dies ist ein Hauptunterscheidungszeichen der Hirschfährte von jener des Tieres.

15) Der Abtritt. Der Hirsch schneidet mit der scharfen Kante seiner Schalen zarte Gräser oder grünes Getreide entzwei, während das Tier dieselben nur zusammendrückt. Das abgetretene Gras liegt in der Fährte. Dieses Zeichen ist ein sehr gerechtes, weil der frische oder welke Zustand der abgetretenen Gräser auf die Zeit schließen läßt, wann der Hirsch über die Stelle zog.

16) Das Innsiegel. Wenn der Hirsch bei feuchtem fettem Boden vom Felde zu Holze zieht, haftet an der Schale zuweilen ein breites Stück Erde, das den Tritt im Relief abzeichnet. Dieses Stück fällt ab, wenn der Hirsch auf festen Rasen tritt.

17) Der Einschlag. Oft behält der Hirsch einzelne abgetretene Grashalme zwischen den Schalen, die dann in der Fährte liegen bleiben, sobald der Hirsch über unberasten Boden schreitet. Dies ist ein untrügliches Zeichen der Hirschfährte.

18) Das hohe Innsiegel. Wenn der Hirsch über steile Wiesen oder Brüche zieht, was im Gebirge oft vorkommt, so hebt er das nasse klebrige Erdreich über den Schalen mit aus und läßt es vor der Fährte umgekehrt liegen.

19) Der Schloßtritt. Wenn sich der Hirsch aus dem Bette erhebt, macht er mitten in dieses gewöhnlich einen Tritt.

20) Der Wiedergang. Der Hirsch macht oft, wenn er zu Holze zieht, am Rande desselben einen Bogen oder Wiedergang, und zieht dann erst an einer entfernteren Stelle ein. Beim Ausmachen der Hirsche ist hierauf zu achten, daß man nicht mehr Hirsche angiebt, als wirklich gewechselt haben.

21) Das Näßen. Der Hirsch näßet zwischen die Fährte, das Tier mitten in dieselbe hinein.

22) Der Umschlag. Der Hirsch wendet Moos und Heidekraut beim Darüberziehen so um, daß die Wurzeln in die Höhe stehen.

Hiemit habe ich die gerechten Zeichen, welche den Hirsch vom Tier unterscheiden, die aus der Fährte erkenntlich sind, soweit aufgezählt, als sie für unsern Jagdbetrieb nötig sind. Nun giebt es aber noch ein paar gerechte Zeichen, die Erwähnung finden müssen, und das sind:

23) Das Schlagen oder Fegen, auch Himmelsspur genannt. Der Hirsch fegt sein Geweih, d. h. er schlägt den Bast von reifem Geweih an Weichhölzern ab. Dieses Zeichen ist selbstverständlich sehr untrüglich. Je stärkere Bäumchen angenommen werden und je höher hinauf die Rinde abgefegt ist, desto stärker kann der Hirsch angesprochen werden.

24) Das Wenden, auch Himmelszeichen genannt. Wenn der Hirsch durch Laubhölzer zieht, knickt und wendet er die im Wege stehenden Ästchen mit dem Geweih.

25) Die Losung. Ein untrügliches Hauptzeichen ist die Losung des Hirsches, welche stets von der des Tieres sich wesentlich unterscheidet. Die Losung verändert sich je nach Äsungsverhältnissen und je nach den Jahreszeiten.

So ist die Losung des Hirsches im Winter in kleine, länglich runde Bohnen geformt, welche auf der einen Seite Rundung, auf der andern kleine Höhlung aufweisen, aber zusammenhängend. Die Losung des Tieres zeigt um diese Zeit ungleich geformte Stücke, ähnlich dem Schafdünger.

Im Frühjahr ist die Losung des Hirsches fetter, die Knoten sind dicker, fallen mehr haufenweise und hängen fester ineinander.

Im Sommer ist die Losung länglich rund, hat Zäpfchen, oft bis in die Feistzeit hinein schleimig und hart, fällt traubenförmig zusammenhängend.

Im Herbste, namentlich zur Brunstzeit, ist sie noch zapfenartig, wird aber allmählich dünner und ist schwer von jener des Tieres zu unterscheiden.

In früherer Zeit nannte man die Losung des bestatteten Hirsches „das Gloß“, welches der Jäger heimbringen und mit bestimmtem Spruche dem Jagdherrn vorweisen mußte.

Es hafteten überhaupt in der hirschgerechten Jägerei, welche früher zünftig betrieben wurde, alte zopfige Gebräuche, die ich aber, als unsern Verhältnissen nicht mehr entsprechend, aus Raumersparnis übergehen zu dürfen glaube.

Geweihbildung. Wie die Fährtenkunde so ist auch die Geweihbildung des Hirsches für einen weidgerechten Jäger Hauptgegenstand eingehendster Kenntnis. Bevor ich auf Hege und Jagd übergehe, halte ich für nötig, alles das zu besprechen, was den Hirsch in seiner äußeren Erscheinung charakterisiert, alles das, was dem Jäger geläufig sein muß, den Hirsch gerecht ansprechen zu können. Das folgende Kapitel sei demnach der Geweihbildung geöffnet.

Bei den meisten Hirscharten ist das männliche Tier allein von der Natur durch das Geweih ausgezeichnet. Hin und wieder kommen Fälle vor, daß auch die weiblichen Tiere eine Art Geweih tragen, das sind aber nur seltene Ausnahmen.

Das Geweih des Hirsches ist je nach Alter seines Trägers sehr verschieden. Beim Hirschkalbe zeigen sich frühzeitig — nach Annahme einiger Forscher schon vom siebenten Monate seines Daseins an — an der Hirnschale merkliche Erhabenheiten, aus welchen sich die sogenannten Rosenstöcke (Stirnzapfen) entwickeln, die als Basis für das Geweih, das unter normalen Verhältnissen jedes Jahr abgeworfen und wieder aufgesetzt wird, dienen. Andere Kapazitäten behaupten, der Zeitpunkt, wann beim Hirschkalbe der Bildungsprozeß der Rosenstöcke sichtbar beginne, sei von lokalen, tellurischen Verhältnissen, sowie von individueller Disposition abhängig, weshalb ein allgemein gültiger Zeitpunkt für diese Erstlingsbildung sich nicht angeben lasse. Ich bin geneigt, mich der letzteren Anschauung anzuschließen. Betrachten wir nun zunächst die physiologische Entwickelung der Geweihbildung möglichst kurz.

Nachdem sich die Rosenstöcke gebildet haben, was ungefähr 6—8 Wochen in Anspruch nimmt, beginnen die Stangen sich durch Erhebung über den Rosenstöcken zu bilden und zwar in Form von Kolben, die mit einer weichen, dicht behaarten Haut, dem Baste, überzogen sind.

Die Stangen werden nun nach der Theorie R. von Dombrowskis, welcher ich mich sehr gerne anschließe, nicht nur durch die Gefäßnetze der Basthaut — periosteum — peripherisch, sondern auch zugleich durch Exsudation, durch gipfelnde Auflagerung aus jenen Säftekanälchen erbaut, welche die Rosenstöcke senkrecht durchziehen.

Andere Physiologen und Zoologen der neueren Zeit huldigen der Theorie Bertholds, welche das Wachstum des Geweihes fast einzig und allein durch die Haut — periosteum — geschehen läßt, die dem Geweihe, das sie umgiebt, Nahrung mittelst ihrer Gefässe zuführt.

Gründe für die Annahme Dombrowskis sind, daß, während das fertige Geweih getragen wird, die Stirnknochen eine reine, glatte, einfärbig hornweiße Beschaffenheit zeigen. Zur Zeit des Abwerfens und zur Zeit des Emporwachsens des Geweihes zeigen sie aber ein gelockertes, poröses Gewebe, von zahlreichen, dem Aufbau und der Ernährung dienenden Blutgefässen und Säftekanälen durchzogen, welche sich sowohl im Innern der Kolben, als auch in den Rillen und Verästungen des äußeren, von Bast bedeckten Umfanges derselben fortsetzen. Als Richtigkeit dieser Theorie möge der Beweis dienen, daß ein Geweih, welches vollständig vereckt (oder verreckt) von abgestorbenem Baste durch Fegen des Hirsches befreit, noch nicht als ganz reif zu betrachten sei. Ein horizontaler Sägeschnitt, welcher die innere Beschaffenheit der Stangen bloßlegt, überzeugt uns zu dieser Zeit, daß die Stangen des gleich nach dem Verfegen erlegten Hirsches innerlich noch porös erscheinen; man entdeckt in dem knochigen Gewebe noch die säfteleitenden Kanälchen, welche sich von den Rosenstöcken aus bis in die Krone fortsetzen. Häufig sickert noch frischer Schweiß aus diesen Abschnitten.

Schneidet man nun das Geweih eines Hirsches zur Zeit der Brunft durch, so wird man sich überzeugen, daß dieses Geweih dichte, knochige Struktur und nur im Kern noch Spuren jener Kanälchen zeigt, welche, nachdem sie ihren ernährenden Zweck vollzogen haben, sich mit den gestauten, verknöchernden Säften verbinden und jene Festigkeit der Struktur annehmen, die das vollkommen ausgereifte Geweih des Edelhirsches zeigt.

Hieraus ergiebt sich, daß das gänzlich ausgereifte Geweih der Brunftperiode bedeutenderes Ge=

wicht aufweist, als jenes der Periode, die wir beschrieben haben und meist eine Gewichtsdifferenz von 30—40% ergiebt. Die Verhärtung des Geweihes vollzieht sich äußerlich von der Rose aufwärts, während die Verdichtung im Innern desselben infolge der Stauung der verknöchernden Säfte allmählich von der Spitze der Stangen gegen die Rosen herab erfolgt.

Das ist der Gang des Aufbaues. Schon bei Eintritt des Winters zeigen sich Spuren des Ringes unterhalb der Rosen, welcher den Abwurfprozeß einleitet. Die Lockerung des Knochengewebes vollzieht sich an dieser Stelle gleichzeitig an beiden Rosenstöcken und im Vorfrühling wirft der Hirsch die Stangen ab. Gewöhnlich verliert der gute Hirsch die Stangen in kurzen Zwischenräumen, bei geringeren Hirschen läßt sich ein Zwischenraum von 1—3 Tagen beobachten. Schon gleich nach dem Abwurfe läßt sich an der Abwurffläche der Rosenstöcke ein sich rasch verdichtendes Exsudat (plastisches Serum) entdecken, das der Anfang zur Neubildung der Kolben ist, welche den bereits beschriebenen Gang nunmehr beginnen. Hirnschalen, welche zur Zeit des Abwurfes oder des Aufbaues untersucht werden, zeigen eine im trockenen Zustande schwärzliche Färbung und schrumpfen in kurzer Zeit bedeutend zusammen.

Der gute Hirsch wirft gewöhnlich im Monat Februar, der Spießhirsch im April ab und je nach Stärke u. dergl. fällt die Abwurfzeit bei allen Hirschen in diese Periode.

Hier dürfte darauf hingewiesen werden, wie sehr die Verbindung des Geweihes bei jenen Hirscharten, die jährlich abwerfen, mit den Testikeln — dem Kurzwildbret — besteht. Man ist geneigt, diese Verbindung zu leugnen, vielfache Beobachtungen beim Wilde sprechen aber zu deutlich dafür, daß sie besteht.

Thatsache ist, daß bedeutende Verletzungen, namentlich Frakturen der Röhrenknochen, Mißbildungen des Geweihes zur Folge haben, welche eigentümlicher Weise sich stets in diagonaler Richtung zeigen. Diese Mißbildungen verhärten sich wie das gesunde Geweih, werden gefegt und regelmäßig abgeworfen. Sobald die Verwundung gänzlich geheilt, setzt der Hirsch in der Regel wieder normal auf. Die Zerschmetterung des linken Hinterlaufes z. B. hat meist eine Mißbildung der rechten Stange zur Folge.

Anders und nachhaltiger wirkt eine zufällige oder absichtliche Verletzung des Kurzwildbrets, z. B. Kastration.

Geschieht die Kastration eines Hirschkalbes sehr frühzeitig, so zeigt sich nicht einmal eine Spur von Ansatz der Rosenstöcke; erfolgt sie in späterer Periode, wird dieser Hirsch kein Geweih verecken. Erfolgt die Kastration eines älteren Hirsches während der Geweihbildung, dann bleiben die Kolben weich, mit Bast bedeckt. Diese Kolben nehmen später sehr oft, ohne sich in Enden auszubilden, wulstige fortwuchernde Formen an und werden weder hart, noch abgeworfen — Perückenbildung. Diese Bildungen wuchern fort, gehen in krankhafte Zersetzungen über, der Hirsch kümmert und geht daran zu Grunde.

Erfolgt Kastration, wenn der Hirsch das gefegte fertige Geweih trägt, so wirft er nicht mehr ab. Geschehen Verletzungen in der Kolbenzeit am unreifen Geweihe, so entstehen oft die widersinnigsten Bildungen, welche für Sammler wertvoll sein mögen, der Hirsch aber setzt nach Abwurf einer auf diese Weise verbildeten Stange wieder normal auf.

Die Industrie hat sich bei zahm gehaltenen Hirschen vielfach solcher Mittel bedient, um groteske Abnormitäten, die von Liebhabern solcher Geweihe hoch bezahlt werden, zu erzielen. Ein normal gebildetes, durch Struktur, Perlung und Stärke, durch natürlich schöne Formen ausgezeichnetes Geweih — ich gestehe es offen — imponiert mir weit mehr, als alle bizarren Veränderungen.

Alle Abweichungen der Geweihe von der normalen Form werden gewöhnlich widersinnige Geweihe oder Abnormitäten (Geweihbildung Taf. I, Fig. 9) genannt.

Besondere Abweichungen in der Form von Geweihen, die einen normalen Bildungsprozeß durchmachen, zeigen sich in der Form bei jeder Neubildung wieder. Mögen sie nun körperliche Indisposition oder leichte ältere, nicht wahrnehmbare Verletzungen zum Ausgangspunkte haben, diese Abweichungen vererben sich, wenn der Hirsch überhaupt seine Zeugungsfähigkeit nicht ver-

loren hat, in der Familie fort von Generation zu Generation. Ebenso vererbt sich Struktur, Perlung und Stärke des Geweihes, so daß sich aus solchen Merkmalen die Familien-Zugehörigkeit konstatieren läßt.

Nun giebt es auch Abnormitäten, die hervorgerufen werden durch äußere Einwirkungen, wie z. B. Verletzungen der Rosenstöcke, Verletzungen des Kurzwildbrets; solche Geweihe nennt man — „verkümmerte Geweihe", ihre Träger — „Kümmerer". Kümmerer setzen bleibend widersinnig oder auch gar nicht mehr auf.

Jedes regelmäßige, normal gebildete Geweih zeigt auf jeder Stange die gleiche Anzahl Enden. Fehlt auf der einen oder andern Stange ein Ende, so ist das Geweih abnorm. Ein Hirsch, welcher auf beiden Stangen z. B. je fünf Enden zeigt, ist als Zehnender anzusprechen. Fehlt nun an der einen Stange ein Ende, so benimmt es dem Hirsche den Charakter des Zehnenders nicht, er wird aber „ungerader Zehnender" genannt.*)

Eine Eigentümlichkeit unserer Gebirgshirsche in der Geweihbildung ist, daß dieselben zur Sprossenbildung und weiten Auslage des Geweihes geringere Neigung zeigen, als die Flachlandhirsche. Sie haben meist rundliche, gedrungenere Geweihe, welche große Neigung zur Einbiegung der Kronen nach innen aufweisen und sich der Form eines O nähern. Unseren Hirschen der Algäuer Berge fehlt sehr häufig die Eissprosse. So kommt es nun, daß ein Hirsch mit Krone, welcher stets als Zwölfender anzusprechen ist, nur zehn Enden zeigt. Es ist dies der reguläre „Kronzehner".

Eine weitere Abweichung von der normalen Form ist uns in den sogenannten „Schadhirschgeweihen" (Taf. I, Fig. 8) gegeben. Diese Geweihe haben meist nur Stangen mit je einer Sprosse — der Augensprosse; noch seltener kommen sie ohne alle Sprossen vor. Solche Geweihe nehmen jedes Jahr an Höhe und Stärke zu. Man nennt einen Hirsch mit solcher Geweihbildung — „Schadhirsch", weil derselbe im Kampfe mit Rivalen äußerst gefährlich ist und durch die schweren Verletzungen, die er infolge seiner Geweihbildung anzurichten im stande ist, vielen Schaden verursacht. Da diesen Hirschen kein anderer Hirsch, selbst ein viel stärkerer mit normaler Geweihbildung, im Kampfe gewachsen ist, eignet sich ein solcher gewöhnlich große Rauflust an, denn er ist sich des Vorteiles über seinesgleichen vollständig bewußt; auch andere Hirsche scheuen ihn gewaltig und meiden sehr oft seine Nähe. Solche Hirsche bei Zeiten wegzuräumen, namentlich in eingehegten Revieren, ist Aufgabe des sorgsamen Jägers.

Im Laufe der jüngst vergangenen (1893) Brunft kam ein eklatanter Fall im Reviere eines meiner Freunde vor. An einem bestimmten Orte wußte man die Anwesenheit eines Schadhirsches und war eifrig bemüht, denselben zum Abschusse zu bringen. Der Hirsch wurde gesehen, wußte sich aber dem birschenden Jäger zu entziehen. Bald jedoch hörte der Betreffende das Geklapper und den Kampf zweier Hirsche. Die Nacht war zu weit vorgeschritten, um in dem rauhen Gebirgsstock noch etwas unternehmen zu können. Mit Tagesanbruch suchte der Jäger den Plan ab, an dem er den Kampf vermutet hatte und fand bald einen sehr guten Hirsch von zehn Enden, welcher geforkelt verendet war. Aus den vielfachen Verwundungen des Hirsches zeigte sich zur Genüge, daß er nur durch den bewußten Schadhirsch getötet wurde, denn die Stöße waren so weit in den Körper des Hirsches eingedrungen, daß ein Hirsch mit gewöhnlicher Geweihbildung dieselben nicht veranlaßt haben konnte. Selbst nachdem der geforkelte Hirsch verendet war oder wenigstens sich nicht mehr zur Wehre setzen konnte, muß er von dem Schadhirsche in seiner grenzenlosen Wut noch bearbeitet worden sein, denn die Anzahl der Stiche, ihre Richtung und der Sitz derselben (an den Schlegeln sogar) zeugte genau davon, daß viele erst erfolgt waren, nachdem der Hirsch nicht mehr kampffähig war und am Boden lag.

Seltene Abnormitäten sind jene Geweihe, die durch eine Überzahl von Stangen und Rosen von der normalen Bildung abweichen. Es sind Geweihe konstatiert mit drei, ja sogar vier Rosenstöcken und ebenso vielen Stangen.

Das Gegenteil von diesen Geweihen wies ein Hirsch auf, welcher zur Feistzeit des Jahres 1885 bei Herrenalb im württembergischen Schwarzwalde erlegt wurde. Ich verdankte photographische Ab-

*) Um das Alter des Hirsches korrekt anzusprechen, ist überhaupt die Anzahl der Enden nicht maßgebend; hierüber werde ich mich bei den Altersstufen näher aussprechen. A. d. V.

bildungen und Beschreibung des Geweihes der Güte des jüngst verstorbenen Weidmannes Eugen Freiherrn von Gienanth aus Eisenberg in der bayerischen Rheinpfalz, worüber ich im „Deutschen Jäger“ Mitteilung machte und die Zeichnung lieferte.*) Dieses Geweih saß scheinbar auf dem Stirnknochen direkt, ohne alle Vermittlung von Rosenstöcken, auf. Von hier aus erhoben sich zwei Hauptstangen, welche sich wiederum in lange, stangenartige Spieße teilten. Das Ganze macht den Eindruck von je fünf Stangen, die sich aus dem Schädelknochen direkt erheben. Der Hirsch ist aber als Zehnender anzusprechen.

Eine andere erwähnenswerte Abnormität sind die sogenannten „Kolbenhirsche“. Diese Hirsche tragen auf den Rosenstöcken gewöhnlich kurze, knorrige Kolben. Da bei einzelnen dieser Hirsche glaubwürdig konstatiert wurde, daß sie geschrieen und gebrunftet haben, dürften sie im allgemeinen nicht als Kümmerer anzusprechen sein.

In den Forsten des Fürsten Karl zu Schwarzenberg auf der Herrschaft Worlik stand vor mehreren Jahren ein kapitaler Hirsch, der solche Geweihbildung trug. Dieser Hirsch kam des öfteren zu Schuß, wurde aber stets, selbst von den besten Schützen, gefehlt; er wurde im Jahre 1872 von zahlreichen Wunden bedeckt geforkelt und verendet aufgefunden.**)

Noch habe ich der gänzlich geweihlosen Hirsche, der sogenannten „Plattköpfe“ Erwähnung zu thun. Mehrfach sind solche beobachtet worden; auch ist konstatiert, daß sie geschrieen und gebrunftet haben. Diese Hirsche zeigen kaum eine geringe Erhebung des Schädelknochens an der Stelle, wo die Rosenstöcke sitzen sollten. Maler Ludwig Beckmann erwähnt dieselben und Maler C. Kröner berichtet im „Weidmann“ vom Jahre 1874 über einen solchen Hirsch. Ferner erwähnt v. Dombrowski, daß nach einer Mitteilung des als Forscher und Weidmann tüchtigen Herrn Dr. Christoph im Jahre 1874 ein der Stärke nach als guter Zehner anzusprechender Hirsch durch den Förster Markwort in Grimmen erlegt worden sei, welcher kein Geweih und an Stelle der Rosenstöcke nur kleine unförmige Knollen getragen habe; das Kurzwildpret dieses Hirsches zeigte nicht die geringste Spur irgend einer Verletzung.

Daß weibliche Tiere mit Geweihbildungen vorkommen, beim Edelwild zwar sehr selten, bei Rehen öfter, ist längst bewiesen. Dietrich a. d. Winckell erwähnt, daß im Jahre 1725 im Anhalt-Dessauschen ein Alttier Spieße aufgesetzt habe. Ob dieses mehrere Jahre nacheinander geschehen, ob die Beschaffenheit der Geschlechtsteile näher untersucht wurden, kann er nicht bestimmen, glaubt aber, daß solche Fälle beim Rot- als auch Rehwilde nicht zu großer Seltenheit gehören. Leider werden in solchen Fällen die Tiere meist nicht auf ihr Geschlechtsverhältnis von sachkundiger Hand geprüft und daher mag manchmal ein Hermaphrodit mit unterlaufen. Mir ist beim Rotwild noch kein Fall in meiner Praxis untergekommen, die Litteratur der Neuzeit weist auch selten solche Fälle auf. Dagegen werde ich mich beim Rehwilde über dieses Thema des weiteren aussprechen, weil mir zahlreiche Fälle bekannt sind.

Ich gehe nun zur stufenweisen Bildung des Geweihes über.

Spießerstufe (Taf. I, Fig. 1). Wie schon erwähnt, bilden sich ungefähr vom siebten Monat an beim Hirschkalbe die Rosenstöcke, sie werden durch behaarte Erhebung sichtbar. Der Rosenstock erreicht beim Spießer eine ansehnliche Höhe und steht fast senkrecht auf der Stirnfläche, in ziemlich weitem Zwischenraume. Von hier aus erhebt sich das Erstlingsgeweih in der schon geschilderten Weise. Unmittelbar über den Rosenstöcken bilden sich mehr oder weniger dicht stehende Perlen als Anfang der künftigen Rosen.

Je nach individueller Kraft, je nach Äsungs-, Standorts- und Witterungsverhältnis erreichen die Spieße eine Höhe von 10—30 cm.

Hat dieses Geweih seinen Reifegrad erreicht und ist vereckt, dann stirbt der schützende Bast ab und der Hirsch fegt ihn an Weichhölzern hinweg.

Anfangs zeigen die mit aufwärts führenden schwachen Rillen und einigen Schweißresten versehenen Spieße eine hornweiße, gelbliche Farbe, die bald dunkler wird und ins Braune übergeht, je

*) Siehe „Deutscher Jäger“ Nr. 22 vom 16. August 1885.

**) Raoul Ritter von Dombrowskis Monographie des Edelwildes.

nachdem der Hirsch Holzarten zum Fegen benützt, deren Saft mehr oder weniger dunkle Beize der Geweihe ergiebt. Ungefähr zwischen dem fünfzehnten und achtzehnten Monat hat der Spießhirsch, als Hirsch vom zweiten Kopfe, sein Erstlingsgeweih fertig. Der seinerzeitige Abwurfsprozeß beginnt, wie schon angeführt, beim geringen Hirsche im Monat April des kommenden Jahres.

Gablerstufe (Taf. I, Fig. 2). Dieselbe ist als zweite Geweihstufe zu betrachten. Es ist aber nicht immer die Folge, daß der Hirsch vom dritten Kopfe als zweites Geweih die Gabel aufsetzt. Klimatisch-tellurische Verhältnisse, reichliche üppige Äsung, gute Winterverhältnisse ergeben oft das Faktum, daß der Hirsch vom dritten Kopfe statt der Gabel schon ein Geweih von sechs Enden, ja manchmal mehr aufsetzt und sonach die Gablerstufe überspringt. Bei normaler Bildung des zweiten Geweihes entwickeln sich die Stangen ungefähr in der gleichen Stärke und Länge wie beim vorhergehenden, oberhalb der Rose aber vereckt der Gabler die erste Sprosse — die Augensprosse, welche in stumpfem Winkel gegen die Stirn und nach vorwärts gerichtet ist, häufig aber unvollkommen sich entwickelt. Die Perlen der Rose erscheinen schon dichter gereiht.

Nach jedem Abwurfe verkürzen sich die Rosenstöcke etwas, weil ein kleiner Teil der porösen Abwurffläche mit den Stangen gleichzeitig abstirbt und verloren geht. Die Abwurffläche verliert allmählich ihre horizontale Form und bekommt eine Neigung nach auswärts. Durch allmähliches Stärkerwerden verjüngt sich der Zwischenraum zwischen den beiden Rosenstöcken, wodurch scheinbar die Rosen näher zusammenrücken, weshalb sich beim geringen Hirsche die Rosenstöcke weiter entfernt von einander zeigen, als bei guten Hirschen.

Fehlt an der einen oder andern Stange die Augensprosse, so ist das Geweih ein ungerades Gabelgeweih. Mit der Entwickelung der Augensprosse dürfte die Mannbarkeit des Hirsches eingetreten sein.

Sechserstufe (Taf. I, Fig. 3). Das dritte Geweih setzt der Hirsch vom vierten Kopfe auf, indem er außer der Augensprosse eine weitere, die Mittelsprosse, vereckt.

Die Hauptstange zeigt an der Stelle, wo sich die Mittelsprosse entwickelt, eine Buchtung nach außen, während das Geweih ober der Mittelsprosse eine schwache Neigung mit der Spitze nach innen aufweist.

Manchmal bleibt der Hirsch nach Abwurf dieses Geweihes noch auf der Sechserstufe stehen, das Geweih wird aber stärker und die Rosen entwickeln sich besser.

Achterstufe (Taf. I, Fig. 4). Nach dem dritten Abwurfe setzt der Hirsch vom fünften Kopfe sein viertes Geweih auf, indem sich die Spitze der Stange in eine Gabel teilt. Die Augsprosse rückt allmählich gegen die Rosen herab, nimmt an Länge und Stärke zu und bildet die Trutzwaffe des Hirsches. Heutzutage wird der Hirsch mit der Gabel an der Spitze gewöhnlich als jagdbar angesehen.

Zehnerstufe (Taf. I, Fig. 5). Das fünfte Geweih zeichnet sich als Zehnergeweih dadurch aus, daß unter normalen Verhältnissen der Hirsch unmittelbar über der Augsprosse und mit dieser parallel die Eissprosse ansetzt. Häufig erscheint sie nur an einer Stange, während sie an der andern sich durch eine zapfenartige Erhebung zeigt, deren Oberfläche glatt geschliffen erscheint. Eine solche Sprosse ist nicht als Ende anzusprechen und der Hirsch ist dann ein ungerader Zehner.

Gewöhnlich wird eine Sprosse als End angesprochen, wenn sie sich so stark entwickelt hat, daß man die Hornfessel daran aufhängen kann. Hat das Geweih fünf wirkliche Enden auf jeder Stange, dann ist der Hirsch als gerader, normaler Zehner anzusprechen.

Zwölferstufe (Taf. I, Fig. 6). Zeigt ein Hirsch oben an beiden Stangen die Vereinigung von je drei Enden, wird er Kronhirsch. Er trägt also von unten auf gerechnet an jeder Stange: Augensprosse, Eissprosse, Mittelsprosse und die drei Sprossen der Krone.

Wie schon erwähnt, giebt es Hirsch-Rassen, welche sehr häufig die Eissprosse nicht verecken; in unsern Algäuer Bergen kommt dies fast öfter vor, als die normale Bildung, solche Hirsche nennt man Kronzehner, weil sie die volle Krone tragen, aber im Ganzen nur fünf Enden auf einer Stange; der Kronzehner wird gleich dem Zwölfender angesprochen.

Vierzehnerstufe (Taf. I, Fig. 7). Ein Hirsch mit je sieben Enden ist Vierzehner. Hier verästelt sich meist die Krone in je zwei Doppelenden. Manche Jäger bezeichnen die Krone nach den einzelnen Kronsprossen, z. B. bei der ersten Krone mit drei Enden „dreifache Krone“, bei der Krone

des Vierzehnenders „vierfache Krone". Dies ist nicht ganz korrekt — die Krone mit drei Enden ist die einfache Krone, erst wenn sich von dieser eine Hauptstange abzweigt und in zwei Enden verästelt, kann sie als Doppel- oder zweifache Krone angesprochen werden u. s. f.

Ich habe bis hieher die normal fortschreitende Entwicklung der Stangen und Sprossen besprochen. Eine höhere Endenzahl als vierzehn vereckt der Hirsch nur unter besonderen Umständen und in Gegenden, wo äußerst reichliche und üppige Äsung vorhanden ist.

Die weiteren Stufen des Sechzehn-Ender und so aufwärts markieren sich stets nur in der Vermehrung der Kronen und Kronenenden. Ich habe schon angedeutet, daß der Hirsch auf sein Alter nicht nach der Endenzahl des Geweihes anzusprechen sei. Die Endenzahl differiert sehr. Kommt es ja, wie erwähnt, häufig vor, daß die Gabler-, ja Sechserstufe schon übersprungen wird, so müssen auch Zurücksetzungen in Betracht gezogen werden. Zurückgesetzte Geweihe, d. h. solche Geweihe, welche eine geringere Zahl von Enden aufweisen, als ihre Stärke und Hauptform bedingen dürften, kommen ja sehr häufig vor. In diesen Fällen ist der Hirsch nur nach der Fährte zu beurteilen.

Bei zunehmendem höherem Alter kommt es vor, daß die Hirsche die Enden, besonders jene der Kronen, nicht mehr in der Länge, wie es zur Zeit ihrer Vollkraft der Fall war, verecken. Schon in in Rücksicht auf die Endenzahl gehen die Geweihe zurück.

Nicht selten bemerkt man bei alten Hirschen, daß die Spitzen der Enden stumpfere Form annehmen, zeitweilig sogar brüchig in der Horntextur werden und schwarz, wie angebrannt, erscheinen. Dies ist Mangel an Triebkraft des Tieres, die Geweihe werden an dieser Stelle nicht mehr völlig vereckt, das unfertige Geweih schrumpft zusammen und nimmt diese anormale Form und Farbe an.

Wir hatten in einem Berge des Algäu einen kapitalen Hirsch, welcher sich alljährlich den Nachstellungen zu entziehen wußte. Ein Senne (!) kannte seinen Standplatz und brachte mehrere Jahre nach einander die Abwürfe. Das Geweih war insofern abnorm, als die Krone der rechten Stange etwas gedreht, sozusagen horizontal dalag, während jene der linken Stange aufrecht stund. Durch diese Abnormität der Abwürfe war die Provenienz von diesem Hirsche nachgewiesen. Erst brachte der Mann Stangen von zwölf Enden, dann von vierzehn und später ein paar Jahre nach einander von sechzehn Enden, hierauf ging das Geweih wieder auf vierzehn resp. zwölf Enden zurück. Wohl wurde durch den Grafen Ernst von Rechberg-Rothenlöwen ein Zwölfender mit ganz ähnlicher Bildung geschossen, da dieser Hirsch aber in einem Thale erlegt wurde, das durch den Rücken zweier hoher Bergzüge vom Standorte des bewußten Hirsches getrennt war, dürfte dies wohl ein Abkömmling, aber nicht der bewußte Hirsch gewesen sein, von dessen Existenz oder Erlegung nichts mehr bekannt wurde.

Raoul von Dombrowski hat die Überschreitung der Achtzehnenderstufe nur als einen Beweis seltener individueller Lebens- und Produktionskraft angesehen und nicht als Regel, sondern als Ausnahme betrachtet.

Wir haben nicht bloß in älterer Zeit, sondern auch in neuerer Zeit viele Beweise, daß in besonders gut situierten Revieren, bei großer Schonung des Wildstandes, Hirsche mit sechzehn, achtzehn, zwanzig und mehr Enden keine besondere Seltenheit sind. Aus den österreichischen Kronländern und auch von anderen Ländern melden ja unsere Fachblätter alljährlich eine Anzahl erlegter Hirsche von hoher Endenzahl.

Ich könnte ganze Reihen solcher Hirsche anführen, es entspricht aber dem Raum und Zwecke dieser Arbeit nicht, solche Aufzählungen einzufügen.

Längst bekannt ist das Unikum des 66-Enders auf der Moritzburg in Sachsen, welchen König Friedrich I. von Preußen im Jahre 1696 bei Frankfurt a. Oder erlegt und dessen Geweih er später dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen zum Geschenke machte.

Herzog Wilhelm IV. von Bayern schenkte das Geweih eines 42-Enders an die Königin Maria von Ungarn.

Im Tiergarten zu Kranichstein lebte ein Hirsch, welcher 1762 von Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt bei Battenberg als 20-Ender lebendig gefangen, dorthin verbracht wurde. Er setzte 22, dann 24 und zuletzt 32 Enden auf, von da ging er auf 26 Enden zurück.

Im Jahre 1890 erlegte Hofjägermeister von Neurath in Gegenwart des damaligen Prinzen Wilhelm, jetzt König von Württemberg, einen kapitalen Hirsch im Stuttgarter Stadtwalde, welcher ein Geweih von drei Stangen trug. Der Kopf mit Geweih der seltenen Naturerscheinung schmückt in präpariertem Zustande jetzt den Speisesaal des K. Wilhelmspalastes. Ein Abguß davon wurde dem Stuttgarter Rathaus übergeben und an der Stelle, wo der Hirsch erlegt wurde, ließ Seine Exzellenz der jetzige Hofjägermeister Freiherr von Plato im Auftrage des Königs einen Gedenkstein mit Abbildung des Kopfes und Inschrift setzen, um den späteren Generationen Zeugnis zu geben, daß am Ausgange des 19. Jahrhunderts im Schönbuch noch solch gute Hirsche standen.

Wohl ist das recht, es wandelt uns aber ein Gefühl der Wehmut an, wenn man denkt und sieht, wie in unserer der Kultur geöffneten Zeit Blatt um Blatt des edlen Gejaides herabsinkt, unsere kapitalen Hirsche immer mehr zurückgehen und das Dasein dieses edlen Wildes sich von Jahr zu Jahr auf immer kleinere Territorien einschränkt. Allmählich schwinden die letzten Refugien edlen Rotwildstandes auf einige wenige Länder- und Gebirgsstriche zusammen, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß das Weidwerk in der jetzigen Zeit, gegen die verheerende Epoche des Jahres 1848, wieder größeren Aufschwung genommen hat.

Wenn man jedoch sieht, wie in der allerneuesten Zeit gegen das Wild, gegen die Hebung der Jagden von verschiedenen Seiten vorgegangen wird, so muß man allerdings der Befürchtung Raum geben, daß in absehbarer Zeit kein edleres Wild mehr in freier Bahn wird existieren können.

Viele Vertreter des Volkes ergehen sich gerne in den Parlamenten mit Klagen wegen Überhandnahme des Wildes und dadurch herbeigeführte Schädigung der Forst- und Landwirtschaft; mögen nun dieselben dadurch für sich Beliebtheit bei ihren Wählern erzielen wollen, mögen ihre Anschauungen einseitig sein und wirklich von Herzen kommen, gleichviel, sie streben den Ruin der Jagden an. Manche Forstbeamte, denen, zur Verwunderung sei's gesagt, kaum ein Tropfen Jägerblut in den Adern rollt, die reine haarspaltende Forstgärtner sind, sie sehen in jedem abgerissenen Pflänzchen den Ruin des Waldes durch das Wild und wollen deshalb gänzliche Ausrottung — sie sehen sogar den gewiß harmlosen Urhahn, den König unserer Waldhühner, den Stolz unserer Forste, als höchst gefährlichen Waldverwüster an und versuchen ihm das Todesurteil zu unterzeichnen.

Der Bauer jammert und klagt, wenn er nur ein Reh am Kornacker stehen sieht, selbst wenn er weiß, daß dadurch seine Ernte nicht vernichtet ist, sein Lamento leitet ein tieferer Gedanke — der Gedanke nach blanken Wildschadenthalern.

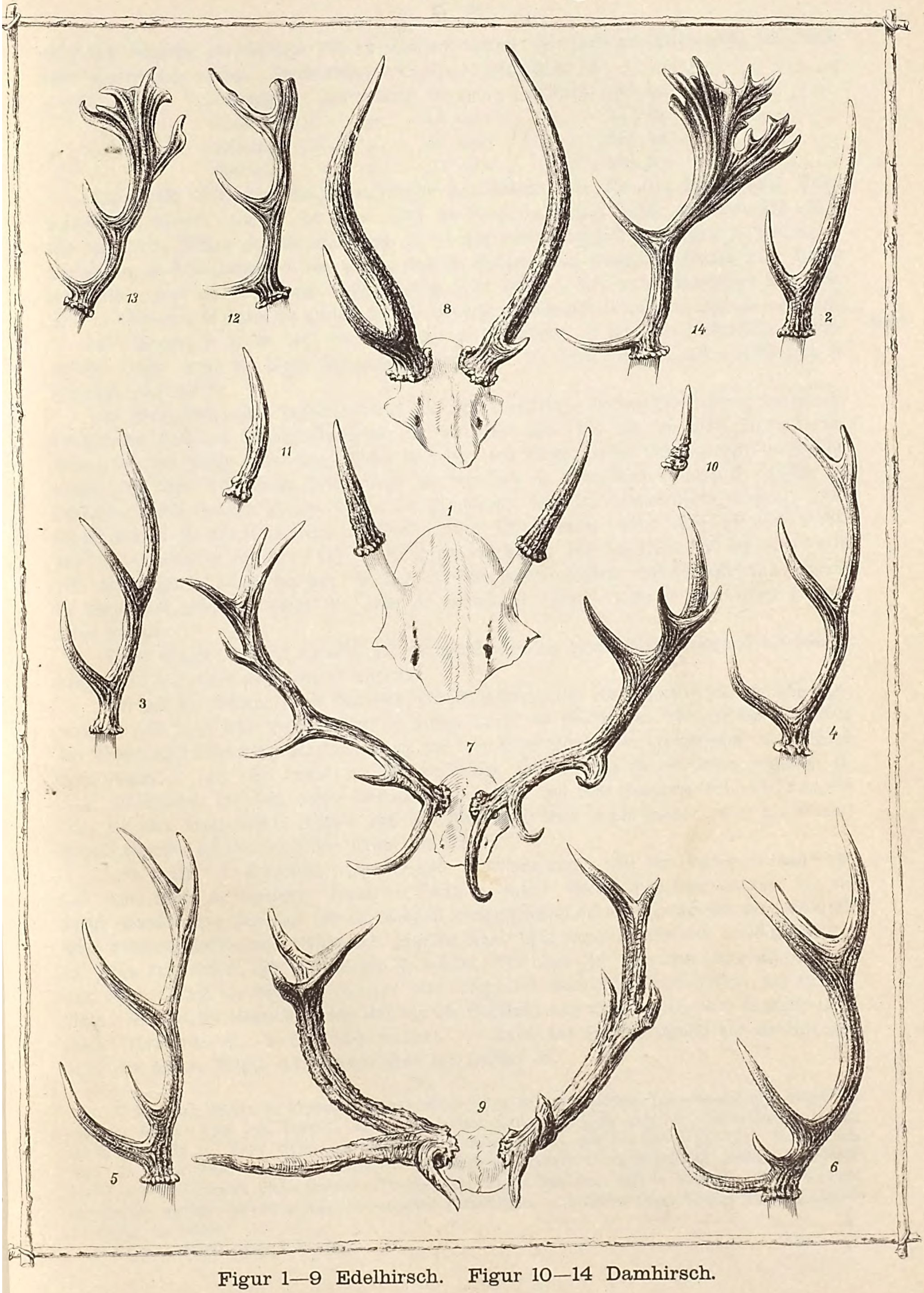
So kommt es, daß recht oft die Kreirung neuer Jagdgesetze, die Revision älterer, noch günstigerer Zustände schaffen, welche die Einschränkung des Wildstandes zur Folge haben. Unsere Zeit ist gewaltig materiell und krämerisch geworden; es giebt Menschen, die, bar aller Poesie, einen schönen, mächtigen Baum nur bewundern, weil sie ihn nach den Klaftern Holz schätzen, die er abgeben könnte, sie kennen keine Poesie, meint v. Kobell — denn, wer je in unsere Gebirge gewandert ist, wem es je dort das Herz erhob, er hat bei solchen Genüssen gewiß auch des Wildes gedacht, der kühnen Gemsen und der stolzen Hirsche — und in der That, wie viel Poesie verschwände aus jenen Höhen, wenn wir sie mit der Gewißheit betrachteten, dort lauscht kein Hirsch mehr, dort stößt keine Gemse mehr den sausenden Stein von der Wand — doch ritterliche Lust wird den Fürsten nicht abhanden kommen und unsere Alpen werden nicht geebnet sein und so können dem Weidmanne noch frische Freuden blühen; der so oft rumorende Erdgeist spaltet wohl auch mit einem Ruck wieder Schlünde und Gräben, die profanem Volk den Eintritt ins letzte Heiligtum des Weidwerkes verwehren!

Würden nicht von hervorragenden hirschgerechten Weidmännern große Opfer gebracht, längst wäre der hochgeweihte, der edle Hirsch der Schießwut auch unserer heutigen Gewehrträger zum Opfer gefallen, jener Schießer, die sich auch gerne mit einem elenden verkümmerten „Schneider" abfinden lassen, wenn sie nur sich brüsten können — einen Hirsch erlegt zu haben.

Körpergewicht.

Das Gewicht unserer Hirsche ist gegen frühere Perioden zurückgegangen; es läßt sich allerdings keine bestimmte Norm hierüber ziehen, weil Äsungs-, Standorts- und Rassenverhältnisse große Verschiedenheit hervorrufen. Das Durchschnittsgewicht des jagdbaren Hirsches in aufgebrochenem Zustande

Geweihbildung.



Figur 1—9 Edelhirsch. Figur 10—14 Damhirsch.

kann aber immerhin von 125 bis 150 kg bezeichnet werden. Als jagdbarer Hirsch dürfte der Zehnender angenommen werden. Dombrowski giebt folgende Unterschiede an:

Schottland:	Fährtenbreite	56 mm,	Gewicht	137 kg.
Deutschland:	„	59 mm,	„	148 kg.
Böhmen:	„	68 mm,	„	168 kg.
Bukowina:	„	87 mm,	„	204 kg.

Die neueste Zeit weist aber Gewichtshöhen von Hirschen auf, die ganz kapital sind. Prinz Leopold von Bayern erbeutete im Jahre 1893 bei Bellye in Ungarn Hirsche mit 204, 215, 217, 228 kg. Prinz Philipp von Koburg streckte im gleichen Herbste während der Brunft zu Murany in Oberungarn einen Vierzehnender von 238 kg und ein Sechzehnender, erlegt vom Grafen J. v. Hoyos ebendaselbst, wies ein Geweih auf, dessen Gewicht 9 kg betrug. Auch in der preußischen Monarchie giebt es Gegenden, in denen die Hirsche kapitale Geweihe verecken und bedeutendes Gewicht aufweisen.

Die Brunft, d. h. die Zeit der Begattung des Edelwildes, ist für einen passionierten, hirschgerechten Jäger gewiß die höchste Würze des Weidwerkes. So betrachteten sie unsere Altvordern, so betrachten auch wir sie. Brunft.

Bei Gelegenheit eines Jagdaufenthaltes auf dem Jagdschlosse Hohenaltheim Seiner Durchlaucht des Fürsten Karl von Öttingen-Wallerstein im bayerischen Ries kam mir ein altes Jagdwerk zur Hand, das mit höchst naiven Kupferstichen illustriert, von einem Fürsten Schwarzenberg verfaßt ist, welcher sich Mitte des vorigen Jahrhunderts an dem Hofe zu Pfalz-Neuburg aufhielt. Diesem interessanten Werke entnahm ich zum Kapitel der Hirschbrunft folgenden wortwörtlichen Eingang: „Der Hirsch fahet in die Brunft zu treten ongefährlich mitten im September / weret selbig auff zween Monat und ist wunderbarlich zu hören / daß der alt Hirsch viel hitziger auff das Wild und auch demselbigen viel annehmlicher ist / dann der jung / Welches bei etlichen unserer Weibern nicht bräuchlich sein / sondern im Widerspiel gefunden werden wil / dann sie vielmehr die jungen / dann die alten haben und zulassen wölln."

Dieser Eingang schildert eigentlich mit wenigen Worten den hauptsächlichsten Verlauf des Ganzen, doch wollen wir etwas näher darauf eingehen.

Der mit der Bildung seines Geweihes beschäftigte Hirsch lebt als Einsiedler sehr zurückgezogen, verbringt seine Tage stiller Beschaulichkeit im tiefsten Winkel des Forstes und tritt nur höchst vorsichtig des Abends nach Sonnenuntergang auf Äsung, um beim ersten Strahle der Morgensonne wieder längst verschwunden zu sein. So kommt es, daß der Hirsch, während das Geweih seinen Reifegrad erreicht, an Wildbret und Feist tüchtig zugenommen hat. Wer nun keine Sorge hat und dabei behaglich lebt, der wird üppig und so ergeht's auch dem Feisthirsche, denn in der zweiten Hälfte des Monats August erwachen bei ihm die heißen Triebe zur Brunft.

„An Egidy" (1. September), sagt ein altes Jägersprichwort, „tritt der Hirsch in Brunft" und „an Sankt Mang (6. September) kommt der Hirsch in Gang." Freilich sieht man um diese Zeit den Hirsch zuweilen schon untertags auf den Wechseln herumschleichen, da und dort leuchtet seine schön rote Decke durch die Büsche auf. Eifrig, mit gesenktem Kopfe sucht er die Fährten des weiblichen Wildes zu halten und trachtet, sich zu demselben zu gesellen. In dieser Zeit kann man schon manchmal, je nach örtlicher Lage des Revieres, morgens oder abends den einen oder andern Schrei eines Hirsches hören, der erwachte Begattungstrieb läßt ihn die Sehnsucht nach Befriedigung durch Schreien kundgeben. Nun heißt es, „der Hirsch meldet." *) Durch das Schreien schwillt der um diese Zeit durch eine stärkere Mähne ausgezeichnete Hals des Hirsches an.

*) Über den Beginn der Brunft kann man keinen festen Zeitpunkt angeben, denn dieser Beginn richtet sich nach der örtlichen Lage des Revieres, nach der jeweiligen Witterung, sowie nach der individuellen Verfassung des Wildes. In der Regel melden die Hirsche im Flachland früher, als jene im Hochgebirge. Nach meinen durch eine lange Reihe von Jahren gemachten Aufschreibungen melden die Gebirgshirsche gewöhnlich zwischen dem 2. und 7. September zum erstenmale; die eigentliche Brunft tritt aber meist in den letzten Septembertagen erst ein und erreicht ihren Höhepunkt in den ersten Oktobertagen. In klaren, kalten Nächten mit Reif schreien die Hirsche am besten.

Auch bei den Tieren beginnt die geschlechtliche Erregung fühlbar zu werden; dieselben ziehen sich in Rudel verschiedener Zahl zusammen und suchen die Brunftplätze auf. Der Ort, wo der Hochzeitsreigen gehalten wird, gewöhnlich eine ruhige Waldblöße, wird „Brunftplatz“ oder „Brunftplan“ genannt und, wenn keine Bestandesveränderungen obwalten, sucht ihn das Wild, welches vielleicht schon in der vorhergehenden Periode dort gebrunftet hat, jedes Jahr immer wieder auf. — Schreiend nähert sich der Hirsch dem Brunftplatze, beginnt das in koketter Verschämtheit sich vor ihm verbergende Mutterwild zusammenzutreiben und mit despotischer Gewalt zusammenzuhalten, andere Hirsche aber davon abzuschlagen.

Der Begattungstrieb wächst nun von Tag zu Tag bei beiden Geschlechtern. Die Schmaltiere sind anfangs spröde, aber der rastlosen Umwerbung des Hirsches können sie sich in die Länge nicht entziehen. Der nach der Brunft zerstampfte Brunftplan giebt beredtes Zeugnis, welche Mühe der Platzhirsch verschwendete, seine Schönen sich gefügig machen.

Der Hirsch ist so erregt, daß er sich kaum Zeit zur Äsung nimmt; höchstens sucht er, sein Rudel vor sich hertreibend, Quellen oder Suhlen auf, um seine erhitzten Glieder zu kühlen.

Der meist gute Hirsch, welcher sich als Beherrscher eines solchen Rudels auf einem Brunftplatze festgesetzt hat, wird „Platzhirsch“ genannt. Außer diesem umschwärmen auch andere, hauptsächlich geringere Hirsche, sogenannte „Beihirsche“ das Rudel und geben durch Schreien ihr Verlangen nach Befriedigung des Begattungstriebes kund. So kommt es nun, daß des Morgens und des Abends, auch während kühler Nächte der Wald erdröhnt von dem Röhren der Hirsche. Ist die Brunft recht gut im Gange, kann man auch untertags einzelne Hirsche schreien hören.

Nicht selten ereignet sich's, daß ein gleich starker Hirsch auf dem Brunftplatze erscheint, um sich in den Harem seines Gegners, des Platzhirsches, einzudrängen. Mit glühendem Mut und Eifersucht zerstampft dann der Platzhirsch den Boden, schlägt mit dem Geweih Moos und Sträucher in die Höhe und aus seiner Brust rollt zorniger, wütender Brunftschrei. Dies ist gewöhnlich die Einleitung, das Vorspiel harter Kämpfe; die beiden Hirsche schreien sich zusammen, dann beginnt der Kampf auf Tod und Leben — mit lautem Geklapper schlagen die mächtigen Geweihe aufeinander, ein Hin- und Herschieben beginnt und jeder der beiden Recken trachtet, die gefährliche Waffe seinem Gegner in die Flanken zu rennen. Selten geht ein solches Schauspiel ohne mehr oder weniger schwere Verwundungen der Kämpfer ab.

Man hat Beweise, daß hin und wieder die Geweihe sich so ineinander verfangen, daß sie ohne Bruch nicht mehr zu trennen sind. Solch verkämpfte Hirsche gehen dann einem elenden Tode durch Ermattung und Hunger entgegen.

Der bekannte Adlerjäger, Oberjäger Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern, Leo Dorn in Hindelang, stieß, wie er mir vor einigen Jahren berichtete, auf zwei verkämpfte Hirsche, von denen der eine bereits verendet, der andere, durch das verkämpfte Geweih an seinen toten Gegner noch lebend gefesselt war. Eine mitleidige Kugel erlöste den Hirsch von weiteren Leiden.

Während des Kampfes, welchem die Schönen mit scheinbarer Ruhe zusehen, gelingt es auch den Beihirschen ihren Begattungstrieb zu stillen, denn auch die Tiere scheinen sich als Entschädigung für den despotischen Zwang des Platzhirsches dieser Freiheit hinzugeben — »duobus certantibus, tertius gaudet«.

Wenn nun auch der Kampf zu solch tragischem Ausgange, wie geschildert, nicht immer führt, ist es doch Regel, daß der eine der beiden Kämpen ermattet oder verwundet den Kampfplatz räumt, d. h. abgeschlagen wird.

Dem als tüchtigen hirschgerechten Jäger bekannten Grafen von Dürkheim-Montmartin (Steingaden) gelang es einst auf dem Jagdgebiete des Grafen von Lamberg eine Doublette auf kämpfende Hirsche zu machen. Der Graf benützte den Lärm und die Aufregung der Hirsche zum Anbirschen und war so glücklich, beide Hirsche mit je einer Kugel zu strecken.

Es ist nun selbstverständlich, daß der Platzhirsch durch beständige Aufregung, durch übermäßigen Genuß der geschlechtlichen Freuden, durch Kämpfen und Wüten gänzlich von Wildbret und Feist abfällt und vorzeitig so ermattet wird, daß er sich vom Brunftplatze zurückzieht.

Nun gelangen gegen Ausgang der Brunft die geringeren Hirsche zum Genusse ihrer Gattenrechte.

Manchmal wird die Annahme geltend gemacht, daß ein Tier, wenn es beschlagen wurde und aufgenommen hat, sich vom Brunftplatze zurückziehe. Diese Ansicht dürfte nicht die richtige sein; das Tier sucht sich vielmehr für den harten Zwang, welchen es von Seite des Platzhirsches zu erdulden hatte, schadlos zu halten, so oft ihm die Möglichkeit gegeben ist.

Der Beschlag geht sehr rasch vor sich und nimmt nur wenige Sekunden in Anspruch.

Man hat auch die Beobachtung gemacht, daß hin und wieder Hirsche noch nach der Brunftzeit zu schreien anfangen. Da nun auch nachgewiesen, daß Tiere zu ganz außergewöhnlicher Zeit Kälber gesetzt haben, so dürfte dieser Umstand zu der Annahme führen, daß manchmal ein erfolgreicher Beschlag zu außergewöhnlicher Zeit stattfinden kann. Allerdings sind solche seltene Fälle nur eine besondere Ausnahme.

Das Edeltier trägt vierzig bis zweiundvierzig Wochen — „geht hoch beschlagen" — und setzt Ende Mai oder anfangs Juni, je nachdem der befruchtende Beschlag zu Beginn oder am Schlusse der Brunft erfolgt ist, gewöhnlich ein, selten zwei Kälber.

Wenn die Zeit des Setzens herankommt, dann zieht sich das Tier an einen einsamen, geschützten Waldort zurück. Das Kalb ist die ersten Tage unbeholfen und kann sich nicht von der Stelle bewegen. Die opferwillige Mutter verläßt es nur auf kurze Zeit, wenn der Hunger seine Rechte geltend macht, ist aber stets aufmerksam, um beim geringsten Geräusche oder Nahen einer Gefahr zur Hilfe bereit zu sein und den Feind vom Orte, wo das Kalb ruht, abzulenken. Nach Verlauf von 6 bis 8 Tagen ist das Kalb im Stande, der Mutter zu folgen; entdeckt dieselbe eine Gefahr, so giebt sie dies durch „Schrecken" kund, worauf sich das Kalb drückt und im hohen Grase oder Unterwuchse verbirgt.

Bald ist niemand mehr im stande, ohne besondere Vorkehrungen ein Kalb zu fangen, so flüchtig kann es der Mutter folgen. Gegen Angriffe von Raubwild oder Hunden, die unversehens erfolgen sollten, verteidigt das Muttertier das Kalb mit großer Unerschrockenheit und Tapferkeit.

Wenn die guten Hirsche abgebrunftet haben, verlassen sie das Rudel und vereinigen sich zu größeren oder kleineren Trupps, in welchen sie den Winter über friedlich zusammenleben. Auch die Tiere rudeln sich zusammen, geringe Hirsche, Spießer oder Gabler gesellen sich zu ihnen und dann werden die Winterstände — meist südlich gelegene Abhänge, gegen rauhe Schneestürme und Nordwinde geschützte Halden — eingenommen. Der Brunftplatz, auf dem die letzten Wochen über so reges Leben herrschte, auf dem Liebe und Kampf wechselten und manch stolzer Recke sein Ende fand, ist verödet, nur zerstampfter Grund und sonstige Spuren geben davon Zeugnis, daß das alte Lied von Liebe, Wonne und Leid auch hier sich abgespielt hat.

Bei der intensiven Forstwirtschaft, der heutzutage unsere Waldungen unterzogen sind, bei der hochentwickelten Landwirtschaft, die besorgt ist, den Boden nicht bloß aufs Nutzbringendste auszubeuten, sondern auch alle weniger oder unkultivierten Länderstrecken einer besseren Nutzung zuzuführen, ist es sehr schwer, in freier Wildbahn einen einigermaßen schönen Wildstand zu hegen und in nachhaltigem Stande fortzuführen. Hege.

Daher ist es Aufgabe eines braven Jägers, unter Berücksichtigung aller dieser Umstände seinen Betrieb so einzurichten, daß nach beiden Seiten hin Rechnung getragen werde. Diese Aufgabe ist keine leichte, sie erfordert Umsicht, Kenntnis und Fleiß, rastlose Thätigkeit des Personales und rationelle Benützung aller gegebenen Verhältnisse. Hauptsache ist also, durch zweckentsprechende Maßnahmen, ohne Nachteil für das Wild, die Kulturschäden auf ein geringstes Minimum zu reduzieren. Eine weitere Aufgabe dürfte sein, die ungünstigen Einflüsse, welche die Veränderungen des forst- und landwirtschaftlichen Betriebes der Neuzeit auf das Wild geltend machen, möglichst zu parieren.

Ohne besonderes, ich möchte sagen künstliches Nachhelfen von Seite des Jägers ist es in unserer Zeit kaum mehr möglich — wenige Länderstrecken vielleicht noch ausgenommen — das dem Wilde Fehlende ohne zu große Opfer herbeizuschaffen. Ich habe zunächst bei dieser Abhandlung die freie Wildbahn im Auge. In Parken sind die Verhältnisse anders gelagert. Wer einen Komplex zum

Parke eingattert, hat ganz andere Ziele im Auge und bei solchen Unternehmungen kommt dann der Kostenpunkt, kommt der Schaden an Grund und Boden, der Schaden am Walde weit weniger in Rechnung, weil der Wildstand Hauptgegenstand ist.

In früheren Jahren war aber allenthalben der Wildstand die Hauptsache, der Wald und dessen Nutzung Nebensache; die Zeit ist längst vorüber, in der soziale und wirtschaftliche Verhältnisse der Jagd zu gute kamen, heutzutage muß die Jagd ganz auf sich selbst beschränkt bleiben und hat lediglich für sich selbst zu sorgen.

Die Ernährung eines Edelwildstandes ist von den Verhältnissen der Jahreszeiten und des jeweiligen Standortes abhängig; diese bedingen in Berücksichtigung des Aufwandes eine strenge Beschränkung; diesen Ausgleich und den Evidenzstand zu bestimmen und zu erhalten, ist Sache eines kundigen Jagdleiters.

Bei Ernährung eines Edelwildstandes ist vor allem ins Auge zu fassen, ob die Wald- und Flurverhältnisse derart geeigenschaftet sind, daß sie einem bestimmten Stande die nötigen Nahrungsstoffe bieten können, ohne daß das Wild genötigt wäre, zu seiner Erhaltung Schäden an Waldpflanzen und Feldfrüchten anzurichten.

Bietet der Wald nicht jene Nährstoffe, die erforderlich sind, wird das Wild gezwungen auszutreten und vielleicht auf gepflegten Wiesen und an Feldfrüchten das einzubringen, was ihm im Innern des Waldes nicht geboten ist. Hiedurch entstehen meistenteils Nachteile nach zwei Richtungen hin:

1) namhafte Forderungen und Klagen der Grundbesitzer wegen Wildschaden,

2) wird das Wild in seinem Bestande gefährdet durch den Abschuß von Seite fremder Nachbarn.

Äsung. Zunächst ist nötig, die Äsung des Wildes das ganze Jahr über zu kennen, ferner ins Auge zu fassen, welche Nährstoffe dem Wilde erforderlich sind zum guten Gedeihen in jeder Beziehung. Im Frühjahr findet das Edelwild seine Nahrung in Grasarten und Kräutern, in frischen Baumtrieben und jungem Laube fast aller Holzarten, mit Ausnahme der Erle.

Im Sommer sind ihm junge Triebe, verschiedene Blüten, z. B. des wilden Jasmins (philadelphus coronarius) Lieblingsäsung. Bei Nacht betritt es Wiesen und Äcker. Das Getreide wird zur Zeit des Schossens in Ähren, während der Milchsaftbildung, sehr gerne angenommen. Später sind der Reife entgegengehende Korn- und Haberäcker ein begehrliches Ziel. Nach der Getreideernte werden Kartoffel-, Kraut- und Rübenäcker gerne angenommen. Wildes und edles Obst sind besondere Leckerbissen.

Der Herbst bietet wiederum eine Menge sehr begehrter Früchte. Da sind die junge Saat des Wickengetreides, ferner die Ölsaat, dann die Kartoffeläcker, Plätze, welche das Edelwild gerne aufsucht. Die Frucht der Eberesche (Vogelbeerbaum, sorbus aucuparia) ist ein Leckerbissen. Auf den Schlägen wuchern Brombeersträucher und verschiedene andere Herbstpflanzen, die dem Wilde angenehm sind.

Gibt es gute Eichel- und Buchelmast, sind die Roßkastanien gut gediehen, ist der Übergang in den Winter ein prächtiger. Bei mäßiger Schneelage wird das Wild immer noch zur Bodenäsung gelangen und sich an Pflanzen und Haidekraut, die es herausschlägt, gütlich thun. Tritt aber tiefer, schwerer Schnee oder gar Harst- oder Krustenbildung ein, dann ist das Wild gezwungen, seinen Hunger an Knospen und Baumrinden, an wenigen über der Schneelage hervorstehenden Sträuchern, wie Brombeeren, Misteln (viscum album) ꝛc., ja sogar an Flechten und Stockausschlägen zu stillen. Offene Gewässer, warme Quellen bieten an ihren Rändern einige saftige Kräuter. In solchen Zeiten muß der hegende Weidmann unter allen Umständen eingreifen, wenn ihm sein Wildstand lieb ist und er die Erfolge jahrelanger Sorgfalt und Hege nicht in wenigen Wochen vernichtet sehen will!

Durch diese Ausführungen mag nun jeder Jäger ersehen, was nötig ist, um einen bestimmten Wildstand zu erhalten, ohne daß er besonderen Schaden verursache. Allgemeine Normen lassen sich über die Höhe des Standes nicht leicht aufstellen; doch sei die Grenze dahin zu ziehen, daß das Wild gut bei Wildbret und gut in Geweihbildung sich zeige und zur Degeneration nicht hinneige. Der Stand des Edelwildes, die Zugangs- und Erhaltungsverhältnisse sowohl in Rücksicht auf Größe des Revieres, als auch der Geschlechter unter sich, ist ein sehr wichtiger Punkt für den Heger.

Unsere heutigen Jagd- und Waldverhältnisse sind, wie schon gesagt, gegen frühere Zeiten bedeutenden Veränderungen unterworfen worden, durch diese Umstände sind die erfahrungsreich und gewissenhaft gesammelten Vorschläge unserer Altmeister in der Hauptsache antiquiert, wir müssen mit ganz anderen Verhältnissen rechnen und unsern Jagdbetrieb darnach einrichten.

Die Veränderung der Waldbestände hat die Ernährungsweise des Wildes in ganz andere Bahnen gelenkt; große, vornehmlich in ärarialischem Betriebe stehende Waldkomplexe sind von allen gemischten Holzarten gereinigt, fast durchgängig in reine Nadelholzwaldungen umgewandelt worden. Der frühere Betrieb durch Kahlhiebe ist in Plenterwirtschaft umgewandelt worden. So stehen im Innern des Waldes nur mehr wenige Holzarten, die dem Wilde zusagende Nahrung liefern, und große Schläge, auf welchen Stockausschläge, eine Menge dem Wilde zusagender Pflanzen und Kräuter wucherten, sind höchstens noch in Hochgebirgsrevieren üblich. In den gereinigten Nadelhölzern ist das Wild nur auf die Bodenäsung angewiesen oder zum Austreten auf angrenzende Felder gezwungen, denn der Nadelwald bietet nicht jene Stoffe, die eine kräftige Entwicklung des Wildes fordert. Wir haben deshalb in einigermaßen strengen Wintern verhältnismäßig viel größere Verluste an Fallwild zu beklagen, als es in früheren Zeiten der Fall war.

Infolge dieser Veränderungen ist die Wildfütterung ein namhafter Faktor der Pflege des Jagdrevieres geworden; was früher der Wald bot, muß jetzt durch rationelle künstliche Fütterung und Nachhilfe seitens des Hegers da beschafft werden; je mehr das Wild von den Fluren mit nährstoffreicher Nahrung abgehalten werden soll, desto notwendiger erscheint es, auf dem Wege der Fütterung in einfachster und billigster Form dafür Ersatz zu bieten. Fütterung.

Ich räume diesem Thema ein weit größeres und breiteres Feld ein, als dies in älteren Jagdwerken der Fall war, denn unsere heutige Lage bedingt dies als einen Hauptgegenstand der Kenntnis und Sorgfalt eines Revierleiters — unsere Wildbestände kranken gerade in diesem Punkte am allermeisten.

Nach diesen allgemeinen Grundsätzen will ich zum praktischen Teil übergehen und jene Vorkehrungen besprechen, die der Jäger auf möglichst leichte Weise durchzuführen im stande ist.

1) Wasserversorgung. Es ist eine grundfalsche Annahme, daß das Edelwild nicht trinke; ihm ist wie jedem Wiederkäuer gutes Wasser nötig, besonders in der Feistzeit und auch während des Winters, da in letzterem Zeitraume saftige Äsung meistens fehlt.

Wir haben Beweise, daß in wasserarmen Revieren das Wild nicht nur gering an Körper und Geweih bleibt, sondern leicht verheerenden Krankheiten ausgesetzt ist. In solchen Revieren ist möglichst dafür zu sorgen, daß Regenwasser sich sammle und längere Zeit anhalte. Dies ist zu erreichen, wenn in Bodensenkungen kleine Teiche ausgehoben und gut mit undurchlässigem Lehm ausgeschlagen werden (sogenannte Beschlächte). Außerdem empfehlen sich kleine Holzbarren oder Steinbarren, die in Bodenvertiefungen eingelassen werden. In trockenen Zeiten können sie sogar durch Wasserzufuhr gespeist werden, nachdem sie vorher durch einen am Orte aufbewahrten Besen gereinigt sind. An Fütterungsstellen und in der Nähe der Salzlecken sollen sie niemals fehlen. Das sind allerdings nur ganz schwache Notbehelfe, die im Winter wegen des Zufrierens ihre Schwierigkeit haben, doch mögen sie, so oft die Möglichkeit gegeben ist, durch Wegschlagen des Eises im stande erhalten werden. Schneewasser ist dem Wilde nicht zuträglich.

Wo Quellen, Bäche oder natürliche Teiche mit Zu- und Abfluß vorhanden sind, da hat es gute Wege. Dieselben sind im Sommer durch Vorsorge geeigneten Abflusses vor Versumpfung zu bewahren. Im Winter möge, wenn sich Eis bildet, dasselbe so oft als möglich eingeschlagen werden. Sind in trockenen Revieren Pumpbrunnen vorhanden, soll in deren Nähe stets ein Trog in den Boden eingelassen und durch eine Rinne mit dem Brunnen in Verbindung gebracht sein. Durch das Personal kann der Trog rein gehalten und frisches Wasser von Zeit zu Zeit zugepumpt werden.

2) Salzlecken. In jedem größeren Reviere sollen einige Hauptsulzen angelegt und im stande gehalten werden. Auf ca. 40—50 Hektar möglichst eine Salzlecke. Das Wild bedarf ihrer im Frühjahr zur Zeit des Haarwechsels und der Entwicklung der Engerlinge sehr notwendig. Die Salzlecken sind im Frühjahr und Herbste frisch aufzurichten und neu einzuschlagen, falls der Bedarf dies verlangt.

Außer den Hauptsalzlecken empfehlen sich als sehr praktische Vorkehrungen sogenannte Stocksulzen. Diese werden, je mehr je lieber, in kernfaulen Stöcken vorbereitet. Man entfernt im Innern des Stockes das faule Holz möglichst, schlägt dann die so gewonnene Aushöhlung mit präpariertem, mit Salz und Anissamen durchknetetem Lehm ein, steckt obenauf einen tüchtigen Salzstein und übergießt das ganze noch mit Salzlake. In Dickungen, in der Nähe gutbegangener Wechsel, namentlich aber in Hochgebirgsrevieren sind diese Stocksulzen sehr praktikabel, weil das hiezu nötige wenige Material leicht dorthin zu transportieren ist. Auch mögen die Salzsteine, die in entsprechender Höhe von Zeit zu Zeit in Baumzwuseln eingeklemmt werden, gute Notbehelfe sein.

Die Anlage ergiebiger, wirklicher Salzlecken wird in folgender Weise bewerkstelligt:

Zur Anlage wähle man ruhige, von Wegen und Fußsteigen entfernte kleine Waldblößen. Der Boden wird 5—6 Meter im Gevierte geebnet, von Gras, Wurzeln und Steinen befreit, um hier die Fährten des zur Lecke tretenden Wildes kontrolieren zu können. In der Mitte des so vorbereiteten Platzes lasse man einen aus unbehauenen Rundhölzern vorbereiteten, 1 □-Meter haltenden Kasten, auch Steintrog, etwas in den Boden ein, aber so, daß die Wandung desselben etwa 1 Fuß hoch sei und über dem Boden etwas hervorstehe. In diesen Kasten oder Trog wird die sorgfältig vorbereitete Lecke eingeschlagen.

Es giebt verschiedene Rezepte hiezu; ich führe ein paar solcher an:

Rezepte zu Salzlecken.

1) Man nehme 1 Teil Kochsalz, ca. 1 Kilo phosphorsauren Kalkes, etwas zerstoßenen Anis und menge dies mit 2 Teilen sandfreiem, gutgesiebtem Lehm, gieße etwas Salzwasser hinzu und mische das Quantum recht sorgfältig durcheinander. Mit dieser Masse wird der Kasten vollgeschlagen, so daß sich in der Mitte ein kegelförmiger Haufen bildet. Auf die Spitze stoße man einen tüchtigen Salzstein ein, streue nach Begießung mit Salzwasser etwas gestoßenen Anissamen darauf oder verwittere denselben mit einigen Tropfen Anisöl.

Für Reviere, in denen nur Rehwild steht, mag die Salzlecke nur die Hälfte der Dimension betragen.

In der Nähe der Lecke ist, wie schon bemerkt, ein kleiner Wassergrand anzubringen.

2) Ungefähr 4 Teile gut gereinigten Lehm menge man mit 1 Teil Kochsalz, schlage dies in den bewußten Kasten ein, stecke einen Salzstein darauf und streue nach Begießung mit Salzlake eine Hand voll Anissamen und etwas Veilchenwurzelpulver darauf.

3) In den K. bayer. Leibgehegen wird die Sulze folgendermaßen bereitet: Auf $^1/_4$ Kubikmeter gereinigten Lehm kommen $^3/_4$ Kilo Kochsalz, 1 Kilo Viehsalz und $^1/_2$ Kilo phosphorsaurer Kalk,*) gut durchmengt und eine Hand voll Anissamen darübergestreut.

4) Hier gestatte ich mir auf eine Ausführung aufmerksam zu machen, welche ich in dem von mir redigierten „Deutschen Jäger", Jahrgang 1883 Nr. 18 vom 16. Juni veröffentlichte und welche aus der Feder eines denkenden Fachmannes stammt. Diese Ausführung giebt ein Rezept für Salzlecken, das ich hier an dieser Stelle nicht vermissen möchte. Die Ausführung lautet: „Der Haarwuchs macht jedesmal große Ansprüche an den Eiweißstrom, Blut genannt, des Tieres. Zu 80 Gramm Haaren ist dasselbe Material nötig, als zu 500 Gramm Fleisch, also mehr als das Sechsfache. Berechnet man die Sommerdecke z. B. eines Rehes zu 1 Pfund im Haar, so ist hiezu dasselbe Material nötig, wie zu 6 Pfund Fleisch, d. i. gleich dem ca. 5. Teile des gesamten durchschnittlichen Körpergewichtes, und das hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit zu bilden. Im Frühling, nach der Winternot, hat das an trockene Äsung gewöhnte Tier sich rasch an stark wasserhaltende Nahrung zu gewöhnen, den Temperaturwechsel, nebst der sich im Körper schnell zur geschlechtlichen Reife entwickelnden Wurmbrut auszuhalten. Beim jungen Tiere kommt das mit dem Steigen des Tagesgestirnes rasch vor sich gehende Wachstum hinzu noch, lauter Gründe, welche das Tier beim Eintritt des Frühjahrs-Haarwechsels als geschwächt erscheinen lassen.

*) Phosphorsaurer Kalk ist aus der M. Brockmannschen chemischen Fabrik Eutritzsch bei Leipzig, oder im Depot bei Barbarino und Kilp, Marienplatz 25, München, zu beziehen.

Rechnet man hiezu noch eine besondere Ursache, die nach nassen Jahren regelmäßig vorhanden: massenhaftes Vorkommen von Fadenwürmern, blutsaugende Leberegelbrut, Ostruslarven, der gedrehte Pallisadenwurm im Labmagen, so werden naturgemäß die jungen vorjährigen Tiere wegen Mangels an Reservestoffen, welche die älteren Tiere in höherem Maße besitzen, an Erschöpfung zu Grunde gehen. Nicht an den Holminthen selbst, sondern an den Folgen, an Blutleere, gehen die Stücke zu Grunde.*)

Den Holminthen sind bekanntlich ätherisch-ölige Stoffe verhaßt, ein gut genährtes Tier wird sich durch Abweiden von Nadelhölzern und Saalweiden auskurieren 2c., es hustet die Fadenwürmer aus der Lunge, schneuzt die Ostruslarven aus der Nase und laxiert die Fadenwürmer aus dem Darmkanal. Ein gut genährtes Tier bereitet aus dem Kochsalz der Lecke die scharfe Salzsäure, mit der es die Kieselsäure des Thons, notwendig zur Herstellung des Haarkleides, löst.

Es gibt nun zwei vorzügliche wurmtreibende Mittel, welche, vermengt mit Leckerbissen, vom Wilde anstandslos angenommen werden; das ist der Goldschwefel (stibium sulfuratum aurantiacum) und der weiße Arsenik (acidum arsenicosum album). Beide sind ziemlich gewöhnliche Bestandteile unserer Erde, sozusagen Nahrungsbedürfnis, und werden von Pflanzenfressern ganz leicht vertragen.

Es wird demnach folgende Lecke empfohlen:

Nimm 10 Pfund Salz, 100 Gramm acid. arsen. feinst gepulvert und mische innigst beide (im Freien). Setze zu und mische 50 Pfund Lehm — oder: nimm 10 Pfund Salz, 200 Gramm Goldschwefel, mische ebenso 50 Pfund Thon dazu.

Unser Gewährsmann will der Arsenikmischung den Vorzug geben. Wenn ein Stück auf einmal 250 Gramm Lecke verzehren würde, was es nicht thut, so nähme es 50 Gramm Salz auf und dabei erst 1 Gramm Arsenik. Ein an Salzlecke gewöhntes Reh wird höchstens 8 Gramm Salzbedürfnis pro Tag haben und nimmt dabei 0,16 Gramm Arsenik auf, was ihm niemals schadet und nach einiger Zeit die Würmer doch vertreibt.

Diese Lecke ist selbstverständlich nicht für alle Zeit des Jahres berechnet, sondern nur als eine Art Frühjahrskur zu betrachten und zwar hauptsächlich nach nassen Jahrgängen. Als Grundsatz zur Aufrichtung solcher Lecken ist aufzustellen: „Hörst du, Jägersmann, im Frühjahr dein Wild im Busche husten und stöhnen, dann darfst du sicher rechnen, daß es an Magenwürmern leidet. Diese Plage ihm sicher abzunehmen sei dein Ziel! Im übrigen drainire man im Interesse des Wildstandes Wald und Waldwiese so gut es geht, denn die nassen Wiesen und die nassen Gräser sind die Infektionsstellen; auf ihnen kriecht die Egelschnecke und schlängelt sich der geschlechtsreife Eingeweidewurm am Grase in die Höhe — lieber Sammelweiher, als Sümpfe!"

Wenn nun auch dieses Salzlecken-Rezept zunächst in Beziehung zum Rehwilde aufgestellt und bekannt gegeben wurde, so glaubte ich dennoch dasselbe in dieses Kapitel einstellen zu sollen, in welchem allerdings zunächst vom Edelwilde die Rede ist, jedoch die ausführliche Abhandlung über Salzlecken im allgemeinen Platz fand, während ich mir später bei andern Wildgattungen erlauben werde, mich kürzer zu fassen und auf dieses Kapitel nur hinzuweisen.

3) Futterschuppen und Futterbarren. An verschiedenen geschützten Orten des Revieres, namentlich solchen, die als Winterstände für das Edelwild zu betrachten sind, mögen Futterschuppen in erklecklicher Anzahl angelegt werden. Ist ein Revier in dauerndem (lebenslänglichem) Besitze des Jagdherrn, möge die Anlage der Futterschuppen mit mehr Aufwand und Dauerhaftigkeit durchgeführt werden, im andern Falle, je nach Rücksicht auf die Dauer der Pachtperioden, leichter und einfacher oder massiver. Die einfachsten Schuppen bedürfen gewöhnlich nur vier kräftiger Eckpfosten, sechs bis acht Querhölzern, eines leichten Daches aus billigen Schwartlingen, Baumrinden oder Dachpappe und etwas Schutz nach der Wetterseite hin.

Diese Futterschuppen haben den Zweck, zur Aufbewahrung des auf Waldwiesen, Schneußen, Waldblößen gewonnenen Heues zu dienen. Dieses Heu soll zur Erntezeit eingeschlichtet und partien-

*) Diese Ausführung dürfte über das Eingehen des Wildes im Frühjahr und speziell über den Grund, warum junge Tiere in größerer Anzahl zu Grunde gehen, als ältere, Aufschluß geben.

weise mit etwas Salz bestreut werden, damit es, falls der Winter unerwartet rasch hereintritt, an Ort und Stelle schon vorhanden sei. Auch als primitivster Aufbewahrungsort können für einzuschlichtendes Heu zwei geeignet stehende Baumstämme, welche durch dichtes herabhängendes Astwerk Schutz bieten, sogenannte Wettertannen, benützt werden. Das empfiehlt sich namentlich in Hochgebirgsrevieren, weil dort im Winter der Transport große Schwierigkeiten bietet; durch diese Maßregel hat man an verschiedenen Orten Futtervorrat in nächster Nähe zur Hand.

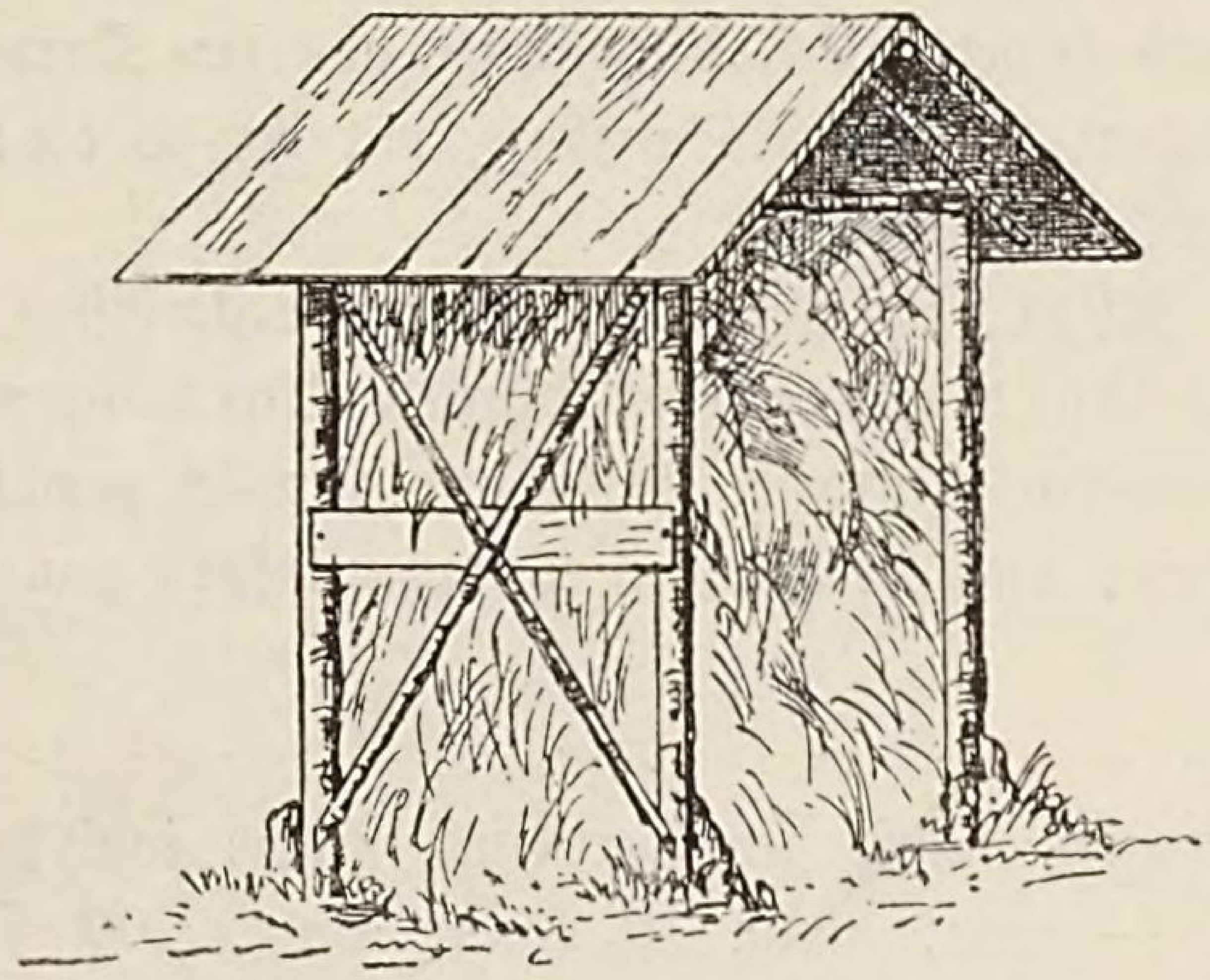


Fig. 1.
Futterschuppen.

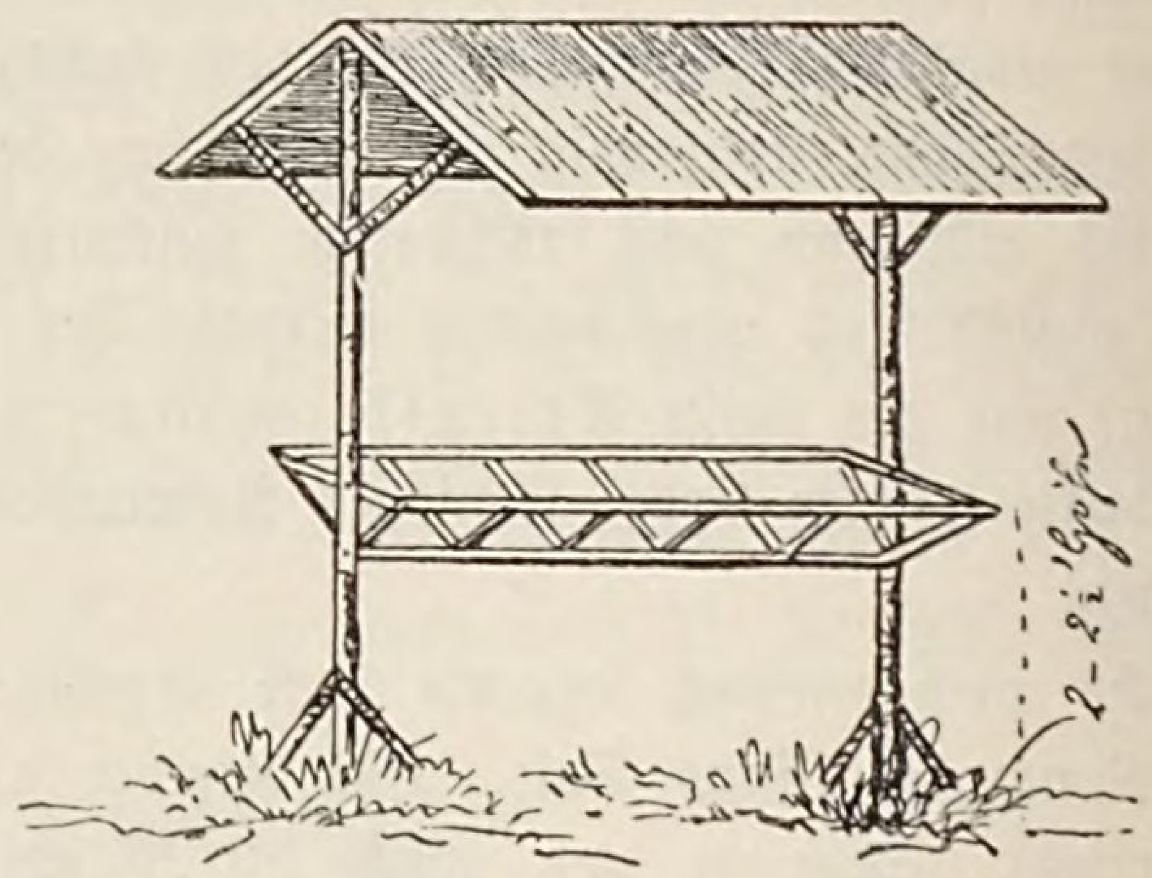


Fig. 2.
Futterbarren.

Ganz in der Nähe dieser primitiven Vorratsstellen sollen sich gewöhnlich zwei Krippen befinden, welche ebenfalls ganz einfach mit unbehauenen Stangen angefertigt werden können. Zwei Krippen mögen deshalb aufgestellt werden, daß sich auch geringere Stücke gütlich thun können, die von den stärkeren Stücken an einer Krippe abgeschlagen und verdrängt werden.

Das Heu auf den Boden oder auf den Schnee aufzulegen empfiehlt sich niemals, weil es da feucht wird und in diesem Zustande dem Wilde eher Schaden bringt. Aus demselben Grunde sollen nie größere Quantitäten auf einmal vorgelegt werden, d. h. nur soviel, daß es auf einmal aufgezehrt werden kann.

Eine andere einfache Methode ist es, unter schützenden Tannen das Heu in Bündeln mit Strohbändern an die Baumstämme zu befestigen.

Neben dem gesalzenen Heu mögen in den Schuppen Bündel von im Frühjahr und Sommer gewonnenem Baumlaube und von Stockausschlägen zum Trocknen aufbewahrt werden.

Bevor ich nun zu den einzelnen Vorlagen übergehe, möchte ich auch festere, dauerhaftere Anstalten besprechen. Es sind dies die eigentlichen Futterstädel. Dieselben mögen so eingerichtet werden, daß im Innern ein verschließbarer Raum für die Futterprodukte vorhanden ist, an der Außenseite und geschützt durch ein überstehendes Dach aber die Heuraufen und Barren angebracht werden, welche das vorzulegende Futter aufnehmen sollen. Noch besser sind Städel, welche im Erdgeschosse nichts enthalten als Raufen und Barren, im oberen, durch eine Leiter erreichbaren Dachraum aber Platz bieten zur Aufbewahrung des Futters. Diese Futterstädel haben den Vorzug, daß das Wild nicht bloß ganz geschützten Äsungsraum findet, sondern auch bei stürmischem Wetter Unterstand nehmen kann. Ich füge ein Modell hiefür bei, das allerdings nur für Rehe berechnet ist, für Edelwild dürften die Dimensionen entsprechend größer gewählt werden.

Futterstadel.

Zwei an geeignetem Platze 40 cm starke und 3,40 m hoch entgipfelte Stämme werden 4,50 m von einander abstehend gewählt. Diese beiden Stämme sind die Hauptstützpunkte der ganzen Einrichtung und sind in der Zeichnung mit a bezeichnet. Bei b sind gegenüberliegend zwei Querbalken c eingelassen, welche von den Armen d gestützt sind und auf denen (b) das ganze obere Gehäuse ruht.

Dieses letztere ist ein nach allen Seiten mit Bretterschwarten verschalter Raum, dessen Konstruktion aus vorstehender Zeichnung zur Genüge ersichtlich ist.

Das Dach wird ebenfalls von Schwarten gebildet, die derart auf die drei Riegel e, e_1, e_2 aufgenagelt sind, daß der Zusammenstoß, wie in nebenstehender Zeichnung (Fig. 3) ersichtlich, von einer dritten Schwarte gedeckt wird und so das Eindringen von Regenwasser verhindert wird. Die Schwarten liegen in der Richtung des Querschnittes so, daß jede einzelne auf den beiden Riegeln e und e_1 aufliegt.

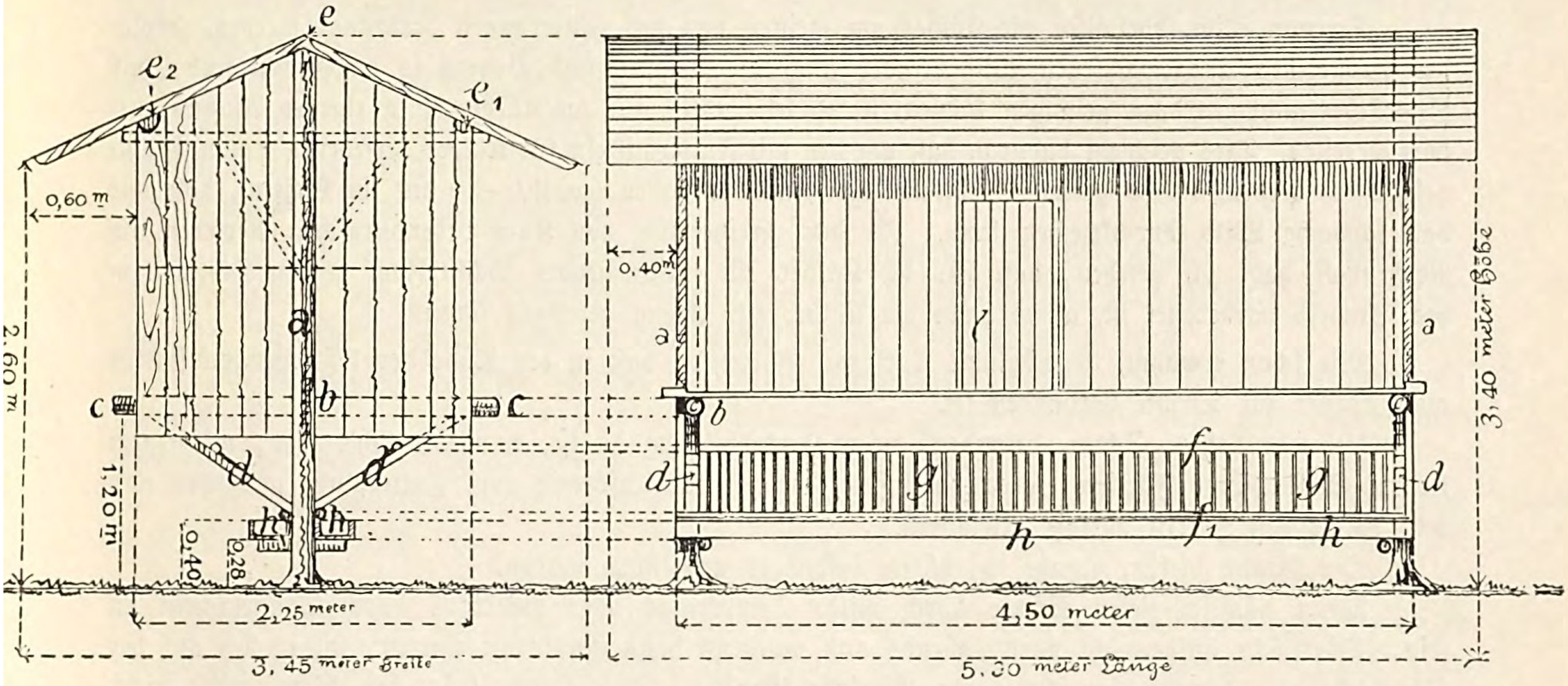


Fig. 3. Futterstadel.

Das Dach überragt das Ganze auf beiden Seiten um 60 cm, um die Niederschläge von oben abzuhalten, wodurch die Traufe recht weit hinausgeschoben ist und dem Wilde bei herrschendem Unwetter stets ein genügend großer trockener Raum als schützender Zufluchtsort geboten wird. Das Anwehen des Schnees von den Seiten wird schon durch die bedingte Anbringung der Futterhütte an einem ruhigen, möglichst windstillen Orte im Stangenholze verhindert.

Die Stangen f und f_1 sind gegenseitig — wie der Querschnittt zeigt — je in die Arme d und den Stamm a eingelassen und bilden mit den Sprießen die Futtergrippe g. Unter den Futterkrippen — 40 cm vom Boden entfernt — sind zwei aus Schwarten zusammengenagelte, 20 cm breite und 12 cm hohe Rinnen h welche zur Vorlage des Körnerfutters dienen.

Schwarten, an denen noch die Rinde haftet, sind nicht nur billiger als Bretter, sie verblenden gleichzeitig den ganzen Bau, wenn die Rindenseite nach außen gekehrt ist, wodurch das Wild rascher vertraut wird.

Der verschalte Raum unter dem Dache dient als Vorratskammer für das Futter. Er umfaßt ein Quantum Kleeheu und Haber, das selbst bei strengem Winter und dem dadurch bedingten starken Füttern für mindestens 20 Stück durch 14 Tage ausreicht; zur Aufbewahrung eines Körnervorrates, der zugleich gegen Mäuse geschützt ist, dient ein einen Hektoliter fassender Bretterkasten, welcher ebenfalls in diesem Raume untergebracht ist; endlich findet daselbst auch eine kleine, 1,70 m lange Leiter Platz, die jedesmal hervorgeholt wird, so oft man den Bodenraum besteigen will.

Zum Schutze gegen Langfinger dient eine schmale, von außen verschließbare Thür, an welcher eine kleine hölzerne Handhabe angebracht ist, welche das Aufziehen erleichtert.

In einer Entfernung von ca. 15 bis 20 Schritten ist an einem Stamme eine kleine Kanzel (Hochsitz) anzubringen, die zum Beobachten des Wildes, insbesondere zur Ermittelung des Wildbestandes dient. Diese braucht gar nicht so hoch zu sein, um sich der Wahrnehmung des Wildes zu entziehen.

Mit dieser Futterhütte erzielt man aber auch zugleich eine Ersparnis an Futter, d. h. eine intensivere Ausnützung desselben. Bekanntlich nimmt das (Reh=) Wild von Kleeheu gewöhnlich nur die Blätter und Blüten auf und läßt die Stengel liegen. Während es nun einen Stengel aus der Krippe abäsend vorzieht, gehen mehrere andere mit, die zu Boden fallen würden, wenn sie die Fütterrinne nicht auffinge. Auf dem Boden wären sie verloren, denn einmal betreten werden sie von heiklerem Wilde verschmäht. Jedes neuhinzukommende Stück sucht erst die Rinne f ab, ob Körner, da sind, und wenn es keine solchen findet, geht es die angehäuften Kleereste an. Was zu Boden fällt, wird von den Hasen aufgenommen.

Noch ein kleiner Vorteil mag erwähnt sein. Nicht immer kann man die Hütte so anbringen, daß sie ganz windstill liegt. Um nun nach der Windseite Schutz zu bieten, wird ein Schirm von Tannenreisig aufgestellt, und zwar in stumpfem Winkel, dessen Schenkel der Hütte zugekehrt sind. Dieser Schirm giebt Schutz gegen Unwetter und die Tannenreiser, die man von Zeit zu Zeit erneuert, bildet willkommenen Proß und gesunde Abwechslung im Futter.

Da nun beim Edelwilde die Kälber am meisten von den Fütterungen verdrängt werden, infolge der Größe des ausgewachsenen Wildes aber auch die Krippen und Barren so angebracht sind, daß die Kälber nicht gut dazu gelangen können, ist es sehr nötig, für die Kälber einen eigenen Äsungsraum vorzubereiten. Dies geschieht dadurch, daß um den mit Futtermitteln für Kälber versehenen Raum Pfähle geschlagen werden, die so geringen Abstand von einander haben (ca. 20—25 cm im Lichten), daß nur das schwache Wild durchkriechen kann. In den Freiherrlich von Karg-Bebenburgschen Revieren um Reichenhall habe ich gesehen, daß für die Kälber ein entsprechendes Schlupfloch in den Innenraum des Stadels vorbereitet ist, allwo dann die Kälber zur Äsung gelangen können.

Wie schon erwähnt, ist möglichst Vorsorge zu treffen, daß in der Nähe der Fütterungsanstalten auch Wasser zur Tränke vorhanden sei.

Bei sehr hohem Schnee, besonders wenn Harstbildung da ist, empfiehlt sich's sehr, mit einem kleinen Schneepfluge Furchen ziehen zu lassen, welche strahlenförmig vom Futterplatze ausgehen und dem Wilde den Zutritt dorthin erleichtern.

Der Grund hiefür, glaube ich, dürfte besonders angeführt werden.

Wenn nämlich tiefer Schnee durch milde Temperatur oder untertags durch Sonnenschein an seiner Oberfläche aufgeweicht wird, abends und morgens dann Rauhfrost eintritt, bildet sich auf der Oberfläche des Schnees eine Art harter Eisrinde (Kruste). Diese Kruste trägt das Schalenwild nicht, es bricht ein und durch dies fortgesetzte Einbrechen wird von der rauhen Eisbruchfläche das Wild oberhalb der Schalen wund — d. h. es schürft sich die Haut ab, so daß das Fleisch, ja oft der Knochen bloßliegt. Diese Verwundung ist sehr schmerzhaft für das Wild, man sieht in der Fährte reichlichen Schweiß. Folge davon ist nun, daß das Wild

1) mit den wunden Läufen nicht mehr plätzen, d. h. den Schnee vom Boden wegschlagen kann, um teils Äsung zu finden, teils sich ein Bett zu bereiten,
2) nicht gerne weit umherzieht; das Wild gelangt dadurch nicht zur Äsung, wird schwach und geht durch Hunger und Kälte ein oder fällt dem Raubzeuge zur leichten Beute.

Schon das Vortreten eines oder mehrerer Menschen erleichtert dem Wilde die Kommunikation. Oft habe ich erlebt, daß bei plötzlich eingetretenem Schneesturme im Gebirge Wild, das in tiefen Gräben Schutz suchte, dort so eingeschneit wurde, daß Revierjäger und Holzarbeiter aufgeboten werden mußten, um dem so dem Hungertote ausgesetzten Wilde Steige zu treten.

Außer dem in den Hütten aufgestapelten Wiesen- und Kleeheu mögen die im Sommer gewonnenen Bündel von Laub und Reisig in den Schuppen zum Trocknen und späteren Füttern aufbewahrt werden. Neueren Forschungen zufolge bietet die Laub- und Reisigfütterung dem Wilde ungemein viele Nahrungsstoffe dar, die besonders bei Knochen- und Geweihbildung sehr in Betracht kommen und deshalb nicht außer Acht gelassen werden dürfen.*)

Außer diesen im Walde gewonnenen und aufbewahrten Produkten giebt es noch verschiedene Futtermittel von kräftigem Nährwerte, welche leicht zu beschaffen sind und im Herbste gesammelt werden sollen. Es sind das Roßkastanien, Eicheln, Ebereschenbeeren, Mais, Hafer, Erbsen, Buchweizen u. drgl. Anfangs des Winters beginne man mit purer Heufütterung und in kleinen Gaben, gegen Ausgang des Winters helfe man mit reichlicherer Fütterung nach.

*) Auf dieses Thema weiter einzugehen, halte ich für den Raum dieses Werkes nicht angemessen. Ich möchte deshalb auf diesbezügliche Schriften hinweisen, so: Laub- und Kalk-Fütterung des Edel- und Rehwildes von Dr. M. Neumeister, Professor in Tharandt, ferner: Über Futterwert und Gerbstoffgehalt des Laubes, der Triebe und schwächsten Zweige der Eiche, von Dr. Joh. Preißler, Assistent der K. Forstakademie Tharandt, und außerdem noch: Die Bedeutung des phosphorsauren Kalkes, des Kochsalzes ꝛc. für die Ernährung des Hoch- und Rehwildes von Carl Holfeld, fürstl. Clary'scher Oberforstmeister in Eichwald.

Bei reiner Heufütterung zu Anfang des Winters berechne man z. B. beim Edelwilde das Quantum auf ca. 4 Pfund pro Tag und Stück. Bei Rehen natürlich entsprechend weniger. Von Januar ab mag mit Heu abgebrochen werden, dafür aber werden andere Nährstoffe in den Barren vorgelegt, z. B. $^1/_2$ Liter Mais und ca. 1 Liter Kastanien pro Tag und Stück Edelwild. Haber in entsprechendem Quantum. Dieser Äsung mische man ebenfalls pro Tag und Stück einen Eßlöffel voll phosphorsauren Kalk bei — ca. 70 Eßlöffel = 1 Liter — und etwas pulverisierte Eichenrinde. Für Rehe empfiehlt sich's, den Mais, etwa auch Hafer, einmal geschrotet, Kastanien gebrochen und leicht gesalzen vorzulegen, ebenso die Eicheln. Dr. Neumeister wünscht als Beigabe für ein Stück Edelwild 20—40 Gramm, für ein Reh 10 Gramm phosphorsauren Kalk zu verabreichen, d. h. im Verhältnis von 30:1 durchschnittlich.

Wer nun seine Vorlagen verbessern will, dem empfehlen wir als Zugabe zu den genannten Naturprodukten das vegetabilische Wildfutterpulver von Oberforstmeister Carl Holfeld in Eichwald, worüber die schon allegierte Schrift desselben den nötigen Aufschluß geben mag.*)

Im Hochgebirge beziffert sich nach vieljähriger Durchschnittsberechnung die Dauer der Fütterungsperiode auf 130—150 Tage, d. h. $4^1/_2$—5 Monate muß gefüttert werden, wenn man nicht Gefahr laufen will, selbst in nicht strengen Wintern den halben Wildstand zu verlieren.

In nassen Wintern namentlich tritt beim Edelwilde der Kalkhunger stark auf und dies veranlaßt das Wild, auch noch neben anderen Veranlassungen, zu der leidigen Untugend des Schälens. Die vorgelegte Äsung ist gewöhnlich zu sehr ausgewaschen. Durch die Gaben phosphorsauren Kalkes und Eichenrinde findet nun das Wild Befriedigung und soll infolge dessen zu Schälbeschädigungen weniger veranlaßt werden. In unserem bayerischen Hochgebirge kommt jedoch die Schälbeschädigung sehr selten vor. Ich habe noch kein Revier gefunden, in welchem hiedurch auffälliger Schaden angerichtet worden wäre. Schälen.

Das Schälen ist eine große Untugend des Edelwildes, die einen bedeutenden Schaden am Walde zu veranlassen im Stande ist und Grund genug bietet, in Berücksichtigung der Erhaltung des Waldes das Edelwild auszurotten. Am meisten wird die Fichte gefährdet und am stärksten tritt der Schälschaden in ausschließlichen Fichtenwaldungen auf. Das Vertilgen und Ausforsten aller Straucharten, aller weichen Laubhölzer in solch gereinigten Forsten mag die Ursache sein, weil das Wild an der Rinde junger Sträucher den ihm nötigen und gedeihlichen Gerbstoff nicht mehr findet.

Oberstjägermeister Graf Traun-Abensperg in Wien teilte mir einmal mit, daß solange Kastanien und Eicheln gefüttert wurden, das Schälen auf ein Minimum sich reduzierte, weil das Wild an genannter Vorlage seinen Hunger nach Gerbstoff befriedigen konnte. Sobald nun aber diese Vorlagen sistiert wurden, begann auch wieder das Schälen.

Wenn ich nun das Bedürfnis nach Gerbstoff als einen Hauptgrund des Schälens betrachten möchte, so dürfte doch auch einem anderen Umstande die Schuld beigemessen werden; es ist dies der Nachahmungstrieb, welcher sich bei allen Tiergattungen geltend macht, die gesellig leben. Greift also das Schälen in einer Wildbahn bei einzelnen Stücken, teils aus Gerbstoffhunger, teils aus Langeweile und Zeitvertreib Platz, so verbreitet sich bald diese Untugend von Rudel zu Rudel. Diese Beobachtung wurde in Revieren gemacht, in denen die Untugend durch den Erhaltungstrieb durchaus nicht geboten war. Es empfiehlt sich deshalb als Vorbeugungsmittel gegen überhandnehmenden Schaden, jene Stücke, welche damit beginnen — es sind meist alte, gelte Tiere — sofort abzuschießen. Andererseits möge aber auch darauf Rücksicht genommen werden, in solchen Revieren jene Weichhölzer zu kultivieren, welche den Schaden vom Nutzholze abzuwenden geeignet wären. Hierüber später. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß in neuerer Zeit auch die Firma Spratts Patent ein Wildfutter fabriziert, welches die besten Nährstoffe enthält. Dieses Futter ist in Form zerschlagener Hundekuchen hergestellt und

*) Wer gute kräftige Geweihe bei seinem Wildstande erzielen will, der versäume nicht, das Holfeldsche Wildfutterpulver seinen Vorlagen in entsprechendem Quantum beizumischen. Wenn auch der Preis hoch erscheint, ist dies doch nicht der Fall, denn das vorzulegende Quantum ist ja nicht bedeutend, der Aufwand wird sich durch starkes Wild und gute wertvolle Geweihe reichlich ersetzen.

wird in den Barren etwa gemischt mit anderen Vorlagen gereicht. Da es sehr großen Nährwert infolge seiner Zusammensetzung bietet, erfordert es auch nur kleinere Gaben und ist dadurch leicht an Ort und Stelle zu verbringen. Der etwas hohe Preis von 17 Mk. 50 Pf. per Zentner gleicht sich durch den Nährwert aus. Die Gaben hievon nur in geringerem Quantum zu reichen ist auch durch den leidigen Umstand geboten, daß das Futter bei längerem Lagern in feuchter Waldluft die Feuchtigkeit anzieht.

Nachdem ich die verschiedenen Futtervorlagen besprochen habe, welche vorzubereiten wären, möchte ich darauf hinweisen, daß diese Vorbereitungen, wollen wir sagen künstliche Fütterungsmittel, durch natürliche Anlagen teilweise ersetzt werden können.

Wer in bleibendem Besitze eines Revieres ist, wer selbst Herr des Waldes, Herr des Grund und Bodens ist, kann, um diese alljährlichen Ausgaben um bedeutendes zu reduzieren, durch Anpflanzung verschiedener Holzarten, Gras und Sämereien dem Wilde natürliche Äsung heranschaffen.

Abgesehen von der Pflege der Waldwiesen und Waldblößen, um gutes Heu zu erzielen, möge Aussäen von guten Gräsern auf Schneußen, an Stöcken, zwischen den Reihen der Kulturen gute Dienste leisten. Hierunter wären zu zählen Kleesamen, Hopfenklee, Esparsette, Luzerne ꝛc. Will man noch opulenter zu Werke gehen, können kleine Parzellen im Walde zur Anlage von Topinamburremisen verwendet werden. Das Wild schlägt die Knollen gerne heraus und die langen Stengel, welche im Winter stets über dem Schnee hervorstehen, bieten gerade in der Zeit der trockenen Äsung saftige Nahrung und werden vom Edelwilde wie vom Rehe gerne angenommen.

Anlage einzelner schmaler Streifen von Haber= und Kartoffeläckern, dann ebenso von Rapssaaten, sind sehr förderlich.

Außerdem mögen Anpflanzungen von Pfriemenkraut, Haselstauden, Himbeeren, Brombeeren auf Ödungen oder an Rainen sehr praktisch sein. Mistel und wilder Jasmin sind besonders bevorzugte Sträucher. Ebenso wird in neuerer Zeit die Anpflanzung der veredelten Waldplatterbse (Lathyrus silvestris) sehr empfohlen.

Salweiden und Aspen sind gerbstoffhaltige Holzarten, die an passenden Stellen angepflanzt werden könnten, um im Winter bei hohem Schnee gefällt zu werden und dem Wilde mit ihren Zöpfen und mit ihrer Rinde sehr willkommene Äsung zu bieten. Hagedorn ist auch sehr förderlich und beim Wilde beliebt.

Ich habe oben schon auf die Fütterung mit Laub und Reisig, besonders jenes der Eiche, hin=gewiesen. Diese Fütterungsmethode bringt nach zwei Richtungen hin Vorteile. 1) kann dieses Futter mit leichter Mühe und wenig Kosten, weniger als teures Wiesen= und Kleeheu beschafft werden, und 2) ist dies Laub sehr reich an Protein (blutbildenden Nährstoffen). Im Laube der Weißerle, Linde, Ahorn, Eiche, Hasel sind nach Untersuchungen Stöckhardts 14 % und darüber an Proteinsubstanzen; im Laube der Akazie, Salweide, Esche, Eberesche, Ulme 13 %; in jenem der Birke, Rot= und Weiß=buche, Aspe und Schwarzerle 11 % vorhanden.

Auf Grund dieser Untersuchungen ist nachgewiesen, daß das Futterlaub dem besten Grummet oder Kleeheu an stickstoffhaltigen Nährbestandteilen nicht nachsteht, ja daß, nachdem die stickstoffhaltigen löslichen Nährbestandteile zwischen 60 und 70 % des gut getrockneten Laubes ausmachen, das Laub um 12—15 % gehaltreicher ist als Wiesenheu.

Die Gewinnungszeit ist Ende des Monat Mai und Anfang Juni weitaus am besten, dürfte aber mit Ende August beschlossen werden, weil von da an der Rohproteingehalt sich bedeutend verringert. Als praktische Schlußfolgerung sei angeführt, daß 1½ Kilo des besten Heues oder ½ Kilo Körner=frucht vollkommen ersetzt werden durch z. B. 1⅛ Kilo Ahornlaub, 1¼ Kilo Eschenlaub, 1¼ Kilo Eichenlaub, 1½ Kilo Erlenlaub, 1¼ Kilo Weißbuchenlaub, 1½ Kilo Haselnußlaub.

Die Gewinnung erfolgt durch Abschneiden der belaubten Jahrestriebe und schwächeren Äste, was dann in kleinen Wellen zusammengebunden und im Schatten luftiger Orte getrocknet wird.

Der Stand an Edelwild in Bezug auf das Areal mag durchschnittlich so berechnet werden, daß vielleicht auf 25 Hektar ein Stück zu halten ist.

Das richtige Verhältnis der Hirsche zum Kahlwilde dürfte sein: auf je einen Hirsch, Spießer ausgenommen, 4—6 Stück Kahlwild.

Ein fleißiger Revierjäger wird bis zur eintretenden Abschußzeit den Zugang an Jungwild männlichen und weiblichen Geschlechts ziemlich annähernd ansprechen können, so daß er den Etat für den Jahresabschuß darnach feststellen und ersehen kann, ob eine Standeserhöhung oder Verminderung angezeigt sei.

Über den Abschuß selbst werde ich mich in dem Kapitel über die Jagd näher aussprechen.

Nach Schilderung des Edelwildes in naturgeschichtlicher Beziehung, in Lebensweise, Gewohnheiten, äußerer Erscheinung und Fortpflanzung, nach Vorschlägen zu seiner Erhaltung und Hege, gehe ich zum Jagdbetriebe über. Jagd.

Mag uns schon die Jagd auf andere und jede Wildgattung Freude und Interesse bereiten, mögen Anstrengungen, Entbehrungen und Aufwand von Fleiß mit derselben in Kauf genommen werden, das größte Interesse dürfte doch die Jagd auf das edelste Wild, das wir bei uns einheimisch nennen, die Jagd auf den majestätischen Hirsch uns bieten.

Mit gerechtem Stolze wird jeder Weidmann erfüllt sein, wenn er sich den Namen eines hirschgerechten Jägers beilegen kann. Deshalb soll das Kapitel der Jagdausübung in einer Weise behandelt werden, wie sie Praxis und Verhältnisse der Gegenwart bedingen.

Die Tage der zünftigen Jägerei sind längst entschwunden, jene Zeiten erforderten bei umständlichem Apparate eine breitere Behandlung dieser Wissenschaft, sie schleppten aber bis auf die Neuzeit einen Ballast mit in die Jagdwerke hinein, welchen wir wohl jetzt und für immer entbehren zu können glauben.

Die Jagd auf Edelwild wird durch Anstand, Birsche, Riegeln und Treiben ausgeübt.

Es ist wohl selbstverständlich, daß der Jäger in geeigneter Weise ausgerüstet sei; wir haben diesen Punkt schon Eingangs besprochen. Nicht bloß jede Art des Jagens, auch jedes Territorium bedingt eine mehr oder minder besondere Ausrüstung und Kleidung. Bei der Jagd auf Edelwild sei aber besonderes Augenmerk auf eine tüchtige Schußwaffe mit entsprechendem Kaliber gerichtet. Anstand.

In dem Abschnitte über die Schußwaffen werde ich mich des näheren aussprechen. Nur soviel sei hier bemerkt, daß darauf großer Wert zu legen ist, ein Geschoß in Verwendung zu bringen, welches bei möglichst flacher Flugbahn und tüchtiger Rasanz einen Ein- und Ausschuß liefert, der gute Rotfährte ergiebt. Bei der Jagd auf so starkes Wild ist die Rotfährte ein Hauptmoment, um dasselbe sicher zur Strecke bringen zu können.

In wenigen Fällen bleibt Edelwild im Feuer, ja gerade bei den tödlichsten Schüssen wird es flüchtig abgehen — seiner in kürzester Zeit und mit Sicherheit habhaft zu werden, hängt viel vom Geschosse und von der durch dasselbe erzeugten Rotfährte ab.

Für die Hochwildjagd dürfte als Universalwaffe der Doppelbüchs-Drilling, in specie für den Berufsjäger, betrachtet werden, d. h. zwei Kugelläufe und ein Schrotlauf. Eine Büchsflinte mit Repetiervorrichtung für die Kugel, wie sie Peter Oberhammer in München liefert, ist auch sehr geeignet sie ist aber doch nicht im stande, den Doppelkugelschuß zu ersetzen.

Der Anstand oder Ansitz hat den Zweck, das Wild beim Austreten auf den Wechseln zu erwarten, sei es nun der Beobachtung, Bestätigung oder des Abschusses halber.

Bei allen Jagdausübungen spielt der Wind, die Windrichtung eine große Rolle; der Jäger hat deshalb auf die Windrichtung sein erstes Augenmerk zu richten und seinen Anstandsplatz so zu wählen, daß der Wind womöglich aus jener Richtung zieht, in welcher das Wild erwartet werden soll, d. h. der Jäger stelle sich stets in gutem Winde an.

Auf dem Anstande empfiehlt sich's, für geeignete Deckung Sorge zu tragen; nie soll sich der Jäger frei stellen, der Stamm eines kräftigen Baumes, einiges Strauchwerk hinter, besser aber vor dem lauernden Jäger, doch so, daß es den Ausschuß und Ausblick nicht hindert, leisten gute Dienste. Hat man einen sichern Wechsel ausgemacht, kann man auch durch Vorbereitung eines womöglich unauffälligen Schirmes den Ansitzplatz verbessern. Ich bin gerne geneigt, zu empfehlen, nach jedem Ansitz das zum Schirme verwendete Strauchwerk wieder zu entfernen, weil etwa unberufene Jagdgäste aus der Anwesenheit eines Schirmes Nutzen ziehen, dem Berufsjäger ist es aber nicht möglich, allezeit an allen Orten des Revieres anwesend zu sein.

Eine weitere Art zum Ansitzen ist die Benützung eines sogenannten Hochstandes. Dieser hat den Vorzug, daß bei zweifelhaftem Winde oder an Tagen, an welchen der Wind häufig wechselt, der Ansitz dennoch ausgeübt werden kann, weil das austretende Wild vom höher sitzenden Jäger keinen Wind aufnehmen kann.

Zum Hochstand können, als einfachste Art, starke Bäume mit guten Ästen und Astzwuseln benützt werden, auf welchen in geeigneter Höhe ein primitiver Sitz angebracht und das Ast- und Laubwerk so entfernt wird, daß der Ausschuß möglich ist. Um das Erklettern des Baumes zu erleichtern, können einige entsprechend lange und starke eiserne Nägel in den Stamm eingeschlagen werden, um eine Art Stufen zu bilden. Diese Art von Hochsitz hat aber den leidigen Fehler, daß man in der geräuschlosen Bewegung nach rechts oder links sehr gehindert ist und so das Auffahren und Zielen mit dem Gewehre unsicher wird.

Besser eignen sich freilich Hochstände, die in stabilerer Weise angelegt sind, sogenannte Kanzeln. Diese können auf passenden Bäumen angebracht oder mögen selbständig auf kräftigen Eckpfosten errichtet werden. Zum Ersteigen dienen wieder entweder Nägel oder Holzsprossen am Stamm, eine Leiter oder gar stabile Stiege. Die Leiter hat den Vorzug, daß sie weggenommen und im benachbarten Dickicht versteckt werden kann, um Unberufenen die Benützung der Kanzel unmöglich zu machen. Die Kanzel selbst, wenn sie nicht im Laubwerke eines Baumes Deckung findet, ist dann mit Strauch- oder Astwerk so zu verblenden, daß das Wild den dort sitzenden Jäger nicht wahrnehmen kann.

Nachdem der Platz und dessen Vorrichtung geschildert, möge das Verhalten des Jägers auf dem Anstande besprochen werden. Ich rate jedem Jäger, auf dem Anstande mit gespannter, aber *nicht gestochener* Büchse zu verweilen. Einstechen ist erst zu empfehlen unmittelbar vor dem Schusse, sei es nun im Anschlage oder vor dem Auffahren. Daß der Jäger möglichst wenig sich bewegen soll, ist selbstverständlich, namentlich wenn Wild in Sicht ist.

Da kommt nun ein Umstand in Betracht, der sehr lästig ist, nämlich das Ungeziefer, Schnaken, Stechfliegen u. drgl. Diese sind wohl an manchen Orten im stande, das Aushalten dem Jäger zu bitterer Qual zu machen.

Alle Einreibungen und sonstige Vorrichtungen, die man als Präservativmittel angepriesen lesen und sehen kann, taugen nicht viel. Tabakrauchen ist wohl das beste Mittel, hat aber den Nachteil, daß das Wild leicht den *wegziehenden Rauch* gewahr wird. Ich las schon oft, daß Jagdschriftsteller das Rauchen auf dem Anstande verbieten, wegen des scharfen Tabaksgeruches. Dies ist aber lächerlich, denn wenn der Wind schlecht ist, so zieht er nicht bloß den Geruch des Tabakrauches, sondern die Witterung des Jägers selbst dem Wilde entgegen und letztere, die animalische Witterung, wird viel mehr das Wild verscheuchen, als der pflanzliche Geruch des Tabakes. Zieht aber der Wind vom Wilde ab, d. h. hat man guten Wind, so schadet der Geruch selbstverständlich nicht, es ist also nur Rücksicht auf das Abziehen der besonders bei Sonnenschein sichtbaren Rauchwolken zu nehmen. Die Pfeife ist vorzuziehen, weil bei vorgeschrittener Dämmerung die Glut der Zigarre auffällig wird. Steht man aber an Orten, an denen kein Ungeziefer vorhanden ist, wird jeder, selbst der eifrigste Gewohnheitsraucher, in der kritischen Zeit den Tabakgenuß entbehren können, eine Entbehrung, die weit geringer ist, als so manche andere, der sich der wahre Jäger in Ausübung der Jagd sehr oft unterziehen muß. Den Ort zum Anstehen muß man wählen je nach Jahreszeit, weil diese und die in derselben gebotene Äsung den Standort des Wildes bedingen. Vom Standorte zieht es des Abends zur Äsung aus und beim Morgengrauen dahin wieder zurück und hält dabei ziemlich genau den Wechsel. Ist also z. B. eine saftige Wiese, ein Klee- oder Haferacker in der Nähe, so kann man mit ziemlicher Sicherheit rechnen, daß das Wild den Wechsel, welcher aus der Dickung dorthin führt, annimmt. Auf größeren Schlägen, in denen das Wild Äsung sucht, ist es schon schwerer, den Wechsel genau zu bestimmen. Hier nun muß man sich eben durch genaue Beobachtung überzeugen, wo das Wild ein- und wo es austritt; dort stelle oder setze man sich nun an und zwar womöglich so, daß man etwa 80—100 Schritte vom Hochholze entfernt hinter guter Deckung stehe.

Macht das Hochholz die Reviergrenze und stößt eine Wiese oder ein Acker auf fremdem Jagdgebiete an, den das Wild zur Äsung annimmt, so bleibt nichts anderes übrig, als im Holze eine Stelle

an dem Wechsel zu suchen, wo man soviel Ausblick hat, das Wild gehörig ansprechen und einen sichern Schuß anbringen zu können. Hier kann durch Aushauen von Schußlücken etwas Vorsorge getroffen werden. Gewöhnlich zieht das Wild etwas rascher durch das Holz, am Waldsaume angekommen verhofft es aber, sichert zuerst sehr vorsichtig und tritt dann erst langsam aus, wenn es den Äsungsplatz für sicher hält. Der ansitzende Jäger warte nun ganz ruhig ab, bis das Wild vertraut ist, dann mache er Anstalten zum Schuß.

Hier sei bemerkt, daß der gute Hirsch sehr häufig einen geringeren bei sich hat, den sogenannten Beihirsch, sicher darf man darauf rechnen, daß zuerst der geringere Hirsch die Freiung betritt und dann nach einiger Zeit der stärkere Hirsch nachkommt. Weiß man nun, daß ein gut jagdbarer Hirsch dort seinen Stand hält und tritt zuerst ein geringerer Hirsch aus, so lasse man sich Zeit und warte, ob ersterer nicht nachkommt.

Bei Rehen ist der Fall anders gelagert, gewöhnlich treten zuerst die Kitzgeißen auf Äsung und steht ein Bock bei einer Schmalgeiß, so tritt gewöhnlich diese zuerst aus, nach einiger Zeit erst erscheint der Bock an der Waldlisiere. Man erkennt aber am Gebahren des Schmalrehes ziemlich sicher, ob ein Bock dabei steht und nachkommt.

Gestatten Büchsenlicht, Zeit und Umstände mit dem Schusse warten zu können, ist zu empfehlen, das Wild so weit als möglich auf die Freiung herauszulassen, 1) um näher und sicherer abkommen und 2) nach dem Schusse das beschossene Wild leichter beobachten zu können.

Ferner zügle namentlich der Anfänger seine Schießlust, und auch manch älterem Grünrock möge dies gesagt sein, solange, bis das Wild gut, womöglich breit steht, um einen tödlichen, wirksamen Schuß anbringen zu können. Diese Vorsicht schadet nie, denn wer Anlage zum Hirschfieber hat, sei er alt oder jung, er lasse den Sturm in seinem Innern erst verrauschen, nehme dann gut Atem, fasse Korn und Kimme und den Fleck genau, wohin er die Kugel anbringen möchte und dann in Gottesnamen lasse er knallen.

Hier möchte der geeignete Platz sein, über die Birsch- und Schußzeichen näher zu verhandeln.

Birsch- und Schußzeichen.

Anschuß ist der Ort sowohl wo das Wild stand in dem Momente, als darnach geschossen wurde, wie auch die Körperstelle, an welcher die Kugel einschlug.

Birschzeichen sind Haare, Schweiß, Knochensplitter, welche auf den Anschuß gefunden werden können.

Man merke sich daher vor jedem Schusse genau die Stelle, wo das Wild steht, um nach dem Schusse, wenn es flüchtet, nach dem Birschzeichen suchen zu können. Sind solche am Anschusse vorhanden, ist es ein Beweis, daß das Stück getroffen ist.

Jeder Jäger erachte es als strengste Pflicht — sei es nun auf der Birsche, sei es beim Treibjagen, ob mit Büchse, ob mit Schrotflinte — nach Möglichkeit über die Wirkung seines Schießens sich Rechenschaft geben zu können. Sichere Abschätzung der Entfernung, Berücksichtigung des Windes, der Beleuchtung sind ebenso genau ins Auge zu fassen, wie die Stellung oder Bewegung des Wildes, auf welches der Schuß abgegeben werden soll; alle diese Umstände wirken zusammen, ob der Schuß an jenem Flecke sitzen kann, auf welchen zu treffen man beabsichtigte.

Man lasse sich daher niemals vom Jagdeifer hinreißen, seiner Waffe zu viel zuzumuten; ein normaler Schrotschuß auf 50 Schritte bedingt für stärkeres Wild — Raubzeug ausgenommen — trotz aller neueren Einrichtungen unserer Schrotgewehre immerhin schon eine tüchtige Leistung. Man mache sich's zum Grundsatze, 50 Schritt als höchste Entfernung für den Schrotschuß anzunehmen und bedenke, daß man stets im Augenblicke, wenn das Wild anläuft, gerne noch ein paar Schritte zugibt oder ohne zu wollen die Distanze unterschätzt.

Für einen sicheren Kugelschuß im Stehen oder in ruhiger Gangart des Wildes mögen 120 bis 140 Schritte, für einen solchen in der Flucht 80—100 Schritt genügen, um die Wirkung des Schusses annähernd kontrolieren zu können. Weitere Schüsse im einen oder andern Falle sollen von vorsichtigen Weidmännern nur in ganz besonderen und äußersten Fällen abgegeben, aber niemals zur Regel gemacht werden, denn sie bedingen vorzügliche Fertigkeit des Schützen und ausgezeichnete Waffen, deren Leistungsfähigkeit schon zuvor erprobt sein mag.

Je nachdem nun das Wild getroffen ist, wird es auf den Schuß „zeichnen". In den meisten Fällen giebt das Wild gleichartig das Zeichen ab, je nach der Körperstelle, auf welcher der Schuß sitzt. Die Beachtung dieser Bewegung (des Zeichnens) ist von großer Wichtigkeit, weil durch sie die Art und Weise der Nachsuche eingerichtet werden muß.

Die Schußzeichen beziehen sich hauptsächlich nur auf den Kugelschuß, da der Schrotschuß infolge der Streuung des Hagels gleichzeitig — besonders bei kleinerem Wilde — verschiedene Körperteile berührt.

Nach edlem Wilde mit Schroten zu schießen ist unweidmännisch und teilweise (in Bayern auf Gems- und Rotwild) gesetzlich verboten. Ich erwähnte aber hier den Schrotschuß nur deshalb, weil diese Abhandlung nicht bloß ausschließlich beim Edelwilde, sondern allgemeine Anwendung und Beachtung finden dürfte.

Das Abschätzen der Distanze im Hochgebirge ist viel schwieriger als im Flachlande. Im Flachlande verfällt man gerne in den Fehler, die Entfernung zu unterschätzen, während man sie im Hochgebirge überschätzt.

Die großartigen Formen der uns umgebenden Natur, die Unebenheit des Bodens lassen gerne das Wild kleiner erscheinen als sonst und geben dadurch Veranlassung, die Distanze weiter zu beurteilen, als sie in Wirklichkeit ist. Ich befinde mich bei den Gebirgsjagden, trotz dieser Überzeugung, mit den eingeborenen Gebirgsjägern stets im Widerspruche, weil ich geneigt bin, die Distanze vom Flachlandjagen her anders zu beurteilen.

Hochwild im dunklen Hintergrunde, Gemsen in den schwarzen Latschen machen häufig den Eindruck, als wären sie viel weiter entfernt — ebenso alles Wild, was vor der Sonne steht; bergauf wird gerne überschätzt, bergab meist unterschätzt.

„Zeichnen" nennt man nun die Bewegung, welche das Wild in dem Momente macht, in welchem es die Kugel erhält und die durch das Einschlagen derselben veranlaßt wird.

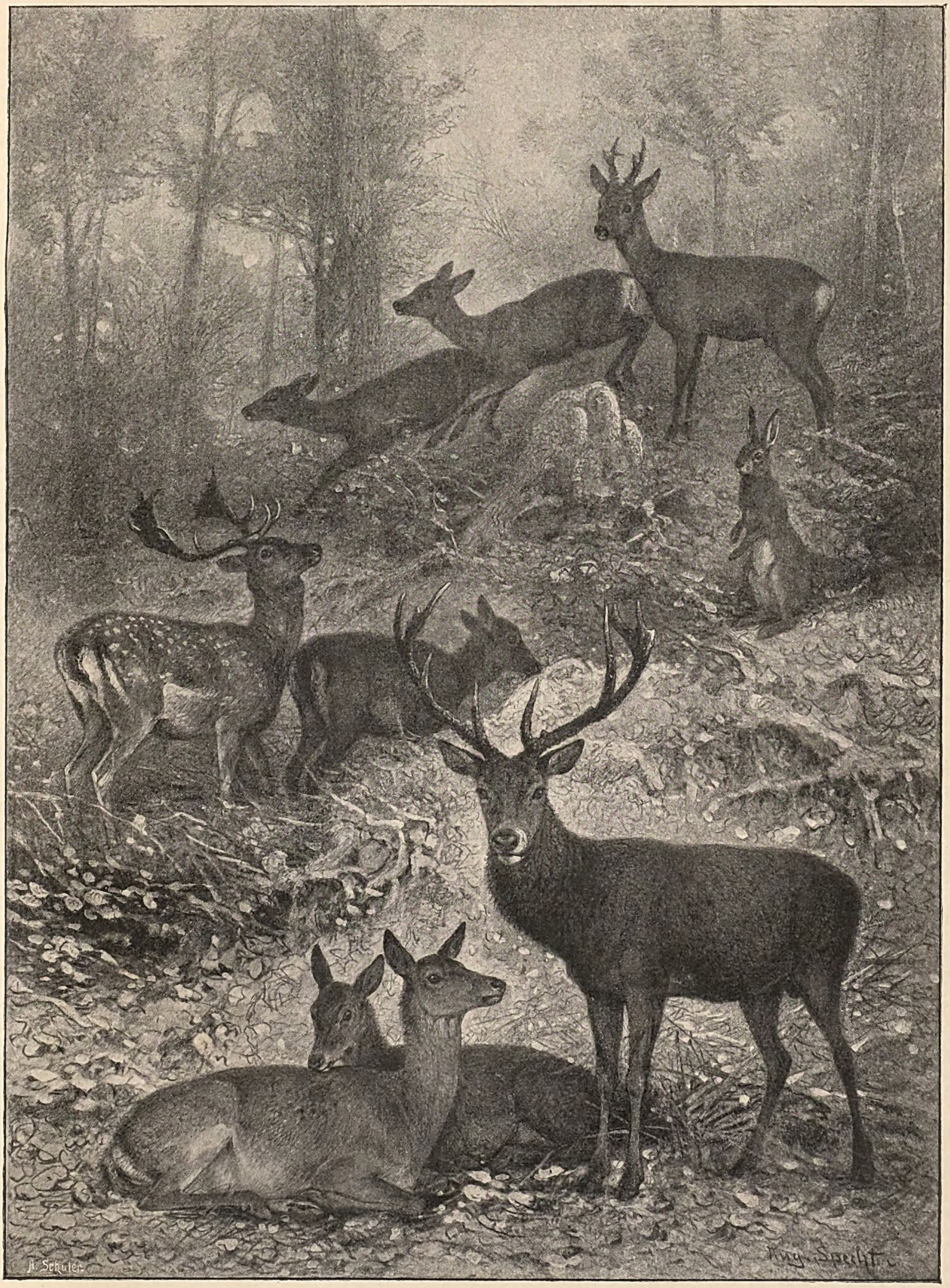
1) Bei Blatt-, Herz- und Lungenschuß scheint das Wild meistens nach vorwärts zusammenstürzen zu wollen, was auch hie und da wirklich der Fall ist — wird aber rasch wieder hoch, stürmt zuweilen in wilder, unüberlegter Flucht vorwärts, rennt sogar manchmal an Bäumen und Sträuchern an und stürzt endlich verendend zusammen.

2) Beim Schuß auf den Stich oder spitz von vorne bäumt sich das Wild gerne mit den Vorderläufen in die Höhe, überschlägt auch zeitweise und verendet rasch.

3) Bei Weidwundschüssen, auch oft bei Leberschuß, schlägt das Wild gerne mit den Hinterläufen aus, zieht die Flanken ein, krümmt den Rücken, zieht nicht weit und zwar sehr langsam mit ausgespreizten Läufen fort, bleibt oft lange Zeit stehen, während dessen es häufig den Kopf nach rückwärts wendet und thut sich, wenn es nicht gestört wird, sehr bald, schon nach wenigen Schritten nieder, um da langsam mit großen Qualen zu verenden, indem nach längerer Zeit Brand eintritt. Diese Verwundung kommt sehr häufig vor, vornehmlich bei Schüssen in der Flucht; bei ihr ist größte Vorsicht und äußerste Mühe nötig, denn ein weidwundes Stück, das aus dem Schweißbett aufgemübet wird, geht sehr weit, schweißt wenig und ist dann sehr oft für den Jäger verloren, während es, wenn man es genügend lange nicht beunruhigt, sicher da verendet, wo es sich das erstemal niedergethan hat.

   Ich weiß Fälle, daß Hirsche und Gemsen, welche abends weidwund geschossen wurden, noch am Nachmittag des folgenden Tages nicht verendet waren, ja sogar sich noch aus dem Wundbett erhoben haben. (Siehe Nachsuche.)

4) Bei Schlegelschuß, auch bei Schüssen schräg von hinten bricht das Wild mit dem Hinterteile zusammen, kann sich nur mühsam und nicht weit fortschleppen. Der Schuß auf die Schlegel oder Keulen soll nie absichtlich gemacht werden, er ist nicht weidmännisch, denn wenn die Kugel nicht durch die Keulen ins kleine Gescheide geht oder den Röhrenknochen zertrümmert, ist das Stück meistens verloren.



Rehwild. Hase. Damwild. Edelwild.

5) Der Vorderlaufschuß läßt das Wild ähnlich wie beim Blattschuß vorwärts zusammenknicken, während es beim Hinterlaufschuß hinten seitwärts einknickt. In bergigen Lagen geht Wildbret mit Vorderlaufschuß nicht gerne bergab und umgekehrt mit Hinterlaufschuß nicht gerne bergauf, was bezüglich der Feststellung der Nachsuche von Bedeutung ist.
6) Der Krell=, Hochblatt=, auch Federschuß, welcher eine Prellung des Rückgrates bezw. der Rippen (Federn) veranlaßt, wirft das Stück sofort nieder, so daß es häufig auf den Rücken zu liegen kommt. Die Prellung des Rückgrates ergibt eine sofortige Lähmung und sofortiges Stürzen im Feuer. Nach wenigen Augenblicken läßt jedoch die Lähmung nach, das Stück erhebt sich, taumelt etwas, wird aber bald wieder flüchtig. Dieses Schußzeichen ist sehr verdächtig und deshalb muß der Jäger sofort eine zweite wohlgezielte Kugel anzubringen suchen oder rasch hinzuspringen und dem Stücke den Fang geben.
7) Der Schuß auf das Haupt und den Hals. Obgleich dieser Schuß absichtlich nicht gemacht werden soll und nicht weidgerecht ist, kann er doch und dies besonders bei Treibjagden auf flüchtiges Wild vorkommen. Trifft die Kugel den Schädelknochen oder gar das Geweih, dann stürzt der Hirsch gewöhnlich im Feuer. Auch bei diesem Schusse verhält sich's, wie beim Krellschusse, eine zweite sicher gezielte Kugel ist nötig; denn wird das Wild hoch, dann ist es wohl mit Sicherheit als verloren zu betrachten.

   Beim Halsschusse kommt es viel darauf an, ob die Kugel entweder den Wirbelknochen oder die Hauptadern trifft, oder ob sie nur durch das Muskelfleisch geht. Im ersteren Falle stürzt infolge der Lähmung das Wild im Feuer und wird nicht mehr hoch, im letzteren Falle wird es wohl starke Rotfährte geben, aber schwerlich zur Strecke gebracht werden können.
8) Noch wären Streifschüsse zu erwähnen; bei diesen zeichnet das Wild gewöhnlich gut, schweißt sogar stark, läßt viel Haar am Platze, wird aber selbstverständlich nicht zur Strecke gelangen.

Bei Fehlschüssen wird das Wild sofort flüchtig, ohne beim Ausreißen eine auffällige Bewegung zu zeigen, d. h. ohne zu zeichnen. Nur in der Flucht und wenn der Schuß auf kurze Entfernung abgegeben wird, kommt es öfter vor, daß das beschossene Stück eine höhere Flucht macht, welche Anfänger und Laien gerne als Schußzeichen ansprechen. Sind aber weder Schnitthaare noch Schweiß zu finden, darf man sich keine zu große Mühe geben.

Unmittelbar nach dem Schusse lasse man das beschossene Stück nicht mehr aus dem Auge, solange man ihm mit demselben folgen kann, beobachte jede auffällige Bewegung und merke sich genau den Fleck, wo es etwa in der Dickung verschwand. Für die spätere Nachsuche wird dies großen Vorteil bringen. Nun trete man, nachdem die Büchse wieder geladen, zum Anschusse. Hier muß mit allem Fleiße nach dem Birschzeichen gesehen werden, was bei hohem Graswuchs 2c. oft nicht leicht ist. Der Ausriß, welcher bei getroffenem Wilde in der Regel sich deutlicher und tiefer im Boden abzeichnet, giebt die besten Anhaltspunkte zum Auffinden der Birschzeichen. Findet man am Anschuß Haare, so ist darauf zu achten, ob es abgeschossene (Schnitthaare) oder ausgerissene sind; Schnitthaare sind gewöhnlich in geringerer Anzahl zu finden und lassen auf guten Schuß schließen, während viele ausgerissene Haare Streifschuß andeuten.

Jeder Jäger soll sich mit Farbe, Stärke und Form der Haare an allen Körperteilen des Wildes vertraut machen, denn diese Kenntnis gibt gegründete Anhaltspunkte, wo der Schuß eingeschlagen ist und wie darnach die Nachsuche eingerichtet werden soll.

Auch Knochensplitter, welche zuweilen auf dem Anschuß gefunden werden, geben Anhaltspunkte zu bestimmen, wie und wo das Stück getroffen ist; namentlich ist darauf zu achten, ob die Splitter von Röhrenknochen stammen, was dann auf Laufschüsse hindeuten würde.

Der Schweiß spielt bei der Nachsuche eine Hauptrolle. Aus seiner Beschaffenheit ist bei einiger praktischen Erfahrung fast mit Sicherheit zu bestimmen, welche Verletzung das angeschossene Wild hat.

Findet man, sei es nun wegen Graswuchs oder vorgeschrittener Dämmerung am Anschusse mit dem Auge keinen Schweiß, so ist ein sehr praktisches Mittel, den Platz ringsum mit der flachen Hand

oder einem hellen Taschentuche abzuwischen, weil dann daran leicht der Schweiß sich zeigt, der mit dem Auge nicht gefunden wurde.

Nicht in allen Fällen findet sich sofort auf der Anschußstelle schon Schweiß. Rotwild und Gemsen geben, besonders in der Feistzeit, erst nach einigen Fluchten Rotfährte; ebenso ist bei Schüssen, die Hochblatt sitzen, die Rotfährte oft recht spärlich. Hauptsächlichste Merkmale der Schweißfährte sind:

Schweiß.

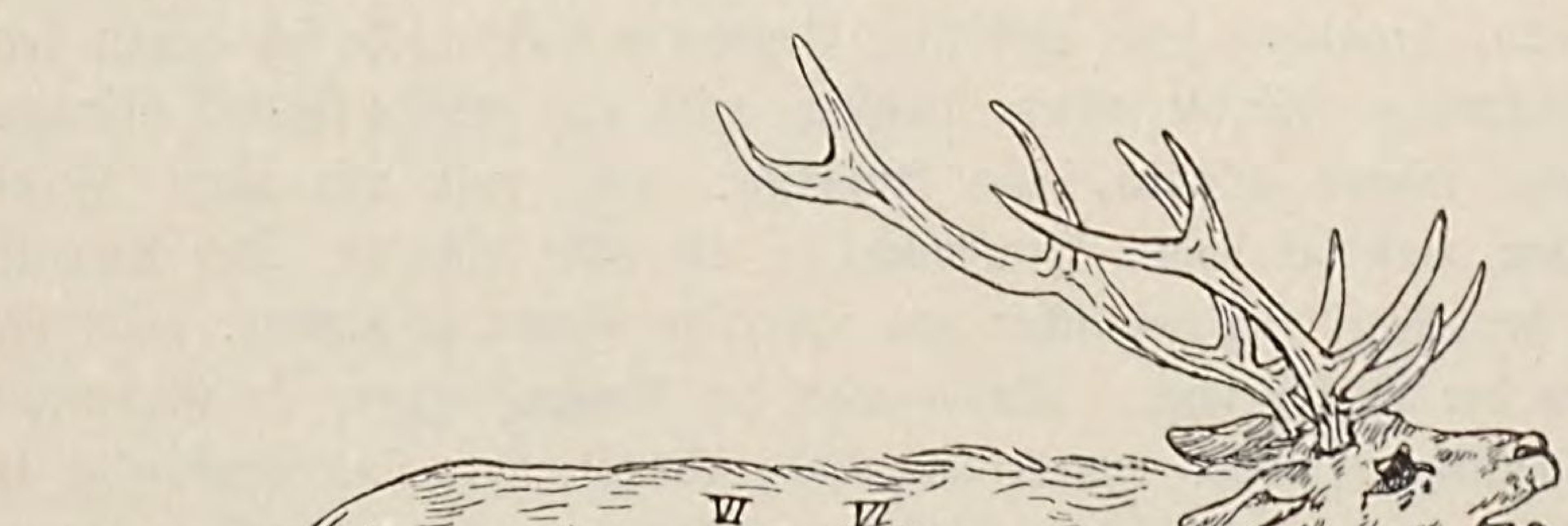
1) Ist der Schweiß hellrot, schaumig, in großer Menge, teils in Klumpen, teils in vielen kleinen Spritzern vorhanden, wird Verletzung der Lunge angenommen; sehr häufig hört man nach Lungenschüssen das Wild husten; dies ist ein gutes Zeichen, denn das durch die Lunge geschossene Wild unterbricht durch die Störung im Atmen die Flucht, hustet den Schweiß in dicken Klumpen aus und wird bald verenden.
2) Ist der Schweiß dunkler von Farbe, nur in kleinen Tropfen vorhanden und enthält er grünliche Teile des Geäses in griesiger Form, so ist Weidwundschuß anzusprechen.
3) Erscheint der Schweiß recht dunkel schwarzbraun und ist er anhaltend an der Seite der Fährte herabgetröpfelt, kann man Leber-, Milz- oder Nierenschuß annehmen.
4) Dünnflüssiger hellroter, aber nicht schaumiger Schweiß rührt meist von Fleischverletzungen her.
5) Schweiß im Tritt der Fährte zeigt hohen Laufschuß an, ist er aber in der Gegend des Trittes umhergeschleudert, dann ist tiefer Laufschuß zu konstatieren, weil der abgeschossene Lauf umhergeschleudert wird.

Diese Merkmale: Schußzeichen, Birschzeichen, Schweiß muß der Jäger in Betracht ziehen, um daraus die Kombination seiner Nachsuche festzustellen. Niemals aber gehe man leichtsinnig nach oberflächlichem Suchen von der Anschußstelle hinweg, indem man denkt, gefehlt zu haben; die Schußzeichen können übersehen worden sein, man hat doch getroffen und das Stück geht verloren.

Einst schoß ich in voller Flucht breit auf einen Hirsch; Zeichen wurde keines wahrgenommen, der Hirsch flüchtete über eine Wiese wenigstens 4—500 Schritt damit, blieb am Rande einer Schlucht stehen — kein Tropfen Schweiß wurde gefunden; erst als er in die Schlucht hinabstieg, kam reichlicher Schweiß und wenige Schritte davon saß der Hirsch im Weidbett, wo ihn der Gnadenschuß völlig streckte.

Ein anderer Hirsch kam mir spitz von vorne und bergauf sehr flüchtig, ich hatte keine Wahl, mußte schräg spitz schießen; der Hirsch überschlug auf den Schuß gänzlich, wurde wieder hoch und flüchtete bergab. Weder an dem Platze, wo er überschlug, noch auf der ganzen Flucht war ein Tropfen Schweiß zu finden und dennoch lag nach ca. 120 Schritten der Hirsch verendet da.

Im ersteren Falle hatte ich damals mit einer Expansionskugel geschossen, welche hochblatt eindrang und sich im Innern staute; im letzteren Falle war die Kugel an der Schulter eingedrungen, durch Lungenflügel und Leber, sowie den Pansen gegangen und saß tief unter dem Pansen zwischen Wildbret und Decke.



Anschüsse: I Blatt-, Herz- und Lungenschuß. II Schuß auf den Stich. III Weidwundschuß. IV Schlegelschuß. V Vorderlaufschuß. VI Krellschuß. VII Halsschuß.

Um die Einschußstellen klarer zum Verständnis zu bringen, habe ich die vorstehende Figur angebracht.

Wir sind nun bei der Nachsuche angekommen und zwar zunächst ohne Schweißhund. Nachsuche.

Der Jäger hüte sich sehr, vom Jagdeifer hingerissen, sofort dem angeschossenen Wilde nachzugehen; durch diese Unvorsichtigkeit wird in vielen Fällen letzteres zu frühe beunruhigt, aufgemüdet und zu einer zweiten Flucht veranlaßt, die gewöhnlich zur Folge hat, daß das Stück verloren, zu Holze geschossen ist.

Nach Konstatierung aller Zeichen möge geschlossen werden, ob früher oder später mit Nachsuche begonnen werden darf. Zunächst lege man auf der Anschußstelle einen Bruch — nach Jägerregel soll der Abschnitt des Zweiges in der Richtung liegen und dieselbe angeben, in welcher das Wild geflüchtet ist. Wenn Tageszeit und Licht gestatten, warte man bei Voraussetzung einer tödlichen Verwundung mindestens 1 bis 1½ Stunden, ehe man mit der Nachsuche weiterfahre; ist Weidwundschuß anzunehmen, dann warte man lieber 3 bis 4 Stunden. Erfolgte der Anschuß bei vorgerückter Abenddämmerung, so verlege man die Nachsuche auf den nächsten Morgen. Hat man in den anbrechenden Tag hineingebirscht oder untertags ein Stück angeschossen, so beachte man die oben angegebene Zeit, welche in vielen Fällen genügt, um einen Schweißhund herbeizuschaffen. Das weitere Verfahren bei der Nachsuche ergibt sich aus der Führung des Schweißhundes.

Die Beschreibung und Anleitung zur Abführung des Schweißhundes habe ich in den eigenen Abschnitt über die Jagdhunde verlegt, ich muß aber des Zusammenhanges halber die Nachsuche mit dem Schweißhunde hier soweit besprechen, als die Notwendigkeit dies erfordert. Hat man die erforderliche Zeit bis zur gründlicheren Nachsuche abgewartet, und das angeschweißte Stück gehörig krank werden lassen, so suche man vom Anschusse weg, wo der erste Bruch liegt, auf der Fährte weiter, ob man nicht Schweiß findet; gelingt dies, lege man wieder und von Zeit zu Zeit, namentlich da wo Schweiß liegt, in regelrechter Form Brüche, damit, wenn später eine Nachsuche mit dem Hunde nötig werden sollte, man den Schweiß rasch wieder findet. In der Regel führt nun die Schweißfährte sehr bald zu einer Dickung, an welcher man womöglich sich den Punkt gemerkt hat, an dem das Wild in derselben verschwand. Hier ist nun ein positiv gegebener Punkt, der mit größtem Fleiße abgeäugt werden muß. Man sehe zu, ob nicht an den Büschen Schweißspritzer sich finden; jedenfalls lege man hier wieder einen Bruch und verschiebe dann, wenn die Dickung zu enge wird, die weitere Arbeit auf die Ankunft des Hundes. Findet man auf eine größere Entfernung, die man der Fährte nachgegangen ist, keinen Schweiß, darf man in der Regel annehmen, daß das Stück gefehlt sei.

Ich machte den Vorschlag, die Zeit zum Krankwerdenlassen damit auszufüllen, daß man inzwischen den Schweißhund zur Stelle schafft.

Der Hund wird nun am kurzen Riemen zur Anschußstelle geführt und animiert, die Fährte, ob krank oder nicht, anzunehmen, man gebe dem Hunde etwas Riemen und gehe den schon gelegten Brüchen nach, an welchen, wenn Schweiß da ist, man sich denselben vom Hunde zeigen läßt, bis zu dem Punkte, wo das Wild in der Dickung verschwand. Hier greife man nun vor, d. h. nehme den Riemen wieder kürzer, trage den Hund ab und beginne mit Umschlagen der Dickung, d. h. man gehe mit dem Hunde am kurzen Riemen am Rande der Dickung hin, beobachte genau den Hund, ob er keine Fährte anfällt oder Schweiß zeigt. Ist dies nicht der Fall, kann man annehmen, daß das krankgeschossene Wild in der Dickung entweder schwer krank oder schon verendet steckt. Ist das Wild aber ausgetreten, folgt man der Fährte wieder bis zur nächsten Dickung, die dann ebenfalls umschlagen wird u. s. f.

Hat man sich überzeugt, daß das kranke Stück in der Dickung steckt, so geht man auf die Stelle zurück, wo es in die Dickung eingewechselt ist, lasse den Hund in den Riemen schießen und folge ihm vorsichtig nach.

Nun werden zwei Fälle eintreten — entweder ist das Stück verendet oder dem Verenden so nahe, daß es nicht mehr hoch werden kann, dann schnalle man den Hund und lasse das Stück verbellen, oder das Stück wird hoch und geht langsam weiter; in letzterem Falle löse man den Hund und animiere ihn zur Hatze, so daß er in kurzer Zeit das kranke Stück stellen wird. Hier folgt dann der Fangschuß. Alles Nähere ist im Kapitel über die Abführung des Schweißhundes zu finden.

Das verendete Stück wird sofort gelüftet, d. h. man schneidet oberhalb des Kurzwildbrets einen ein paar Centimeter langen Schnitt in die Bauchschwarte, ohne den Pansen zu verletzen, so daß die im Innern des Tieres sich entwickelnden Gase Abzug haben und legt auf das Stück einen frischen Bruch zum Zeichen, daß es von einem weidgerechten Jäger bereits gefunden und okkupiert ist. Die Anstalten zum Abholen und Transport sind selbstverständlich.

Aufbrechen. Bevor man das Stück abführt, soll es weidgerecht aufgebrochen werden. Dies geschieht in folgender Weise: Es ist nicht Sitte, daß der Jäger den Rock ausziehe und etwa die Hemdärmel aufstülpe, das ganze Aufbrechen kann so reinlich gemacht werden, daß nichts durch Schweiß ꝛc. besudelt wird. Zunächst nun wird das Stück schön auf den Rücken gelegt, dann tritt der Jäger an den Kopf, schärft vom Unterkiefer bis über die Mitte des Halses Decke und Schwarte auf, löst die Drossel und den Schlund vorsichtig ab, schneidet letzteren unter dem Drosselknopf ab und macht mit demselben einen Knopf, damit beim Durchziehen keine Äsung aus dem Schlunde tritt, welche den Geschmack des Wildbrets verdirbt. Der Knopf am Schlund wird auf folgende einfache Weise hergestellt: Der Länge nach schneidet man in den Schlund einen Schlitz etwa 2—3 cm lang, stecke dann das obere Ende des Schlundes durch diesen Schnitt zwei- bis dreimal durch und mache zur weiteren Vorsicht mit dem Schlunde einen gewöhnlichen Knopf.

Dann schneidet man die Luftröhre am Drosselknopfe durch und schiebt diese und den Schlund soweit als möglich gegen die Herzkammer in das Stück hinein.

Hierauf tritt man an das Hinterteil des Stückes, legt die Hinterläufe auseinander und schärft die Decke vom Kurzwildbret aus scharf bis zum Brustkern auf. Der Schnitt geht mitten durch das Kurzwildbret, so daß der eine Hoden links, der andere rechts an der Decke bleibt. Sofort löst man die Brunftrute aus, dann schärft man vom Kurzwildbret bis zum Schloß das Wildbret vorsichtig auf, schlägt die Verbindung des Schlosses durch und drückt unter Durchschneiden der Haut leis gegen das Weidloch die Keulen vollends auseinander. Nun setzt man Zeig- und Mittelfinger der linken Hand in die entstandene Öffnung, führt mit diesen den Genickfang so, daß Netz und Pansen nicht verletzt werden und schneidet das Wildbret bis zum Brustkern ebenfalls wieder auf. Nunmehr wird das Netz herausgenommen; dann greift man mit der linken Hand zwischen Pansen und Zwerchfell durch, sucht den Schlund zu erlangen und festzuhalten, während man mit der rechten Hand in der Nierengegend unter den Pansen greift, und zieht nun vorsichtig, um nichts zu zerreißen, das ganze Gescheide nach rückwärts und links heraus, und löst den Mastdarm vorsichtig im Schlosse aus. Ist das Gescheide entfernt, nimmt man mit den Fingern das Feist (Weiß, Unschlitt) sauber heraus, sticht links und rechts vom Rückgrat die Brandadern auf, und löst nun das Zwerchfell an den Rippen herum ab. Jetzt greift man in der Herzkammer nach der Drossel, die am Drosselknopf schon abgeschnitten ist und zieht diese nebst der ganzen Lunge nach hinten heraus.

Da wo Jägerrecht besteht, werden nun auch die Mehrbraten abgelöst, welche gleich der Lunge und dem Feist hiezugehören. Ist dies alles sauber vollendet, dann hebt man das Stück mit dem Kopfe in die Höhe, um den zurückgetretenen Schweiß nach hinten ablaufen zu lassen und trachtet das Stück an kühlem Orte etwas auskühlen zu lassen.

Manche Jäger bringen nun, um den Schmeißfliegen das Eindringen zu verwehren, frisches Laub und Zweige in das Innere des Stückes. Ein Zweig wird als sogenannter „letzter Bissen“ dem Stück in den Äser gesteckt, auch als Beweis, daß es von einem weidgerechten Jäger erlegt wurde.

Will man nun ein kleineres Stück, z. B. einen Reh- oder Gemsbock, im Rucksack oder sonstwie sogleich mitnehmen, so schränkt man es in folgender Weise: Am Vorderlaufe wird auf der oberen Seite über dem Knie die Haut aufgeschärft und die Flechse bloßgelegt, dann nimmt man den entgegengesetzten Hinterlauf, dreht Kopf und Hals zwischen beiden durch, schiebt den Hinterlauf unter der Flechse des vordern Laufes durch und befestigt an der Heese des Hinterlaufes einen dazu vorbereiteten Haken aus einem Astabschnitte, so daß der Lauf nicht mehr zurückweichen kann. Die gleiche Manipulation wird mit den beiden andern Läufen gemacht und nun das Stück so in den Rucksack oder zwischen Rucksack und Rücken des Jägers gebracht, daß die Läufe oben kreuzweise und der Kopf durch den Schlitz des

Rucksackes hinaus stehen. Im Gebirge bedienen sich die Jäger häufig der sogenannten Tragbänder. — Das Zerwirken des Wildes werde ich später im Abschnitte über die Nutzung beschreiben.

Die Birsche ist unstreitig der edelste Zweig in der Ausübung des Weidwerkes. Bei der Birsche kann der Jäger am besten beweisen, daß er Meister seines Faches ist; er kann zeigen, wie er durch Ausnützung seiner Revierkenntnis, durch Ausnützung der Boden- und Waldkonfiguration, durch Beachtung der Windverhältnisse und durch eigene köperliche Gewandtheit alle günstigen Umstände sich nutzbar zu machen und die Hindernisse zu überwinden versteht. Birsche.

Bei der Birsche führt Geistesgegenwart, sicheres Handeln, rasche Entschlossenheit, gepaart mit Ruhe und Vorsicht am besten zum Ziele; aber auch Natur und Eigenart des Wildes muß in Betracht gezogen werden, scharfes Gesicht und Gehör darf niemals fehlen.

Die Birsche kann auch mit dem Ansitze in Verbindung gebracht werden. Bei trockenem Wetter ist sie während des Tages und am Abende wegen des Raschelns des trockenen Laubes oder Grases erschwert, da ist dann Ansitz vorteilhafter; dagegen bei Tagesanbruch, wenn reichlicher Tau alles befeuchtet hat, oder bei feuchtem Wetter (leichtem Regenwetter) wird sich die Birsche besser lohnen.

Während des Birschens bewege man sich möglichst langsam, bleibe von Zeit zu Zeit stehen, um soweit ersichtlich die Umgebung abzuäugen, benütze jedmögliche Deckung, beachte scharf den Wind*), birsche niemals mit demselben, sondern stets gegen ihn oder doch im Halbwinde und setze den Fuß immer ruhig, ohne Poltern und mit ganzer voller Sohle auf. Schleichen auf den Fußspitzen ist ermüdend und unvorteilhaft. Zu rasches Gehen oder zu heftiges Steigen im Gebirge bedingt höheren Pulsschlag und schärferes Atmen — beide sind demnach bei einem rasch abzugebenden oder unverhofften Schusse von Nachteil.

Wenn möglich, lasse man das Wild beim Anbirschen nie aus den Augen; verhofft es, bewege man kein Glied mehr und bleibe solange ruhig stehen, bis es wieder vertraut weiter äset; beim Weiterbirschen beachte man mit peinlichster Sorgfalt den Boden, ob nicht bloßliegende Steine, dürre Äste, Wurzeln dort sind, wohin man den Fuß setzen will. Das Knacken eines Ästchens, das Klirren eines Steines oder Anstoßen an einer Wurzel machen gewöhnlich die ganze Mühe und Birsche zunichte.

Findet man Wild im Hochholze, und hat dasselbe den Jäger wahrgenommen, dann gehe man ohne sich zu decken, scheinbar dasselbe nicht beachtend, ja sogar laut mit sich selbst sprechend oder pfeifend, weiter und suche im Bogen auf Schußnähe anzukommen. Dieser Kniff hat oft schon zum Ziele geführt. Im allgemeinen richte man seinen Birschgang nach einem vorherbestimmten Plane ein, den man, wenn nicht andere Umstände eintreten, beibehält, beachte wohl die Tageszeit und die Gewohnheiten des Wildes, nämlich wo es um eine bestimmte Tages- oder Jahreszeit standhält und wohin es zur Äsung zieht. Je mehr der Jäger mit den Örtlichkeiten des Revieres bekannt ist, desto sicherer wird er birschen. Man mache sich alle Schneußen, Fahr- und Fußwege, alle Blößen, Freiungen und Bodenwellen im Revier zu Nutzen, um möglichst geräuschlos und gedeckt vorwärts zu kommen.

Großen Vorteil für die Birsche bietet die Vorbereitung von Birschwegen während der frühjährlichen Hegezeit. Man bereitet schmale, höchstens ca. $^1/_2$ m breite Steige vor, welche zwischen den Reihen einer Pflanzung, durch Stangenholz oder Dickungen auf Plätze hinführen, auf welche das Wild zur Äsung austritt, z. B. Waldwiesen, Schläge, Ödungen. Der Gras- oder Moosunterwuchs ist abzuheben, Steine, Wurzeln 2c. sind zu entfernen und von Zeit zu Zeit müssen abgesprungene Ästchen oder dürres Laub mit einem in Vorrat gehaltenen Besen abgekehrt werden.

Diese Steige brauchen nur so lange zu sein, daß man in der Nähe genannter Waldörter geräuschlos bis an die Lisière hinausbirschen kann. Zur Vorsicht möge auch der Birschsteig der Waldlisière entlang nach links und rechts vorbereitet sein, so daß man, falls das Wild weiter oben oder

*) Die Windverhältnisse im Gebirge sind etwas schwieriger; vor Sonnenaufgang zieht der Luftzug bergab (Morgenwind), nach Sonnenaufgang zieht er den ganzen Tag über bergauf; nach Sonnenuntergang tritt wieder der Abendwind ein, welcher wie der Morgenwind abwärts zieht. An steilen Halden, in Gräben und in den Wänden ist der Wind nie verläßig, er „fackelt", wie die Gebirgler sagen; tritt schlechtes Wetter oder Witterungsumschlag ein, ist alle Regel umsonst, und das Birschen erheischt größte Vorsicht.

unten im Schlage steht, von dem Punkte aus, auf welchen der Birschsteig vertikal hinführt, auch nach dieser oder jener Seite hinbirschen kann.

Ist ein Revier in eigentümlichem oder doch dauerndem Besitze, mögen die Birschwege dauerhafter, mit mehr Aufwand angelegt und etwa mit Sand oder sonst weichen Stoffen belegt werden.

Ein sorgsamer Revierjäger wird stets auf die Birschzeit hin sein Revier so vorbereitet haben, daß er seinen Jagdherrn leicht zu Schuß bringen kann.

In ebenen Revieren ist auch das sogenannte Birschfahren mit Erfolg anzuwenden. Man beschafft sich irgend ein einfaches leichtes Vehikel, an dem man leicht auf- und absteigen kann, verblendet vielleicht den Sitzplatz noch mit Sträuchern oder Tannenreisig und spannt ein paar Ochsen oder verlässige Pferde vor. Je ähnlicher das Gefährt einer Ökonomiefuhre gleicht, desto besser erfüllt es den Zweck. Mit diesem Fuhrwerk sucht man am Waldsaum, in Schneußen, an Schlägen, Waldwiesen und Ödungen oder im Stangenholze dem Wilde auf Schußweite anzukommen; ist diese erreicht, sucht der Schütze unbemerkt auf der entgegengesetzten Seite des Wagens herabzukommen und irgend welche Deckung rasch zu gewinnen, während das Fuhrwerk ruhig weiterfährt. Während nun das Wild seine Aufmerksamkeit auf dieses lenkt, hat der Schütze Zeit, entweder noch näher anzukommen oder doch von seinem Platze aus einen wohlgezielten Schuß anzubringen.

Noch gäbe es gar manche Feinheiten und Methoden, durch welche die Birsche erfolgreich zu machen ist, es würde aber den Rahmen dieses Werkes überschreiten, mehr als unumgänglich nötig ist, anzuführen; ein findiger Jäger wird nach einiger Praxis nie in Verlegenheit kommen, alle Vorteile nach Thunlichkeit auszunützen. Sind diese Regeln für die Birsche auf jegliches Wild maßgebend, so erübrigt noch, einige Winke für die Birsche während des Brunftzeit des Edelwildes speziell anzuführen.

Birsche während der Hirschbrunft.

Von mancher Seite wird geltend gemacht werden, daß der Abschuß des Wildes zur Brunft- oder Begattungszeit irrationell sei. Wir bejagen gerade unser edelstes Wild, wie Hirsch, Gemsbock, Rehbock, Auerhahn, Birkhahn und vielleicht auch die Schnepfe am eifrigsten während der Begattungszeit. Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß während der kritischen Zeit das Wildbret nicht so wohlschmeckend und ergiebig ist, wie z. B. in der Feistzeit, so sprechen doch so viele gewichtige Grunde für den Abschuß in dieser Periode, daß die vorgebrachten Bedenken weit in den Hintergrund treten müssen.

Jeder einigermaßen erfahrene Weidmann wird wissen, daß es, namentlich in ausgedehnten Forsten, in Hochgebirgsrevieren fast ein Ding der Unmöglichkeit ist, seinen Abschußetat zu erreichen, wollte man gewisses Wild während der Begattungszeit schonen.

In der Feistzeit ist der Hirsch fast unzugänglich, er tritt nur des Nachts so viel aus, als sein Äsungsbedürfnis erfordert; Riegeln und Treibjagen während dieser Zeit führt, abgesehen von der Beunruhigung des gesamten Wildstandes und zwar gerade während der Satzzeit des Nachwuchses, zu sehr geringen Resultaten. Der Auerhahn ist außer der Balzzeit fast gänzlich unsichtbar und schwierig zu bejagen.

Nach der Brunft bedarf der Hirsch wie der Rehbock längere Zeit der Ruhe, um sich wieder zu erholen und das zu ersetzen, was in der Brunftzeit an Wildpret und Feist entgangen ist. Später bedingen andere jagdliche Verrichtungen die Aufmerksamkeit und Thätigkeit des Jägers, und in schwerer Winterszeit bedarf das Wild der größten Schonung und Pflege, so daß das Revier durch eifriges Bejagen nicht gestört werden soll. Außerdem bietet aber die Jagd in der Brunftzeit so viele Genüsse und so viel Stoff zur Bereicherung der Wissenschaft, daß die vorgebrachten Einwendungen zurücktreten dürften.

Während der Brunftzeit gibt der Hirsch seine Anwesenheit durch Schreien kund, d. h. er meldet. Infolge dessen wird dem Jäger das Anbirschen erleichtert, er darf aber die schon erwähnten Birschregeln durchaus nicht aus den Augen lassen, weil, wenn auch der brünstige Hirsch seine sonst so große Vorsicht und Schlauheit größtenteils ablegt, andere Umstände hinzutreten, die die Annäherung des Jägers vereiteln können. Zunächst ist zu bedenken, daß häufig geringe Hirsche in der Nähe des schreienden Hirsches stehen, die nicht melden; ferner, wenn der Hirsch beim Mutterwilde steht, wacht dieses mit der größten Sorgfalt über die Sicherheit des Recken, gleichsam als hätte die

Natur Vorsorge getroffen, daß dem Hirsche, der um diese Zeit unvorsichtig ist, auf andere Weise Schutz gebracht würde. Man darf sich also dem Brunftplatze des schreienden Hirsches nicht unvorsichtig und zu sehr nähern, kann dagegen aber darauf rechnen, daß der Hirsch im Bestreben, sein Rudel zusammenzuhalten und seinen Begattungstrieb zu befriedigen, sehr leicht unter Feuer geraten kann. Man halte also ruhig und gedeckt in der Nähe aus und folge dem Rudel erst, wenn sich keine Annäherung desselben ergeben sollte.

Außerdem aber sind dem Jäger auch Mittel geboten, den Hirsch heranzulocken. Hat der Jäger das erforderliche Verständnis im Nachahmen des Brunftschreies und weiß er den günstigsten Moment auszunützen, so wird ihm nicht selten diese Fertigkeit den Platzhirsch vors Rohr bringen.

In der Regel wird mittelst der Tritonsmuschel („Schnecken" wie die Jäger sagen) oder einer getrockneten Hirschdrossel oder mit sonstigen Instrumenten der Brunftschrei eines Hirsches und zwar, um leichter zum Ziele zu gelangen, eines geringeren Hirsches nachgeahmt. Wer gutes Gehör und einige Übung voraus hat, wird gewiß, wenn er den Schrei des Hirsches vor sich hört, ähnliche Modulation hervorzubringen im stande sein. Hat sich der Hirsch ziemlich genähert und erscheint es bedenklich, den Ruf zu wiederholen, so kann man sich leicht darüber weghelfen, wenn man nur schwache Tränzer ausstößt, welche der Hirsch häufig hören läßt, wenn er Mutterwild treibt. Beschreiben lassen sich die Töne sehr schwer, einige Vorübung bei einem erfahrenen Jäger wird besseren Erfolg ergeben; doch sei bemerkt, daß es zwei — drei kurz nacheinander ausgestoßene rauhe Töne sind, die man etwa mit cho—cho—cho geben könnte. Außer dem Tränzen führt auch manchmal das „Mahnen" zum Erfolge. Dies ist der Ton, den das vom Hirsche getriebene Tier hören läßt. Das Mahnen ist sehr schwer nachzuahmen, wenn es dem natürlichen nahekommen und den Hirsch verführen soll; man kann es hervorbringen, wenn man mit Daumen und Zeigfinger die Nasenflügel etwas zusammenpreßt und den näselnden Laut des brünstigen Tieres ausstößt.

Melden die Hirsche schlecht oder gar nicht, so kann man durch den Brunftschrei mit der Muschel manchmal erzielen, daß ein in der Nähe stehender Hirsch, dadurch gereizt, antwortet.

Die jüngstvergangene Brunft des Jahres 1893 zeichnete sich durch schöne lauwarme Tage, aber nur geringes Schreien der Hirsche aus; nur stückweise ließen sie sich hören, manchen Abend und Morgen paßten wir vergeblich auf den Schrei der Hirsche, die doch bestätigt in dem Berge standen. Am 4. Oktober hatten wir — ich war auf einem sehr hochgelegenen Brunftplatze des Lattengebirges zwischen Reichenhall und Berchtesgaden — in dieser hohen Lage völlige Winterlandschaft, nachdem Tags zuvor heftiger Schneesturm eingetreten war. Morgens gegen 4 Uhr verließ ich die Hütte bei fußtiefem Schnee, aber ganz lauwarmer Luft. Herrlich nahm sich Wald und Feld in dem frischen Winterkleide aus, aber die Hirsche meldeten nur sehr spärlich und gegen 5 Uhr, als der Tag glanzvoll über die Gipfel der Berchtesgadener Bergriesen heraufzog, da verschwiegen sie gänzlich. Vergebens saß ich etwa $1^1/_2$ Stunden auf einem Felskopfe, wo ich gute Umsicht hatte, um einen Laut zu hören. Endlich riß mir die Geduld; ich ließ mir von den mich begleitenden Jäger den „Schnecken" geben, um mit ihm einen Versuch zu machen, ob sich kein Hirsch reizen ließe.

Auf meinen ersten Schrei antwortete sofort ein starker Hirsch oberhalb einer langen und hohen Felswand. Ich reizte ihn tüchtig, auf ein Annähern des Hirsches war aber wegen der steilen Wand nicht zu rechnen; da entschloß ich mich, die Wand zu umgehen und die Lage des Standortes dieses guten Hirsches zu ersteigen. Nach $1^1/_2$ Stunden strengen vorsichtigen Steigens hatte ich einen Einblick auf die Alptrett, auf welcher der Hirsch mit drei Stück Wild stand. Nun folgte mühsames Anbirschen, wobei mir vielfach der Neuschnee zu statten kam, und nach ungefähr einer halben Stunde reichte mir der Jäger den Bruch, ich hatte den braven Zehner mit unregelmäßigem Geweih gestreckt.

Man darf aber nicht glauben, daß der Ruf mit dem Schnecken jederzeit zu günstigem Erfolge führt. Öfter wird der Hirsch wohl vielleicht antworten, aber seinem vermeintlichen Gegner nicht nahe rücken. Gewöhnlich kommt er angeschlichen, indem er vorsichtig alles abäugt, manchmal steht er plötzlich da, ohne daß man viel Geräusch bei der Annäherung vernommen hätte. Daß der Hirsch trollend oder gar in der Flucht herankommt, mag wohl manchmal, aber nur in ganz besonderen Fällen statthaben, immer aber ist es notwendig, nach dem Rufe sich ruhig zu verhalten und bereit zum Schusse zu sein.

Treibjagen. Das Treibjagen auf Edelwild kann durch „Riegeln", „Treiben" mit oder ohne Hunde und auch als eingestelltes Jagen durchgeführt werden.

Wenn wir der Birsche den ersten Rang unter allen weidmännischen Verrichtungen eingeräumt haben, so soll damit nicht gesagt sein, daß eine schön angelegte und gut durchgeführte Treibjagd nicht auch eine Fülle von Reizen, eine Menge von interessanten Vorkommnissen bieten kann.

In großen Forsten, in steilen und weit ausgedehnten Hochgebirgswaldungen ist freilich die Riegeljagd nur für eifrige passionierte Jäger von Interesse. Manchen Jüngern Dianens, namentlich solchen, die gerne viel knallen, mag das Riegeln eine große Qual sein, denn es erfordert vom Schützen ruhiges, aufmerksamstes Aushalten auf dem Stande und nicht selten dehnt sich dies auf die Zeit von drei und vier, ja oft mehrere Stunden aus, ohne daß der Schütze irgend etwas hört oder sieht; zuweilen hat auch Morpheus sich ganz vorsichtig und unbemerkt an den Jäger herangeschlichen und ihm die schweren Augendeckel unversehens zugedrückt, bis dann ein rasches Poltern oder sonstiges Geräusch, wohl aber zu spät, dieselben recht weit öffnet.

Riegeln. Das Riegeln unterscheidet sich von andern Jagdarten dadurch, daß es nur mit wenigen Schützen und wenigen Treibern ausgeführt und möglichst stille und ruhig betrieben wird. Als Treiber eignen sich zum Riegeln am besten revierkundige Jäger und Jagdaufseher, welche Standort und Wechsel des Wildes genau kennen und mit der Konfiguration des abzuriegelnden Bogens ganz vertraut sind. Auch tüchtige Holzknechte, verläßige Leute, können zu Hilfe genommen werden. Das Prinzip des Riegelns ist: durch vorsichtiges Angehen des Wildes dasselbe langsam auf die von verläßigen Schützen besetzten Hauptwechsel vorwärts und an dieselben heranzudrücken, ohne das Revier besonders zu beunruhigen oder das Wild zu größeren Fluchten zu veranlassen. Je nach der zu Gebote stehenden Anzahl von Schützen werden die Hauptwechsel durch 1—2 und mehr Schützen so geräuschlos als möglich besetzt. Der oder die Treiber, welche genau unterrichtet sein müssen, welche Wechsel durch Schützen besetzt sind, harren auf der entgegengesetzten Seite des abzuriegelnden Bogens lautlos, bis zu einer nach der Uhr festgesetzten Zeit, die so viel Spielraum läßt, daß die Stände sicher besetzt sind. Dann beginnen die Treiber ruhig, aber gerade nicht geräuschlos auf den Wechseln vorwärts zu gehen. Haben sie nun Gelegenheit, Wild in Sicht zu bekommen, das unruhig geworden, so trachten sie dasselbe langsam vorwärts zu bringen; weicht das Wild seitwärts aus oder zeigt die Fährte, daß es diese Richtung eingeschlagen hat, so muß der Riegelnde nach seit- oder rückwärts ausgreifen, um das Wild wieder vorwärts zu bringen. Je besser der Mann dies versteht, desto sicherer wird er das Wild auf den Wechsel und zum Schusse bringen.

Da nun bei dieser Jagdart das Wild gewöhnlich angeschlichen kommt, hat der vorstehende Schütze in gespannter Aufmerksamkeit, schußbereit, sich recht ruhig zu verhalten und auf das leiseste Geräusch zu achten. Knacken von Ästchen, Rascheln dürren Laubes, hin und wieder ein hellklingendes Anschlagen des Geweihes an Äste oder Stämme sind sichere Anzeichen des Nahens von Edelwild. Man sehe sich vor. Beim Riegeln schleicht das Wild gewöhnlich bis an den Rand der Dickung, sichert hier und überfällt dann rasch die zum Schusse gewählte Freiung. In solchen Fällen wird der Schütze gut thun, die Büchse nicht zu stechen, denn mit gestochener Büchse in der Flucht rasch nachzufahren, hat oft schon ein frühzeitigeres Brechen des Schusses zur Folge gehabt. Sind nach rückwärts noch schußfreie Stellen, ist's besser, erst nach Überfallen der Schneuße oder der Lichtung zu feuern, weil das Edelwild häufig dort wieder ruhigere Gangart annimmt.

Auf jedem Stande, sei es bei Hoch- oder Niederjagd, hat der Schütze zu beachten 1) sein Gewehr sofort vorsichtig zu laden und zu spannen, 2) die Schußlücken sich auszusuchen, nach vor- und rückwärts, um schon im voraus zu wissen, wohin er bei etwaigem Anlaufe von Wild seinen Schuß abgeben kann, 3) peinlichste Stille und Ruhe zu beobachten.

Um letzteres streng aufrechterhalten zu können, entferne man sofort nach Ankunft auf dem Stande so geräuschlos als möglich Laub, dürre Ästchen, harten Schnee unter den Füßen, daß das etwa vertraut anlaufende Wild durch kein Geräusch von Seite des Jägers bei Bewegungen oder beim Auf-

fahren aufmerksam und flüchtig werde, denn der Schuß auf ein vertraut anlaufendes Stück ist bei weitem leichter und sicherer, als wenn es rasch wendet oder in hohen Fluchten plötzlich überfällt.

Führen beim Riegeln eines Bogens mehr gute Wechsel aus dem Bogen, als die Zahl der anwesenden Schützen gestattet sie alle zu besetzen, so wird die Vorsicht nicht schaden, erstere zu verblenden. Oft genügt schon ein größeres Stück weißen Papieres, das man auffällig, so daß das anlaufende Wild dasselbe von weiterher gewahr werden muß, an dem Wechsel aufhängt. Besser aber sind entweder Tuch- oder Federlappen, welche man in kleinerer oder größerer Ausdehnung anbringen kann. Auch durch Verwittrung sind derartige Wechsel zu sperren.

Bei einer Neue zu riegeln ist noch besser. Man kann den Bogen umschlagen und genau bestätigen, ob das Wild in diesem Bogen standgehalten hat; ist dies der Fall, werden die Wechsel besetzt und der Haupttreiber beginnt seine Arbeit da, wo das Wild eingewechselt ist, er folgt so lange der frischen Fährte, bis das Wild etwa zu Schuß gekommen oder unbeschossen ausgewechselt ist. Den Rückwechsel zu besetzen, falls man genug Schützen zur Verfügung hat, wird immer kluge Vorsicht sein.

Steht ein gut gearbeiteter Schweißhund zur Verfügung, so ist derselbe beim Riegeln sehr gut Lanzieren. zu verwenden. Der Führer des Hundes begibt sich, nachdem die Wechsel besetzt sind, mit dem Hunde am Riemen auf den Einwechsel des Wildes und läßt den Hund am Riemen nachziehen.

Diese Jagdart wurde in früheren Zeiten sehr viel angewendet, da gut gearbeitete Leithunde zur Verfügung standen. Um aber keine unnütze Zeit damit zu vertragen, wurden nur Bögen lanziert, in welche man den Hirsch einziehen sah und nachdem sie mit Leithunden umschlagen und konstatiert war, daß der Hirsch im Bogen standhielt, d. h. nachdem der Hirsch im Bogen bestätigt war, schritt man erst zum Lanzieren. Zur Feistzeit, in den Monaten August und September, auf alleinstehende Feisthirsche ist diese Jagdmethode sehr zu empfehlen. Ein geschickter Jäger mit gutem Hunde wird den Hirsch sicher vors Rohr des vorstehenden Jagdherrn bringen.

Die eigentliche Treibjagd erfordert nicht bloß ein größeres Aufgebot von Schützen und Treibern, Treiben. sondern auch eine ganz planmäßige Vorbereitung; bei einer Treibjagd größeren Umfanges handelt sich's darum, größere Wald- und Bergkomplexe abzujagen. Die Treibjagd bietet aber so viele mannigfaltige Abwechslungen und Eigentümlichkeiten, die sich nach den lokalen Verhältnissen richten und berücksichtigt werden müssen, daß es unmöglich ist, alle hier zu besprechen. Ich beschränke mich demnach nur darauf, allgemeine Gesichtspunkte zu geben, welche nicht bloß bei Jagden auf Edelwild, sondern bei allen Treibjagden Anwendung finden können, werde aber besondere Spezialitäten bei jeder einzelnen Wildgattung berühren.

Allgemeine Grundsätze sind:

I. **Der Jagdleiter** hat mit einem oder zwei Gehilfen den ganzen Plan und die Durchführung der Jagd im voraus zu bestimmen. Die abzujagenden Bögen, Stände und Art des Treibens müssen unter Berücksichtigung aller Umstände festgestellt sein, damit während der Jagd keine störenden und Aufenthalt verursachenden Beratungen vorzunehmen sind. Jeder Mann muß im voraus wissen, was er zu thun hat.

Besonderes Augenmerk ist auf die Windverhältnisse zu richten und der Bogen stets so anzulegen, daß die Hauptfront der Schützenkette in gutem Winde steht. Der Bogen soll also stets **mit dem** Winde getrieben werden. Ist der Wind am Tage der Jagd konträr, so daß die Hauptfront in schlechten Wind zu stehen käme, muß der Bogen, falls die Umstände dies gestatten, in umgekehrter Richtung angelegt werden. Sind aber Verhältnisse vorhanden, welche dies nicht gestatten, wie z. B. im Hochgebirge, dann ist die Hauptfront auf den Rückwechsel zu verlegen und die Art des Treibens — ob laut oder stille — darnach einzurichten.

Das Edelwild hat die Gewohnheit, sehr gerne **nach rückwärts** durch die Treiberkette auszubrechen, besonders wenn Wechsel nach einem andern beliebten Standorte, der an das umstellte Treiben grenzt, nach rückwärts führen. Um Edelwild vorwärts zu bringen, muß die Treiberwehr möglichst stille und recht langsam in guter geschlossener Linie vorwärts rücken; soll aber die Hauptfront auf den Rückwechseln angelegt sein, dann mögen die Treiber **laut** angehen.

Gewöhnlich herrscht die Übung vor, daß die Treiber nach der Hauptfront hin stille vorrücken, dort kehrt machen und nun laut zurücktreiben.

Edelwild — besonders die guten Hirsche — stecken sich sehr gern im Triebe und wechseln erst aus, wenn die ganze Jagd sich entfernt hat; deshalb sollen eng und dicht bestellte Bögen in der Regel zwei- bis dreimal hin- und hergetrieben werden.

Vor Beginn des Anstellens hat der Jagdleiter, wenn die Stände nicht durchs Los bestimmt werden, die Schützen abzuteilen und die Flügelschützen oder jene der Rückwechsel seinem Gehilfen zu übergeben.*) Hierauf ist es seine Verpflichtung, die Jagdregeln und sonstige für die Schützen nötige Direktiven bekannt zu geben.

Es sind dies ungefähr folgende Punkte:

1) Bekanntgabe, welches Wild erlegt werden darf,
2) ob mit Kugel oder auch mit Schrot geschossen werden darf,**)
3) ob nach vor- oder nur nach rückwärts geschossen werden darf,
4) ob bei gewissen Zuwiderhandlungen Strafen, und welche, festgesetzt sind,
5) falls das Treiben nicht nach Signalen, sondern nur nach der Uhr betrieben wird, wann das Treiben beginnt und wann es vorüber ist.
6) wohin sich nach dem Triebe die Schützen zu begeben haben, d. h. wo der Sammelpunkt für den nächsten Trieb ist,
7) eine Ermahnung zur Vorsicht und Ruhe; besonders soll strenge darauf gehalten werden, daß die Gewehre erst am Stande geladen werden dürfen, und daß nach Schluß des Triebes dieselben wieder zu entladen sind, wie auch, daß vor Beginn des Treibens und nach demselben überhaupt nicht geschossen werden und kein Schütze den ihm angewiesenen Stand verändern darf.

Ein gut eingerichteter Signaldienst, unbedingtes Folgegeben auf alle Signale, ist ein Hauptbehelf einer gutgeleiteten Jagd, auf welcher überhaupt Signale gegeben werden können. Bei Hochgebirgsjagden ist die Anwendung von Signalen nur in sehr beschränkter Weise möglich; hier hat man dann seine Weisungen nach der Uhr zu geben und alles sich strengstens darnach zu richten.

II. Der Schütze. 1) Bei allen Jagden und besonders bei solchen auf Edelwild kann man sich nicht ruhig genug verhalten; daher hat jeder Schütze oder Teilnehmer einer Jagd die Verpflichtung, sowohl während des Anstellens, als auch auf dem Stande selbst, sich jeden lauten Gespräches zu enthalten, überhaupt jedes unnötige Geräusch zu vermeiden — unbedingte Ruhe und Stille ist notwendig. Gewiß ist es beschämend für jeden, der auf den Titel eines gerechten Weidmannes Anspruch machen will, wenn er von Seite des Jagdleiters auf diese Rücksicht erst aufmerksam gemacht werden muß.

Man bedenke nur, wie scharf das in Nähe befindliche Wild jegliches ungewöhnliche Geräusch vernimmt; wie sollte ein Fuchs, Rehbock oder Hirsch nach jener Stelle auswechseln, wo er ein paar Augenblicke früher Geräusch oder menschliche Stimmen vernommen hat? Es ist aber noch mehr — scheues vorsichtiges Wild wird durch solche Störungen rege und flüchtet nicht selten aus dem Triebe, ehe dieser gänzlich umstellt ist.

2) Auch ohne eine besondere Mahnung von Seite des Jagdleiters hat jeder Teilnehmer peinlichste Vorsicht bei Handhabung seiner Waffe anzuwenden und zwar gewöhne er sich an, bei Gesellschaftsjagden sein Gewehr mit der Mündung stets nach aufwärts zu tragen und erst zu laden und schußfertig zu machen auf dem Stande; nach dem Triebe vor Verlassen des Standes die Patronen

---

*) Der Jagdleiter wird immer gut daran thun, wenn er beim Anstellen der Jagdgäste abwechselt, um bei niemandem das Gefühl der Zurücksetzung wachzurufen; ihm muß gewöhnlich jeder Jagdgast gleich berechtigt erscheinen und keiner dazu verurteilt sein, den ganzen Tag im schlechten Winde stehen zu müssen. Man kann, selbst wenn besonders zu bevorzugende Herren da sind, doch seine Stände so besetzen, daß jeder Teilnehmer der Jagd befriedigt ist, wenn er auch nicht zu Schusse kommt.

**) Nach weidmännischen Grundsätzen darf auf edles Wild nur die Kugel gebraucht werden. In einzelnen Staaten, wie z. B. in Bayern, ist gesetzlich vorgeschrieben, auf Edelwild und Gemsen nur mit Kugel zu schießen.

wieder herauszunehmen und die Hähne abzuspannen. Bei unseren heutigen Waffen ist ja eine solche Vorsicht ein Ding der Leichtigkeit. Niemals ist die Büchse sofort auf dem Stande einzustechen, dazu wird jeder geübte Schütze, wenn es nötig wird, immer noch Zeit haben.

Auch ohne besondere Vorschrift wird jeder erfahrene Jäger sich zur Aufgabe machen, mit dem Büchsenschusse äußerst vorsichtig zu sein. Unsere weittragenden Büchsen mit dem empfindlichen Langblei sind unberechenbar. Man besinne sich also zweimal, ob ein Schuß nach jener Richtung abgegeben werden darf, in der Schützen stehen oder die still vorrückenden Treiber ankommen, selbst wenn man auf größere Entfernung niemanden sieht. Immerhin wird es sicherer sein, mit der Kugel niemals in den Bogen hinein zu schießen, sondern stets nach rückwärts. Ein geübter Schütze wird auch niemals mit dem Gewehre auffahren, ehe das Wild die Schützenlinie passiert hat, denn das Durchziehen mit Gewehr im Anschlag durch die Schützenlinie ist höchst gefährlich und für die Nachbarn peinlich, deshalb auch in manchen Staaten sogar polizeilich verboten.

3) Auf dem Stande angekommen, hat der Schütze zunächst sein Gewehr zu laden und zu spannen, dann sich die Umgebung zu besichtigen und die zum Schusse geeigneten Lücken einzuprägen. Hierauf mache er sich, wenn die Abstände absehbar sind, seinem Nachbar zur Rechten und Linken sichtbar und überzeuge sich genau, wo diese oder weitere Schützen stehen. Den beim Avertieren einmal eingenommenen Stand darf kein Schütze mehr verändern, ohne den Nachbarn davon Kenntnis zu geben. Während des Triebes vom Stande zu gehen, um etwa Wild auf- oder sonst etwas anderes vorzunehmen, ist höchst gefährlich.

Ist das alles besorgt, so entferne man so geräuschlos als möglich dürres Laub, Steine, Ästchen oder im Winter harten Schnee unter den Füßen, ebenso in der Hauptschußlinie stehende Ästchen oder Zweige und dann verhalte man sich ruhig und lautlos, bis der Trieb vorüber ist.

Vom Stande wegzugehen, ehe das abrufende Signal erfolgt ist, lasse sich kein Jäger zu schulden kommen. Anrufen von Wild jeglicher Art seinen Nachbarn gegenüber ist lächerlich und strenge verpönt.

Manche Herren giebt es, die niemals den Fleck (Platz) einnehmen wollen, der ihnen vom Anstellenden angewiesen wurde; das sind sogenannte Besserwisser; man setze aber voraus, daß der Revierjäger mit größter Sorgfalt auf Grund seiner Revierkenntnis den Stand gerade da gewählt und vorbereitet hat, wo er dem Schützen angewiesen wurde und am geeignetsten ist — und leiste daher dieser Anordnung, wie überhaupt allen von Seiten des Jagdleiters gemachten, unbedingten Gehorsam.

4) Hat man auf Wild Feuer gegeben und glaubt getroffen zu haben, so merke man sich genau die Stelle des Anschusses, bleibe aber ruhig auf dem Platze. Erst wenn abgeblasen ist, begebe man sich auf den Anschuß, suche genau nach Birschzeichen und, falls solche gefunden sind oder Rotfährte da ist, verbreche man die Stelle regelrecht und setze den Revierjäger hievon in Kenntnis; derselbe wird dann das Nötige selbst zu veranlassen wissen. Auf der Rotfährte nachzugehen u. drgl. stört den Fortgang der Jagd und etwa den anliegenden Trieb. Noch unsinniger ist, wenn man auf größeres Wild entweder sofort nach dem Schusse oder auch nach dem Triebe einen Hund nachhetzt — hierüber noch später.

5) Ist das Signal des Abrufes erfolgt, dann entlade und spanne man sein Gewehr ab und begebe sich auf den bezeichneten Sammelplatz, ohne irgend welchen Lärm zu machen.

III. Die Treiber. Zu Waldjagden, vornehmlich auf Hochwild, empfiehlt sich's, nur ausgewachsene Leute als Treiber einzustellen. Denselben ist unbedingter Gehorsam und peinlichste Ruhe aufs strengste einzuschärfen. Ist Signaldienst in Übung, müssen sie darin unterrichtet sein und demselben unbedingten Gehorsam leisten. Die Treiber haben, wenn nicht anders befohlen ist, stets ohne zu schreien oder besonderen Lärm zu machen, langsam und womöglich in geschlossener Front vorzurücken. Sind Gestelle oder Lichtungen 2c. im Trieb, müssen sie hier stehen bleiben und die Front wieder einrichten. An die beiden Flügel der Treiberkette hat man ortskundige verlässige Leute zu postieren, die sogenannten Ortstreiber, weil diese sowie der die Treiberwehr führende Jäger für richtiges Vorrücken der ganzen Wehr Sorge tragen sollen.

Reicht nun die Schützenzahl nicht aus, um die sämtlichen vier Seiten eines Bogens genügend besetzen zu können, wird es empfehlenswerter sein, eine Front im schlechten Winde zu verlappen oder

mit Treibern (Abwehrern) zu besetzen, welche während des ganzen Triebes durch Bewegen sich dem Wilde sichtbar machen müssen, als die Schützenkette soweit auseinander zu ziehen und die Abstände so groß zu machen, daß die Schützen unter sich nicht mehr zusammenschießen können.

Treiben mit Hunden. Es gibt Reviere und Revierteile, welche durch Terrainbeschaffenheit ein gleichmäßiges Vorgehen der Treiber, also eine geschlossene Treiberwehr nicht gestatten. Solche Lagen sind im Hochgebirge wohl vorherrschend, auch gibt es fast undurchdringliche Dickungen, in welchen die Treiber nicht vorwärts kommen können. In solchen Lagen werden nun häufig jagende Hunde verwendet und zwar gewöhnlich Bracken oder Brackierhunde (in der Schweiz Laufhunde, im westlichen Deutschland Wildbodenhunde genannt). Es ist jedoch eine eigene Sache, mit Bracken zu jagen, denn sie halten zu lange an und wenn schwächeres Wild (namentlich Rehwild) im Revier steht, sind sie für dasselbe verderblich. Nicht jeder Jagdherr zieht die Ruhe des Revieres und das Wohl seines Wildstandes einem momentanen Erfolge vor und unterläßt deshalb, so schön es in gewisser Beziehung auch ist, das Jagen mit Bracken. In mehreren Staaten Deutschlands ist die Jagd mit hochläufigen Hunden (Bracken) gesetzlich verboten und nur im Hochgebirge gestattet (z. B. in Bayern).

Ich kenne jedoch in unserem bayerischen Hochgebirge kein gut gehegtes Revier, in welchem die Brackierjagd noch ausgeübt würde.

In früheren Zeiten, als die Jagdgebiete noch ausgedehnter, weitläufiger waren, in jenen Zeiten, da der Wildstand ein gleichmäßig guter, fast übermäßiger zu nennen war, ja in Zeiten, in welchen sich's darum handelte, aus gewichtigen Gründen den Wildstand verringern zu müssen, da konnte man sich die Freuden und Bequemlichkeiten einer solchen Jagd schon gestatten — heutzutage aber muß man dem heil. Hubertus schon dankbar sein, wenn man ein Jagdgebiet von einigen tausend Hektaren in bleibendem Besitze zusammengebracht, den Wildstand endlich auf eine bescheidene Höhe gehoben hat und da schützt man wohl mit peinlichster Sorgfalt sein teuer gewordenes Standwild und hält alles ferne, was dasselbe im Reviere besonders beunruhigen könnte, geschweige denn, daß man es durch langanhaltende Hunde über die Reviergrenze jagen ließe, von woher es nur in seltenen Fällen wieder zurückkommt.

In verschiedenen Kronländern der österreichischen Monarchie, wie Tirol, Kärnten, Steiermark ꝛc. wird die Brackenjagd noch häufiger ausgeübt, da dort die Verhältnisse in Bezug auf Ausdehnung der Jagdgebiete, gleichmäßigeren Stand an Wild und die rauhere Bodenbeschaffenheit für diese Jagd weit günstiger sind, als in den Staaten des Deutschen Reiches.

Auch in den rauhen Gebirgslagen der Schweiz, in der die Jagd frei und dem Einzelbetriebe übergeben ist, wird die Jagd mit Laufhunden, wenn auch nicht gerade zum besonderen Vorteil der Wildhege, ausgeübt; das Bestreben jedoch, in weniger gebirgigen Kantonen den Stand an Rehwild, überhaupt den Stand an Wild zu heben, hat vielfache Bedenken gegen die Jagd mit Laufhunden auch dort schon wachgerufen.

Ist man nun wirklich gezwungen, mit Anwendung von Hunden zu jagen, so haben wir ja an unserem Dachshunde einen sehr guten Gehilfen. Vermöge seiner niederen Bauart und seines langgestreckten Körpers ist er nicht im stande, dem Wilde so scharf auf den Leib zu gehen und so lange anzuhalten, daß dadurch das Wild verhetzt und geschädigt würde. Das Wild erkennt sofort, daß der kleine Plagegeist nicht zu gefährlich ist, läßt sich demnach denselben sehr nahe kommen, macht einige Fluchten und stellt sich wieder ein, so daß ein Verhetzen nicht leicht möglich wird. Zudem sind die meisten Dachshunde daran gewöhnt, nur bis an die Schützenkette zu jagen, dann sich abrufen zu lassen und in den Bogen zurückzukehren.

Fürs Gebirge, wo die Boden- und Schneeverhältnisse einen kräftigeren Hund erfordern, haben wir ohnehin die etwas gerader und höher auf den Läufen gestellten Gebirgsdachshunde, auch Dachsbracken genannt, zur Hilfe, und mit solchen Hunden dürfte dem Bedürfnis vollständig genügt sein. Es hat allerdings einen eigentümlichen Reiz, wenn man den hellklingenden Laut der Hunde hört, wenn er näher und näher kommt, die Spannung sich aufs Höchste steigert und endlich das Poltern des Wildes wahrgenommen wird, bis dann der scharfe Knall der Büchse die Episode beschließt.

Angeschossenes Wild stellt sich vor dem kleinen Dachshunde auch leichter und läßt sich von diesem eher ballen, als vor stärkeren, flüchtigeren und hochläufigeren Hunden.

Eingestelltes Jagen.

Ich habe als letzte Jagdart auf Edelwild das eingestellte Jagen zu erwähnen, das noch hin und wieder durchgeführt wird und zwar hauptsächlich in größeren Wildparken des preußisches Hofes. Die Parforce- oder französische Jagd auf edles Wild gehört sozusagen der Geschichte an.

Eine Zeit gab es allerdings, in welcher man glaubte, ein einigermaßen ansehnlicher Hof irgend eines regierenden Fürsten müsse eine ansehnliche Meute besitzen, um den edlen Hirsch sowohl wie die ritterliche Sau mit großem Gepränge und Aufwand parforce jagen zu können; es war eben Modesache und die Ausgaben dafür verschlangen horrende Summen. Heutzutage existieren auf dem europäischen Kontinente nur mehr wenige derartiger Equipagen; diese Jagdart ist infolge kultureller Verhältnisse nur auf schwache Überreste beschränkt, die nur noch unterhalten werden, um mehr dem Reitsport als der Jagd zu dienen.

Am preußischen Hofe, in den Militärreitinstituten von Hannover und bei der K. Equitationsanstalt in München, dann von einigen reichbegüterten Herrn und Gesellschaften der österreich.-ungarischen Monarchie werden noch Meuten von Fuchshunden nach englischem Muster gehalten und hie und da Parforcejagden auf Sauen, Füchse oder gar nur nach der Schleppe geritten.

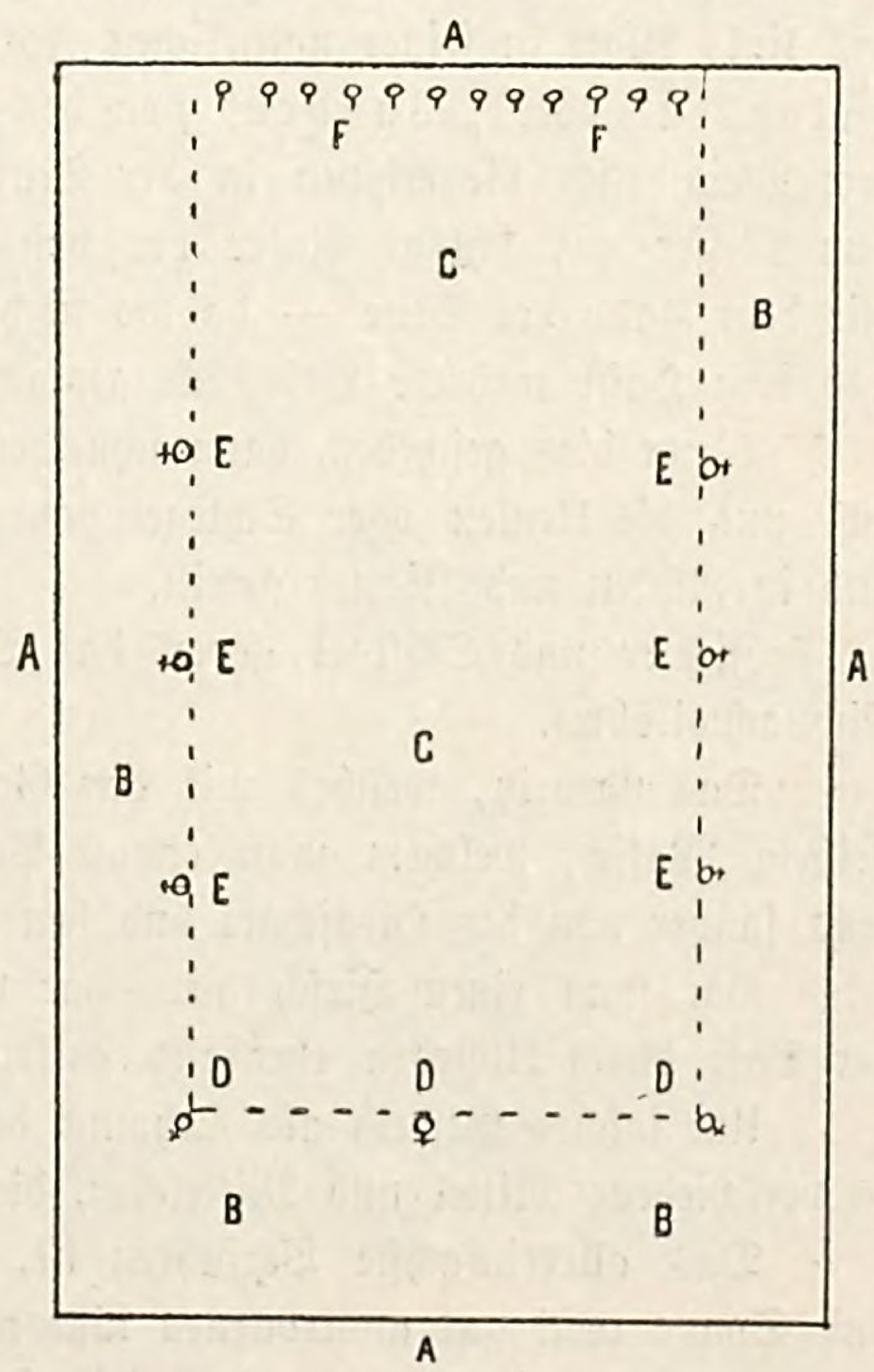
Ich kann also getrost diese Jagdart übergehen; in den älteren Werken eines Döbel oder Dietrich a. d. Winckell findet sie sich mit breiter Umständlichkeit beschrieben.

Zum eingestellten Jagen sind erforderlich:

1) Tuch- oder Federlappen, 2) Hohe Tücher, Mitteltücher und Halbtücher. Zweck und Anwendung dieser Hilfsmittel sind in der Einleitung I, Abschn. 3 c beschrieben.

Das eingestellte Jagen hat den Zweck, eine entsprechend hohe Anzahl edlen Wildes in kurzer Zeit zu Schuß bringen zu können, ohne Zufälligkeiten, die in den bestgehegten und reichbesetzten Wildbeständen eintreten können, ausgesetzt zu sein.

Folgende Maßregeln werden getroffen: An einem zu dieser Jagd günstigen Orte wird das Wild durch Vorlage besonders beliebter Äsung, wie Hafer, Rüben ꝛc. angekirrt. Ein paar Tage vor der Jagd wird der Standort auf zwei Seiten rasch und stille verlappt und von verschiedenen Seiten durch starke Treiberwehren das Wild in den Standort gedrückt. Glaubt man nun Wild in genügender Anzahl zusammengetrieben zu haben, so wird der ganze Revierteil, welcher das eingestellte Jagen zu umfassen hat, durch Tücher eingeschlagen (siehe Plan). Das eingestellte Wild wird bis zum Jagdtage reichlich gefüttert. Nun werden die Schirme oder Kanzeln für die Schützen hergerichtet und zwar so, daß sie mit der Front nach auswärts gegen die Tücher auf Kugelschußweite zu stehen kommen. Der Zwischenraum zwischen den Ständen und den Tüchern wird nach Möglichkeit so eingerichtet, daß er freien Ausschuß bietet und wird „Lauf“ genannt. Sind nun am Tage der Jagd die Stände besetzt, dann wird das Signal zur Anjagd gegeben und die Treiber rücken vom Zeug aus gegen den Rücken der Hauptstände am Kopfe des Jagens langsam vor und treiben so das Wild in den Lauf. An den Hauptständen angekommen macht die Treiberwehr kehrt und treibt wieder zurück und zwar geht das Jagen solange hin und her, bis die gewünschte Anzahl Wildes erlegt ist und die Jagd abgeblasen wird.



Plan zum eingestellten Jagen.
A. Umfassungszeug. B. Lauf. C. Trieb (Dickung). D. Hauptstände. E. Seitenstände. F. Treiberwehr.

Will man verhüten, daß die ganze eingestellte Wildmenge sich gleich anfangs zusammenrudelt und in einem

Trupp auf den Lauf flüchtet, so kann man das Treiben in mehrere Kammern teilen und nach dem ersten Treiben eine zweite Kammer öffnen u. s. f.

Die einzelnen Kammern müssen natürlich, wenn das Hauptumfassungszeug gestellt ist, wieder mit Tüchern (Rolltüchern) eingeschlagen werden.

Nach Beendigung des Jagens wird die Strecke gelegt; dieselbe wird nach Gattung und Geschlecht geordnet und zwar so, daß jedes Stück auf der rechten Seite liegt. Sobald die Strecke vollendet ist, besichtigt der Jagdherr mit den Gästen dieselbe, während die Jägerei, in Front aufgestellt, die Signale für sämtliche erlegte Wildgattungen bläst.

Von Seite des Jagdleiters wird dem Jagdherrn und den Gästen der Bruch überreicht, wenn dies nicht durch anwesende Damen vorgenommen wird. Dann wird die Jagd abgeblasen.

Hiemit habe ich sämtliche in unserer gegenwärtigen Zeit auf Edelwild anwendbaren Jagdarten geschildert.

Zerwirken und Nutzung.

Der regelrecht aufgebrochene Hirsch oder das gleichenfalls behandelte Stück wird endlich vollständig und regelrecht zerlegt — zerwirkt. Zuerst wird das Geweih herausgeschlagen oder besser herausgesägt, wozu eine Handsäge die besten Dienste thut. Man stellt den Kopf mit dem Geweihe auf, beginnt zwischen den Lusern und dem Geweihe erst mit dem Genickfang die Haut ringsum durchzuschneiden und sägt dann das Schädeldach gegen die Lichter und oberhalb dieser durch bis zum Nasenbein. Durch das Sägen erhält man schöneren, schärferen Ausschnitt der Hirnschale, als durch das Abhauen mit dem Weidmesser.

Dann schärft man vom Unterkiefer ab die Haut bis zum Brustkern gänzlich auf; hierauf nimmt man den rechten Vorderlauf mit der Schale zur Hand, schneidet oberhalb des Geäfters die Haut rundum durch und schärft dann auf der Vorderseite der Läufe die Decke bis zur Brust auf. Ebenso verfährt man mit dem linken Vorderlauf, dann mit den Hinterläufen in gleicher Weise.

Nunmehr beginnt man von vorne nach hinten die Haut erst auf der rechten, dann auf der linken Seite abzulösen.

Die Gehöre (Luser), welche vom Kopfe abgetrennt werden, bleiben an der Decke. Ein schmaler Streifen des Ober- und Untermaules bleibt am Kopfe, die Blume am Ziemer.

Nunmehr wird das Wildbret zerlegt und zwar auf der Haut. Zuerst wird das rechte, dann das linke Blatt in seiner natürlichen Form abgelöst und giebt den — „Bug“; dann schärft man die „Flanken“ oder „Wanden“ von den Keulen (Schlegeln) ab bis zu den Rippen durch, haut mit dem Weidmesser die Rippen in der Mitte durch und trennt sie bis zur dritten Rippe von vorne mit dem Messer ab, schlägt hinter der dritten Rippe das Rückgrat durch und legt die vorderen Rippen mit dem Halse bei Seite — da wo noch volles Jägerrecht gilt, gehört dies dazu, außerdem werden aus dem Halse mehrere Halsstücke gemacht.

Wenn dies geschehen, dann schneidet man von außen die Eisbeine bis zur Kugel weg, löst diese aus und die Keulen oder Schlegel vom Ziemer ab. Zum Schlusse wird das Rückgrat durchschlagen und in Rücken und Ziemer geteilt.

Ziemer und Schlegel geben das Bratwildbret, Wandeln (Flanken), Bug und Hals das sogen. Einmachwildbret.

Präparieren der Geweihe.

Das Geweih, welches mit den Graneln die Trophäen bildet, wird mit dem Schädeldache in heißem Wasser, welchem man etwas Potasche zusetzen kann, abgekocht, wodurch sich die Schwarte recht sauber von der Hirnschale und den Rosenstöcken ablöst.

Hat man einen Hirsch mit zwar vereckten, aber noch nicht verfegtem Geweihe erlegt, so wird der Bast durch Absieden ebenfalls entfernt und nun hat man ein ganz hornweißes Geweih vor sich.

Um solches Geweih als Schmuck der Jägerstube den fertigen Geweihen ähnlich zu machen, giebt es verschiedene Mittel und Mittelchen, die manchmal auch geheim gehalten werden.

Das allereinfachste Verfahren ist, daß man das vom Baste sauber befreite Geweih an Luft und Sonne recht gut austrockenen läßt und alle noch anhaftenden Fettteile entfernt; ist es nun recht gut getrocknet, nimmt man eine Prise hypermangansaures Kali (calium hypermanganesium), das man in jeder Apotheke oder Droguenhandlung für ein paar Pfennige haben kann, löst es in ein paar

Eßlöffel voll lauwarmen Wassers auf und bestreicht mit einem Pinsel das Geweih, so daß die Enden frei — weiß — bleiben. Genügt der erste Anstrich nach Trockenwerden bezüglich der Tiefe der Farbe nicht, so wiederholt man ihn, oder setzt etwas mehr Kali zu. Man kann auf diese Weise dem Geweih die Farbe geben, wie man's wünscht, sogar bis zu ganz dunklem schwarzbraun. Wenn das Geweih nun recht gut getrocknet ist, dann reibt man die Spitzen und Perlen mit ganz feinem Schmirgelpapier oder auch nur mit einem Stückchen Holz fleißig ab, und wenn dann etwas Staub darauf sich absetzt, ist ein so präpariertes Geweih fast nicht mehr von den fertigen zu unterscheiden. Auch Bestreichen mit Holzessig in ganz ähnlicher Weise wie mit hypermangansaurem Kali, giebt dem Geweihe schöne gleichmäßige Färbung.

Manche Jäger reiben die unreifen Geweihe mit der frischen Rinde von Schwarzerlen oder auch Weiden u. dgl.

Will man unreife Geweihe im Baste erhalten, wird man gut thun, sie von einer Präparatur trocknen und imprägnieren zu lassen, weil sonst gerne Motten und Maden sich darin festsetzen.

In älteren Zeiten wurden unreife Kolben, ferner das Kurzwildbret genossen und auch à la Ochsengaumensalat zubereitet, indem man diesem Leckerbissen besondere Kräfte zuschreiben wollte. Auch das Hirschbezoar aus den Thränensäcken hat als Heilmittel für gewisse Übel gedient, nicht minder abfeilte Späne vom Geweih. Die Decke des Edelwildes giebt ein recht elastisches und dauerhaftes Leder. Ein wertvolles Produkt ist und bleibt aber immer das „Feist" oder „Weiß" des Hirsches, wenn es sauber abgelöst, dann reinlich abgekocht und, wie man sagt, „ausgelassen" ist; je reiner und weißer desto wertvoller; in den Apotheken und Droguenhandlungen wird es zu recht annehmbaren Preisen gekauft. Für jede Haushaltung ist „Hirschunschlitt" ein Hausmittel — uns Jägern leistet es aber vorzügliche Dienste gegen Wundgehen an den Füßen und gegen den sogenannten „Wolf."

2. Elchwild.

Obgleich das Elchwild in den meisten Staaten Mitteleuropas gänzlich verschwunden ist, können wir es dennoch in Deutschland als einheimisch betrachten, denn in der Provinz Ostpreußen wird noch ein mäßiger Stand desselben in freier Wildbahn erhalten.

Das Elchwild (cervus alces, alces palmatus) ist die stärkste unserer einheimischen Hirscharten; es ist jedoch nicht die vollendetste, vielmehr die mindest entwickelte Hirschart. Naturgeschichtliches.

Diese mächtigen riesenhaften Tiere bewohnten früher in großer Zahl ganz Deutschland und waren in alten Zeiten hochberühmt. Julius Cäsar erwähnt den Elch (alces) aus dem herzinischen Walde; Plinius und Pausanias schrieben hierüber; bei verschiedenen Triumphzügen römischer Feldherrn paradierten Elche aus Germanien. Im Mittelalter wird der „Elk" häufig erwähnt und auch im Niebelungenliede erscheint er als der „grimme Schelk". Es scheint, daß Westdeutschland einen bedeutenden Stand an Elchen aufwies.

In den letzten Jahrhunderten mußte der Elch der Kultur weichen. In Sachsen und Schlesien kam Elchwild noch bis ins 18. Jahrhundert vor. Nach Haugwitz soll in Schlesien der letzte Elch im Jahre 1776 erlegt worden sein. Aus Galizien verschwand er um 1760, aus Böhmen und Ungarn Ende des 17. Jahrhunderts.

Gegenwärtig giebt es in Deutschland in freier Wildbahn nur noch Elchwild im Ibenhorster Forste bei Tilsit und dessen nächster Umgebung, wo ein mäßiger Stand von 130—150 Stücken, sozusagen künstlich erhalten wird, längst aber auch verschwunden wäre, wenn nicht von Seiten der preußischen Regierung dessen Schonung und Hege besonders angeordnet und unterstützt würde. Jedes Jahr findet ein mäßiger Abschuß statt, der sich im letzten Jahre 1893 auf zwei Hirsche beschränkte. Den besten Elchwildstand in Europa mag gegenwärtig noch Skandinavien bergen. Außerdem erscheint er noch in den russischen Ostseeprovinzen, dann in Sibirien und auch in Nordamerika*) als Standwild.

*) Der in Nordamerika unter dem Namen „Elk" erscheinende Hirsch ist mit unserm Elchhirsche (Elenn) nicht zu verwechseln, indem dort der Wapiti als „Elk" bezeichnet wird, während unser Elch als „Moos" oder „Moos-Deer" erscheint.

Die Leibeslänge eines ausgewachsenen Elches beträgt 2,40 bis 2,90 Meter, seine Höhe am Widerrist circa 1,90 Meter, sein Gewicht ist bedeutend; ein starker Elchhirsch kann bis zu 500 Kilo schwer werden, obgleich sein Durchschnittsgewicht gewöhnlich 300 bis 350 Kilo nicht übersteigt. Prinz Wilhelm (der jetzige deutsche Kaiser) schoß im Jahre 1886 bei Ibenhorst einen Hirsch von 328 Kilo. Baron von Feilitzsch berichtet vom Jahre 1882 aus Schweden, wo er auf Elche jagte, im „Deutschen Jäger" von 1883, daß die dortigen Hirsche bei 9 bis 10 Zentner Gewicht eine Höhe am Widerrist von 1,85—1,90 Meter erreichen; ein Alttier wurde in seiner Gegenwart erlegt, das 9¾ Zentner wog.

Der Leib des Elch ist verhältnismäßig kurz und dick, an der Brust breit, am Widerrist hoch, höckerartig. Die Läufe sind sehr hoch und stark, die Schalen tief gespalten; das Geäfter berührt leicht den Boden und soll durch Anschlagen ein eigentümliches Geräusch hervorbringen, das man „Schellen" nennt.

Auf dem kurzen starken Halse sitzt ein großer langgestreckter Kopf, über den kleinen matten Lichtern zerschmälert er sich und geht in eine lange, sehr breite, nach vorne abgestutzte und unschöne Schnauze mit überhängender Oberlippe über, die einige Andeutung an den Kopf des Maultieres giebt.

Die Thränensäcke sind unbedeutend; die großen langen und zugespitzten Lauscher (Gehöre) stehen seitwärts; das männliche Tier trägt ein schweres schaufelartiges Geweih mit zahlreichen Zacken, je nach Alter und Stärke, welches ein Gewicht von 30 und mehr Pfund erreichen kann.

Die Behaarung des Elch ist dicht, straff und lang, besteht aus dünnen brüchigen Grannen mit feinwolligem Naturwuchse; die Oberseite des Nackens ziert eine starke Mähne und unter dem Kopfe zeigt sich am Halse eine Art sackförmiger Kehlbeutel, der dem skandinavischen Elche fehlen soll.

Die Farbe des Elch ist dunkelrötlich — bronce, am Nacken ins Schwarze übergehend, während die Läufe bis übers Knie bezw. Sprunggelenk herauf aschgrau, fast weiß erscheinen; die Winterdecke ist dichter und länger.

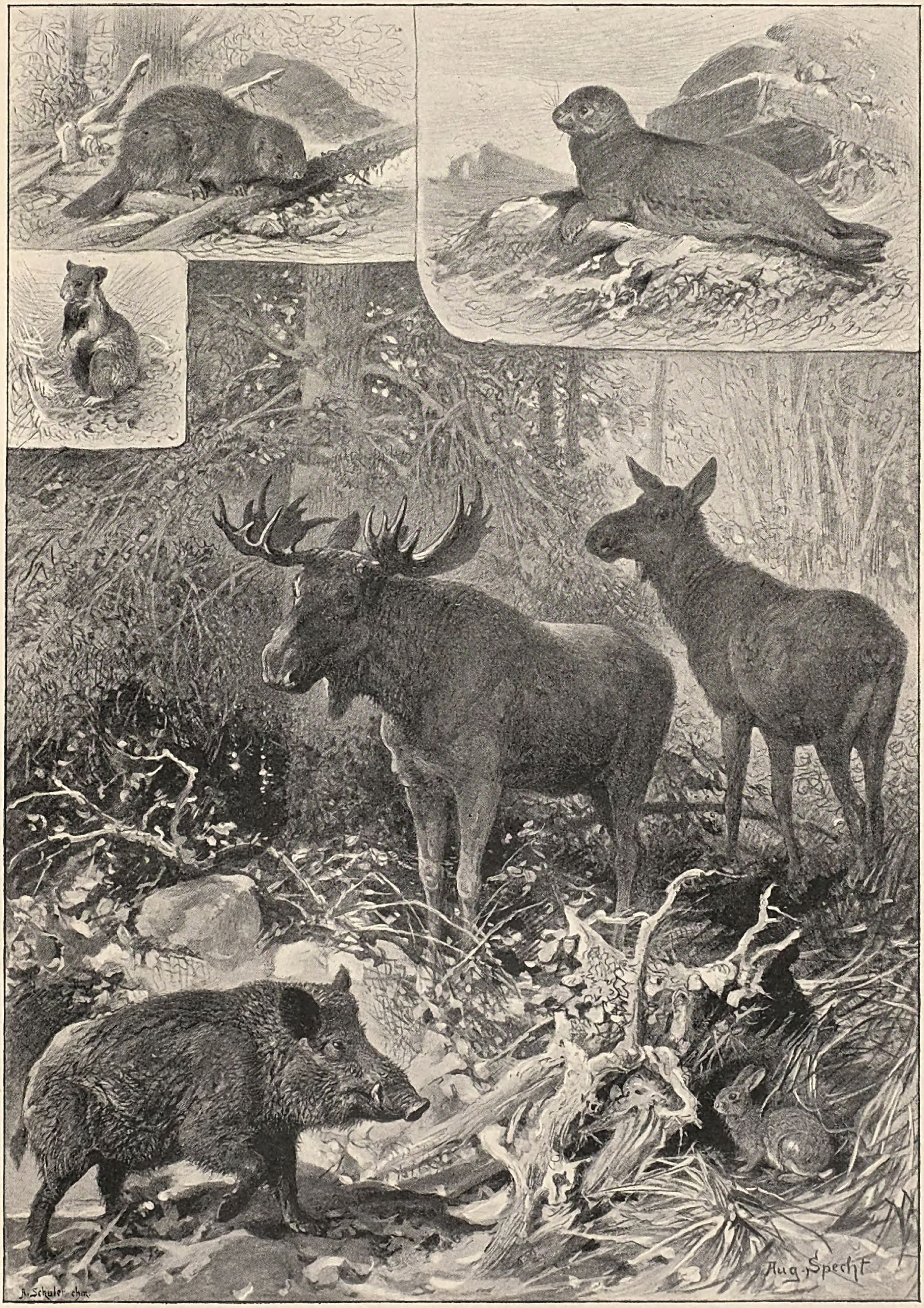
Aufenthalt. Als Standort wählt das Elchwild am liebsten wilde, an Brüchen und Mooren reiche Wälder, in denen Weiden, Birken, Aspen und andere Weichhölzer mit Schwarzhölzern abwechseln. Eine Eigentümlichkeit des Elches ist, daß er, obgleich plump und schwer, Sümpfe und Moräste überschreitet, welche weder der Mensch noch ein Tier zu betreten wagt; bei solcher Gelegenheit setzt er sich auf die Haken nieder und schiebt sich mit den Vorderläufen weiter oder er legt sich auf die Seite und rutscht über den Sumpfboden weg, wobei aber manches Stück durch Versinken verloren geht.

Äsung. Die Äsung des Elchwildes besteht vorzugsweise in Blättern, Zweigen und Rinden der Weiden, Pappeln, Erlen, Ebereschen, Eichen, Haseln 2c. Wegen seiner hohen Läufe und des kurzen Halses scheint es mehr auf Holzgewächse als auf am Boden wachsende Kräuter angewiesen zu sein. Bodenäsung nimmt es auf, indem es die Vorderläufe zurückzieht und sich mit dem Körper vorwärts bewegt. F. Wildhagen schreibt in seinen Beiträgen zur Naturgeschichte des Elchwildes: Im Frühling kurz nach Weggang des Schnees besteht seine Äsung aus Weidenrinde, welche es des Gerbstoffes wegen zu sich nimmt und darnach auch seinen Stand einrichtet. Im Mai und Juni äst es Sumpfgewächse und nimmt schossendes Getreide an. Im Juli, August und September lebt das Elch ausschließlich von Rohr und Schilf, sowie von Blättern und jungen Trieben genannter Laubhölzer. Es erhebt sich, um zu den Trieben gelangen zu können, auf die Hinterläufe und biegt oder reitet, wie man sich weidmännisch ausdrückt, dieselben nieder. Im Herbst und Winter lebt es fast ausschließlich von Holzgewächsen, dann von den Sprossen der Heide- und Rauschbeere, zieht die Nadeln der Kiefern jenen der Fichten vor und findet sich häufig deshalb da ein, wo Kiefernfällungen gemacht werden.

Alter. Die Lebensdauer des Elches wird nur auf 16—18 Jahre geschätzt; verschiedene Krankheiten, besonders aber das frühzeitigere Ausfallen der Schneidezähne, als dies bei anderen Wiederkäuern der Fall ist, wird als Ursache dieser verhältnismäßig kurzen Lebensdauer betrachtet.

Der Elch lebt gerne in Gesellschaft, in kleinen Rudeln. Beim Elchwild finden alle für das Edelwild gebräuchlichen weidmännischen Bezeichnungen und Ausdrücke Anwendung; der Hirsch wird auch, und namentlich in Schweden — Ochse — das Tier — Kuh — genannt; in seiner Lebensweise weicht er aber vielfach vom Edelhirsche ab.

Brunft. Die Brunftzeit beginnt Ende des Monats August und endet mit dem September; während



Biber. Seehund. Hamster. Elchwild.
Wildschwein. Kaninchen.

derselben stößt der Hirsch einen mehr plärrenden, in kurzen Absätzen sich wiederholenden Ton aus, der ungefähr wie Uah — Uah lautet, mit dem Schreien des Edelhirsches aber keine Ähnlichkeit hat; Schreck- oder Klagelaute gibt er nicht von sich.

Obgleich der Elch eher phlegmatisch erscheint, ist er doch reizbar, nimmt, wenn es sich um seine Erhaltung handelt, Menschen und Hunde an und teilt mit seinen Vorderläufen kräftige, ja sogar tödliche Hiebe aus. Kämpfe während der Brunftzeit werden mit dem starken Geweih mutig ausgeführt und dabei tüchtig geforkelt. Wie der Edelhirsch sucht der Elch die Tiere auf und treibt sie auf die Brunftplätze.

Die Beschlagzeit des Elchtieres beträgt 34 bis 36 Wochen. Ende April oder Anfangs Mai setzt das junge Tier nur ein Kalb. Später mehrere Jahre hindurch zwei und schließlich in vorgerückterem Alter wieder nur ein Kalb. Selten kommt es vor, daß drei Kälber gesetzt werden. Diese bleiben jedoch Schwächlinge und gehen bei strengen Wintern ein. Junge Elchwildkälber sind ungestaltet, haben viel Ähnlichkeit mit einem Esel und bleiben ziemlich lange sehr unbeholfen, so daß man sie leicht einfangen kann. Gegen Feinde verteidigt das Tier sein Kalb mit Mut und Todesverachtung, indem es mit den Vorderläufen heftige und gefährliche Hiebe austeilt.

Das spätere Wachstum des Kalbes ist ein sehr rasches; Baron von Feilitzsch erzählt, daß während seines Aufenthaltes in Schweden ein Kalb im Monat September erlegt wurde, das aufgebrochen 3 Zentner wog. Manche Schriftsteller gewähren dem Elchtier eine Tragzeit von 40 Wochen, wodurch auch die Setzzeit auf späteren Termin hinausgerückt würde.

Nach der Brunft und im Frühjahr gehen die Rudel auseinander und die Elche leben dann einzeln oder zu zweien und dreien beisammen.

Das Elchwild vernimmt sehr scharf, äugt gut, wittert aber weniger gut als anderes Wild; in der Fährte läßt es starke Wittrung zurück, die gut und lange steht; zum Trinken und Suhlen ist ihm Wasser unentbehrlich. Sinne.

Das Wildbret von manchen Teilen des Elchwildes wird als sehr gut geschätzt, namentlich in der Feistzeit von Ende Juni bis Ende August. Unschlitt wird geschätzt wie das des Edelwildes; die Haut gibt starkes, dauerhaftes Leder und bildet einen gesuchten Handelsartikel. Nutzung.

Außer dem Menschen sind die gefährlichsten Feinde des Elchwildes der Wolf, der Bär und der Luchs; der Wolf ist dem ausgewachsenen Elch nur dann gefährlich, wenn er in Rotten angreift, sonst schlägt ihn der Elch ab. Dagegen leiden geringe Stücke und Kälber sehr durch die Wölfe; erst seit der Verminderung der Wölfe konnte der Elchwildstand in Skandinavien auf die gegenwärtige Höhe gebracht werden. Auch der Bär wird von starken Elchen sehr oft abgeschlagen und hat mit diesen schweren Kampf zu bestehen, ehe er Sieger werden kann. Das Verhalten eines Rudels Elche gegenüber dem Bären ist äußerst interessant; gewöhnlich gehen die Elche gemeinsam angriffsweise gegen Meister Petz vor; niemals sucht der Elch sein Heil in der Flucht, denn er ist sich seiner Kraft bewußt. Da aber Bär und Luchs bedeutend reduziert sind, so ist der Schaden, den sie an Elchwild anrichten, nicht mehr von besonderem Belange und bleibt in unserer Zeit der Wolf immer das schädlichste Raubtier für den Elchwildstand. Feinde.

Die Geweihbildung des Elchhirsches macht gleich jener des Edelhirsches eine stufenweise Entwicklung durch. Der Rosenstock ist eigentümlich geformt und gestellt; er ist etwas abgeplattet und steht schräg nach auswärts. Im ersten Lebensjahre, und zwar früher als beim Edelwilde, wird die Erhebung sichtbar und im nächsten Frühling zeigen sich die Kolben, aus welchen sich die Spieße bis zu 20 cm Höhe, mit schwarzem Bast geschützt, erheben und nachdem sie vereckt sind, gefegt werden. Ende April oder Anfangs Mai des kommenden Jahres erfolgt der erste Abwurf und an Stelle der Spieße tritt die Gablerstange, die im August vereckt ist und gefegt wird; nun wird der Hirsch als Gabler angesprochen. Geweihbildung.

Im vierten Jahre erfolgt Ende März der Abwurf und bildet sich dann ein stärkeres Gabelgeweih oder ein Sechsergeweih mit drei kurzen Enden an jeder Stange, worauf der Hirsch als „geringer“ angesprochen wird.

Im fünften Jahre wird dies Geweih früher abgeworfen und die Geweihbildung wird schaufelartig, „geringer Schaufler“. Im sechsten Jahre erfolgt der Abwurf schon im Februar und dann entsteht ein Schaufelgeweih, das vier bis sechs endartige Fortsätze an der Schaufel zeigt und der Hirsch wird als „guter Schaufler“ angesprochen. Bei zunehmender Körperstärke und größerer Schaufelverbreiterung, bei vermehrten endartigen Fortsätzen wird der Hirsch „Kapitalschaufler“ und wirft sein Geweih schon mitten im Winter ab. Der schon erwähnte Halsbeutel in der Gegend des Drosselknopfes tritt gewöhnlich im dritten Lebensjahre auf.

Die beim Edelhirsch erwähnten Fährtenzeichen finden sich größtenteils auch beim Elche.

Jagd. Was nun die Jagd betrifft, wird dieselbe in ähnlicher Art ausgeübt wie beim Edelwild, durch Anstand, Birsche und Treibjagd, mit und ohne Hunde. Dabei wolle bemerkt sein, daß der angeschossene Elch mit großer Vorsicht zu behandeln ist, weil er gerne aggressiv wird und jede Gelegenheit benützt, den Jäger anzunehmen. Mein Gewährsmann, Baron von Feilitzsch, beobachtete einen Fall, wobei sich der angegriffene Jäger nur durch einen glücklichen Schuß auf drei Schritt Entfernung retten konnte.

Der Elch läuft meist trollend oder sichernd an. Dieser Troll fördert aber so sehr, daß er fast der Raschheit der vollen Flucht unseres Edelhirsches gleichkommt, was beim Schusse sehr zu berücksichtigen ist; in diesem Trolle nimmt er alle Hindernisse mit Leichtigkeit, ohne daß man von einer besonderen Anstrengung zum Sprunge irgend etwas gewahr wird.

Die Brunftzeit ist wie bei allen Hirscharten, so auch beim Elche die Zeit, in der man am leichtesten auf kapitale Hirsche zu Schuß kommen kann. In manchen Gegenden, so in den russischen Elchrevieren, welche die besten Hirsche beherbergen, wird die Jagd mit Anwendung des Brunftschreies, ähnlich wie wir unsern Edelhirsch zu bethören versuchen, ausgeübt, um auf diese Weise den Standort des Elches leichter ausmachen zu können. Die rauhen, gefährlichen Moore und Brüche erschweren allerdings das Ankommen an den Elch bedeutend und auch das Näherkommen des Elches auf den Ruf gelingt nicht so leicht, wie bei unserem Edelhirsche. Die dortigen Buschwächter haben aber in dieser Kunst große Fertigkeit und sind auch so lokalkundig, daß sie die Terrainschwierigkeiten zu überwinden wissen.

Jäger, welche viele Beobachtungen und Erfahrungen über das Elchwild gemacht haben, behaupten, daß der Elch so starken Brunfttrieb besitze, daß er unbefriedigt in förmliche Raserei gerate und sogar Rindviehherden aufsuche, um seinen Begattungstrieb zu befriedigen?

Der aufgeregte Elch nimmt auch im Affekte ein ganz grimmiges Aussehen an, was durch seinen eigentümlichen Körperbau noch bedeutend erhöht wird. Der mächtige Kopf mit dem breiten Schaufelgeweih, das oft ein Gewicht bis zu 20 Kilogramm erreicht, die gesträubte, kammartige Mähne, seine vorne überbaute Gestalt, sie geben dem Tiere ein sehr imponierendes Aussehen und wir wundern uns nicht, daß in früheren (Nibelungen-)Zeiten vom „grimmen Schelch“ die Rede war.

Ein alter Jägermeister erzählt, daß der Elch während der Brunftzeit seinen festen Brunftplatz einhält, sich dort mit den Läufen eine Grube ausschlägt, die er mit Urin und Losung so sehr verunreinigt, daß ein ekelhafter, weithin bemerkbarer Geruch verbreitet wird — ein Anziehungsmittel für alleinstehende Elchtiere. Die Grube soll der Hirsch nur verlassen, um das Tier zu beschlagen. Einem solchen Akte sah der durch die Ausrüstung der Nordenskjöldschen Polarexpedition weltbekannte Oskar von Dikson zu.

An Feldfrüchten macht das Elchwild keinen besonderen Schaden, dagegen tritt solcher am Walde durch Schälen und Abäsen der Baumrinden in fühlbarer Menge auf.

3. Damwild.

In der Familie der Hirsche (cervina) nimmt das Damwild (dama vulgaris) die 3. Sippe ein. Das Damwild ist bedeutend geringer an Körpergröße und Stärke, als das Edelwild; ein guter Hirsch (auch Dambock in einigen Gegenden genannt) erreicht eine Länge von 120—150 cm, eine Höhe von 100 cm und ein Gewicht von 75—100 kg. Naturgeschichtliches.

Vom Edelwild unterscheidet sich das Damwild, abgesehen vom Geweihe, durch die kürzeren stämmigeren Läufe, gedrungeneren Körperbau, kürzeren Hals und durch den längeren, stets beweglichen Wedel, sowie auch durch die Färbung.

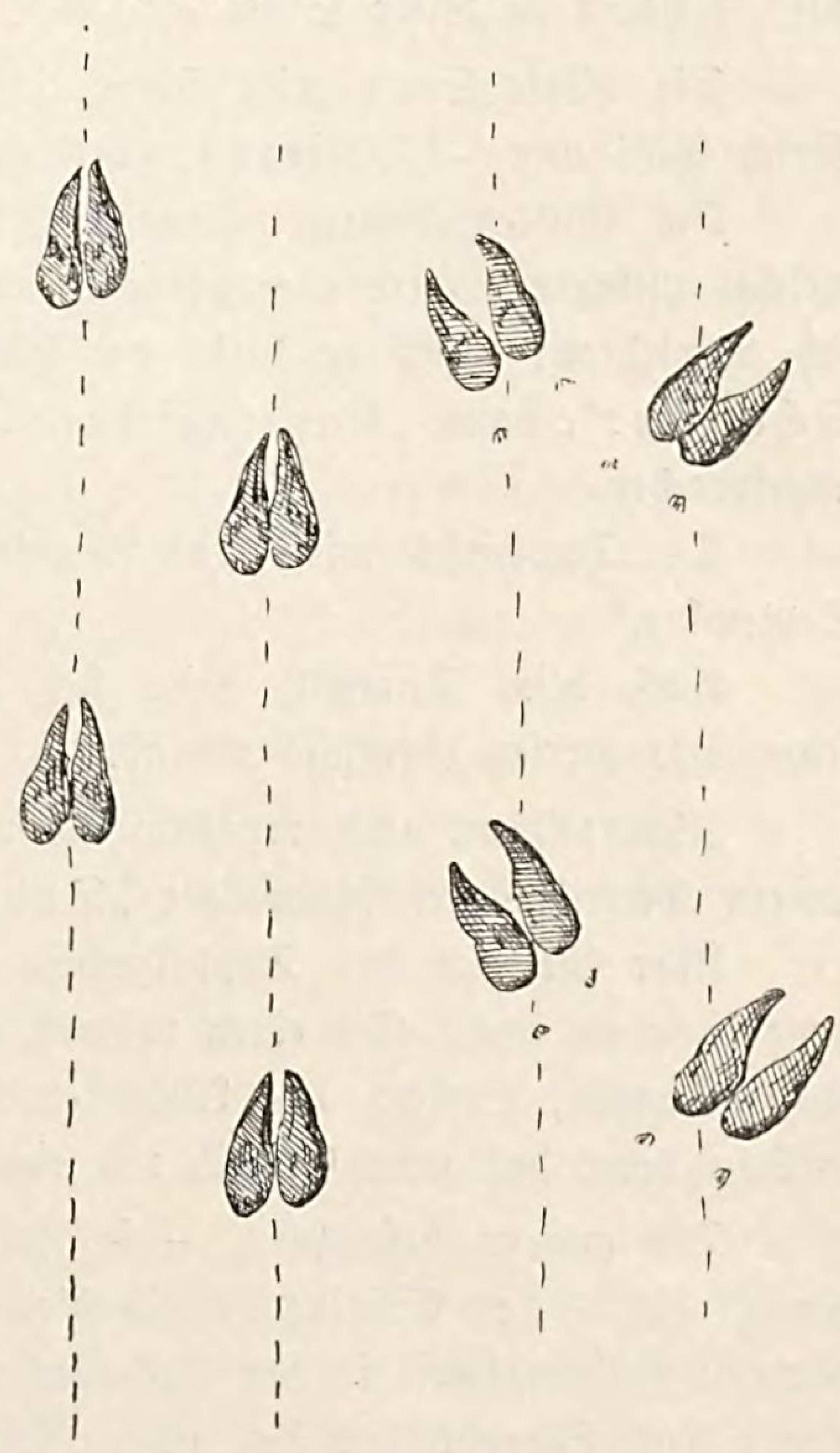
Keine unserer heimischen Wildgattungen zeigt so viele Verschiedenheit in der Farbe, als diese. Im Sommer sind der Rücken, die Schlegel braunrot, Unter- und Innenseite der Läufe weiß und die Oberseite ist mit weißlichen Tupfen gesprenkelt. Im Winter ist an Kopf, Hals, Gehör und Rücken das Haar schwärzlich, die Unterseite grau. Manchmal spielt die Gesamtfarbe mehr ins Gelbe, seltener noch findet man schwarze Stücke, ebenso ganz weiße, welche zu keiner Jahreszeit ihre Farbe wechseln und nicht Spielarten, sondern eigene konstante Rassen sind. In Parken, wo verschieden gefärbte Stücke sich kreuzen, sieht ein Rudel Damwild oft recht buntfarbig aus und da Rückschläge in der Vererbung vorkommen, ist es nicht selten, daß man normal gefärbte Muttertiere mit andersfarbigen Kälbern einherziehen sieht und umgekehrt. Die Färbezeit trifft mit der des Edelwildes zusammen; die Feistzeit fällt in den September.

In der Lebensweise, sowie in Bezug auf Sinne und geistige Eigenschaften ähnelt das Damwild sehr dem Edelwilde, doch ist es weniger scheu als letzteres und eignet sich deshalb auch besser zur Einparkierung.

Das Damwild läßt an Flüchtigkeit und Sprunggewandtheit dem Edelwilde nichts nach, hebt im Troll die Läufe höher und seine Flucht gleicht mehr jener der Ziegen, ist satzweise.

Die Äsung des Damwildes ist dieselbe wie beim Edelwilde, doch tritt bei ihm die Untugend des Schälens stärker auf als bei diesem.

Das Damwild kommt in Mitteleuropa überall, sowohl in freier Wildbahn, wie als Parkwild vor. Sein Verbreitungsgebiet dürfte im Süden bis an die Sahara, im Norden bis zum südlichen Schweden und Norwegen reichen. Ursprünglich glaubte man, das Damwild hätte nur dem Süden, den Mittelmeerländern angehört, aber in altdeutschen Gräbern sind viele Überreste von Damwild gefunden worden. Auch Schriftsteller des Altertums wie des Mittelalters erwähnen das Damwild — es mußte also, falls es von Süden aus nach Norden verbreitet wurde, dies schon sehr frühzeitig geschehen sein. In den Wildparken Englands trifft man Damwild sehr häufig und in großer Anzahl an.



Fährte des Damhirsches
im Schritt. in der Flucht.

Fährtenkunde.

In Bezug auf die Fährtenkunde habe ich zu bemerken, daß beim Damwilde der Tritt des Hirsches, wie beim Edelwilde, viel stärker ist, als jener eines gleich alten Tieres. Auch sollen sich die Unterscheidungszeichen zwischen Hirsch- und Tierfährte fast ebenso herausfinden lassen, wie beim Edelwilde. Aber schon die bedeutend kleinere Form dürfte das Ansprechen bedeutend erschweren. Höchstens möchten der Schritt und das Schränken gerechte Zeichen geben. Der stärkste Damhirsch gibt kaum einen Tritt in der Größe des Trittes eines geringen Sechserhirsches und ein altes Damtier hinterläßt selten stärkere Fährte, als ein Edelwildkalb im Oktober. Obgleich nun die Damhirschfährte mit der Edelhirschfährte, abgerechnet die Größenver-

hältnisse, viel Ähnlichkeit hat, so ist doch der Tritt des Damhirsches spitzer und gestreckter, während der Edelhirschtritt abgerundeter, stumpfer erscheint und deutlicher markiert ist, so daß der Unterschied leicht angesprochen werden kann.

Schwieriger ist es, die Fährte des Damhirsches von jener des Damtieres zu unterscheiden, wozu höchstens, wie schon erwähnt, Schritt und Schrank Anhaltspunkte geben.

Geweihbildung.

Wie beim Edelwilde trägt nur der Hirsch ein Geweih. Stärkere Hirsche werfen im Frühjahre zeitiger ab, als die geringeren. Die Geweihbildung nimmt folgenden Verlauf: Im sechsten Monat seines Daseins zeigt sich beim Damhirschkalbe die Erhebung des Rosenstockes, aus welchem die mit Bast überzogenen Kolben hervorgehen und dann als Spieße im folgenden Monat August vereckt und gefegt werden.

Forstverwalter Josef in Eberstadt bei Darmstadt, der eifrige und erfahrene Geweihforscher, spricht den jungen Damhirsch vom Martinitag an bis zu jener Zeit, in der die Spieße hervortreten, als Schmalspießer (Taf. I, Fig. 10) an, nachher Spießer bis zur Vollendung des zweiten Lebensjahres.



Tritt des Damhirsches.

Von hier ab weicht Bildung und Form des Geweihes von jener des Edelhirsches ab.

Die zweite Geweihstufe tritt selten als Gabelgeweih auf, gewöhnlich erscheint hier schon ein Mittelsproß und am Ende der Stange zeigen sich nicht selten zwei Sproßen. Auf dieser Stufe wird der Damhirsch als — „Zweiköpfer" (Taf. I, Fig. 11) angesprochen. Die mit schwachen Perlen besetzte Rose verstärkt sich von Jahr zu Jahr und rückt immer dichter auf den Rosenstock herab. Bei der dritten Geweihbildung zeigt sich am Gipfel der Stangen schon die Schaufelbildung, wobei die Enden nicht in Betracht kommen, wie überhaupt der Damhirsch nie nach Enden angesprochen wird, sondern in dieser Stufe als — „Dreiköpfer" (auch Löffler) (Taf. I, Fig. 12).

Die vierte Stufe zeigt schon eine wesentlich breitere Schaufel mit mehreren Randzacken; der Hirsch heißt nun — „Vierköpfer" (angehender Schaufler) (Taf. I, Fig. 13).

Im fünften Jahre beginnt die Bildung des Schaufelgeweihes in ausgesprochener Form, an welcher mehrere kürzere oder längere endartige Erhabenheiten sichtbar sind, die in der Folge ungeregelt sich vermehren; nunmehr heißt der Hirsch — „Schaufler"; in der Folge wird er als „guter Schaufler", dann „Kapitalschaufler" und schließlich als „Hauptschaufler" (Taf. I, Fig. 14) angesprochen.

Der Damhirsch wirft das Geweih in den Monaten Mai und Juni ab, fegt im August und September.

Auch beim Damwild zeigt sich das Kümmern wie beim Edelwilde in diagonaler Richtung. Kümmerer werfen ebenfalls nie ab.

Abnormitäten und monströse Geweihe kommen selten vor, dagegen erscheinen häufiger als bei andern Geweihträgern sogenannte „Doppelgeweih-Bildungen".

Über die Art der Doppelgeweih- oder Doppelrosen-Bildung scheinen die Gelehrten noch nicht ganz einig zu sein. Die einen nehmen an, daß in solchem Falle der Hirsch die Stange nicht mit der Rose abwerfe, sondern das Absterben des Geweihes oberhalb der Rose erfolge. Bei Neubildung entstehe dann das neue Geweih mit eigener, neuer Rose oberhalb der ersten sitzengebliebenen.

Die andern behaupten — so Forstverwalter Josef, dessen Anschauung anzuschließen ich gerne geneigt bin — das Erstlingsgeweih bleibe in der Zeitperiode des Geweihwechsels sitzen, wozu geringere Mengen Bildungsstoff in den Rosenuntersätzen zur Verwendung kommen, als bei der Erstlingsbildung. Durch das Sitzenbleiben des alten Geweihes auf dem Rosenstocke in der Zeitperiode des Abwerfens würde der in geringerer Menge vorhandene neue Bildungsstoff gehindert, den ihm von der Natur angewiesenen Platz oben auf dem Rosenstocke einzunehmen und sich zur typischen Gestalt zu entwickeln. Gleichwohl würde aber der vorhandene Bildungsstoff sich am untern Rande des alten Geweihes anlagern und so eine zweite, etwas erweiterte Rose bilden.

Es kann hier der Platz nicht sein, den Forschungen weiter zu folgen, nach der letzteren Annahme aber bliebe die Frage offen — was die Ursache des Nichtabwerfens des vorhergehenden Geweihes sei?

Forstverwalter Josef hat sich über die Doppelgehörnbildung bei Damhirschen in der Monatsschrift für das Forst- und Jagdwesen von 1876 weiter ausgesprochen und einen Separatabdruck dieses Artikels erscheinen lassen, von dem er die Güte hatte, mir ein Exemplar zu dedizieren. Ich gestatte mir also, diejenigen Leser, welche sich genauer informieren wollen, auf diese Schrift aufmerksam zu machen.

Ich bin nun bei der Brunft des Damwildes angekommen. Wenn die Brunft des Damwildes auch viele Ähnlichkeit mit jener des Edelwildes hat, so weicht sie doch in vielen Stücken davon ab, was hauptsächlich durch geringere Lebhaftigkeit in allen Erscheinungen sich geltend macht. Bemerkt sei hier, daß das Damwild nicht suhlt. Die Schaufler schlagen gerne auf den Brunftplätzen entsprechende Löcher, in denen sie sich niederthun und abkühlen. Brunft.

Wenn das Edelwild abgebrunftet hat, zu Mitte Oktober, beginnt die Brunft des Damwildes. Die Alttiere vertauschen, dem Geschlechtstriebe folgend, ihre Stände und suchen die von früher her bekannten Brunftplätze auf; die Schmaltiere folgen unwillkürlicher Weise diesem Beispiele.

Geringere Hirsche gesellen sich zu selbständigeren ihrer Geschlechtsgenossen und bilden so größere Rudel. Der Kapitalschaufler giebt sein Einsiedlerleben auf; die Sehnsucht nach dem andern Geschlechte veranlaßt ihn, den Brunftplatz aufzusuchen und sich ein Rudel zusammenzutreiben. Das Tier ergibt sich nicht ohne Sträuben, und die Folge davon ist, daß heftiges Treiben beginnt; die Kälber, welche kein Verständnis dieses Vorgangs haben, vielmehr Gefahr für ihre Mütter hegen, fangen an zu schmälen; hat der Hirsch seine Begierde befriedigt, dann beginnt eine Ruhepause und später wiederholt sich der Vorgang.

Neben der geschlechtlichen Erregung zeigt sich beim Hirsche eine große Neigung zu Übermut und Rauflust, welche durch Schreien, Schlagen mit dem Geweihe, Plätzen mit den Läufen sich kundgibt und auch Ursache zum Kämpfen mit anderen Hirschen wird. Die Kämpfe der Damhirsche sind nicht so intensiv wie jene der Edelhirsche und finden meist nur unter gleichstarken Hirschen statt, denn geringere gehen dem auf die Brunft tretenden Kapitalschaufler gern aus dem Wege. Schwere Verwundungen oder gar Verkämpfungen finden seltener statt, was wohl auch in der Form der Geweihe seinen Grund haben mag. Da auch die Kämpfe nicht so erbittert sind, kommt es vor, daß auf und um ein und demselben Brunftplan mehrere starke Hirsche gleichzeitig brunften.

Das Schreien des Damhirsches ist von jenem des Edelhirsches wesentlich unterschieden und läßt sich schwer beschreiben. Es ist mehr stoßweise und nicht so sehr in langen Tönen gezogen; manche Jäger und Jagdschriftsteller wollen es mit dem Schnarchen eines schlafenden Menschen, andere wieder mit dem Schrei des Kranichs und wieder andere mit dem sogenannten „Rülpsen" vergleichen. In der neuen D. Jagdzeitung erzählt Herr C. Waldmann, daß er durch „Rülpsen" die Aufmerksamkeit eines Brunfthirsches auf sich gezogen und denselben bei Wiederholung sogar veranlaßt habe, auf ihn loszustürmen, was allerdings für die Richtigkeit des nachgeahmten Brunftschreies Zeugnis geben dürfte.

Dem Damhirsch schwillt zur Brunftzeit der Hals, sowie das Kurzwildbret an und an der Unterseite des Bauches zeigt sich auch der Brunftbrand, wie beim Edelhirsch. Die Ausdünstung des Hirsches ist dann stark, bockartig und das Wildbret erhält einen widerlichen Geschmack und zwar in weit höherem Maße, als dies bei anderen Hirscharten der Fall ist. Wohl wird nun, um diesen Übelstand zu verhüten, empfohlen, sofort nach dem Erlegen eines brünftigen Damhirsches demselben das Kurzwildbret zu unterbinden und unmittelbar darauf nebst Brunftrute und Samensträngen auszulösen. Ob dieses Mittel sich wirklich bewährt, kann ich nicht behaupten — ich habe es noch nicht versucht.

Da jedoch die Brunftperiode beim Damhirsch gewöhnlich nur kurze Zeit anhält, kaum mehr als 14 Tage, und der Damhirsch nach derselben nicht so sehr heruntergekommen ist, wie der Edelhirsch, so läßt sich, um besseres Wildbret zu erzielen, leichter auswarten; die Brunftzeit und einige Tage

darnach kann man ohne Abschuß vorübergehen lassen und dann, wenn das Wildpret den Bocksgeruch verloren hat, das Versäumte nachholen.

Das Damtier geht acht Monate tragend, setzt ungefähr um Mitte Mai ein, selten zwei Kälber, welche anfangs ebenso unbeholfen sind, wie die Edelwildkälber, von der Mutter treu beschützt und verteidigt werden und bis zur nächsten Brunftperiode säugen. — In guten Lagen brunftet das Schmaltier schon im zweiten Lebensjahre, bei schlechter Äsung und nach strengen Winterverhältnissen erst im dritten.

Es ist bekannt, daß das Damwild gesellig und in größeren Trupps vereinigt lebt; gewöhnlich sondern sich Schaufler und geringe Hirsche vom Kahlwilde ab, bei welchem nur Kälber und Spießer stehen. Kapitalschaufler führen auch öfter ein Einsiedlerleben oder haben nur einen oder zwei Hirsche bei sich.

Jagd. Was nun die Jagd auf Damwild betrifft, findet alles beim Rotwild Erwähnte auch hier Anwendung.

Besonders zu empfehlen ist der Ansitz, da das Damwild seine Wechsel sehr genau einhält. Das Anbirschen dagegen hat größere Schwierigkeiten; das Damwild ist auf jeden Gegenstand sehr aufmerksam, äugt ungeheuer scharf, wenn es auch während des Äsens nicht so sehr aufmerksam ist und nicht so scharf vernimmt, wie das Edelwild.

Bei ruhigem Treiben bringt man Damwild auch leichter vorwärts, als bei großem Lärm; wird es einmal flüchtig, dann beruhigt es sich nicht gleich wieder.

Ein angeschossenes Stück muß man ziemlich lange, länger als Edelwild unbehelligt lassen und nicht aufmüden, denn dasselbe geht, wenn es wieder hoch wird, ungemein weit und stellt sich nicht leicht dem Hunde, sondern setzt seine Flucht fort, so lange die Kräfte ausreichen. Hiedurch liegt die Gefahr viel näher, ein Stück zu verlieren, als beim Edelwilde.

Was das Zeichnen nach dem Schusse und die Birschzeichen betrifft, so verhält sich's bei diesem Wilde ebenso wie beim Edelwilde; die Rotfährte dagegen ist häufig nicht so ergiebig, namentlich in der Feistzeit, da das Damwild sehr viel „Weiß" oder „Feist" ansetzt und dieses den Schußkanal gerne verstopft, besonders bei kleinem Kaliber der verfeuerten Kugel.

Die Nutzung des Damwildes ist dieselbe, wie jene des Edelwildes.

4. Steinwild.

Mit dem Steinwilde sieht es fast ebenso traurig, wie mit dem Elchwilde, aus. Was noch in freier Wildbahn vorhanden ist, dürfte sehr wenig sein, wird nur mit vieler Mühe, mit großen Unkosten und Schwierigkeiten durch die Munifizenz einzelner hoher Gönner erhalten. Von einem eigentlichen Bestande in freier Wildbahn kann man höchstens noch in den grajeschen Alpen sprechen, allwo seinerzeit durch König Viktor Emanuel und jetzt durch König Humbert von Italien dieses Wild sorgfältig gehegt wird.

Vielfache Versuche, das Steinwild in den Zentralalpen wieder allgemein einzubürgern, wurden zwar gemacht, führten aber bis jetzt nur zu sehr schwachen Erfolgen.

Wenn ich nun dennoch dem Steinwild ein eigenes Kapitel hier einräume, so geschieht es nur, weil thatsächlich neuerdings Anstrengungen gemacht werden, dasselbe in die Höhe zu bringen, zu verbreiten und wirklich an verschiedenen Orten, die ich später berühren werde, auch Kolonieen bestehen.

Noch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß das Angestrebte bei genügender Ausdauer gelinge; die geringe Vermehrungsfähigkeit dieses Wildes, der Fortschritt in Schaffung weittragender Schußwaffen werden in der Folge die gleichen Schwierigkeiten bei der Vermehrung bereiten, wie es ehedem bei Erhaltung dieser Spezies der Fall war — in freie Wildbahn versetzt, wird der Steinbock abermals das angestrebte Ziel gefährlichster Verfolgung von Seite der Wilddiebe werden und dieses schöne Wild in kürzerer Zeit als damals, wo es mit den Schußwaffen noch schlecht bestellt war, auf einzelne streng beschützte Gebiete zurückgedrängt sein.

Der Alpensteinbock (capra ibex) gehört zur Familie der Horntiere und zwar zur 22. Sippe der Ziegen. Naturgeschichtliches.

Das Männchen wird „Steinbock“, das Weibchen „Steingeis“ genannt. Von unsern Gemsen unterscheidet sich diese Wildgattung schon dadurch, daß die Geis ein Euter mit zwei ziemlich langen Zitzen, gleich unsern Hausziegen besitzt. Neben dem Alpensteinbock kommen in Europa noch zwei Steinbockarten vor, nämlich eine in den Pyrenäen (capra pyrenaica) und eine im südlichen Spanien, in der Sierra nevada (capra hispanica).

Außer Europa finden sich Steinböcke in Sibirien, Arabien, Kaukasus, Abessinien und auf dem Himalaya; auch Amerika besitzt in den Rocky-Mountains eine Steinbockart — capra americana.

Wie gesagt ist Steinwild außer im Piemontesischen nur noch in wenigen Gebirgsstöcken der Zentralalpen anzutreffen und dort handelt sich's mehr um Versuchskolonien, von welchen aus eine Verbreitung mit der Zeit anzustreben wäre.

Die bedeutendste dieser Kolonien mag jene im salzburgischen Tännengebirge sein, welche dort der Fürst von Pleß unterhält. Hierüber ist mir folgendes bekannt:

Fürst Pleß erhielt von Sr. Majestät dem König von Italien vor einigen Jahren Steinwild zum Geschenke. Dasselbe wurde in Stegenwald ausgesetzt, von wo es auf die Pitschenalpe und von da ins Tännengebirge überwechselte und Stand nahm. Für den Anfang wurden 20 Geisen, Kreuzungsprodukte, mit 3 echten Steinböcken im Paß Lueg in eingezäuntem Gebiete von ca. 100 Joch gehalten und nach Umfluß eines Jahres veranlaßt, in letztgenanntes Gebirge überzuwechseln. Dort wurde es im Spätherbste behufs Überwinterung wieder eingefangen. Der gegenwärtige Stand (1893) beläuft sich auf 30 Geisen und 8—10 Böcke, von welchen jährlich nur einer, dem Gehörne nach als achtjähriger angesprochen, abgeschossen werden darf. Bis jetzt wurden allmählich sieben Böcke und aus Versehen eine Geis erlegt.

Der heurige Zugang beträgt vier Stück, ein Bock wurde heuer durch den Fürsten von Pleß selbst abgeschossen.

Der stärkste Bock wog 60 Kilo.

Der regelmäßige Zuwachs in dieser Kolonie beziffert sich durchschnittlich auf 2—3 Stück pro Jahr und dies sind vorwiegend Geisen.

Die Vermehrung geht sehr spärlich her, weil das Steinwild volle 3 Jahre braucht, bis es fortpflanzungsfähig wird; die Brunft fällt in den Dezember — manche, wie A. Brehm, verlegen sie in den Monat Januar — nachdem die Geis 5 Monate hochbeschlagen geht, wird im Juni das Kitz gesetzt, mithin kann eine Geis zum erstenmale erst setzen, wenn sie volle 4 Jahre alt ist. Die Geis säugt ihr Kitz ein ganzes Jahr lang, Grund genug, um nicht alle Jahre ein Kitz zu bringen, sondern alternierend nur alle 2 Jahre. Ferner bekämpfen sich die Geisen sehr heftig, infolge dessen sehr oft tote Kitze gesetzt werden.

Forstmeister Max Siber in Winterthur gibt in einer weiteren Auseinandersetzung, welche in der schweizerischen Diana veröffentlicht war, an, daß unter dem heutigen Steinwild im Aostathale häufig sterile Steingeisen vorkommen, was von manchen als Folge der Degeneration in der Art oder der Inzucht anzusehen sei.

Im Tännengebirge fällt die Brunft in den Monat August, somit die Setzzeit ungefähr in die zweite Hälfte des Februar, was ob des gerade um diese Zeit herrschenden strengen Winters sehr ungünstig ist. Aus dieser Veranlassung gehen alljährlich Kitze zu Grunde. Um nun diesem Übel vorzubeugen, ließ man das Steinwild in das eingezäunte Gebiet einspringen und im Frühjahre wurden nur die Geisen freigelassen. Die Böcke hielt man noch 2 Monate zurück, um dadurch die Brunft soweit hinauszuschieben, daß die Satzzeit in den Monat April fallen soll, wodurch die Möglichkeit gegeben wäre, die Kitze leichter aufzubringen.

Eine weitere Kolonie befindet sich unter Obhut Sr. Majestät des Kaisers von Österreich im Höllengebirge; dies dürften die Abkömmlinge der seinerzeitigen Kolonie von Hellbrunn bei Salzburg sein, welche ehedem Erzherzog Ludwig dort anlegte.

Ferner werden in Graubünden in der Schweiz Anstrengungen gemacht, die dortige Kolonie in die Höhe zu bringen — so viel mir bekannt, geht's aber auch dort recht langsam vorwärts.

Das dürfte nun alles sein, was zur Zeit an Steinböcken in Mitteleuropa vorhanden ist.

Zur Zeit der Römer mag das Verbreitungsgebiet des Steinwildes ein sehr ausgedehntes und reich besetztes gewesen sein, denn zu den Festspielen in Rom wurden aus Germaniens Alpen oft hunderte von Steinböcken verbracht, und Tacitus führt in seinem Werke über Germanien von den Steinböcken, ja sogar über die Schmackhaftigkeit des Wildbrets, Verschiedenes an.

Die ältesten genaueren Nachrichten über Steinböcke verdanken wir dem Weißkunig. Kaiser Maximilian ließ die damals fast gänzlich ausgerotteten Steinböcke sorgfältig hegen. Der Hauptstand dürfte im Zillerthale an der Floite, Stillupe, dann bei Brandenberg und in der Riß gewesen sein.

Vom 15. Jahrhundert ab mochte es wohl mit dem Steinwilde am meisten abwärts gegangen sein. Neben Schießluft dürften Eigennutz und Aberglauben die Verminderung herbeigeführt haben. Mehreren Körperteilen des Steinbocks schrieb man nämlich für verschiedene Krankheiten große Heilwirkung zu, so namentlich dem Schweiß und vor allem dem Herzkreuzel (ein kleines knochenähnliches Gebilde im Herzen), welches damals teuer bezahlt wurde und allein schon zur Erbeutung von Steinböcken Anlaß gab.

Im heutigen Bayern kamen Steinböcke im Wettersteingebirge und in den Bergriesen des Berchtesgadener Landes vor; den reichsten Stand an Steinwild mag wohl das salzburgische Gebiet in früheren Zeiten umfaßt haben. Um das Jahr 1584 nahm der Fürstbischof von Salzburg die Jagdgerechtigkeit auf Steinwild für sich und seine Nachfolger in Anspruch und löste dieselbe dem dortigen Adel ab. Man glaubte, die Ehrfurcht vor dem geistlichen Schirmherrn sollte die unberechtigten Eingriffe verhindern, doch mit nichten. Die auf den Wildfrevel gesetzten Strafen mußten verschärft werden — Todesstrafe wurde angedroht und von der Kanzel herab der Bannfluch geschleudert.

Unter Fürstbischof Johann Ernst Graf von Thun (1687—1709) mag das Steinwild wieder hohen Stand erreicht haben; als man aber einsah, daß trotz der schwersten Strafen der Wilddiebstahl nicht geringer wurde und zwischen Schutzpersonal und Wildfrevlern die furchtbarsten Kämpfe sich mehrten, der Bestand aber doch zurückging, ließ der Erzbischof einen Wildpark errichten, um hier wenigstens einen geschützten Raum zu erhalten, und alles übrige Steinwild abschießen. Aber auch im

Wildpark hörte der Frevel nicht auf und so verschenkte der Bischof das Wild an Lehensherrn und ausländische Fürsten.

Erzbischof Hieronymus erließ 1772 ein Mandat, worin es nach von Kobell hieß, daß wer einen Steinbock schieße oder fange, auf 10 Jahre in Hohenwerfen eingesperrt werde und an jedem Jahrestage der That 25 Prügel erhalte — eine solche restitutio memoriae, sollte man meinen, hätte genügt, aber alles half nichts.

Im Nymphenburger Schloßparke befanden sich 1781 in einem Einfange, der noch besteht, mehrere Steinböcke. Auch in Hillbrunn bei Salzburg befanden sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts ca. 12 Stück Steinböcke, wurden aber 1802 von den Franzosen, die Salzburg besetzt hatten, schmählicher Weise totgeschossen.

Vom Jahre 1820 nahm sich die piemontesische Regierung des Steinwildes an, und dort, wie schon bemerkt, besteht es noch in seiner Ursprünglichkeit.

Die Simlacher Jagdgesellschaft setzte 1850 in ihren Revieren Steinwild aus, und im Jahre 1880 folgte, wie schon erwähnt, der Kaiser von Österreich im Höllengebirge ebenfalls diesem Beispiele.

Beim Steinwild tragen beide Geschlechter „Hörner", die sie nie abwerfen; das viel stärkere und längere Gehörn des Bockes steht mondförmig nach rückwärts, die Spitzen neigen sich wenig nur nach auswärts, so daß die Hörner oben nicht viel mehr auseinanderstehen, als dies an der Basis der Fall ist. Die Oberseite des Hornes hat starkknotige Wulste, deren Stärke von der Individualität des Stückes abhängt, die aber natürlich gegen die Spitze zu an Größe abnehmen. Die Zahl dieser Kanten ist verschieden, bei sehr alten Stücken mag sie bis auf 20 kommen. Die Höhe der Hörner beträgt 70—80 cm und ihr Gewicht 5—8 Kilo. — Die Hörner der Geisen erreichen nicht viel mehr als eine Höhe von 25—28 cm. **Gehörnbildung.**

Der Kopf des Steinwildes ist verhältnismäßig klein, an der Stirn gewölbt; der Hals mittellang, aber kräftig, der Leib gedrungen; die Läufe sind mittelhoch und stark, aber nicht plump.

Die Schalen sind lang, sehr hart, an der Außenseite scharfrandig, jene der Vorderläufe bedeutend größer als die der Hinterläufe. Ein ausgewachsener Steinbock mißt von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 130—150 cm, seine Höhe am Widerrist 80 cm bis 1 m. Das Gewicht eines Steinbockes beträgt 80—100 Kilo.

Das Steinwild bildet größere oder kleinere Rudel; die guten Böcke führen aber ein Einsiedlerleben und gesellen sich nur zur Brunftzeit dem übrigen Wilde bei. Im Sommer stehen sie in den höchsten unzugänglichen Felswildnissen und steigen erst später gegen den Winter zu ins tiefere Gebirge herab. Eine Eigentümlichkeit der Böcke soll sein, daß sie sich auf Felsenvorsprüngen und Graten aufstellen und oft tagelang wie Bildsäulen an der nämlichen Stelle verharren. **Lebensweise.**

Beim Steinwilde beobachtet man ein ähnliches Pfeifen wie bei der Gemse; erschreckt gibt der Steinbock eine Art Nießen von sich, und seinen Zorn äußert er in einem geräuschvollen Blasen durch den Windfang.

Das Steinwild ist mit bewunderungswürdiger Kraft und Sicherheit im Sprunge ausgestattet, noch weit mehr als die Gemsen; es setzt an senkrechten Wänden 3—4 Meter hoch mit Leichtigkeit hinan und schnellt sich über Klüfte und Gräben mit nie fehlender Sicherheit. **Alter.**

Über das Alter des Steinwildes in freier Wildbahn sind die Anhaltspunkte sehr spärlich, manche Jäger sprechen von mehr als hundert Jahren, wahrscheinlicher ist eine Lebensdauer von 10—25 Jahren anzunehmen.

Die Behaarung des Steinwildes ist rauh und dicht, im Winter länger, gröber und etwas gekräuselt, im Sommer feiner, glänzender und ohne dichte Unterwolle. Außer am Hinterhalse und Nacken, wo die Haare mähnenartig sich erheben, verlängern sie sich beim alten Bocke auch am Hinterkopfe, indem sie sich hier kräuseln und einen Wirbel herstellen; ebenso am Unterkiefer, wo sie ein kurzes Stutzbärtchen von ca. 5 cm Länge bilden, das den Geisen fehlt.

Die Färbung ist verschieden. Im Sommer neigt sie sich dem rötlichgrau, im Winter einer fahleren, gelblichgrauen Färbung zu. Der Rücken ist weniger dunkel als die Unterseite; ein schwach-

abgesetzter, hellbrauner Streifen verläuft längs seiner Mitte. Stirn, Scheitel, Nase, Rücken und Kehle sind dunkelbraun. Das Ohr ist innen weißlich. Brust, Vorderhals und Weichen sind dunkler als die übrigen Körperteile, und an den Läufen geht die Farbe ins Schwarzbraune über. Die Mitte des Unterkörpers und die Umgebung des Weidloches sind weiß; der Schwanz ist braun. Auf der Rückseite der Hinterläufe verläuft ein heller, weißlich fahler Längsstreifen.

Das Kleid der Geis ist gleichartiger fahlgelb-braun, die Mähne kürzer; der Rückenstreifen, wie der Bart fehlen. Jung eingefangenes Steinwild läßt sich leicht durch zahme Ziegen aufziehen und ist leicht zähmbar. Steinwild begattet sich auch mit zahmen Ziegen und erzeugt fruchtbare Bastarde, wie wir an den Blendlingen in der Schweiz und dem Salzburgischen zur Genüge beobachtet haben.

Äsung. Die Äsung des Steinwildes ist ähnlich der unserer Hausziegen und Gemsen. Feine Alpenkräuter, Beifuß, Knospen von Weiden, Alpenrosen, Alpenbirken liebt es sehr. Die jungen Triebe des Nadelholzes, Baum- und Steinflechten und Moose genügen für den Winter. Besonderes Bedürfnis ist salz- oder salpetersaure Lecke. Das Steinwild äset sich, verschieden von der Gemse, besonders gerne während der Nachtzeit, steigt gegen Abend in die hochgelegenen Bergwälder herab, die es wieder mit Tagesanbruch verläßt, um dann sein Lager auf höchsten Stellen zu wählen.

Sinne. Das Steinwild hat wie alle Tiere des Hochgebirges sehr scharfe Sinne; es äugt, wittert und vernimmt ausgezeichnet, ist mutig und weniger scheu als die Gemse und liebt das Zusammenleben mit diesen nicht besonders, sondern hält sich gerne ferne von ihnen. Gegen Verwundungen ist es sehr empfindlich. In der Brunftzeit kämpft der Bock mit großer Erbitterung um der Minne Sold und schleicht niedergebückt der Fährte der Geisen nach.

Feinde. Die größten Feinde des Steinwildes sind außer den Menschen die Lawinen. Der Bär und der Luchs mögen wohl manches Stück geraubt haben, und junge Tiere sind den Angriffen von Geiern und Adlern ausgesetzt.

Von einem Schaden dieser Wildgattung ist unter gegebenen Verhältnissen wohl nicht zu reden.

Nutzung. Der Nutzen ist ebenfalls nicht groß. Das Wildbret ähnelt im Geschmacke dem Ziegenfleische, d. h. es „bockelt" stark. Die Decke ist nicht besonders geschätzt, da sie nur dünnes und wenig dauerhaftes Leder giebt. Die Hörner werden vielfach zu verschiedenen Luxusgegenständen, wie Tabakdosen, Trinkgefäßen u. dergl. verwendet.

Jagd. Die Jagd auf Steinwild ist, wie die Verhältnisse zur Zeit gelagert sind, sehr einfach und dürfte sich nur auf Birsche und Ansitz beschränken. In Piemont hielt König Viktor Emanuel größere Jagden ab, bei welchen oft mehrere hundert Treiber und Jäger verwendet wurden, und wozu einige besonders bevorzugte Kavaliere als Gäste zugezogen waren. Die Mühen, Gefahren und Entbehrungen der Einzeln-Jagd mögen nur durch leidenschaftliche Jäger überwunden worden sein, welche Passion oder Habsucht als Triebfeder in jene unwirtlichen Höhen getrieben haben mag. Vorläufig wird nur wenigen Sterblichen die Gelegenheit zu teil, solch seltenes Wild erlegen zu können.

5. Gemswild.

Das Gemswild ist eine unserer interessantesten Wildgattungen, sowohl wegen seiner individuellen Eigentümlichkeiten und seiner von andern Wildgattungen des europäischen Kontinents abweichenden Lebensart, als auch wegen des Gebietes in welchem es haust. Naturgeschichtliches.



Die Gemse — capella rupicapra, antilope rupicapra — gehört nach Brehm zur Familie der Horntiere und bildet eine eigene, die 19. Sippe; sie ist die einzige Antilopenart, die wir in Europa besitzen; die Gemse erreicht eine Höhe von 70—80 cm; am Widerrist ist sie um ein paar Centimeter niederer als am Kreuze; die Länge ist verschieden je nach Alter und Stärke, und differiert gewöhnlich zwischen 90 und 110 cm, wenn auch Stücke von größerer Länge vorkommen. Das Gewicht eines guten Bockes beträgt durchschnittlich 25—30 Kilo, stärkere Böcke kommen wohl vor, aber selten, jedoch sah ich besonders in den Algäuer Bergen, wo alles Wild ein höheres Gewicht erreicht, auch Böcke bis zu 40 Kilo. — C. F. Keller erwähnt in seiner Monographie über die Gemse, daß er einen Bock im Bregenzer Walde erlegt habe, welcher aufgebrochen 46,8 Kilo gewogen hätte. Die Geisen sind in der Regel schwächer, einzelne Geltgeisen haben aber auch annähernd schon das Gewicht von guten Böcken erreicht. Das Gewicht der Kitze und Jährlinge anzugeben ist überflüssig, denn es differiert je nach Alter, Individualität der Eltern, Standort und Zeit der Bestimmung selbstverständlich sehr.

Die Behaarung der Gemse ist derb, im Sommer kurz, ca. 3 cm lang, im Winter erreicht sie eine Länge bis zu 10—12 cm; die größte Länge erreicht in der Brunft- und Winterbehaarung der sogenannte „Bart“ — „Gemsbart“, welcher sich vom Rückenfirste bis zur Blume hinzieht und in seiner höchsten Höhe eine förmlich wallende (wachelnde) Mähne von manchmal 20—34 cm bildet. Die einzelnen Haare des Gemsbartes sind dunkel glänzend, an den Spitzen weißlichgelb, was man „gereift“ oder „gereimelt“ nennt. Der Bart bildet eine Haupttrophäe für den Jäger, er wird schön gefaßt auf dem Hut getragen. Ein hübsch langer Bart, „Wachler“ genannt, voll und gut „gereift“, wird oft bis zu 50 und 60 Mark, ja in besonderen Fällen mit noch höherem Preise bezahlt. Den schönsten und wertvollsten Bart soll der Kaiser von Österreich besitzen, dem derselbe von einem Oberförster verehrt wurde.

Der Gemsbart besitzt, wie überhaupt das Haar der Gemse, einen großen Grad von Elektrizität, wenn man die Haare zwischen den Fingern streicht, z. B. von der Wurzel aufwärts, so wirkt er positiv elektrisch, dagegen in umgekehrter Richtung gestrichen — negativ. In Papier aufbewahrt, behält er lange seine Farbe, wird er aber am Hut getragen, wo er den Witterungseinflüssen ausgesetzt ist, dann wird er fahl, einfärbig fahlbraun. Die Färbung der Gemsen ist sehr verschieden. Abgesehen von den einzelnen Teilen, die ich weiter unten beschreibe, ist im Sommer die Decke am Oberkörper fahlgelb, fast rehfarben, dagegen im Winter dunkel in verschiedenen Nüancierungen; daher kommt es, daß Gemsen im Sommerkleide von der Ferne, z. B. auf Kugelschußweite gesehen, fahlgelb, fast wie Rehe, im Winterkleide dagegen schwarzbraun erscheinen.

Das Haar ist im Frühling und Sommer an der Wurzel dunkelgrau, geht aber gegen die Spitze ins Gelbliche über und wird bei Eintritt des Herbstes allmählich dunkelbraun oder braunschwarz. Nicht leicht bei einer andern Wildgattung, so viele ich deren gesehen und auch gemalt habe, differiert die Farbe des einzelnen Individuums mehr als bei den Gemsen. Der Bock ist im allgemeinen meist dunkler gefärbt als die Geis. Auf einer Strecke von mehreren Stücken kann man Farbennüancierungen beobachten, welche vom dachsartigen Grau ins Gelbliche, dann ins Dunkelrötliche, und bis ins tiefste Schwarzbraun hinabspielen. Die einzelnen Körperteile stellen sich folgendermaßen gefärbt dar: auf der Oberfläche des Kopfes, vom Windfang über das Nasenbein, bis zur Stirnfläche unter den Krucken zieht sich ein weißlicher Streifen hin, der ober den Lichtern je einen etwas dunkleren, rötlichen Fleck

zeigt. Vom Windfang aus über die Backen und Lichter bis zum Luser und über dessen Hinterseiten breitet sich ein dunkelbrauner Streifen aus. Die Innenseite der Luser ist weißlich und geht unterhalb der Backen am Unterkiefer und an der Kehle in helles Rotgelb über. In der Sommerdecke ist diese Nüancierung weniger markant, verschwimmt etwas, in der Winterdecke aber schärfer ausgeprägt. Hinter den Krucken ist ein graugelber Fleck über der sogenannten Brunftdrüse, — die sogenannte Brunftkappe; von da bis zum Widerrist, über den Hals und Stich hinab bis zu den Schulterblättern ist die Farbe dunkelbraun, die sich an der Unterseite des Körpers und in den Läufen bis zum Geäfter fortsetzt. Vom Geäfter bis zu den Schalen sind lange, rauhe, gelbliche Haare wieder da, und unter dem Bauche befindet sich ein rötlich brauner Fleck. Vom Nacken aus zieht sich ein gut sichtbarer, scharf abgegrenzter dunkelbrauner Haarstreifen, der sogenannte Aalstreif bis über die Blume hin und um das Weidloch, die Hinterseite der Keulen entlang zieht sich der gelblichweiße „Spiegel" hin. Die Blume ist kurz und rundlich behaart, höchstens 8 cm lang und bildet mehr einen runden Stummel, als den längeren Wedel des Edelwildes oder gar des Damwildes. Schalen und Geäfter sind hornschwarz. Die weidmännischen Bezeichnungen finden wie beim Edelwilde auch hier Anwendung.

Varietäten.

An eigentlichen Varietäten in der Färbung der Gemsen, abgesehen von den gewöhnlichen Farbennüancierungen, habe ich zunächst die sogenannten „Kohlgemsen" zu erwähnen. Sie sind im allgemeinen dunkler, ins Schwarze schillernd und haben, außer der weißlichen Stirnfläche, die gelbe Backen- und Kehlenzeichnung nicht. Diese Abart kommt hauptsächlich in den Gasteiner Revieren und in der Gegend des Groß-Arl vor.

Gefleckte oder ganz weiße Gemsen sind sehr selten. v. Kobell führt „ein weißes Gems" an, das 1846 in Tegernsee erlegt wurde, in Hohenschwangau 1857, bei Saalfelden 1878. Der in der Arco'schen Sammlung zu München aufgestellte weiße Bock ist bekannt. In den gräfl. Lamberg'schen Revieren Seekar-Lintub wurde 1884 ein weißer Bock erlegt. Auch bei Chur wurde im Jahre 1884 eine weiße Gemse beobachtet.

Im Jahre 1885 schoß ein Freund von mir, Maler August Heyn, einen weißgefleckten Bock auf dem „Heimgarten" bei Murnau, welchen ich gemalt habe. Dieser Bock war in der Sommerdecke im allgemeinen sehr fahlgelb und hatte beide Keulen und Hinterläufe weiß gefärbt, während die rauhen Haare an den Afterklauen und ob der Schalen wieder dunkler waren.

Der Körperbau unserer Gemse ist kräftig, gedrungen; die Vorderhand breiter entwickelt als die Hinterhand. Die Läufe sind auffallend stark, fast plump, aber mit festen Muskeln und zähen, elastischen Sehnen versehen, so daß sie zu den höchsten Kraft- und Sprungleistungen, welche das Gebirgsterrain erfordert, dienen können; an diesen Läufen befinden sich die hornschwarzen, elastischen Schalen, geriefelt und an den Rändern scharfkantig, so daß sie überall fest einzusetzen sind. Die Schalen der Gemsen lassen sich besonders stark auseinanderspreizen und ermöglichen dadurch dem Tiere an steilen Felsenhängen, auf graslosen oder harten Schneeflächen stets sichern Halt zu finden. Der Hals ist schlank, sehr beweglich, der Kopf kurz mit steil aufsteigender Stirn, auf welcher sozusagen rechtwinklig die Krucken aufsitzen. Thränengruben fehlen. Die Lichter haben einen eigentümlichen Bau. Die Krystalllinse ist auf der innern Seite in drei vom Zentrum gegen die Peripherie radial verlaufende Kammern geteilt, die sich bei dem grellen Reflexe der Schneefelder zu verengern vermögen und dadurch die stechende Wirkung des Sonnenstrahles etwas abschwächen, aber Schneeblindheit doch nicht ganz verhindern.

Die Schneidezähne sind sehr scharf, die zwei mittleren sind die stärksten; das vierte Zahnpaar nur schwach entwickelt. Die Malmzähne des Oberkiefers sind stärker als die des Unterkiefers, haben starke Einkerbungen, wodurch das Tier in den Stand gesetzt ist, das trockene Gras und die harten Flechten mit Leichtigkeit zu zermalmen. Die Gemse hat 32 Zähne — die Zahnformation ist: $i\frac{0}{4}, c\frac{0}{0}, m\frac{6}{6}$. Im zweiten Jahre tritt der Zahnwechsel ein; im fünften Jahre kann er als beendet betrachtet werden. Die Zähne nehmen schöne braunlichgelbe Färbung an.

Gehörnbildung.

Beide Geschlechter tragen Gehörne — „Krucken," „Krickeln" und werfen selbe nie ab, wie die Cerviden. Im dritten Monat schwillt dem Kitze die Stirnfläche an, daraus entwickeln sich dann rasch die Stirnzapfen, über welchen sich die Krickeln bilden. Im ersten Jahre sind sie ein paar Centimeter hoch, nicht gekrümmt, aber leicht nach rückwärts gebogen. Die Stirnzapfen verlängern sich; an der

Basis der Krucken bilden sich schwach ausgeprägte Zuwachsringe. Aus der Anzahl dieser Ringe wollen manche Jäger auf das Alter der Gemse Schluß ziehen. Es ist jedoch nicht verlässig, denn anfangs zeigen sich die jährlichen Schubflächen breiter und höher von einem Ring zum andern, mit zunehmendem Alter und entsprechender Höhe der Krucke, stehen aber an der Basis die Ringe so eng auf einander, daß man kaum darnach die Jahrgänge mit Sicherheit berechnen kann.

Im zweiten Jahre wird die Krucke wenig höher und biegt sich die Spitze der Krucke nach rück- und abwärts, wodurch ein stumpfer Haken entsteht, an der Basis zeigt sich aber schon der Zuwachsring — Jahrlingsstufe (siehe Gehörnbildung Fig. 1, Jahrling).

Im dritten Jahre ist die Krümmung vollständig ausgesprochen und der Charakter der Krucke gebildet. In weiteren Jahren nimmt die Krucke nur an Höhe und Umfang zu und legt sich teilweise, von der Mitte ihrer Höhe an, also ungefähr da, wo im Innern der Zapfen aufhört, nach auswärts aus, so daß die höchste Erhebung der Krümmung bei manchen Stücken (Böcken) 10—15, ja sogar 20 cm weit und darüber auseinandersteht. Die Böcke werden als „Bockkitz", „Jahrling", geringer oder dreijähriger, vierjähriger Bock u. s. f. bis zum Kapitalbock angesprochen (siehe Gehörnbildung Fig. 2 u. 3, vierjähriger und sechsjähriger Bock).*)

Die Krucken der Böcke unterscheiden sich auffällig von jenen der Geisen durch ihren stärkeren, kräftigeren Bau, bedeutenderen Umfang der Stangen, sowohl an der Basis als auch in ihrem weiteren Verlaufe nach der ebenfalls schärferen Biegung. Während die Geiskrucke sich schmächtiger, weniger gekrümmt zeigt, verrät die des Bockes Gedrungenheit, Fülle und Kraft (siehe Gehörnbildung Fig. 4, Krucken einer Geltgeis).

Die Annahmen, daß die Krucken des Bockes weitere Auslage und größeren Spitzenabstand aufweisen, kann ich in so ferne nicht teilen, als dies ganz individuelle Zufälligkeit ist. Ich habe Böcke mit gerader, enger Stellung von 7—8 cm Weite gesehen und erlegt, ebenso Geisen mit weiter Stellung von 12—15 cm und so starkem Spitzenabstand, daß ich hierin kein Unterscheidungszeichen finde. Wie bei den Hirscharten giebt es auch bei den Gemsen Familien und Standorte, die eine auffallende Charakterähnlichkeit der Krucken aufweisen, ja sogar manche Gebirgsstöcke zeichnen sich durch auffällige Übereinstimmung der Kruckenbildung aus. Ebenso verhält sich's bezüglich der Höhe der Krucken und man kann annehmen, daß in Gebirgslagen mit sehr günstigen Äsungsverhältnissen, in welchen die Winterverhältnisse nicht zu strenge sind, die Krucken im allgemeinen bessere Entwicklung und höhere Maße erreichen. Standorte mit salzhaltigen Felsen und solchen Ausschwitzungen, überhaupt reichlicher Salzgenuß scheint große Einwirkung auf die Kruckenbildung auszuüben.

Bezüglich der Höhe der Krucken herrscht große Verschiedenheit. Die einen zeichnen sich durch große Länge — gemessen von der Basis des Hornes über die Krümmung bis zur Spitze des Hakens — die andern durch große Höhe — gemessen in gerader Linie von der Basis des Hornes bis zur höchsten Stelle der Biegung — aus. Wieder andere sind kurz, aber gedrungen und stark und andere haben eine Stellung, die sehr imponiert durch die Weite, in welcher die beiden Hörner an der höchsten Erhebung von einander abstehen.

---

*) Ich kann mich der Bezeichnung mancher Forscher nicht anschließen, welche die Bezeichnung „zweijähriger Bock" annehmen wollen. Legt man das Kalenderjahr zu Grunde, wie es unsere Jäger in den Bergen annehmen, so ist im ersten Herbste (November) das Gems-Kitz, im Jahr darauf Jahrling oder zweijähriges Stück, dann wiederum ein Jahr später geringer oder dreijähriger Bock u. s. f. Unsere Hochgebirgsjäger, die sich um wissenschaftliche Deduktionen nichts kümmern, bezeichnen ihr Wild nach der Schußzeit, die in die Zeit von August bis Ende November fällt und so hat auch von Kobell in seinem Wildanger die Gemsen bezeichnet.

Professor Dr. Nehring glaubt in seinen Ausführungen über das Alter der Gemsen sich von Kobells Anschauung nicht anschließen zu können, kommt aber später doch auch zu dem Schlusse, daß das Gems im ersten Kalenderjahr Kitz, im zweiten Jahrling, und dann dreijähriger Bock u. s. f. genannt werde. Mir erscheint in den Zeichnungen, die Dr. Nehrings Altersbestimmung der Gemsen illustrieren, daß eine Stufe, und zwar die Jahrlingsstufe fehlt. Sein Kitzkrickel ist richtig abgebildet, die nächste Stufe, die er abbildet, ist aber die Krucke eines dreijährigen oder geringen Bockes. Die Jahrlings-Krucke fehlt und dürfte ungefähr in der Zeichnung von Dr. Nehring die Höhe haben, wo dort die Zuwachsringe beginnen.

Ich habe gewöhnlich die Krucke nach ihrer Höhe an der Biegung gemessen, weil das am meisten in die Augen springt, und gefunden, daß 24 cm das Höchste ist, was ich erfahren konnte. Manche Gemsen haben recht starke Biegung des Hakens und weisen gemessen über die Krümmung sehr großes Maß auf, während sie in ihrer geraden Erhebung doch hinter solchen zurückstehen, die wohl mehr Höhe, aber weniger Länge zeigen.

Eine frühere Erhebung ist mir im Gedächtnis, nach welcher Herr Rentier Otto Forster in Lehenhof bei Scheibbs, früher in Augsburg, die höchste Krucke besaß, dieselbe stammt von einem Bocke aus dem Montafon, und weist dieselbe eine Länge von 32,1 cm, eine Höhe von 24 cm, eine Breite von 19,3 cm und eine Dicke von 9,3 cm ohne Latschenpech auf. Der kapitale Bock hatte 81 Pfund gewogen. Auch Forstinspektor Manni in Chur ist im Besitze einer sehr hohen Krucke und nicht minder Graf von Rechberg und Rothenlöwen in München, die Graf Ludwig, Generaladjutant 2c. †, seinerzeit in den Algäuer Bergen erbeutete.

Meiner neuesten Forschung zufolge habe ich nachstehende Maße gemeldet erhalten, von welchen ich die bedeutendsten hervorheben will.

Zum Verständnis bezeichne ich die Messung 1) von der Basis des Hornes über die Krümmung bis zur Spitze des Hakens als Länge, 2) die Messung von der Basis des Hornes bis zur höchsten Erhebung an der Biegung als Höhe, 3) die Messung der Entfernung beider Hörner an der höchsten Erhebung als Breite und 4) den Umfang der einzelnen Stangen an ihrer dicksten Stelle als Dicke.

Die imposantesten hat Baron von Karg-Bebenburg in seiner Sammlung zu St. Zeno bei Reichenhall.

Revier Karlstein:	Länge 28,5 cm,	Höhe 22 cm,	Breite 20 cm,	Dicke 9 cm.
„ „	„ 28 „	„ 21,5 „	„ 16 „	„ 9 „
„ St. Zeno:	„ 28 „	„ 20 „	„ 13 „	„ 9 „
„ „ „	„ 28 „	„ 20 „	„ 12 „	„ 10 „

Im Besitze des kaiserl. Rates Dr. von Schönherr in Innsbruck befindet sich eine Krucke, welche die größte Länge von 30,3 cm, Höhe 21,3 cm, Breite 14,5 cm, Dicke 8,7 cm nachweist, erlegt von Oberförster Hochleitner im Zillerthal.

Ferner besitzt Forstmeister Götz in Innsbruck eine bei Reutte erbeutete Krucke mit: Länge 30 cm, Höhe 19,6 cm, Breite 18 cm und Dicke 9,8 cm. Dieses sind die stärksten der Geweihausstellung von Innsbruck im Jahre 1893 gewesen.

K. Oberamtsrichter Max von Heusler erbeutete im Ammerwalde bei Oberammergau eine Krucke mit: Länge 30 cm, Höhe 22 cm, Breite 19 cm und Dicke 8,4 cm, die längste und höchste mir gemeldete Krucke. Die von C. F. Keller in seiner Monographie angeführten Krucken, worunter sich namhafte aus Kärnten befinden, überschreiten die Maße der angeführten Krucken nicht, da Keller die Höhe nicht angibt, sondern nur Länge, Breite und Dicke. Herr Karl Appel in Lindau meldet eine im Ötzthale erbeutete Krucke einer Geis an, welche ich selbst gemessen habe, sie mißt: Länge 27,5 cm, Höhe 21 cm, Breite 17 cm, Dicke 7 cm — Maße, die für eine Geis-Krucke schon kapital sind.

Eine besonders durch ihre Breite auffällige Krucke besitzt Herr Ferd. von Miller, Erzgießer in München, welche er im Revier Krünn bei Mittenwald im Jahre 1893 auf einer Treibjagd Sr. K. Hoheit des Prinzregenten von Bayern erbeutet hat; sie mißt: Länge 26 cm, Höhe 20 cm, Breite 21,6 cm und Dicke 8 cm.

Gewiß mag vielleicht die eine oder andere mir nicht bekannt gewordene Krucke im einzelnen die aufgeführten Maße überschreiten, aber als gewöhnliche Dimensionen kapitaler Krucken mögen die aufgeführten gewiß dienen.

Abnormitäten durch gewöhnliches Wachstum, ohne gewaltsame Störungen der natürlichen Formentwicklung dürften, wie bei allen Hornträgern, auch bei den Gemsen nur äußerst selten vorkommen (Tafel II, Fig. 5, natürliche Abnormalität einer Geltgeis, welche Förster Moisl im Revier St. Zeno bei Reichenhall erlegt hat). Die meisten von normaler Stellung und Form abweichenden Verbildungen sind auf Rechnung von Steinschlägen (Taf. II, Fig. 5, Steinschlag), seltener von Schußverletzungen zu setzen.

In manchen Sammlungen findet man Gemsköpfe oder Krucken mit doppelter, ja vier- und sechsfacher Stangenbildung. Dies sind lächerliche Machwerke, die oft ohne alles weidmännische Verständnis hergestellt sind, wenn sie auch gleich recht verführerisch gemacht wurden. Erst vor einiger Zeit sah ich eine dreifache Krucke, d. h. eine Krucke mit sechs einzelnen Stangen, die mir in allem Ernste als Abnormität vorgezeigt wurde. Ich mußte die Illusion meines Freundes zerstören, denn die Hauptkrucke (mittlere) stammte von einem guten 8—10jährigen Bocke, daneben saß die eines 4jährigen Bockes. Bei einer andern Krucke ähnlichen Machwerkes ist dem Künstler das Malheur passiert, auf ein und derselben Hirnschale Krucken von Bock und Geis anzubringen. Es ist also nichts damit; schon die Textur der Hirnschale läßt erkennen, daß das Machwerk künstlich zusammengestoppelt ist und die Hirnschale einem Wildschafe entnommen wurde. Wenn man nicht der Kuriosität halber solche Fabrikate in die Sammlung aufnimmt, möchten sie wegbleiben, denn für den Kenner und echten Gemsenjäger mögen sie nicht den geringsten Wert haben, vielmehr nur lächerlich erscheinen.

Dagegen kommen bei den Gemsen öfter „Hauthörner“ an verschiedenen Körperteilen vor. Im Besitze Sr. K. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern befindet sich der präparierte Kopf eines Gemsbockes, welcher am Genick ein ca. 5 cm langes Hauthorn aufweist. Erbgraf Quadt erlegte im Algäu einen Bock, welcher ein einige Centimeter hohes Hauthorn auf dem Nasenrücken hatte. Im „Deutschen Jäger“ Nr. 4, vom 16. November 1884, veröffentlichte der schon öfter als fleißiger Geweihforscher erwähnte großh. Forstverwalter Joseph zu Eberstadt bei Darmstadt einen Artikel über Hauthörner, welchem ich die Zeichnung eines Gemskopfes mit Hauthorn, das hinter dem linken Lufer hing und $8^1/_2$ cm mißt, anfügte. Der Bock wurde im Jahre 1875 vom damaligen k. Oberförster Herrn Döderlein zu Oberammergau, jetzt Forstrat in München, eingesendet. — Auch der jetzige k. b. Oberststallmeister, Exzellenz Freiherr von Wolffskeel erlegte in den Algäuer Bergen einen Bock, welcher ein Hauthorn, 10—12 cm lang an der Seite des Halses trug; andere derartige Bildungen sind bekannt, die am Bug, ja sogar an der Unterseite eines Laufes getragen wurden.

Besondere naturgeschichtliche Eigentümlichkeiten.

Diese sogenannten „Hauthörner“, welche beweglich ohne irgend welche Knochenunterlage in der Decke hängen, können als eine mächtig entwickelte Hornschicht der Epidermis aufgefaßt werden und haben aus diesem Grunde den Namen „Epidermoidalgebilde“ erhalten.

Eine weitere Eigentümlichkeit besitzt die Gemse in der sogenannten „Brunftdrüse“ — dies ist eine muschelartige Vertiefung hinter den Krucken, in der eine schwammig anzufühlende Drüse ihren Sitz hat, welche beiden Geschlechtern eigen ist. Beim Bocke schwillt diese Drüse in der Brunftzeit bedeutend stärker an als bei der Geis und verbreitet einen widerlichen, penetranten Geruch, der selbst auf weitere Entfernung wahrzunehmen ist. Über den eigentlichen Zweck dieser Drüse hat man keine Erklärung. Bemerkenswert ist ferner, daß die Schädeldecke der Gemse auffällig dünn ist, dagegen großen Grad von Elastizität entwickelt, sonst könnte sie nicht die häufig vorkommenden Steinschläge, welche bisweilen sogar die Krucken abschlagen, überwinden.

Wie alle Antilopenarten, hat die Gemsgeis ebenfalls vier Zitzen am Gesäuge und nicht zwei, wie die Ziegen. Der Pinsel des Bockes am Ausgange der Brunftrute zeichnet sich nur als dünner Wisch von einigen langen schwarzen Haaren ab und ist auch nur auf kurze Entfernung kaum bemerkbar.

Beim Gemswild sind die vier Mägen schärfer abgesondert als bei den übrigen Wiederkäuern. Im Verdauungsmagen findet man nicht selten, besonders bei älteren Stücken, sogenannte „Gemskugeln“, die bei verschiedener Größe bis zu jener eines Enteneies heranwachsen können. Diese Kugeln (Bezoarsteine) haben grünlichbraune, rauhe, krustenartige Oberfläche, welche im Innern des Tieres oder gleich nach dem Aufbruche noch weich und elastisch sich anfühlt, an die Luft gebracht aber sich sehr bald verhärtet. Die Substanz solcher Kugeln hat bitterlichen Geschmack und aromatischen Geruch. Gebildet wird so eine Kugel dadurch, daß sich die beim Äsen verschluckten Haare, Flechten, Wurzelfasern ꝛc. mit dem Harze verbinden, das die Gemse durch Äsung frischer Nadelholz- (Latschen-)triebe in sich aufnimmt. — In früheren Zeiten, wo der Aberglaube und Hokus-Pokus eine große Rolle spielte, wurde der Heilwirkung dieser Kugeln große Bedeutung bei verschiedenen Krankheiten beigelegt. Im übrigen will man bemerkt haben, daß Gemsen mit Bezoarkugeln behaftet, schlechter bei Wildbret und lichter gefärbt erscheinen und bei der Äsung nicht so lange aushalten wie andere Stücke, indem die vorhandene

Kugel hindere, entsprechendes Äsungsquantum aufzunehmen. — Eine besondere Eigentümlichkeit der Gemsen ist der „Pfiff“. Wie das Edelwild „schreckt“, der Rehbock „schallt“ — „schmäht“, so gibt die Gemse durch einen langgezogenen, schrillen Pfiff ihren Argwohn kund und warnt damit sämtliche Stücke in Gehörweite — es ist gewissermaßen der Alarmruf, welcher durch den Windfang ausgestoßen wird.

Wenn man der Legende von der Berliner „Wachjemse“ folgen wollte, könnte man denken, daß von dieser der warnende Pfiff ausginge. Die ganze Geschichte der „Wachjemse“ ist lediglich eine Fabel, deren verschiedene bei allerlei Wildgattungen aufgetischt werden, bei den Gemsen aber schon wegen des Gebietes, in dem sie leben, viel häufiger, ja oft in gruseligster Form.

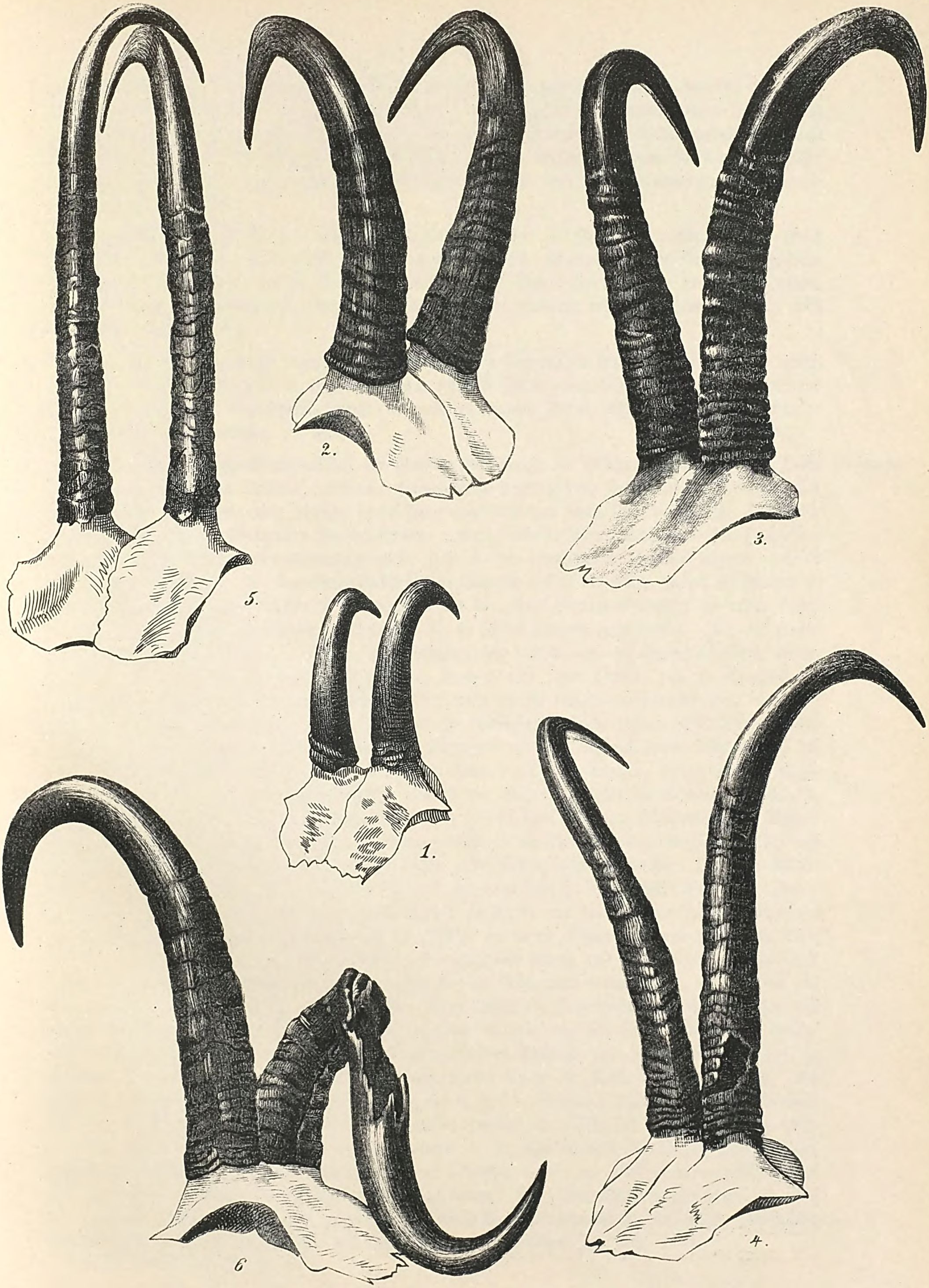
Selbstverständlich ist, daß bei allen Tiergattungen, welche in größerer Anzahl gesellig zusammenleben, abwechselnd das eine oder andere ältere Stück rege wird und aufmerksam ist und so, ohne besonders hiezu bestimmt oder sich bewußt zu sein, für die Sicherheit des Rudels sorgt; immerhin übernimmt, wie beim Edelwilde, so auch bei den Gemsen meistens eine alte Geis — die Leitgeis — die Führung des Rudels, welcher alle andern Stücke fast blindlings folgen.

Fährte. Die Fährte der Gemse ist jener der zahmen Ziege sehr ähnlich, doch von dieser durch regelmäßigere ovale Form, schärferen und mächtigeren Abdruck, leicht zu unterscheiden. Nach der Fährte das Geschlecht der Gemse anzusprechen, ist nur in ganz vereinzelten und unzuverlässigen Fällen möglich, denn die Fährten gleichstarker Stücke beiderlei Geschlechtes sind sich gleich. Es gibt ja Geltgeisen, die ebenso starke Fährten hinterlassen, wie mancher Bock. Eine hochbeschlagene Geis schränkt gerne, wie der Bock. Im übrigen ist aber die Bodenbeschaffenheit im Gebirge derart, daß man einer Fährte selten mit Sicherheit weit folgen kann, weil sie über Gründe geht, die sehr oft keinen Abdruck hinterlassen, es müßte nur bei geeigneter Beschaffenheit des Schnees sein. Sonach ist die Fährte beim Gemswild stets ein unzuverlässiges Erkennungszeichen, und unsere Jäger geben sich damit niemals viele Mühe.

Alter. Über das Alter, welches die Gemsen in freier Wildbahn erreichen, ist man nicht im Reinen, denn Terrain- und Standortsverhältnisse erschweren eine genaue Bestimmung; man schätzt das Alter der Gemsen durchschnittlich auf 20—25 Jahre, was wohl der Wirklichkeit am nächsten kommen dürfte. Einzelne Exemplare mögen wohl ein höheres Alter erreichen, insoferne sie nicht den tellurischen Verhältnissen oder der nie rastenden Büchse des Jägers oder gar des Wilderers zum Opfer fallen. v. Kobell meint wohl, einige Jäger behaupten, daß die Gemsen bis zu 50 Jahren alt werden. Diese Annahme könnte eine Bestätigung in einem Falle finden, den ich erwähnen will: der alte Förster Scheyerl in Weißbach bei Reichenhall (1893 pensioniert) sprach schon seit Jahren von einem kapitalen Bocke, den er in seinem Revier habe und welchem er schon nachgehe, so lange er auf seinem Posten in Weißbach sei, ohne ihn erlegen zu können. Vor einigen Jahren gelang es ihm nun wirklich, den „alten Latschenbock“ zu erlegen. Es war ein kapitaler Bursche mit herrlichen Krucken, die ich bei den Maßen schon erwähnt habe. Scheyerl war mehr als 30 Jahre auf diesem Posten, gab an, der Bock sei ihm beim Antritt seines Postens schon als kapitaler Bursche gleichsam übergeben worden und nachdem er ihn in den letzten Jahren seines Aufenthaltes in Weißbach erlegt habe, müsse der Bock auf ein Alter von ca. 40 Jahren angesprochen werden. Ich erwähne dieses Faktum, das ich persönlich verfolgte, hier und bemerke zugleich, daß Scheyerl sich nicht wohl geirrt haben kann, denn der Bock war allerdings nicht angebunden, hatte aber durch eine Steinschlagverletzung am linken Vorderlauf ein sicheres Merkmal, was ihn auch veranlaßte, sich wenig umzuthun und seinen Standort sicher einzuhalten. Zudem ist Scheyerl ein tüchtiger, erfahrener, praktischer Jäger gewesen, der sich um Litteratur und naturgeschichtliche Forschungen wenig kümmerte.

Verbreitung. Das Verbreitungsgebiet der Gemsen ist sehr ausgedehnt; außer unseren Alpen gibt es Gemsen in den Abruzzen, Pyrenäen, in den Bergen der kantabrischen Küste, Dalmatiens und Griechenlands, ferner in den Karpathen auf der hohen Tatra, in den transsylvanischen Alpen und auch im Kaukasus; unsere Alpen dürften aber das Hauptgebiet der Gemsen in sich schließen. Die besten Stände befinden sich im Salzkammergute, in Steyermark und Kärnten, dann im bayrischen Hochgebirge, dessen ganzen Zug entlang, in neuerer Zeit auch wieder in größerer Anzahl in Tyrol und Vorarlberg und schließlich auch wieder in der Schweiz. Eine annähernd richtige Zahl der Bestände anzugeben, ist sehr schwierig.

Gehörnbildung.



1. Jahrling. 2. und 3. Vier- und sechsjähriger Bock. 4. Geltgeis.
5. Abnormes Gehörn von einer Geltgeis. 6. Deformation durch Steinschlag.

Doch finden sich in allen genannten Ländern und Provinzen zahlreiche Rudel, die 30—50 Stück und mehr betragen können, ohne daß anzunehmen ist, daß sie zusammengedrückt worden wären. Die allseitig weidmännische Hege des Gemswildes in Bayern und Österreich, die Widerstandskraft, welche das Tier den Unbilden der Witterung entgegenzusetzen vermag, die Verminderung der Raubtiere haben die Bestände bedeutend gehoben und ihre Verbreitung von dort aus nach den angrenzenden Gebirgsstöcken wesentlich gefördert.

Thatsächlich mögen Bären, Luchse, Wölfe und Gemsgeier, welche früherer Zeit zahlreich genug im Gebirge hausten, den Gemsenstand gewaltig reduziert haben, infolgedessen derselbe ein so geringer war, daß sich hohe Herren, die im Flachlande Rotwild und Sauen im Überflusse zu bejagen hatten, mit der beschwerlichen Gemsjagd nicht viel befaßten, dieselbe vielmehr teils dem Jagdpersonale, teils dem freien Gejaid überließen.

Wie da die Hege bestellt war, läßt sich denken. Die Tegernseeer Klosterrechnungen z. B. weisen vom Jahre 1568—1580, also in 13 Jahren, auch nur die Einlieferung von 16 Gemsen nach, während jetzt dort ein herrlicher Gemsenstand besteht, der mehrere tausend Stücke zählt. Wie dort, so war es auch in andern Gebirgsstöcken der Fall. —

Lebensweise.

Die Gemsen bewohnen am liebsten den obersten Waldgürtel des Gebirges, das Gebiet der Hochalmen und der Legföhren (Latschen, Zundern), wenngleich sie zeitweise kahle Felsrücken und die noch höher gelegene Schneeregion aufsuchen; häufiger jedoch findet man sie in den dichten Bergwaldungen. Die Gemse gehört entschieden zu den Waldtieren (Waldantilopen) und ist ebenso entschieden Tagtier; — wo sie geschont und nicht zu sehr verfolgt und beunruhigt wird, steht sie mit entschiedener Vorliebe jahraus, jahrein im oberen Waldgürtel. In den österreichischen Kronländern wollen die Jäger gerne die Gemsen in zweierlei Arten ausscheiden, nämlich in Waldgemsen und in „Kees"-Gemsen (Grattiere) — erstere sollen die stärkeren Stücke sein, letztere die schwächeren. C. F. Keller bemerkt ganz richtig, „daß die Gemse um so schwächer sich entwickle, je felsiger ihr Wohngebiet sei, daß sie aber im Gegenteile stärker werde, je näher der Waldgrenze sie ihren Standort habe; daraus gehe schon hervor, daß sie eigentlich ein „Hochwaldtier" sei. — In unseren bayerischen Alpen habe ich die Erfahrung gemacht, daß eine Ausscheidung der Waldtiere und eigentlichen Grattiere eine schwierige Aufgabe wäre, denn unsere Gemsen verändern je nach Jahreszeit und Witterung ihre Standorte oft sehr, obgleich jedes Stück, sobald die Veranlassung des Wechsels gehoben ist, gerne trachtet wieder den Ort aufzusuchen, wo es seine ursprüngliche Heimstätte fand. Andere Sachverständige nehmen an, daß die Gemsen im Sommer und Herbst, wenn konstant schöne Witterung vorherrscht, fort und fort den Höhen zustreben, während sie vor Eintritt groben Wetters oder Föhnwindes, sowie im Winter mehr in die Waldregion herabsteigen. Auch das ist meiner Ansicht nach nicht als Regel zu betrachten. Die Gemse sucht im Sommer kühle, im Winter warme, geschützte Standorte auf — das ist sicher, ob sich nun selbe in den höchsten Regionen befinden oder tief in den Hochthälern, scheint ihr gleich zu sein, wenn sie nur die zu ihren Lebensbedingungen nötigen Verhältnisse vorfindet. Freilich wird im Winter bei tiefen Schneelagen und grimmiger Kälte keine Gemse in den äsungslosen, kahlen Wänden der Bergkrate stehen, und wenn sie im Sommer und Herbste gezwungen wird, dorthin zu flüchten, wird sie jede Gelegenheit wahrnehmen, bald wieder auf ihren Standort zurückzuwechseln. Unsere meisten Berge haben die Formation, daß die südlichen und östlichen Abhänge, wenn auch felsig, doch bis auf kurze Strecken an den Grat Gestrüpp und Grasbänder aufweisen, während die nördlichen und nordwestlichen Abhänge vom Grat aus meist steil in zerrissenen Wänden abfallen, die Wände sehr schroff, häufig bis in die Waldregion hinabreichen. Bei großer Sonnenhitze stehen nun die Gemsen recht gerne in diesen nördlichen, schattigen Wänden, wechseln Morgens zur Äsung über den Grat auf die Südseite, lungern da herum bis die Sonne lästig wird, um dann hinter dem Grate wieder zu verschwinden. In allen Bergen finden sich aber Wände, Schluchten, Gräben, die kühl und schattig sind, und brauchen daher die Gemsen keine großen Reisen über die Firnen zu machen, um behagliche Ruhe zu finden. Alte, gute Böcke mögen schon gar nicht weit wandern, suchen sich vielmehr, natürlich mit Ausnahme der Brunftzeit, ihr stilles, behagliches Standfleckchen in den Hochwaldungen mit eingesprengten Stellwänden gern aus.

Ich habe die Erfahrung gemacht, daß selbst im Sommer die Gemsen in den schon an sich hoch gelegenen Bergthälern bis auf die Wiesgründe der Thalsohle herabsteigen und dort zur Äsung austreten, wie die Rehe im Flachlande. Besonders in den Algäuer Bergen ist dies sehr auffallend. Z. B. Exzellenz Graf von Rechberg weiland hat in der Nähe vom Städtchen Immenstadt eine Villa, von welcher aus wir öfter eine größere Anzahl von Gemsen auf den Wiesgründen stehen sahen, die sich zwischen der Bahnlinie und der Waldgrenze, kaum einige hundert Schritte ob der Landstraße hinanziehen. — Wer kennt nicht die herrliche Bergstraße zwischen Reichenhall und Jettenberg gegen das Wachterl und die Ramsau zu — eine von Kurgästen fleißig frequentierte Partie? Hier kann man am westlichen Abhang des Lattengebirges, der des Morgens im Schatten liegt, täglich von der Straße aus äsende Gemsen sehen, und eines schönen Morgens, als wir zur Jagd fuhren, schoß ich sogar vom Wagen aus auf einen Gemsbock, der kugelschußweit bis zur Landstraße herabgezogen war. Nicht minder stehen am nördlichen Abhange des Ristfeuchthornes beim bekannten Mauthäusel täglich äsende, meist starke Böcke der Landstraße gegenüber, zum großen Gaudium der Kurbummler, und an der sogenannten Reibwand des Nesselgrabens bei Reichenhall kommen die Gemsen bis auf ein paar hundert Schritte herab an die Landstraße — schon öfter wurde versucht sie anzubirschen, im vorigen Jahre (1893) unternahm ich selbst den Versuch — aber es gelang mir nicht. Daraus geht hervor, wie genau die Gemsen den Jäger von anderen Leuten, namentlich Hirten, Sennen ꝛc. zu unterscheiden wissen.

Die Gemse ist ein höchst geselliges Tier, nur die guten, alten Böcke, auch „Lauderböcke" genannt, machen einige Ausnahmen. Gewöhnlich leben die Gemsen in größeren und kleineren Rudeln gesellig zusammen. Die größeren Gesellschaften bestehen aus Geisen — Gelt- und Kitzgeisen — Kitzen, Jahrlingen und geringeren Böcken. Unsere Bergjäger nennen in ihrer urwüchsigen Bezeichnungsweise solche Rudel „Geraffel", d. h. eine Gesellschaft, in der keine jagdbaren Stücke stehen. Die guten Böcke sondern sich ab, stehen allein oder in Gesellschaft von zwei oder drei Ihresgleichen. Beim Rudel übernimmt eine alte Geis die Führung — Leitgeis — dieser folgt, ziemlich unbekümmert um die Sicherung, die ganze Gesellschaft. Als Tagtier unternimmt die Gemse am frühen Morgen ihre Wanderung und tritt zur Morgenäsung; in ruhigen Lagen verweilen sie da bis gegen Mittag, thun sich dann auf breiten Bändern hervorspringender Felsköpfe im Schatten nieder, um einige Zeit zu rasten, worauf sie dann äsend und spielend entweder Waldbeständen oder Latschendickungen zuziehen und dort wiederkäuend bis zur Abendäsung verweilen. Wenn die Sonne sich neigt, lange Schatten wirft und kühlerer Hauch aus Mulden und Gräben aufsteigt, dann wird das Rudel wieder rege. Bald treten sie aus dem Schutze der Dickung, wo sie über Mittag gesteckt sind, wieder aus, sichern alles ab und ziehen ihren besten Äsungsplätzen wieder zu. Bis zum Einbruch der Nacht — bei mondhellen Abenden oft bis 9 und 10 Uhr — verweilen sie am Äsungsplatze und suchen dann ihr Nachtlager auf, ohne sich gerade an einen bestimmten Platz zu binden oder sich enge zusammen zu rotten, sie lagern eben, wie es die Örtlichkeit gestattet, in verschiedenen Abständen und Gruppen von einander.

Andere verwandte Tiergattungen lieben sie nicht; wo Ziegen und hauptsächlich aber Schafe weiden, darf man keine Gemsen suchen, obgleich Begattungen mit Hausziegen schon konstatiert sein sollen.

Sinne. Die Sinne der Gemsen sind hoch entwickelt, namentlich was Gehör oder Geruch betrifft — das leiseste, verdächtige Geräusch, Abgehen von Steinen, Anschlagen des Bergstocks, vernimmt die Gemse in der reinen, klaren Bergluft sehr weit und die Wittrung der Gemse übertrifft fast die des Edelwildes. Darum glaubt auch C. F. Keller, die Gemsen könnten schon an der Wittrung die Alpenleute von den Jägern unterscheiden, und sagt deshalb: „wer einmal so einen Alpenhirten mit seinen von Mist starrenden Kleidern und ihrer penetranten Ausdünstung in allernächster Nähe gewittert, der wird offenbar nicht mehr lange zu klügeln brauchen, warum der äußerst feine Windfang der Gemse solch einen Stallpatriarchen schon aus weiter Ferne vom Jäger zu unterscheiden vermöge — dazu brauche man wahrlich keinen „Instinkt"!"

Mit dem Gesicht der Gemse verhält sich's jedoch etwas anders, die Gemse ist „übersichtig" — „weitsüchtig". Auf große Entfernungen eräugen die Gemsen jeden verdächtig sich bewegenden Gegenstand, in der Nähe aber vermögen sie, wenn der Wind gut ist, einen bewegungslos und einigermaßen gedeckten

Jäger kaum von der Umgebung zu unterscheiden, oder als etwas zu erkennen, von dem sie bedroht erscheinen. Ich saß vor ein paar Jahren auf dem Bärenkaar der Reutalpe in einer Steinmulde zwischen Latschen und Alpenrosengestrüpp halb gedeckt, und um mich herum standen auf der Windseite mehr als 40 Stück Gemsen; Kopf und Brust, sowie Büchse und Arme hatte ich frei und dennoch eräugte mich kein Stück, obgleich alte, vorsichtige Leitgeisen dabei waren. Ein paar geringere Stücke kamen bis auf ca. 2 m Entfernung an mich heran, ohne mich zu erkennen — als dann ein Bock über den Wechsel herauf zog und ich Feuer gab, da stürmte alles kreuz und quer an mir vorüber — eräugt hatten sie mich aber nicht, denn die Tiere hatten so viel zu winden und zu vernehmen, wohl auch zu eräugen, was in der Ferne geschah, daß sie mich in allernächster Nähe nicht gewahr wurden. Gerade diesen Tag, diesen Stand zähle ich zu den schönsten Episoden meines Jägerlebens im Hochgebirge — mehr als eine halbe Stunde mitten unter den Gemsen zu sitzen, wird uns nicht oft passieren!

Die Kletterkunst und Sprungfähigkeit der Gemsen sind so allgemein bekannt, daß ich der Raumersparnis halber füglich darüber hinweggehen kann. Die Kühnheit, mit welcher die Gemsen oft die scheinbar unübersteiglichen Hindernisse nehmen können, setzt in Erstaunen; mit einer Sicherheit überspringen sie Gräben und Risse, setzen von Klippe zu Klippe, ohne kaum sichtbaren Halt unter den Läufen zu haben, fahren wie die Ameisen durch steile Kamine hinauf und setzen über rauhes, überwuchertes Gestein und Geröll abwärts, daß man glauben sollte, sie müßten sich zerschellen. Allerdings sieht sich das bei den grotesken Formen des Gebirges oft ganz anders von der Ferne an; was da klein erscheint, hat in der Nähe gesehen ganz andere Dimensionen, und so kommt es auch, daß wir Bänder und Schrunsen in den Felswänden gar nicht wahrnehmen, die der Gemse hinlänglich genügen, daran in die Höhe zu klettern.

In der bessern Jahreszeit besteht die Äsung der Gemsen aus den feinen, aromatischen Alpengräsern und Pflanzen, die an Gehängen und Felsbändern reichlich vorhanden sind; im Hochsommer frequentieren die Gemsen auch die höchsten Lagen und nützen den Pflanzenwuchs auf Stellen aus, wohin weder die Alpenziegen noch die Schafe sich versteigen. Man könnte glauben, die Qualität dieser Äsungsstoffe ersetze die Quantität weniger kräftiger Kräuter in tieferen Lagen. Aber auch im Winter, wo die Äsung spärlich unter der tiefen Schneedecke hervorzuholen ist, weiß sich die Gemse zu helfen, sie nimmt da mit Flechten, zarten Trieben der Bergerlen und Alpenrosen, mit Moosen und den Spitzen der Nadelhölzer vorlieb. Was der Gemse aber unentbehrlich ist, das ist die Lecke, der Salzgenuß, der wesentlich zu ihrem Wohlbefinden beiträgt. Äsung.

Auch Wasser ist den Gemsen unentbehrlich, besonders in der warmen, trockenen Sommers- und Herbsteszeit, wo in den hohen Bergen durch Sonne und trockene Föhnwinde alle Feuchtigkeit verschwunden ist, die etwa als Tau auf den Halden und Gräsern gewöhnlich haftet und so den eigentlichen Genuß reinen Wassers ersetzt. Besonders nach reichlichem Salzgenusse mag den Gemsen frisches Wasser Bedürfnis sein.

Im Monat September und Oktober wird das Gemswild feist. Gelte Geisen und Böcke werden schwer und träge, lagern zumeist und thun sich nicht viel um; dies ist sozusagen die Vorbereitung zur Brunft. Die Kitzgeis hat bis Ende Oktober ihr Kitzchen, das sie in den entlegensten Alpenwinkeln etwa im Monat Mai gesetzt hat, soweit erzogen, daß sie mit demselben die größere Gesellschaft aufsuchen kann. Das Kitzchen ist nach dem Setzen sehr unbeholfen, wird von der Mutter sorgfältig trocken geleckt und ans Gesäuge gebracht. Schon nach einigen Stunden werden Gehversuche gemacht; am zweiten oder dritten Tage sind die Fortschritte schon so groß, daß ein Mensch vergeblich sich bemühen würde, ein Gemskitz zu fangen. Von nun an unterrichtet die Mutter ihren Sprößling in allem, was zum Leben einer Gemse nötig ist, lehrt namentlich die Sprunggewandtheit und Kühnheit mit großem Eifer. Besonders das Überspringen von Spalten, sowie das Nehmen von Felsblöcken und steilen Wechseln wird sorgfältig geübt. Man hat beobachtet, wie eine Geis mit ihrem Kitze an einen steilen, hohen Felsblock kam. Die Mutter setzte hinauf, das Kitz konnte nicht folgen, klagend und meckernd blieb das unbeholfene Ding unten, da sprang die Geis wieder herab und wieder hinauf, machte die Übung unter Ausstoßen eines schwachen, dumpf meckernden Tones dem Sprößling vor, entfernte sich scheinbar auf größere Entfernung und ruhte nicht, bis das Kitz nach ein-, zweimaligem vergeblichem Brunft.

Versuche den Sprung endlich fertig brachte und der Mutter folgen konnte. Über die Tragzeit der Gemsen ist man nicht ganz einig. Die einen Sachverständigen behaupten, daß die Geis nach 21 Wochen ihr Kitz setze; andere sprechen von 28 Wochen und Forstrat Volkmann berichtet, daß die Geis nach 23—24 Wochen Ende Mai oder Anfang Juni setze.

C. F. Keller spricht von 21 Wochen und bestimmt die Setzzeit auf Ende April oder Anfang Mai. Brehm berichtet, daß Schöpf angab, seine im gefangenen Zustande lebenden Gemsen hätten genau 150 Tage gleich 21—22 Wochen nach der Begattung gesetzt, wobei eine Täuschung deshalb auszuschließen sei, als der Bock nach dem Beschlage entfernt wurde. R. v. Dombrowski nimmt ebenfalls 21 Wochen Tragzeit an und verlegt die Setzzeit auf Ende April oder Anfang Mai. Forstrat Böhmerle führt 20—21 Wochen Tragzeit und den Monat Mai als Setzzeit an. Gewöhnlich setzt die Geis nur ein Kitz, ältere Geisen manchmal zwei, in Ausnahmsfällen drei Kitze. Die Geis säugt ihr Kitz bis sie wieder hoch beschlagen ist, das Kitz bleibt aber bei der Mutter ebenso wie die Nachkommenschaft vom vorigen Jahre (Jahrlinge). Im dritten Jahre wird das Gemswild beiderlei Geschlechts fortpflanzungsfähig. Ende Oktober oder Anfang November hat die Feistzeit den höchsten Punkt erreicht und alsbald stellt sich dann der Begattungstrieb ein. Die Geisen vereinigen sich mit ihren Kitzen und Jahrlingen zu größeren Rudeln auf den Brunftplätzen, wo auch schon die geringeren drei- und vierjährigen Böcke sich einfinden.

Auch der gute Bock, der sich weder um seine Nachkommenschaft, noch deren Erziehung kümmert, wird jetzt mobil, sucht und lugt allmählich nach den Geisen aus; auf vorstehenden Felszacken kann man ihn stehen sehen, er schleicht durch das Latschengestrüppe und macht sich endlich an die Rudel heran, als ob er von jeher der liebenswürdigste Gesellschafter gewesen wäre. So wird nun November und die eigentliche Brunft beginnt. Nicht überall und jedes Jahr tritt die Brunft gleichzeitig ein, lokale und tellurische Einflüsse beschleunigen oder verzögern dieselbe, und so kommt es vor, daß an manchen Orten schon Ende Oktober, an andern erst um Mitte November die Brunft beginnt. Ebenso unbestimmt ist das Ende der Brunft, das sich bis Mitte Dezember hinausziehen kann.

C. F. Keller führt an: „Alte Gemsenjäger behaupten, daß bei Geisen, die in der gewöhnlichen Brunftperiode gelte geblieben seien, ungefähr drei Wochen später noch eine zweite Brunftperiode beginne und dann noch fruchtbarer Beschlag erfolgen könne. Thatsächlich beobachtet man hie und da, wenn die gewöhnliche Brunft ihrem Ende naht, daß sich Böcke um eine einzelne Geis sehr hitzig bewerben, während sie zehn andere ganz unberücksichtigt lassen. Ob nun gerade diese Geis in der eigentlichen Zeit nicht gebrunftet, erst später damit begonnen habe, oder gelte geblieben und eine zweite Brunft eingetreten sei, das entzieht sich im Freileben selbstverständlich unseren Beobachtungen und könnte höchstens in der Gefangenschaft genauer festgestellt werden".

Für diesen Fall spricht folgende Thatsache, welche mir erst jüngst von einem glaubwürdigen Gewährsmann, Dr. S., berichtet wurde, indem er sich Aufklärung bei mir zu verschaffen suchte. Herr Dr. S. erzählt: „Am 18. Juli v. J. (1893) revidierte ich mit dem Revierjäger die Birschsteige im Revier A. im Pusterthale; dort trafen wir auf eine Gemsgeis, die nicht flüchtig wurde. Dies war mir auffällig, weshalb ich näher trat und bei der Geis, die sich nur immer langsam wegzog, ein Kitz fand, welches höchstens 24 Stunden alt und daher noch sehr unsicher auf den Läufen war. Ferner schoß am 27. Juli desselben Jahres ein Aushilfsjäger an der B...r Grenze (Bauernrevier) ein einzelnes starkes Stück; beim Aufbruch ergab sich, daß das Stück eine hochbeschlagene Geis war. Das Kitz, welches sie trug, war völlig normal und lebend und nur an den Blättern und zwischen den Keulen oben auf dem Rückgrate behaart; die Geis selbst war ganz gesund.

Die Brunft von 1892 war bei uns durchweg schlecht, die Böcke trieben infolge des warmen Wetters, selbst gegen Mitte November noch wenig. Wir fanden im Jahre 1893 auffallend große Zahl von gelten Geisen. — So stand im Revierteile Z. des Unterjäger P. den ganzen Sommer ein Rudel von 24 Stück Geisen, von denen nur eine einzige ein Kitz hatte. Im selben Sommer schoß ich drei Geisen ab, von denen eine absolut gelt war und nie Kitze gehabt hatte, die beiden andern aber in frühern Jahren gesetzt haben mochten; dies mögen Geisen gewesen sein, welche unbeschlagen durch die letzte Brunft gingen." Der Umstand nun, daß beide angeführten Geisen erst im Juli setzten, läßt auf die erwähnte Nachbrunft schließen.

Andere Jäger nehmen an, daß wenn das Verhältnis von Böcken zu den brünftigen Geisen ein zu ungleiches sei, teils viele unfruchtbare Beschläge vorkommen, teils auch die Brunft sich recht lange hinausziehe; an diese eigentliche Brunft schließe sich dann eine zweite (Nachbrunft) an. Auch dieser Punkt wäre durch die angeführten Thatsachen erklärt, zu welchen C. F. Keller ebenfalls noch besondere Fälle anführt.

Wenn nun die eigentliche Brunftzeit eingetreten ist, dann werden die Böcke im höchsten Grade hitzig, wechseln und rennen wie toll im Revier herum, von einem Rudel zum andern und umschwärmen die Geisen, dabei einen dumpfblöckenden Ton ausstoßend; diesen Ton hört man nur zur Brunftzeit. In der höchsten Aufregung lassen sich Böcke auch hinreißen, nach den Geisen mit den Vorderläufen zu schlagen und durch rücksichtslose Gewaltthätigkeit ihre Alleinherrschaft kund zu geben. Mit großer Eifersucht überwacht der Bock alle ihm sichtbaren Geisen und bemüht sich, das Scharwenzeln mit andern Böcken hintanzuhalten. Aber gerade dieses „Überallseinwollen" des guten Bockes gibt Anlaß, daß andere Böcke, geringere, sich den Lohn der Minne pflücken, und die Unruhe des alten Herrn nach Möglichkeit ausnützen. So ein wildbrunftender Gemsbock, sagt Keller, ist das Bild der höchsten Geilheit; beständig näßt er so gegen die Vorderläufe hin, daß sich die Haare ganz abfärben; im Genusse ist er unersättlich.

Daß es bei solcher Aufregung zwischen gleichstarken Böcken zu heftigen Kämpfen kommt, ist selbstverständlich. Geringere Böcke nehmen gewöhnlich „Reißaus", wenn der Platzbock etwa naht. Ganz anders gestaltet sich die Sache bei gleichstarken Böcken; beim Herannahen eines solchen stößt der Platzbock ein blöckend-knurrendes Grunzen aus, stampft mit den Vorderläufen und schüttelt mit einer eigentümlichen Bewegung die Krucken, dann geht's zur Offensive über; in vehementem Sprunge stürzen die Kämpfer aufeinander und stoßen mit gesenkten Krucken gegeneinander, dann trachtet jeder Kämpfer seinen Gegner mit den scharfen, gekrümmten Haken seiner Krucken fassen zu können. Oft reißen sie sich mit den verfangenen Krucken hin und her, und sind diese wieder frei, dann erheben sie sich auch manchmal auf den Hinterläufen und fahren neuerdings zusammen. Gelingt es einem Kämpfer, die Parade des anderen zu umgehen, flugs fährt er ihm mit den Krucken in die Seite und mit geschickter Drehung des Kopfes bringt er mit den scharfen Haken dem Gegner oft die schwersten Rißwunden bei. Die Krucken reißen nicht bloß die Decke auf, sie bringen tief ins Wildpret ein und reißen Adern und Sehnen in Fetzen. Gewöhnlich ist eine solche Abfuhr das Ende der Paukerei; der Verletzte räumt die Mensur und thut sich je nach dem Grade der Wunde bald nieder, um, nicht selten, dort zu verenden, denn trifft der Stoß und Riß die Dünnungen, hängt gar oft das Gescheide heraus und der Geforkelte ist verloren. Zu wiederholtenmalen sind auf solche Weise verendete Böcke von Jägern gefunden worden. Nicht selten trachten aber auch die Kämpfer, ihre Gegner an abschüssige Stellen zu drängen und wenn es gelingt, den Nebenbuhler in die Tiefe hinabzuschleudern. Solche Angriffe haben aber auch schon dahin geführt, daß in einander verhängt beide Kämpfer über Stellwände u. dergl. hinabgestürzt sind. In seltenen Fällen kommen Verkämpfungen vor, wie das bei den Hirschen der Fall ist, die Form der Krucken ist dazu nicht geeignet, sich dauernd zu verhängen. Im Laufe des vergangenen Herbstes erzählte mir der kgl. Förster Moisl in Jettenberg bei Reichenhall eine Episode, die er in der vorjährigen Brunft beobachtet hatte: „Am 29. November 1892 ging ich früh 7 Uhr in die Freiherrlich v. Karg'schen Waldungen am Soderboden, um nach den Holzarbeitern zu sehen. Auf meinem Gange spürte ich vier Stück Wild, welchen ich bis zur Hälfte unter die Reitalpwände am oberen Soderboden folgte. Da hörte ich plötzlich unter den Reitalpwänden von der Hirschwies-Alp herab ein Gemecker von Gemsen, ja ein furchtbares Geplärre, so zwar, daß ich mir nicht erklären konnte, was das sei. Ich stieg auf dasselbe, so rasch als möglich, zu. Auf einer Anhöhe angekommen, sah ich auf ungefähr 500—600 Schritte Entfernung, wie sich zwei starke Gemsböcke abkämpften, wovon bald der eine, bald der andere von seinem Gegner mit voller Kraft in den Schneeboden hineingestoßen wurde. Ich trachtete nun auf Umweg anzukommen, gerade hinzu konnte ich nicht wegen eines steilen Felsens — als ich auf ca. 200 Schritt hingekommen war, sah ich keinen Bock mehr, trat nun näher und fand am Kampfplatz den Schnee zerwühlt, alles voll Schweiß und Haare. Nun spürte ich ab, wohin die Böcke aus seien. Der eine Gemsbock wäre wohl hart neben mir unter einem hohlen Stocke

gesessen, beim Ausspüren hatte ich ihn aber nicht beobachtet, bis er plötzlich herausfuhr. Ich war aber vom raschen Steigen atemlos und konnte einen sichern Schuß nicht anbringen, sodaß mir der Bock rasch entschwunden war. Ich sah nun am verlassenen Lager nach und fand dasselbe voller Schweiß; dann birschte ich auf der Rotfährte schußfertig nach und erlegte nach ca. einer halben Stunde am Hirschl-Aufstieg den Bock. Dieser Bock war übel zugerichtet; an der rechten Weichen kurz vor dem Schlägel hatte er einen Stoß in der Größe von zwei Mannsfäusten, sodaß das Gescheide weit heraushing. Außerdem hatte er noch mehrere Stöße und am Halse eine so tiefe Rißwunde, daß Luftröhre und Schlund bloßlagen. Nachdem ich den Bock aufgebrochen und eingehängt hatte, versuchte ich den andern Bock auszuspüren. Im Schnee fand ich Schweiß und sah, daß der Bock den linken Hinterlauf nachgeschleppt hatte, konnte ihn aber wegen eingetretener Dämmerung nicht mehr ausmachen. In der Nacht fiel starker Schnee, so daß alle Mühe vergeblich war. Im Frühjahr 1893 (4. März) wurde der Bock vom Jagdgehilfen Hallinger zunächst dem Hirschelaufstieg am Schmiedwald gefunden. Beide Krucken sind der Sammlung des Herrn Baron v. Karg mit betreffendem Vermerk einverleibt, denselben gemäß sind beide Böcke sehr starke Burschen gewesen. Der von mir erlegte wog nach Aufbruch und trotz allem und dem Umstande, daß er sehr abgebrunftet war, immer noch 48 Pfund." Soweit dieser von glaubwürdiger Person erwähnte Fall.

Selbstverständlich ist wohl, daß bei einem solchen Gebahren die Böcke stark abmagern und so heruntergekommen, daß sie sich bald in ruhige, stille Tieflagen zurückziehen. Das Wildbret solcher Böcke ist nahezu ungenießbar, denn die penetrante Brunftwittrung ist abstoßend.

Daß sich Gemsböcke mit Hausziegen fruchtbar paaren sollen, habe ich schon erwähnt, unbedingt stichhaltige Beobachtungen sind jedoch noch nicht zur Kenntnis der Forscher gelangt. Brehm erwähnt allerdings in seinem Tierleben einen Fall, welcher der schweizerischen Jagdzeitung entnommen ist und im Jahre 1867 sich ereignet haben soll. Ein starker Gemsbock habe sich unter eine Ziegenherde gedrängt und dort so lange hochzeitlich verkehrt, bis er vom Hirten verjagt wurde. Das Ergebnis seien zwei Zicklein — Bastarde gewesen, Bock und Geis, die aufgezogen wurden. Brehm selbst aber stellt sich zu diesem Falle etwas ungläubig. Auch Bechstein berichtet von Bastarden und C. F. Keller zweifelt nicht an der Möglichkeit solcher Bastardierung.

Hege. Obgleich man früher infolge der Konfiguration des Gebirges und der dortigen Witterungsverhältnisse glaubte, in Betreff der Hege der Gemsen nicht viel ausrichten zu können, hat doch die Erfahrung der Neuzeit gelehrt, daß dem nicht so sei, sondern daß das Gemsrevier durch rationelle Bewirtschaftung auf ungeahnte Höhe gebracht werden könne, wie denn auch das Gegenteil sich handgreiflich herausstellte. Es gab eine Zeit, in welcher die Gemsbestände in Tirol und namentlich in der Schweiz so herabgekommen und reduziert waren, daß ein offizielles Eingreifen von Seite der Regierung und der einschlägigen Behörden als Notwendigkeit sich herausstellte. Zum Glück ist das noch zur elften Stunde geschehen und in der neueren Zeit haben sich die Bestände an Gemsen auch dort wieder in erfreulicher Weise gebessert.

Wenn im Gebirge ein direktes Eingreifen zum Schutze und zur Vermehrung der Gemsen auch nicht in der Weise möglich ist, wie bei Wildarten des Flachlandes, so können doch Schutzmaßregeln getroffen werden, welche, wie genügende Beispiele beweisen, segensreiche Folgen haben.

Zunächst ist Ruhe im Revier eine der Hauptbedingungen. Zu oftes Beunruhigen der Gemsen durch größere oder kleinere Treibjagden und solche mit Hunden veranlassen das Wild, geschütztere und ruhigere Stände anzunehmen, d. h. aus den beunruhigten Ständen auszuwechseln. Ferner ist beim Abschusse möglichst strenge darauf zu sehen, daß nur gute Böcke und wirklich gelte Geisen erlegt werden. Kitzgeisen und Jahrlinge sollen unbedingt geschont werden. — Ein weiterer Punkt für die Regulierung des Abschusses ist das Bestandsverhältnis. Wenn es im Hochgebirge auch unendlich schwer ist, den Stand nach Zahl und Geschlecht genau bestätigen zu können, wird doch ein fleißiger Revierjäger annähernd seinen Bestand und dessen Zugang kennen. Darnach dürfte der Abschuß geregelt werden. —

Neben der Ruhe im Revier ist Fernhaltung von Raubzeug und Wildschützen unbedingtes Erfordernis zur Hebung des Bestandes. Wenn von dem Raubwilde der Gegenwart die Gemse auch nicht mehr zu viel zu leiden hat, so gibt es doch einzelne Spezies, welche derselben gefährlich werden können.

Besonders das Jungwild — Kitze, Jahrlinge — mögen den Angriffen der Adler und Geier, sowie der Füchse, falls solche überhand nehmen, ausgesetzt sein. Diese Feinde nach Möglichkeit zu verringern und ferne zu halten, ist strengste Pflicht des Hegers.

Heutzutage ist der Raubschütze und Schlingenleger der gefährlichste Feind des Gemsstandes.

Genügendes Schutzpersonal, geregelter Aufsichtsdienst und pflichteifrigste Hingebung des Personales können zu starke Übergriffe auf das Möglichste zurückdrängen. Hier kann der Ort nicht sein, Verhaltungsmaßregeln über Beschützung des Reviers in ausführlicher Weise zu geben, nur soviel sei gesagt, daß der Revierjäger, eifrig im Dienste, zu jeder Tages- und Nachtzeit bald da, bald dort auftauche, den Leuten — Sennerinnen, Hirten, Geisbuben — gegenüber niemals über seine Gänge und Wege Mitteilung mache, im Gegenteil diesen mitunter ganz andere Richtungen angebe als jene, welche er wirklich einschlagen will. Der Einstieg ins Revier, der Begang desselben soll nicht nach einer gewohnheitsmäßigen Ordnung jederzeit gleich gemacht werden — die Leute dürfen nie wissen, wo der Jäger zu dieser oder jener Stunde sich aufhält — plötzlich muß er da oder dort auftauchen und wieder verschwinden an Orten, wo man ihn nicht erwartete. Ist aber ein Begegnen, ein Zusammenstoßen mit Wilderern eingetreten, dann hat sich der Jäger mutig und schneidig zu benehmen — so wird er die Wilderer am ehesten abhalten; besser ist es stets, den Raubschützen vom Revier f e r n e zu halten, als mit ihm in Kampf zu treten. Daraus geht auch hervor, daß der Jäger niemals ein Wirtshaus-Hocker sei, denn diese Schwachheit werden die Spitzbuben bald los haben und während der Heger hinterm Glase sitzt, weiß der andere seinen Zweck zu erreichen.

Bei Gelegenheit der Revierbegänge ist die Stellung von Fallen und Eisen für Fuchs und Adler angezeigt. Jeder Jäger hat die Pflicht, die Anwendung dieser Hilfsmittel gründlich zu kennen und zu üben; nebenbei wird auch der Jagdherr seine Anordnungen so treffen, daß die Erbeutung des Raubzeuges dem Revierjäger auch einen nicht zu verachtenden Nebenverdienst einbringt. Auch der eine oder andere Luderplatz im Revier wird gute Dienste leisten und besser sitzt der Mann in der Luderhütte als im Wirtshaus.

Da im Gemsreviere auch anderes Wild zu Hause ist, wie z. B. Birk- und Auergeflügel 2c., soll auch die Vertilgung des kleineren Raubwildes, wie Marder und Iltis Hand in Hand gehen. Nicht minder ist auf Dezimierung der Kolkraben Rücksicht zu nehmen.

Das Hauptaugenmerk muß aber der Heger immer auf Raubschützen und Schlingenleger richten. Gut begangene Wechsel, Zwangswechsel u. dergl., auf denen mit Vorliebe Drahtschlingen aufgestellt werden, sind infolgedessen fleißig wegen solcher zu kontrolieren.

Vielfach ist man von dem Grundsatze ausgegangen, die Gemsen nähmen keine Fütterungen an, es bedürfe auch derer nicht, denn die Gemse sei ein so widerstandsfähiges Wild und so genügsam, daß sie selbst in strengsten Wintern keinen Hunger leide. Mag dem zum Glücke auch so sein, so ist dennoch nicht zu verkennen, daß Winterverhältnisse eintreten können, welche die Gemsen infolge spärlicher Äsung so herabbringen, daß sie schwach werden, ihre Widerstandskraft verlieren und infolge dessen die Unbilden nicht mehr ertragen können, denen sie sonst getrotzt hätten. Beweise sind genügend vorhanden und große, ja massenhafte Wildverluste konstatiert. Noch nicht zu lange ist es her, daß im bayerischen Hochgebirge der Verlust an Gemsen infolge Äsungsmangel nach tausenden gezählt wurde — ja die Behörden sahen sich sogar veranlaßt, für Bergung und Vernichtung der Kadaver im Frühjahre Belohnungen auszusetzen, um etwa dadurch entstehende Seuchen, die auch für das Weide-Vieh verderblich werden konnten, hintanzuhalten. Fütterung.

Soll nun etwas geschehen, muß es in einer Zeit vorbereitet werden, in welcher die Schnee- und Winterverhältnisse den Zugang in jene Berge, in welchen die Gemsen ihren Winterstand nehmen, noch gestatten, d. h. im Sommer und Herbste sind Vorräte zu sammeln und herzurichten, um dann für eintretende Umstände gesichert zu sein.

Freilich nimmt die Gemse ihres natürlichen Mißtrauens und ihres scheuen Wesens halber Fütterungsanstalten, wie sie im Hochgebirge für Edelwild und Rehe angelegt werden, nicht gerne an. Man kann aber auf andere Weise helfen.

Der Revierjäger wird die Winterstände der Gemsen kennen, welche hauptsächlich in der oberen Grenze des Hochwaldes, an sonnigen Gehängen, welche durch Felswände ꝛc. gegen scharfe Nord- und Ostwinde geschützt sind, gelegen sein dürften, auch Stellen, an denen durch Föhnstürme und Sonne nicht selten mitten im Winter offene Stelle entstehen. Einsenkungen, Bergmulden, sogenannte Böden, werden ebenfalls geeignete Plätze bieten.

Hier soll nun im Sommer und Herbste gutes Mattenheu in kleineren und größeren Quantitäten gewonnen und aufgeschlichtet werden und zwar an Stellen, wo diese Futterhaufen nicht eingeschneit werden können. Man wähle hiezu die überall vorkommenden „Schirm-" oder „Wettertannen" — „Wettertaxen" — die ihre schützenden Äste und Zöpfe bis auf den Boden herabhängen, jeder Bergjäger kennt sie zur Genüge. Außerdem gibt es in überhängenden Felswänden Mulden und Löcher, in welche das ganze Jahr kein Regentropfen und keine Schneeflocke hineinfällt. An solchen Stellen, und unter den Wettertannen um die Stämme herum soll Heu fest eingeschlichtet werden, das partieenweise gut zu salzen ist. Ganz sicher nehmen die Gemsen, wenn Not eintritt, derartige Fütterungen an.

Im Österreichischen besteht auch eine Fütterungsart, welche hier anzuführen ich nicht versäumen will — es sind dies die sogenannten Futter- oder Salzkugeln. Dieselben werden auf folgende Weise hergestellt: Man nimmt grobgeschroteten Hafer mitsamt dem Herel, vermischt diese Masse mit Salz, vielleicht auch etwas gut gereinigten Lehm und Wasser, macht dicken Brei und formt aus diesem kopfgroße Kugeln, welche getrocknet werden und in diesem Zustande leicht im Rucksacke an die geeigneten Stellen verbracht werden können. Zur Unterbringung dieser Kugeln eignen sich am besten kleine Tröge, ähnlich der Salztröge, die auf vielen Hochalmen für das Vieh im Gebrauch stehen. Diese Tröge sind an wind- und schneefreien Stellen unter Felsen anzubringen und die Kugeln dort einzulegen. Gefrieren diese Kugeln, ist es sogar gut, die Gemsen lecken daran und nehmen mit der Säure auch die Nahrung des Haferschrotes auf; zerfallen sie in kleinere Partikeln, wird das Wild nur um so leichter die Äsung aufnehmen können.

Ich habe die Beobachtung gemacht, daß z. B. an den höchstgelegenen Alm- oder Sennhüten des Algäues die für das zahme Vieh oder Pferde angelegten Salzrinnen, solange sie nicht eingeschneit waren, nach Abtrieb des Viehes von Edelwild und Gemsen reichlich frequentiert wurden — Fährten und Loosung bewiesen das zur Genüge.

Was jedoch das ganze Jahr über nicht fehlen soll, das sind gut angelegte Salzlecken, welche stets, besonders im Spätherbste und Frühjahr gut in Stand gesetzt werden sollen. Ihre Anlage an geschützten, schneefreien Stellen ist für Gemsen in der Winterszeit ein Haupterfordernis.*) Auch sogenannte Stocksulzen, in kernfaule Stöcke eingeschlagen, wie ich sie beim Edelwilde erwähnt habe, leisten herrliche Dienste.

Ein nicht zu verachtendes Behelf ist auch das Einzwängen von tüchtigen Salzsteinen auf geeigneter Höhe, in Felsrisse oder Baumzwuseln, die nicht eingeschneit werden. Diese Salzsteine kann der Jäger gelegentlich seiner Revierbegänge das Jahr hindurch allmählich in genügender Menge leicht hinauftransportieren und immer wieder, falls sie verbraucht sind, durch neue ersetzen.

Auf diese Weise kann Schutz gebracht werden — braver Wildstand, erfolgreiche Jagden lohnen dafür in erfreulichster Weise. Mit gerechtem Stolze mag dann der Revierjäger die ergiebige Strecke des nächsten Jahres legen, denn ein großer Teil der Erfolge fällt auf seine Rechnung, und in befriedigter Weise wird der Jagdherr Fleiß und Tüchtigkeit seines braven Hegers anerkennen.

Jagd. Wenn die Gemsjagd im allgemeinen auch betrieben wird: 1) durch Birsche, 2) durch Anstand und 3) durch Treibjagd, so ist die Art und Weise der Ausübung doch von jener auf andere Wildgattungen eine ganz verschiedene. Diese Verschiedenheit hat ihren Grund 1) in der Eigentümlichkeit des Wildes, 2) aber noch mehr in den Terrainverhältnissen des Hochgebirges — immer aber bleibt ihr eine Eigentümlichkeit, ein unbeschreiblicher Reiz, der uns stets wieder anzieht und wenn auch, wie bei allen Dingen im menschlichen Leben, die Abwechslung den Reiz erhöht, so wird doch jeder

*) Anlage und Rezepte für Salzlecken sind beim Edelwilde eingehend beschrieben und dienen auch in gleicher Weise für Gemsen. A. d. V.

wahre Jäger, welcher die Gemsjagd kennen gelernt hat und den Anstrengungen derselben gewachsen ist, so lange sie allen andern Jagden vorziehen, als seine Körperverhältnisse dies gestatten. Ein großer Teil dieser Vorzüge kommt auf Rechnung der großartigen Natur, in der wir jagen — ihre Eindrücke, ihre Überraschungen sind es, die in uns Begeisterung hervorrufen und das Genossene in uns so festnageln, daß es haftet bis ans Ende.

Wenn ich mich zurückversetze in die Jahre meiner Studienzeit und der Zeiten gedenke, in denen die Sehnsucht und Freude auf die Ferienzeit, auf die Genüsse im elterlichen Hause wochenlange mein ganzes Denken erfüllte, so kann ich heute dieses Gefühl nur vergleichen mit der Sehnsucht nach den Genüssen der herbstlichen Hochgebirgsjagd — auf diese Wochen freue ich mich heute noch als gereifter Mann ebenso, wie ehedem als junges Bürschchen auf die Ferien. Doch zur Sache.

Die Jagd auf Gemsen erfordert einige besondere Vorkehrungen in Bezug auf Ausrüstung des Jägers. Ausrüstung.

Zunächst ist die Kleidung den Fährlichkeiten und Umständen der Hochgebirgsjagd anzupassen; der rasche Wechsel der Witterung im Gebirge, der Umstand, daß man nicht nach Stunden rechnet, in welchen man sich dies und jenes wieder verschaffen und zurechtmachen kann — sondern, daß man auf ein — zwei — und mehrere Tage vorgesehen sein soll, die man im Berge zubringen muß, bedingt eine Kleidung, welche nicht zu leicht und auch nicht zu schwer sei, aber für alle Fälle ausreicht, und auch in Bezug auf Farbe nicht absticht. Man bedarf ja meistens schon eines oft anstrengenden Tagmarsches, bis man an Ort und Stelle ist, von wo aus die eigentliche Thätigkeit erst zu beginnen hat. Dort findet sich kein komfortables Hotel mit obligater Wein- und Speisekarte — eine dürftige Jagd- oder Sennhütte, primitivstes Lager, denkbar einfachste Kost — und Wetterverhältnisse, die man drunten im warmen, saftiggrünen Gebirgsthale nicht erwartet — heute heißen Sonnenbrand, morgen kalter Nebel — da herrliche, angenehme Bergesluft — dort in der nächsten Stunde schneidig kalter Zugwind — ein Wechsel rasch und unvermittelt, undenkbar in seiner Grenze — auf alles muß der Hochgebirgsjäger vorbereitet, für alle Fälle — gesattelt sein. Ein wollenes Unterhemd, das bei heftigem Schwitzen nicht kalt wird; womöglich wasserdichte Joppe; im Rucksack eine wollene Weste; gute, kurze, nicht festanliegende Hose, die an den Knieen niemals spannt, sei sie nun von Tuch oder Leder; feste, womöglich wasserdichte, wollene Strümpfe, welche, falls man freies Knie trägt, lang genug sind, um nach Bedarf heraufgezogen werden zu können, und vor allem feste, derbe, mit harten, kräftigen Sohlen versehene und gut genagelte Schuhe, die nicht zu weit über die Knöchel heraufreichen, um dem Fußgelenke freieste Bewegung zu gestatten; dann ein ausreichender, praktischer Wettermantel — das sind die ersten Bedingungen für Ausrüstung zur Hochgebirgsjagd.

Je nachdem man Gebirgslagen betritt, die das erfordern, mögen Steigeisen und Schneereife in Reserve sein. Steil abfallende Grasberge — sog. Graslahner — Schutthalden mit reichlichem Gesteine, lehmreiche Matten bedingen den Gebrauch der Steigeisen. Da gerade diese Verhältnisse in manchen Gebirgsstöcken, z. B. in den Bergen des Algäues, vorherrschen und man Steigeisen bei unvorhergesehenen Fällen nicht immer zur Hand hat, tragen die dortigen Jäger Bergschuhe, welche an Stelle der gewöhnlichen genagelten Absätze eine Art Hufeisen mit drei gehärteten Stahlgriffen haben, ungefähr so wie die Pferde im Winter. Man darf aber solche Schuhe nicht in der Friedrichsstraße zu Berlin kaufen, sondern wähle sie beim simplen Schuster im Bergdorfe aus — die passen!

Ist die Jahreszeit weit vorgerückt, daß sich in oberen Berglagen tiefer Schnee erwarten läßt, wie zur Zeit der Gemsbrunft, oder im Frühjahr zur Hahnenbalze, wo noch tiefer, alter Schnee lastet, da dürfen Schneereife in der Ausrüstung des Jägers nicht fehlen. Ein gesunder, kräftiger, nicht zu langer Bergstock von schlichtem Steinhasel, mit oder ohne Eisenbeschläge — kein Bambusrohr mit oben aufgesetzter Gamskrucke, drei Meter lang — wie ich bei einem norddeutschen „Gamsjäger" zu beobachten das Vergnügen hatte, und die geeignete Fertigkeit in Führung desselben ist absolut nötig.

Ein leichter, aber wasserdichter Hut von unscheinbarer Farbe, mit nicht zu breiten Krämpen, und ohne ein ganzes Arsenal von Spielhahnstößen, Fasanenfedern oder 30 cm langen „Roßhaargamsbärten", wie sie zur Zeit in den Ausrüstungsgeschäften „erbeutet" werden können — dient Kopf und Augen als Schutz. Ein großes Federspiel am Hut hat manche Gamsbirsch schon vereitelt, denn in der

stets bewegten Bergluft fächelt so eine Feder nicht bloß und blitzt in Sonne und Wind, sondern schnurrt zuweilen auch und der salonmäßige „Gemsenjäger" weiß sich nicht zu erklären, warum der Bock ihn „anjepfiffen" und eräugt hat, ohne daß er nur die geringste Bewegung machte. Der gute Rucksack ist selbstverständlich; ein kleines Patrontäschchen, entweder um die Hüften geschnallt oder in der Tasche getragen, ein guter, starker Genickfang in der Messertasche, ein gutes Fernglas, sei's nun „Spektifi", wie unsere Jäger sagen, oder ein Birschglas in Operngucker-Form — Binocle — dürfen so wenig fehlen wie die gute, treue, verlässige und sicher auf Fleck eingeschossene Büchse.

Als Universalgewehr für die Hochgebirgsjagd mag sich der sogenannte — Doppelbüchsdrilling — wie ihn Oberhammer in München oder alle Gewehrfabrikanten in den Gegenden, wo Gebirgsjad besteht, fabrizieren — am besten eignen. Auch ein guter Repetierstutzen ist zu empfehlen; der Berufsjäger aber im Gebirge, wenn er sich genannten Drilling nicht leisten kann — führe die Büchsflinte.

Selbstverständlich muß das Kaliber der Schußwaffe den Anforderungen entsprechen. Eine Büchse mit rasanter Flugbahn, Langblei, abgeplattete Spitze des Projektiles, nicht zu feines Korn auf dem Laufe, mögen den Anforderungen entsprechen, denn im Gebirge muß man manchmal auf ziemliche Weitschüsse antragen können, weshalb ein größeres Kaliber mit starker Elevation, so sehr es wegen guter Rotfährte vorzuziehen wäre, weniger empfehlenswert ist. — Wollen wir noch einer Schnapsflasche in einer kleinen Seitentasche des Rucksackes gedenken, dann mag die Ausrüstung des Jägers genügend sein.

Bei der ganzen Ausrüstung muß man eben darauf Bedacht nehmen, daß man alles auf das geringste Maß und Gewicht zurückführe, denn jedes Gramm Mehrgewicht verstärkt die Last des Mitzuschleppenden. Nicht immer und überall ist man im stande, einen Träger mitzunehmen und zur Hand zu haben, man ist also gezwungen, seine ganze Habseligkeit auf den eigenen Schultern zu transportieren und vermindert demnach alles Entbehrliche.

Birsche und Anstand. Obgleich ich Eingangs bei der Jagd auf Gemsen Birsche und Anstand von einander trennte, möchte ich doch bei der Beschreibung dies nicht einhalten, denn die beiden Jagdarten sind so eng miteinander verbunden, daß sie getrost zusammen behandelt werden können. Strenge genommen gibt es im Hochgebirge fast gar keine Birsche, welche nicht mit Anstand oder Ansitz in Verbindung gebracht wird. Die Kombination beider Jagdarten ergibt sich stets aus den jeweiligen Verhältnissen. Man kann des Morgens mit dem Ansitz auf dem Wechsel beginnen, den Tag über birschen und gegen Abend, da wo die Gemsen zur Abendäsung hinwechseln, wieder den Anstand frequentieren.

Wie bei allen Wildgattungen so auch auf Gemsen ist Birsche und Anstand für den gewiegten und erfahrenen Jäger immer die anziehendste und abwechslungsreichste Jagdart, sie gewährt einen Hochgenuß, der, wenn man auch nicht Erfolg hatte, dennoch befriedigt und nicht jenes eigentümliche Gefühl hinterläßt, das man bei einer Treibjagd empfindet, bei der man leer ausging. Die Birsche ist deshalb so anziehend, weil der Jäger in fortwährender geistiger und körperlicher Thätigkeit erhalten bleibt, sie ist aber auch aus dem gleichen Grunde sehr anstrengend und manchmal auch gefährlich.

Um den Birschgang mit Erfolg betreiben zu können, ist genaueste Revier- und Lokalkenntnis nötig; man muß Standort, Wechsel und Gewohnheiten des Wildes zu jeder Tages- oder Jahreszeit und bei jedem Wetter kennen. Bodenverhältnisse müssen ausgenützt, Wind und Wetter eingehender Beobachtung unterzogen werden.

Es ist deshalb sehr schwer, die Gemsbirsche eingehend und erschöpfend zu schildern, Umstände und Zufälligkeiten gestalten das Verhalten des Jägers so verschiedenartig, daß eine bestimmte und schablonenmäßige Regel nicht gegeben werden kann. Daher kommt es auch, daß Gemsbirschen mit spielender Leichtigkeit zum Ziele führen, daß sie aber auch wiederum Schwierigkeiten zu bereiten vermögen, die zu überwinden nur dem ausdauerndsten und passioniertesten Jäger gelingt. Mag der Erfolg ein günstiger, mag er ein negativer sein, befriedigt kehrt man zur Hütte zurück und brennt vor Begierde, die Thätigkeit nach genügender Rast aufs neue zu beginnen. Nicht leicht in meinem Leben bin ich von erfolgloser Birsche entmutigt zurückgekehrt, gerade das Fehlschlagen einer Kombination reizt zu erneutem Versuche, und gelingt der Streich, ist das Wild, ein besonders begehrenswertes Stück, geborgen, dann ist der Wert der errungenen Trophäe um so höher anzuschlagen, je mehr er Aufwand weidmännischer Thatkraft erforderte.

Der birschende Jäger hat vor allem die Windrichtung ins Auge zu fassen. Ich habe beim Edelwilde schon kurz erwähnt, daß im Hochgebirge der Hauptwindzug bei konstantem Wetter sich ziemlich genau regelt; der Morgenwind thut stetig bergab, so lange der betreffende Hang im Schatten liegt. An von der Sonne beschienenen Gehängen streift der Windzug bis gegen Abend stetig aufwärts. Legen sich aber die kühlen Schatten in die Thalgründe, dann schlägt plötzlich die Hauptrichtung um und streift wieder abwärts. Ist schlechtes Wetter, „grob Wetter" sagt der Bergler, im Anzug, dann ist diese Regel nicht ganz stichhaltig, es kann Seitenwind eintreten, bevor man sich versieht, und statt daß der Abendwind abwärts thut, „fackelt" er oder streicht wie untertags aufwärts. Über Gräben hinüber ist der Wind nie gefährlich, stets wird er im Graben (Schlucht) auf- oder abwärts ziehen. Das sind die Grundregeln, ohne deren Beachtung ein Birschgang auf Gemsen mit Aussicht auf Erfolg nicht projektiert werden kann.

Wer vielleicht ein paarmal im Leben eine bequeme Treibjad auf Gemsen erfolgreich mitgemacht hat, der möge sich ja nicht in dem Gedanken wiegen, daß er jetzt zur Gemsbirsche gefeit sei. Man braucht nicht wie der Tourist die höchsten Bergriesen zu ersteigen, um Gefahren und Mühseligkeiten entgegenzugehen; die Gemsbirsche bringt uns oft in kleineren Bergen in Lagen, welche zu überwinden mehr Kaltblütigkeit und Ausdauer von Seite des Jägers erfordern, als wenn man auf Touristenpfaden tausende von Metern in die Höhe stieg. Wie man den Steig verläßt, beginnen Mühseligkeiten und Anstrengungen, welche man nie ahnt. Steile Gehänge sind zu nehmen, Geröll- und Schutthalden zu überschreiten, Stellwände zu erklettern und Graslahnen herabzurutschen, und um das Genick zu brechen, thut's weiß Gott, ein Absturz von 15 und 20 Metern Höhe gerade so, als wenn man vom Grate des Watzmanns abstürzt. Es ist aber auch nicht alles so schlimm; häufig liest man in Schilderungen der Gemsjagd die gruseligsten Geschichten, und manche Jäger belieben unerfahrenen Menschenkindern solch blaue Wunder von droben vorzumalen, daß man selbst in die Gefahr kommt, einer solchen Jagdart aus dem Wege zu gehen. In gleicher Weise gibt es aber auch Menschen, welche, um sich ein gewaltiges Ansehen zu geben, in der verächtlichsten Weise von den Anstrengungen und Gefahren der Gemsjagd sprechen — solche Herrn, wenn man manchmal Gelegenheit hat, „droben" im Stillen zu beobachten, gerieren sich dort ganz anders — an jeder kitzligen Stelle sitzen sie rasch auf dem Unaussprechlichen und da oder dort versagt die „Schneid" gänzlich, so daß sie selbst mit Hilfe des Jägers eine gewisse kritische Stelle zu überschreiten nicht im Stande sind.

Das Abschätzen der Distanz ist im Gebirge für den Birschjäger auch ein Gegenstand eingehendster Übung, denn wer diese nicht besitzt, wird sich sehr hart thun. Das reichlich unterbrochene Terrain, die massigen Formen aufstrebender Felsen und Wände, breite Einrisse und Schluchten, die hiedurch bewirkte Verschiedenheit des Lichtes, erschweren das Abschätzen der Distanz, weshalb man keinen Augenblick vorüber gehen lassen soll, seine Schätzung irgend welcher Entfernung oder irgend welchen Gegenstandes zu prüfen. Ich habe beim Edelwilde schon einige Anhaltspunkte gegeben, wiederhole aber nochmals, daß man geneigt ist, die Entfernung des Wildes meist weiter zu berechnen, als dies wirklich der Fall ist, da es in den großartigen Formen der Gebirgswelt viel kleiner erscheint, wie z. B. im Flachlande. Auch hier macht die Übung den Meister.

Man nächtigt in einer Senn- oder Jägerhütte möglichst nahe des Gebirgsstockes, den man auf Gemsen abbirschen will. Von hier aus mag man vor Tagesanbruch einen Punkt aufsuchen, wo Gemswechsel vorüber und auf Plätze führen, welche die Gemsen zur Morgenäsung wählen. Kann man höheren Standpunkt erreichen, so daß das zu wechselnde Wild unter dem Birschenden vorüberzieht, so habe man Augenmerk auf den Morgenwind. Leichter thut man sich beim Birschen, wenn man an einem entfernteren Punkte die betreffende Höhe zu erreichen sucht und dann dem Berghange entlang — horizontal weiterbirscht. Hat man ein oder mehrere Stücke eräugt, überzeuge man sich wenn möglich zuvor, ob jagdbare Stücke dabei sind — Gelt-Geisen oder jagdbare Böcke. Äsende oder ruhende Stücke muß man stets so anzubirschen suchen, daß man hinter Deckungen, in Bergmulden oder Gräben anschleicht, damit die Gemsen den Jäger nicht vernehmen, denn selbst bei der größten Vorsicht kann man nicht verhüten, daß da oder dort ein Steinchen oder Geschiebe sich ablöst oder sonst irgend etwas passiert, was Lärm macht.

Die Gemse ist weitsichtig, daher verhüte man schon auf große Entfernungen, daß sie des Jägers ansichtig werde, denn sofort ist Unruhe da und bis man näher gekommen, ist das ganze Rudel über die Wand hinübergewechselt. Sehr zu empfehlen ist an aussichtsreichen Stellen, wo Wechsel vorüberführen, längere Zeit ruhig zu verharren — mit vielem Laufen und Rennen erreicht man nichts!

Hat man eine Wand vor sich, in der untertags die Gemsen sich einstellen, suche man sie von gegenüberliegenden Punkten in gedeckter Stellung mit dem Glase abzuäugen. Hin und wieder leiten abgehende Steinchen unsern Blick wirklich dahin, wo Gemsen lagern, das Klingen solcher Steinchen hört sich in der reinen Gebirgsluft und der herrlichen Bergesruhe sehr weit. Ein kundiger Jäger wird wissen, wohin die Gemsen von da aus des Abends zur Äsung wechseln. Mit Umgehung suche man den Ort zu erreichen und erwarte da mit peinlicher Ruhe den Zeitpunkt. Oft taucht, wenn man längere Zeit auf gutem Wechsel ausharrt, plötzlich und lautlos da oder dort ein Stück auf, ohne daß wir wissen, woher es kam; solche einzeln herumschleichende Stücke sind meistens gute Böcke.

Hat man nun endlich einmal ein jagdbares Stück schußmäßig vor sich, so erwäge man auch, ob es so stehe, daß man seine Kugel gut anbringen und dasselbe nach dem Erlegen auch bekommen kann. Nicht überall wo Gemsen stehen, kann man einsteigen und das Stück herunterholen, und umgekehrt kann ein Stück so geschossen werden, daß es abstürzt, sich schmählich zerfällt oder in Gräben und Schluchten hineinkugelt, die unzugänglich sind — solche Schüsse vermeide man, warte lieber ab, bis das Stück auf den gewünschten Boden kommt, dann erst berechne man seinen Schuß sehr genau und vorsichtig. Wenn man einen halben Tag herumgestiegen ist und dann einen leichtsinnigen Schuß abläßt, kann man gewiß darauf rechnen, daß besonders nach einem zweiten Schusse die ganze Umgegend wie ausgeblasen ist und man wieder Stunden und Stunden steigen kann, ohne eine Schußgelegenheit zu erhalten. D'rum sagt ja v. Kobell in der Legende vom „guten Bocke", nachdem er alle Bedenken aufgezählt: „Zu'n sechst'n mußt d' 'n treffa und zu'n siebeta muaßt d' 'n g u a t treffa, daß d' 'n kriegst aa' und daß er dir nit in a' Wand einisteigt, wo d' nit nachiko'st — a so is 's!"

Ich erinnere mich einer Birsche, welche ich vor einigen Jahren am R . . . alphorn des Algäus machte. Ich und der mich begleitende Jäger stiegen den steilen Berg an, dessen Gipfel auf der nördlichen Abdachung in düsteren Nagelfluhwänden endet. Der Berg macht auf dieser Seite zwei Mulden und zwischen diesen zieht sich eine scharfe Schneid zu Thale. Unser Plan war darauf berechnet, den Abend bis unter die Wände der einen Mulde anzusteigen und hier das Herabwechseln der Gemsen aus den Bändern der Wand zur Abendäsung zu erwarten. Dann in einer der nächsten Sennhütten zu nächtigen und vor Tagesanbruch den Grat zu ersteigen, um von dort die heraufwechselnden Gemsen beschießen zu können. Der Tag war schön, aber gegen Abend kam heftiger Wind, der grob Wetter, oder wie die Algäuer sagen — „schiaches Wetter" erwarten ließ. Gemsen thaten sich nicht um. In der Nähe war eine alte Roßalm, wir scheuten uns dort zu übernachten, denn die Hütte strotzte von Ungeziefer schlimmster Art. Wir zogen vor, eine höher gelegene Sennhütte zu wählen und während wir ca. eine Stunde dorthin zu steigen hatten, brach der Sturm schon los, tobte die ganze Nacht und morgens war Regen, Nebel und feines Schneetreiben mit heftigem Winde eingetreten. Die Hütte war schlecht, durch alle Spalten pfiff Wind und Schnee, so daß wir trotz des geheizten Ofens richtig froren. Doch gegen Mittag legte sich der Wind, der Nebel verzog sich und herrlicher Sonnenschein trat ein. Es waren die letzten Septembertage, und überall hörte man das Geklingel des abfahrenden Almviehes. Wir stiegen zur Wand an, da bot sich mir ein herrliches Schauspiel — oben tiefblauer Himmel und unter uns dichter, undurchsichtiger Nebel, der schwer wie Meeresgewoge über den niedereren Bergen und hinaus ins Flachland lag, nur die scharfen Spitzen von ein paar Felskegeln ragten gleich Klippen aus dem Nebelmeere heraus und von drunten klang aus diesem Nebelchaos das Geglöckel von hunderten Kuhschellen des abfahrenden Almviehs herauf an mein Ohr.

Wir mußten an einer scharfen Schneid einen Haag (Viehzaun) übersteigen unmittelbar hinter demselben sehr steil hinabgleiten, um auf die Schutthalde unter der Wand zu gelangen — es war kein leichtes Stück und unten waren, lose übereinander liegend, ausgewaschene Steine vom Nagelfluh; betrat man eine solch abschüssige Kieslage, da rutschte ein halbes Tagwerk unter uns gleichzeitig und etwa 20 Fuß unterhalb war wieder eine überhängende Wand. In Sprungabsätzen und im Laufschritt ge-

wannen wir festeren Grund, dann waren wir an der schon erwähnten Schneid. Nunmehr krochen wir an einem Felsblock hinauf, der oben mit Almenrausch bewachsen und gerade so breit war, daß, während wir auf dem Bauche lagen, hinten unsere Beine über die Felsplatte hinausragten. Vor uns fiel der Fels ein paar hundert Fuß tief ganz glatt, wie ein Kirchturm, ab und drüben auf einem Bande da lagerte ein Rudel Gemsen von 18—21 Stück. Nun hieß es Distanz schätzen; wir sprachen sie auf 200—220 Schritt an. Während wir harrten, ob die Gemsen nicht näher auf dem Bande gegen uns herzögen, ergötzte uns das nette Spiel der Gesellschaft. Bald hatten wir etwas seitwärts einen guten Bock mit dem Glase eräugt, der eben vom unteren Bande heraufgestiegen war. Doch wagte ich den Schuß nicht. Bei der großen Entfernung konnte man auf ein sicheres Abkommen nicht rechnen, abstürzend würde der Bock zerschellen und bleibt er auf dem Bande liegen, hätten wir wenigstens 2 bis 3 Stunden zu steigen, um auf unserem Wege zurück, über den Grat hinüber und dann von der andern Seite auf dem Band in die Wand hinein zu gelangen. Es war 2 Uhr nachmittags, der Nebel rückte bedenklich herauf und so mußte ich auf den Schuß verzichten, da wir des Bockes doch kaum mehr habhaft werden konnten. So geht's auf der Gamsbirsch! Nächsten Tag waren wir in dichten Nebel gehüllt und mußten die Birsche auf Gemsen abbrechen.

Was nun das Ansprechen der Gemsen betrifft, hat dies auch seine Schwierigkeit. Auf Kugelschußweite die Krucken ohne Glas zu erkennen und darnach das Stück anzusprechen, ist kaum möglich. Ein geübter Jäger wird an der ganzen Erscheinung den Bock zu unterscheiden wissen — nicht so der Anfänger. Dieser muß sich wohl auf sein gutes Glas verlassen. Doch mag als allgemeine Regel gelten: Zwei gleichstarke gute Stücke sind meist gute Böcke, ebenso ein einzelnes. Bei größeren Rudeln steht selten ein gut jagdbarer Bock — das ist, wie unsere Bergjäger sagen „Geraffel", d. h. Kitzgeisen, Kitze, Jahrlinge und hin und wieder geringe Böcke. Im ruhigen Ziehen oder bei mäßiger Flucht hat die Kitzgeis ihr Kitzchen meistens auf halbe Körperlänge bei sich, kommt das Kitze aber nicht gleich nach, wartet die Geis stets wieder darauf. In heftiger Flucht beim Treiben ist aber hierauf nicht mit Sicherheit zu rechnen und darum behalte man seine Kugel im Laufe, denn da ist die Geltgeis aus den Muttertieren nicht herauszufinden, weil die Kitze oft von der Mutter getrennt werden. Auch beim Treiben kommt der gute Bock gewöhnlich nicht mit dem Rudel. Er wird sich öfter „einstellen", läßt die Treiber nahe kommen, stiehlt sich ab und fort, oder wird flüchtig und stürmt dann allein in rasender Flucht über den Wechsel.

Die Gemsen trollen gewöhnlich nicht, wie z. B. das Edelwild — entweder kommen sie in kurzem Getrippel einher, meist aber in stoßweisen, humpeligen Absätzen. Man übereile sich beim Schießen nicht, ist die Flucht nicht eine zu vehemente, dann macht das Gams nach 3—4 Sprüngen gewöhnlich sein — „Steherl", d. h. es verhofft einen Moment, um dann wieder weiter zu hoppeln. An der Stelle, wo die Leitgeis oder das Kopfstück sein Steherl gemacht hat, da macht dieselbe Bewegung jedes Stück und wenn ein Dutzend nach einander kommen. Auf solche Punkte richte man sich also ein und kommt dann wirklich hintennach ein jagdbarer Bock, so kann man seine Kugel in diesem Momente des Stehens sicherer anbringen.

Die Gemsen zeichnen nicht viel, sind aber, obgleich sie sehr zählebig sind, doch recht empfindlich und geben sich bald nach der Verwundung, wenn sie nicht beunruhigt werden. Auch die Rotfährte ist hauptsächlich in der Feistzeit eine recht schwache, besonders wenn man kleines Kaliber schießt. Die rauhen langen Haare und das unter der Decke reichlich angesetzte „Weiß" in der Feistzeit verstopfen sehr rasch den Schußkanal.

Bei Verwundungen klagt die Gemse selten. Doch beobachtete ich bei einem angeschossenen Stück, als es von dem nachsuchenden Jäger mit Posten den Fangschuß erhielt, ein ziemlich lautes klagendes Meckern nach Ziegenart. Es mag aber weniger durch den Schmerz der Verwundung, als vielmehr durch Angst vor dem Verfolger und durch das Gefühl der Hilflosigkeit entstanden sein.

Was die erwähnte Zählebigkeit betrifft, sind mir viele Fälle bekannt, in denen Gemsen mit recht gefährlichen und schmerzhaften Schüssen noch lange sich herumschleppten. Im andern Falle ist die Empfindlichkeit sehr groß. Einen von meinem Nachbar weidwund geschossenen Bock sah ich unmittelbar nach den Schüssen auf freier Wiese den ganzen Trieb über stehen, bis endlich die Treiber nahe kamen, dann schleppte er sich bis zum nächsten Gestrüpp und that sich sofort nieder. Hier wäre er sicher

verendet, aber durch Unvorsichtigkeit eines Jägers wurde er wieder hoch, von diesem gefehlt und war verloren, denn eine Nachsuche des andern Morgens war resultatlos. Weidwund geschossene Gemsen, wie überhaupt alles weidwund geschossene Wild, mögen je länger je besser unbehelligt bleiben, sonst flüchtet es weit und ist meist zu Holze geschossen. —

Man liest in verschiedenen Werken, daß die Gemsen, vornehmlich zur Brunftzeit, sehr neugierig seien. Man will behaupten, daß sie, falls sie einen Gegenstand undeutlich wahrnehmen oder verschwinden sehen, nicht selten heranwechseln, um nachzusehen. Da wird die Geschichte erzählt, daß Jäger sich Hauben mit Gamskrucken ausstaffieren, diese zeigen und dann hinter Felsen oder Latschen verschwinden lassen, um den Bock durch seine Neugierde heranzulocken. Ich habe solche Kunststücke noch nicht versucht, dagegen hat der mich begleitende Jäger B. einstmals auf einer Birsche das Manöver gemacht, aus unserm Versteck auf allen Vieren herauszukriechen, ein paar plumpe Sprünge zu machen und wieder zu verschwinden, um so den Bock in der uns gegenüber liegenden Wand näher heranzubringen — der Bock reagierte auf diese List nicht, wurde aber auch nicht flüchtig, jedenfalls hat er sich nicht ausgekannt, denn gepfiffen hat er auch nicht. Will man diesen Kniff anwenden, so ist es gut, zuerst die Gemsen anzupfeifen; dadurch werden sie aufmerksam, äugen nach dem Orte des Pfiffes und gewahren dann den sich bewegenden Gegenstand, ohne sich gerade auszukennen und treten in der Regel näher.

Sicher jedoch ist eine andere List; wenn z. B. zwei Jäger birschend von den Gemsen eräugt werden, so entfernt sich der eine in auffälliger Weise, während der andere unter Deckung ruhig bleibt. In solchen Fällen werden die Gemsen bald wieder vertraut, weil sie die Gefahr scheinbar sich entfernen sahen.

Riegeln. Der Begriff des Riegelns ist dem Leser aus den frühern Kapiteln schon geläufig. Auch bei Gemsen ist es mit gutem Erfolge anzuwenden, besonders weil die Konfiguration der Berge hiezu mehr Anhaltspunkte gibt, als weitschichtige Flachlandreviere.

Hauptsächlich sogenannte Zwangswechsel eignen sich hiezu sehr gut. Von einer Seite umgangen, werden gute Wechsel von einem oder mehreren Schützen lautlos in gutem Winde besetzt. Nach Verlauf der gehörigen Zeit geht einer oder mehrere Jäger den Berghang an, in welchem Gemsen stehen, trachtet sie „roglig"*) zu machen und auf die ihm bekannten und besetzten Wechsel langsam loszudrücken. Die Gemsen wechseln ruckweise fort, sichern wieder nach dem Beunruhiger, hüpfen ein paar Sprünge die Höhe hinan, pfeifen, werden stückweise flüchtig, stellen sich wieder ein, und schließlich kommen sie dem einen oder andern Schützen vors Rohr. Knallt dann ein Schuß, dann stäubt alles in rasender Flucht durcheinander ohne zu wissen wohin, und oft gelingt es dann, daß auch noch auf andern Wechseln Erfolg da ist.

Das Riegeln hat den Vorzug, daß 1) das Revier nicht zu sehr beunruhigt wird, wie bei größeren Treiben, 2) die Gams vertrauter vor den Schützen kommen, als bei lärmender Treibjagd, und deshalb die bessern Stücke ausgewählt, der Schuß sicherer angebracht werden kann. Besondere Regeln hiefür zu geben, ist ebensowenig möglich, wie dies bei der Birsche der Fall ist, denn jedes Riegeln muß sich von Fall zu Fall beurteilen lassen.

Treibjagd. Anders verhält sich die Sache bei größeren Treibjagden. Die einfachste Art ist, wenn man einen Berg abtreibt, in dem Gemsen bestätigt sind. Gewöhnlich werden drei Seiten des Berges mit Schützen besetzt, 1) der Grat, 2) die Thalseite und 3) die Front des Triebes von der Thalseite bis zum Grate — während von der vierten Seite, womöglich dem Bergeshange entlang, die Treiberwehr vorrückt und zwar so, daß der erste Treiber an der Thalseite, der letzte oben unter den Wänden zu stehen kommt. Ist alles besetzt, gibt der sogenannte „Hebschuß" das Zeichen zum Angehen des Triebes oder es wird die Zeit nach der Uhr bestimmt. Da kommt es oft vor, daß einzelne Gemsen sich „einstellen", d. h. daß sie in eine Wand, in einen Saum einwechseln, wohin ihnen kein Treiber folgen kann. Die Berechnungsgabe der Gemsen ist so groß, daß weder abgelassene Steine noch Schreckschüsse sie bewegen können, weiter zu flüchten. Gute alte Böcke kennen dieses Spiel genau und von ihrer sichern hohen Warte aus beäugen sie mit großer Ausdauer und Kaltblütigkeit den ganzen Trieb und rücken um keine Haaresbreite

*) d. h. unruhig, munter.

weiter. Diese Charaktereigentümlichkeit ist ebenso feststehend, wie die Eigenschaft der Gemsen, daß sie sich, wenn eine Treibjagd jedes Jahr in gleicher Weise gemacht wird, nicht leicht wieder vor die Schützen drücken lassen, wo sie das vorhergehende Mal beschossen wurden. Dort bringt man sie schwer hin und lieber fahren sie mit Wucht zwischen den Treibern oder Abwehrern oft so nahe hindurch, daß man mit dem Bergstock nach ihnen schlagen könnte. Ist ein Berghang schattig und der Ort, wo die Schützenkette postiert ist, eine sonnige Freiung, so gehen die Gemsen auch nicht gerne vorhin, sondern fahren im Schatten und unter Deckung lieber bergab oder bergauf, als daß sie die beleuchtete Freiung annehmen. Gute alte Böcke schießt man auch gerne an der Thalseite oder auf Rückwechseln, während die größeren Rudel mit dem geringeren Zeug lieber aufwärts über den Grat hinüber flüchten.

Bei ganz groß angelegten Treiben werden oft auch durch starke Treiberwehren die Gemsen ein bis zwei Tage vorher in einen Berg hineineingedrückt, d. h. zusammengetrieben. Um dann das Auswechseln zu verhüten, lagern die Treiber in ihrer Frontstellung die Nacht über, unterhalten sogar Feuer und setzen nächsten Morgens ihre Arbeit wieder fort; oft sind 80—100 Mann damit beschäftigt. Am bestimmten Tage, zur festgesetzten Stunde beginnt dann der eigentliche Trieb — auf andern Pfaden werden die Wechsel und Stände besetzt und bald nach dem Hebschuß krachen die Büchsenschüsse der verschiedenen Schützen, die nicht selten von Büchsenspannern unterstützt mit 2—3 Gewehren arbeiten und Tod und Verderben unter die Rudel senden, so lange sie ihnen in Sicht sind. Das ist ungefähr das eingestellte Jagen das Flachlandes — die Strecke sieht nicht immer sauber aus — Jahrlinge, geringe Böcke, Kitzgeisen finden sich auf derselben ebenso, wie gelte Geisen oder gute Böcke. Freilich ist dann mit dieser einen Jagd der Abschuß in diesem Berge beschlossen, welchen dann nur der Heger zum Schutze betritt. Nicht überall werden die Treibjagden in dieser Weise durchgeführt; gewöhnlich wählt man sich den guten Lauberbock mit stolzer Pechkrucke heraus, der allein und unversehens hinter den Latschenkoppen auftaucht, sichert und windet, ehe er den nächsten Sprung macht, wenn ihn nicht die sicher gezielte Kugel hinstreckt in den üppigen Almenrauschbusch. Um große Hochgebirgsjagden sauber und erfolgreich zu gestalten, gehört wohlüberlegte Disposition von Seite des Jagdleiters und eine längere Vorbereitung dazu, die nicht jedem eigen sein dürfte. Deshalb muß ein tüchtiger Jagdleiter auch eine Art Feldherrntalent besitzen, sein Revier genau kennen und mit den Gewohnheiten des Wildes auf das Engste vertraut sein, von Seite der Hilfsmannschaft ist aber strenges Parieren der Ordre nötig.

An manchen Orten wird wohl auch die Treibjagd auf Gemsen mit Anwendung von Hunden ausgeübt. Wem jedoch sein Wildstand lieb ist, wer nicht von dem Grundsatze ausgeht, aus der Jagd besondern Nutzen zu ziehen, sie vielmehr in edler, weidmännisch idealer Weise betreibt, der wird gewiß keinen Hund ins Gemsrevier senden. Durch das Jagen der Hunde werden die Gemsen sehr beunruhigt, flüchten in die höchsten Felslagen und meiden ein Revier sehr lange, in welchem sie auf diese Weise beunruhigt wurden. Es liegt auch gar keine besondere Notwendigkeit vor, mit Hunden zu hetzen; wenn eine Jagd korrekt angelegt und durchgeführt wird, kann der Abschußetat auch ohne diese Hilfsmittel erreicht werden. Soll aber das letzte Stück des Berges herausgeteufelt werden, dann mag man wohl ein halb Dutzend hochläufige Bracken fegen lassen. Gewöhnlich üben die Jagd mit Bracken nur solche Leute aus, die eine größere Geldanlage für die Jagd scheuen und auf diese Weise öfter und billiger ihren Zweck erreichen. Traurige Erfahrungen wurden durch solche Einzelnjagden mit langanhaltenden Laufhunden in der Schweiz gemacht — zuletzt birgt der bewaldete Berg kein Stück mehr und nur in den höchsten und unzugänglichsten Schrofen kann sich dieses edle Wild noch halten. Sollten je die Verhältnisse so gelagert sein, daß nur mit Anwendung von Hunden Resultate zu erreichen sind, so möge man sich wenigstens mit den im Gebirge häufig vorhandenen hochläufigen Dächseln — Dachsbracken — begnügen. Vermöge seiner Körperverhältnisse ist dieser Hund nicht im stande, so heftig und hitzig zu jagen und das Wild bis zur Erschöpfung zu hetzen, wie die hochläufigen Bracken, bei welch letzteren man immer auch noch Gefahr läuft, daß Kitze oder schwächere Stücke gerissen werden. Das Jagen mit Hunden hat auch noch den Nachteil, daß dieselben weit über den Bogen hinausjagen, andere Wildarten, wie Alpenhasen, Rehe, Füchse verfolgen und so nicht bloß den projektierten Trieb, sondern auch andere angrenzende Bögen mit Edelwildstand beunruhigen.

Jagd mit Hunden.

Im Interesse des Wildstandes sollte man allerwärts darauf hinzuwirken suchen, daß solche Jagden vermieden und durch rationellere Wirtschaft ersetzt werden. Auch in Tirol wurde die Brackierjagd sehr stark betrieben, die traurigen Erfahrungen haben aber besserer Einsicht Platz gemacht und da ein großer Teil der Jagd sich jetzt in Händen befindet, welche geordneten Betrieb anstreben, mögen nur noch in einzelnen Bauernjagden die Bracken ihr Unwesen treiben. Wer mit Anstand, Birsche und Riegeln seine weidmännischen Gelüste nicht befriedigen kann, der hänge lieber die Büchse hinter den Ofen und profaniere das edle Weidwerk nicht durch seine hitzigen Köter.

Zur Jagd auf Gemsen ist allerdings die Anwendung von Hunden nötig, wenn es sich um Nachsuchen, um das Ausmachen eines angeschossenen Stückes handelt. Hieher gehört auch wie beim Edelwilde — der Schweißhund. Die Führung des Schweißhundes im Hochgebirge unterliegt jedoch ganz andern Grundsätzen, als jene im Flachlande oder Mittelgebirge. Ich verweise hier auf das Kapitel der „Schweißhunde", in specie — „Gebirgs-Schweißhunde" und bemerke nur, daß in Hochgebirgslagen leichtere, agilere Hunde zu diesem Zwecke verwendet werden müssen, als im Flachlande. Dachshunde, etwas höher gestellt als gewöhnlich, sogenannte Gebirgsdachshunde oder auch Dachsbracken genannt, eignen sich vorzüglich zu diesem Dienste. Wir besitzen aber in den bayrischen Gebirgsschweißhunden eine spezifische Rasse, welche allen Anforderungen entspricht.*)

Ich möchte jedoch nur noch bemerken, daß bei der Nachsuche auf angeschossene Gemsen bezüglich des Hundes große Vorsicht anzuwenden ist, denn die Gemsen nehmen die Hunde zum Öftern an, suchen sie mit den Krucken oder Läufen über die Wand hinabzuschleudern oder gar mit den scharfen Haken der Krucken zu fassen und wegzuschleudern. In dem Kapitel der Gebirgsschweißhunde sind derartige Fälle genauer erwähnt.

Krankheiten. Man sollte nicht glauben, daß ein so rauhes, widerstandsfähiges Tier wie die Gemse, das in der herrlichen Gebirgsnatur lebt, auch verschiedenen Krankheiten ausgesetzt sein kann. Zum Glücke ist das jedoch nicht oft der Fall, und kommen wirklich stärker oder epidemisch auftretende Krankheiten vor, so sind sie meist auf Ansteckung durch Haustiere zurückzuführen.

Eine der gefährlichsten Krankheitserscheinungen ist der Milzbrand. Diese Krankheit nimmt sehr raschen Verlauf und kann zum Ruin ganzer Bestände führen, besonders in Lagen, wo der Gemsenstand ein bedeutender ist. Man steht dieser Krankheitsform fast machtlos gegenüber; die einzige Maßregel zur Verhütung der Weiterverbreitung ist der rücksichtslose Abschuß aller verdächtigen Stücke, welche dann sofort zu vernichten sind, daß sie die Ansteckung und Übertragung auf andere Stücke nicht mehr fördern können. Solche Stücke sollen am besten verbrannt oder so sicher verscharrt werden, daß ein Ausgraben durch Raubzeug durchaus unmöglich ist. Diese Krankheit wird gewöhnlich durch infizierte Haustiere, die im Berge weiden, auf Gemsen übergetragen.

Ebenso verhält es sich mit der öfter erscheinenden Räude; dieselbe ist für die befallenen Stücke eine schauderhafte Krankheit und breitet sich sehr rasch über ganze Rudel aus.

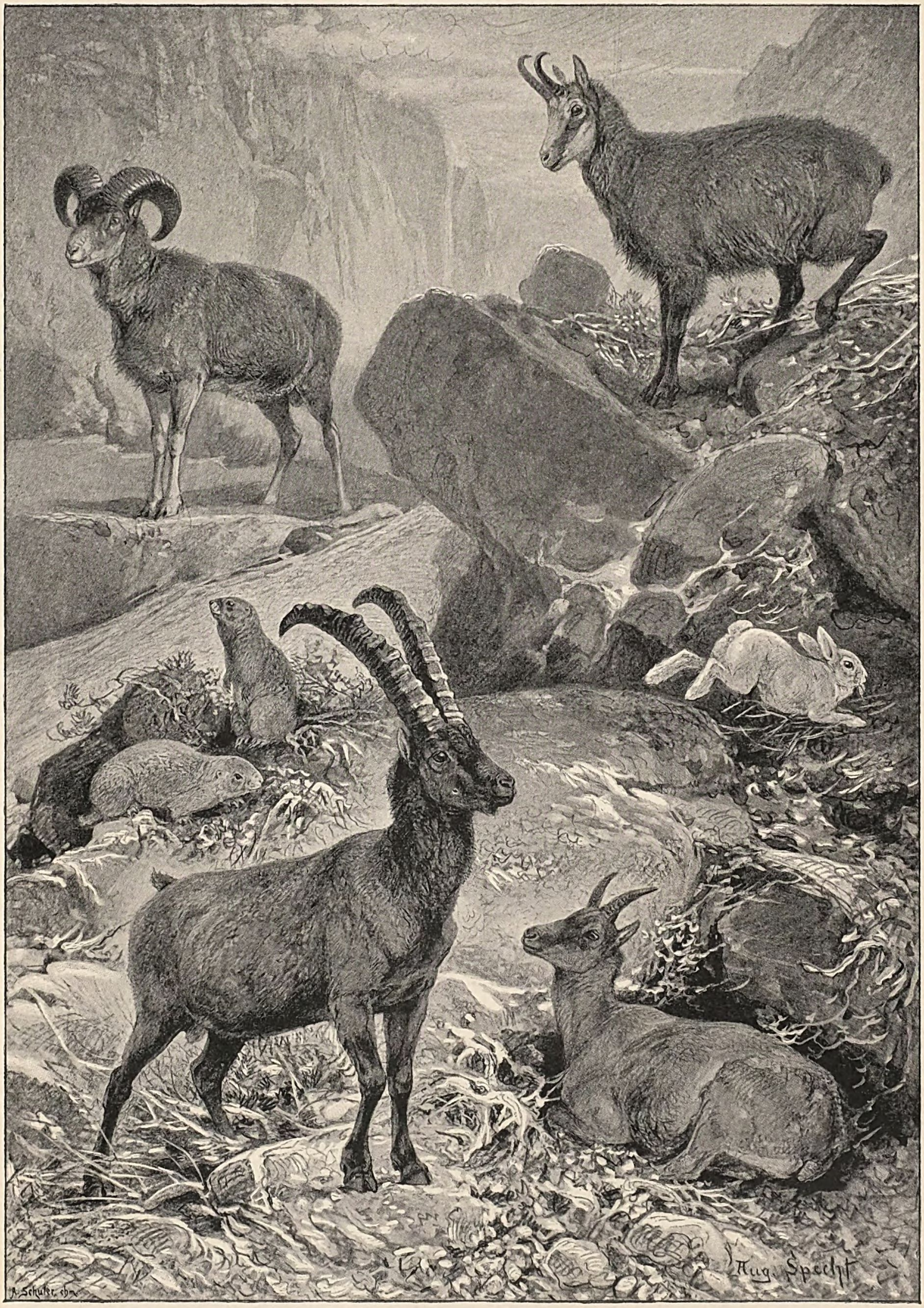
Man kann die Räude, die meist durch Schafe verschleppt wird, bei den Gemsen nur dadurch einschränken, daß man befallene Rudel zu isolieren sucht und unbarmherzig dem Abschusse unterzieht. Freilich ist die Mühe und Aufopferung des Personales in solchen Fällen eine sehr große.

Man sollte alle Wechsel, welche aus einem Berge, in dem ein befallenes Rudel steht, durch Schafdünger zu verwittern suchen, ebenso durch stete Beunruhigung der nächsten Umgebung ein Zuwechseln anderer Rudel verhüten — auch Verwittrung mit Steinöl oder mit Karbol hat schon gute Dienste gethan. Alle mit Räude oder Krätze behafteten Stücke oder Teile derselben sind zu verbrennen oder sicher zu vergraben.

Der Klauenseuche sind die Gemsen ebenso ausgesetzt, wie alle Zweihufer, Ursachen und Verbreitung sind auf dieselben Gründe zurückzuführen.

Eine weitere zwar nicht kontagiöse und epidemische Krankheit der Gemsen zeigt sich öfter bei einzelnen Stücken, es ist dies die Drehkrankheit — sie wird nicht selten beobachtet. Sie entsteht, wie auch bei zahmem Vieh, durch Vorhandensein von Blasen- oder Drehwürmern im Gehirn. Dieser Krankheit steht der Jäger machtlos gegenüber. —

*) Ich verweise auf meine Broschüre: „Nachsuche auf angeschossenes Wild", bei E. Pöhl, Gallериestr. 13/0 München, beziehbar.



Muflon. Gemse. Murmeltier. Alpenhase.
Steinwild.

Eine andere Krankheitsform tritt öfter nach recht strengen Wintern auf, ähnlich wie man sie sehr häufig bei den Rehen beobachten kann, es ist dies der Durchfall. Wenn im Winter die Äsung recht knapp ist und der Magen des Tieres sich an saftlose harte Äsung gewöhnt hat, im Frühjahr rasch saftige Kräuter aufsprossen, da nimmt das hungrige Wild sehr begierig zu viel der grünen Äsung auf. Folge davon ist Durchfall.

Diesem Übel kann nur vorgebeugt werden, daß man so viel als möglich für nahrhafte Winteräsung Sorge trägt, wie ich bei der Hege schon angeführt habe. Ein Hauptvorbeugungsmittel ist aber Aufrichtung und Erhaltung guter Salzlecken, durch welche die schlechte Winteräsung dem Wilde verdaulicher gemacht wird, und so die Kalamität im Frühjahr nicht entsteht.

Gefährlicher als die erwähnten Krankheiten werden, gewöhnlich in schneereichen Wintern, für das Gemswild die Lawinen. Gegen diese vis major gibt es keine Mittel — jeder gute Gemsenstand möge vor diesen Naturerscheinungen bewahrt bleiben!

Nutzung.

Die Verwertung der Gemsen unterliegt denselben Verhältnissen wie jene anderer Wildgattungen. Aufbrechen, Zerwirken 2c. erfolgt wie beim Edelwilde.

Alle weidmännischen Bezeichnungen finden auch hier, wie dort, ihre Anwendung.

Das Gemswildbret ist nicht so feinschmeckend, wie das verschiedener anderer Wildgattungen. Von starken Stücken ist es zähe, sehr fettig und hat immer einen süßlichen, etwas bockartigen Beigeschmack.

Das Wildbret von jungen Stücken, wie z. B. von Jahrlingen, läßt sich jedoch sehr fein zubereiten; ein Ziemer von einem solchen Stücke dürfte sich wenig von einem Rehbraten unterscheiden, wenn die Köchin ihrem Geschäfte richtig vorsteht.

In der Brunftzeit ist das Wildbret eines Bockes fast ungenießbar, es gehört eine besondere Fertigkeit des Koches dazu, dasselbe mundgerecht zu machen — ich für meinen Teil trete diese „Delikatesse" jedem gerne ab. Daher kommt es auch, daß der Preis für Gemswildbret ein geringerer ist, wenngleich gar manches Stück auf der Speisekarte größerer Städte als — „Rehbraten" figuriert.

Dagegen ist aber die Decke der Gemse ein sehr gesuchter Handelsartikel; sie ist weich, schmiegsam und dauerhaft, wird zu Hosen, Jacken, Handschuhen 2c. verarbeitet und gibt auch, mit den Haaren gegerbt, schöne Bett- und Zimmervorlagen.

Die Krucken werden außer ihrer Verwendung als Trophäen zu verschiedenen Schnitzereien, Kunstgegenständen u. dgl. verarbeitet.

Das Wertvollste ist immer ein guter Gemsbart, dessen ich schon Eingangs Erwähnung gethan habe.

Betrachtungen.

Ich habe somit das Nötigste besprochen, was von der Gemsjagd beachtens- und wissenswert sein dürfte — möge dies schwache Bild meiner Schilderung einiges dazu beitragen, daß uns das herrliche Wild in so reichem Stande, wie es heute unsere Alpen bewohnt, erhalten bleibe, möge es sich mehren, es ist das Wild, dessen Hege wir gewiß noch ausdehnen können, ohne von dem widerlichen Gejammer der Wild- und Jagdfeinde und jener Volksbeglücker angesungen zu werden, die auf billige Art den Ruf des Volksbeglückers sich zu erwerben trachten — die Gemsjagd ist ein Refugium, ein Heiligtum für uns Jäger, das vorläufig dem profanen Troß noch verschlossen bleibt.

Ich kann mir jedoch nicht versagen, diesem Kapitel noch einige Betrachtungen anzufügen, welche, wenn der scharfe Kritiker sie auch aus dem Rahmen eines Handbuches streichen sollte, dem Freunde der Gamsjagd nicht unwillkommen sein möchten.

Wenn von den Gipfeln der Berge die heiße Julisonne die letzten Schneeplatten hinweggesengt hat und die saftig grünen Matten unter den hell leuchtenden Felswänden freundlich ins waldumsäumte Bergthal herunter winken, da zieht es schon jeden Freund der Hochgebirgsnatur mächtig an, hineinzuwandern in die schattigen Thäler und anzusteigen zu den luftigen Höhen, wo klarer Sonnenschein und reine Bergluft ihn umfächelt — was Wunder! sollte da der Gebirgsjäger nicht vor Begierde brennen, die liebgewordenen Höhen aufzusuchen und im Genusse der schönen, großartigen Natur das seltene Weidwerk zu pflegen? Mich zieht's stets mit unwiderstehlicher Macht dorthin, keine Stunde säume ich, wenn der Jagdherr ruft! Wer sich einen Träger um ein paar Mark Taglohn beilegen will, der thut nicht schlecht daran, denn ein mehrtägiger Aufenthalt ist schon deshalb geboten, als man große Entfernungen zur Stationshütte hin und her zurücklegen muß und man nicht bloß für aus-

reichend trockene Kleidung, sondern auch für die Bedürfnisse des Körpers an Proviant zu sorgen hat. Mag auch das ersehnte heimliche Jagdhüttchen viele Annehmlichkeiten, vielleicht sogar eine gute Matratze benebst wollener Decke oder doch weiches Heulager bieten, so müssen wir doch den Restaurateur selbst machen und unsere Speisekarte im Rucksack mitbringen. Allerdings sind um diese Zeit die meisten Almen befahren, man kann da einen Weidling Milch, sogar hin und wieder Kaffee und ein Stücklein Brot bei der Sennerin erhalten, wofür sie außer dem „Gelts-Gott" recht gerne auch ein paar Cigarren oder Trinkgeld annimmt; jede Jagdhütte ist aber nicht so nahe bei den Kasern, daß man nicht auf Selbstverpflegung angewiesen wäre.

In jeder Jagdhütte findet sich wohl etwas Mehl und Schmalz, manchmal auch etliche Kartoffel, aber nicht jeder, der die Hochgebirgsjagd frequentiert, ist gewohnt, täglich ein paarmal den fetten Jägerschmarren besonders zu begrüßen. Ich muß gestehen, daß er mir, wenn er einigermaßen gut bereitet ist, stets mundet, aber in der Aufenthaltszeit ein- oder zweimal eine gute selbstbereitete Suppe, mit etwas frischgekochtem Fleische bringt uns, die wir mehr an Fleischkost gewöhnt sind, angenehme Abwechslung und läßt dann die ungewohnte Schmalzkost leichter ertragen.

Wenn ich auch gerade die Jagd nicht als einen Faktor zur Verstärkung des Appetits betrachte, vielmehr sogar als eine Art Trainage ansehe, so muß bei strenger Arbeit doch für kräftige Nahrung auch gesorgt sein. Ohne Träger ist man gezwungen, alles auf den eigenen Schultern oder höchstens verteilt auf die des begleitenden Jägers, zu bergen, und darum beschränkt man sich nur auf das Allernotwendigste.

Ein trockenes Reservehemd, gute wollene Reservestrümpfe, eine wollene Unterjacke, der unentbehrliche Wettermantel, Munition und Tabak, Büchse, Bergstock und Fernglas belasten schon — ein paar Pfund frischen Fleisches, etwas Grünzeug dazu, einigen Thee oder Kaffee, Zucker und etwas Brot, dazu eine Flasche leichten Weines zur Verbesserung des Quellwassers, mögen stets vorgesehen werden.

So ziehen wir aus. Nach 3—4—5stündigem Marsche ungefähr sind wir angestiegen, in der Hütte wird alles zurecht gemacht, der Proviant eingeteilt, dann Feuer angesteckt, und während der erste Schmarrn brodelt, haben wir Zeit genug, vor der Hüttenthür bei einer Regenerierungs-Cigarre zu rasten und uns dem Genusse der herrlichen Bergesruhe, reinen Gebirgsluft und entzückenden Fernsicht hinzugeben.

Da liegt der tiefe, geschlossene Waldkessel unter uns, dessen jenseitige Gehänge sich allmählich in tausendfarbigen Lichteffekten aufbauen zu den Schrofen und Felswänden, und drüber hin schweift das Auge zu den ferneren Gipfeln, bis sie sich allmählich im ewigen Schnee verlieren — verehrter Leser — hast du nie im Leben noch dieses Bild geschaut, hast du in solchen Momenten noch nicht hineingeschwelgt in Gottes herrliche Bergeswelt — hast du nie diese Ruhe gefühlt, die dich an solchem Orte umfängt — o so säume nicht, diesen Genuß nachzuholen, denn schon das Bewußtsein, allein mit deinem Jäger und dem treuen Schweißhunde — ferne vom wüsten, rast- und ruhelosen Treiben der Welt und Menschenmassen, ferne vom kümmerlichen Ringen ums Dasein, hier oben zu weilen, da, wo der edle Hochgeweihte und der flüchtige Gemsbock in nächster Nähe stehen, wo der Adler seine Kreise im lichten Äther zieht — da schwellt dir das Herz und bringt einen Frieden in dein ganzes Wesen, wie du ihn nie und nirgends finden magst!

Herr! — bal jatz ess'n willst, d'Supp'n war firti — mag uns der sonst schweigsame Jäger — der stramme Sohn der Berge, unterbrechen. Mit seinen grobgenagelten Schuhen stapft er, der emsige, unter die niedere Hüttenthür und lehnt sich an den Pfosten — auf dem buschigen schwarzen Lockenkopfe sitzt das niedliche Hütel nachlässig zurückgeschoben und unter dem Schnurrbärtchen steckt die stets dampfende kurze Pfeife im wetterbraunen Angesichte. Die Joppe ist abgelegt, ein rauhes Leinenhemd deckt kaum die braungebrannte Brust und die spiegelreiche Kurzlederne, welche kaum bis unter den halben Schenkel reicht, vervollständigt mit kurzen Wadenstutzen die ganze Umhüllung der von urwüchsiger Kraft strotzenden Gestalt — „ja ja, Sepp, 's ist gar so schön bei dir da heroben" — „glaub's wohl, es Herrn seid's halt gar zu viel gern in der Münchner Stadt d'runt, bal's oba auffi kömmt's zu die Gambs, g'fallt's enk dennast a im Birg — i blieb woltern koan Stund net in da Stodt mit sell'n Spitakel" und so schiebt er die dampfende Pfanne aufs Bankel zum einfachen Mittagsschmauß. —

Bald wird aufgebrochen; hinüber zum Roßkaar ist's zwei Stund ruhiges Steigen und eh' die Sonne hinterm Hirschkopf verschwindet, und dieser seinen Schatten über den Stelzerboden wirft, müssen wir sitzen, denn die Gams — „kemma z'nachst aus der Wand oba!"

Der Stelzerboden ist eine Einsattlung unter den Wänden, auf welcher saftige Grasflecke mit Latschen- und Bergerlengestrüpp abwechselnd in die Bänder der Wand und weite schwarze Latschendickungen übergehen. Hier ziehen die Gemsen des Abends aus den Latschen und Weiden zur Äsung aus, sobald sich der Schatten hereinlegt. Nicht lange sitzen wir hinter einem Latschenkoppen an einem Felsblocke im Almenrausch gut gedeckt, da rührt sich's schon im Latschenfelde — da — dort wird eine Krucke und die weiße Blässe sichtbar, verschwindet wieder und ohne zu merken wie's kam, stehen 3 bis 4 Stück auf einem Grasflecke vertraut äsend vor uns. Leise berührt mich nach einiger Zeit der Ellbogen meines Nachbars, ohne eine Bewegung folge ich seinem Blicke und auf einem Bande in der Wand steht kugelschußmäßig ein guter Bock, wie eine Bildsäule, dunkel vom dahinter liegenden grauen Gestein abstechend, und sichert den Boden ab. Das dauert lange, endlich ist er wieder verschwunden, um nach einiger Zeit ein gut Stück unterhalb, diesmal ziehend aufzutauchen; der Bock steht breit und leises Nicken mit dem Kopfe von Seite meines Nachbars — dann donnert der Schuß in die Wände hinein und schlägt lang ziehend mehrfaches Echo los. Der Bock quittiert mit einem kurzen Ruck die Kugel — wird flüchtig, stellt sich auf dem Bande ein — einen Moment, dann schwankt er und rollt, Gestein voraus, wieder herab auf den Boden, wo nach wenigen Schlägen mit den Läufen er verendet. Rings um uns aber klappert's und steinelt's aus der Wand — was da war, wird flüchtig, ein scharfer Pfiff, dann wieder Steineln und Ruhe herrscht im ganzen Berg. Der Bock wird gelüftet, im Rucksack geborgen und nicht hier auf dem Äsungsplatze, sondern tiefer unten in einem Graben aufgebrochen, dann geht's rasch abwärts der Hütte zu. Schon leuchten über uns die Sterne, als wir sie erreichen, doch wechselt ein fahler Wind bald da- bald dorther und im Westen hinter dem Gipfel des S.-Hornes steigt schweres Gewölk auf. In der traulichen Hütte wird sich's bequem gemacht, die Pfanne übers Feuer gesetzt und während wir nach dem kurzen Abendimbiß uns zur Cigarre noch etwas Kaffee zurechtmachen, da pfeift's draußen schon aus zehn Löchern und bald prasselt der Platzregen über das Schindeldach der Hütte. Etwas verstimmt, trotz gelungener Abendbirsche, sucht man den Kreister auf und der eintönige Gesang des Regenplätscherns — wer kennte ihn nicht aus seinen Bergfahrten — lullt uns ein.

Vor Tagesanbruch sollen wir fort zur Frühbirsche, strömender Regen, Nebelgewoge, Wind außerhalb der Hütte treiben uns mißvergnügt in den Kreister zurück. Wir erheben uns später, der Regen hat nachgelassen, doch hängen Nebel und Wolken in unaufhörlichem Gewoge um uns und an den Wänden, daß ein Birschen zur Unmöglichkeit wird. Nun wird Feuer gemacht, es ist empfindlich kalt — Kaffee und Schmarrn gekocht und verzehrt, dann geraucht und gewartet, ob die Nebel sich nicht verziehen — so wird's fast Abend und wir sind in die Hütte gebannt. Trotz Nebel brechen wir auf, um tiefer unten auf einem Schlage nach einem Rehbock zu birschen. Naß und ausgefroren kommt man beim Dunkeln zur Hütte zurück, seine Hoffnung auf den Morgen setzend. Die Nacht wird klar — kalt und als wir mit Tagesanbruch ausrücken, glänzen noch die Sterne am klaren Himmel — unterhalb dichtes Nebelgewoge — oben kalt am Reifen herunter. Die Frühbirsch ist schlecht — naß, alles tropft und strotzt von Tau und Nässe, kein Gams zieht — dann kommt die Sonne über die Gipfel herauf, zieht Nebel und Wolken aus den Wänden heraus, die zeitweise uns einhüllen — der Mittag wird heiß und dampfig. In der Hütte kochen wir ab, stärken und rasten uns aus und — trocknen uns — es ist der dritte Abend — der erlegte Gams muß geborgen werden, wir birschen abwärts und noch vor die Nacht sich über die Thäler legt, sind wir unten im Dorfe angekommen. So geht und wechselt der Lauf der Dinge oben — heute Sonnenschein, morgen Nebel — der Jäger aber muß auf alles vorbereitet sein und kommt er leer, nach 3—4tägiger Mühsal heim — im Berge geht's anders, als auf der Hasenjagd! —

Nicht immer spielt Wetter und Wind uns Streiche, über die man nicht hinaus kann, namentlich später in der Jahreszeit wird die Witterung oben konstanter, und schöne glänzende Erfolge entschädigen für andere anstrengende, resultatlose Bergfahrten. Der Jäger unverdrossen — hat schon manches Wild geschossen!

6. Schafwild.

Naturgeschichtliches.

Das Mufflon — ovis musimon — ist das einzige Wildschaf, das in Europa als freilebendes Wild vorkommt; es gehört in die Ordnung der Wiederkäuer — ruminantia — 6. Familie, Horntiere — cavicornia — und bildet in der 23. Sippe die zweite Unterart.

Das Mufflon ist eines der kleinsten Wildschafe; seine Länge beträgt einschließlich des 10 cm langen Schwanzes ca. 125 cm, seine Höhe am Widerrist 70—75 cm und sein Gewicht kann aufgebrochen inkl. Gehörn 40—50 Kilo erreichen. Mufflons, welche in Parken gehalten werden, erreichen dieses Gewicht nicht und wiegen ca. 36 Kilo; das Schaf ist bedeutend leichter, wiegt 28—30, bezw. 20—24 Kilo. Die Hörner des Widder weisen über die Krümmung 65—70 cm Länge auf, auch darüber, ähneln wohl der Form nach jenen des Hauswidders, bilden aber keine Spirale, wie die des letzteren, sondern sind nach rückwärts bogenförmig gekrümmt. Dem Schafe fehlen gewöhnlich die Hörner.

Der Leibesbau des Mufflon ist gedrungen, wie der aller Schafe, doch macht er bei diesem Wilde schlankeren, wildartigen Eindruck. Die Behaarung ist kurz, dicht, glatt anliegend, tritt im Winter als kurzes, feines und krauses Wollhaar auf, verlängert sich an Brust und Hals zu einer kurzen Mähne. Über den Rücken zieht sich ein dunkelbrauner Streifen hin, die übrige Färbung ist ein fuchsiges Rotbraun, nur der Kopf ist aschgrau und am Äser, am Rande des Schwanzes, an der Unterseite und an den Läufen geht sie ins Weiße über. Charakteristisch ist ein viereckiger, weißlicher Fleck an jeder Flankenseite, der aber vom weißen Bauche durch dunklen Farbenrand getrennt ist. Das Mufflon-Schaf ist etwas lichter als der Widder behaart.

Aufenthalt und Verbreitung.

Die eigentliche Heimat des Mufflon sind die Inseln Korsika und Sardinien, es ist also ursprünglich in Italien einheimisch; jedoch sind in neuerer Zeit Mufflons vielfach in andere Gegenden verpflanzt worden, so namentlich in die österreichisch-ungarische, ohnedies sehr wildreiche Monarchie, in welcher es nunmehr sogar häufig vorkommt.

Die ersten Versuche mit Einsetzung im Neutragebirge (Ungarn) dürfte in den Jahren 1868 und 1869 gewiß Graf Karl Forgach auf seiner Herrschaft Ghymes gemacht haben. Er bezog aus den zoologischen Gärten von Brüssel und Frankfurt a. M. zahme, ca. 3 Monate alte Stücke und setzte sie zunächst in einer ca. 50 Hektar großen Umfriedigung aus. Die jungen Tiere kamen gut fort und verwilderten sehr bald. Schon nach 4 Jahren war die Vermehrung so groß, daß Graf Forgach sie in den größeren Wildpark versetzen konnte, welcher außerdem noch Dam- und Rehwild enthielt, mit welchem sie sich sehr verträglich zeigten. Schon im Jahre 1883 hatte der Bestand eine Höhe von 150 Stück erreicht, es war der Beweis geliefert, daß das Mufflon in dortiger Gebirgsgegend sich gut eingewöhnt habe und nun wurde das Wildgatter entfernt und die Mufflons bis auf 50 Stück, welche wieder in die erste Einfriedigung gedrückt wurden, der freien Wildbahn überlassen. Es zeigte sich nun, daß das Wild seinen Standort gut hielt, sich tüchtig vermehrte, auch in die Nachbarreviere der Gebirgsforste von Graf Appony überwechselte, wo sie ebenfalls geschont wurden und Stand hielten. — Im Jahre 1890 schätzte man den Stand auf 400 Stück, von welchen der strenge Winter 1890/91 große Opfer, besonders an Widdern, forderte, weil letztere durch die Brunft von November—Dezember herabgekommen in den Winter traten. Die Salzlecken wurden im Sommer, wie die Futterplätze im Winter gemeinsam mit allem anderen Wilde angenommen.

Außer Graf Forgach beherbergen jetzt die Reviere des Grafen von Karolyi in Ungarn und jene des Grafen von Breunner, ferner der Lainzer Tiergarten bei Wien und die Jagdreviere des Erzherzog Leopold an der hohen Wand bei Wiener-Neustadt und am Semmering in Niederösterreich, sowie die Reviere des Fürsten von Lichtenstein in Eisgrub Mufflons, und wir dürfen getrost sagen, außer den Inseln Korsika und Sardinien beherbergt die österreichisch-ungarische Monarchie das Mufflon als freilebendes Wild.

Die Mufflons leben in größeren Rudeln, geführt von einem starken Schafe, während ältere Widder sich gerne absondern, wie die guten Gamsböcke, um als Einsiedler für sich zu leben. In der

Freiheit suchen die Rudel meist die höchst gelegenen Felslagen auf und stellen sich auf isolierten Felsköpfen ein, von welchen aus sie freie Umsicht haben und etwa annähernde Feinde eräugen können.

Naht Gefahr, rudeln sie sich zusammen, stampfen mit den Vorderläufen und flüchten dann in rasender Eile mit bedeutenden und gewaltigen Sätzen, wie Gems- oder Steinwild.

Das Mufflon ist furchtsam und scheu, hat gut entwickelte Sinne, windet scharf, äugt und vernimmt gut; ist aber doch im engeren Gewahrsam leicht zu zähmen.

Die Äsung besteht in feinen Alpenkräutern, Gräsern, Blättern der Eichen 2c., ferner aus Eicheln, dann bei Winterfütterung in feinem Wiesenheu, Grumet, Haber, Kastanien, auch Brot; junge Eichenstämme sollen die Mufflons hin und wieder schälen, auch nehmen sie Wolfsmilch, Schafgarben, Tausendguldenkraut gerne an. Äsung.

Von Krankheiten hat das freilebende Mufflon nicht viel zu leiden, doch kommen Durchfall und hin und wieder die Drehkrankheit vor. Krankheiten und Feinde.

Als Feinde sind zu betrachten Wolf, Bär und Luchs; Adler und Füchse mögen jungen Tieren gefährlich werden.

Schon im ersten Jahre wird das Mufflon fortpflanzungsfähig, obgleich es erst im dritten Jahre vollständig ausgewachsen ist. — Gegen die Brunftzeit zu, welche im Monat Oktober beginnt und bis in den Dezember hineinwährt, trennen sich die größeren Rudel und sondern sich in kleineren Trupps mit mehreren Schafen und einem Bocke ab. Die Böcke, sonst furchtsam, werden gegen ihresgleichen rauflustig und kühn; oft kann man das Zusammenschlagen der Hörner weithin hören und die Kämpfe beobachten; mancher Bock geht durch Hinunterstoßen über Wände zu Grunde. In Tiergärten beginnt die Brunft in der Regel etwas früher. Einundzwanzig Wochen nach dem Beschlage, also ungefähr im Monat April oder Mai setzt das Schaf ein, selten zwei Junge, welche schon nach einigen Tagen mit Sicherheit der Mutter folgen können. Schon nach ca. 4 Monaten zeigen sich beim jungen Bocke die Erhebungen des Gehörnes. Brunft.

Die Stimme des Mufflon ist eine Art „Blöcken“, steht aber so ziemlich zwischen dem Blöcken des Schafes und dem Meckern der Ziegen — das Mufflon meldet.

Um Verluste eher hintanzuhalten, sind in verschiedenen Tiergärten, so im Lainzer, dann in Hernstein bei Erzherzog Leopold, Kreuzungen mit zahmen Schafen erfolgreich vorgenommen worden — die Bastarde werden „Umbren“ genannt. Graf Forgach hat aber bewiesen, daß bei richtiger Auswahl der Standorte die Bastardierung überflüssig ist und daß man nicht nach Umbren zu greifen hat, sondern das echte Mufflon sich erhalten kann.

Die Jagd auf Mufflon ist nicht so leicht auszuüben, wie man sich etwa vorstellen möchte. Das Wild ist scheu und sehr leicht unruhig zu machen. Bei den scharfen Sinnen und dem stets unruhigen Herumwechseln, hält es nicht leicht Zeit und Wechsel genau ein. Jagd.

Daher kommt es auch, daß mit Birsche und Anstand, also mit Einzeljagd nicht viel zu erreichen ist.

Bessere Resultate kann man mit gut und recht still und vorsichtig angelegten Treibjagden erzielen.

Graf Forgach sagt, daß niemals zwei Treiben, die an einander stoßen, gemacht werden sollen, denn während des ersten Triebes wechselt das Wild auch aus den nächsten sicherlich aus. Da das Wild sehr gut vernimmt und scharf windet, müssen die Triebe recht groß angelegt und mit peinlichster Stille umstellt werden.

Die Rudel flüchten in der Regel, wie die zahmen Schafe, in dichten Haufen zusammengedrängt, weshalb der Schütze Gelegenheit hat, eine größere Anzahl auf diese Weise zur Strecke zu bringen.

Einzelne Stücke anzubirschen oder auch Rudel zu beschleichen, wird schwer halten. Manche Jäger wollen in der Brunftzeit den Bock durch Nachahmung des Meldetones des Schafes herbeilocken und zu Schusse zu bringen, ähnlich wie durch das Blatten bei unserem Rehwilde. Bis jetzt mögen etwa in den zwanzig Jahren der Einsetzung in Ghymes 467 Stück Mufflon abgeschossen worden sein, wovon Graf Forgach allein ca. 130 Stück streckte.

Nutzung. Das Mufflon wird aufgebrochen, gewirkt und zerlegt, wie alle andern Wildgattungen. Der Schaden, den es bringt, ist nicht groß, höchstens kann hin und wieder Verbeißen und Schälen der Baumrinden unangenehm werden, was aber weit weniger als bei unserm Rotwild vorkommt.

Als Nutzung dient die Decke und das Wildpret, welches, wenngleich es einigen Wildgeschmack hat, doch sehr viel an Hammelfleisch erinnert. Die Italiener schätzen es sehr, besonders in der im Mai eintretenden Feistzeit, in welcher das Mufflon ebensoviel Feist ansetzt, wie der zahme Hammel. Als besonderer Leckerbissen gilt bei den Sarden gereinigtes, strickartig zusammengedrehtes Gescheide, das gebraten und Corda genannt wird. Auch das Gehörn wird vielfach ausgenützt und besonders wertvoll ist das Bezoar. Man findet Bezoarsteine dann und wann in der ersten Abteilung des Magens und diese gelten, wie bei uns die Gemskugeln, als unfehlbares Arzneimittel, das man zum Schweißtreiben sehr förderlich findet.

Schließlich haben die verschiedenen Einsetzungen bewiesen, daß das Mufflon mit einiger Sorgfalt und richtiger Standortswahl als eine Wildgattung sich verbreiten läßt, welche selbst unter den veränderten Umständen gute Erfolge liefern kann.



7. Schwarzwild.

Verbreitung. Das Schwarzwild, früher über ganz Europa in großer Zahl verbreitet, ist so sehr reduziert worden, daß es in manchen Gegenden völlig ausgerottet, in andern nur als seltenes Wechselwild und nur an ganz wenigen Orten noch als Standwild vorkommt. Sein Verbreitungsgebiet erstreckt sich über den 55. Grad der Breite nicht hinaus, es kommt somit nördlich der Ostsee nicht mehr vor. Außer in Europa findet sich das Wildschwein in Asien und Afrika.

Des enormen Schadens wegen, welchen das Schwarzwild an Feldfrüchten anrichtet, ist es sozusagen freigegeben und die „ritterliche Sau" wird ähnlich dem Raubwilde überall und zu jeder Zeit verfolgt.

Als Parkwild eignet sich Schwarzwild sehr gut, weshalb große Schwarzwildbestände meist nur in eingegatterten Revieren bestehen. — Schwarzwild in freier Wildbahn und größerer Zahl findet sich jedoch noch in Frankreich, Belgien, am Rhein (Eifel), Elsaß-Lothringen, Österreich-Ungarn und in einigen größeren Waldbistrikten Norddeutschlands. Bei uns in Bayern und Württemberg erscheint es außer in Parken nur noch selten im Spessart, Oden- und hie und da auch im Schwarzwald. Dies dürfte jedoch meist nur ausgebrochenes Parkwild, oder höchsten Falles Wechselwild sein, das sich gewöhnlich nicht lange seines Daseins erfreut.

Weidmännische Bezeichnungen. Das Schwarzwild gehört nach Brehm der 12. Ordnung der Vielhufer und Dickhäuter an, 5. Familie Schweine, 1. Sippe Wildschweine.

Das Wildschwein (sus scrofa) ist der einzige Repräsentant dieser Familie und gehört zur hohen Jagd.

Kollektiv-Name ist — Schwarzwild; das einzelne Stück heißt — Sau (Sauen), die männliche Sau heißt — Keiler, die weibliche — Bache, die Jungen — Frischlinge; der Keiler wird im ersten Jahr als Frischling, im zweiten als Überläufer (zweijähriges Schwein), im dritten Jahre als dreijähriges und dann als angehendes oder hauendes Schwein, hierauf als Hauptschwein angesprochen. Die Bache spricht man anfangs wie den Keiler, vom vierten Jahre ab aber als — starke oder grobe, sehr starke, sehr grobe Bache an.

Der sogenannte Rüssel heißt beim Wildschwein — Gebreche, die von der Sau aufgewühlte Erde aber — Gebräche. Die Haare nennt man — Borsten, am Rücken besonders lange Borsten — Federn; die winterliche dichte Behaarung ist — Unterwolle; die langen Zähne im Unterkiefer des Keilers heißen — Gewehre, Gewaffe; die ihnen gegenüberstehenden des Oberkiefers — Haderer;

bei der Bache bezeichnet man die den Gewehren und Haderern entsprechenden Zähne — Hacken. Die Zahnformel ist: $i\frac{3}{3}$, $c\frac{1}{1}$, $m\frac{7}{7} = 44$ Zähne. Die Ohren werden — Gehöre oder Teller, die Augen — Lichter, die Haut — Schwarte, der Schwanz — Pürzel genannt. Alle übrigen Bezeichnungen decken sich mit denen des Edelwildes.

Die Sau schiebt sich ein in ihr Lager; eine größere Anzahl Sauen heißt — Rudel oder Rotte, das vereinigte Lager mehrerer Stücke heißt — Kessel.

Die Sau steht oder liegt nicht, sie steckt in der Dickung; sie wird gehetzt, stellt sich, wird gepackt oder gedeckt, dann abgefangen oder auf die Saufeder auflaufen gelassen. Das Schwein schlägt, nimmt an.

Die Nahrung ist — Fraß (Gefräß), die Begattungszeit heißt — Rauschzeit, die Bache geht hochbeschlagen, sie frischt, wenn sie Junge bringt.

Das Wildschwein ist dem zahmen Schwein sehr ähnlich, letzteres, nimmt man an, stammt vom Wildschwein ab. Das Wildschwein hat aber zum Gegenhalt stärkeren Kopf, ist am Widerrist höher und in der ganzen Gestalt gedrungener. Die Farbe der Behaarung ist schwarzbraun, im Winter eher schwarzgrau; Frischlinge sind gelblichgrau und durch dunkle Längsstreifen gezeichnet. Das Gebreche der Sauen besteht aus einer knorpelartigen Masse, welche an der Nase und am Obermaul einen erhabenen Rand bildet, sehr beweglich und elastisch ist. Mit diesem Gebreche machen die Sauen, ohne sich zu verletzen, selbst bei mäßigem Froste, ziemlich tiefe Furchen und brechen den Boden um, darin Fraß suchend. Tritt heftiger Frost ein, so daß die Sauen nicht mehr brechen können, um Larven Trüffeln, Kartoffeln und sonstigen unter der Narbe befindlichen Fraß aufzunehmen, so sind sie dem Eingehen sehr leicht ausgesetzt. Ebenso verhält sich's bei tiefem Schnee, falls er starken Harst ansetzt. Naturgeschichtliches.

Die Hauptwaffe der Wildsauen bildet der Hakenzahn — Gewehr oder Gewaffe genannt, derselbe sitzt im Unterkiefer, während der entsprechende Zahn des Oberkiefers, der Haderer, nach aufwärts gerichtet steht. Schon beim zweijährigen Schweine erhebt sich das Gewehr so, daß es über den Haderer und einiges über das Gebreche hervorsteht. Im nächsten Jahre verlängert sich das Gewehr bedeutend, krümmt sich allmählich, wie sich auch jenes des Oberkiefers — der Haderer, nach oben umbiegt. Durch die gegenseitige Reibung werden die Gewehre immer spitziger und schärfer. Beim angehenden Schweine nehmen die Gewehre an Länge und Stärke immer zu und die Krümmung nach rückwärts tritt allmählich ein. Die Schläge mit den Gewehren in dieser Altersperiode sind deshalb für Menschen und Hunde die gefährlichsten.

Die Sauen reiben sich, wie ja auch die zahmen, häufig an Bäumen, sogenannten Mahlbäumen. Dadurch nimmt das Haar und die Schwarte viel Harz an und so entsteht am Blatt eine weißliche, hornartige Masse, die man Schild nennt. Diese wird oft so dick, daß sie nach Umständen einen weniger rasanten Schuß nicht durchläßt. Auch beim Kämpfen der Keiler unter sich dient dieser Schild als Abwehr oder Schutzmittel gegen manchen scharfen Schlag des Gegners.

Trotz der Plumpheit dieses Wildes ist es doch sehr flüchtig. Die Sau vernimmt und wittert sehr scharf, weniger gut äugt sie, weshalb wohl kein Wild dem Jäger, wenn er sich recht ruhig verhält, so nahe kommt, wie die Sau. Geringere Stücke geben bei Verwundungen Schmerzenslaute von sich, stärkere Sauen hingegen lassen selbst bei schmerzhaftesten Verwundungen keinen Klagelaut vernehmen. Sonst aber ist der Laut der Sauen eine Art Grunzen, das Wohlbehagen 2c. anzeigt oder eine Art Schnaufen, welches als Scheu oder Warnungsruf dient. Sinne.

Die Sauen sind äußerst tapfer und mutig, daher wohl die Bezeichnung — ritterlich.

Ungereizt thut selbst das stärkste Schwein dem Menschen kein Leid an, dem Hunde aber widersetzt es sich und wird gefährlich. Anders verhält es sich, wenn eine Sau gehetzt oder verwundet ist. Was sich ihr in den Weg stellt, wird niedergerannt, dabei mit den Gewehren Schläge ausgeteilt, welche so rasch und gefährlich von unten nach oben geführt werden, daß man ihnen schwer ausweichen kann. Wenn der Mensch ruhig seines Weges geht, wird ihn die Sau nicht annehmen, sie fürchtet ihn und entfernt sich, reizt man sie aber, dann ist sie gefährlich. Sollte man wirklich von einem Schweine angenommen werden, dann darf man die Besinnung nicht verlieren, man muß es ruhig heran lassen,

dann rasch einen Seitensprung machen oder Deckung hinter einem Baume suchen; das Schwein ist in Wendungen nicht gewandt und wird so vorbeischießen. Niederwerfen auf den Boden, um dem Schlage auszuweichen, hat seine Gefahr, denn die Schläge mit den Vorderläufen (Hammern) mögen fast so gefährlich werden, wie jene mit den Gewehren. Die Bache kann mit ihren Hacken nicht so gefährliche Schläge austeilen, ist aber in der Wut ebenso gefährlich wie das Schwein, da sie mit den Läufen heftig schlägt und beißend dem Gegner Stücke Fleisch aus dem Körper reißt. Bei Saujagden ist es daher vorsichtshalber stets nötig, daß der Jäger einen tüchtigen Hirschfänger neben andern Waffen mit sich führt, um im Notfalle sich verteidigen zu können und die Bache etwa an dem Hirschfänger auflaufen zu lassen.

Alter und Gewicht. Das Alter, welches Sauen erreichen, wird zwischen 20 und 30 Jahren geschätzt, ihre Stärke wechselt je nach Alter, Geschlecht und Fraß. Ein Hauptschwein kann eine Länge von 2 m und eine Höhe von ca. 1 m, sowie ein Gewicht bis zu 300 Kilo erreichen. Heut zu Tage werden sie wohl nicht mehr so alt und auch nicht mehr so schwer, so daß Schweine über 3 Zentner selten mehr vorkommen. In Ungarn dürfte man gegenwärtig noch die stärksten Stücke treffen.

Äsung. Die Äsung (Fraß) der Sauen ist sehr verschieden, am liebsten suchen sie Eicheln, Bucheln, Kastanien und Wildobst auf, daher werden sie auch in guten Mastjahren schwerer; außerdem suchen die Sauen die sogenannte Erdmast auf, indem sie den Boden umbrechen und dort nach Insektenlarven, Wurzeln, Trüffeln suchen, auch die Kartoffelfelder gerne annehmen und hier großes Unheil anrichten. Auch Getreide nehmen sie gerne an, Feld- und Gartenfrüchte, ferner Mäuse, junge Vögel, Eier, junge Hasen, Rehkitze und Wildkälber, sogar Aas ist ihnen nicht zuwider, wenn es an besserem Fraße fehlt. Angeschossenes Wild verfolgen sie gerne auf der Schweißfährte und kommen sie zum verendeten Stück, wird es sofort angeschnitten. Daraus ergibt sich nun, daß die Sauen im Spätherbste und Anfang Winter am feistesten sind und in dieser Zeit auch der Hauptabschuß stattfindet.

Rauschzeit. Die Rauschzeit der Sauen beginnt in freier Wildbahn im November und währt bis in den Februar hinein, Frischlinge und Überläufer rauschen außer dieser Zeit. Die Folge davon ist, daß die Vermehrung der Sauen nicht bloß eine sehr rasche wird, sondern daß man auch fast das ganze Jahr über noch gestreifelte Frischlinge antreffen kann. Der Frischling rauscht schon in einem Alter von ca. 18—19 Monaten. Zu Beginn der Rauschzeit gesellt sich der Keiler, welcher sonst als griesgrämiger Eingäng'er lebt, zu der Rotte, schlägt die geringeren Keiler ab und kämpft mit gleichstarken um den Lohn der Minne. Da setzt es nun grobe, erbitterte Kämpfe ab, denn die derbe Wildheit und die keinen Widerstand duldende Wut und Kraft dieser Tiere ist grenzenlos.

Häufig suchen geringere und abgeschlagene Keiler für den Entgang der Befriedigung ihres Geschlechtstriebes sich bei der Herde zahmer Schweine, nicht zur Freude des Landwirtes, schadlos zu halten, wodurch Blendlinge entstehen, die sich schlecht mästen. Auch unter den Wildsauen sind häufig Bastarde anzutreffen, welche sich gewöhnlich in der Färbung kenntlich machen, indem sie häufig sogar scheckig sind.

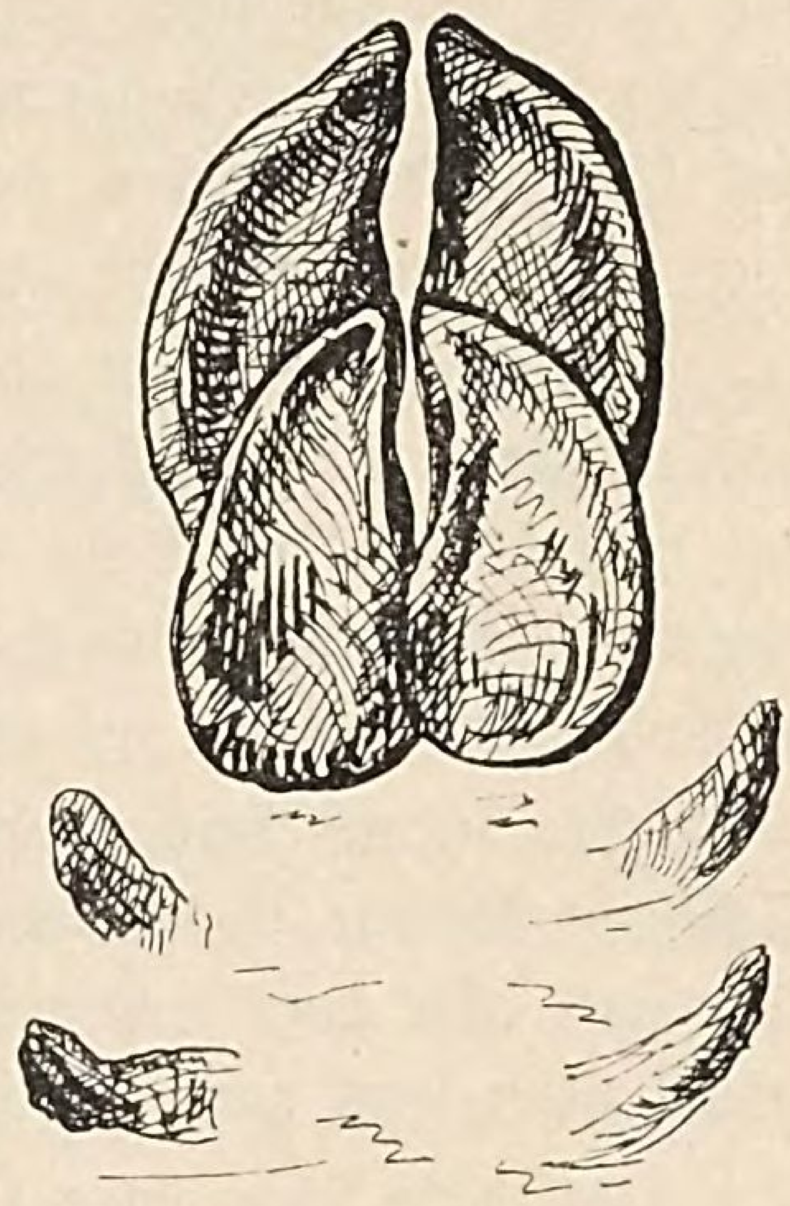
Die Bache frischt gewöhnlich nach 20 Wochen Tragezeit, jüngere Bachen frischen auch schon etwas früher, so daß 18—20 Wochen als Mittel angenommen werden können; schwächere Bachen frischen 4—8, stärkere 10—12 Frischlinge, welche ca. 14 Tage im Lager bleiben, dann aber der Mutter zum Fraße folgen. Gesellen sich mehrere Bachen mit ihren Frischlingen zusammen, kann man Rotten von 25—30 Stück in einem Kessel beisammen finden.

Lebensweise. Als Standort wählen die Sauen große, geschlossene Waldungen mit recht dichten Schonungen, welche ihnen Tag über Ruhe und Schutz gewähren. Doch hat man die Erfahrung gemacht, daß zeitweise auch kleine, recht dichte Waldparzellen zum Lager gewählt werden. Den Standort halten die Sauen nicht gerne ein, sie wechseln viel und weit, besonders wenn die Mast eine spärliche ist. In Folge dessen sind sie auch sehr schwer zu bestätigen, und das Einkreisen bei einer Neue erfordert anstrengende Arbeit. Eingänger sind etwas konservativer mit ihrem Lager und besuchen das gleiche öfter. Unter tief herabhängenden Ästen, im schärfsten Gestrüpp wird der Boden aufgebrochen und eine mit Moos oder Gras ausgefütterte Vertiefung zum Lager gewählt, in welchem manchmal die Sau kaum erblickt werden kann.

Gegen Abend gehen die Sauen im Holze, auf Schlägen und Wiesen zum Gebräche; Suhlen nehmen sie sehr gerne an und bleiben oft recht lange Zeit in denselben sitzen. Hat sich die Nacht über Wald und Flur gelegt, dann wechseln die Sauen den Feldern zu, wo sie großen Schaden und viel Unheil anrichten. Gegen Tagesanbruch gehen sie auf gewohntem Wechsel wieder zu Holze, verweilen dort brechend und lungernd einige Zeit, bis sie wieder ihr früheres Lager finden oder einen neuen Kessel bereiten. Je nach Äsungsverhältnissen und Jahreszeit verändern die Sauen ihren Aufenthalt und natürlich auch ihre Wechsel.

Fährte.

Die Fährte des Schwarzwildes ähnelt vielfach jener des Edelwildes, sogar behaupten einzelne Jäger, daß einige von den Zeichen des Edelhirsches gerecht angesprochen werden könnten, z. B. das Schränken. Jedoch zeichnet sich die Fährte des Schweines von jener des Hirsches am deutlichsten dadurch ab, daß das Geäfter fast immer abgedrückt ist, was beim Hirsche nur in selteneren Fällen vorkommt, und daß das Geäfter beim Schwarzwilde meist außerhalb des Abdruckes der Schalen zu stehen kommt. Auch schreitet Schwarzwild kürzer, denn Edelwild. Bei hohem Schnee macht die Sau in Folge ihres niederen Körperbaues stets eine Art Furche, während der Hirsch den Schnee mit den Läufen nur etwas vorschiebt. Nach der Fährte das Alter der Sauen anzusprechen ist insoferne leicht, als der Tritt der Frischlinge und geringeren Sauen bedeutend kleiner ist und diese Stücke viel kürzer schreiten als starke.



Schwarzwildfährte.

Genaue Maße von Fährten anzugeben hat seine Schwierigkeiten, weil sich dieselben ja nach der individuellen Stärke des Stückes richten, doch mag in den Monaten Juli, August und September das Durchschnittsmaß $1^1/_2$—$2^1/_2$ cm für Frischlinge, 3—$3^1/_2$ cm für Überläufer, $3^1/_2$—$4^1/_2$ cm für zweijährige, $4^1/_2$—5 cm für dreijährige Keiler, 5—6 cm und darüber für Hauptschweine, quer über den Ballen gemessen, betragen. Den Geschlechtsunterschied aus der Fährte anzusprechen, ist sehr schwierig, es gehört große, praktische Übung dazu.

Feinde und Krankheiten.

Von Feinden und ebenso von Krankheiten haben die Sauen sehr wenig zu leiden; schwache Stücke oder Kümmerer mögen wohl von Wölfen und Füchsen zu leiden haben, aber an gesunde, stärkere Stücke wagen sich diese Feinde, die an sich schon sehr reduziert sind, wenig heran, denn sie kennen so gut wie wir die Wehrhaftigkeit der Sau.

Jagd.

Die Jagd auf Schwarzwild wird verschiedenartig ausgeübt. Die hauptsächlichsten Jagdarten sind wohl: Birsche und Anstand, dann Treibjagd und schließlich noch der Fang in Gruben und Gattern. Als weitere Jagdarten wären wohl auch noch anzuführen die Streifhatze, ferner die Suche mit der Findermeute und auch die Parforcejagd, sowie die eingestellten Jagen.

Ansitz.

Der Anstand oder Ansitz auf Sauen wird wohl am besten des Morgens, wenn sie einwechseln, und des Abends, wenn sie auswechseln, frequentiert. Da aber beides meist im Dunkel der Nacht vor sich geht, so stellen sich dem Jäger einige Schwierigkeiten wegen des Schußlichtes entgegen, weshalb dazu meist nur mondhelle Nächte zu wählen sind. Wie bei fast allen Wildgattungen ist auch bei der Saujagd dem Winde größte Beachtung zuzuwenden, denn die Sau windet sehr scharf und ein Anstehen auf Sauen bei zweifelhaftem Winde ist noch weit prekärer als bei manch anderm Wilde.

Am besten wählt man seinen Anstandsplatz an Wechseln des Mastwaldes, an Suhlen oder am Feldrande. Hochstände oder Hochsitze empfehlen sich bei dieser Wildgattung am allermeisten; letztere glaube ich einer besonderen Beschreibung nicht mehr unterziehen zu müssen, da ihre Beschaffenheit und Anwendung schon beim Edelwilde genauer beschrieben ist.

Da man beim Abschusse der Wildschweine nicht besondere Rücksicht auf Geschlecht und Alter nehmen muß, kann der Ansitz auch leichter bei Nacht durchgeführt werden. Allerdings ist das Abkommen ohne Mondschein ein sehr schwieriges; man hat deshalb einige Vorkehrungen zu treffen. Da gibt es nun Glühkörner, Magnesium-Visiere, ja sogar Magnesium-Laternen — ich halte auf alle diese Industrieprodukte, durch welche sich einzelne spekulative Fabrikanten Einnahmen verschaffen wollen, keine

großen Stücke und denke, ein findiger Jäger wird mit sich selbst am besten ins Reine kommen, wie er am leichtesten und sichersten schießt. Gewöhnlich ist bei solcher Jagd die Entfernung, auf die man schießt, nicht sehr groß, man braucht also weniger das Präzisionsgewehr und deshalb empfiehlt sich ein Doppelgewehr mit glatten Läufen ohne Büchsenvisier, das die Kugel einigermaßen präzis schießt, besser, weil man sich damit in der Dunkelheit leichter helfen kann. Eine höchst einfache und darum auch praktikable Vorrichtung ist das Aufkleben eines weißen Papierstreifens auf der Laufschiene, vom Korne an bis gegen die Bascule herein. Dieser helle Streifen zeigt uns an seinem Ende an, wo das Korn sitzt und über den hellen Fleck hinweg kann man leicht die dunkle Masse des anzuvisierenden Wildes fassen. — Sogenannte Schießbrillen oder Papierbrillen, welche man an der Mündung auf das Gewehr steckt, geben auch einigen Anhaltspunkt, eignen sich aber nur gut bei Schneelandschaft oder Mondschein, weil sie zu dunkel sind und deshalb das anzuvisierende Stück nicht erkennen lassen.

Weniger störend ist die Dunkelheit auf den Gewehrläufen, als vielmehr die Verschwommenheit und Unsichtbarkeit des Stückes, auf das man Feuer geben will, und meist passiert es, daß, wenn man mit freiem Auge das Stück noch sieht, alles aber verschwimmt, wenn man über die Gewehrläufe hinaus visiert. Aus diesem Grunde eignet sich der weiße Papierstreifen am allerbesten. Ich habe ihn auch vielfach beim Anstand auf den Dachs und beim Entenfalle angewendet.

Anstand und Birsche. Birsche und Anstand sind, wie schon bemerkt, häufig zu vereinigen; es sind bei der Birsche auf Schwarzwild alle Maßregeln nötig, wie bei andern schon erwähnten Wildgattungen, bezüglich des Eräugens aber darf man weniger vorsichtig sein und hat man nicht so viel auf geeignete Deckung zu sehen, wenn man nur geräuschlos im guten Winde birscht. —

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß man gewöhnlich beim Abschusse von Schwarzwild in der Wahl der Stücke gerade nicht ängstlich zu sein braucht, indem in freier Wildbahn ja alle Stücke jagdbar sind. Des enormen Schadens wegen strebt man an, das Schwarzwild zu reduzieren, wie Raubwild, immerhin dürfte aber doch ein gewisser Grad von Vorsicht Platz greifen, denn das weidmännische Gefühl möchte sich auflehnen, etwa eine hochbeschlagene Bache kurz vor dem Frischen, oder gar eine solche abzuschießen, welche noch ganz junge Frischlinge mit sich führt, die auf solche Weise elendem Hungertode ausgesetzt wären. Selbst bei Wild, das vermindert werden soll, mag der Jäger edlen weidmännischen Sinn bewahren und niemals sinnlos drauf losschießen — „vor seiner Beute muß erröten, wer drum nur schießet, um zu töten." Es ist selbstverständlich, daß man immer die besseren Stücke als Objekt auswählt.

Die Birsche wird man daher am besten ausüben können vor Eintritt der Dunkelheit am Abend oder des Morgens, wenn die Sauen noch im Walde umherziehen, hier können sie angebirscht, beschlichen oder erwartet werden.

Treibjagd. Die Treibjagd wird meistens mit einer größeren Anzahl Treiber und auch mit Hunden durchgeführt. Sehr häufig werden die Sauen vor den Treibern nicht rege, drücken sich gewöhnlich oder wechseln durch die Treiberwehr hindurch, um in der Dickung stecken zu bleiben und erst dann auszuwechseln, wenn alles ruhig und sicher scheint.

Für alle Fälle ist den angestellten Schützen einzuschärfen, daß sie unbedingt auf ihren Ständen bleiben, bis das Treiben abgeblasen wird, mag im Triebe sich ereignen was da will. Jagt man nämlich mit kleinen Hunden, so lassen sich die Sauen häufig im Kessel von denselben verbellen und da steht nun dem im Triebe anwesenden Jäger die Aufgabe zu, die Sauen dort anzuschleichen, und etwa einen sichern Schuß anzubringen, welcher wiederum mit aller Vorsicht abzugeben ist, weil die Flugbahn unserer modernen Geschoße eine sehr große ist und dadurch leicht Unglücksfälle entstehen könnten. Jedenfalls haben die Treiber, wenn Sauen im Treiben bestättigt sind, mit großem Spektakel so lange hin und her zu treiben, bis das Wild endlich vor die Stände gebracht ist. Es ist deshalb notwendig, daß die Wechsel nach allen Seiten des Treibens durch Schützen besetzt sind, auch die Rückwechsel.

Auf Geratewohl wird man ein größeres Treiben nicht wohl anlegen. Meistens sind die Sauen durch gute Schweißhunde im Treiben bestätigt, oder sie sind bei einer Neue sicher eingekreist. Will

man sie enger einkreisen, so ist die Vorsicht nötig, daß man die Schützen erst in weiteren Rayon verstellt und dann mit dem „Engerkreisen" beginnt, denn es könnte sonst der Fall eintreten, daß die Sauen rege werden und auswechseln, ehe die Stände besetzt sind, und dann wäre wohl die ganze Mühe umsonst gewesen. Hat man nun die Sauen im engeren Distrikte fest, dann möge auch die Schützenkette enger zusammengezogen werden und ist das geschehen, kann der Trieb beginnen.

Gut ist es, wenn die Stände vorbereitet sind und zwar so, daß kleine Schußlücken nach dem Innern des Triebes bestehen. Die Sauen haben die Eigentümlichkeit, daß sie bis an den Rand der Dickung vorrücken und ehe sie die Freiung überfallen, sichern; sind nun einige Lücken da, so ist der Schütze im stande, während des Sicherns einen wohlgezielten Schuß anzubringen, der ihm gewöhnlich besser gelingt, als wenn die Sau die Lichtung flüchtig überfällt.

Der beste Treffpunkt bei der Sau ist der Schuß kurz Blatt — die edlen Teile, Herz und Lunge, liegen sehr tief, man darf beim Schusse auf die Sau immer recht kurz antragen, die niederen Läufe lassen das Stück bei starkem Unterwuchse oder Schnee nur teilweise erscheinen und hoch angebrachte Schüsse, wenn sie nicht das Rückgrat treffen, sind selten tödlich.

Schüsse spitz von vornen soll man auf Sauen stets vermeiden, denn sie treffen gewöhnlich nur den Kopf, verwunden das Stück gefährlich, liefern aber selbes nicht zur Strecke, vielmehr geht es elend zu Grunde. Man warte daher mit dem Schusse, bis man es breit oder wenigstens schräg haben kann. Das oft beliebte Schießen auf Sauen mit Röllern (Saudunst) ist unweidmännisch, die Röller schlagen bei starken Stücken nicht genügend durch, höchstens auf Frischlinge kann damit geschossen werden.

Die Sauen zeichnen auf den Schuß nicht besonders auffällig, schweißen auch wenig, da dichte Behaarung und Feist den Schußkanal häufig verstopfen.

Wie beim angeschossenen Hirsche ist auch bei der angeschossenen Sau zu beachten, daß man nicht sofort folgt, vielmehr das Stück ruhig ziehen, sich stecken und recht krank werden läßt. Frühzeitig aufgemüdet oder von Hunden gehetzt wird die Sau so weit flüchten, als ihre Kräfte dies gestatten und sich erst in großer Entfernung stellen, wo sie dann meistens verloren ist.

Eine interessante Jagd bleibt immer die Suche mit dem Finder oder der Findermeute. Die Saufinder sind meist beliebige Köter, die darauf geübt sind, die Sauen in den Dickungen aufzusuchen und zu verbellen.

Zunächst wird der Bogen von Schützen umstellt und dann gehen die Treiben an. Der Führer des oder der Finder soll nun, falls es möglich ist, die Hunde auf der Fährte der Sauen am Einwechsel lösen. Bald werden sie die Sauen verbellen; nun ist es Aufgabe des Führers der Hunde, unter Wind an die Sauen heranzukommen und dieselben zum Flüchten zu veranlassen. Am besten mag das durch blinde Schüsse geschehen. Ist eine größere Anzahl Sauen im Kessel eingeschoben, muß getrachtet werden, die Rotte zu sprengen, um sie einzeln an die Schützen heranzubringen, so daß das Treiben mehr Erfolg hat, als wenn die ganze Rotte auf einem einzigen Wechsel durchbricht.

Man jagt auch mit der Finder- und Packermeute vereinigt. Bei dieser Jagdart spielt der Finder oder Saubeller seine Rolle wie gewöhnlich ab. Sobald er aber laut ausgibt und eine Sau verbellt, werden die Saufänger oder Packer losgelassen und deren Aufgabe ist dann, die Sau zu halten — zu decken, bis der Jäger herbeikommt und den Fang gibt; oder wenn die Sauen flüchtig werden, dieselben vor die Stände der vorgestellten Schützen zu bringen.

Häufig werden die Saupacker mit einem Panzer versehen, der aus Leder, Fischbein u. dgl. hergestellt, gegen die Schläge der Schweine einigen Schutz bietet, nichtsdestoweniger sind häufige Verluste dieser Hunde zu beklagen.

Wie die Finder, so sind die Packer keine eigentliche Hunderasse, man nimmt eben starke, mutige Hunde dazu ohne Rücksicht auf Rasse und Typus. Windhunde sind nicht geeignet, da sie zu wenig Nase haben. Auch die Doggen werden gewöhnlich nicht zur Packermeute genommen, sie sind zu rauflustig und vertragen sich mit den andern Hunden bei der Arbeit nicht. —

Diese Jagdmethoden sind aber heutzutage nur in großen Parken noch gebräuchlich, denn in freier Wildbahn stehen nicht mehr so viele Sauen, daß das Einjagen und Halten einer größeren Anzahl

solcher Hunde sich durchführen läßt. In den k. preußischen Wildparken gibt es schon noch regelrechte Meuten, die ausschließlich auf Schwarzwild gearbeitet sind. Im Grunewalde bei Berlin werden alljährlich mehrere Parforcejagden auf Sauen abgehalten, bei welchen dann das sogenannte Feld — d. h. die teilnehmenden Reiter, der Meute folgt und wenn die Sau gedeckt ist, dann hebt einer der Reiter die Sau aus, d. h. er muß sie bei den Hinterläufen packen und in die Höhe heben, damit dann der Fang gegeben werden kann.

Diese Jagden gehören mehr zu kavalleristischem Sport und werden weniger der Notwendigkeit halber gehalten, als um reiterische Zwecke und ein altes Herkommen aufrecht zu erhalten.

In freier Wildbahn muß man sich schon auf die Eingangs beschriebenen Jagdausübungen beschränken, da das plötzliche Einwechseln etlicher Sauen oder größerer Rotten ein Ding des Zufalls ist; bei dem raschen Weiterwechseln müssen die Vorkehrungen rasch und so gut als möglich sofort getroffen werden, wenn man nicht das Nachsehen haben will und für solch einzelne unvorhergesehene Fälle kann man keinen größeren Apparat ständig halten.

Die Zeiten sind vorüber. Wie die Parforcejagd auf Edelwild fast nur noch der Geschichte angehört, so verhält sich dies auch mit den Saujagden in derselben Weise. —

Mehr noch werden in großen Parken eingestellte Jagen auf Sauen abgehalten — in freier Wildbahn sind auch diese Jagden nicht mehr möglich.

Was außer den gewöhnlichen Treibjagden noch an Orten, wo öfter Sauen in größerer Anzahl auftreten, durchgeführt werden könnte, das sind Gruben und Fanggatter.

Im Bereiche des Königreichs Bayern sind aber laut allerhöchster Verordnung vom 15. Oktober 1863 in § 14 „die Ausübung und Behandlung der Jagden betr.“ Fang- und Fallgruben speziell verboten.

In einigen Gegenden, wo hin und wieder Schwarzwild einwechselt, hat man versucht, Eisen zum Fange der Sauen zu legen. Das weidmännische Gefühl hat sich aber dagegen aufgelehnt; von vielen Seiten wurde ein solch unweidmännisches Verfahren gebrandmarkt und mit Recht in den Bereich der Aasjägerei gestellt.

Mir erübrigt nur noch, einige allgemeine Bemerkungen anzufügen, die zur Saujagd beachtenswert sind.

Das Abfangen der Sauen wird teils mit der Saufeder, teils mit dem Hirschfänger bethätigt.

Die Saufeder besteht in einem etwa $1^1/_2$ m langen und ungefähr 4 cm dicken Schafte aus hartem Holze, an dessen oberem Teile eine starke, scharfgeschliffene zweischneidige Klinge befestigt ist, welche etwa 30 cm Länge und 7—8 cm Breite mißt. Am untern Ende der Klinge sind zwei eiserne, wagrecht gestellte Barren von 1 cm Durchmesser angebracht, die das zu tiefe Eindringen der Saufeder verhindern. Die scharfe Klinge wird außer Gebrauch durch eine Lederscheide verwahrt. Ferner ist der Schaft, um das Rutschen in der Handfläche beim Gebrauche zu verhüten, mit schmalen Lederstreifen überflochten. Die Saufeder, ohne welche kein Jäger auf dem Stande sein soll, wird auf folgende Weise gehandhabt: Der Jäger, welcher die Saufeder führt, streckt den linken Fuß mit etwas gebogenem Knie mäßig vor, während der etwas zurückgehaltene rechte Fuß dem Mann als Stützpunkt dient und dem Anprall des Schweines Widerstand bietet. Die linke Hand umfaßt ober der Mitte den Schaft, die rechte am untern Ende. Die Feder wird nun wagrecht gehalten, indem die linke Hand sich auf den Schenkel des linken Fußes stützt. In dieser Stellung erwartet man kaltblütig den Anprall des Schweines und richtet die Klinge auf dessen Brust. Stürmt dieses an, hüte man sich, nach demselben zu stoßen, lasse es vielmehr in geschilderter Stellung und fester Haltung auflaufen. Frischlinge und geringe Bachen läßt man in ähnlicher Weise an den Hirschfänger auflaufen, den jeder Jäger bei der Saujagd mit sich führen soll.

Nutzung. Das Aufbrechen, Zerwirken und Verlegen des Schwarzwildes wird in ähnlicher Art durchgeführt, wie wir dies beim Edelwilde beschrieben haben. Nicht überall wird das Schwarzwild abgeschwartet, gewöhnlich löst man den Kopf hinter dem Gehör beginnend ab, indem man die Schwarte aufschärft, den Hals bis auf die Wirbel durchschneidet und dann angefaßt am Gehöre den Kopf vom Rumpfe abdreht. Bei solchen Stücken, die nicht abgeschwartet werden, wird das Abbrennen der Borsten mit glühenden Eisen vorgenommen und das Zerlegen beginnt in der Schwarte ebenso, wie in abgeschwartetem Zustande.

Das Wildbret geringer Sauen, namentlich der Frischlinge und Überläufer, ist sehr schmackhaft, aber gewöhnlich sehr fett. Der Kopf ist ein bekannter Leckerbissen. Geräuchert geben die Keulen vorzügliche Schinken. Wenn die Schwarte abgenommen wird, läßt sich aus ihr ein zwar grobes, aber unverwüstliches Leder herstellen. Die in den Borsten gegerbte Schwarte bietet schöne Fußboden-Vorlagen, Schlittendecken u. dgl., die Gewehre werden als Trophäe vom Erleger in verschiedener Ausschmückung aufbewahrt.

Wenn man die Berichte und Ergebnisse der Saujagden in früheren Zeiten liest und das Gepränge, die Vorbereitungen und Anstalten zu solchen Prunkjagden betrachtet, so muß uns Jäger von heute ein Gefühl der Beschämung beschleichen; anderseits aber müssen wir schaudern vor dem Gedanken, was die Unmasse von so schädlichem Wilde dem Volke und der Landwirtschaft geschadet haben muß, wenn gleich in früheren Zeiten größere Flächen unbebaut waren, als heutzutage.

Noch im vorigen Jahrhundert, erzählen uns die Berichte, sind Strecken von mehreren Hundert Sauen gemacht worden. Im Geisenfelder Forste wurden unter Kaiser Karl (Albrecht) 1742 Jagden abgehalten, zu welchen über 1200 Mann aufgeboten wurden. Man erlegte in sieben Tagen 508 Sauen, darunter 105 Hauptschweine im Gewichte von ca. drei Zentnern. Im Jahre 1751 wurden ebenfalls bei Geisenfeld unter Kurfürst Maximilian III. 414 Sauen zur Strecke gebracht.

Dies nur als ein paar Beispiele. Eine der letzten größeren Saujagden hielt Friedrich August III. von Sachsen noch im Jahre 1826, bei welcher 147 Sauen zur Strecke kamen.

König Friedrich von Württemberg hielt im Jahre 1812 auch noch eine größere Jagd mit bedeutendem Gepränge ab, wobei 823 Stück verschiedenen Wildes, darunter 139 Sauen erlegt wurden. Die späteren Jagden erstrecken sich nur auf Gebiete in Wildparken.

In Bayern haben wir nur noch größere Bestände an Sauen in einigen Wildparken. Am besten dürfte der Stand in dem zum Leibgehege S. k. Hoheit des Prinzregenten gehörigen großen Wildpark des Spessarts sein und ca. 1500 Stück betragen.

S. k. Hoheit, unser ritterlicher Regent, welcher dem edlen Weidwerke mit großer Liebe und staunenswerter Ausdauer zugethan ist, hat sich vor einigen Jahren ein hübsches Jagdschlößchen bei Rohrbrunn im Spessart — Luitpoldshöhe genannt, erbauen lassen.

Wenn die Hochgebirgsjagden auf Edelwild und Gemsen, welch letztere Wildgattung dem allerhöchsten Jagdherrn besonders sympathisch ist, beschlossen sind, dann wird das Hoflager auf ein paar Wochen, gewöhnlich im November, dorthin verlegt und von hier aus werden mit einem engeren Kreise von Jagdgästen die Saujagden abgehalten.

Die Resultate sind in der Regel sehr befriedigend, indem die dortigen herrlichen Waldberge recht kapitale Schweine bergen. Das Resultat des vergangenen Herbstes (1894) war eine Gesamtstrecke von 516 Stück Schwarzwild, wovon auf die Sonderstrecke S. k. Hoheit 129 Stück fielen. Außer dem Spessartparke steht auch Schwarzwild in den k. Parken zu Forstenried und Wörnbrunn, das besonders in der letzteren Zeit durch Zuführung guter Stücke aus Ungarn und andern Gegenden Blutauffrischung erfuhr. Auch hier pflegt S. k. Hoheit das Weidwerk in edelster Weise und seine selten fehlende Büchse streckt auch dort manch kapitales Stück.

So sehr nun die Jagd auf das ritterliche Schwein einem schneidigen Jäger Reiz bot, und wir dieses interessante Weidwerk größtenteils vermissen, müssen wir doch in Anbetracht unserer sozialen Verhältnisse und der hochentwickelten Landwirtschaft begrüßen, daß das Schwarzwild in freier Wildbahn auf ein Minimum reduziert ist, denn mit unsern Verhältnissen ist ein größerer Bestand nicht mehr verträglich. —

8. Rehwild.



Naturgeschichtliches.

Die weitverbreitetste Gattung edleren Wildes, welches wir zur hohen Jagd zählen, ist das Rehwild.

Da wo Kulturverhältnisse den edlen Hirsch, die ritterliche Sau längst verdrängt haben und deren Bestand nicht mehr geduldet wird, ist uns als Ersatz das schmucke, zierliche Reh geblieben. Gewiß möchten wir unsere heimatlichen Wälder, möchten wir unsere Auen ohne die liebliche Staffage von Rehwild nicht denken — öde läge der Forst, öde die stille Waldwiese, wenn nicht bei ihrem Betreten der flüchtige Rehbock laut schallend in hohen Flüchten hinwegsetzte, um im Dunkel des Waldes sich zu bergen, und wenn des Abends die letzten Sonnenstrahlen am dunklen Waldsaume hinstreifen und die rote Decke des austretenden Rehwildes lebhaft glänzt, da — man braucht kein Jäger zu sein — hat jeder Mensch, der einigen Sinn für Natur hat, seine Freude d'ran!

Das Reh (cervus capreolus) gehört derselben Ordnung, Familie und Sippe an, wie das Edelwild, es vertritt eine besondere Untersippe, deren Merkmal das weniger verzweigte Geweih, ohne eigentliche Augensprosse, bildet. — Das Gebiß enthält 32 Zähne; Eckzähne fehlen in der Regel, kommen jedoch als besondere Seltenheit ausnahmsweise vor. Das Reh wird ca. 1—1,5 m lang, am Kreuze ca. 0,75 m hoch, hat keinen Wedel, sondern nur eine ca. 2 cm lange knorpelige Verlängerung des Rückgrates. Das Gewicht eines normal entwickelten Rehes ist je nach Alter, Standort und Äsung sehr verschieden und kann bis zu 30 Kilogramm betragen, wird gewöhnlich aber nur 18—20 Kilo erreichen.

Das Reh ist am Widerrist etwas niedriger, steht auf hohen, schlanken Läufen, die Schalen sind klein, spitz, schön hornschwarz, ebenso die Afterklauen (Geäfter). Die Lichter sind groß, lebhaft, am oberen Lide lang bewimpert, Thränengruben nur schwach angedeutet, die Gehöre sind mittellang, sehr beweglich. Der Kopf ist kurz abgestumpft, der Hals schlank und lang. Die Oberlippen sind vom Windfang bis zum Mundwinkel schwarzbraun und fein behaart, an beiden Seiten des Windfangs sind weiß behaarte, länglichte Flecke, der Windfang selbst ist lederartig schwarz und stets feuchtglänzend. Diese Zeichnung, wollen wir sagen der Schnauze, gibt dem Kopfe ein äußerst originelles und lebhaftes Aussehen. Im Sommer ist das Haar kürzer, borstiger, an der Oberseite schön rot oder rotgelb und nicht dicht, an der Unterseite gelblichweiß; im Winter wird das Haar lang, dicht, ist stark elektrisch und spielt vom Gelblichen bis ins Grauschwarze. In der Winterdecke ist um das Weidloch herum ein schöner weißer „Spiegel" (Scheibe), ebenso zeichnet sich an der Vorderseite des Halses ein weißer Fleck halbmondartig ab; bisweilen haben starke, alte Rehe zwei solcher Flecken, den einen in der Gegend des Kehlkopfes, den zweiten weiter unten gegen den Stich zu. Am Ausgange der Brunftrute trägt der Bock einen ziemlich starken Haarbüschel — (Zoten, Pinsel, Poschen), die Geis am Feuchtblatte ebenfalls einen solchen (Schürze, Wisch), welche zur Zeit des Abwurfes als Haupterkennungszeichen dienen. Bei geringeren Böcken ist der Pinsel scheinbar stärker und auffälliger entwickelt. Unter den Sprunggelenken der Hinterläufe zeichnet sich an der Außenseite eine auffällige mandelgroße Schwüle schwarz und dicht behaart ab, wie bei den Pferden die Warze.

Unter den Rehen gibt es auch Farbenvarietäten. Nicht selten trifft man weiß gefleckte oder ganz weiße Stücke an. Diese dürften weniger eine konstante Rasse bilden, als vielmehr durch Neigung zum Albinismus sporadisch entstanden sein oder wirkliche Albinos repräsentieren. Ob sich solche weiße Rehe auch konstant weiß vererben, möchte zu bezweifeln sein. Meist werden solche Varietäten der Seltenheit wegen sofort erlegt, anstatt man sie schonen und beobachten würde.*) Dagegen finden sich

*) In der bayrischen Oberpfalz und den angrenzenden Revieren Oberfrankens sind im Laufe der letzten zwei Jahre mehrere Rehe ganz weißer Färbung erlegt worden, worunter ein paar recht guter Böcke waren.

in einzelnen Gegenden schwarze Rehe, die wahrscheinlich eine eigene Rasse mit konstanter Vererbung bilden. Am zahlreichsten dürfte der Stand derselben in Westphalen, im Bückeburgischen, am Deister ꝛc. sein. Auch in Bayern hatten wir in früheren Zeiten schwarze Rehe, so in der Gegend von Pappenheim und im Nonnenwalde des Reviers Seeshaupt, wo, nach von mir eingeleiteten Nachforschungen, ihre Existenz noch bis zum Jahre 1848 nachgewiesen ist. Die Verherungen, welche dieses Jahr unter manchem Wildstande angerichtet hat, scheint diese Varietät in dortiger Gegend völlig zu Grunde gerichtet zu haben.

Carl Brandt berichtet im „Deutschen Jäger", Jahrgang 1886, umfassend über die schwarzen Rehe in erstgenannter Gegend; er gibt z. B. den Stand an schwarzen Rehen im Revier Haste auf ca. 340 Stück an. Man will annehmen, die schwarzen Rehe seien aus Portugal nach Deutschland eingeführt worden; diese Annahme ist aber nur insoferne begründet, als Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe thatsächlich um das Jahr 1763 solche aus Portugal, wo er im Kriege gegen Frankreich und Spanien die portugiesischen Truppen befehligte, mitgebracht und im schaumburgischen Walde ausgesetzt hat. Ob aber diese Wildart dort schon heimisch war, ob Graf Wilhelm bloß Blutauffrischung oder Vermehrung beabsichtigt habe, darüber fehlen sichere Anhaltspunkte.

Im Jahre 1887 hat der k. bayr. Oberförster Sator zu Gräfendorf in Unterfranken in den zur Universität Würzburg gehörigen Spitalwaldungen einen schwarzen Rehbock erlegt und kurze Zeit darauf wurde noch im selben Herbste ein zweiter zur Strecke gebracht. Da aber in dortiger Gegend über Vorkommen schwarzer Rehe nichts bekannt war, dürfte es sich nur um Zufallsprodukte oder Farbenspielarten gehandelt haben.

Das Verbreitungsgebiet des Rehes erstreckt sich bis zum 58° n. Breite; es ist in allen europäischen Staaten heimisch, bewohnt auch in Asien die Länderstrecken vom Ural bis zur Lena. Besonders kalte, noch weniger aber heiße Zonen verträgt es nicht. Das Rehwild hält sich überall im Flachlande auf, zieht gemischte, parzellierte Waldungen, die mit Wiesen, Feldflächen, Moosgründen unterbrochen sind, geschlossenen, dichten Waldungen vor, liebt sowohl Ebenen als Mittelgebirge, kommt im Hochgebirge überall vor, während des Sommers sogar in dem Gebiete der Legföhre, tritt aber gegen den Winter zu in die Bergforste und Thäler herab. Auf großen Moos- und ebenen Feldflächen hält sich das Reh besonders im Herbste und Winter in größeren Rudeln gerne im Freien auf, sucht im Hochsommer hochständige Getreidefelder auf und nimmt dort längere Zeit Stand, weil es hier luftigere Lagerplätze findet und vom Ungeziefer des Waldes oder von Menschen weniger belästigt wird. Reine, ungemischte Waldbestände, besonders des Nadelholzes, sagen ihm weniger zu, als gemischte Bauernwaldungen oder größere Laubhölzer. Im Hochgebirge werden während des Sommers kühlere, schattige Lagen dem sonnseitigen Gehänge vorgezogen, der Winterstand jedoch in Altbeständen der Sonnseiten, wo die Schneeverhältnisse günstiger sind, genommen. Verbreitung und Aufenthalt.

Das Reh ist in der Wahl seiner Äsung äußerst heikel und wählerisch. Zarte, frische Gräser, Knospen und junge Triebe der Laubhölzer, Stockausschläge, frischen Jungklee, frische Saaten liebt es im Frühling; im Sommer dienen verschiedene Waldpflanzen, frische Brombeerblätter, Beeren, Getreide, bevor es in die Halme schießt, zur Äsung; der Herbst bringt wiederum Beeren, Feldfrüchte, Rüben, reifenden Haber zu, während im Winter Trüffeln, Kartoffeln, verschiedene Pflanzenstengel, Wintersaat, Herbstklee, Heidekraut, Misteln, Baumknospen, Baumrinden, Spitzen und Triebe der Nadelhölzer zum Unterhalte dienen. Die Rapssaat ist dem Rehe jedoch ein sehr begehrlicher Anziehungspunkt. Äsung.

Das Reh erreicht in freier Wildbahn, wenn es allen Fährlichkeiten zu entgehen weiß, dennoch kein hohes Alter, man kann dasselbe auf 15—16 Jahre schätzen. Das Alter ist schwer zu bestimmen, da Rehe im engeren Gewahrsam sich nicht lange halten, selbst in Parken, wenn sie nicht sehr ausgedehnt sind, gedeiht es schlecht, degeneriert bald und geht auch frühzeitig ein. — Man kann also daraus keine Norm für das Alter in gänzlich freiem Stande ziehen. In Parken mit anderem Wilde, z. B. bei Edel- oder Damwild, hält es sich gar nicht gerne, ja sogar in freier Wildbahn meidet es die Nähe des Edelwildes. Alter.

Geistige Veranlagung. Das Reh hat sehr scharfe Sinne, es vernimmt und wittert außerordentlich scharf, äugt vortrefflich, ist listig, vorsichtig und auch scheu; sein Wesen ist freundlich und sanft, zuthulich und doch läßt es sich nur recht zähmen, wenn es von frühester Jugend im Umgang mit Menschen ist. Später eingefangen, wird es nie recht heimisch, kann seine Schüchternheit und Scheu vor dem Menschen nicht ablegen und erlangt es seine Freiheit, wird ihm der Drang nach selber eine Rückkehr in die Gefangenschaft oder in den Umgang mit dem Menschen kaum mehr begehrlich erscheinen lassen.

In verschiedenen Werken habe ich die Bemerkung gefunden, daß in Revieren, in welchen die Rehe wenig beschossen und beunruhigt werden, sie ihre Scheu vor dem Menschen soweit ablegen sollen, daß sie sich durch seine Nähe in ihrer Ruhe nicht stören lassen. Das mag in früheren Zeiten gewesen sein, meine Erfahrung sagt mir gerade das Gegenteil. Ich habe in ganz geschlossenen Forsten, in welchen außer dem Betriebspersonal und dem Jäger niemand die Stille des Waldes stört, wo seit Jahrzehnten keine Treibjagd abgehalten wurde, gebirscht und gefunden, daß die Rehe ungemein vorsichtig, scheu und heikel sind. Gerade aus genannten Gründen jagt ihnen das seltene Auftauchen des gefürchteten Menschen Angst und Schrecken ein; während in offenen Revieren mit parzellierten Waldungen, die mit Feldfluren und Wiesen unterbrochen sind, in Gegenden wie in unsern Vorbergen, wo Einzelnhöfe überall eingesprenkt sind, Landleute und Arbeiter Tag und Nacht verkehren, die Rehe so wenig scheu sind, daß sie ruhig in der Wiese stehen bleiben und den Menschen anäugen, ohne sich besonders viel um ihn zu kümmern. Namentlich im hohen Schilf oder in Getreidefeldern halten die Rehe ungemein lange aus. Wenn sie dort sich einlagern, halten sie so aus, daß man fast auf sie treten kann, bis sie flüchtig werden. Auch kann man, darüber stehen viele Beweise zur Verfügung, das Reh oft im Schlafe überrumpeln. Immerhin ist die Geis eher zur Zähmung geeignet, als der Bock. Dieser bleibt immer etwas störrischer und selbst bei anscheinend recht zahmen Rehböcken kann man die Beobachtung machen, daß der Übergang von Gemütlichkeit zur Renitenz und zum Angriff ein sehr rascher ist. Besonders gegen und in der Brunftzeit hin ist der Bock ein wüster Geselle, stets bereit, den Kopf zu senken und zum Stoße sich bereit zu machen.

Stimme. Der Laut, welchen man von Rehen vernimmt, ist verschieden. Das „Fiepen", „Locken" hört man von der Kitzgeis ebenso wie vom Kitze, man kann's ungefähr durch Buchstaben geben wie: ī—ī—iä; ähnlich ist das Fiepen der Schmalgeis, welches in der Brunftzeit die Sehnsucht nach dem Bocke ausdrückt. Alle Rehe aber geben einen plärrenden Schrecklaut von sich, oft in langgezogenen Stößen, wenn sie Unheil wittern oder irgend etwas gesehen und vernommen haben, was ihnen unerklärlich ist; es ist ein rauher, weithin schallender Ton, daher auch „Schallen" genannt. Manche Jäger wollen in der Art des Schrecklautes den Bock von der Geis zu unterscheiden wissen — mir ist dies noch nicht gelungen.

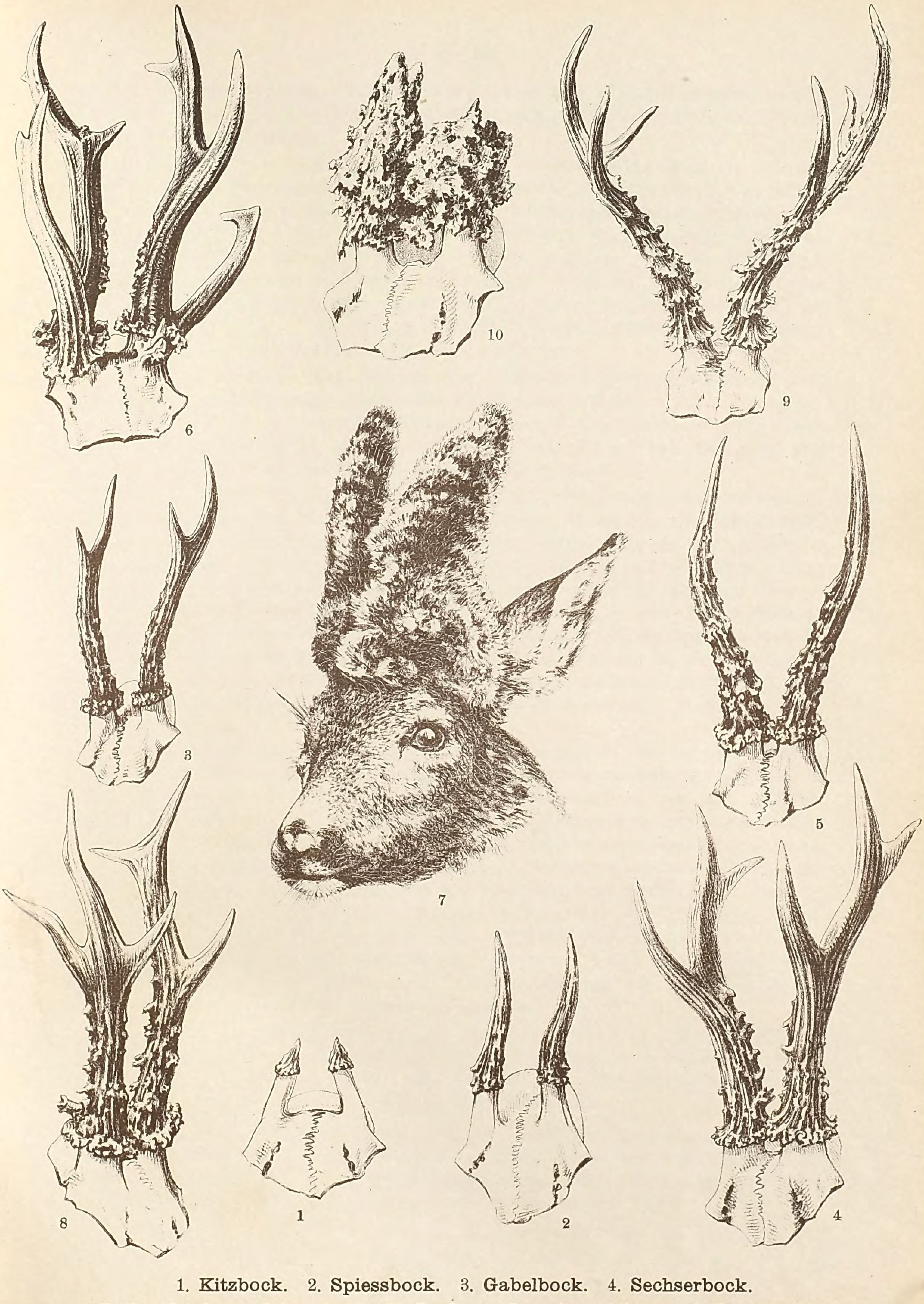
Der fürstl. hohenlohesche Oberförster Eulefeld in Langenburg und andere gewiegte Weidmänner behaupten, wohl mit Recht, daß das Schmälen des Rehbockes nicht bloß Warnung und Furcht ausdrücke, sondern auch in gewisser trotziger Art ausgestoßen eine Art Herausforderung an Rivalen u. dergl. bedeute. Authentische Beispiele für die Richtigkeit dieser Annahme werden angeführt.

Wenn ein Schmalreh in der Brunftzeit durch den hitzigen Bock heftig getrieben und verfolgt wird, dann stößt es längeres, Angst andeutendes Geschrei aus, das etwa wie īī īä, īä, īä—ä—ä lautet (siehe Brunft). Im Stande der Hilflosigkeit, bei starken Knochenverletzungen, bei plötzlich starkem Schmerze oder in dem Augenblicke, in welchem ein Reh durch Hunde oder Menschen gegriffen wird, stoßen alle Rehe jeglichen Geschlechtes und Alters meistens einen langgezogenen, weithin hörbaren Klagelaut aus. Dieser Laut ist ein rauh-kreischendes, langgezogenes Blöcken.

Weidmännische Bezeichnungen. Die weidmännischen Bezeichnungen, welche auf das Edelwild angewendet werden, greifen auch beim Rehwild Platz; ich wiederhole dieselben nicht und führe nur an, was dieser Wildgattung eigentümlich ist.

Der Kollektiv-Name der Wildgattung ist — Reh, das männliche Reh heißt — Bock, das weibliche — Geis, Ricke, auch Hölle; das junge — Kitz, seltener — Kalb — Bockkitz, Geiskitz — später — Kitzbock, Schmalgeis. Das männliche Reh — der Bock trägt ein

Geweihbildung.



1. **Kitzbock.** 2. **Spiessbock.** 3. **Gabelbock.** 4. **Sechserbock.** 5. **Sechserbock** mit Spiessgeweih. 6. **Bock** mit Doppelrosenbildung. 7. **Perückenbock.** 8. **Kreuzbock.** 9. **Urbock.** 10. **Geisengeweih.**

Geweih, nach Andern zum Unterschiede vom Hirsche — Gehörn,*) die Geis ist geweihlos, obgleich auch bei ihr ausnahmsweise Geweihbildungen vorkommen, und zwar immerhin öfter, als dies beim weiblichen Edelwilde der Fall ist.

Das Reh — schreckt, schmält, schallt, meldet, wenn es Gefahr wittert, es — klagt, wenn es Angst oder Schmerz empfindet. Wenn, wie es im Herbste oder Winter der Fall ist, mehrere Rehe beisammen stehen, nennt man dies — Sprung, die Vereinigung mehrerer Sprünge heißt — Rudel. Das Reh — plätzt, indem es mit den Vorderläufen Gras, Moos oder Schnee wegschlägt, teils um Äsung zu suchen, teils um sich ein — Bett zu bereiten. Wenn das Wild größere Gewässer durchschwimmt, nennt man dies — durchrinnen. Wenn der Bock den — Bast an Weichhölzern vom Geweihe abfegt, nennt man dies schlagen oder fegen, wobei er gleichfalls mit den Vorderläufen — plätzt. Bast ist der dicht und kurzbehaarte Hautüberzug des werdenden Geweihes, er stirbt ab, wenn das Geweih gänzlich — vereckt ist.

Das Reh — verfärbt sich im Frühjahr, wenn es die grauen Winterhaare verliert, ebenso im Herbste, wenn das rote Sommerhaar in das Grau der Winterdecke übergeht.

Der Bock — wirft ab, wenn er im Spätherbste seine Geweihstangen verliert; — setzt auf, wenn das Wachstum derselben vor sich geht; er — hat auf, wenn er sein Geweih trägt. Der Bock — sprengt und treibt zur Brunftzeit das Schmalreh oder die Geis.

Die Rehe sind von verschiedenen Krankheiten heimgesucht, und da sie nicht sonderlich widerstandsfähig sind, erliegen denselben viele Stücke. Da ist zu erwähnen die Leberfäule, die Knotenkrankheit, dann der Durchfall. Letztere Krankheit fordert jährlich im Frühjahr, wenn der Übergang von der trockenen Winteräsung zur saftigen, wässerigen Grünäsung ein rascher ist, sehr viele Opfer. Dieser Krankheit ist nur vorzubeugen durch geeignete Vorlagen während des Winters. Ich komme später bei der Winterfütterung auf diesen Gegenstand zurück. Außerdem leiden die Rehe viel an Würmern, Nematoden der Lunge und der Eingeweide. Viele Opfer fordern zwar nicht die Engerlinge durch sich selbst, aber da Engerlinge und Maden sich zu einer Zeit entwickeln, in der das Reh durch die Unbilden des Winters, dann durch die Verhärung sehr angegriffen und herabgekommen ist, so sind sie doch Mitursache, daß viele Stücke an Entkräftung und Blutmangel zu Grunde gehen. Auch hierauf werde ich später zurückkommen. Krankheiten.

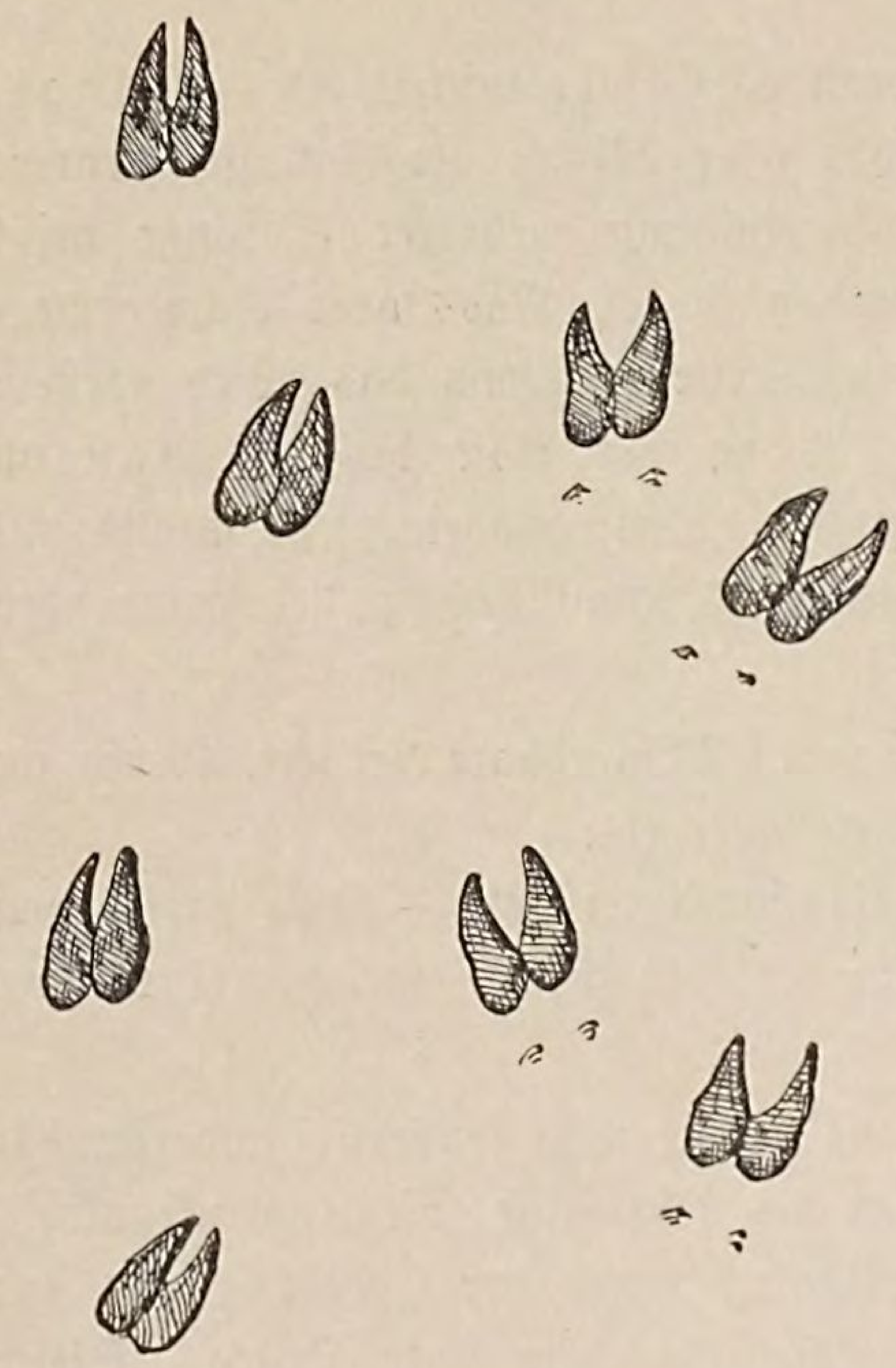
Das Reh hat sehr viele und gefährliche Feinde. Unter dem Raubwilde sind der Bär, der Luchs, der Wolf in erster Linie zu nennen. Da jedoch diese Feinde in den vorgeschrittenen Kulturländern ziemlich ausgerottet sind, ist der Schaden, den sie am Rehstand anrichten, nicht mehr bedeutend. Dagegen ist der Fuchs überall ein sehr gefährlicher Feind; in geringerem Grade dürften auch Wildkatze und Edelmarder als Feinde bezeichnet werden, denn Fuchs, Wildkatze und Edelmarder, ja sogar der Dachs werden dem Rehstande durch Verfolgung der Kitze in der Setzzeit besonders gefährlich, was durch viele Beispiele aus der Praxis nachgewiesen ist. Auch während des Winters ist der Fuchs ein gefährlicher Feind, besonders bei den tiefen Schneelagen des Hochgebirges; im Flachlande besonders, wenn der Schnee sogenannten Harst oder Kruste ansetzt. Das Reh bricht mit den scharfen Schalen durch die Kruste hindurch, die rauhe Kante des gefrorenen Schnees verletzt in schmerzhafter Weise ob den Schalen die Läufe, infolgedessen ermüdet es bald, der Fuchs geht aber mit Leichtigkeit über die gefrorene Schneedecke hinweg und reißt die geschwächten Rehe. Feinde.

Die verschiedenen Stechfliegen (Rachenbremse 2c.) dürfen ebenfalls unter die Feinde des Rehwildes aufgenommen werden, denn die Entwickelung ihrer Maden fällt gerade in die kritische Zeit, in der das Rehwild durch Strapazen des Winters, durch Hunger und die alljährliche Verhärung stark mitgenommen ist, wodurch diese Plage zur Vernichtung vieler Stücke führt.

*) Ich finde die Bezeichnung „Gehörn" beim Rehbocke nicht ganz korrekt. Der Rehbock ist Geweihträger wie der Hirsch, und die Bildung des Rehbock-Geweihes weist dieselben physiologischen Erscheinungen auf, wie jene des Hirschgeweihes. Horntiere (cavicornia) sind Antilopen (Gemsen), Schafe, Ziegen, Rinder, welche unabwerfbare Hohlhörner tragen. Provinziell wird das Geweih des Rehbockes auch — Gewicht, Gewichtl, Rehkrone 2c. genannt.

Die gefährlichsten Feinde sind Aasjäger, Schlingensteller und Raubschützen, welche sich kein Gewissen daraus machen, dem Rehwilde jeden Alters und Geschlechtes und zu jeder Zeit nachzustellen.

Fährte.



Rehfährte
im ruhigen Gang. in der Flucht.

Die Fährte des Rehes gibt keine Anhaltspunkte, um aus derselben das Stück auf sein Geschlecht ansprechen zu können; der Unterschied, wenn man wirklich einen solchen finden zu können glaubt, dürfte bei der kleinen Form und Feinheit des Trittes ein so geringer und unzuverlässiger sein, daß sich wirklich die Mühe nicht lohnt. Es gibt jedoch Allerwelts-Weise, die sogar nach dem Poltern im Sprunge den Bock von der Geis unterscheiden zu können vorgeben. Solche Haarspaltereien scheinen mir wenig praktischen Wert zu bieten.

Ein zuverlässiges Zeichen, wornach man den Standort eines Bockes ausmachen kann, ist das Fegen oder Schlagen. Vornehmlich in der Zeit, in welcher das Geweih seinen Reifegrad erreicht hat und vereckt ist, beginnt der Bock an Weichhölzern den Bast abzufegen und bei dieser Gelegenheit mit den Vorderläufen auch zu plätzen. Später geschieht dies auch aus Laune und Übermut, denn man findet in der Zeit, in welcher das Geweih längst abgebastet ist, noch immer frische „Beschläge". Am liebsten nimmt der Bock zum Fegen Weichhölzer, wie junge Lärchen, Weißtannen, Föhren, dann Wachholderstauden, Weiden und Erlen an. Durch das hievon bedingte Absterben dieser Pflanzen kann auch manchmal großer Schaden an Pflanzungen angerichtet werden, besonders in den heiklen Lärchenpflanzungen.

Zahnbildung.

Bevor ich auf die Geweihbildung näher eingehen werde, möchte ich noch einiges über die Zahnbildung des Rehes, die ja mit der Geweihbildung Hand in Hand geht, als Erkennungszeichen des Alters anführen.

Über diesen Punkt haben sich Professor Dr. Nehring und Dr. E. Schäff in einer auf ihre Studien und Beobachtungen sich stützenden Broschüre (Verlag von Paul Parey in Berlin) so umfassend ausgesprochen, daß ich wohl nichts Besseres thun kann, als die Ausführungen dieser Arbeit anzuführen.

Die Zahnbildung bedarf insoferne einer genaueren Betrachtung, als zur Altersbestimmung des Rehes wohl kein Merkmal sicherer ist, als dieses. Die Jagdgesetzgebung in manchen Staaten bedingt eine Unterscheidung des Kitzbockes vom sogenannten Spießbocke. In einzelnen Staaten ist der Kitzbock bis zu einem gewissen Alterstermin nicht jagdbar und dadurch entstehen nicht selten Kontroversen, ja sogar gerichtliche Verhandlungen, welche nur auf Grund der Zahnbildung entschieden werden können.

Zur Erläuterung sind Abbildungen des Gebisses angeführt, an deren Hand das Verständnis ein Leichtes ist.

Fig. 1 zeigt das Gebiß eines 7—7$^1/_2$ Monate alten Rehkitzes. Das mittelste Paar der Schneidezähne (I) ist schon gewechselt. Jede Backenzahnreihe zeigt 5 Zähne, von denen der letzte erkennen läßt, daß er erst vor kurzem durchgebrochen ist. Der letzte Backzahn (VI) fehlt noch. Die drei vordersten sind Milch-Backenzähne, was besonders an der langgestreckten, dreiteiligen Form des dritten Backenzahnes im Unterkiefer zu erkennen ist. Fig. 6 stellt den Zahn für sich in natürlicher Größe dar. Fig. 4 zeigt die zugehörigen Schneidezähne der linken Unterkieferhälfte, von vorne gesehen, in natürlicher Größe, während Fig. 3 zum Vergleiche die entsprechenden Schneidezähne eines jüngeren, etwa 4—5 Monate alten Rehkitzes darstellt, bei welchem der erste Zahn noch nicht gewechselt ist. (Man muß Schneidezahn 1 in Fig. 4 und Schneidezahn 1 in Fig. 3 genau vergleichen; die Unterschiede in Größe und Form sind zwar deutlich, aber doch feiner, als z. B. bei Rind und Schaf.)

Fig. 2. Gebiß eines etwa 18—20 monatlichen Rehes. Die übrigen Schneidezähne sind inzwischen gewechselt, was der Reihe nach vom zweiten bis vierten Zahne im Alter von 9—13 Monaten

zu geschehen pflegt. Ebenso sind die drei Milch-Backenzähne durch die Ersatz-Backenzähne (I, II, III) verdrängt worden, was meist im Alter von 14—15 Monaten geschieht, und ungefähr gleichzeitig ist der letzte Backenzahn (VI) erschienen.

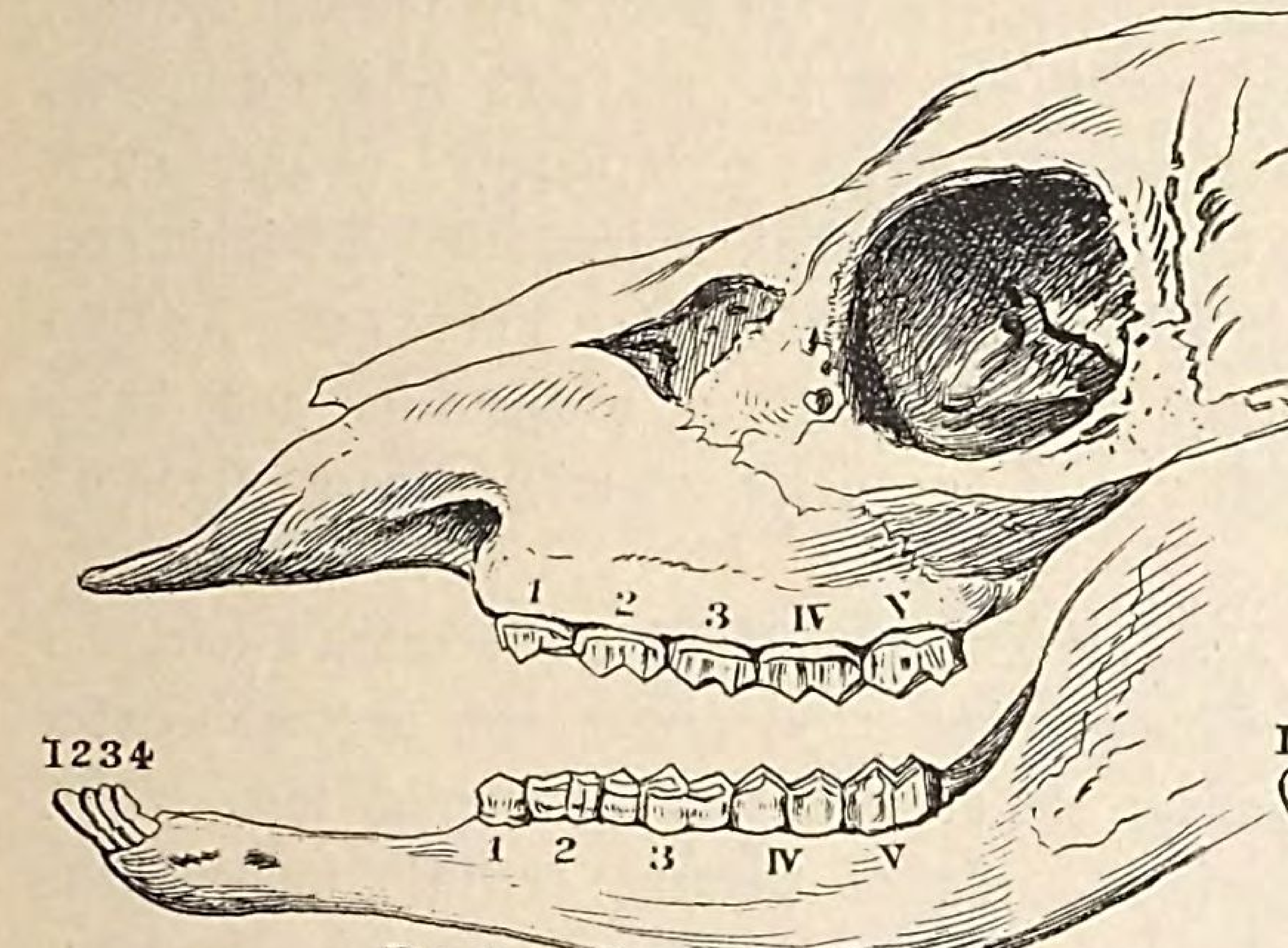


Fig. 1.

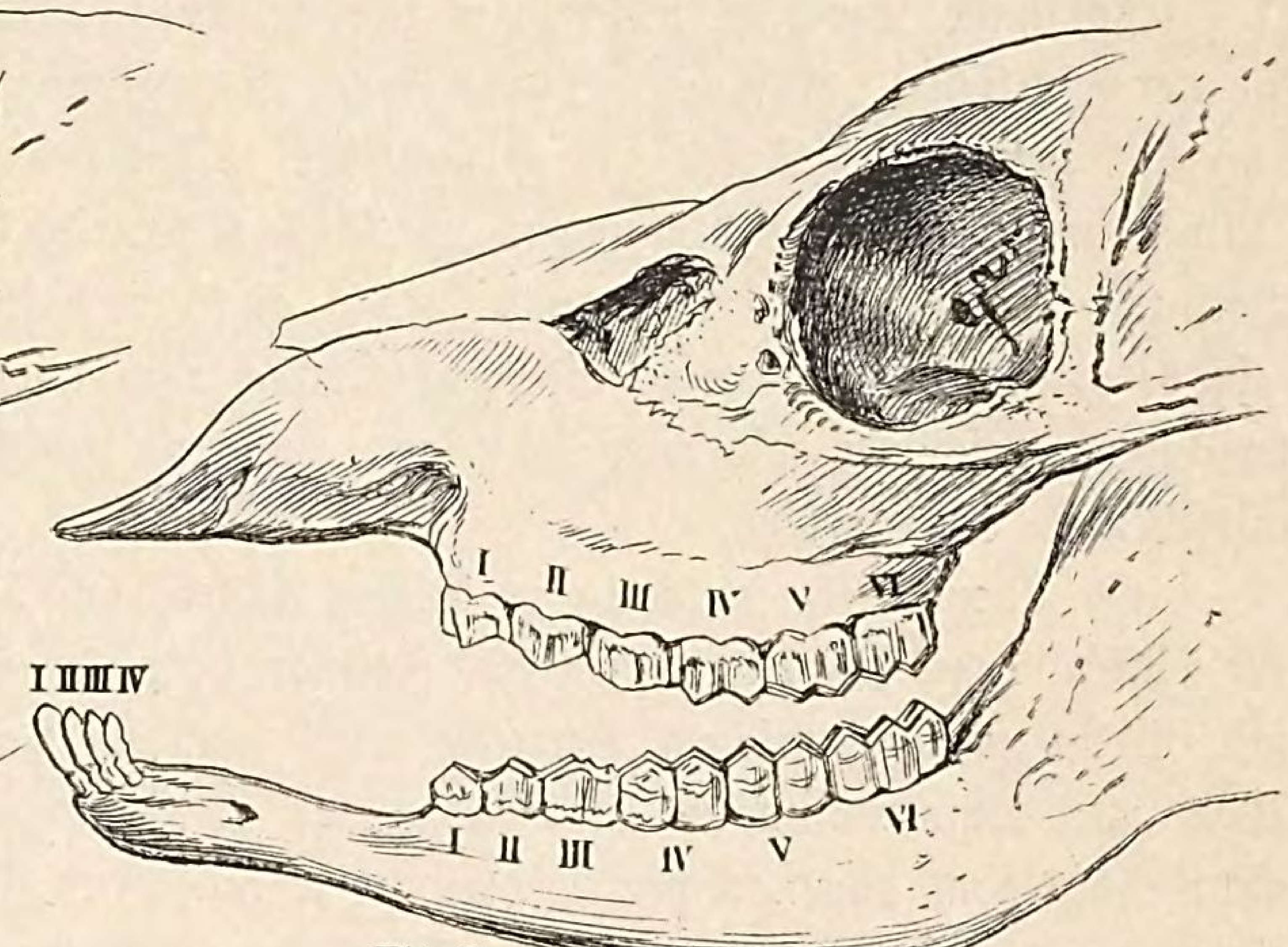


Fig. 2.



Fig. 3.



Fig. 4.



Fig. 5.


Fig. 6.

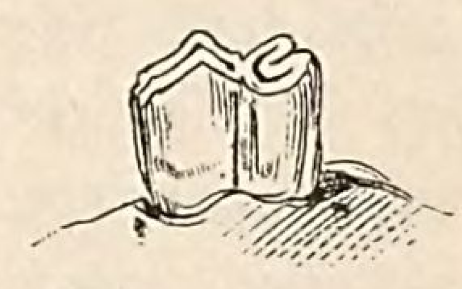

Fig. 7.

Fig. 5 zeigt die zugehörigen Schneidezähne der linken Unterkieferhälfte; die Unterschiede der Zähne II, III, IV in dieser Figur gegenüber den Zähnen 2, 3, 4 in Fig. 4 sind deutlich erkennbar. Fig. 7 stellt den dritten Ersatz-Backenzahn des linken Unterkiefers, welcher an die Stelle des langgestreckten, dreiteiligen Milch-Backenzahns getreten ist, in natürlicher Größe dar.

Der physiologische Prozeß der Geweihbildung des Rehbockes ist derselbe, wie beim Edelhirsche. Geweihbildung.

Im dritten Lebensmonat des Kitzbockes beginnen an der Hirnschale sich Knochenfortsätze zu erheben, aus welchen die Rosenstöcke, die Basis des künftigen Geweihes, sich bilden. Auf den Rosenstöcken erscheint nun ein Erstlingsgeweih (Taf. III, Fig. 1), welches in den meisten Fällen ohne irgend welche Rosenbildung ca. 1 cm hoch wird. Nach v. Dombrowskis Ausführungen kann das Erstlingsgeweih des Kitzbockes auch längere Spieße, aber ohne Rosenbildung, darstellen. Um diese Zeit kann ein Kitzbock in einzelnen guten Lagen und bei guter individueller Veranlagung ein Wildbretgewicht von 25—33 Pfund erreichen und demnach fast so schwer werden, wie ein älterer Bock bei schlechter Äsung.

Nach den Forschungen Bauers und Josephs, welchen sich auch neuerdings Borggreve anschloß und welche Dr. Nehring auch als Thatsache anführt, von v. Dombrowski aber bezweifelt werden,*) wirft der Kitzbock im Januar und Februar dieses obengenannte Erstlingsgeweih ab, also im Alter von ungefähr 10 Monaten. Schwache Kitzböcke, welche als Erstlingsbildung obengenannte Spießchen nicht aufsetzen und verfegen können, zeigen statt derselben auf der Spitze der Rosenstöcke nur eine Art Schorfbildung, welche aber um genannte Zeit ebenfalls abgestoßen wird, um der Bildung von Spießergeweihen Platz zu machen. Auf der für die Bildung eines neuen Geweihes bedingten Wundfläche erhebt sich nunmehr das mit Bast überzogene Spießgeweih (Taf. III, Fig. 2), welches im Mai und Juni gefegt und dann im Spätherbste abgeworfen wird, um dem Gabelgeweih Platz zu machen.

Während der herbstlichen Treibjagden im Monat November und Dezember werden nun nicht selten Rehböcke, die gut bei Wildbret sind, mit der knopfartigen Erstlingsbildung erlegt und dann

*) Nach Dombrowskis Ansicht trägt der Bock das Erstlingsgeweih bis zum 18. Lebensmonat und wirft es dann erst ab.

häufig als „Kümmerer“ angesprochen. In den meisten Fällen sind es aber Kitzböcke, welche in guter Äsung standen und man gibt sich dann in der Regel mit dem Auskunftsmittel „Kümmerer“ zufrieden.

Ich habe jedoch in vielen mir zugänglichen Fällen der Sache auf den Grund zu kommen gesucht, die vermeintlichen „Kümmerer“ nach ihrer Zahnbildung geprüft und in den meisten Fällen gefunden, daß das betreffende Stück auf Grund der Zahnbildung sich als Kitzbock entpuppte, welcher unter Mitwirkung günstiger Bedingungen eine solche Körperstärke erreicht hatte, daß er irrtümlich als jagdbarer Bock angesprochen und erlegt wurde, wozu auch die dicke Winterdecke verführerischen Anlaß gab. In zwei mir bekannten Fällen bewies die Zahnbildung auch wirklich den Kümmerer, er zeichnete sich auch durch den längeren, schöner geformten Kopf aus, während Kitzböcke meist den kurzen, ich möchte sagen „kindisch“ aussehenden Kopf zeigen.

Es ist nun sehr schwierig in solchen Fällen, sich über die Erstlingsbildung aufklärenden Beweis zu verschaffen, denn Kitzböcke dürfen vor Januar in vielen Staaten nicht erlegt werden und in Jagdbezirken mit streng weidmännischem Betriebe wird auch im Januar ein geringer Bock gewöhnlich nicht erlegt. Was aber Untersuchungen an Böcken, die in Gefangenschaft gehalten werden, betrifft, können diese nicht als Norm angenommen werden, weil in diesem Zustande die Geweihbildung ganz andern Verlauf nimmt, als in freier Wildbahn. In Gefangenschaft gehaltene Böcke, ich habe Beweise in mehreren Fällen dafür, setzen nicht selten schon nach Abwurf des Erstlingsgeweihes ein vollständiges Sechsergeweih auf. Nach dieser Abschweifung gehe ich zur normalen Geweihbildung wieder über.

Das Gabelgeweih zeigt, wenn es vereckt und gefegt ist, gewöhnlich oberhalb der Stangenmitte, sei es nun auf beiden oder nur auf einer Stange, ein nach vorwärts stehendes Gabelende von verschiedener Länge, während von da aus die Hauptstange eine kleine Biegung nach rückwärts erleidet (Taf. III, Fig. 3). Oft zeichnen sich die Gabelenden nur als schwache glattgeriebene Erhöhungen oder Biegungen der Hauptstange ab.

Je nachdem der Bock auf einer oder auf beiden Stangen Gabeln ansetzt, wird er als gerader oder ungerader Gabelbock angesprochen. Nicht selten kommt es vor, daß ein Bock bei der Bildung seines dritten Geweihes (also im dritten Lebensjahre) die Gabel nicht markiert, sondern nur Spieße aufsetzt. Diese Spieße unterscheiden sich aber von jenen des eigentlichen Spießbockes schon durch ihre bedeutendere Höhe und Stärke, dann dadurch, daß sie auf kräftigeren Rosenstöcken aufsitzen, welche nicht mehr so stark nach einwärts stehen und schließlich auch dadurch, daß sie eine ausgesprochene Rose zeigen und die Stangen nach aufwärts zu mehrfach geperlt sind. Ein solcher Bock ist nicht als „Spieß“- sondern getrost als Gabelbock (also dreijähriger Bock) anzusprechen, was sich auch aus seiner Zahnbildung ergeben wird.

Unter sehr günstigen Lebensbedingungen, bei vorzüglicher Körperverfassung des Individuums oder selbst der ganzen Familie kommt es auch vor, daß der Bock gleich dem Edelhirsche die Gablerstufe überspringt und nach Abwurf des Spießergeweihes sofort ein gerades oder ungerades schwächeres Sechsergeweih aufsetzt. Diese Sechsergeweihe haben aber meist schwache Stangen, geringere Perlen und kurze, mit der Spitze etwas einwärts gebogene Enden.

Das Gabelgeweih wird etwas früher als das Spießergeweih, ungefähr im November, abgeworfen. Man nimmt an, daß die stärkeren Böcke früher abwerfen, als die schwächeren. Meine Erfahrung hat mir jedoch gelehrt, daß über die Zeit des Abwerfens der Rehböcke je nach ihrer Stärke keine bestimmte Norm oder Regel besteht. Ich habe ebenso starke wie schwache Rehböcke geschossen und beobachtet, welche schon Anfang November abgeworfen hatten, während ich wiederum das Gegenteil bemerkte und starke Böcke sowohl als schwache ihren Kopfschmuck noch Ende Dezember trugen, ohne Kümmerer zu sein — die überhaupt nicht mehr abwerfen —, denn unter der Rose zeigten sich die sogen. Abwurfringe, welche den Abwurfprozeß der Stangen einleiten.

Besonders auffällig war dies im Jahre 1890/91. Ich wohnte einer Jagd in der zweiten Hälfte Dezember an, auf dieser wurden sechs sehr starke Rehböcke geschossen, von denen nur einer abgeworfen hatte. Am 7. Januar, also ca. 14 Tage später, wurden auf einer andern Jagd ebenfalls sechs Rehböcke, aber von verschiedener Stärke erlegt, und diese sechs Böcke trugen noch alle ihre Geweihe. —

Es wäre sonach vielleicht anzunehmen, daß in einzelnen Jahrgängen der Abwurfprozeß sich sehr weit hinauszöge.

Nach Abwurf des Gabelgeweihes beginnt nun wieder das Wachstum der neuen Stangen. Die Rosenstöcke nehmen an Stärke zu, werden niederer und verlieren die beim Kitzbock erwähnte Neigung nach innen, so daß die Abwurffläche allmählich ihre Neigung nach auswärts erhält. Durch das Stärkerwerden der Rosenstöcke rücken dieselben auch enger zusammen, so daß der Zwischenraum zwischen den Stangen über der Stirnnaht enger wird. Infolge des größeren Umfanges der Rosen und des Zusammenrückens der Rosenstöcke berühren nicht selten bei starken Böcken die Rosen sich gegenseitig und oft entsteht eine sichtbare Druckfläche an der Innenseite der Rosen. Jedoch giebt es einzelne Familien, deren Stangen selbst im stärksten Zustande an der Basis ziemlich weit auseinander stehen; der Zwischenraum zwischen den Rosenstöcken beträgt manchmal 2—3 cm, welche Wahrnehmung auch bei den sogen. Urbockgeweihen beobachtet werden kann.

Bis ins Frühjahr ist das Sechsergeweih fertig verreckt; gewöhnlich in der Zeit von Ende des Monat März ab bis Mitte Mai fegt der Bock wieder den Bast hinweg. Anfangs ist das Geweih hornweiß, nimmt aber nach und nach heller oder dunkler braune Färbung an, je nachdem der Bock Holzarten zum Fegen benützt, deren Saft eine Art Beize auf das Geweih ausübt.

Mit dem Sechsergeweih, das auf jeder Stange drei Enden — als gerades Sechsergeweih — zeigt, hat der Bock die normale Anzahl von Enden erreicht (Taf. III, Fig. 4). Spätere Neubildungen zeichnen sich dann nur durch mächtigere Stärke, reichlichere Perlenbildung und auch vielleicht namhaftere Höhe aus.

Es kommen aber auch Geweihe mit acht und mehr anzusprechenden Enden vor; diese gehören aber zur großen Seltenheit und sind als — abnorme oder widersinnige Geweihe anzusprechen.

Wie diese Geweihe, kommen auch solche vor, die auf einer oder der anderen Stange, von der Norm abweichend, weniger Enden, ja sogar manchmal gar keine Nebensprossen, sondern nur gerade Spieße zeigen, ohne dadurch den Charakter des Sechserbockes zu verlieren (Taf. III, Fig. 5). Auch diese Geweihe zählen unter die abnormen.

Der Rehbock ist also anzusprechen als Kitzbock, Spießbock, Gabelbock, Sechserbock — oder besser guter, braver Bock — dann als Kapitalbock.

Wir sind nun einmal an die weidmännischen Bezeichnungen gebunden und darum soll sich jeder Jäger bemühen, weidmännisch korrekt sein Wild anzusprechen. Man hört so oft — ah, das ist ein „schöner" Bock! Diese Bezeichnung „schön" ist höchst unweidmännisch und jeder, der auf den Titel eines gerechten Weidmanns Anspruch machen will, soll durch solche Ausdrücke vermeiden, sich in den Augen gewiegter Jäger lächerlich zu machen — es gibt keinen „schönen" Bock — es gibt geringe, gute und kapitale Böcke!

Alle von der normalen Form abweichenden Geweihe zählen unter die widersinnigen oder abnormen Geweihbildungen. Nicht immer sind Krankheiten der Organe, Verwundungen, mechanische Verletzungen am noch weichen, in der Bildung begriffenen Geweihe die Ursache von Abnormitäten, sie entstehen auch aus unaufgeklärten Ursachen oder durch Vererbung. In der Regel läßt sich eine Familienzugehögkeit durch charakteristische Form des Geweihes durch Generationen hindurch nachweisen.

Auch Abweichungen von der normalen Form, welche nicht durch mechanische Einwirkungen erfolgt sind, vererben sich und so kommt es, daß beim Rehbocke weit mehr als bei allen andern Geweihträgern Verschiedenheiten in der Geweihbildung auftreten.

Ich habe schon beim Edelhirsche erwähnt, was das Wort „Kümmerer" bedeutet und in wie weit der Charakter des „Kümmerers" auf die Geweibildung einwirkt. Beim Rehbocke verhält sich's genau ebenso.

Manchmal werden Böcke von beträchtlicher Stärke erlegt, welche, wie schon angeführt, auf den Rosenstöcken nur 1—2 cm hohe, aber meist stark geperlte Knöpfchen tragen, ähnlich jenen der Kitzböcke — das sind in der Regel „Kümmerer". In Revieren nun, in welchen geringe Böcke nicht ge-

schossen werden dürfen, kommt es ja vor, daß im Winter nach Abwurf der Geweihe und bei der starken Winterdecke manchmal Kitz- oder Spießböcke infolge Unvorsichtigkeit einzelner Schützen höher angesprochen und erlegt werden. Besonders leicht treten solche Verwechselungen ein, wenn ein solcher Bock allein anläuft und man seine Stärke mit anderen Stücken nicht vergleichen kann. Da wird nun stets, wie schon bemerkt, als Entschuldigung angenommen — „es ist ein Kümmerer“, weil, wenn der Bock auf der Strecke liegt, man die Knöpfchen auf dem Kopfe sieht. Wer sich nun aus der Form des Kopfes, die sich ja beim geringen Bock auffällig zeigt, nicht Rechenschaft geben kann oder will, den wird sofort ein Blick nach der Zahnbildung belehren und selbst die Schneidezähne allein in Verbindung mit der Geweihbildung genügen schon, das Alter eines solchen erlegten Stückes nachzuweisen und die landläufige Ausflucht — ein Kümmerer — zu widerlegen.

Es gibt aber, wie oben bemerkt, auch Böcke, ja sogar Familien, welchen eine solch rudimentäre Geweihbildung eigen ist und sich durch Vererbung fortpflanzt.

Sehr viele Abnormitäten kommen bei den Rehböcken dadurch vor, daß Verletzungen am Geweih in noch weichem Zustande eintreten, denn der Rehbock ist nicht so vorsichtig in der Zeit, in welcher er sein Geweih aufsetzt, wie der Kolbenhirsch.

Andere Abnormitäten entstehen durch die vielfachen Kämpfe und auch Spielereien der Rehböcke unter sich.

Mehr als beim Edel- oder Damwild kommt beim Rehbocke die Bildung von Doppelrosen oder von Geweihen mit mehrfachen Stangen vor (Taf. III, Fig. 6). Ich kenne Geweihe, habe selbst schon solche gezeichnet und im „Deutschen Jäger“ veröffentlicht, welche auf mehr als zwei selbständigen Rosen ebensoviele Stangen aufweisen. Gewöhnlich zeigt sich die Doppelrose am Rosenstocke unterhalb der eigentlichen Hauptrose.

Große Veränderungen in der Geweihbildung bringen Verletzungen des Kurzwildbrets hervor. Geschieht die Verletzung zu einer Zeit, in der der Bock sein fertiges Geweih trägt, dann wirft er in der Regel nicht mehr ab. Erfolgt eine schwere Verletzung während des Geweihaufbaues, so ist die Folge, daß das Geweih sich niemals mehr vereckt, sondern im weichen Zustande fortwuchert und in der Regel einen eigenartigen krankhaften Verlauf nimmt — in diesem Falle haben wir's mit der Perückenbildung zu thun (Taf. III, Fig. 7).

Diese Perückenbildung, so sehr sie von vielen ob der grotesken Formen angestaunt wird, kann jedoch niemals meine Bewunderung erregen, denn sie ist eine unreife krankhafte Verbildung des gesunden Geweihes; das Perückengehörn behält seine weiche gallertartige Struktur bei, nimmt infolge von Verletzungen oder von Insektenstichen nach und nach einen Grad von Fäulnis und Zersetzung an, welcher endlich den Tod des Trägers zur Folge hat.

Nicht krankhafte Verbildungen und Verzerrungen erregen unsere Bewunderung, sondern strotzende Kraft in normaler kräftiger Entwickelung des gesunden Geweihes.

Einer besondern Art der Sechsergeweihe glaube ich noch Erwähnung thun zu müssen, das sind die sogenannten Kreuz-Geweihe; sie charakterisieren sich dadurch, daß meist nur auf einer Stange, höchst selten auf beiden, die Nebensprossen so stehen, daß sie mit der Hauptstange eine annähernd rechtwinklige Stellung einnehmen und womöglich in gerader Linie die Hauptstange kreuzen (Taf. III, Fig. 8), d. h. der Ausgangspunkt der beiden Nebensprossen befindet sich in gleicher Höhe an der Hauptstange.

Seltener als beim Edelhirsche kommt beim Rehbocke das Zurücksetzen vor, obgleich es manchmal beobachtet wird.

Oben schon habe ich der sogen. Urböcke Erwähnung gethan. Die in Sammlungen noch zahlreich anzutreffenden Urbockgeweihe zeichnen sich durch bedeutende Höhe und Auslage der Hauptstangen, ferner durch namhafte Länge der Sprossen aus. Oft haben diese Geweihe mehr als sechs Enden, in der Regel aber sind die Rosen nicht so prägnant ausgedrückt und klein geperlt, wie bei sonst starken Rehgeweihen, sie ziehen sich allmählich verlaufend flach über die Rosenstöcke hinaus, auch berühren sich die Rosen in der Regel gegenseitig nicht, da die Rosenstöcke ziemlich weit von einander abstehen. Viele

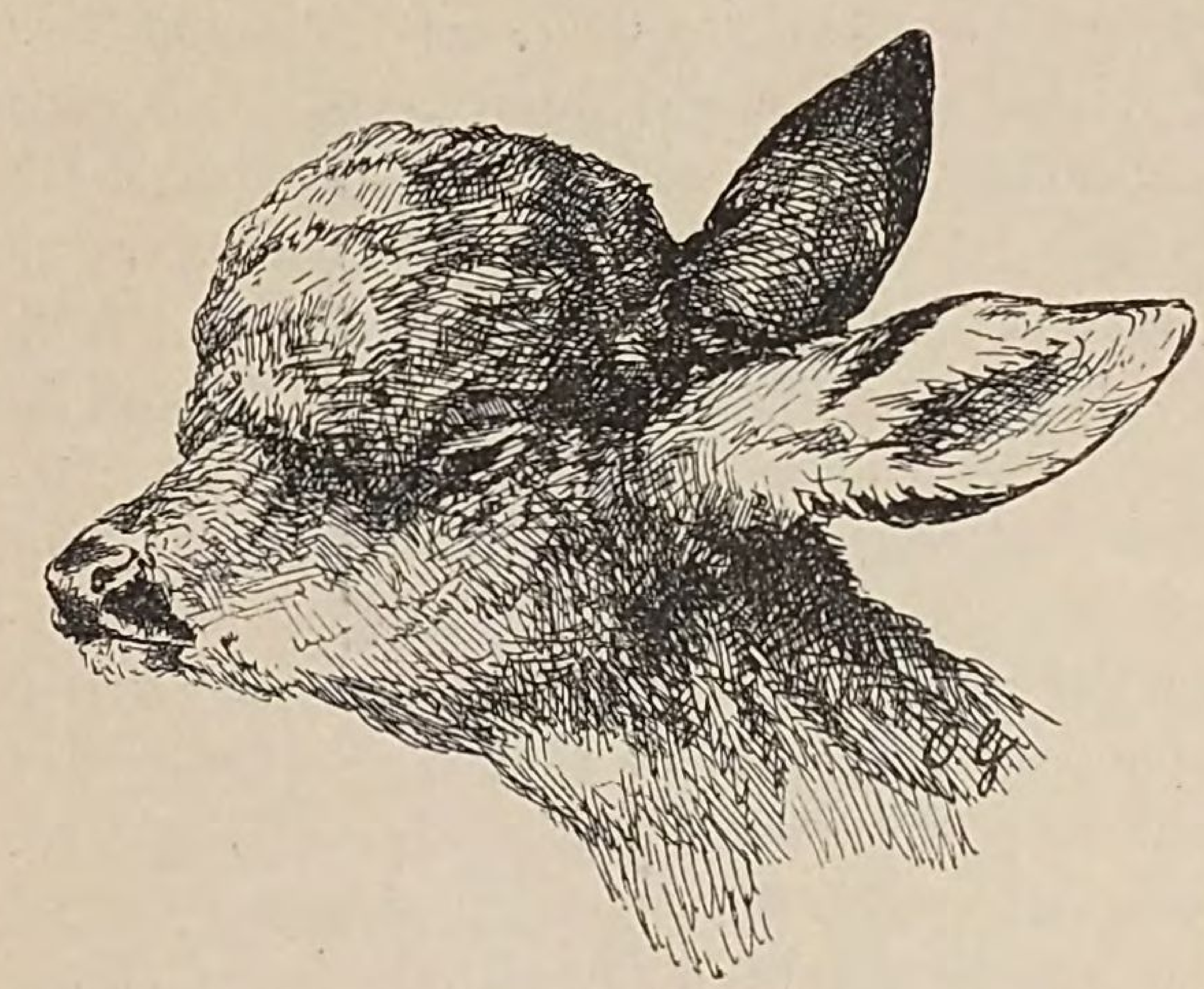
Urbockgeweihe sind wenig geperlt, haben nur starke gesunde Stangen mit Längsrillen; andere dagegen zeigen sich, besonders auf der Innenseite, mit starken, wellenförmigen Wülsten überdeckt, d. h. schön geperlt. Man glaubt, diese Geweihe gehörten einer besonderen Art von Rehen an, vermutlich dem sibirischen Reh — capreolus pygargus — welche bei uns längst ausgerottet sei, deren Erbeutung aber in die Zeit vom 15. bis 18. Jahrhundert zurückzuführen wäre. Das sibirische Reh unternimmt bekanntlich große Wanderungen in geschlossener Zahl und so wäre ja die Möglichkeit gegeben, daß einstens eine Einwanderung in bestimmte Gebiete, in denen man Urbockgeweihe am meisten antraf, erfolgt sein könnte. Am längsten dürften Urböcke sich in unsern bayrischen und österreichischen Alpengebieten, sowie in Galizien erhalten haben. Wie aber eine radikale Ausrottung gerade dieser Wildgattung statthaben konnte, ist nicht so ganz klar. Dies läßt eher der Annahme Raum, daß die Reste des eingewanderten Sibirien-Rehes durch Kreuzungen mit unserm einheimischen Reh — capreolus vulgaris oder cervus capreolus — allmählich bei uns wieder verschwanden. Nicht selten werden in den genannten Gebieten Geweihe noch erbeutet, welche dem Typus des Urbockgeweihes nahe kommen und auf eine Descendenz von solchen Kreuzungsprodukten zurückzuführen wären (Taf. III, Fig. 9). Die reichste Kollektion von Urbock-Geweihen dürfte wohl die gräflich Arcosche Sammlung in München aufweisen. Das stärkste, was ich jedoch in der Art sah, befindet sich im kgl. Chiemseeschlosse auf einem von Bildhauer Bär künstlich gefertigten Rehkopfe. Das betreffende Geweih hat eine Höhe von der Rose bis zur Spitze von 48 cm und die Stangen haben mehr als 40 cm Spannweite an ihrer Spitze. Dieses Geweih soll in einem der alten kleineren Jagdschlösser beschmutzt und bestäubt auf einem alten Schranke liegend aufgefunden worden sein und wurde dann nach Herstellung eines entsprechenden Kopfes durch den damaligen kgl. Oberstjägermeister Grafen von Holnstein im Jahre 1883 Sr. Majestät König Ludwig II. zum Geschenke gemacht.

Gehörnbildungen bei Rehgeisen sind in rudimentärer Form keine Seltenheit; kleine knopfartige Erhebungen auf schmächtigen Rosenstöcken kommen häufig vor. Diese erheben sich aber kaum mehr, als die anfänglichen Zäpfchen eines Kitzbockes. Seltener trifft man morchelartige Gebilde bei Rehgeisen mit höherer Erhebung — diese Gebilde alle sind meist spärlich mit Bast überzogen. Ich besitze eine solche morchelartige Gehörnbildungen in meiner Sammlung, welche ohne Bastüberzug 8 cm Höhe und einen Umfang von 11 cm aufweist (Taf. III, Fig. 10).

Noch seltener sind wirklich ausgereckte und gefegte Geweihe von Rehgeisen. Das schönste Geweih einer Rehgeis, was mir bekannt wurde, habe ich im „Deutschen Jäger“ Nr. 10 vom 16. Februar 1883 Seite 78 selbst nach der Natur abgebildet. Diese Rehgeis wurde am 10. August 1882 im Revier Buchenhain bei Nittenau in der bayerischen Oberpfalz durch den kgl. Forstgehilfen Schwarzer erlegt, indem sie wie ein Bock aufs Blatt sprang, auch als Bock angesprochen und erlegt wurde. Das Geweih, ein vollständig ausgerecktes Sechsergeweih von 19 cm Stangenhöhe, ist ganz gefegt und hat gesunde Horntextur, sowie schön braune Farbe, jedoch schwache Rosen und keine Perlen, sondern nur gut ausgeprägte Längsrillen. Herr Schwarzer schrieb darüber: „Schon im Jahre 1881 habe ich ein Reh im dortigen Standorte mit eben diesem Geweihe gesehen, durfte aber damals keinen Bock erlegen. Anfangs März des Jahres 1882 sah ich das Stück wieder, mit um diese Zeit schon ganz gefegtem Geweihe und sprach es als einen Sechserbock an, der gar nicht abgeworfen hatte. Auch während des Winters wurde der vermeintliche Bock mit dem Geweih beobachtet.“ Die Geis wog $17^1/_2$ Kilo, war ganz gesund und da der Erleger nichts darüber schreibt, ob etwa Zwitterbildung vorhanden war, dürften die Geschlechtsteile auch völlig normal anzunehmen sein. So viel steht also fest, daß die Geis das Gehörn trug und im vorhergegangenen Winter nicht abgeworfen hatte. Mir wurde der noch frische Kopf mit dem festsitzenden Geweih zur Abbildung eingesendet — jedenfalls ein sehr seltener und merkwürdiger Fall.

Vor ein paar Jahren wurde mir der Kopf einer Rehgeis eingesendet, auf welchem eine Art Pelzkappe von mächtigem Umfange saß, welche sich als sehr weich anfühlte und keinerlei Gehörnbildung unter der Decke verriet (siehe Abbildung). Diese Geis wurde taumelnd und in ganz schlechtem Zustande angetroffen, durch einen Vorstehhund gefangen und dann vom Jäger abgeknickt. Ich öffnete durch scharfen Schnitt diese blasenartige Wucherung und derselben entströmte eine wässerige trübe Flüssigkeit

von ungefähr $1^1/_2$ Liter Inhalt. Nach Abfluß dieser Lymphe war die ganze Kopfhaut leer, keine Hirnschale mehr da und nur noch einige zersetzte Gehirnteile vorhanden. Es scheint dies eine Art Perückenbildung gewesen zu sein, in deren Zersetzungsprozeß Hirnschale und Gehirnmasse zu Grunde gegangen waren, so daß der Tod des Rehes jedenfalls in kürzester Zeit eingetreten wäre.



Nach den von mir und andern gemachten Erfahrungen ist aber durchaus nicht anzunehmen, daß Rehgeisen mit Gehörnbildungen ausschließlich den Zwitterbildungen angehören oder unfruchtbar sein müssen, im Gegenteile habe ich gefunden, daß sehr viele, wenn nicht die meisten Rehgeisen mit Geweihbildungen auch zeugungsfähig waren und Kitze gehabt hatten. So schoß ich in den 70er Jahren im Jagdgebiete des Grafen von Hegnenberg eine gehörnte Rehgeis, welche mir aufs Blatt sprang. Im dichten Unterwuchse sprach ich sie als Bock an, als ich hinzutrat, zeigte sich, daß die Geis ein Kitz hatte und dasselbe noch säugte.

Brunft. Die eigentliche wahre Brunft des Rehwildes tritt in dem Zeitraum von Mitte Juli bis Mitte August ein. Sie währt so lange und zieht sich oft noch weiter hinaus durch den Umstand, daß nicht alle Geisen zur gleichen Zeit brünftig werden, was beim einzelnen Stück gewöhnlich nur 4—6 Tage anhält. Auch nicht in allen Revieren und allen Jahrgängen tritt die Brunft auf gewisse Tage bestimmt ein, es kommt eben auf Höhenlage und jeweilige Witterung sehr viel an. Diese Periode ist aber die wahre, befruchtende Begattungszeit des Rehwildes. Über diesen Gegenstand wurde schon viel gestritten, indem die alten Jäger vielfach der Ansicht waren, das im November und Dezember beobachtete Treiben der Böcke sei Folge der Brunft und diese sei die eigentlich befruchtende.*) Da noch heute trotz aller wissenschaftlichen Deduktionen manche Weidmänner nicht ganz überzeugt zu sein scheinen, erachte ich für nötig, dieses Kapitel erschöpfend zu behandeln.

Thatsächlich wird die Beobachtung gemacht, daß im November oder Dezember die Rehböcke heftig treiben und die Geisen verfolgen, wie es ungefähr in der Juli-Brunftperiode der Fall ist. Auf Grund dieser Beobachtung und ausgehend von dem allgemeinen Naturgesetze, daß größere Tiergattungen eine längere Tragezeit nötig hätten, als kleinere, kam man auf den Gedanken, dieses Treiben im Winter hätte den eigentlich richtigen, befruchtenden Beschlag zur Folge, denn unter den Hirscharten, die in Deutschland einheimisch sind, tritt zuerst die stärkste, das Elchwild, dann das Edelwild, hierauf das Damwild in die Brunft und würde nach diesem folgerichtig das Rehwild eintreten.

Dieser Annahme kam außerdem noch zu statten, daß sorgfältige Untersuchungen der Tragwerkzeuge der Rehe vor Ende Dezember scheinbar keine Spur von Beschlagensein ergeben haben, während bei andern Hirscharten ca. 3 Wochen nach der Brunftzeit schon Anzeichen des Beschlagenseins gefunden wurden.

Nun ist es physiologischen und anatomischen Forschungen gelungen, den schlagenden Beweis zu liefern, daß die Julibrunft die befruchtende, dagegen die Winterbrunft — wenn man's überhaupt so nennen kann — die falsche ist. Im Jahre 1843 trat Dr. L. Ziegler zu Hannover mit einer Schrift hervor: „Beobachtungen über die Brunft und den Embryo der Rehe". Ziegler führt an, daß beim Rehbocke Ende Juli das Kurzwildbret bedeutend an Größe zunehme und daß die vasa defermica von Samen strotzen, in welchem sich lebhaft bewegende Spermatozoen (Samentierchen) befinden. Im November wurden jedoch nur einzelne Samenkügelchen und wenige sich schwach bewegende Spermatozoen gefunden. Da nun diese Samentierchen zur Befruchtung erforderlich sind, glaubte er

*) Man nennt diese Brunft jetzt ganz richtig „Afterbrunft".

den Beweis für die Augustbrunft geliefert und da nach Abwerfen des Geweihes die Tierchen im November fehlen, den Gegenbeweis erbracht zu haben.

Die Untersuchungen Zieglers der Geisen ergaben folgende Resultate: Nachdem der Samen bei der Begattung bis zu den Eierstöcken der Geis gelangt ist, werden die Eierchen in die Eileiter geführt. Auf diesem Wege verweilen die Eierchen fast drei Monate, nehmen an Größe nur wenig zu und erst im Dezember treten sie in die Gebärmutter ein, wo alsdann das Wachstum schnelle Fortschritte macht. Um diese Zeit zeigen sich an der äußern Fläche der Gebärmutter vermehrte Gefäßbildungen und innerlich reichlichere Schleimabsonderungen. Nach diesen Grundsätzen dauert die Tragezeit der Rehgeisen 40 Wochen. Gründe für diesen Vorgang sind noch nicht gefunden.

Weitere Forschungen hat Professor Dr. Bischoff in Gießen gemacht und in einer Schrift: „Entwickelungsgeschichte des Rehes“ niedergelegt. — Professor Bischoff, welcher von den Forschungen Zieglers nicht ganz befriedigt war, gibt in seiner Schrift folgende Erfahrungen kund: „Nur im Juli und August hat der Bock reifen Samen, die Geis reife Eier. Im Dezember fehlen sie beiden. Das Ei tritt in der Brunft (Juli) in den Eileiter, begegnet dort dem Samen und wird befruchtet. Im Eierstock entwickeln sich sofort in dem vom Ei verlassenen Graafschen Bläschen gelbe Körper in gewöhnlicher Weise. In den folgenden Monaten finden sich dieselben in ziemlich unveränderter Größe in dem Eierstock neben andern unreifen Graafschen Bläschen und Eiern. Das Ei geht in ein paar Tagen durch den Eileiter hindurch und gelangt in die Gebärmutter. Hier verweilt das Ei bis Mitte Dezember in demselben unentwickelten Zustande, ist schwer zu entdecken und wird daher meistens übersehen. Auch die Gebärmutter zeigt während dieser Zeit keine Veränderung, daher die Annahme, das Tier sei nicht beschlagen. Nach Mitte Dezember entwickelt sich das Ei sehr rasch und so erfolgt 40 Wochen nach dem Beschlage die Geburt.

Professor Dr. Bischoff hat im Verlaufe seiner zehnjährigen Studien ca. 150 Rehtrachten untersucht und zu verschiedenen Zeiten des Jahres die Fortpflanzungsorgane des Bockes genauer Untersuchung unterstellt und in specie über den Bock noch ungefähr folgendes in seiner Schrift erwähnt: „Die Geweihbildung steht beim Rehbocke, wie bei sämtlichen Cervinen zum Brunftzustande in innigster Beziehung. Ohne irgend eine Ausnahme baut sich das neue Geweih vor Eintritt der jährlichen aktuellen Fortpflanzungsfähigkeit auf. Zu Beginn der Brunftzeit ist das Geweih vereckt und gefegt. Es steht als Waffe auf der höchsten Jahresvollkommenheit und dient als Mittel zur möglichsten Abschwächung der Nachteile der Innzucht, gehört folglich so sehr zum Fortpflanzungsgeschäfte, daß die ganze Geweihbildung mit allen ihren Phasen und Einzelnheiten erst unter dem Gesichtspunkte der wichtigen Bedeutung dieser furchtbaren Waffe Sinn und Verständnis erlangt. Beim Rehbocke, welcher bereits im Juli und August auf der Höhe seines Jahreslebens gebrunftet hat, soll nun noch eine fruchtbare Winterbrunft auftreten können zur Zeit, wenn das Geweih abgeworfen ist, bezw. in der ersten Kolbenzeit steht und die ganze Reduktion seines Trägers noch die Folgen der Sommerbrunft unverkennbar aufweist? Schon aus diesem Grunde allein erscheint die Annahme einer solchen Nachbrunft beim Rehbocke als Absurdität.“

Ein Punkt mag noch ins Auge gefaßt werden, der von Bedeutung ist und auffallend starke Verschiebungen der Brunftzeit zur Folge haben kann, das ist nämlich die jährliche körperliche Veränderung von Bock und Geis, nach Alter, Stärke, Witterungs-, Äsungs- und anderer körperlicher Verhältnisse. Milde Winterwitterung, starke Buchenvollmast können die Brunft um Wochen verschieben. Professor Bischoff führt auch einen Fall an, der besondere Berücksichtigung verdient, weil manche ihn als einen Beweis gegen die Sommerbrunft der alten Geis betrachten wollen und zwar: am 31. Juli 1848 untersuchte er die Tragwerkzeuge einer alten Geis, deren Gesäuge noch voll Milch war; ihr Kitz wurde zugleich mit ihr geschossen. Sowohl in der Scheide, als in der Gebärmutter, ja selbst im Anfange der Eileiter dieser Geis fanden sich reichlich Spermatozoiden. Dieselben bewegten sich nachmittag 5 Uhr noch schwach, nachdem die Geis vormittags 10 Uhr geschossen worden war. Das Vorhandensein dieser Spermatozoiden ist nun ein schlagender Beweis, daß die Geis kurz vor dem Erlegen vom Bocke beschlagen worden war. Hiedurch ist bewiesen, daß eine alte Geis in demselben Jahre, in welchem sie gesetzt und ihr Kitz bis zur Blattzeit erhalten hat, während der Blattzeit (Juli) beschlagen worden ist.

Ich selbst habe folgende zwei Fälle beobachtet: Während der Blattzeit sah ich eine Geis mit Kitz stehen, dazu gesellte sich ein Gabelbock und trieb die Geis sehr heftig. Plötzlich verfolgte der Bock das Kitz und trieb selbes gewiß 200 Schritte weit auf dem Schlage hinweg, kehrte in voller Flucht zur Geis zurück und beschlug sie in kurzen Zwischenräumen dreimal.

Mein jüngst verstorbener Bruder, kgl. Forstmeister, war früher Oberförster in einem Reviere des bayerischen Waldes, das Forsthaus stand isoliert fast mitten im Walde. Eines Tages brachten Holzhauer ein ganz schwaches Geiskitzchen, dessen Mutter verunglückt war, ins Forsthaus. Das Kitz wurde aufgezogen, entwickelte sich gut und wurde im zweiten Jahre eine recht stattliche und ganz zahme Geis, die im Garten einen eingezäunten Raum inne hatte. Im Frühjahr des dritten Jahres erhielten wir einen Gabelbock zum Geschenke, und da wir den Versuch machen wollten, ob im November ein fruchtbarer Beschlag der bisher jungfräulichen Geis möglich sei, hielten wir den Bock in einem getrennten Verschlage, wo er mit der Geis nicht zusammenkommen konnte. — Da trat nun die Julibrunft ein. Es mochte am 26. oder 27. Juli gewesen sein, als eines Morgens 5 Uhr mich mein Bruder aus den Federn rief und zum Einfang der Rehe hinführte, und siehe da, im Hüttchen der Geis saßen Bock und Geis friedlich beisammen. Der Bock hatte in der Nacht, wohl erregt durch den Brunfttrieb, den Zaun gewaltsam durchbrochen und war zu der Geis hinübergelangt. Sofort isolierten wir beide wieder. Die Sehnsucht des Bockes war aber so stark, daß er in der folgenden Nacht wieder durchbrechen wollte, bei dieser Gelegenheit sich aber einen Vorderlauf brach und schwer krank im Zaune hing. In Folge dessen schossen wir am Morgen den Bock tot. Er war also nur eine einzige Nacht bei der Geis. Wahrgenommen hatten wir nun zunächst natürlich nicht, ob die Geis in der einen Nacht beschlagen worden war, aber im folgenden Frühjahr zeigten sich die Folgen der bewußten Nacht. Als ich im Monat Mai zur Auerhahnbalze wieder dort war, kamen wir eines Tages gegen Mittag von der Balze nach Hause und da saß unsere Geis im Hüttchen mit zwei allerliebsten Kitzchen, welche sie während der Nacht gesetzt hatte. Die Geis war weder v o r, noch n a c h der bewußten Nacht mit einem Bocke zusammengekommen und folglich in derselben fruchtbar beschlagen worden — ein Beweis für die Richtigkeit der wahren Julibrunft, welchen ich damals sofort Herrn Dr. Alfred Brehm mitteilte.

Nach dieser Feststellung der Richtigkeit der Julibrunft will ich zur Schilderung der Brunft selbst übergehen.

Nicht immer und in jedem Jahre beginnen die Rehböcke zur selben Zeit mit dem Treiben der Geisen und Schmalrehe. In manchen Jahren geschieht dies oft schon im Mai und Juni, wenn auch nicht von allen Böcken, so doch von einzelnen. Gewöhnlich gesellt sich der Bock zu einer Schmalgeis, mit der er zieht und zur Äsung austritt, während die Kitz führende Geis mit diesem zu viel zu thun hat. Gegen Mitte Juli fangen aber die Böcke unruhig zu werden an, sie ziehen auch untertags im Walde und auf Schlägen umher, um das weibliche Rehwild aufzusuchen und sich ihm zuzugesellen und endlich, wenn sich der Brunfttrieb wirklich einstellt, beginnt das Jagen und Treiben der Geisen. Ebenso jagen sich die Böcke untereinander gewaltig herum, was wohl Eifersucht und das Bestreben sein dürfte, den vermeintlichen Nebenbuhler vom Standorte ferne zu halten.

Das weibliche Reh sucht sich der Zudringlichkeit seines begehrlichen Verehrers wenigstens scheinbar zu entziehen, läßt aber dabei einen fiependen Laut vernehmen, welcher mit Buchstaben gegeben, ungefähr ī—ī—īă lautet, und die Begehrlichkeit etwa ausdrückt, bleibt jedoch nach kurzen Fluchten wieder stehen. So kommt es, daß der Bock immer begehrlicher wird und schließlich die Geis fortwährend treibt, so daß förmliche Ringe im Unterwuchse entstehen, wie in Reitschulen, besonders um einzelne Gesträucher oder Baumgruppen herum. Die Zudringlichkeit wird so groß, daß besonders Schmalrehe, welche noch nie gebrunftet haben, flüchten und in der Angst jene Töne ausstoßen, welche man „Angstgeschrei“ nennt, die etwa lauten wie: īīă, īă, īă, īă. Oft stürmt das Schmalreh ganz verstört mit offenem Äser keuchend durch den Wald daher, ihm hintendrein in voller Flucht der Bock, bis er endlich den Lohn seiner Aufregung und Bemühung erntet. Der Beschlag selbst ist in ein paar Augenblicken vorüber, wird aber öfter wiederholt. Das heftige Treiben, der Aktus selbst, die Aufregung 2c. erschöpfen nun den Bock so sehr, daß er, besonders wenn die Brunft schon weiter vorgeschritten ist, sofort nach dem Beschlage sich niederthut, während die Geis gewöhnlich

unmittelbar darauf näßt. Doch nicht lange ruht der hitzige Bock, er springt auf und neuerdings geht das Hetzen an, so daß er endlich abgerackert, schlecht im Wildbret wird und ein großes Quantum seiner Körperfülle verliert.

Ich sah im vergangenen Jahre auf einer Waldwiese einen starken Sechserbock sein Schmalreh treiben und beschlagen, dann nach kurzer Rast auffahren, über die Wiese hinwegstürmen und an deren anderem Rande eine Kitzgeis verfolgen und treiben, die sich sehr bald ihm hingab, so daß er nach dem Aktus ganz erschöpft von der Geis herab ins Gras sank; und doch währte die Ruhe nur ein paar Momente, dann stürmte er wieder auf und trieb aufs neue. Die Geis hatte ihr Kitz bei sich.

Es ist selbstverständlich, daß außer dem Treiben des weiblichen Rehwildes dem Bocke die Eifersucht viel Mühe macht, denn sobald sich ein anderer Bock in der Nähe blicken läßt, beginnt die gegenseitige Verfolgung und endet nicht selten in heftigen Kämpfen, bei denen leichtere oder schwere Verwundungen im Gefolge sind. Mit heftigem Anpralle stoßen die Böcke die Geweihe zusammen, so daß öfter Stangen oder Sprossen absplittern. Ich habe verschiedene Schädel gesehen und selbst abgebildet, welche die Spuren der Kämpfe aufwiesen, indem die Sprossen in die Hirnschale der Gegner eindrangen und öfter sogar dort so festgekeilt saßen, daß sie von der Hauptstange des Trägers absprangen. Ich zeichnete ein Rehbockgeweih, dessen Träger im Anfang des Monat Oktober erlegt wurde. Beim Abhäuten des Schädelausschnittes zeigte sich, daß zwischen den Rosenstöcken ein Spieß, welcher an der Bruchfläche fast 1 cm Dicke hatte, durch das Schädeldach ca. $1^1/_2$ cm tief eingedrungen war, dort fest saß und eine Gesamtlänge von ca. $2^1/_2$ cm hatte. Der Bock war ganz gesund und gut bei Wildbret; es hatte also der tief eingedrungene Spieß seines Gegners keine nachteiligen Folgen auf die Gehirnmasse ausgeübt.

Aus all diesen Gründen ist der Schluß zu ziehen, daß man gegen Ausgang der Brunft und in der darauf folgenden nächsten Zeit den Bock mit Abschuß verschonen soll, bis er sich wieder erholt hat und gut im Wildbret wird.

Freilich kommen auch bei solcher Erregung, wie ich sie geschildert habe, Fälle vor, daß Rehböcke, besonders geringere, durch stärkere Rivalen übel zugerichtet, ja sogar zu Tode geforkelt worden sind. Vielfache Berichte sind den Fachblättern über solche Fälle schon zugegangen, die ich aber füglich übergehen kann. So häufig wie bei Edelhirschen dürfte jedoch das zu Tode forkeln von Rehböcken durch Ihresgleichen nicht vorkommen.

Unmittelbar nach der Brunft zieht sich der Bock zurück, sucht ein ruhiges Plätzchen auf, thut sich wenig um und ist bestrebt, das Verlorengegangene bald wieder zu ersetzen. Bei Gelegenheit des Jagdbetriebes werde ich auf das „Blatten" nochmals zurückkommen.

Schon unter dem Kapitel des Edelwildes habe ich darauf hingewiesen, daß die Maßregeln zur Hege des Wildes, wie ich sie dort gegeben habe, nicht ausschließlich für das Edelwild allein gegeben sind, sondern auch bei manch' anderer Wildgattung, wie z. B. beim Reh, ebenfalls Anwendung finden, weshalb ich nochmals auf diesen Abschnitt verweise. Es sind jedoch bei jeder Wildgattung besondere Verhältnisse mehr oder weniger obwaltend, die einer speziellen Beachtung bedürfen und so füge ich das, was im Besondern für das Rehwild von Bedeutung ist, hier an. Hege.

Der Begriff von **Hegen** hängt vielfach mit jenem des **Jagens** zusammen — Hegen und Jagen müssen einander ergänzen. Zur Hege des Rehwildes ist es ein Haupterfordernis, den Stand desselben nach Zahl und Geschlecht, nach Verhältnis unter sich, so genau als möglich zu kennen. Die Arbeit der Bestätigung ist keine geringe, sie obliegt zunächst dem Berufsjäger.

Die beste Zeit zur Feststellung des Standes ist der Winter. Bei der ersten Neue muß der Revierjäger so zeitig als möglich auf den Beinen sein, um möglichst den ganzen Bezirk abspüren zu können.

Um dies zu bewerkstelligen, umkreist man jeden Forstort, jede größere Dickung und verzeichnet sich die Zahl der eingewechselten und jene der ausgewechselten Stücke; durch Subtraktion der Zahlen wird das Facit gezogen, wie viele Stücke im Bogen stehen. Ein mir bekannter, längst in die jenseitigen Jagd-Gefilde hinübergewechselter, wenig wissenschaftlich bewanderter, aber desto mehr praktischer und

verlässiger Revierjäger, hatte eine einfache Methode. Beim Abspüren nahm er in die dem Bogen zugekehrte Hand bei jeder Fährte, die einwärts ging, ein kleines Aststückchen und ebenso beim Auswechsel ein solches in die andere Hand. War der Bogen umschlagen, zählte er die Steckelchen jeder einzelnen Hand ab und hatte sonach die Zahl der Stücke fest, welche im Bogen stunden. Diese Zahl notierte er von Bogen zu Bogen und am Ende wußte er, wie viel Stücke im Reviere standen.

In ähnlicher Weise verfährt man an den Reviergrenzen, woraus sich die Anzahl des Wechselwildes ergibt.

Später folgende Neuen mögen zur Kontrole der ersten vorgenommen werden. Gleichzeitig ist nun auch das Wild an den Futterplätzen und im Reviere überhaupt, nach Geschlecht, Alter und Stärke zu kontrolieren und mit den Erfolgen des Abspürens zu vergleichen. Ein fleißiger, aufmerksamer Revierjäger wird auf diese Weise und unter Zuhilfenahme der Beobachtungen im Frühjahre, wenn die Böcke zu fegen anfangen, mit ziemlicher Genauigkeit seinen Rehstand so festgestellt haben, daß auf Grund einer Bestandestabelle, welche ich als Muster anfüge, der Abschußetat für kommende Schußperiode vorbereitet und darnach verfahren werden kann. Kranke und kümmerliche Stücke müssen, um die Rasse nicht zu verschlechtern, vor der Brunftzeit dem Abschusse unterzogen werden.

Bestandstabelle.

Revier: Forstort (Abteilung):

Böcke					Geisen				Gesamt-Summe	Bemerkungen.
Sechser	Gabler	Spießer	Kitz	Summe	Mutter-	Schmal-	Gelt-	Summe		
1	1	2	1	5	3	5	1	9	14	

Um nun auch über den Stand und den davon abhängigen Abschuß der Böcke im Klaren zu sein, ist auf die Beschläge (Beschlachter) fleißiges Augenmerk zu richten. Es gibt in jedem Reviere gewisse Standorte, an denen stets gute Böcke stehen. Ist einer abgeschossen, wird man nicht lange zu warten haben, bis sich wieder ein anderer guter Bock dort einfindet. Das Beschläg ist gleichsam die Visitenkarte, die der Bock dem Jäger abgibt; an demselben kann man mit annähernder Sicherheit sogar herausfinden, ob es von einem guten oder geringen Bocke herrührt. Gute Böcke nehmen gewöhnlich stärkere Weichhölzer und Stämme an, als die geringen; das Fegen erfolgt auch so, daß der stärkere Bock den Stamm weiter nach oben verletzt, während der geringere Bock an Wachholder, Lärchen, Föhrenstämmchen geringsten Grades seinen Bast abfegt.

In früheren Zeiten rechnete man gewöhnlich als richtiges Bestandsverhältnis auf 2 bis höchstens 4 Geisen einen Bock — geringe mit eingerechnet. Heutzutage und namentlich in Bayern, wo die Geisen das ganze Jahr über gesetzlich geschont werden müssen, ist leider das Verhältnis ein ganz anderes; selbst in gut gehegten Revieren dürfte auf 6—8 Geisen kaum mehr als ein Bock treffen. Zu Beginn der Schußzeit (in Bayern vom 1. Juni ab), d. h. wenn die Böcke vollständig rot sind, trachte man die schon verfärbten stärkeren Böcke nach und nach abzuschießen,*) um den jüngeren Böcken bei Beginn der Brunftzeit den Zutritt zum Beschlage der Geisen zu erleichtern. Hier gehen die Ansichten der Jäger vielfach auseinander. Manche Jäger gehen, nicht ganz mit Unrecht, von dem Grundsatze aus, daß stärkere Böcke kräftigeren Nachwuchs erzeugen und die Nachkommen solcher Böcke in Körperstärke und Geweihbildung besser würden.

*) Böcke, welche noch nicht verfärbt haben, sind nicht gut bei Wildbret; in früheren Zeiten erachtete man das Abschießen solcher Böcke als unweidmännisch, und daran ändert auch die durch Gesetz gestattete Eröffnung der Schußzeit vom 1. Juni ab nichts. Dem braven Jäger steht der weidmännische Grundsatz höher, als die gesetzliche Bestimmung. D. V.

Dagegen ist wiederum ins Treffen zu führen, daß stärkere, hauptsächlich alte Böcke, weniger zur Nachzucht zu empfehlen seien, als die geringeren und zwar aus folgenden Gründen: 1) ist der alte Bock sehr neidisch und rauflustig; er duldet keinen geringeren Bock in seiner Nähe, dadurch werden viele schwächere Böcke vom Standorte vertrieben, wechseln aus, um sich anderweit zu entschädigen und ihren Brunfttrieb zu stillen, und gehen so dem eigenen Reviere verloren. Das ewige Jagen der Böcke unter sich bringt auch den älteren eifersüchtigen Herrn sehr herunter, er wird abgehetzt und ist nicht mehr im Stande, den Beschlag mit jener strotzenden Kraft, wie es sein sollte, auszuüben, ganz abgesehen davon, daß er durch das Treiben und Jagen seiner Rivalen auch die Pflicht dem Geisengeschlechte gegenüber mehr oder minder vernachlässigt; 2) gehen auf diese Weise viele Geisen unbeschlagen durch die Brunft. Geisen aber, welche ein- oder mehrmal nicht befruchtet wurden, werden feist und zu späterem Beschlage unfähig, so daß sie gänzlich gelte bleiben.

Diese Punkte für und wider erwogen, mögen wohl zu dem Schlusse führen, daß auch hier das Gute in der Mitte liegt; es wird sich empfehlen, vor der Brunft starke (alte) Böcke möglichst abzuschießen, gleichwohl aber an sicheren Standorten in Mitte des Reviers, den einen oder andern guten Bock überzuhalten; dagegen schone man aber gewissenhaft vor der Brunft mittelstarke (Gabel-)Böcke — haben sie dann ihre Schuldigkeit gethan und sich von den Strapazen wieder erholt, nun so mag für sie, so viel der Etat gestattet, auch die Zeit des Abschusses gekommen sein. Doch halte man ordentlich Maß — wer geringe Böcke, die stets leichter zu erbirschen sind, als alte Schlaumeier, in zu großer Anzahl während eines Jahres, wenn auch nach der Brunft, abschießt, kann selbstverständlich sicher darauf rechnen, in den folgenden Jahren wenige gute Böcke im Reviere zu haben. Oberförster F. in D., ein erfahrener Jäger, that einem zweifelhaften Heger gegenüber einst den Ausspruch: „Jene Böcke, welche Sie in den Vorjahren als Spießer oder Gabler abgeschossen haben, springen Ihnen heuer nicht als Sechserböcke aufs Blatt!“

Wer die geringen Böcke alljährlich samt und sonders abschießt, was keine schwere Arbeit ist, der wird seine Jagdkasse ohnehin schädigen, denn geringe Böcke liefern weniger Wildbret; jener Jäger aber, der seine Spießböcke und nach Schluß der betreffenden Hegezeit auch noch gar seine Kitzböcke abschießt, darf — wenn er überhaupt auf den Titel eines „Jägers“ Anspruch machen will — gewiß darauf rechnen, daß er in einigen Jahren seinen Rehstand gründlich ruiniert hat und von einem eigentlichen „Stande“ überhaupt nicht mehr reden kann.

Abgesehen von rationellen Grundsätzen, stimmt sich der weidmännische Genuß schon bedeutend herab, wenn in einem Reviere keine guten oder kapitalen Böcke mehr stehen; zehnfach ersetzt die Freude, ein kapitales Stück überlistet und auf die Decke gebracht, den zweifelhaften Genuß, ein halb Dutzend Spießerchen niedergeknallt zu haben. Der Charakter des Weidmanns wird sich in den Trophäen selbsterlegter Stücke am besten spiegeln, denn verflucht wenig imponiert eine solche Sammlung, in der die Hauptzahl der Trophäen aus geringen Stücken zusammengesetzt ist.

Man klagt sehr häufig darüber, daß unsere Rehböcke nicht mehr so gut aufsetzen, als in früheren Zeiten, und will dies einer Degeneration des Wildes zuschreiben. Man bedenke aber, daß die Zahl der Jagdfreunde sich mit Zunahme der Bevölkerung verdoppelt, ja verdreifacht hat, daß dem Wilde viel mehr und bei Verminderung der Waldkomplexe viel intensiver nachgestellt wird und dasselbe nicht mehr in dem Maße wie früher die ungestörte Ruhe im Reviere genießt; um gutes, starkes Wild zu erzielen, ist die Ruhe für dasselbe fast so nötig, als entsprechend gute Äsung.

Man lasse die Rehböcke gehörig alt und stark werden, dann setzen sie auch entsprechende Geweihe auf! Den deutlichsten Beweis hiefür haben wir in unsern Gebirgsforsten, die nicht bewohnt und nicht viel beunruhigt werden; trotzdem, daß die Winter strenge sind und die Feldäsung fehlt, erreichen viele der dortigen Böcke namhafte Stärke und setzen kapitale Geweihe auf — es ist ihnen eben leichter, im rauhen tiefen Bergwalde der Nachstellung des Menschen sich länger zu entziehen und höheres Alter zu erreichen.

Zur sorgfältigen Hege eines Reviers gehört auch der Abschuß notorisch gelter, alter Geisen, denn dieselben sind für Hebung des Standes nicht nützlich, indem sie den Bock für sich in Anspruch nehmen,

jedoch keine Nachzucht liefern; sie treiben die Schmalrehe vom Bocke ab und Folge davon ist dann, daß auch diese leer durch die Brunft gehen.

In der Hand des rationell und gewissenhaft arbeitenden Weidmannes ist der gesetzliche Abschuß von Rehgeisen während einer kurzen Abschußzeit des Jahres nur von Vorteil.

Gründe hiefür sind: 1) sollen, wie oben erwähnt, die nicht mehr fruchtbaren Geisen abgeschossen werden,

2) ist der Zugang an Jungwild in Bezug auf Geschlecht sehr verschieden; in manchen Jahrgängen setzen die Geisen vorwiegend mehr Kitze weiblichen Geschlechtes; dadurch wird das geregelte Standverhältnis nach Geschlecht alteriert; der Rehstand vermehrt sich um bedeutendes, ohne daß ein höherer Abschußetat an Böcken erzielt werden kann; der Anfall an jagdbaren Böcken wird im dritten Jahre sich vermindern;

3) wird gerade aus diesem Grunde die Jagdkasse leiden, während anderseits der übermäßige Stand an Rehen zu Klagen von Seite der Grundbesitzer führen und höhere Wildschadenersatzansprüche hervorrufen könnte.

Dem Jäger, dem gewissenhaften allein, muß es anheimgestellt sein, den Wildstand nach Bedarf regulieren zu können. Allerdings hat z. B. das bayerische Jagdgesetz für solche Fälle Vorsorge getroffen, indem bei übermäßigem Zuwachs von Rehen der Kuratelbehörde freigestellt ist, einen bestimmten Abschuß von Rehgeisen bewilligen zu dürfen. Diese Maßregel hat aber einige Weitläufigkeit und hängt viel von der jeweiligen Stimmung und Ansicht der leitenden Personen ab. Der Jagdeigner kann aber nicht in jedem Falle und zu jeder Zeit, wenn die eine oder andere Gelt-Geis entfernt werden sollte, den weiten Umweg durch die Behörde einschlagen — verzichtet lieber auf den Abschuß oder wird veranlaßt, zu ungesetzlichen Eingriffen schreiten zu müssen.

Was nun die zur Hege gehörige Fütterung betrifft, habe ich beim Edelwilde alles Nötige erwähnt, bemerke nur noch, daß das Reh heikel und naschhaft ist und infolge dessen weit schwerer veranlaßt wird, die Vorlagen anzunehmen. Es bedarf aus diesem Grunde feinerer und sorgfältig ausgewählter Stoffe. Das Reh nimmt stets die von der Natur gebotene Äsung lieber an. Für die Konstitution des Rehes ist auch saftige Äsung während des Winters zuträglicher, denn die Trockenäsung des Winters hat beim Übergange ins Frühjahr oft sehr üble Folgen. Daraus resultiert, daß man für Erhaltung des Rehstandes die Anpflanzung verschiedener Kräuter und Sträucher, die im Winter saftig bleiben, besonders durchführen soll. Besenpfriemen, Topinamburanlagen, Brombeersträucher anzupflanzen hat die besten Erfolge. Als zuträgliche Winternahrung ist die Vorlage von Ebereschenbeeren, die im Herbste um billiges Geld gesammelt werden können, nicht genug zu empfehlen. Anlage der Salzlecken habe ich beim Edelwilde eingehend besprochen.

Jagd. Die Jagd auf Rehe wird, wie jene auf Edelwild, durch: Anstand, Birsche, Riegeln und Treibjagd ausgeübt und finden die beim Edelwild gegebenen Winke auch hier vollkommen Anwendung.

Bevor ich näher eingehe, möchte ich jedoch die Mahnung vorausschicken, daß dem Rehbocke, wie allem auf Schalen schreitendem Wilde, die Kugel gebührt! Wenn man beim allgemeinen Treiben auch Umgang nehmen und den Rehbock mit der Schrotflinte erlegen will, so möchte ich doch auf Anstand, Birsche und beim Rehriegeln wünschen, daß ausschließlich die Büchse gebraucht werde. Ein strammer Jäger wird ohnehin Stolz darein setzen, dem Rehbock die Kugel zu geben — überlassen wir Jagdbummlern und Schießern die Schrotspritze.

Birsche und Anstand, deren Einrichtung, Kombination und Verlauf wird nach der jeweiligen Äsung einzurichten sein; kühlere, regnerische Tage sind für die Birsche vorteilhafter, als heißes sonniges Wetter, weil bei ersterem die Rehe früher austreten und der Jäger im stande ist, geräuschloser zu birschen. An Regentagen stehen die Rehe sehr gerne tagsüber in Stangenhölzern herum.

Blatten. Von jenen beim Edelwild beschriebenen Jagdarten weicht jedoch eine Jagdart besonders ab, die nur beim Rehbocke angewendet wird, das ist die „Blattjagd“ oder das „Blatten“.

Unter „Blatten“ versteht man die Nachahmung jener schon erwähnten Töne, welche das Schmalreh von sich gibt, wenn es brunftig wird. „Blatten“ nennt man dies deshalb, weil dieser Ruf in früheren Zeiten, in denen die Industrie sich noch nicht so sehr mit künstlichen Wildlockern befaßte, gewöhnlich

mit einem Baumblatte nachgeahmt wurde, was bei findigen Jägern auch jetzt noch der Fall ist; das Baumblatt wird gewöhnlich zwischen zwei Finger genommen, an den Mund gedrückt und damit dann der Ton des Schmalrehes nachgemacht. — Es gibt zweierlei Arten von Blatten; die eine ist das sogen. „Fiepen", die andere das „Geschrei-" oder „Angstgeschreiblatten". Letztere Töne stößt, wie schon gesagt, die vom Bocke hart bedrängte Schmalgeis in ihrer Angst aus. Dieses Blatten, wenn gut nachgemacht, hat den Vorteil, daß es weiter hörbar ist und den Bock, namentlich den starken Bock, mehr reizt, indem nicht bloß der Ruf des Schmalrehes dabei ins Gewicht fällt, sondern auch die Eifersucht des Bockes angeregt wird; der Bock mag wähnen, die Töne kommen von einem Schmalrehe, das durch einen Rivalen hart bedrängt wird; gewöhnlich stürmt dann der Eifersüchtige daher, um den vermeintlichen Gegner zu verjagen und den Minnesold für sich in Anspruch zu nehmen.

Beim Blatten jeder Art ist jedoch darauf Rücksicht zu nehmen, daß nicht bloß die Böcke, sondern auch die Geisen sehr gerne anspringen und besonders beim „Fiepen" die Kitzgeisen; infolge dessen soll kein voreiliger Schuß gemacht werden; der erfahrene Jäger wird ohnehin sich zuerst den Bock nach Alter und Stärke ansehen, ehe er krumm macht. Um dies leichter durchführen zu können, soll man während des Blattens einen gut gedeckten Stand nehmen und sich während der ganzen Manipulation recht ruhig verhalten, denn nicht immer kommt der Bock in voller Flucht angestürmt, er wird vielmehr in den weitaus überwiegenden Fällen langsam und vorsichtig angetrollt oder gar zaghaft angeschlichen erscheinen. Man sieht und vernimmt oft gar nichts und doch steht plötzlich der Ersehnte auf kurze Distanz vor uns und ist bei der geringsten Bewegung von Seite des Jägers im Unterwuchse schmälend wieder verschwunden.

Um mit Erfolg blatten zu können, ist aber auch eingehendste Revierkenntnis und Kenntnis der Standorte der jagdbaren Böcke nötig. Nur an solchen Orten soll man das Blatten versuchen, nicht planlos im Reviere herumpfeifen. Weiß man den Standort eines zum Abschusse bestimmten Bockes und hat man das Treiben schon wahrgenommen oder die schon erwähnten Ringe gefunden, was gewöhnlich Ausgangs Juli der Fall ist, so nähere man sich diesem Waldorte in gutem Winde und möglichst geräuschlos, suche sich einen entsprechenden, gedeckten Standort aus, warte einige Minuten und dann beginne man erst mit Blatten. Je weniger der Ruf wiederholt wird, desto besser, denn das zu viele Pfeifen kann den Bock mißtrauisch machen und statt daß er dann näher kommt, wird er eher flüchten. Nach dem ersten zwei- bis dreimaligen Stoße verhalte man sich schußfertig ganz ruhig, warte etwa 5—10 Minuten, wiederhole das Blatten, um wiederum zu warten und wiederhole dann zum drittenmale die Manipulation. Hat man nun auf dies zunächst keinen Erfolg, so beschließe man das Blatten. Wenn der Bock hitzig ist, allein steht, d. h. nicht bei der Geis, wenn er überhaupt geneigt ist zu springen, wird er auf die ersten Töne entweder sofort anspringen oder aber zaudern und vorsichtig anschleichen. Vergessen wird er die Töne sicherlich nicht. Nun ist es Sache des Jägers, mit Geduld auszuharren und etwa mindestens ½ Stunde ruhig am Platze bleiben, aber vorsichtig sein Terrain abzuäugen. Nach dieser Zeit mag man nun so lautlos als möglich sich vom Platze wegbirschen, ohne die sorgfältigste Umschau zu unterlassen, denn leicht kann der Bock irgendwo in der Nähe stehen und sichern, wobei man dann immer noch zum Schusse kommen kann.

Böcke, welche das brunftige Schmalreh bei sich haben, springen überhaupt nicht gern. Oft springt die Geis und der Bock folgt ihr instinktmäßig nach. An größeren geschlossenen Dickungen oder in stark überwucherten Schlägen hat das Blatten einige Schwierigkeit, weil man zu wenig Umsicht hat und der Bock nicht gerne aus der schützenden Dickung ins Freie herausgeht, obgleich er dem Jäger schußmäßig nahe sein kann. In solchen Fällen ist es gut, einen Gehilfen bei sich zu haben, der mit dem Blatten umgehen kann; man postiere denselben etwa 40—50 Schritte hinter sich, so daß man zwischen dem Blattenden und dem vermeintlichen Standorte des Bockes seinen Platz einnimmt. Jener Jäger, welcher mit Geduld am Platze aushält, wird viel sicherer zum Ziele gelangen, als derjenige, welcher nach ein paar Stößen seinen Platz gleich verläßt und an einem andern Orte aufs neue blattet.

Über die besten Stunden zum Blatten gehen die Ansichten sehr auseinander. Die einen glauben, um die Mittagszeit bringe das Blatten den meisten Erfolg; andere glauben, der Bock springe Vormittag von 9—12 Uhr am liebsten u. dgl. Ich bin der Ansicht, daß das Blatten den meisten Erfolg

in jener Zeit verspricht, in der die Rehe überhaupt rege sind — also von Tagesanbruch bis 6 oder 7 Uhr morgens und ebenso am Abend, wenn die Rehe zur Äsung austreten, solange das Büchsenlicht herhält. Gewiß wäre in der Nacht der Erfolg gut, denn das Reh tummelt sich in der Dunkelheit am allerliebsten herum, aber hier hat das Ansprechen und sichere Abkommen seine Schwierigkeit. Hat der Bock in der Nacht viel gebrunftet und ist er recht abgehetzt, so wird er wohl in jener Zeit, in der er sich einiger Ruhe und Erholung hingeben will, am wenigsten geneigt sein, den Locktönen des Jägers zu folgen und das mag wohl die Zeit von 7 Uhr morgens an bis gegen Mittag sein.

Gewöhnlich befolge ich die Regel, daß ich mich an geeigneten Punkten im Revier vorsichtig anschleiche, dort längere Zeit warte, um dem Bocke, falls er Geräusch vernommen, Zeit zu gewähren, wieder vertraut zu werden, dann fiepe ich ein-, zweimal, warte etwa 5—10 Minuten in schußfertiger Stellung, und wenn sich nichts gezeigt hat, dann gehe ich zum „Schreiblatten" über, das ich zwei- bis dreimal mit Vehemenz ausstoße und mich dann schußfertig mache, um ca. 10 Minuten ruhig zu verhalten; ist dies ohne Erfolg, dann wiederhole ich es nochmal, bleibe längere Zeit am Platze und schleiche mich erst dann geräuschlos vom Platze weg.

Nicht jedes Jahr springen die Böcke gleich gut aufs Blatt; in manchen Jahren ist der Erfolg sehr gering (stille Brunft), in andern wieder besser. Auch die Tage sind nicht bestimmt, an welchen die Böcke lieber springen; es kommt eben darauf an, ob die Brunft früher oder später eintritt. So viel ist jedoch sicher, daß man mit dem Versuche zu blatten nicht zu frühe anfangen soll. Erst wenn man beobachtet, daß der Bock die Geisen hitzig treibt und sprengt, wenn man die Ringe im Walde sieht, soll man den Versuch machen. Durch zu frühes Blatten kann man mehr schaden als nützen, obgleich ich mich der Ansicht mancher Jäger nicht anzuschließen vermag, daß man durch öfteres Blatten die Rehe vergrämen oder wie man zu sagen pflegt — „verblatten" kann.

Ich habe zu oft die schlagendsten Beweise erlebt, welche das Gegenteil darthun, d. h. beweisen, daß ein Bock, obgleich er durch den Blattenden erschreckt wurde, in kurzer Zeit darauf wieder springt, wenn er nur recht hitzig und ohne Schmalreh ist. Sogar schwere Schußverletzungen durch den blattenden Jäger witzigen den Bock nicht, ein andermal wieder zu springen. Ein paar Beispiele aus der Praxis mögen dies darthun.

Auf einem Schlage wußte ich einen mittelstarken Bock; der Schlag stieß auf einer Seite an ein Getreidefeld an, welches zur Nachbarjagd gehörte und der Herr Nachbar war ein sehr fleißiger Grenzhocker! Als ich gegen $^1/_2$5 Uhr nachmittags den Schlag betrat, um dort zu blatten, hörte ich vom Getreidefeld her das Blatten des Herrn Nachbar und bis ich dorthin gelangen konnte, knallte auch schon der Schuß im Getreidefeld. Im Laufschritt war ich dort, sah durch den Schlag ein Reh flüchten, das ich der Entfernung halber nicht ansprechen konnte und beobachtete nun den Herrn Nachbar, wie er nach Schußzeichen suchte. Ich begab mich auf die Fährte des flüchtigen Rehes und fand Schweiß. Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde war ich wieder am gleichen Schlage, um den Abend über dort zu verweilen und etwa das angeschossene Reh ausfindig zu machen. Gegen $^1/_2$7 Uhr blattete ich — ein Bock, und zwar der von mir gesuchte, den ich an Geweih und Stärke erkannte, kam mir anscheinend frisch und munter auf Blatt gesprungen und ich setzte ihm die Kugel aufs linke Blatt. Als ich den Bock näher betrachtete, war ihm durch einen Schrotschuß der hintere linke Lauf oberhalb des Sprunggelenkes abgeschossen und ein paar Schrote saßen auf der Keule, alles noch frisch schweißend. Unfehlbar war das der Schuß des Nachbars, trotzdem war der Bock kaum zwei Stunden darauf gleichwohl wieder aufs Blatt gesprungen.

Einen andern Fall erlebte ich bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten C. v. W. Dieser hohe Herr hat einen Förster, welcher mit einem Stückchen Birkenrinde in der Größe und Form eines Thalers das Schreiblatten mit großer Virtuosität ausübt; die Böcke sprangen dem Mann, wie mir Se. Durchlaucht versicherte, unendlich gut. Das wollte ich sehen und hören und so ging ich auf Einladung mit zum Blatten. An der ersten Stelle, die zu diesem Zwecke bestimmt wurde, sprang der Bock sofort, kam aber in den Wind und flüchtete ab. Wir veränderten den Standpunkt leise, suchten den Wind auszuholen und blatteten wieder; zum zweitenmale sprang der Bock, wurde vom Fürsten gefehlt und als wir den Stand zum zweitenmale verändert hatten und zum drittenmale blatteten, ereilte den Hitzigen sein Schicksal.

Nach diesen Erfahrungen dürfte die Annahme, an der Grenze stehende Böcke zu „verblatten", um sie nicht der Gefahr auszusetzen, vom Nachbar drüben erlegt zu werden, illusorisch sein.

Schließlich möchte ich noch als Regel anführen, daß man vor den letzten Julitagen und je nach Lage des Revieres vor Anfang des Monat August nicht zum Blatter greifen sollte. Scharfes Augenmerk ist auf die Wilderer zu richten, dieselben benutzen gern das Blatt, um Kitzgeisen, die leicht springen, zu erlegen.

Treibjagd.

Bezüglich der Treibjagden auf Rehe habe ich den Ausführungen im Kapitel des Edelwildes nur noch einige Spezialitäten anzufügen. Beim Riegeln sowohl als auch beim Jagen mit und ohne Hunde geht der Bock sehr gerne durch die Treiberlinie nach rückwärts. Es ist also zu empfehlen, die Rückwechsel durch verlässige Schützen sorgfältig zu besetzen.

Die Treibjagden finden meistens zu einer Zeit statt, in der die Rehe schon verfärbt haben, sonach die Winterdecke tragen und die Böcke teilweise schon abgeworfen haben. In der Winterdecke sieht jedes Reh bedeutend stärker aus, es gehört deshalb ein geübtes Jägerauge dazu, den Kitzbock vom Spieß- und Gabelbocke zu unterscheiden und ihn richtig anzusprechen, besonders wenn er allein anläuft und ein Vergleich mit anderen Rehen nicht möglich ist, denn in manchen Revieren mit guter Äsung erreicht um diese Zeit mancher Kitzbock schon eine Stärke, wie sie in Revieren mit mangelhafter Äsung oft ein geringer Sechserbock kaum aufweist. In Revieren, in welchen der Abschuß geringer Böcke untersagt ist — und dies sollten doch die meisten sein — überlege man sehr, jedes als Bock erkannte Reh zu strecken, man täuscht sich sehr oft, hält den Spießbock für stärker, bis er auf der Decke oder neben guten Böcken auf der Strecke liegt. Um also einen Lapsus zu vermeiden, behalte man bei dem kurzen Moment, der zum Ansprechen oft nur gewährt ist, den Schuß lieber im Laufe — jeder gerechte Jagdherr wird diese Vorsicht viel eher entschuldigen, als wenn man ihm einen geringen Bock auf die Decke legt.

In dieser Zeit gewöhne sich der Jäger an, nicht viel nach dem Geweihe, sondern mehr auf den Pinsel und die Stärke des Bockes sein Augenmerk zu richten.

Wenn man in einer Dickung oder im engen Stangenholze seinen Stand hat, übereile man sich mit dem Schusse nicht und gebe womöglich auf das Stück nicht spitz von vorne den Schuß ab; abgesehen vom schweren Erkennen des Bockes ob er jagdbar, ist der Schrotschuß spitz gefährlich, weil er nicht sicher auf edle Teile anzubringen ist. Jeder erfahrene Jäger wird sich auf dem Stande, ehe das Treiben begonnen, die Lücken im Walde schon ausgesucht haben, auf welchen er das Wild erst ansprechen und dann beschießen kann. Noch schlimmer als der erwähnte Schuß dürfte der Schuß von schräg rückwärts sein, bei solchen Schüssen sitzen die Schrote meist auf den Keulen und wenn das Stück nicht zu Holze geschossen verloren geht, kümmert es doch und ist recht starken Schmerzen ausgesetzt, was gewiß ein braver Jäger vermeiden wird.

Das Jagen mit scharfen, hochläufigen Hunden in Revieren, wo Rehwild steht, sollte füglich vermieden werden. Ein Jagdeigner, dem sein Rehwild ans Herz gewachsen ist, wird niemals hiezu greifen, denn abgesehen von den Gefahren, die dem Rehe durch Verhetzen oder gar Reißen von Seite des Hundes drohen, wird das Rehwild so beunruhigt und versprengt, daß der Stand hiedurch sehr leidet. Will man wirklich mit Hunden jagen oder bedingen die Waldstandsverhältnisse dies, so begnüge man sich mit unsern kurzläufigen Dächseln — diese können vermöge ihres Körperbaues dem Wilde nicht so rasch folgen, daß dasselbe verhetzt wird, halten auch nicht so sehr lange an und werden vom Wilde nicht so sehr gefürchtet.

Bei den Treibjagden hat sich in der Neuzeit ein großer Unfug eingeschlichen; ich kann die Jagd auf Rehwild nicht beschließen, ohne diesen zu erwähnen und Anfänger oder hitzige schußneidige Schützen davor zu warnen. Viele Herren nehmen ihre Vorstehhunde gerne zu den Waldtreibjagden mit. Dagegen ist so viel nicht einzuwenden, wenn der Jagdherr es gestattet und der Hund auf dem Stande sich ruhig verhält. Andernfalls belästigt er den Schützen selbst, seinen Nachbarn gewiß und stört im allgemeinen die Jagd. Viel schlimmer ist jedoch, wenn ein Schütze auf stärkeres Wild, z. B. auf einen Rehbock geschossen, ihn getroffen zu haben glaubt und sofort nach dem Schusse den Hund nachhetzt. Ich kann mir kein unweidmännischeres Gebahren denken als dies und zwar aus folgenden Gründen:

Ist das Stück schwer angeschossen, so wird es, wenn nicht verfolgt, sich sehr bald niederthun und in den meisten Fällen dort verenden. Ein, zwei Stunden nach dem Anschusse wird der Revierjäger auf der Schweißfährte nachgehen und dann das Stück leicht zur Strecke bringen. Schickt man aber

sofort nach dem Schusse den Hund nach, wird das Stück alle seine Kräfte zusammennehmen und so lange flüchten, als diese es gestatten. Das kann nach Umständen sehr weit gehen. Der Hund wird folgen, eventuell das Stück niederziehen, würgen, auch etwa verbellen und dann nach einiger Zeit zu seinem Herrn zurückkehren. Hunde, die totvorweisen, d. h. den Jäger zum verendeten Stück hinführen, dürften sehr wenige sein. Je weiter das Stück flüchtet, desto schwerer wird die Nachsuche und schließlich wird es nicht gefunden oder ist über die Grenze gewechselt — es ist verloren; die dazwischen liegenden Bögen sind nach Umständen auch verdorben, der Erfolg ist Null!

Ist ein Stück leicht angeschossen, dann hat das Nachhetzen des Hundes gar keinen Wert.

Nach dem Geschilderten hat in solchen Fällen der Schütze sich ganz ruhig auf seinem Stande zu verhalten, bis der Bogen vorüber ist, dann auf den Anschuß zu gehen, nach Birschzeichen zu suchen und dann regelrecht den Bruch zu legen, damit der hievon in Kenntnis gesetzte Revierjäger alle erforderlichen Maßnahmen, wie sie eine regelrechte Nachsuche verlangt, vornehmen kann.

Ist ein schwer angeschossenes Stück in einen Bogen eingewechselt und hat man Anhaltspunkte, daß es in diesem sich gesteckt oder niedergethan habe, was ja bei Schnee oder guter Rotfährte konstatiert werden kann, dann mag, nach genügender Zwischenpause, in welcher das Stück schwer krank wird, die Vorsicht am Platze sein, den Bogen möglichst geräuschlos zu umstellen und nochmals zu treiben. Ein kundiger Jäger mit verlässigem Hunde kann auf der Rotfährte nachgehen, nach Umständen den Hund schnallen und frei suchen lassen. Wird das Stück nochmals hoch und flüchtig, wird es der Hund sicherlich an die Schützen bringen und auf diese Weise dasselbe zur Strecke gebracht werden.

Das Verlassen des Standes vor beendigtem Triebe, sei es nun um abzugehen oder um nach Schußzeichen ꝛc. zu suchen, ist eine ganz verwerfliche Gewohnheit, denn leicht kann dadurch ein Unglück hervorgerufen werden. Demnach hat jeder Schütze unbedingt auf seinem Stande zu verharren, bis das Signal zur Beendigung des Treibens gegeben ist.

Nutzung. Die Nutzung des Rehwildes ist dieselbe, wie die des Edelwildes. Das Wildbret des Rehwildes ist das feinste und zarteste allen auf Schalen schreitenden Wildes und wird deshalb auch am höchsten bezahlt; eine saftig gebratene Rehkeule oder gar der Ziemer sind auf jeder Tafel willkommene Gerichte. Das Geräusch vom Reh ist auch als Ragout ein gutes Essen und die Rehleber ein bekanntes, begehrtes Gericht, welches viele unserer Jäger vortrefflich zu bereiten wissen.

Die Rehdecke findet verschiedenartige Verwendung. Die Sommerdecke eignet sich zu Handschuhen und Unterkleidern sehr gut und wird noch zu vielen andern Zwecken verarbeitet. Die Winterdecke wird meist mit den Haaren gegerbt und findet als Fußbodenvorlage oder Bettunterlage vielfache Verwendung.

Die vielseitige Verwendung und Verarbeitung der Geweihe ist jedem Laien bekannt, ich kann also darüber hinweggehen. Als Trophäe und Zimmerschmuck eignen sich die Rehgeweihe sehr. Hinsichtlich dieser letzteren Verwendung möchte ich nur einige Winke wegen des Ausschneidens und Reinigens der Geweihe anfügen. Oft werden die wertvollsten Geweihe so schlecht aus dem Schädel herausgeschlagen, daß deren Wert hiedurch viel verliert. Das Beste dürfte sein, nachdem man die Schwarte mit scharfem Messer durchschnitten hat, den Schädelknochen mit einer scharfen Baumsäge durchzuschneiden und zwar so, daß man genügend vom Hinterkopfe unter den Stangen läßt, den Schnitt nach vorne mitten durch die Lichter hindurch richtet und bis zum Nasenbein fortzieht. Nach dem Aussägen wird das Ganze in einen Topf gesetzt, etwas Soda dazugethan und dann tüchtig gesotten. Aus dem Topfe herausgenommen löst sich die Schwarte leicht und sauber vom Schädelknochen ab, welcher dann an der Luft getrocknet schön hornweiß bleibt.

Manche Jäger stecken das ausgesägte Geweih in Kalk oder sieden es mit Kalk ab. Das ist zu verwerfen, weil der Kalk den Schädelknochen anfrißt, denselben brüchig und ruppig macht und den Rosen, ja sogar zum Teil den Stangen selbst die natürliche schön braune Färbung nimmt; es ist eben nicht zu vermeiden, daß bei dieser Art Behandlung der Kalk nicht zu weit hinaufkommt. Die natürliche Farbe ist immer die schönste und erhält sich auch, weshalb das Übergehen der Geweihe mit Farbe oder Lack zu unterlassen ist, denn mit der Zeit wird der Lack schwarz oder gar brüchig und springt teilweise ab.

Unser Rehwild ist ein zierliches schönes Wild, ist dankbar in der Hege und der Schmuck unserer Jagdgründe — jeder brave Jäger soll es schützen und pflegen nach Kräften, der Lohn und die Freude werden niemals fehlen!

b) Nützliches Federwild.

1. Der Schwan.

Unter den bei uns in wildem Zustande vorkommenden Schwänen haben wir nur drei Gattungen zu erwähnen: Naturgeschichtliches.

1) Den Singschwan — cygnus musicus, 2) den Höckerschwan — cygnus olor und 3) den Zwergschwan — cygnus minor.

Die Schwäne (cygninae) bilden unter der Familie der Entenvögel die 1. Sippe und gehören zur Ordnung der Zahnschnäbler (Lennellirostres).

a. Der Singschwan, an vielen Orten irrtümlich auch Wildschwan genannt, hat seinen Namen deshalb erhalten, weil er besonders während des Fluges weithin vernehmbare Laute, welche nach Naumann wie „Killklii" und auch „Ang" lauten, ausstößt. Die Bezeichnung Wildschwan mag dadurch entstanden sein, daß der Singschwan niemals so zahm wird als sein nächster Verwandter, der Höckerschwan, welcher in Europa fast überall als geschätzter Bewohner unserer Teiche, Seen und Flüsse vorkommt.

Die eigentliche Heimat des Singschwans ist der hohe Norden — Island, Lappland, Nordrußland und Nordsibirien. In Deutschland erscheint er vereinzelt während seines Zuges und verbringt den Winter am schwarzen und kaspischen Meere. An den Küsten Norddeutschlands erscheint er zahlreicher, oft in starken Flügen.

Der Schnabel des Singschwanes ist schwarz und nur von der Schnabelwurzel, dem Kieferrande entlang, bis zu den Nasenlöchern gelb. Durch diese Bildung des Schnabels unterscheidet er sich am kenntlichsten vom Höckerschwan, wenn nicht sein etwas schlankerer und meist gerade gestellter Hals den Unterschied kundgiebt.

Das Gefieder ist weiß, an der Brust graugelblich angehaucht, die Ruder sind mattschwarz. Er hat 20 Schwanzfedern.

b. Der Höckerschwan wird ob des schwarzen Knollen, den er an der Schnabelwurzel zwischen den Augen trägt und der eine Art Höcker bildet, so genannt. Dieser Höcker unterscheidet ihn von dem vorhergenannten Singschwan am deutlichsten, denn von hier aus ist der Schnabel bis zur Spitze dunkel orangegelb.

Der Höckerschwan, auch „stummer Schwan" genannt, ist im ausgewachsenen Zustande schneeweiß, hat eine Länge von 150—155, eine Flügelspannweite von 2,25—2,50 cm und 24 Schwanzfedern. Der Hals ist etwas stärker als jener des Singschwans und wird meist in schöner, eine Art S bildender Biegung getragen. Häufig stellt der Höckerschwan während des Schwimmens die Flügel segelartig aufwärts. Das Weibchen ist nur durch den etwas kleineren Schnabelhöcker unterscheidbar. Die Heimat des Höckerschwans ist das westliche Asien und die Balkanhalbinsel, er ist jedoch über ganz Mitteleuropa verbreitet.

c. Der Zwergschwan (cygnus minor) ist bedeutend kleiner als der vorgenannte, hat eine Länge von 100—110 cm, eine Flugweite von 190—200 cm und nur 18—20 Schwanzfedern. Der Zwergschwan ist vom Singschwan sehr schwer zu unterscheiden, da der Schnabel zu dreiviertel schwarz und nur an der Wurzel gelblich fleischfarben ist.

Die eigentliche Heimat dieses Schwans ist die gleiche wie des Singschwans, vielleicht reicht sie noch mehr nach Norden. Sein Zug geht von der Ostsee über das nördliche Deutschland Frankreich zu.

Die Schwäne begatten sich im Frühjahr und leben paarweise. Im April bereitet das Weibchen an schilfigen Ufern ein breites Nest von Reisig und Binsen und legt anfangs Mai 5—8 grünweißliche Eier, die es in ca. 5 Wochen ausbrütet. — Die Jungen haben bis zur Vermauserung grauliches Gefieder. Lebensweise.

Die Äsung der Schwäne besteht aus verschiedenen Wasserkräutern, Insekten, Käfern und, wenn sie ihnen geboten sind, aus Getreidekörnern.

Das Wildbret der Schwäne ist zähe, schmeckt thranig und wird selten genossen. Dagegen ist der Flaum und das weiche Gefieder ein sehr begehrter Handelsartikel. Daß die Schwäne stets auf dem Wasser sind und dieses nur selten auf kurze Zeit verlassen, ist bekannt.

Der Schwan erreicht ein Alter von 20—30 Jahren und noch mehr.

Jagd.

Über die Jagd auf Schwäne läßt sich sehr wenig sagen, sie schließt sich jener auf Enten so ziemlich an, ist aber ziemlich leichter auszuüben, da der Schwan nicht so scheu ist wie jene. Den Schuß auf Schwanen sollte man nur mit Kugel machen oder wenigstens mit sehr groben Posten, kleinerer Hagel schlägt nicht durch und verwundet nur unnütz das Stück.

Zur Winterszeit, wenn Teiche und Seen plötzlich einfrieren und die zahm gehaltenen Höckerschwanen nicht rechtzeitig eingekammert werden, ereignet es sich manchmal, daß dieselben sich verstreichen und plötzlich auf offenen Gewässern und nicht gefrorenen Flüssen einfallen und zwar in Gegenden, in welchen Schwanen gewöhnlich nicht gehalten werden. Meist glaubt man nun wilde Schwäne, die auf dem Striche sich befinden, vor sich zu haben und trachtet sie zu erlegen. So ereignete sich dieser Fall im Jahre 1890/91, während des damaligen sehr strengen Winters, daß die Schwäne aus dem Königssee bei Berchtesgaden und aus dem Bodensee bei Lindau sich verstrichen und zum größeren Teile erlegt wurden. Von allen Seiten liefen Berichte ein, daß wilde Schwäne erlegt wurden. Das Frühjahr ergab aber, daß nur ein kleiner Teil der dortigen Schwäne wieder an den alten Standort zurückkehrte und die anderwärts erlegten größtenteils die fehlenden waren.

Um solch verstrichene, zahm gehaltene Schwäne nicht zu erlegen, wolle sich jeder Jagdfreund erst überzeugen, ob der vor ihm sitzende oder fliegende Schwan den schwarzen Höcker auf dem Schnabelrücken habe, was auf Schußdistanz leicht zu ersehen ist, oder weiter darauf achten, ob der Schwan nicht die schon erwähnten Laute von sich gibt.

In jenen Gewässern, auf denen Schwäne hausen, sagt man, halten sich alle den Fischen schädliche Tiere nicht gerne auf.

Das Aufbrechen des Federwildes ist sehr einfach. Man macht am Weidloch einen kleinen Einschnitt, führt einen zu diesem Zwecke vorbereiteten kleinen Haken von Reisig ein, dreht ihn etwas um seine Achse und zieht das Gescheide sauber heraus.

---

2) Die Trappe.

Naturgeschichtliches.

Die Trappen bilden unter der Ordnung der Stelzvögel die erste Familie (Otitidae). In Mitteleuropa kommen hauptsächlich nur drei Sippen vor: a. die Großtrappe — otis tarda, b. die Zwergtrappe — otis tetrax und c. die Kragentrappe — otis Macqueni.

a. Die Großtrappe ist der größte europäische Standvogel. Ein ausgewachsener Hahn mißt etwa 1 m, hat eine Flügelspannweite von ca. 225 cm und wiegt ca. 15 Kilo. Die Henne ist um vieles geringer und erreicht nicht mehr als 6—7 Kilo Gewicht.

Kopf, Oberbrust und ein Teil des Oberflügels sind aschgrau, der Rücken ist schwarz gebändert auf rostgelbem Grunde, Unterseite ist schmutzig weiß, die Schwingen sind dunkel graubraun. Die Trappe hat am Unterkiefer einen auffälligen Bart aus etwa 30 langen, schmalen, grauweißen Federn, der Fuß ist grau hornfarben. Die Henne ist fahler im Gefieder, ihr fehlt der Bart.

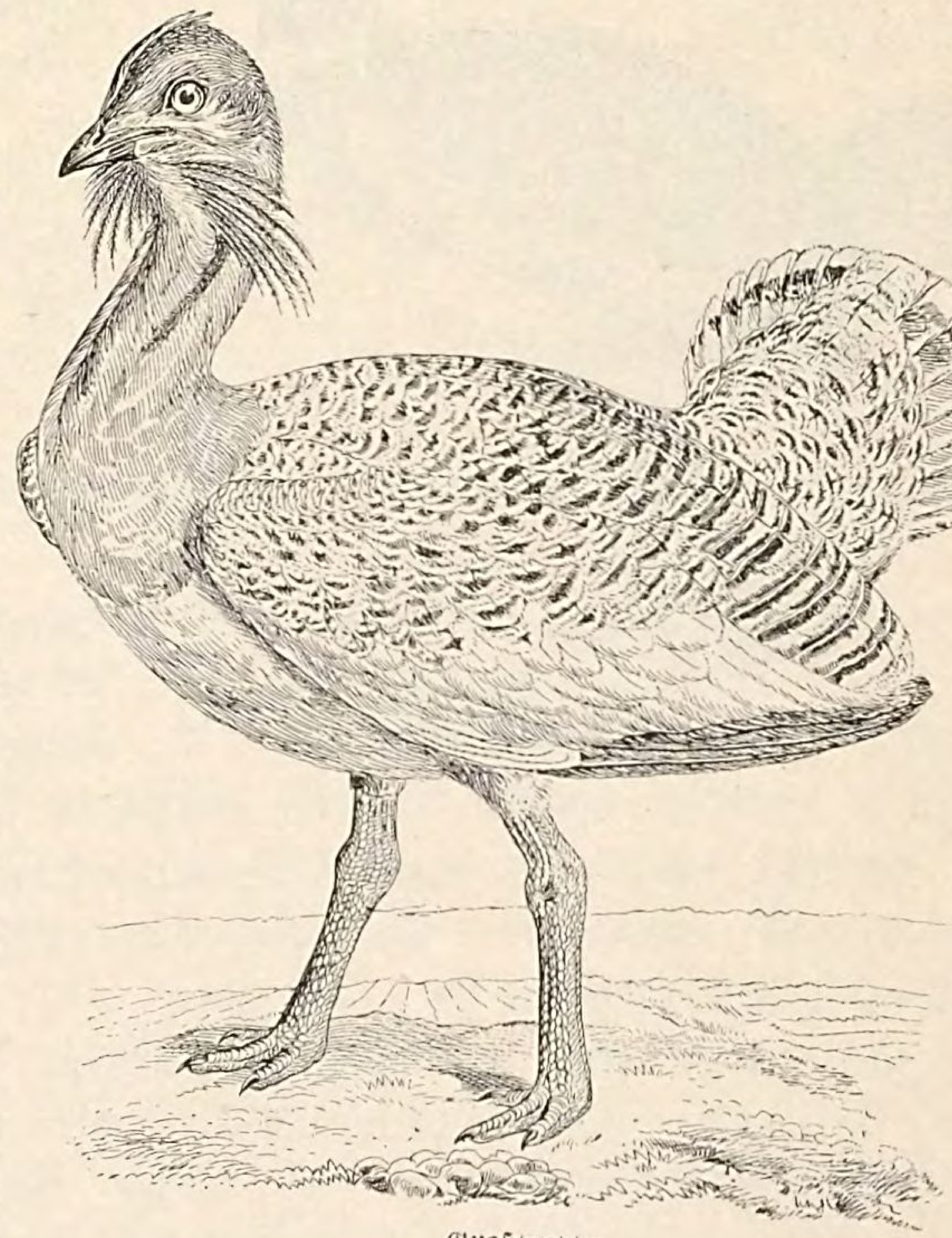
Die Großtrappe bewohnt die Länder von Südschweden und Mittelrußland an bis nach Mittelasien. In England ist sie fast gänzlich ausgerottet, in Frankreich sehr selten, in Spanien nur sporadisch zu finden, dagegen tritt sie in Deutschland auf allen geeigneten Stellen der norddeutschen Ebene, hie und da auch in Mittel- und Süddeutschland, häufiger auf. In Österreich-Ungarn, Moldau, Walachei, Thessalien und in den russischen Steppen findet man sie zahlreich und trifft Scharen, die öfter über 100 Stück zählen.

Bei uns ist die Großtrappe Standvogel, in Rußland, Mittelasien Strichvogel.

Die Großtrappe ist scheu, meidet bewohnte Gebäude und waldiges, koupiertes Terrain, hält sich deshalb am liebsten auf baumlosen Feldflächen oder Steppen auf, wo sie die Annäherung jeder Gefahr auf große Entfernungen wahrnehmen kann.

Die Stimme ist ein leichtes Schnarren, das etwa wie „Pfäär" klingt und nicht weit hörbar ist.

Die Balz der Großtrappe beginnt im Monat März, wobei sich der Hahn in ähnlicher Weise verhält wie der Truthahn, indem er die Flügel hängen läßt und den Stoß ausbreitet. Im April legt die Henne in ein dürftig ausgestattetes Nest meist 2, selten 3 Eier, welche in 30 Tagen ausgebrütet sind.


Großtrappe.

Die Äsung der Trappen besteht aus grünen Pflanzen, Raps, Klee, Kohlblättern, allen Rübenarten, sowie in Getreidekörnern und auch Insekten verschiedener Art.

b. Die Zwergtrappe ist bedeutend kleiner, ihre Länge beträgt ca. 60 cm, Flügelspannweite 90—95 cm, ihr Gewicht 800 bis 900 Gramm. Das Gefieder unterscheidet sich von der Großtrappe durch schönere, buntere Färbung, namentlich der etwas verlängerten Halsfedern. Beim Hahne ist der Hals schwarz, durch ein von den Ohren nach der Gurgel herablaufendes weißes Ringband und ein breites über den Kopf sich hinziehendes Querband gezeichnet. Flügelrand, sowie Flügeldecke und Unterseite sind weiß, die Handschwingen haben dunkelbraune Spitzen. Die kleinere Henne hat gelbliche Kopfseiten, Gurgel und Kehle weißrötlich, Brust hellgelb, schwarz gestreift, Unterseite weiß.

Früher konnte man die Zwergtrappe nicht zu den deutschen Brutvögeln zählen, sie bewohnte nur das südöstliche Europa, wo die Steppenlandstriche beginnen, dann Südrußland, Mittel- und Westasien, Spanien und Nordwestafrika. Seit dem Jahre 1870 haben sich aber Zwergtrappen in Thüringen angesiedelt, halten da Stand und vermehren sich zusehends. Während sie früher bei uns nur auf dem Durchzug in kleineren Flügen beobachtet wurden, erscheinen sie in den Steppen massenhaft. Im übrigen bindet sich die Zwergtrappe doch nicht so sehr an ebene Gegenden wie die Großtrappe, sondern wählt auch hügelige Gegenden zum Aufenthalte, wie die Ansiedelungen um Erfurt und auch in Schlesien beweisen. Eigentliche Waldgegenden meidet auch die Zwergtrappe ängstlich und gewissenhaft, so daß sie nicht einmal gerne darüber hinstreicht. Gewöhnlich erscheinen die Zwergtrappen bei uns im April und verweilen bis gegen Anfang November; doch sind auch schon im Winter einzelne Stücke in Deutschland erlegt worden.

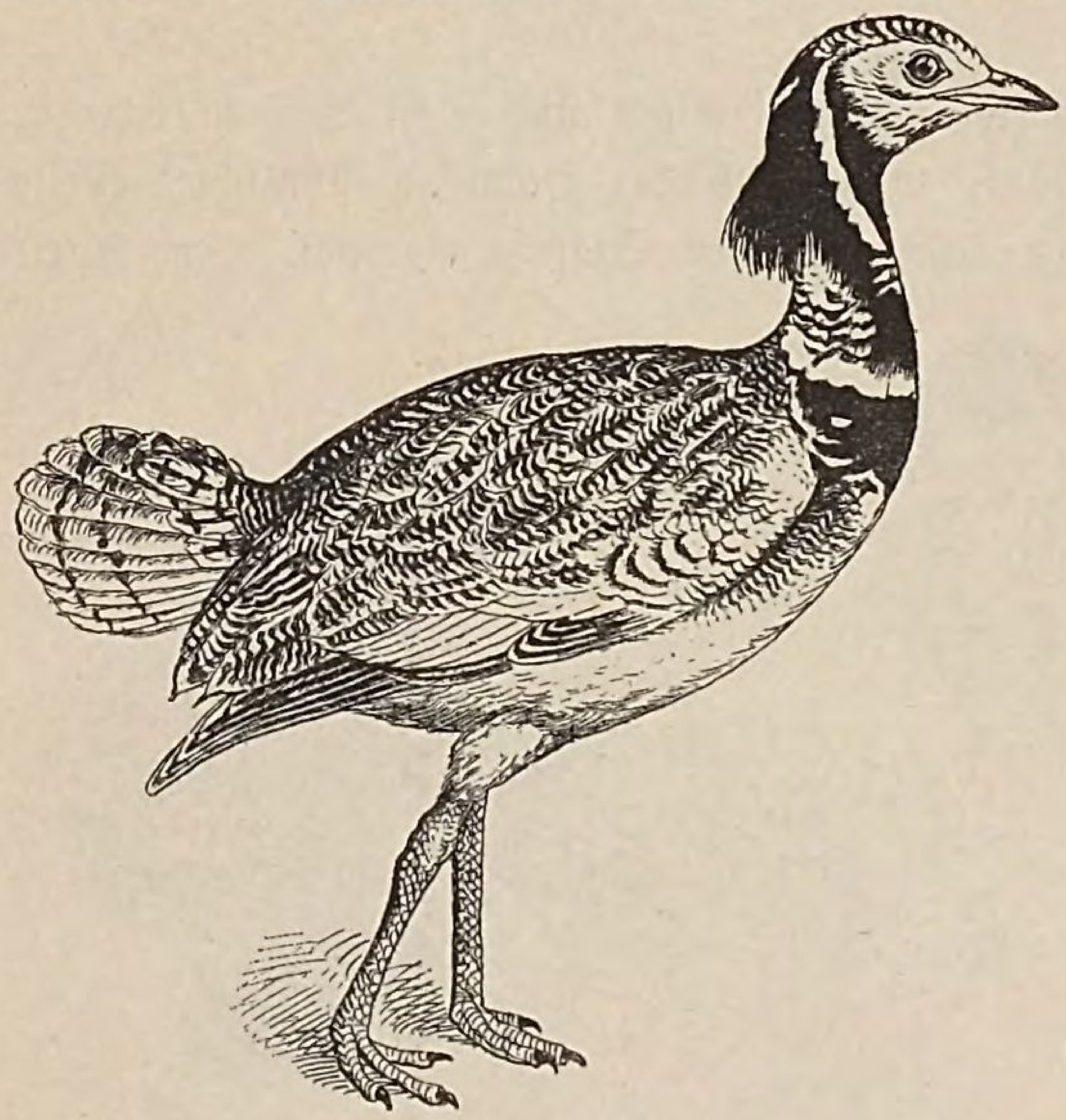
Die Balz fällt in den Monat April, im Mai legt die Henne in einer kleinen Vertiefung auf bloßen Boden 3—5 Eier, die in ca. 28 Tagen ausgebrütet sind. Während des Brütens soll die Henne sehr fest sitzen, so daß sie, wie auch die Jungen, des öfteren ausgemäht werden, was ihre Vermehrung sehr beeinträchtigt.

Auch die Zwergtrappe nährt sich von Pflanzen und Kerbtieren.

c. Die Kragentrappe zählt zu den europäischen, ja selbst zu den deutschen Vögeln, weil sie wiederholt bei uns erscheint; sie hat etwas verlängerten Schnabel, trägt eine deutliche Kopfhaube und flatternden Halskragen. Ihre Länge beträgt ca. 60 cm. Kopf und Hals sind rostgelb und schwarz punktiert, die Oberseite ist auf rostgelbem Grunde schwarz gewellt, die Unterseite weiß. Der Kragen besteht aus langen flatternden Federn zu beiden Seiten des Halses.

Die Kragentrappe ist eigentlich in Asien heimisch, zeigt sich aber wiederholt in Mittel- und Westeuropa. Alles übrige wie bei den vorhergehenden Sippen.

Jagd.



Zwergtrappe.

Was nun die Jagd auf Trappen betrifft, ist dieselbe meist sehr mühevoll, da die Trappe ein scheuer, äußerst vorsichtiger Vogel ist, der sehr ausgebildete Sinneswerkzeuge besitzt. Am meisten kann man ihnen zusetzen in der Zeit, in welcher die Jungen flügge werden, indem sie noch ungerne aufstehen und wenn auch, so doch sehr bald wieder einfallen. Die Trappe als schwerer Vogel erhebt sich auch schwer, läuft ziemlich schnell ein Stück weit und erhebt sich dann. Einmal in der Luft, vermag sie wohl größere Strecken im Fluge zurückzulegen, ohne auszuruhen.

Man jagt die Trappe durch Anstand, Suche, Treiben und Beschleichen.

Die Trappen nehmen gewöhnlich früh und abends ihren gleichen Strich zum Äsungsplatze; man kann also in dessen Nähe und in gutem Winde an den Einfallplätzen (Saatfeldern 2c.) sich einen Anstandsplatz durch Gruben 2c. herrichten, der sich besonders bei dichtem Nebel am besten eignet.

Die Suche mag im Sommer in der heißen Mittagszeit ausgeübt werden, indem da die Trappen in Getreide- oder Haberfeldern fest liegen. Guter Wind ist dabei ebenso erforderlich, wie größte Ruhe und Vorsicht beim Angehen.

Zum Treiben wähle man jene Strichrichtung, in der die Trappen gewöhnlich und am liebsten ziehen, was vorher genau ausgekundschaftet werden muß. Die Schützen stellen sich im guten Winde möglichst gedeckt und unbeobachtet vor, worauf dann die Treiber das Wild entsprechend angehen. Wenn es möglich ist, windiges Wetter benützen zu können, hat man mehr Erfolg, da die Trappen nicht gerne mit dem Winde streichen und infolgedessen ihren Strich niedriger machen, wodurch die Schützen erfolgreicher zu Schuß kommen.

Das Beschleichen wird, wie bei allem Wilde, auch bei den Trappen versucht, doch ist es wenig lohnend, wenn größere Trupps beisammen sind; am ehesten mag man ihnen ankommen können, wenn man sich in Ökonomiefuhrwerken versteckt, mit denselben geschickt manövriert, so daß das Mißtrauen des Wildes schwindet und man allmählich näher ankommt. Als Landmann oder Bauersweib verkleidet, oder gar mit einem Tragkorb versehen, erzählen verschiedene Schriftsteller, sei leichter anzukommen — möglich, doch dürfte solcher Schnickschnack mehr ins Reich der Fabel zu zählen sein — ich las sogar in einem Jagdwerke, daß man dabei die zu beschleichenden Vögel nicht „ansehen dürfe“ — mir will scheinen, daß ein so scharfes Unterscheidungsvermögen keinem Wilde eigen sei, um den Tragkorb vom Rucksacke des Jägers zu trennen; unauffälliges Benehmen von Seite des Jägers, in der Art, wie arbeitende Landleute zu hantieren pflegen, das mag wohl nach längerer Zeit die Trappen, wie jedes scheue Wild, vertrauter machen.

Das Wildbret der Trappen soll im allgemeinen sehr schmackhaft sein. Jedoch ist, wie bei allem Geflügel, das der Alten immer zähe. Besonders gut soll das Wildbret der Zwergtrappen sein und jenes junger Großtrappen. Bei alten Stücken erfordert die Zubereitung viel Sachkenntnis und Routine des Koches und da ist trotz alledem die Sauce besser als der Braten, wie beim alten Auerhahn.

3. Der Kranich.

Die zehnte Familie der Stelzvögel bildet der Kranich — grus, grus cinerea vulgaris. Es giebt mehrere Gattungen von Kranichen, für uns kommt aber nur der graue Kranich in Betracht; seine Länge beträgt 120—140, seine Flügelspannweite 200—240 cm. Die Färbung des Gefieders ist aschgrau, besonderes Kennzeichen der teilweise nackte Kopf und die verlängerten, gekräuselten Oberflügeldeckfedern. Naturgeschichtliches.

Die Heimat des Kranichs sind die nördlichen Länder Europas und Asiens; im Herbste wandert er in wärmere Länderstriche nach Süden und kehrt im Frühlinge wieder zurück, so daß sein Durchzug bei uns in die Monate März—April und September—Oktober fällt.

Der Kranich ist Sumpfvogel und bewohnt demnach alle sumpfigen, mit Schilf und Erlengebüsch unterbrochenen Flächen.

Die Äsung besteht aus Pflanzen und Gräsern, Getreide- und sonstigen Körnern, wie auch aus Würmern und Kerbtieren.

Sofort nach Ankunft in seiner Heimat nimmt das Kranichpaar Besitz von seinem Brutplatze und duldet in der Nähe kein zweites Paar; sein Nest bereitet es aus Reisig und Gras und legt im Mai zwei Eier, die in ca. 30 Tagen ausgebrütet werden. Beide Geschlechter betreiben das Brutgeschäft und verteidigen ihre Brut und Jungen gemeinsam gegen Angriffe ihrer Feinde.

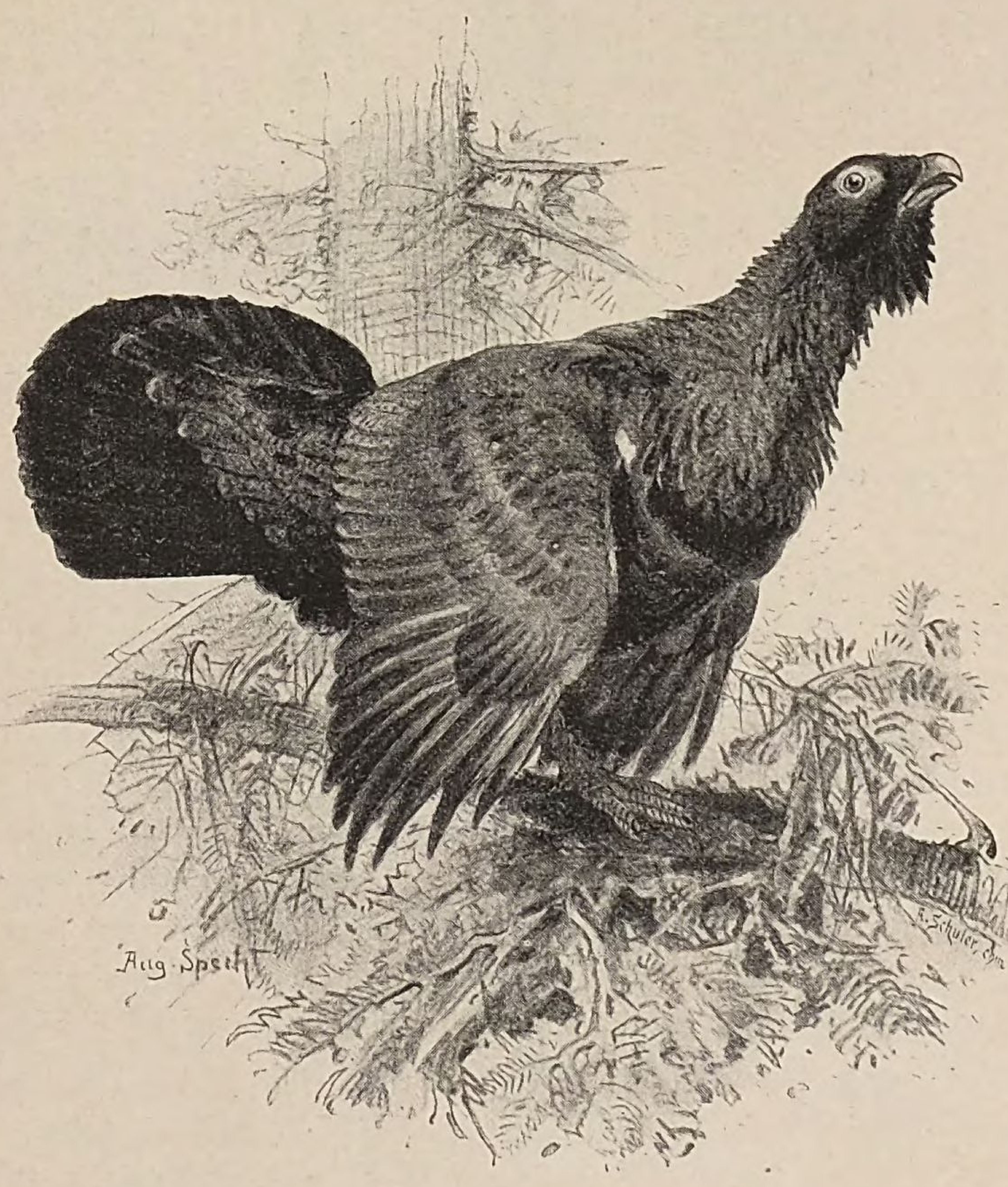
Der Kranich ist ein geselliger possierlicher Vogel, jede Bewegung, sagt Brehm, ist schön, jede Äußerung seiner höheren Begabung fesselnd. Der große, wohlgebaute, scharfsinnige und verständige Vogel ist sich seiner ausgezeichneten Fähigkeiten wohl bewußt und drückt solches durch sein Betragen aus. Mit gravitätischen Schritten stelzt er einher, ohne Mühe erhebt er sich vom Boden und fliegt, Hals und Füße gerade ausgestreckt, stetig, wenn auch nicht schnell, doch förderud mit Entschiedenheit dem bestimmten Ziele zu und zwar meist sehr hoch. Die Stimme des Kranichs ist ein stark kreischender Laut, er ist widerlich und während des Zuges Tag und Nacht zu vernehmen, wodurch wohl vielerlei Sagen entstanden sein mögen. Die Kraniche sollen ein Alter von 40 und mehr Jahren erreichen. In der Balzzeit machen die Hähne die tollsten Sprünge und Kapriolen. Der Kranich soll sehr leicht zähmbar und als solcher hübsch und angenehm sein.

Die Jagd auf Kraniche dürfte sehr schwierig und nur auf zufälliges Erlegen beschränkt sein, weil sich der kluge und äußerst vorsichtige Vogel den Nachstellungen des Jägers stets zu entziehen weiß. Ein angeschossener Kranich wehrt sich tapfer gegen Jäger und Hund.

Das Wildbret junger Kraniche soll eine besondere Delikatesse sein und auch das Wildbret alter Vögel läßt sich bei gehöriger Behandlung recht schmackhaft machen. In früheren Zeiten war Kranichwildbret ein besonderes Gericht vornehmer Tafeln; schon die Römer sprachen es als besondere Delikatesse an.

4. Das Auerhuhn.

Naturgeschichtliches.



Unter der Ordnung der Scharrvögel (Rasores) ist die zweite Familie jene der Waldhühner (Rauhfußhühner) Tetraonidae und nehmen: das Auerhuhn — tetrao urogallus, das Birkhuhn — tetrao tetrix und das Rackelhuhn — tetrao hybridus — die erste Sippe ein.

Das Auergeflügel gehört zur hohen Jagd, es ist das größte Waldhuhn, das größte und edelste aller Rauhfußhühner, es ist die Zierde unserer Wälder, der Stolz und die Freude des Weidmannes.

Zu seiner Charakterisierung sei angeführt: Schnabel kurz, mit übergreifendem Haken und übergreifenden Schneiden, über den Augenlidern ein kahler, roter Fleck, Nasengruben mit kleinen Federn ausgekleidet, verlängerte Kehlfedern, kurze, abgerundete Flügel, ohne weiße Binde, abgerundeter Schwanz, kräftige Gangbeine und Sitzfüße mit drei durch Spannhäute verbundenen Vorderzehen und einer etwas höher eingelenkten Hinterzehe ohne Sporn, aber Tarsus bis auf die nackten, mit seitlichen Hornfransen versehenen Zehen haarartig befiedert; starke, unten ausgehöhlte Krallen, Männchen vorwiegend schwarz mit grünem Brustschilde, braunen Flügeldecken und reichlich mit weiß durchmischter Unterseite; Weibchen rostfarbig und schwarzfleckig, ersteres über 100 cm, letzteres über 70 cm lang, Nestflüchter, nicht häufig vorkommend, polyphag, vorwiegend Standvogel.

So schildert unsern Urhahn Dr. Wurm in seiner Monographie „Das Auerwild". Diese Monographie, im Verlage von C. Geroldssohn 1885 zu Wien bereits in zweiter Auflage erschienen, ist das Vollendetste und Beste, was über unsern urogallus bisher geschrieben wurde. Bei meinen für den schlichten Jäger bestimmten Ausführungen werde ich die Grundsätze des berühmten Autors festhalten.

Der Hahn hat eine Flügelspannweite von ca. 130 cm, der starke schöne Stoß hat 18 Schwanzfedern von ca. 36 cm Länge, unterhalb desselben befindet sich der zweiteilige Unterstoß (Flaum), schwarz mit weißen Spitzen, dessen kleineres Gefieder um das Weidloch herum grau und schwarz gefleckt ist und häufig als Hutschmuck getragen wird. Auf den Flügeln fehlt die weiße Binde des Birkhahnes, dagegen befindet sich am Achselgelenke ein weithin sichtbarer weißer Fleck, der Spiegel, und an der Flügelkante ein rudimentäres Federchen — auch Granel genannt, welches dem sogen. Malerfederchen der Schnepfe entspricht.

Die Zehen tragen von der Mauser bis zur Mitte Mai lanzettförmige seitliche Hornfransen, die fälschlich „Balzstifte" genannt werden. Gegen das Ende der Balzzeit gehen diese Zehenstifte allmählich verloren, indem sie vertrocknen und abfallen. Diese Zehenstifte bilden beim Laufen über den Schnee eine Art erleichternde Schneereifen der Waldhühner, wie das O. Horn bezeichnend giebt.

Ein ausgewachsener Hahn wiegt in der Regel 4—6 Kilo, selten auch mehr, während die weit kleinere Henne nur ein Gewicht von ca. 2—4 Kilo erreicht.

Bezüglich der Sinne des Auerwildes steht fest, daß dasselbe scharf äuget und vernimmt, was jedoch das „Winden" anbelangt, ist man noch nicht ganz einig; die bis jetzt gemachten Erfahrungen deuten aber darauf hin, daß dieser Sinn am schwächsten entwickelt sein dürfte.

Während ich mit Abfassung dieses Kapitels beschäftigt war, trifft ein Auerhahn ein, welcher am 30. April l. Js. (1894) von Herrn Baron von Leonrod, Adjutant Sr. königl. Hoheit des Prinzen Ludwig von Bayern, auf dessen Jagdgebiet bei Pfronten im Algäu erlegt wurde und eine ganz besondere Färbung des Gefieders trägt. Ich will versuchen, diesen Hahn zu schildern, da ich in keiner Schrift irgendwie über ähnliche Befiederung gelesen habe und demnach diesen Hahn als ein Unikum ansprechen muß.

Der Hahn ist ein ganz kapital starkes Stück, im Körperbau ganz normal entwickelt. Der Schnabel ist in Form und Farbe normal. Das Gefieder des Kopfes ist statt normal ganz hell silbergrau meliert und rostrot gesprenkelt wie beim Rebhuhn. Die Rosen sind normal, etwas spärlich. Die Kehlfedern zeigen gleiche Farbe, doch etwas mehr rostrot. Diese Farbe zieht sich über den ganzen Hals ringsum hinunter und geht nicht allmählich in den stahlgrünen Brustschild über, sondern ist von diesem durch scharfe Querlinie getrennt. Der sonst stahlgrüne Brustschild zeigt eine tief und warm braune Unterlage, wie beim Fasan. Bauch ist silbergrau, weiß gesprenkelt mit rostroten und einigen schwarzen Flammen. Der Unterstoß zeigt viel weiß mit schwarzen Flammen.

Die Füße sind normal mit guten Balzstiften, aber heller in der Färbung, als gewöhnlich. Der Rücken ist gänzlich rostbraun und heller als beim gewöhnlichen Hahn, ebenso die Flügeldecke und Schwingen, die etwas hellrot gerändert sind.

Der Spiegel am Achselgelenk ist stärker sichtbar, der Unterflügel hat viel Weiß. Am auffälligsten sind die Federn über dem Bürzel gezeichnet, sie erinnern an das Gefieder des Truthahns, sind grau, weiß und rostrot gesprenkelt und haben an der Spitze schwarze Ränderung. Die in Form normalen Steißfedern haben ganz wenig weiße Flammen und ihre dunkle Farbe schimmert nicht schwarz, sondern dunkelbraun. Testikel sind normal.

Mir will scheinen, daß das Stück ein recht alter Hahn ist, bei welchem das Pigment nachließ oder der zum Albinismus hinneigt.

Das Auerwild ist unter den jetzigen Kulturverhältnissen auf das noch waldreiche Mittel- und Hochgebirge und auf große zusammenhängende Forste des Flachlandes eingegrenzt. Seine Heimat erstreckt sich von den Alpen bis nach Lappland, von den Pyrenäen bis nach Kamtschatka; im Hochgebirge steigt es bis zur Grenze der Legföhre hinan. **Verbreitung.**

Am zahlreichsten dürfte es im Norden Europas verbreitet sein, besonders in Skandinavien und Nordrußland. In Mitteleuropa ist der Stand überall mäßig, in den österreichischen Staaten wohl am besten. Die reichsten Bestände an Auerwild mögen nach Skandinavien und Nordrußland wohl Steyermark, Böhmen, die bayerischen Gebirge, der Schwarzwald und die Vogesen aufweisen, doch ist dies Wild nirgends in übergroßer Zahl vorhanden.

Das Auerwild ist vornehmlich Standwild, nur öftere Beunruhigung, Wasser- und Nahrungsmangel, strenge Winter, bedeutende Bestandesveränderungen des Waldes mögen zur Auswanderung Anlaß geben. Als Standort wählt das Auerwild am liebsten ruhige Nadelwaldungen, die mit Buchen und Lärchen untermischt, von frischen Quellen oder Bächen durchzogen sind. Reiner Hochwald, gleichartig geschlossene Bestände, reine Buchenwaldungen, einförmige Dickungen sagen ihm nicht zu. Die geeignetsten Plätze sind moorige, schlecht bewirtschaftete Bergwaldungen und Bauernhölzer mit unregel-

mäßiger Schlag- und Plänterwirtschaft, in denen Beerengesträucher, Heidekraut, Ginster, Farrenkräuter und unregelmäßige Blößen vorkommen.

Das Auerwild hält sich tagsüber meist auf dem Boden im dichten Gestrüppe auf, bei Regenwetter auf Blößen oder im Stangenholze. In der Dämmerung tritt es zu Baume, um dort die Nacht über zu ruhen, indem es wie unsere Haushühner sich seitwärts auf die Füße setzt. Außerordentlich flink und fördernd ist das Laufen des Auerwildes, die Fährte zeigt die drei langen, weitgespreizten Vorderzehen ausgeprägt und wird jeder Tritt vor den andern gesetzt. Der Flug ist ein sehr rascher. Außer der Balzzeit halten sich die Geschlechter völlig getrennt, sind auch meist unsichtbar; selten wird man während des Sommers einen Hahn zu Gesichte bekommen, nur bei Treibjagden im Herbste sieht man hin und wieder Auerwild streichen. Über die Stimme werde ich mich bei der Balze näher aussprechen.

Weidmännische Bezeichnungen. Der Kollektivname heißt — „Auerwild“, „Auergeflügel“, das Männchen „Hahn“, „Auerhahn“, „Urhahn“, „großer Hahn“, das Weibchen „Henne“, „Auerhenne“; die Brutstätte heißt — „Nest“, die Summe der Eier — „Gelege“, eine Familie — „Volk“, die Vereinigung mehrerer Familien — „Kette“.

Das Auerwild — „schweißt“, sein „Aufbruch“ ist — „Geräusche“ (Herz, Lunge, Leber, Milz), „Gescheide“ (Magen, Darm 2c.); der Auerhahn hat — „Wildbret“ (nicht Fleisch), er — „verendet“, wird „aufgebrochen“ (nicht ausgenommen); man „genickt“ ihn nötigenfalls wie den Rehbock oder „fängt ihn ab“.

Die Beine heißen „Füße“ mit „Zehen“ und „Nägeln“; das Auerwild „steht“ auf dem Baume oder Boden, es „fliegt“ oder „tritt zu Baum“, es „streicht“ oder „zieht“, es macht „Fährte“ — „Schweißfährte“; der Schwanz heißt „Stoß“, auch „Fächer“ oder „Schaufel“; es „äugt“, „vernimmt“; sein Aufenthalt wird „Stand“ genannt; es „balzt“ oder „falzt“, die Henne wird „getreten“; Exkremente heißen „Losung“; das Auerwild „äset“, „tränkt sich“; ein Stück kann „gering“ oder „gut“ sein — nicht schön; der Ort, wo das Auerwild sich besonders am Abende niederläßt, heißt „Einfall“, gewöhnlich „schwingt sich der Hahn ein“ oder er „stiebt ein“, „steht ein“; der Hahn „meldet“, wenn er zu knappen oder falzen anfängt; er „worgt“ besonders beim Abendeinfalle, indem er seine Stimme zu klären sucht.

Balze. Gegen Ausgang des Winters, manchmal schon Ende Januar, trennen sich die bis dahin beisammenstehenden Hähne von einander und suchen ihre teils gewohnten, teils erst ausgewählten Balzplätze auf, an welchen vorläufig die Hennen noch fehlen. Hier kann man die Hahnen, zwar noch stumm, doch hie und da knappend in Balzstellung mit herabhängenden Flügeln beobachten und um diese Zeit ist der Hahn beschäftigt, etwa nahestehende Rivalen vom Platze zu drängen. Die Hennen erscheinen erst ca. 3 Wochen später, indem sie ihre Winterstände verlassen und die Balzplätze der Hähne aufsuchen.

Wie bei vielen Wildgattungen tritt beim Auerhahn auch die Wahrnehmung ein, daß nicht bloß die Balzplätze regelmäßig wieder gewählt werden, sondern auch der gleiche Baum, der gleiche Ast aufgesucht wird, selbst wenn alle Hähne des Umkreises abgeschossen werden. Wie der Standplatz und Wechsel eines Rehbockes nach dessen Erlegung gewöhnlich sofort durch einen andern Bock angenommen wird — wie jeder Fuchs auf dem bestimmten Wechsel erwartet werden kann, wo seit Jahren alle Füchse geschossen wurden, vorausgesetzt, daß eine Veränderung des Waldbestandes nicht eintrat, so verhält sich's auch mit den Balzständen der Auerhahnen. Das Merkwürdigste dabei ist aber der Umstand, daß die äußere Veranlassung, die bei andern Wildgattungen uns den Wechsel sofort erkennen läßt, bei den Balzständen der Auerhahnen fehlt und die Wahl dieser Orte gewissermaßen nach einer geheimen Parole erfolgt, wie sich Dr. Wurm ausdrückt. Wir müssen uns deshalb mit der unerklärten Thatsache zufrieden geben und uns diese Erfahrung für die Aktion weiterer Jahre zu Nutzen machen.

Als Standbäume wählt sich der Auerhahn gern solche Bäume, an denen er freie, horizontal stehende Äste benützen kann. Er wird deshalb Kiefern, Hainbuchen u. dergl. bevorzugen.

Die Standbäume der Auerhahnen sind am leichtesten durch das Vorhandensein der Losung unter denselben aufzufinden. Nach Dr. Wurm kommen dreierlei Formen von Losung vor und zwar:

1) Walzenförmige, schwachgebogene, grüngelbe Zellstofflosung, welche beim Hahne stärker ist und deutlicher die Struktur der Nadeln zeigt als bei der Henne, in der schwärzliche Insektenpanzer deutlicher auftreten, bei beiden mit abgeschliffenen Magenkieseln vermischt, sehr reichlich und in bis etwa 6 cm langen Stücken;

2) den diese Zylinder teilweise überziehenden, dicken, weißen Urin und

3) eine täglich einmal, meist des Nachts entleerte, braungelbe, dickflüssige, später fest und braunschwarz glänzend werdende Losung. Hat der Regen sie etwas ausgewaschen, so ähnelt die Hahnenlosung dicken, grünlichen, stacheligen Raupen. Diese Losung ist die irrtümlicherweise „Balzlosung" oder „Falzpech" genannte Form.

Diese Losung kommt das ganze Jahr vor, hat also mit der Balze nichts zu schaffen und gibt nur Anhaltspunkte, wo das Auerwild Stand hält und etwa seinen Balzplatz gewählt hat. In alten Zeiten knüpften sich manche Sagen und Mährchen an diese Ausscheidung, so daß sie gesammelt und als kostbares Heilmittel z. B. gegen Impotenz 2c. verwendet wurde. Auch glaubte man, nach und nach entstünden aus dieser Losung Perlen und Edelstein-Imitationen, welche sich aber als die mit der Äsung verschluckten und oben schon berührten Kiesel- oder Quarzsteinchen erklären, die ursprünglich durch die Substanz der Losung verdeckt, durch Regenauswaschung allmählich zum Vorschein kommen. Längst aber ist man über diese Punkte aufgeklärt und von Anzeichen für den Beginn der Balze 2c. abgekommen.

Im Monat April beginnt nun die eigentliche Balze, deshalb wird dieser Monat auch „Auerhahnmonat" oder „Balzmonat" genannt, wenngleich in höheren Lagen des Gebirges die ernstliche Balze um Wochen später eintritt oder weiter hinaus währt.

„Wenn die Buchen knospen, so denke dran,
Und kürze den Schlaf, o Weidmann!"

hat v. Kobell mit Rücksicht auf unsere Hochgebirgslagen richtig gesungen und „Buchlaub raus — Hahnfalz aus!" weiter bemerkt.

Erfahrungsgemäß treten die älteren Hähne zuerst auf die Balze, während jüngere erst 8—14 Tage später beginnen. Die eigentliche Balze währt gewöhnlich 4—5 Wochen.

Gewöhnlich um Sonnenuntergang, manchmal auch später, schwingt sich der Hahn auf seinem Balzstande mit großem Geräusche ein, bleibt hie und da einige Zeit im Gipfel stehen, stellt sich dann ein- bis zweimal um, meist tiefer im Baum, wo stärkere Äste das Stehen erleichtern und läßt dann, wenn ihm der Platz endlich taugt, einigemale das „Worgen" ertönen, um dann rasch sich dem Schlafe hinzugeben. Die Henne steht ein, stellt sich meist gar nicht oder höchstens einmal um.

Dieses ist nun der interessante geheimnisvolle Moment des Einstehens. Der mit den Örtlichkeiten vertraute Jäger begibt sich des Abends in die Nähe des bekannten Balzplatzes und wartet, gut im Dickicht verborgen, hier den Einstand ab. Ist er genügend sicher, daß der Hahn seinen Ruheplatz eingenommen, verläßt er geräuschlos die Stelle und mag dann sicher sein, am nächsten Morgen den balzenden Hahn anspringen zu können, denn da wo der Hahn des Abends sich eingeschwungen, wird er beim ersten Silberstreifen, der den jungen Tag am Firmamente verkündet, seinen Balzgesang ertönen lassen.

Manche Jäger erlegen den Hahn schon beim Abendeinstand, doch ist der Erfolg niemals so sicher, als während der Morgenbalze. Handelt sich's darum, den Jagdherrn oder einen Gast auf den Hahn sicher zu Schusse zu bringen, wird ein fleißiger Jäger den Abendeinstand abwarten und dann sicherer zum Zwecke gelangen. Doch ist nicht mit absoluter Sicherheit anzunehmen, daß der Hahn da, wo er einstand, des Morgens auch sicher balzen werde, das Sprichwort sagt:

„Hähne, die abends nicht worgen,
Bleiben stumm am andern Morgen."

Dasselbe ist aber auch nicht buchstäblich zu nehmen. In mondhellen Nächten soll der Hahn manchmal um Mitternacht erwachen und einige Schnackler hören lassen, wenn er aber merkt, daß er sich in der Zeit geirrt habe, nochmals einschlafen oder gar selbst beim angebrochenen Morgen stumm bleiben. Solche Vorkommnisse sind schwer zu beobachten, daher auch fraglich. Wer nun seiner Sache sicher sein will, muß thatsächlich den Schlaf kürzen, denn gegen 3 Uhr morgens, anfangs der Balze etwas später, soll man schon in der Nähe des Balzplatzes sein und in aller Stille nach dem Hahn lauschen. Sobald sich die ersten Lichtstreifen schwach am Horizonte zeigen, erwacht der Hahn, sichert, sträubt und schüttelt das Gefieder, dreht sich auf dem Aste, überstellt sich sogar manchmal geräuschvoll und beginnt dann mit Balzen.

Wer den Auerhahn noch nicht gehört, sondern nur gesehen hat, der wird das erstemal erstaunt sein, von einem so stattlichen Vogel keine andern Töne zu hören, als das schon durch Freunde etwa vorgemachte Knappen. Es ist aber nicht so ganz leise und ein so eigentümlich prägnanter Ton, daß er in der Stille des Morgens und in der majestätischen Waldesruhe, besonders wenn der Wind vom Hahne herwärts zieht, auf mehrere hundert Schritte vernehmbar ist. Das Knappen wird verschieden durch Buchstaben zu geben versucht, Wurm beschreibt es „klipp, klipp" oder „kulipp, kulipp", Brehm „töd, töd, töd, öd—öd—öd" u. s. w.

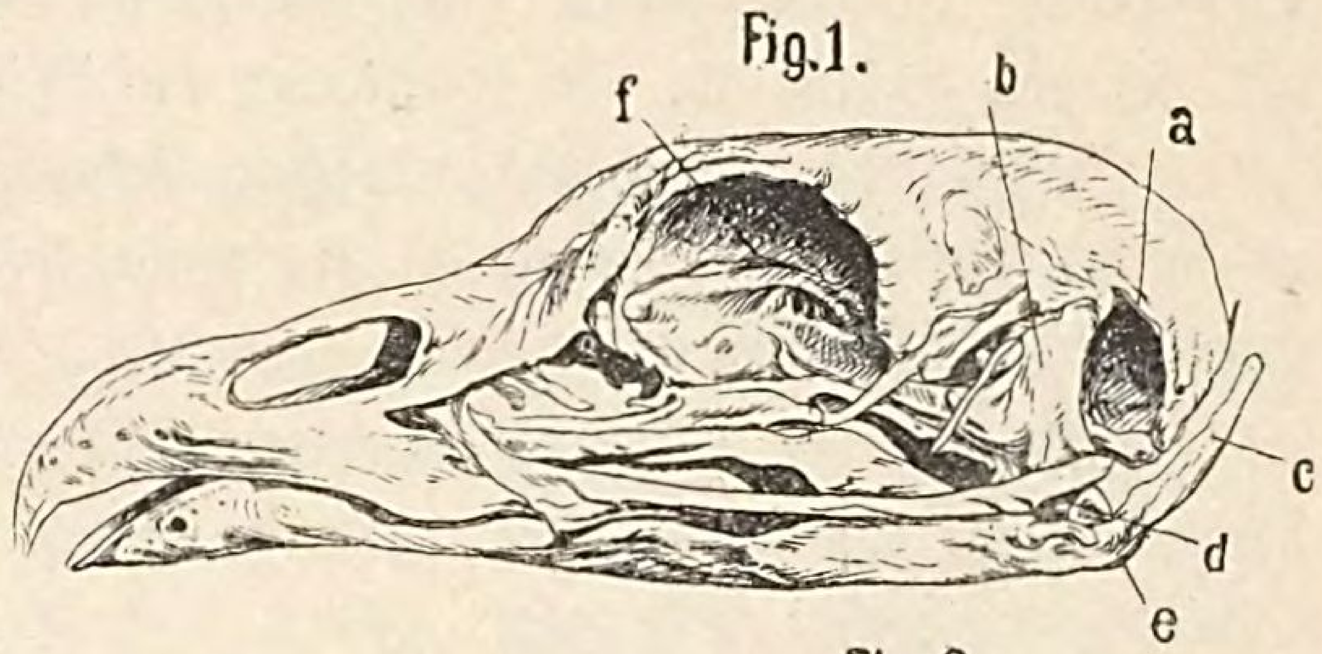
Anfänglich hört man nur das Knappen eintönig, später aber folgt es schneller und doppeltönig aufeinander 5—10 mal und endet dann im Hauptschlag, welcher etwa wie „Gluck" und etwas deutlicher hörbar wird als das Knappen. Nach dem Hauptschlage erfolgt das „Schleifen", „Wetzen", „Einspielen", „Gsätzel", das etwa wie „schischischi—schischischi, schischischie" lautet und drei bis vier Sekunden andauert. Das Schleifen ist nicht so weit hörbar, wie das Knappen.

Aus diesem Gebahren des Hahnes ergibt sich nun die Art der Annäherung von Seite des Jägers an den Standplatz des Hahnes. Ist der Jäger noch weit vom Hahne entfernt, so daß er das Knappen wohl und den Hauptschlag vernimmt, dagegen das Schleifen noch nicht, so mag er erfahrungsgemäß die Zeit des Schleifens benützen, um zwei bis vier Sprünge oder Schritte dem Hahne entgegen zu machen.

Man merke dabei aber stets auf den Hauptschlag, und trete nicht eher an, als bis man ihn vernommen. Das Schleifen ist für den Jäger von großer Wichtigkeit. Man war früher geneigt, anzunehmen, der Vogel sei während des Schleifens taub und blind — das ist nun keineswegs der Fall, er ist eben während dieser Zeit nur unachtsamer als sonst. Was die Taubheit betrifft, hat Dr. Wurm den Vorgang anatomisch und physiologisch erklärt.

Die periodische, immerhin fragliche Taubheit beruht auf einem vorübergehenden Verschlusse der Ohröffnungen, indem das erektile Gewebe der Rose, allerdings in etwas geringerer Entwickelung sich in die Gehörgänge fortsetzt unter dem Einflusse der mit dem Schleifen verbundenen pressenden Körperanstrengung, der Singlust, der geschlechtlichen Ekstase, unter Vermittlung des Nerveneinflusses und des Capillargefäßsystemes anschwillt, diese ausfüllt und klappartig mehr oder weniger vollständig verschließt. Am geschossenen Hahne hängt diese Auskleidung des Gehörganges, einer runzeligen Hautfalte oder schlaffen Warze gleich und für eine Pinzette gut faßbar, als sogenannte „Schwellfalte" an dessen hinterer Wand herab. Bei der Auerhenne ist dieselbe wesentlich kleiner.

Beim skelettierten Kopfe des Auerhahnes bemerkt man einen vom Winkel des Unterkiefers beiderseits hinter den Ohröffnungen aufsteigenden 23—25 mm langen Knochenfortsatz, welcher sich bei geöffnetem Schnabel nach vorwärts bewegt und bei weitem Abzuge des Unterkiefers den Gehörgang bedeutend komprimieren muß. Der Hahn öffnet bekanntermaßen beim Schleifen den Schnabel sehr weit und muß so seinen Gehörgang recht wesentlich verengern. Rechnet man nun beim Verschlusse beider Ohrgänge das Brausen der vom Auerhahn selbst ausgestoßenen Töne im Innern des Ohres hinzu, so ist leicht erklärlich, daß der Vogel Geräusch von fernher nicht so leicht vernimmt und so den Eindruck momentaner Taubheit macht.



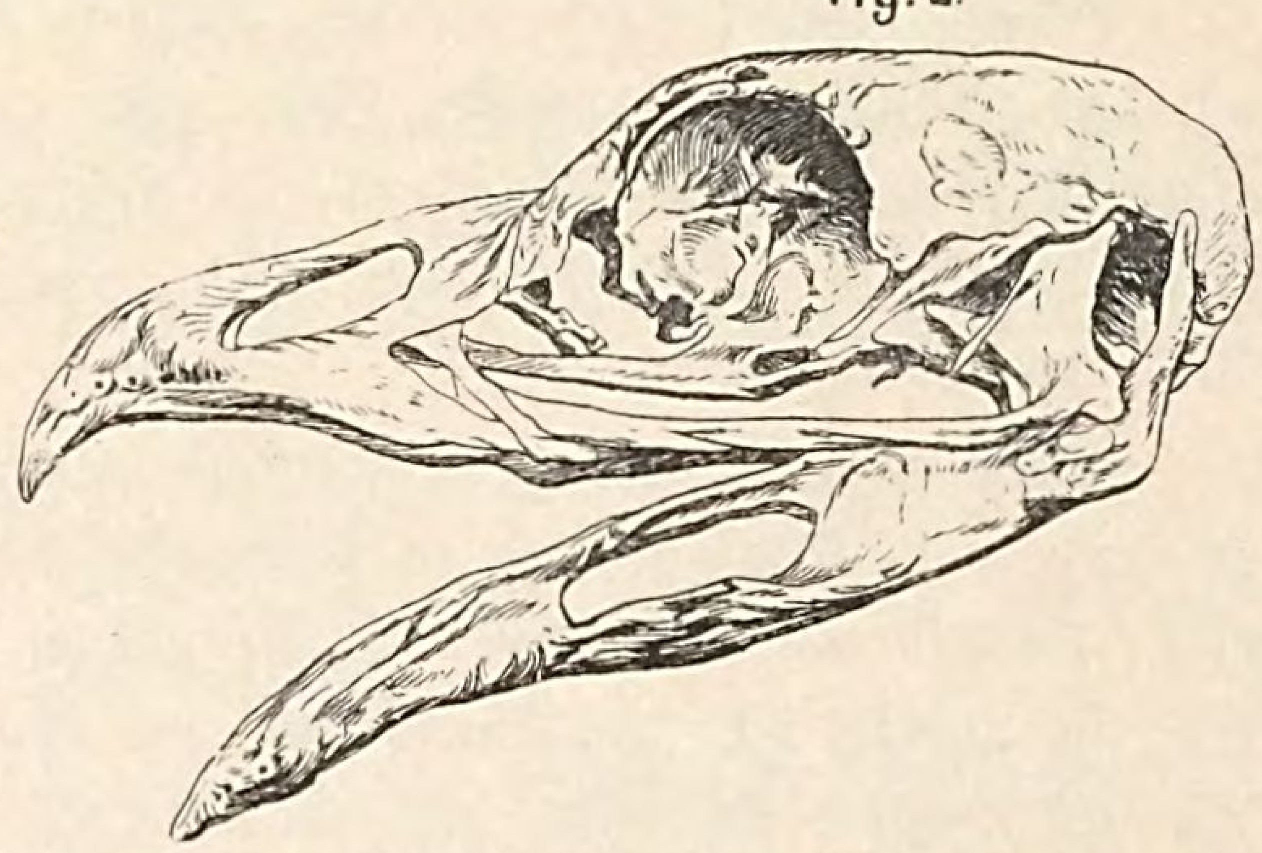


Fig. 1. Auerhahnschädel mit geschlossenem Schnabel. a. Ohröffnung. b Quadratbein. c. Ohrfortsatz des Unterkiefers. d. Kiefergelenk. e. Unterkieferwinkel. f. Augenhöhle.

Fig. 2. Auerhahnschädel mit geöffnetem Schnabel, wobei ersichtlich, daß der Ohrfortsatz c die Ohröffnung a teilweise verschließt.

Da nun der Hahn während des Schleifens, das, wie gesagt 3—4 Sekunden dauert, nicht so gut vernimmt wie sonst, wird diese Zeit benützt, um 2—4 Schritte oder Sprünge*) zur Annäherung zu machen. Im dunklen Walde, wo oft Felsen, dürre Äste und sonstige Unebenheiten, auch krachender Schnee vorkommen, ist selbst bei der größten Vorsicht ein geringes Geräusch nicht zu vermeiden. Deshalb muß der Jäger schon wieder ruhig stehen, ehe der Hahn zu schleifen aufhört und sichert, ehe er ein neues Gesätzel beginnt. Kommt man näher gegen den Hahn zu und hört man seine Laute deutlicher, schränke man die Schritte ein, mache schon gar keine langen Sprünge mehr, sondern trachte höchstens 2—3 vorsichtige Schritte zu machen. Je näher man dem Hahne kommt, desto mehr Vorsicht ist darauf zu verwenden, auch Deckung zu suchen. Dies ist deshalb nötig, weil der Hahn nach dem Schleifen einige Sekunden scharf sichert und äugt und falls er eine Veränderung der Umgebung, einen fremden Gegenstand erblicken sollte, oder irgend eine Bewegung, sofort verstummt, wenn nicht gar vergrämt abreitet. Also kurzgefaßt — nach dem Hauptschlage 2—3 Schritte machen, Deckung möglichst suchen und dann unbeweglich stille stehen!

Aus allen diesen Gründen leuchtet von selbst ein, daß man an seiner Kleidung keine auffällige Farben, z. B. viel Weiß u. dergl. habe, denn nicht immer gelingt es, vollkommene Deckung zu finden.

Im Hochgebirge, wo man zur Balzzeit namentlich auf Schattseiten stets noch über Schneelagen springen muß, ist es besonders schwierig, den Hahn sicher anzuspringen, wenn die Richtung über Waldblößen oder Lücken führt. Man wähle also stets einen Weg, der dies vermeidet. Allerdings gehört hiezu besondere Ortskenntnis.

Eine weitere Regel für das Anspringen im Hochgebirge ist, den Hahn womöglich horizontal dem Bergeshange entlang anzugehen; von oben herab ist es am allerschlechtesten, weil der Hahn schwer sichtbar ist und auch den Jäger leichter gewahr wird; von unten kommt man bei Schnee nur langsam und schwer aufwärts und ist gezwungen, näher an den Hahn heranzugehen, um die Schußdistanz nicht zu weit zu haben.

Ich sprang vor ein paar Jahren noch am 14. Mai in den Algäuer Bergen, als wir in diesem Jahre noch tiefen Schnee in den Schattenseiten hatten, einen Hahn an, welcher auf einer Weideblöße seinen Balzplatz hatte, auf der nur einzelne sogenannte Schirmtannen standen. Um den Hahn horizontal mit Deckung fassen zu können, mußte ich im Halbkreise um die Tanne springen, auf welcher der Hahn stand. Endlich konnte ich von einer Wettertanne gedeckt vorgehen, aber nicht weiter, als die Tanne mich deckte, denn zwischen dieser und der isoliert stehenden, auf welcher der Hahn stand, war reines Schneefeld. Ich wagte nicht über die Schneedecke vorzugehen und entschloß mich, auf mein gutes Gewehr und die eingeschobene Zieglerpatrone bauend, auf ziemliche Entfernung den Schuß zu wagen

*) Ich halte das von manchen Jägern gewohnte „Springen“ nicht für günstig, gehe lieber ruhig ein paar Schritte vor und sorge dafür, daß ich dann fest und ruhig stehe, ehe der Hahn aufhört zu schleifen. Auf diese Weise erreiche ich den Zweck viel sicherer, als mit weiten, unsichern und polternden Sprüngen, die im unebenen Boden viel Unheil stiften können und meistens nur von recht hitzigen jungen Jägern angewendet werden. Die wenige Entfernung und Zeit, welche durch weites Springen eingespart wird, kommt nicht in Betracht gegen die Sicherheit ruhiger Schritte.

Der Hahn hob sich deutlich vom glänzenden Morgenhimmel ab und als ich das Schleifen bemerkte, gab ich den Schuß ab, der vollständig befriedigend ausfiel.

Man solle aber niemals riskante Schüsse auf mehr als 35—40 Schritte machen und sich nur zu solchen entschließen, wenn die Umstände keinen andern Ausweg gestatten; lieber bleibt der Hahn unbeschossen, als daß er zu Holze geschossen, verloren geht.

Besonders ist auch das Augenmerk darauf zu richten, genau auf den Hauptschlag acht zu geben, denn sehr oft kommt es vor, daß der Hahn mitten im Satze verstummt, den Hauptschlag und das Schleifen unterläßt und sofort sichert. In solchen Fällen wird der Hahn sehr leicht vergrämt.

Ebenso verhält sich's mit dem Schusse. Ehe man sich entschließt, das Gewehr anzubacken, warte man das Schleifen ab, um den Hahn ganz deutlich vor sich zu sehen. Beim nächsten Satze gebe man dann erst während des Schleifens den Schuß ab. Es sind Fälle konstatiert, daß der gut balzende Hahn den Schuß unbeachtet läßt, und wenn er hiebei gefehlt, durch einen zweiten Schuß erst zu Fall gebracht wurde.

Wenn keine störenden Zwischenfälle eintreten und das Wetter nicht ungünstig ist, wird manchmal der Hahn vom Tagesgrauen an fortbalzen bis der Tag völlig angebrochen ist und die Sonne heraufsteigt. Sobald nun die Hennen den Balzgesang des Hahnes vernehmen, erwacht bei ihnen der Geschlechtstrieb; sie nähern sich dem Balzbaume des Hahnes, oder wenn der Hahn auf dem Boden balzt, diesem Orte und machen sich durch ein leises, kurzes „Kack" — „Kack" bemerklich.

Fortpflanzung. Bald wird der Hahn vom Balzbaume herabsteigen und nun beginnt das Befruchtungsgeschäft. Ein Hahn ist im Stande 6—8 Hennen zu befriedigen. Ist dies geschehen, dann sondern sich die Hennen wieder von den Hahnen ab, suchen sich im dichten Unterholze oder Riedgras ein ruhiges Plätzchen aus, um fast auf bloßem Boden, nur mit wenig Material das Nest zu bereiten, in welches sie 6—16 gelblichweiße, rostgelb gefleckte Eier legen, welche von der Henne allein in ca. 4 Wochen ausgebrütet werden.

Die Henne sitzt während des Brütens sehr fest, verläßt das Nest nur, um wenig zu äsen, deckt gerne vorher die Eier mit Moos oder Laub zu und kehrt sehr bald wieder zurück. Nicht selten brüten Hennen an wenig geschützten Orten, so daß sie leicht entdeckt werden, aber auch hier bleiben sie fest sitzen, lassen sogar den Menschen nahe kommen und den Platz umzäunen, um denselben vor Raubtieren zu schützen.

Die kaum ausgeschlüpften Jungen folgen sofort der sorgsamen Mutter, um unter deren Führung ihre Äsung aufzusuchen und bleiben bei der Mutter bis zum Beginne der nächstfolgenden Balzzeit.

Äsung. Die Äsung des Auerwildes besteht aus Spitzen und Nadeln der Nadelbäume, Knospen und jungen Blättern des Laubholzes, ferner aus allerlei Kräutern, Alpenrosenlaub, Bucheln, Eicheln, Beeren jeglicher Art (Wachholder, Brombeer, Heidelbeer), Sämereien, Larven und Insekten. Als Verdauungsmittel dienen Sand und Quarzkiesel, wovon man oft große Quantitäten im Kropfe vorfindet. Das Auerwild bedarf, wenn auch nicht in großer Menge, doch des Wassers zum Trinken. Die Aufnahme des Wassers erfolgt auf die gleiche Weise wie bei Haushühnern.

Alter. Über das erreichbare Alter des Auerwildes ist wenig bekannt, jedenfalls ist es kein besonders hohes. In Gefangenschaft hat es sich schon 16 Jahre und darüber erhalten. In freier Wildbahn wird ihm selten eine solch lange Lebenszeit gewährt sein, denn neben den Nachstellungen von Seite des Raubwildes ist ihm der Mensch ein sehr gefährlicher Feind.

Feinde. Vom Raubwilde dürften als intensivste Feinde betrachtet werden: Wildschwein, Fuchs, Dachs, Marder, Iltis, Igel und Eichhörnchen, ferner: Uhu, Habicht, Adler, Raben, Elster und Häher. Von ersteren sind am allermeisten die Eier und Jungen, sowie auch die brütenden Hennen, wie alle auf dem Boden brütenden und sich dort mehrenteils aufhaltenden Hühnerarten gefährdet. Adler, Uhu und Habicht bedrohen auch den großen ausgewachsenen Vogel, während alle rabenartigen Vögel als Nesträuber gefährlich sind.

Daß der Marder für das Auerwild sehr gefährlich ist, wurde in der Litteratur schon sehr häufig dargethan und die Praxis hat gelehrt, daß er nicht selten den im Baume ruhenden Hahn über-

rumpelt und tötet. Wem also sein Auerwildstand lieb ist, der habe besonderes Augenmerk auf all die aufgezählten Feinde.

Alle diese Fährlichkeiten geben den besten Kommentar dafür, daß das Auerwild sich nicht besonders stark vermehrt und dessen Stand immer ein mäßiger bleiben wird.

Über Krankheiten beim Auerwilde ist sehr wenig bekannt; daß die Jungen sehr empfindlich gegen Nässe, Kälte und Diätfehler sind, ist wohl selbsterklärlich. Altes Auergeflügel hat durch Parasiten, Maden und Würmer zu leiden. Die öfter vorkommende Verrücktheit alter Hähne ist auf unbefriedigten Geschlechtstrieb oder auf Verletzungen des Gehirns durch Kämpfe oder Schüsse zurückzuführen. Vorbeugungsmaßregeln lassen sich in allen diesen Fällen kaum erwähnen. **Krankheiten.**

Was nun die Hege des Auerwildes betrifft, wird dieselbe sich einerseits auf Erhaltung des vorhandenen Standes, andererseits auf Hebung geringerer Bestände zu erstrecken haben. Weiterverbreitung kann wohl angestrebt werden, aber ist schwer durchzuführen, wie viele mißlungene Versuche, dieses edle Wild einzubürgern, bewiesen haben. **Hege.**

So hat z. Fürst Pleß eine Einsetzung mit schwedischem Auerwild in den Jahren 1871—1873 versucht. Es wurden 250 Stück bezogen. Im Jahre 1873 balzten wohl schon mehrere Hähne, aber trotz sorgsamster Pflege verschwand das Wild nach und nach gänzlich.

Freiherr Rudolf von der Tann, Generallieutenant und Vorstand des Augsburger Jagdschutzvereins, hat auf seinem Gute Aystetten bei Augsburg, wo früher ein mäßiger Stand an Auerwild war, gleichfalls Versuche angestellt, das Auerwild wieder dort einzubürgen. Er erzielte wohl mehrmals Junge, dieselben aber verendeten halbgewachsen stets wieder. Der Hahn tötete auch die Henne. Hierauf wurden mit norwegischen Hennen, aber ebenfalls erfolglos, Versuche gemacht.

Wer also das Glück hat, in seinen Revieren Auerwild zu besitzen, möge mit größter Sorgfalt darüber wachen, daß es ihm *erhalten* bleibe.

Um das zu erreichen, ist vor allem genaue Kenntnis sowohl der Anzahl als der Altersverhältnisse der einzelnen Hahnen und Hennen nötig, worauf die Feststellung des Abschußetats basieren muß. Wie schon bemerkt, sollen auf einen Hahn höchstens sechs bis acht Hennen kommen; in manchen gut bestellten Gehegen ist zur Regel angenommen, daß auf einen Hahn vier Hennen gerechnet werden *müssen*.

Von mancher Seite wird angenommen, eine kurze Abschußperiode für Hennen sei zuträglich, um gelte Hennen entfernen zu können. Ich erachte es für sehr schwierig, die Gelthenne als solche zu erkennen und glaube, daß gänzliche Schonung der Hennen, wie es in mehreren Staaten (so in Bayern) das Gesetz vorschreibt, zuträglicher sei, denn die Hennen sind ohnehin vom Raubzeuge viel mehr gefährdet und auch weniger zum Verstreichen geneigt. Ältere Hennen legen wesentlich mehr Eier, sind bei dem Durchbringen der Jungen erfahrener und werden eher fremde Hahnen heranzuziehen wissen.

Junge Hähne sollen vom Abschusse gänzlich verschont bleiben. Man erkennt sie an der größeren Verträglichkeit mit ihresgleichen, an der helleren Färbung des Gefieders und namentlich an der geringeren Stärke. Hähne vom zweiten bis fünften Jahre mögen zur Fortpflanzung am tauglichsten sein.

Ein Hauptpunkt sorgsamer Hege dürfte darin zu suchen sein, daß man, recht alte rauflustige Burschen vielleicht ausgenommen, mit dem Abschusse nicht zu frühe beginne, um den Hahnen die Möglichkeit zu bieten, die Hennen sämtlich zu befruchten. Vor 15. April im Flachlande und Mittelgebirge, vor Georgi (23. April) im Hochgebirge, soll der Hauptabschuß nicht begonnen werden.

Hat man seinen Stand an Hahnen sicher festgestellt, möge höchstens die Hälfte derselben zum Abschusse bestimmt und dabei zunächst die alten und die an den Grenzen stehenden ins Auge gefaßt werden. Ein angemessener Abschuß ist dem Stande zuträglich, gänzliches Einstellen desselben für den Stand schädlich. Schließlich möge als Regel angenommen werden, außer der Balzzeit den Abschuß von Auerhahnen gänzlich zu verbieten.

Von gewisser Seite, namentlich in nordischen Staaten, wird angenommen, daß der Stand an Hähnen gegenüber den Hennen immer ein reichlicherer sei und daß man infolge dessen jeden Hahn,

den man bekommen könne, abschießen soll. Ich möchte diesem Grundsatze nicht huldigen, bin vielmehr der Ansicht, daß bei uns der Stand an Hähnen kein so reichlicher ist, sondern der Abschuß höchst sparsam und den Verhältnissen entsprechend behandelt werden soll; freilich darf die Sparsamkeit nicht so weit ausgedehnt werden, daß eine Überzahl von Hahnen entsteht; diese würde heftige Kämpfe, gestörte Balze und Verstreichen jüngerer Hahnen zur Folge haben, abgesehen davon, daß die Befruchtung der Hennen ungenügend würde und manche Henne dem auswandernden Hahne folgen könnte.

Die Feststellung und Regulierung des Bestandes ist allerdings keine leichte Aufgabe, besonders in rauhen Gebirgsrevieren; das Auerwild, wenn es auch im allgemeinen Stand hält, wechselt oft die Plätze und nicht selten kommt es vor, daß die besten Auerhahnstände Jahr und Tag verlassen sind, um später doch wieder aufgesucht zu werden.

Die möglichst ausgiebige Verringerung des Raubwildes ist wohl selbstverständlich als Hauptfaktor der Hege zu betrachten. Ein weiterer, der Hege förderlicher Punkt ist die Fernhaltung aller Beunruhigung in den bevorzugten Revieren; je mehr Ruhe da herrscht, desto behaglicher wird sich das Auerwild befinden.

Bei der Äsung habe ich der Sträucher und Pflanzen Erwähnung gethan, welche dem Auerwilde zuträgliche Nahrung bieten — diese Sträucher sind nach Möglichkeit im Bestande zu erhalten oder zu vermehren; ebenso ist Schonung der Ameisenhaufen nach Möglichkeit anzustreben, da die Ameisenpuppen Lieblingsnahrung des Auerwildes sind und das für die junge Brut fast unentbehrliche Futter bilden. Weidevieh in den Waldungen ist sehr störend und möglichst fernzuhalten.

Von mancher Seite wird die Anlage von kleinen Sandhaufen in den vom Auerwild bevorzugten Waldbeständen empfohlen und sogar als Ankirrungsmittel hervorgehoben, weil das Wild dieselben als Bedürfnis zu Sandbädern sehr liebt.

Wie ich schon erwähnt habe, läßt sich die Henne, wenn das Brütegeschäft richtig im Gange ist, nicht leicht stören oder vom Neste vertreiben. Dieser günstige Umstand soll nun ausgenützt werden, indem man die bekannt gewordenen Brutstätten zu schützen sucht.

Ein alter rostiger Eisenreif um das Nest gelegt, hält als Schreckmittel namentlich den Fuchs ab. Auch kann man durch Sträucher, Schilf, Zweige eine förmliche Hütte um und über das Nest bauen, die an einer Stelle der Henne zum Aus- und Eingehen Raum gestattet. Diese Hütte bietet Schutz sowohl gegen größere Raubvögel als auch gegen anhaltende Kälte und Platzregen. Die Einzäunung möge aber erst gemacht werden, wenn um das Nest gefallene Federn das Eintreten eifrigen Brütens anzeigen. Gleich im Anfang ist es gefährlich, indem die Henne veranlaßt werden könnte, das Gelege zu verlassen.

Jagd. Die Jagd auf den Auerhahn bildet ein hervorragendes Vergnügen für jeden passionierten Weidmann. Das Eigenartige, das Geheimnisvolle, womit die Balze umgeben ist, mag zur Folge haben, daß die Balzjagd von jeher in Prosa und Poesie vielfach verherrlicht wurde. Ihr huldigen auch deshalb die vornehmsten und höchsten Weidmänner mit besonderer Zuneigung. Weite Reisen werden gemacht, Geld und Zeit werden geopfert, Strapazen ertragen, um sich den Genuß der Auerhahnbalze zu verschaffen. Ein großer Teil der Reize dürfte auch darin zu suchen sein, daß die Balzjagd in eine Zeit fällt, in der der Weidmann nach längerer Unthätigkeit sehr gern wieder zur Büchse greift und hinauszieht in die im Erwachen begriffene Frühlingsnatur.

Balzjagd. Die Jagd auf den Auerhahn ist daher meist nur auf die Balzjagd beschränkt; jedoch gibt es auch Gegenden, in denen der Stand gestatten mag, das Auerwild beim Buschieren und auch, aber mehr nur zufällig, bei Treibjagden zu erlegen.

Da ich bei der Balze die Art und Weise des Anspringens schon geschildert habe, bleibt über die eigentliche Jagd nur mehr wenig zu sagen übrig.

Wer zur Auerhahnbalze geht, hat immer ins Auge zu fassen, daß die Jahreszeit und der frühe Morgen zwar nicht zu schwere, am Gehen hinderliche, aber warme Kleidung erfordert, welche der Eigentümlichkeit dieser Jagd entsprechend gewählt werden soll. Es kommt bei der Ausrüstung viel darauf an, wo man die Balze ausübt, ob im Flachlande, ob im Hochgebirge, darnach wird sich manches derselben regulieren. Es sei daher nur so viel angeführt, daß die Kleidung durch Farbe nicht besonders von der uns

umgebenden fahlen Natur absteche. Man vermeide zu helle Kleidung, weiße Gegenstände, wie auch zu dunkle Farben. Ein mattes Grau oder Graubraun, auch Grüngrau der Kleidung wird das Beste sein. Auf der Mütze oder dem Hute wird der Spielhahnstoß mit dem starken weißen Flaum, wie bei allen Jagdmethoden, besonders hier zu vermeiden sein. Lassen wir diesen weißen Flitter den Sonntagsjägern oder unsern sommerfrischelnden Damen, für den Jäger ist er vielfach hinderlich. Außerdem mag der Jäger so wenig als möglich Anhängsel um den Leib tragen, wie Feldflaschen, Feldstecherfutterale, Jagdtaschen u. dergl. Dies alles kann beim Anspringen durch die Büsche hinderlich sein und Lärm machen. Die Fußbekleidung richtet sich nach dem jeweiligen Terrain, in dem man jagt. Geht der Weg durch sumpfige Waldteile, mögen gute aber nicht zu schwere Wadenstiefel am Platze sein. Am besten kommt man aber meistenteils mit guten Jagd- oder Bergschuhen aus, deren Abschluß durch passende Gamaschen versichert wird.

Ein Haupterfordernis für den Balzjäger ist die richtige Wahl seines Gewehres. Man hat schon öfter geltend gemacht, den Auerhahn solle man nur mit der Kugel erlegen. Es gab früher sogenannte Auerhahnbüchsen mit kleinem Kaliber und grober Visiervorrichtung, um im Dunkel der Morgendämmerung zurechtzukommen. Nicht jeder Jäger kann sich für die Auerhahnjagd eine eigene Büchse halten; es wäre daher, wollte man am Kugelschuß festhalten, die Büchsflinte zu empfehlen. Bei der Balzjagd kommen aber so viele Umstände in Betracht, welche den Kugelschuß als unsicher erscheinen lassen, daß meiner Ansicht nach nur ganz besonders gewiegte Kugelschützen damit zurechtkommen.

Meine Ansicht geht nun dahin, daß für die Balze eine gut schießende Doppelflinte für gewöhnlich weit mehr Sicherheit bietet, des Objektes habhaft zu werden, als ein Kugelgewehr. Gewiß ist jedoch darauf zu achten, daß das Gewehr die groben Schrotsorten gut zusammenhält und genügenden Durchschlag erzielt.

Im Hochgebirge dürfte allerdings die Büchsflinte zu empfehlen sein, weil es da leicht vorkommen kann, daß man zu weiteren Schüssen gezwungen wird, die mit dem Schrotlaufe nicht gemacht werden können. Da würde, wie überhaupt, der Drilling am Platze sein.

Will man also am Schrotgewehr festhalten, so vergewissere man sich, daß das Gewehr auf ca. 40 Schritte sichern Schuß gewährt und befleißige man sich, nicht weiter als auf 35—40 Schritte seinen Schuß abzugeben. Jeder Jäger muß wissen, was sein Gewehr leistet, so daß Schrotnummer und Distanz darnach einzurichten sind. Das in neuerer Zeit häufig auftretende Streben, leichtere Schrotsorten zu wählen, weil sie mehr Deckung gewährleisten, darf nicht zu sehr ausgedehnt werden. Der Auerhahn ist ein starker Vogel und ist durch einen strammen Federpanzer geschützt, er verträgt also gewiß gröberes Schrot. Ohne den einzelnen Verhältnissen Rechnung zu tragen, dürfte für die Auerhahnjagd nach den neueren kleineren Schrotsorten Nr. 0 am passendsten erscheinen. Zweierlei Schrotsorten zu schießen würde ich nicht empfehlen; will man gute Deckung erzielen, ist es notwendig, beim Laden der Patrone die Schrote gehörig zusammenzurütteln, daß sie schön liegen, oder aber etwas Sägespähne unter die Schrote zu mischen, was bei groben Sorten immer schönere Streuung bewirkt. Einfache Gewehre oder Doppelgewehre in sogenannter Bockform haben den Vorzug, daß man über den einzigen Lauf hinaus klarer sieht und das Wild leichter fassen kann.

Es kommen aber viele Fälle vor, die einen zweiten rasch erfolgenden Schuß sehr erwünscht erscheinen lassen, weshalb ich, wie anfangs erwähnt, die Doppelflinte empfehle.

Was nun das Abkommen auf den Hahn selbst betrifft, so enthalte man sich möglichst, spitz von vorne abzukommen, weil 1) die Zielfläche klein ist und 2) das elastische Brustgefieder des Hahnes die tödliche Verwundung vereiteln könnte. Wie dieser Schuß, soll auch jener auf das offene Spiel des Hahnes von rückwärts vermieden werden.

Der beste Schuß ist auf den breitstehenden Hahn, und hier trachte man so abzukommen, daß man in den Hahn mit dem Visier von unten hineinfährt und demnach den größeren Teil des Körpervolumens über dem Visier habe; dadurch wird der Umstand vermieden, daß man den Hahn überschießt, was bei der Dunkelheit und der aufwärts gerichteten Schußlinie am leichtesten vorkommen kann. Fast senkrechte Schüsse nach oben sind zu vermeiden. Ist man ohne zu wollen zu steil unter

den Hahn gelangt, warte man lieber das Spiel nochmals ab, trete ein paar Gänge zurück und trachte dann erst von da aus den Schuß abzugeben.

Das Zeichnen des getroffenen Hahnes gibt sich dadurch am ehesten kund, wenn der Hahn mit starkem Geräusch abstiebt. Ein gefehlter Hahn geht merkwürdig leise ab.

Wie schon erwähnt, wird der Hahn auch am Abendeinfalle, beim Einstehen erlegt. Wenn es sich aber nicht darum handelt, bei einer Balzjagd mehrere Hähne zu erbeuten, wähle man lieber den Morgen zum Abschusse.

Buschieren. Außer der Balzjagd wird in manchen Gegenden Auerwild auch durch Buschieren erlegt. Die Jagdverhältnisse in Deutschland sind aber derart, daß diese Jagdmethode heutzutage nicht wohl öfter geübt werden wird. In nordischen Ländern, wo die Bestände an Auerwild stärker sind, mag sie am Platze sein.

Zu diesem Zwecke bedient man sich eines recht kurz suchenden Vorstehhundes. Früher hielt man zur Buschierjagd eigene sogenannte „Auerhahnbeller“. Dieselben stöberten im Unterwuchse das Auerwild auf, welches hierauf bäumte und seine ganze Aufmerksamkeit dem Stöberhunde zuwendete, so daß inzwischen der Jäger sich anbirschen und das Wild mit leichter Mühe erlegen konnte. In Norwegen scheint diese Jagd mehr geübt zu werden und heißt dieselbe und ihre Zeit »förstretid«; sie wird meist im August und September ausgeübt, später hält das Auerwild den Hund nicht mehr aus.

Daß hin und wieder bei Treibjagden, wenn es vom Jagdherrn gestattet wird, gelegentlich ein Auerhahn erlegt wird, gibt mir nicht Anlaß, über „Treiben“ mich weiter zu verbreiten; es ist eben außer der Balze die Jagd auf das Auerwild sehr beschränkt.

Nutzung. Über die Nutzung des Auerwildes läßt sich nicht viel anführen. Das Wildbret wird verschiedentlich beurteilt. Die einen können ihm als zähe, mit harzigem Beigeschmacke, keinen Reiz abgewinnen, die andern bezeichnen es als eine besondere Delikatesse. Alles alte Wildgeflügel ist zähe und der Auerhahn gewiß am allermeisten. Beim Auerhahnwildbret kann jedoch der Koch seine Kunst zeigen — von einem solchen Virtuosen zubereitete Auerhahnpastete oder Brustschnitten können jedoch ein sehr delikates Gericht werden. Soviel ist gewiß, daß in früheren Zeiten auf Hoftafeln und bei großen Gastereien der Auerhahn keine unbedeutende Rolle spielte und schon die alten Römer schätzten den Auerhahnbraten sehr hoch.

Wer Auerhahnbraten gut zubereitet verspeisen will und kann, der frägt gewiß nicht darnach, ob die Sauce teurer sei, als der Braten.

Größere Rolle als in der Küche spielt der Auerhahn als Zimmerschmuck und als weidmännische Trophäe. Der stolze majestätische Vogel, in Balzstellung präpariert, wird immer einen schönen Schmuck des Jägerheims bilden. Von unsern Jägern wird der Auerhahnflaum (Unterstoß) sehr häufig als Hutschmuck getragen und unsere Hochgebirgsjäger tragen mit Vorliebe eine Stoßfeder flach zurückgelegt auf ihrem Spitzhütchen, was der weidmännischen Erscheinung dieser kraftstrotzenden Bursche ein ungemein schneidiges Aussehen verleiht.

Der Marktpreis eines Auerhahnes, welcher allerdings meistens der Trophäen schon entkleidet ist, beträgt zur Zeit 2—4 Mark, allerdings ein sehr mäßiger Preis.

Möge uns dieses stolze Wild als der Schmuck unserer Forste noch recht lange in gutem Stande erhalten bleiben und nicht einer modern kränklichen Forstgärtnerei zum Opfer fallen, welche jüngst erst versucht hat, auch den stolzen Urogallus als Waldverderber zu verdächtigen!

5. Das Birkhuhn.

Wie Eingangs beim Auerhuhn schon erwähnt, nimmt unter der Ordnung der Scharrvögel (Rasores), zweite Familie Waldhühner (Rauhfußhühner, tetraonida) das **Birkhuhn** — tetrao tetrix die zweite Untersippe ein. Naturgeschichtliches.

Die Rauhfußhühner charakterisiert kräftiger gedrungener Leib, kurzer Hals, verhältnismäßig kleiner Kopf mit kurzem gebogenem Schnabel, niedriger, starker, befiederter Fuß mit Zehenstiften, Tarsus ohne Sporen, kurze abgerundete Schwingen, kahle rote Flecken über den Augen, Nasengrube mit kleinen Federchen bekleidet; sie leben in Polygamie.

Den Birkhahn unterscheidet von den andern Rauhfußhühnern ausgeschnittener, leierförmiger Schwanz, starker Schnabel, eine breite und eine schmale Querbinde über den Schwingen, Mangel eines Federbartes; der weiße Unterstoß ragt, wenn ausgebreitet, 1—2 cm über den Hauptstoß hervor; das Gefieder schimmert blaumetallisch, Unterschwingen weiß.

Die Henne ist rostfarbig, schwarz gefleckt.

Der Hahn hat eine Flügelspannweite von ca. 90—95 cm, eine Länge von ca. 58—60 cm und ein Gewicht von ca. 1½ Kilogramm.

Der schönschwarze Stoß hat 18 Schwanzfedern, von denen auf jeder Seite gewöhnlich drei sichelförmig nach außen gebogen, während die übrigen kurze gerade Steuerfedern sind. Je älter der Hahn, desto mehr gekrümmt und schöner ausgelegt sind die Stoßfedern; Gebirgshähne zeigen gewöhnlich stärkere und mehr gekrümmte Stoßfedern, als die Hähne der Ebenen und Moore. Die kräftigen Füße sind beschuppt, unten warzig und bis über die Zehenwurzel mit dunklen haarartigen Federn besetzt. Die Zehen haben Spannhäute, zu beiden Seiten Zehenstifte wie die des Auerhahnes. Alte Hähne unterscheiden sich von jungen durch bedeutendere Stärke und tieferes Schwarz des Gefieders.

Die Henne ist bedeutend kleiner, hat eine Länge von ca. 45 cm und höchstens ein Gewicht von 1—1,20 Kilogramm; ihr Gefieder ähnelt dem der Auerhenne sehr.

Das Birkwild ist wesentlich befähigter als das Auerwild, seine Sinne sind schärfer ausgeprägt; es ist scheu, äugt und vernimmt ungemein scharf und windet auch besonders gut. Schon seine Beweglichkeit und Munterkeit bringt mit sich, daß es viel leichter als das Auerwild alle Beunruhigungen und Störungen erkennt und ihnen auszuweichen weiß. Nicht umsonst sagt man, der Spielhahn habe auf jeder Feder ein Auge.

Das Birkwild ist ein mehr nordischer Vogel, es hat ungefähr dasselbe Verbreitungsgebiet wie das Auerwild, reicht jedoch nicht so weit nach Süden hinab, dagegen etwas weiter nach Norden. Die französischen Pyrennäen, die italienischen Alpen, der Lauf der Save bis nach Bosnien bilden die Grenze seiner Verbreitung gegen Süden. Verbreitung.

In Deutschland kommt es fast überall vor, wo Waldungen und Örtlichkeiten ihm zusagen, es ist mit seinen Standorten wählerisch, nicht aber mit der Gegend. Im Hochgebirge steigt es bis zu den höchsten Lagen der Waldregion an und wählt dort seinen Balzplatz auf Blößen der Legföhrengebiete bis fast auf den Graten der Berge. Stellenweise moorige Wälder, mit Buschwerk besetzt, liebt es sehr; große Möser, Heidestrecken, Schläge mit Beerensträuchern und Heidekraut besetzt, sind Lieblingsplätze. Schon der Name Birkwild besagt uns, daß es in Waldungen und auf Heidestrecken, Schlägen 2c. am liebsten sich aufhält, die je mehr desto lieber mit Birken untermischt sind. Geschlossener Nadelwald sagt ihm weniger zu als gemischte Bestände, daher zieht es auch unregelmäßig bewirtschaftete Bauernwaldungen den intensiv bewirtschafteten und gereinigten Staatsforsten vor.

Außer der Balzzeit wechselt das Birkwild seine Aufenthaltsorte sehr häufig, verläßt sie oft auf längere Zeit, um dann wieder zu erscheinen.

Bestandesveränderungen, übermäßige Beunruhigung besonders während der Balzzeit, vermögen das Birkwild seinen Standort zu verändern.

Die weidmännischen Bezeichnungen des Auerwildes finden auch beim Birkwild vollkommen Anwendung. Der Kollektivname ist: **Birkwild**, **Birkgeflügel**, **Spielgeflügel**; das Männchen Weidmännische Bezeichnungen.

heißt Birkhahn, Schildhahn, Spielhahn, kleiner Hahn, das Weibchen Birkhenne, Spielhenne; eine Familie heißt — Volk, die Vereinigung mehrerer — Kette; Vereinigung der Geschlechter im Herbste nennt man — Flüge.

Der Hahn — balzt, schleift oder bläst, kollert oder rodelt oder grugelt; die Henne — gackt oder gockt, der Stoß wird auch — Spiel genannt. Das übrige wie beim Auerhahn.

Balze. Der Beginn der Balze fällt meistens in das Ende des Monat März, doch richtet sich derselbe nach der Lage des Revieres und nach früherem oder späterem Eintritte der Frühjahrswitterung. Im Hochgebirge tritt die Balze, da die Plätze meist sehr hoch liegen, später ein als im Flachlande, etwa Mitte April, und auch etwas später als die Balze der Auerhahnen, die tiefer stehen, zieht sich auch infolge dessen etwas länger hinaus; sie währt gewöhnlich 6—8 Wochen.

Als Balzplatz wählt das Birkwild gewöhnlich Blößen im Walde, Wiesen und an den Wald anstoßende Feldflächen; im Hochgebirge meist um diese Zeit noch Schneeflächen auf Alpblößen, welche mit einzelnen Latschen, Zirben oder Wettertannen besetzt sind.

In der Abenddämmerung verläßt der Spielhahn seinen Äsungsplatz und streicht in die Nähe des Ortes, an dem er des Morgens balzt; hier nun schwingt er sich auf Bäumen ein oder tritt zu Boden und übernachtet im Heidekraut; nach dem Einfalle hört man ihn manchmal etwas wenig rodeln oder grugeln und ehe das Tageslicht heraufsteigt, wird er munter, schüttelt das Gefieder, läßt auch hin und wieder einige Laute hören, um dann mit einigem Geräusche nach dem Balzplatze abzustreichen und dort am Boden einzustehen.

Von mancher Seite wird geltend gemacht, bei schlechtem Wetter balze der Spielhahn nicht gerne, besonders bei Regen und Wind. Ein passionierter Hahnenjäger wird aber nicht so gar wählerisch sein, sondern bei nur einigermaßen leidlichem Wetter zur Balze ausziehen, um sich zu überzeugen, daß der Hahn bei jedem Wetter balzt. Am besten und lebhaftesten wird er allerdings an ruhigen klaren Morgen balzen, im Anfang der Balze etwas später beginnen, je weiter aber die Balze vorschreitet, bis zu ihrem Höhepunkte seine Stimme schon beim ersten Grauen des Morgens erheben.

Der Verlauf der eigentlichen Balze ist etwa folgender: Mit dem Tagesgrauen fällt der Hahn unter rauschendem Flügelschlage ein, sichert einige Minuten und beginnt dann zu blasen, was eine Art Herausforderung gegen Rivalen bedeuten mag. Meldet sich nun kein Rivale, dann beginnt der Hahn bald regelrecht zu balzen, er schreitet gravitätisch einher, sträubt das Gefieder, macht einige Sprünge nach vorwärts, senkt den Kopf bei herabhängenden Flügeln und ausgebreitetem Spiel, dreht sich im Kreise herum und beginnt zu rodeln (grugeln, kollern), ohne aber dabei vom Liebestaumel so sehr beherrscht zu sein, daß ihn seine scharfen Sinne etwa verlassen; Rodeln wechselt nun in rhythmischer Folge mit Schleifen ab. Manchmal fliegt der Hahn mit einem Sprunge auf, überstellt sich auf einen andern Platz, um dort dasselbe Manöver zu machen, stiebt nach einer dritten Stelle ab und kommt wieder zurück. Meldet sich nun in der Nähe ein anderer Hahn, so nähern sie sich teils laufend, teils in schon genannten Flugsprüngen und nun wird heftig gekämpft und zwar in einer Weise, wie wir das ungefähr bei unsern Haushähnen zum öftern beobachten können. Lebensgefährlich sind die Kämpfe nicht, mit Verlust einiger Federn und mit etlichen Schnabelhieben ausgeschmiert, wird der schwächere Hahn bald das Feld räumen.

Auf unsern Hochmösern, wo viele Hahnen beisammenstehen und in Folge des ebenen Terrains einander leichter ansichtig werden, kommen die Kämpfe häufiger vor. Ich habe im Schleißheimer-Moos und in andern Mösern der Münchener Hochebene die Kämpfe vielfach beobachtet und gesehen, daß 3—4 und mehr Hähne in einem Knäuel sich zusammen rauften. Unserem erlauchten Prinzregenten ereignete sich einmal der Fall, daß auf Schrotschußweite 6 Hähne vor seinem Schirme kämpften. Der ihn begleitende Oberförster riet zum Schusse, der hohe Weidmann aber wartete mit großer Ruhe das Ende des Kampfes, der ihn sichtlich erfreute, ab und gab auf den alten Platzhahn erst den Schuß ab, als die andern Hähne abgeschlagen waren. Allerdings büßte der starke Hahn seinen Sieg mit dem Leben und nach kurzer Zeit folgte ihm ein zweiter und ein dritter Hahn am gleichen Morgen und am gleichen Platze in den Tod nach.

Beim Kollern streckt der Hahn den Hals vor, sträubt die Rückenfedern und senkt die Flügel, daß sie den Boden berühren. Brehm gibt den Laut des Kollerns, der übrigens schwer zu beschreiben ist, mit: „Buttru-ruttu-ruiki-urr-urr-urr-rrruturru-ruttu-ruiki“. In der Wiener Jagdzeitung gibt Sterger bekannt, daß er bei einem in Gefangenschaft gehaltenen Hahne, wenn er zwischen der Sonne und dem Beobachter stand, bemerkt habe, daß sich vom Halse bis zum Kopfe eine rosenrot durchschimmernde Blase, innerhalb welcher die Wirbelsäule deutlich beobachtet wurde, gebildet habe — nach Dr. Wurm der von den Öffnungen der Vogellunge aufgeblasene erste Luftsack, der vom Hahne im Momente vor dem Kollern, bei horizontal gehaltenem Halse und niederwärts gerichtetem Schnabel ungemein rasch mit Luft gefüllt wird. Forstverwalter Ludwig*) hat in seinem herrlichen Werke die Angabe Stergers bestätigt gefunden, indem bei Hahnen, welche während des Kollerns im Feuer geblieben sind, der Schnabel fest geschlossen und der Hals stark aufgetrieben war und Baron v. Krüdener schreibt: „der aufgeblasene Luftsack erhält sich manchmal nach dem Verenden noch stundenlang. Wahrscheinlich verhindert der im plötzlichen Tode krampfhaft schnell geschlossene Schnabel das Entweichen der Luft“. Ludwig bemerkt: Der Schnabel ist beim Kollern scheinbar geschlossen, der ganze Vogel in zitternder Bewegung, so daß anzunehmen ist, daß das weithin hörbare Kollern mit großer Anstrengung hervorgebracht wird. Auch die Rose erlangt beim Kollern die größte Ausdehnung.

Der ganze Balzgesang des Spielhahnes besteht also aus Schleifen und Kollern, ersteres ist Herausforderung an die Nebenbuhler, letzteres der eigentliche Minnesang. Fühlt sich der Hahn sicher und ist er gehörig erregt, kollert er lange Zeit, oft $^1/_4$ Stunde und mehr ununterbrochen; vernimmt er aber während seines Gesanges irgend etwas Verdächtiges, streicht er sofort ab.

Dieses Balzen währt nun von Tagesanbruch bis ca. 7 Uhr morgens, oft, je nach der Witterung noch länger, und wenn die Sonne hoch steht, dann schwingt sich der Hahn gewöhnlich in der Nähe des Balzplatzes auf einem Baume ein und balzt hier noch längere Zeit fort — sogenannte Sonnenbalze.

Gewöhnlich erscheinen die Hennen auf dem eigentlichen Balzplatze nicht, kommen aber und bäumen häufig in der Nähe. Später streichen beide Geschlechter ab, vereinigen sich im hohen Riedgras oder Gestrüpp und hier mag die Begattung erfolgen. Ein Hahn kann sicherlich 6—10 Hennen befruchten.

Sind die Hennen genügend befruchtet, so ziehen sie sich vom Balzplatze weg und bereiten bald ihr kunstloses Nest in abgelegenem, ruhigem Gebüsche auf dem Boden durch dürre Reiser und harte Grasschmälen. Die Henne legt 8—12, manchmal noch mehr schmutzig weißgelbe, rostfarbig punktierte Eier in der Größe eines zahmen Hühnereies, welche sie ohne Beihilfe des Hahnes in ca. 4 Wochen ausbrütet. Fortpflanzung.

Die Jungen verlassen sofort nach dem Ausschlüpfen das Nest, um die von der Mutter vorgelegte Äsung aufzunehmen. Nach ungefähr 6—7 Wochen sind sie flügge, bleiben aber vorläufig noch bei der Henne. Im August sind die jungen Hähne durch dunklere Färbung des Gefieders schon zu erkennen. Im Spätherbste trennen sich die Geschlechter völlig und auch die jungen Hähne verlassen die Mutter, um ihr unruhiges Herumsträunen zu beginnen. Man nimmt an, daß beim Spielgeflügel, wie bei allen in Polygamie lebenden Tieren, das weibliche Geschlecht vorherrschend sei und sonach immer mehr Hennen als Hahnen ausfallen. Jedoch sind vielfach Beobachtungen gemacht worden, daß einzelne Völker mehr Hahnen als Hennen zählten. Ich selbst habe im Raistinger Moos oberhalb des Ammersee's bei einem Volke 7 junge Hahnen und nur 3 junge Hennen beobachtet. Es mögen dies einzelne Fälle sein, welche von der Regel abweichen.

Die Äsung des Birkwildes ist ähnlich wie die des Auerwildes, richtet sich aber nach der Jahreszeit und ist animalischer und vegetabilischer Art: Holzknospen, Blütenkätzchen, Beeren und Waldsämereien jeder Art, Käfer, Spinnen, Heuschrecken, Ameisen; Ameisenlarven und feine Insekten bilden die erste Nahrung der Jungen. Wie das Auerwild nimmt das Birkwild auch kleine Quarzkieselchen und kleine Schneckengehäuse als Verdauungsförderer auf. Äsung.

*) „Das Birkwild“, Monographischer Beitrag zur Jagdzoologie.

Alter, Krankheiten, Feinde.

Über die Lebensdauer des Birkwildes ist wenig bekannt. In abgelegenen Revieren, sowie in den höchsten Bergen des Hochgebirges, in welchen diesem Wilde weniger nachgestellt wird, mag es ein höheres Alter erreichen als gewöhnlich.

Auch über Krankheiten des Birkwildes ist wenig bekannt; an Parasiten leidet es wie alles gefiederte Wild, besonders an der Vogellaus; hie und da trifft man auch Zecken oder Holzböcke am Spielhahn. In den Eingeweiden werden auch manchmal Würmer (Nematoden) gefunden.

Die Feinde des Birkwildes sind ebenso, wenn nicht zahlreicher als jene des Auerwildes. Der gefährlichste Feind ist der Aasjäger und Schießer, welcher weder Hege noch Schonzeit kennt und nur seine Schießlust befriedigt. Außer jenen Feinden, welche dem ausgewachsenen Geflügel nachstellen, sind noch weit gefährlicher die Eierdiebe und Nesträuber. Wem sein Birkwildstand lieb ist, der sei aufmerksam und fleißig in Vertilgung aller Räuber. Namentlich dürfte der Habicht ein recht gefährlicher Feind sein. Als ich einst zur Abendbirsche ging, sah ich auf einem alten Stocke einen Habicht stehen, welcher einen dunklen Gegenstand unter sich hatte und darauf loshieb. Ich versuchte Annäherung, welche allerdings nur teilweise gelang. Mehr um den Vogel zu verscheuchen, schoß ich mit der Kugel hin, was zur Folge hatte, daß der Habicht seinen Raub verlassend, sofort abstrich. Als ich hinzukam, fand ich einen frischgeschlagenen starken Birkhahn, dem Lichter und Kopf eingeschlagen waren und bereits Gescheide heraushing; der Hahn schweißte stark und war noch ganz warm.

In strengen Wintern mit tiefem Schnee hat das Birkwild wohl auch zu leiden, obgleich dasselbe sich nach Beobachtung vieler Autoren des öftern einschneien läßt, was mir zu beobachten niemals gelang, wenn schon unsere Reviere reichlich mit Birkwild besetzt sind.

Hege.

Die Art der Hege des Birkwildes dürfte sich nach den gegebenen Notizen über seine Lebensweise 2c. eigentlich von selbst ergeben, jedoch möchte ich einige Punkte nochmals speziell angeben, welche da sind:

1) Unbedingte Schonung der Hennen und Jungen, genügenden aber nicht übermäßigen Abschuß an Hahnen. Wegräumung notorisch gelter Hennen — ein sehr schwieriger Punkt.

2) Ausgiebige Vertilgung des Raubwildes und der Nesträuber.

3) Verhütung von Bestandesveränderungen des von Birkwild besetzten Terrains — ebenfalls ein sehr heikler Punkt. Besonders, und das liegt in der Hand des Jägers, sei empfohlen Schonung der Balzplätze, d. h. peinlichste Ruhe an denselben, Sparsamkeit im Abschusse — daß die Plätze, wie unsere Gebirgsjäger sich auszudrücken pflegen, nicht „verschossen werden".

4) Kluge Ausnützung der Balzperiode. Ich will darunter verstehen, daß man mit dem Abschusse nicht zu frühe beginnen und denselben nur so weit ausdehnen soll, daß etliche Hähne dem Stande der Hennen entsprechend übergehalten und dieselben in der Balze bis zu deren Schluß nicht mehr gestört werden. Wenn auch ein Hahn 10—12 und mehr Hennen zu befruchten im Stande ist, so stelle man doch seinen Etat so, daß 5—6 Hennen auf einen Hahn gerechnet werden. Besonders rauflustige Hähne, meist alte Gesellen mögen zuerst aufs Korn genommen werden, sie stören durch ihre Krakehlerei den ruhigen Verlauf der Balz und die gehörige Befruchtung der Hennen.

5) Wo guter Birkwildstand ist, sind die Ameisenhaufen mit größter Sorgfalt zu erhalten — Sand, Kies und Wasser soll im Bereiche des Bestandes sein und erhalten bleiben.

6) In schneereichen Wintern möge auch für Winterfütterung gesorgt werden. Hiezu eignet sich Maisvorlage, Hafergarben, Birkenreiserbündel mit den Zäpfchen.

7) Wer Gelegenheit hat, die Anpflanzung von Vogelbeerbäumen zu bethätigen, wird damit nicht nur den Waldhühnern, sondern auch verschiedenem Wilde großen Nutzen bringen. Wachholdersträucher müssen sorgfältig bewahrt bleiben, wenn möglich sind sie zu vermehren, auch diese bieten durch ihre Beeren gute Winteräsung.

Einsetzen von Birkwild.

Birkwild läßt sich nicht so leicht in jedem Reviere ansiedeln; es ist, falls man sich mit diesem Gedanken trägt, zuerst darauf zu sehen, daß die Örtlichkeit in jeder Richtung den Lebensgewohnheiten, Äsungsverhältnissen und dem Geschmacke des Birkwildes entspricht. Sind diese Bedingungen nicht vorhanden, wird wohl die Mühe vergebens sein. — War in einem Reviere Birkwild früher vorhanden,

so forsche man den Ursachen nach, welche die Ausrottung oder Auswanderung desselben veranlaßt haben. Denn wenn keine Bestandesveränderung im größeren Maßstabe am Walde vorging und nur stete Beunruhigung oder übermäßiger Abschuß die Auswanderung veranlaßt haben mag, kann das Unternehmen wohl gelingen.

Forstverwalter Ludwig, der erfahrene Hahnenjäger und Forscher auf diesem Gebiete, empfiehlt in seinem schon zitierten Werke: „Hochgelegene, ruhige, mit Bäumen, Gebüsch, Heide, Beerkraut, bestandene, lückige, blößige Laub- und Nadelholzwaldungen, ohne Schablonenwirtschaft und ohne jede rationelle Aufforstung, mit vielen Birken, Aspen, Haseln, Sahlweiden 2c., Moore und Heiden als die geeignetsten Plätze; dabei ausreichendes und Sommers über aushaltendes Wasser".

Solche Versuche, welche zu genügenden Erfolgen führten, wurden in neuerer Zeit verschiedene gemacht. Ich erwähne nur die Kronherrschaft Gödöllö in Ungarn, ferner den Taunus, dann die Forste der Reichslande in den Vogesen.

Als beste Zeit zum Aussetzen dürfte sich das Frühjahr eignen, etwa der Monat März. Beim Aussetzen beachte man die Regel, nicht zu sparsam umzugehen und gleich beim ersten Angriff eine größere Zahl von Birkwild auszusetzen, es wird sich auf diese Weise besser halten.

Auch sind schon Versuche gemacht worden mit Auslaufen lassen, indem man frische Eier erwarb und dieselben von Haushühnern ausbrüten ließ. Bei dieser Maßregel ist aber sehr darauf zu sehen, daß den Jungen gleich anfangs die richtige Äsung gereicht werde. Mohn, Eiweis, Ameiseneier, später, etwa nach 14 Tagen, gehacktes Eiweis, Hirse im Gemisch mit Waldbeeren und Getreidekörnern mag am geeignetsten sein.

Die Jagd auf den Spielhahn gehört unstreitig zu den schönsten Genüssen, deren sich dem Weidmann in verschiedener Weise bieten. Über den Geschmack ist niemals zu rechten, jeder Jäger hat das eine oder andere Wild, dessen Bejagung er als den größten Reiz und Genuß erklärt. Mich kommt die Wahl, welcher Jagd ich den Vorzug geben soll, hart an — im gerechten Wechsel aller Ausübungen liegt ein Reiz, eine Befriedigung und die weise Natur hat es ja so eingerichtet, daß eins nach dem andern kommt — je edler aber das Wild, welches wir bejagen, je schwieriger dessen Überlistung und Erbeutung ist, desto mehr Befriedigung wird den Erfolg lohnen. **Jagd.**

Einen großen Teil zur Hebung des Reizes der Jagd trägt aber gewiß auch der Genuß der Natur bei; wir armen Menschenkinder, die wir verurteilt sind, in rauchigen Städten zu wohnen, haften so sehr an der Scholle und kommen immer in Gefahr, daß uns das Philisterium über den Kopf wächst — doch während wir uns in den Federn wälzen, ist draußen eine Pracht, ein Leben, eine Natur, die wir fast vergessen im Kampfe ums Dasein — und wenn uns nun die Passion da herausreißt, wenn draußen im frühjahrlichen Revier die Frühlingsjagd winkt — wäre es ein Wunder, begrüßten wir nicht die Balze, als die schönste Gabe des Lenzes!

Wer meine Ausführungen über das Birkwild sorgfältig beachtet hat, wird längst schon zu dem Schlusse gekommen sein, daß die Jagd auf Birkwild für uns Deutsche eigentlich nur in der Frequentierung der Balze besteht. Nur in Ländern, in welchen die Kultur noch nicht so weit vorgeschritten ist, in Gegenden, in welchen die Zahl der Nimrode noch nicht jenes Niveau von Höhe erreicht hat wie bei uns, in Gegenden, die weitausgedehnte Reviere mit reicherem Besatze bieten, da mag auch für den gerechten und wahren Weidmann so viel Raum und Wild übrig sein, daß er mit der Balze allein nicht durchkommt, sondern auch im Herbste das junge Spielgeflügel bejagen kann.

Wollen wir uns zunächst mit der Balze befassen, ihren naturgeschichtlichen Verlauf habe ich geschildert.

Gewöhnlich wird die Balze als Hüttenjagd betrieben. Man richtet auf den bekannten Balzplätzen Schirme aus Schilf, Reisig, Fichtenzweigen 2c. schon vor Beginn der Balzzeit her und wenn dann die richtige Zeit gekommen, begibt man sich in der Nacht dorthin, um beim Anbruch des Tages, wenn der Hahn am Balzplatze einfällt, denselben zu erlegen. Mit rauschendem Flügelschlag stiebt der Hahn ein, sichert einige Zeit und beginnt dann sein Schleifen oder Scheuchen mit „Tschuui-Tschuui"; in den meisten Fällen ist es in diesem Augenblicke noch zu dunkel, um sicheren Schuß anbringen zu können;

der erfahrene Jäger verhält sich regungslos und wartet besseres Schußlicht ab. Falls der Hahn den Jäger nicht wahrnimmt oder windet, wird er bald zu balzen anfangen; in rascher Folge werden Schleifen und Kollern abwechseln und der Hahn aufhüpfen, sich um seine Achse drehen und all die schon erwähnten Kapriolen und Sprünge machen.

Vom Innern des Schirmes aus ist es sehr schwer durch die kleine Schießlücke hindurch die Distanz abzuschätzen, um so mehr, als nicht selten Dunst und Nebel dies noch erschweren, und doch ist richtige Distanzabschätzung beim Schrotschuß eine Hauptsache, wenn man sein Wild sicher strecken will. Man kann sich nun dadurch helfen, daß man einzelne Stauden in richtiger Schußweite stehen läßt oder sogar Fichtenzweige steckt, welche in unauffälliger Weise die Entfernung markieren. Geht man dann im Innern des Schirmes mit dem Gesichte vorsichtig bis ganz an die Lücke des Schirmes hin, so kann man mit größerer Sicherheit die Entfernung bemessen. Schüsse auf Geratewohl wird ein braver Jäger auf so edles Wild nicht machen.

Im Schirm ist nötig einen bequemen Sitz herzustellen, etweder durch Erhöhung einer Sitzfläche oder durch Ausheben des Bodens für die Füße, denn auf flachem Boden mehrere Stunden ruhig sich zu verhalten ist ein Ding der Unmöglichkeit. Im Schirme muß der Boden gut mit Heu, Streu oder Brettern belegt werden, die Balzmorgen sind oft sehr kalt. Man wird sich mit warmen Unterkleidern versehen und einen tüchtigen Wettermantel überhängen, das 3—4 Stunden bewegungslose Aushalten erfordert dies, wie auch Vorsorge für einen erwärmenden Schluck und ein paar Bissen Chokolade 2c., Tabakrauchen im Schirme ist zu unterlassen.

Man könnte die Anführung dieser Vorkehrungen etwa als kleinlich bezeichnen, aber wen der Frost einmal im Schirme ordentlich geschüttelt hat, der wird solchen Wink nicht überflüssig finden und recht gut wissen, daß von der peinlichsten Ruhe des Schützen im Schirme gar oft der Erfolg abhängt.

Im Hochgebirge ist die Jagd im Schirme, überhaupt die Balzjagd weit beschwerlicher; durch den Aufstieg zum Balzplatze wird man gewöhnlich in höhere Transpiration kommen, besonders wenn schlechter Steig oder wie es in den meisten Fällen zutrifft, griesiger Schnee das Steigen erschwert. Kommt man schweißtriefend an, und soll dann auf zugiger Schneefläche unter einem Latschenkoppen oder im Schirme mehrere Stunden ruhig aushalten, da gehört eine kräftige Gesundheit dazu. Außerdem ist zu bedenken, daß man in der Regel am Abend nach irgend einer Jagd- oder Sennhütte aufsteigen und dort nächtigen muß, um nicht zu weiten Weg nach dem Balzplatze am Morgen zu haben — welchen Komfort man in den bewußten Hütten findet, davon kann jeder, der's durchgemacht hat, ein Liedlein singen — Kälte, schlechtes Lager, beißender Rauch, zuweilen Ungeziefer lästigster Art, alle solche Annehmlichkeiten harren dort des passionierten Jägers.

Sehr oft nun steht der Hahn am Balzplatze außer Schußweite ein und nähert sich zufällig oder absichtlich dem Schirme nicht. Da gibt es nun zwei Methoden, welche gewichste Jäger anwenden. Zunächst führt das Anreizen durch Nachahmung des Schleifens oder Scheuchens, wie's unsere Algäuer Jäger nennen, zum Ziele. Ist der Hahn recht hitzig und versteht der Jäger das Scheuchen, so wird er nicht zu lange warten müssen, bis der Hahn zusteht; oft nähert er sich im Flugsprung, oft läuft er scheuchend und kollernd am Boden näher. Das Scheuchen macht man mit Mund und Zunge und hält die Hände muschelartig vor den Mund, um den Schall voller zu machen. Die zweite Methode des Anreizens ist das Gacken oder Goken der Hennen. Man bringt es durch die Stimme hervor, indem man mit zwei Fingern die Nasenflügel etwas zusammendrückt. Beides muß geübt sein, wie das Blatten auf den Rehbock oder das Reizen des Fuchses, wenn man nicht gegenteilige Wirkung erzielen will.

Manchmal kommt es vor, daß beim Einstehen oder Reizen der Hahn sehr nahe oder gar a u f dem Schirme einfällt — da ist peinlichste Ruhe nötig — Landschaftsmaler Professor A. F. in M. hatte das Glück, daß ihm der Hahn auf dem Schirme einstand — mit kluger Berechnung brachte er die Gewehrmündung aufwärts und machte krumm — allerdings war der Hahn erlegt, aber — Akademiedirektor F. A. von K. verewigte die Wirkung des Schusses in dem Album, das im nahen Jagdhause aufliegt, durch eine geniale Skizze, welche deutlich die Rudera des unglücklichen tetrix zeigt. In solchen Fällen muß man eben kaltblütig abwarten, bis der Hahn abreitet und schußmäßig einfällt.

Sehr oft kommt es vor, daß da, wo mehrere Hahnen balzen, deren Balgereien unter Schrotschußweite vor dem Schirme sich abspielen — ein ehrlicher Weidmann wird in solchen Fällen nicht auf gut Glück dreinfeuern, um vielleicht den einen oder beide Hähne anzuschweißen, sondern ruhig das Ende abwarten und einen Hahn dann sicher aufs Korn nehmen.

Beim Abkommen auf den Hahn ist gut, mitten in den Hahn hineinzugehen, wenn möglich schräg von vorne, aber nicht von rückwärts, wenn man das weiße Spiel sieht, weil damit das Spiel zerschossen wird, der Hahn gerne Weidwundschüsse erhält und das Treffen überhaupt ein schmales ist. Forstverwalter Ludwig empfiehlt auf Kopf und Brust abzukommen.

Im Gebirge ist man vielfach gezwungen mit der Kugel zu schießen, dort erleichtert die Schneefläche das scharfe Abkommen und nicht immer steht der Hahn auf Schrotschußweite zu. Dort ist auch zu empfehlen, den Ansitzplatz höher zu wählen, als der Einfallplatz des Hahnes ist, weil man mehr Übersicht von oben nach unten hat und der Hahn leichter aufwärts als abwärts zu bringen ist. Viele Hochgebirgsjäger setzen einen gewissen Stolz darein, den Birkhahn nur mit der Kugel zu erlegen. Es ist für einen guten Büchsenschützen recht schön — unsere Bergjäger sind meist bessere Kugel- als Schrot- oder Flugschützen — aber wenn man ihn mit Schrot haben kann, ziehe ich das vor, wegen der starken Verletzung, die der Kugelschuß erzeugt, obgleich ich als fleißiger Kugelschütze stets auch auf derartige Schüsse einigen Stolz setze. Graf Alban von Quadt, ein bekannter Hahnenjäger, schießt z. B. sowohl den kleinen als auch den großen Hahn nicht anders, als mit der Büchse.

Außer dem Ansitz in Schirmen wird bei uns der Birkhahn sehr häufig durch Beschleichen bejagt. Oft werden beide Jagdarten mit einander in Verbindung gebracht und ich wundere mich, daß nach Forstverwalter Ludwigs Ausführung im Deutschen Jäger Nr. 11 und 12 von 1894 die Jagd durch Beschleichen so wenig bekannt sein soll, da sie ja doch in unsern Bergen fast allgemein so ausgeübt wird. Ich machte meine ersten Balzjagden in den Algäuer Bergen und Mösern und meist ohne Schirme, erst auf der Münchener Hochebene sah ich, daß hier die Schirmjagd vorherrschend ist.

Das liegt an den Terrainverhältnissen. Hier auf der Ebene gelingt es kaum, dem Hahne anzukommen, auch ist der Stand der Hahnen ein solcher, daß gewöhnlich rings herum mehrere balzen, während in den Bergen die Hahnen meist einzeln balzen und der Jäger durch Terrainfalten, Hügel, Felsen, Latschen u. dergl. immer Gelegenheit findet, sich zu decken und dem Hahne nahe zu kommen.

Hier seien ein paar besondere Fälle, die bei der Balze vorkommen können, der Kuriosität halber erwähnt.

Forstamtsassessor W. in F. im Algäu schoß eines Morgens bei dichtem Nebel auf dem Bolgen einen Hahn an. Der Revierjäger A. B. kam später herzu und die beiden suchten nach Schußzeichen. In diesem Momente fiel ein anderer Hahn ein und zwar direkt auf Hut und Kopf des Jäger B., den er wohl im Nebel für einen Baumstrunk gehalten haben mag. Ich habe die Episode, welche an Jägerlatein grenzen könnte, nach strengster Verbürgung im Deutschen Jäger vor einigen Jahren veröffentlicht.

Ein weiterer Fall, der sich ebenfalls in den Algäuer Bergen zutrug, gibt Beweis, wie oft alte Jäger verbissen sein können. Forstwart Zeller in O. hatte einen kapitalen Hahn sich ausgemacht, ein paar Morgen gelang es ihm nicht, den Hahn schußmäßig für die Kugel vors Rohr zu kriegen. Am dritten Morgen fehlte er ihn — nun war der Alte wütend — her muß der Hahn um alles in der Welt! Am vierten Morgen balzte der Hahn gut, Zeller visiert mit peinlicher Sorgfalt, daß er ihn ja nicht wieder fehle, recht lange — endlich glaubte er krumm machen zu können und siehe da — in diesem Augenblicke fiel eben ein zweiter, gleichstarker Hahn ein und stand vor den ersten hin und — „Bigott, i hau wieder nit schiaß'n könna!“ sagte Zeller.

Das Beschleichen des Hahnes, wie es unsere Jäger betreiben, hat dieselben Umstände, wie das Anbirschen anderer Wildgattungen, nur mit dem Unterschiede, daß der Jäger nur in dem Momente, in welchem der Hahn schleift, sich anzunähern sucht. Es ist dies nicht in jener Weise zu bethätigen, wie das Anspringen des Auerhahnes, denn der Spielhahn ist auch in allen seinen Aktionen vorsichtig und verträgt weder Geräusch noch deckungsloses Annähern des Jägers. Forstverwalter Ludwig, welcher

die Balze nach seiner Erklärung meist nur durch Beschleichen ausübt, will das Vorrücken gegen den Hahn während des Kollerns besser bewerkstelligen. Ich bin weit entfernt, die Erfahrungen eines so gewiegten Fachmannes bekritteln zu wollen, aber führe nur an, daß bei uns das Vorrücken gewöhnlich während des Schleifens bewerkstelligt wird. Auch Baron A. v. Krüdener, der fleißige Forscher und Beobachter dieser Wildgattung, glaubt, daß der Hahn im Momente des Aufflatterns und des „Tschu-hui“ am wenigsten aufmerksam sei.

Über die Art und Weise des Beschleichens läßt sich keine Norm geben, unsere Jäger kriechen, rutschen, gehen aufrechtstehend vor, je nachdem Deckung und Bodenverhältnisse dies gestatten, trachten hinter guter Deckung stehend, den Hahn anzureizen, versuchen überhaupt alle Mittel, ihn unters Rohr zu bekommen. Mein erster Lehrmeister in dieser Jagd empfahl mir stets, besonders wenn es noch dämmerig war, auf den weißen Stoß recht Augenmerk zu richten und Bewegungen nur dann zu machen, wenn der weiße Stoß deutlich sichtbar sei. Das heißt soviel, als wenn der Hahn mit dem Gesichte abgewendet ist und schleift, denn beim Schleifen ist das Spiel am meisten und weitesten ausgebreitet und am deutlichsten sichtbar.

Ein Förster Stracke in Westfalen hat für die Balze einen tragbaren Patentschirm erfunden, den er natürlich zur Hahnenjagd aufs beste empfiehlt. Unsere Industrie hat in der Neuzeit so vielerlei Erfindungen zu „Gunsten“ der Jägerei gemacht, daß ihr die natürliche Praxis bald überflüssig sein könnte. Man kauft sich alle Locken u. dergl. beim Buchhändler Uhlenhuth, der noch niemals den Wald gesehen, geschweige denn eine Flinte in der Hand gehabt hat und in den Utensilienhandlungen kann man sich mit Hochsitzen, Schirmen, Regendächern und etwa auch noch Kinderbettstätten ausstaffieren — in einer Stunde ist der „Berliner Jemsenjäger“ fix und fertig montiert und ein schlichter Gebirgsjäger steht wie ein Parias vor so einem mit allen Fein- und Raffiniertheiten aufgeputzten Nimrod. Wenn's aber d'rauf ankommt, schneidig in irgend welcher Weise vorzugehen, da ist der, gegenüber dem andern, primitiv ausgerüstete Mann Herr der Situation und d'rum sehen oft diese Leute mit einer gewissen Geringschätzung auf manchen überflüssigen Firlefanz hernieder.

Außer den schon erwähnten Jagdarten dürfte das Buschieren auf Spielgeflügel Erwähnung finden. Selbstverständlich wird diese Jagd nur im Herbste ausgeübt, solange die Völker noch beisammen sind. Man verwendet dazu einen kurzsuchenden Vorstehhund. Untertags hält sich das Spielgeflügel in den Heiden und Mösern auf; da dort hohes Schmälengras steht, hält das Wild recht gut aus, läuft aber sehr gerne vor dem Hunde, wie ungefähr der Fasan. Der Hund muß sehr ruhig nachziehen. Kommt bessere Deckung, steckt sich das Wild und hält den Hund aus. Ist die Kette beschossen oder gar gesprengt, dann halten die Jungen ungemein fest aus und nicht selten kommt es vor, daß einzelne Stücke vom Hunde gegriffen werden; man kann sie kaum zum Aufstehen bewegen und oft schon habe ich so einzelne Stücke förmlich mit dem Fuße aus dem hohen Riedgras herausstoßen müssen. — In dieser zwar sehr amüsanten, aber für den Besatz etwas verderblichen Jagdart muß man sparsam sein, wenn man den Stand an Spielgeflügel nicht vernichten will.

Schließlich ist noch die Jagd mit dem Balban oder Pulwan zu erwähnen, die aber weniger bei uns, als in nordischen Ländern, z. B. in Livland ꝛc. ausgeübt wird. Sie besteht darin, daß man einen ausgestopften Birkhahn auf einer Stange befestigt und aufstellt, um dadurch andere Spielhähne zu veranlassen, in der Nähe einzufallen oder zu bäumen, die dann von dem im nahen Verstecke lauschenden Jäger herabgeschossen werden können. — Mir scheint, bei dieser Jagd muß der Jäger mit einem großen Quantum von Geduld ausgerüstet sein, denn die Spielhähne treiben's nicht wie die Wanderfalken und Nebelgeier, daß sie unstät umherziehen und bei ihren Zügen nach Nahrung den Uhu an der Krähenhütte eräugen, auf welchen sie dann hassen.

Mehr zog ich die Birsche auf Spielhahnen im Moose vor. Bekanntlich sondern sich die Geschlechter im Spätherbste von einander ab und stehen demnach Hahnen und Hennen in getrennten Flügen. Wer den Charakter der Moore in unserer bayerischen Hochebene kennt, der wird wissen, daß dieselben namentlich in der Nähe Münchens ungemein reichlich mit Birkwild besetzt sind. Die Balze in einer Weise zu üben und so viel zu frequentieren, daß man dem Stande Abbruch thun würde, ist man nicht im stande, da wird höchstens während der Hühnerjagd hie und da ein sich verspäteter Hahn erlegt und wenn

nun die nebeligen Herbsttage eintreten, da kann man Flüge von 30—50 und noch mehr Hahnen beisammen auf den reichlichen Birkenwäldchen stehen sehen, oder ganze Reihen von Spielhahnen auf den Dächern der Torfhütten. Nun ist der Birkhahn bekanntlich ein schlauer, scheuer Vogel, der nicht leicht die Annäherung des Jägers auf Schußweite gestattet. Erst wird der Hals lange vorgestreckt, wenn er Unrat wittert und dann fährt rasch mit einem gluckſenden Ton die ganze Gesellschaft ab, um auf andere Hütten wieder einzufallen. Einst zählte ich im Schleißheimermoos bei München 85 Hähne auf den Gipfeln der Torfhütten und Torfhaufen beisammen; ich versuchte sie unter Deckung anzubirschen, hatte aber nur den Schrotzwilling bei mir — sie strichen vorzeitig ab und da sah ich, daß ich fast nur die Hälfte gezählt hatte, denn am Boden und in den Torfstichen saßen fast ebensoviele, als auf dem Grate der Hütten.

Wenn nun recht nebliges Wetter oder Schneegestöber eintrat, da birschte ich mit der Büchsflinte und habe gar manchen guten Hahn mit der Kugel herabgeblasen.

In solchen Lagen und auch in den Legföhrenfilzen des Algäu, des Staffelsees u. s. w. haben wir auch durch Vorstehen und Treiben die Hahnen im Spätherbste und Winter bejagt. Wir legten die Sache so an, daß 2—3 Schützen in großem Bogen die Birken und Latschenbestände umgingen, auf denen wir die Hahnen stehen sahen, und sich dann nach vorheriger Abrede vorstellten. Indessen birschte von der entgegengesetzten Seite ein Jäger die Hahnen an, gelangte manchmal zum Schusse, gewöhnlich aber trieb er auf diese Weise die Hahnen langsam gegen die vorstehenden Schützen. Die Spielhähne haben die Eigentümlichkeit, daß sie bei dieser Art Jagd nicht plötzlich alle abstreichen, sondern daß der eine oder andere dem Anbirschenden am nächsten stehende Hahn abstreicht und weiter vorne wieder bäumt, und so treibt man sie langsam vorwärts, bis es dort knallt, dann allerdings stieben alle ab. Der Flug der Hahnen ist aber dabei ein so rascher und fördernder, daß er dem Zuge eines scharf streichenden Fasanes nichts nachgibt, und eine besondere Übung des Schützen erfordert. Auf diese Weise habe ich manche Doublette gemacht.

Auch bei Waldtreibjagden kommt der eine oder andere Hahn zum Schusse. — Das Anbirschen mit der Kugelbüchse bietet großen Reiz, weil der schlaue Vogel große Kunstfertigkeit des anbirschenden Jägers verlangt.

Die Nutzung des Birkwildes ist eine ausgiebigere als jene des Auerhahnes. Abgesehen von dem Werte des Stoßes, der als Schmuck vielseitige Verwendung findet und infolgedessen ziemlich im Preise stieg, besonders seitdem die Damen und Touristen, welche bei uns den Sommer zubringen, den Spielhahnstoß als Hutschmuck tragen, ist auch das Wildbret des Birkhahnes ein sehr beliebtes. Nutzung.

Unsere Jäger tragen selten mehr das Spiel auf dem Hute; es ist ein gefährlicher Verräter ob des weißen Flaumes sowohl, als auch ob der im Winde flatternden und auch raschelnden Bogenfedern. Ferner ist es Sitte geworden, daß die Burschen der Landbevölkerung den halben Stoß auf den Hut stecken. Die Art und Weise des Aufsteckens hat sogar einige Bedeutung. Ein vorwärts am Kopfe stehender Stoß bedeutet besondere Schneidigkeit und Rauflust des Trägers.

Durch diesen Umstand und daß Touristen und Reisende meist aus dem nördlichen Deutschland, welche in unsere Berge nach tausenden wandern, die nichts weniger als weidmännischen Anstrich zeigen, aber oft sogar das ganze doppelte Spiel am Hute tragen, ist der Birkhahnstoß bei den wahren Jägern etwas in Verruf gekommen.

In der österreichischen Armee, namentlich bei den Tyroler Jägerbataillonen ist der Spielhahnstoß eine Art obligater Auszeichnung besonders guter Schützen und darf nur auf reglementmäßige Weise aufgesteckt und getragen werden.

Das Wildbret eines im Herbste erlegten jungen Hahnes ist delikat. Es ist weiß wie das des Fasan und auch sehr weich, etwas aromatischer schmeckend als das des Fasan und sehr gesucht. Daher kommt es auch, daß der Birkhahn im Preise höher steht als der Auerhahn und zur Zeit bei uns meist mit 4—5 Mark per Stück ohne Stoß bezahlt wird.

Daß der Birkhahn als Trophäe, ausgestopft in allen möglichen Stellungen, eine hübsche Zierde der Jägerstube bildet, ist bekannt und in den meisten Fällen prangt der „erste Spielhahn" in der Stube des glücklichen Erlegers.

Sehr viele Spielhahnen werden von hier nach Frankreich (Paris) exportiert, um dort die Tafel der durch die exquisite Kochkunst bekannten Franzosen zu schmücken und den dortigen Gourmand zu erfreuen.

In dem Werke des Herrn Forstverwalter Ludwig über das Birkwild finde ich auch erwähnt, daß der Förster Stracke, der Erfinder des patentierten Balzschirmes, auch einen „absolut sichern Wecker“ erfunden hat, welcher den Fuß des Schlafenden in die Höhe zieht — da wäre nur noch diese Erfindung zu übertreffen durch einen Wecker, welcher den Schlafenden samt und sonders gleich ganz aus dem Bette schmeißt. — Ich möchte aber als Kuriosum eine Weckart anführen, die mein Bruder, der jüngst verstorbene k. Forstmeister, in seiner Jugend anwendete. Er hatte eine Schwarzwälder Uhr mit Wecker, wie sie allbekannt sind, in seinem Zimmer. Da ihm nun der trillernde Wecker nicht genügend erschien, legte er auf einen Stuhl unterhalb der Uhr eine ungeladene Scheibenpistole, welche einen sehr feinen Stecher hatte, spannte den Hahn, setzte ein Zündhütchen auf und befestigte die Schnur des Weckers an den eingestochenen Tupfer. Ging nun der Wecker, so fing er mit Trillern an und hörte mit dem Knall des Zündhütchens auf, der in der ruhigen Schlafstube genügende Resonnanz bewirkte.

Ein passionierter Jäger, wenn ihn Morpheus auch mit kräftigem Schlafe gesegnet hat, wird aber so viel Selbstbewußtsein haben, daß er beim geringsten Geräusche sich bewußt sein wird, zum Aufbruch zu schreiten.

---

6. Das Rackelhuhn.

Ich habe dem Rackelhuhn ein eigenes, wenn auch beschränktes Kapitel eingeräumt, nicht als ob ich dasselbe als eine eigene Untersippe der tetraonen betrachten möchte, sondern weil dessen Vorkommen für den Jäger immer interessant ist und der unerfahrenere Jäger bei Erlegung desselben vor einem Rätsel stehen dürfte, über welches diese Abhandlung ihm einige Aufklärung verschaffen soll. Über das Rackelwild ist die Forschung noch sehr lückenhaft und bietet ein weites Feld, das der Aufklärung noch bedarf.

Naturgeschichtliches.

Das Rackelhuhn (tetrao hybridus oder tetrao medius) ist sicherlich ein Blendling zwischen Auer- und Birkwild und kommt überall, wenn auch sehr selten da vor, wo Auer- und Birkwild beisammen oder in der Nähe stehen. In der neueren Zeit wurde durch eine sehr verdienstvolle Arbeit des Herrn Hofrat Dr. A. B. Meyer — „Unser Auer-, Birk- und Rackelwild, A. W. Künast, Wien 1887 — die Wissenschaft bereichert, welche das Rackelwild, soweit die Forschungen reichen, eingehend behandelt. Auch Dr. Wurm hat in seiner Monographie über das Auerwild dem Rackelhuhn einen Abschnitt eingeräumt, der wesentliche Aufklärungen gibt, und ebenso Forstverwalter Ludwig in seiner Monographie: „Das Birkwild“.

Die Gründe für die Annahme, daß das Rackelhuhn ein Bastard ist, sind folgende: 1) wird das Rackelhuhn stets einzeln angetroffen, hat keinen besonderen Balzplatz, sondern findet sich auf jenen des Auer- und Birkwildes ein.

2) sind regelmäßige Bruten oder Eier von Rackelwild nicht bekannt.

3) hat man beobachtet, daß sich die Auerhenne vom Birkhahn und die Birkhenne vom Auerhahn treten läßt.

4) sind andere fruchtbare Bastardierungen zwischen verschiedenen Hühnersorten bekannt.

5) werden Rackelhennen sehr selten angetroffen, was doch öfter der Fall sein müßte, wenn es eine eigene Art wäre.

6) variert bei jedem einzelnen Stück Form, Größe, Färbung und Lebensweise.

7) hat man, als klarsten Beweis, fruchtbare Kreuzung zwischen Birkhahn und Auerhenne im Käfig künstlich erzwungen. In den Mitteilungen des ornithologischen Vereins in Wien 1884 im Novemberheft referiert V. v. Tschusi zu Schmidhofen hierüber.

In Skandinavien, in den baltischen Provinzen 2c., wo Auer- und Birkwild häufiger beisammen steht, ist Rackelwild nicht mehr selten. Auch in Böhmen haben wir häufigeres Auftreten zu konstatieren.

Bei uns in Bayern, wo doch vielfach Auer- und Birkwild fast gleichzeitig balzt, kommt Rackelwild dennoch selten vor. Meines Wissens ist Mitte der achtziger Jahre ein Rackelhahn im Nürnberger Reichswald erlegt worden.

Auch bei Wolfratshausen in Oberbayern sind schon öfter Rackelhähne erlegt worden, und in allerneuester Zeit wurden 3 Rackelhähne im Wurzacher Ried in Württemberg u. s. w. erlegt.

Eine Beschreibung des Rackelhahnes läßt sich allgemein nicht geben, weil sehr viel darauf ankommt, wie dessen Abstammung sich verhält. Der eine nähert sich mehr dem Typus des Auerhahnes, die meisten aber mehr jenem des Birkhahnes. Daß Rackelhennen seltener beobachtet werden, mag mehrfache Ursachen haben. Fürs erste ist das Gefieder der Hennen unserer tetraonen nicht so markant, wie das der Hähne; zweitens schenken unsere Jäger den Hennen weniger Aufmerksamkeit, weil sie nicht jagdbar sind und drittens werden nur Hahnen erlegt. Gleichwohl sah ich in den Sammlungen und auch in Abbildungen verschiedene Rackelhennen, die aber ebenso wie die Hahnen den Charakter der Blendlinge deutlich an sich tragen. Typus.

Viel häufiger kommen Rackelhähne mit dem Typus des Birkhahnes vor, als umgekehrt. Fast alle Exemplare, die ich teils frisch erlegt, teils in Sammlungen oder Abbildungen sah, tragen den verkümmerten Typus des Birkhahnes zur Schau. Kronprinz Rudolf erwähnt jedoch zwei Rackelhähne mit ausgesprochenem Auerhahntypus und erst in den jüngsten Tagen (Ende April 1894) habe ich einen frisch erlegten Rackelhahn in der Hand gehabt, der den Auerhahntypus markant an sich trug; hierüber weiter unten.

Es ist wohl anzunehmen, daß der Birkhahn vermöge seiner Körperverhältnisse eher in die Lage kommt, die Auerhenne fruchtbar zu treten, denn der Körperunterschied zwischen Auerhahn und der merklich kleineren Birkhenne ist ein so bedeutender, daß ein Erfolg des Tretens wohl seltener vorkommen mag.

Theoretisch stellt Hofrat Dr. Meyer folgende Kreuzungsmöglichkeiten auf:

I. Grad. a) Auerhahn × Birkhenne, b) Birkhahn × Auerhenne (Rackelhahn mit Birkhahntypus), hierauf komme ich noch später zurück.

II. Grad. a) Auerhahn × Rackelhenne, b) Rackelhahn × Auerhenne, c) Rackelhahn × Birkhenne, d) Birkhahn × Rackelhenne.

Der Rackelhahn balzt sowohl auf Bäumen, als auch auf dem Boden, er ist sehr rauflustig und deshalb namentlich auf den Balzplätzen der Birkhähne gefährlich, weil er die Birkhahnen abkämpft, vertreibt und so vielfach Balze und Fortpflanzung stört. Brehm gibt den Balzton als einen knarrenden an, der mehr ein Gekrächze als ein Balzen sei und sich etwa wie: „farfarfar" anhöre, an diesen Balzton reihe sich ein heller kurzer Lärm an, im Rhythmus sehr ähnlich dem Zählen des Auerhahnes, doch in kürzeren Zwischenräumen, welcher zu einem dem Hauptschlag und Schleifen entsprechenden, doch ganz aparten Gekrächze führe. Balze.

Daß der Rackelhahn ein seltener Gast ist, dürfte auch der Umstand beweisen, daß da wo Rackelhähne sich zeigen, sehr häufig beobachtet wurde, wie Krähen ihn umschwärmten, großen Lärm machten, ja sogar auf ihn haßten, wie auf den Uhu.

Außer dem Rackelhuhn gibt es auch Bastarde von Birk- und Schneehuhn, ferner Birk- und Haselhuhn und auch Birkhuhn und Fasanen. Dr. Meyer erwähnt auch Bastarde von Birkhähnen mit Haushennen.

Am 25. April d. Js. (1894) begab sich Herr M. Grünwald jr. von Wolfratshausen bei München auf die Spielhahnbalze; es war 1/2 4 Uhr früh, als er drei Birkhähne um sich herum balzen hörte. Das Terrain war Heide mit einigen starken Fichten bestockt. Plötzlich hörte er einen ganz eigentümlichen Balzton und da er noch nie einen Auerhahn gehört und erlegt hatte, dachte er sofort an diesen. Er schlich auf Art wie man bei uns den Birkhahn beschleicht, auch diesen Vogel an, sah ihn auf dem Aste einer Fichte stehend balzen, schoß ihn sofort herunter und sprach ihn als einen jungen Auerhahn an. Dies war auch natürlich, denn Körpervolumen und äußerliche Erscheinung werden jeden Laien veranlassen, den seltenen Vogel als schwachen Auerhahn anzusprechen. Erst als er mir zur Einsicht zugesendet wurde, klärte sich der Zweifel auf. Es ist ein Rackelhahn mit ausgesprochenem Auerhahntypus.

Der Schnabel ist Birkhahnschnabel, nur um weniges kräftiger als beim normalen Birkhahn. Das Gefieder des Kopfes und der gut ausgesprochenen Kehlbartfedern hat die Farbe des Auerhahnes, ebenso sind die Rosen auerhahnartig. Das Gefieder des Halses zeigt aber das schöne, metallig schimmernde Stahlblau des Birkhahnes. Rückenfedern und Flügeldecken sind in der Farbe des Auerhahnes. Die Schwungfedern zeigen eine schwachentwickelte, weiße Querbinde und gleichzeitig auch den normalen Spiegel des Auerhahnes im Achselgelenk. Der Oberstoß ist ganz schwarz wie die Scheere des Birkhahnes, jedoch nur halb so lange als die Schwanzfedern des Auerhahnes. Die beiden äußeren Schwanzfedern zeigen eine ganz unbedeutende Neigung zur Krümmung. Der Unterstoß hat sehr viel Weiß mit schwarzen Flammen. Der Fuß ist normal wie der des Auerhahnes.

Leider konnte ich über die Art des Balzgesanges mit jenem des normalen Auerhahnes keinen Vergleich anstellen, da der Erleger einen Auerhahn noch niemals balzen hörte, doch gibt er an, daß es ein unbestimmtes Gekrächze gewesen sei, das mit dem von mir ihm vorgemachten Balztone des Auerhahnes nichts gemein habe.

Interessant ist, daß in der Gegend von Wolfratshausen schon seit vielen Jahren kein Auerhahn mehr erlegt wurde, obgleich sie früher dort Stand hatten. Auf dem über der Isar gegenüberliegenden Ufer gibt es hin und wieder Auerwild. Es scheint demnach, daß die Auerhahnen bei Wolfratshausen rücksichtslos abgeschossen wurden und die noch vorhandenen Auerhennen sich auf die Balzplätze der Spielhahnen gezogen haben, um ihren Geschlechtstrieb auf diese Weise zu befriedigen. Wir hätten also nach Dr. Meyer in dem erlegten Exemplare eine Kreuzung I. Grades — Birkhahn $\times$ Auerhenne, — aber mit vorherrschendem Auerhahntypus. —

Lebensweise. Das Rackelhuhn — Rackelhahn, Rackelhenne, Rackelwild, mittleres Waldhuhn, Birkauerhahn — tetruo medius, t. hybridus — gleicht in seiner bis jetzt bekannten Lebensweise und Äsung mehr der des Birkhuhnes. Der Rackelhahn balzt teils auf Bäumen, teils auf dem Boden im Walde, wie an den Feldern; er ist sehr rauflustig und in Folge seiner Körpergröße auch dem Spielhahn an Kraft überlegen, weshalb er an den Balzplätzen der Spielhahnen diese letzteren meistens vertreibt und deshalb auch als Balzverderber im Verrufe ist. Ob das Rackelwild unter sich schon fortpflanzungsfähig ist, dürfte sehr fraglich sein, denn die Analogie anderer Bastarde spricht dagegen.

Der Hahn zeigt allerdings im Frühjahr an, daß er balzlustig ist; sein Erscheinen auf den Balzplätzen des Auer- und Birkwildes, seine Rauflust, sein Balzgesang weisen darauf hin, daß sich bei ihm, wie bei seinen Verwandten, der Fortpflanzungstrieb regt. Die Rackelhenne ähnelt in ihrer Gesamtfärbung manchmal mehr der Auerhenne, manchmal mehr der Birkhenne und da sie ihrer Größe und Stärke nach gewöhnlich mehr der letzteren ähnelt, dürfte sie meistens mit der Birkhenne verwechselt werden und nicht zur näheren Beachtung gelangen.

Nach alledem bleibt in dieser Richtung der Forschung noch ein, wenn auch sehr schwieriges, doch weites und interessantes Feld offen. Mögen unsere Weidmänner dem Rackelwilde die größte Aufmerksamkeit zuwenden und eher trachten, seine Lebensweise zu beobachten, als dasselbe so rasch als möglich der Seltenheit halber zu erlegen.

---

7. Das Haselhuhn.

Naturgeschichtliches. Unter den Rauchfußhühnern nimmt das Haselhuhn — Bonasia betulina — die zweite Sippe ein; seine Länge beträgt ca. 38 cm, seine Flügelweite ca. 58 cm, ist also etwas größer und stärker als unser Rebhuhn; die Henne ist um weniges geringer als der Hahn.

Das Gefieder des Haselhuhnes ist sehr schön und lebhaft, hat viel Ähnlichkeit mit jenem der Waldschnepfe; der Schnabel ist bis zur gelblichen Wurzel schwarz, scharf und stark gekrümmt; der Kopf etwas länglicht rostfarben und schwarz gefleckt, im Affekt sträubt sich das Kopfgefieder haubenartig.

Der Hahn hat etwas verlängerte Kehlfedern, eine kleine rote Rose über dem Auge und zeichnet sich von der Henne, die überhaupt fahleres Gefieder trägt, durch den auffälligen schwarzen, weiß eingefaßten Kehlfleck aus.

Das Gefieder im allgemeinen ist rostbraun, weiß, grau und schwarz gefleckt, der Schwanz perlgrau und schwarz meliert mit schwarzer Querbinde und weißen Spitzen; Brust und Unterseite sind vorherrschend weiß, grau und schwärzlich getupft. Die aus 24 gekrümmten Schwungfedern bestehenden Flügel sind ockergelb und schwarz gefleckt, die Flügeldeckfedern sind rostbraun, mit einigen schwarzen Flecken. Die Ränder sind vorn geschuppt, Schenkel und Füße haben lange, zottige, graubraune Franzen.

Das Haselhuhn, ein äußerst zierlicher Vogel, ist weniger scheu als Auer- und Birkgeflügel, doch aufmerksam und sichert sich bei Zeiten vor seinen Feinden; wird es überrascht, benimmt es sich etwas ungeschickt und sucht sich teils am Boden, teils auf Bäumen möglichst rasch zu verbergen. Seine Stimme ist eine Art hellklingendes Pfeifen, das man „Spiessen" nennt.

Das Verbreitungsgebiet ist etwa dasselbe wie das des Auerwildes — von den Pyrenäen bis zum Polarkreise — jedoch findet sich Haselwild nicht in allen dazwischen liegenden Ländern. In den bayrischen und österreichischen Alpenländern wird es ziemlich viel angetroffen, mehr noch im Norden Europas und zwar in den an Rußland grenzenden preußischen Provinzen, dann auch in Skandinavien, am meisten aber im nördlichen und nordöstlichen Rußland, wo es in großen Mengen erbeutet wird. Bei uns in Bayern kommt es in den Alpen, deren Vorbergen und auf der bayrischen Hochebene bis nach München herab vor; außerdem trifft man es auch zahlreich im bayrischen Walde und in den Donauwaldungen, im Spessart und auf der rauhen Alb. **Verbreitung.**

Auf den Hochgebirgsjagden namentlich im Lattengebirge zwischen Berchtesgaden und Reichenhall ist mir Haselwild vielfach zu Gesichte gekommen. Sehr oft, wenn wir des Morgens auf Hirsche riegelten, kam es aus dem zum Abriegeln bestimmten Bogen und meist auf gut betretenen Wildwechseln angelaufen. Wenn bei dieser Jagdart wenige Treiber auch nur möglichst geräuschlos und ohne Lärm durch den Bogen gingen, genügte es doch dem Haselwilde, rege zu werden und sich in Sicherheit zu bringen. An einer größeren Blöße oder Waldwiese angelangt, stand es gewöhnlich auf, strich über die Blößen hinweg und fiel jenseits am Rande wieder ein, um rasch laufend in der Dickung zu verschwinden. Auch im Revier Karlstein westlich von Reichenhall beobachtete ich mehrere Ketten Haselwild in den dortigen Buchendickungen. Ich, der ich mit der Doppelbüchse bewegungslos am Hirschwechsel stand, hatte mein Vergnügen an dem munter und rasch daherlaufenden Flugwilde, welches mit erhobenem Kragen, das Kopfgefieder haubenartig gesträubt, sicherte und rasch unter den Büschen durchschlüpfte. In den Revieren des bayrischen Waldes am Lusen und Rachel habe ich ziemlich viel Haselwild beobachtet und auch manches Stück dort ebenso geschossen, wie in den Revieren oberhalb München, isaraufwärts.

Das Haselwild liebt als Standort geschlossene, ruhige Gebirgswaldungen mit gemischten Holzarten, am liebsten hält es sich auf in Waldungen mit Fichtenanflügen, wo auch Haselstauden und sonstiger Unterwuchs mit Beerensträuchern und Heidekraut untermischt ist, überhaupt in Waldungen mit wenig geregeltem Forstbetriebe. Morgens und Abends läuft es gerne am Rande von in den Wald einspringenden Wiesen- und Schlagrändern auf Schneißen und glatten Fußwegen umher. Ohne Not fliegt das Haselwild nicht gerne, wird es aufgescheucht, macht es starkschwirrendes Geräusche.

Alles bei Auer- und Birkwild übliche findet auch hier Anwendung. Volk nennt man die Henne mit den Jungen, zusammengestandenes Haselwild heißt Kette, die Kette liegt beisammen, Bisten nennt man gewöhnlich den Ruf außer der Balzzeit, ebenso die Nachahmung des Rufes; der Balzruf wird Spissen genannt; man „spißt", wenn man den Ruf nachahmt; Wuspel ist die Lockpfeife, mit der man den Lockruf der Henne nachahmt. **Weidmännische Bezeichnungen.**

Herr Professor Valentinitsch in Graz ist in seiner Monographie über das Haselwild der Ansicht, daß „Spissen" eigentlich den Ruf des Hahnes, „bisten" aber jenen der Henne korrekt genommen bedeute. Einen Unterschied der Bezeichnung auf Frühjahr und Herbst bezüglich, will der erfahrene Haselhuhnjäger nicht gelten lassen.

Im Spätherbste sucht sich der Hahn eine Lebensgefährtin, mit der er bis zur Brutzeit wohl vereint, aber keineswegs in strenger Monogamie lebt. Gegen Ausgang des Monats März und im April beginnt das Balzen. Während der Balze geht es auch wohl nicht ohne Kämpfe der Hähne ab. Der Hahn „spißt" durch ein eigentümlich leises, aber doch weithin hörbares, zischendes Pfeifen, das

in einen hohen Triller ausgeht und etwa mit tsī-tsītsī-tsī-tsūi in Worten zu geben wäre. Ein bei uns gebräuchlicher Vers lautet: „Zieh', zieh', bei der Hitz' zur Höh!" Der Hahn schreitet während des Spissens mit gesträubtem Kopf- und Halsgefieder stolz einher. Das Pärchen sucht sich seinen Standort aus, welchen es regelmäßig einhält.

Ist die Henne genügend befruchtet, so zieht sie sich in dichtes Holz zurück, wo sie unter Sträuchern, Stöcken oder Steinen ein aus Heidekraut, dürrem Grase 2c. bereitetes Nest herstellt, und in dasselbe 8—12, ja 15 rostfarbene, dunkelpunktierte Eier legt, welche sie ohne Hilfe des Gatten in ca. 23 Tagen ausbrütet, wobei zu bemerken ist, daß gewöhnlich nicht alle Eier zum Ausschlüpfen kommen.

Die Jungen folgen sofort nach Ausschlüpfen der Henne, welche nachts und bei schlechtem Wetter die Küchlein hudert. Nach ungefähr 14 Tagen bis 3 Wochen gehen die Jungen schon mit der Mutter zu Baume. Nunmehr findet sich auch der Hahn, der bislang einsiedlerisch lebte, ein und bleibt beim Volke. — Im Herbste vereinigen sich, wo der Stand ein reichlicher ist, die Ketten, gehen zur Äsung etwas auseinander, rufen sich aber bistend wieder zusammen.

Äsung. Die Äsung des Haselwildes besteht im Sommer aus Blüten und Knospen verschiedener Waldpflanzen, in Beeren, namentlich Preißelbeeren, Hagebutten, Holzsämereien, Insekten, ausgescharrten Würmern und kleinen Schnecken.

Daß das Haselwild den Angriffen aller jener Feinde, die dem Auer- und Birkwild gefährlich sind, noch mehr als dieses ausgesetzt ist, dürfte als selbstverständlich angenommen werden, besonders sind noch herumstreunende Katzen als gefährlich zu erwähnen.

Hege und Jagd. Die Hege des Haselwildes gipfelt demnach in Vertilgung aller dieser Schädlinge und hauptsächlich in der Schonung der Hennen bei der Jagd, welche ja durch lichteres Gefieder und den Mangel des schwarzen Kehlfleckes allerdings etwas schwierig zu erkennen sind.

Wie schon erwähnt, streicht das Haselwild nicht weit. Wenn man nun mit einem kurzen Vorstehhunde auf Heiden oder Schlägen buschiert, streicht das Wild gewöhnlich paarweise heraus und bäumt sehr bald. Will man mit dem Abschusse der Hennen vorsichtig sein, so beschleicht man die Aufgebäumten und sucht sich den Hahn heraus.

Es ist aber nicht so ganz leicht, das aufgebäumte Wild zu Gesichte zu bringen, denn es sucht die dichtesten Stellen der Bäume auf und drückt sich da gewöhnlich eng ans Geäste. Zu wiederholtenmalen sah ich Haselwild auf dem Baume einstreichen, birschte es an, konnte aber kein Stück zu Gesichte bekommen, bis es endlich beunruhigt abstrich.

Leichter kommt man zu Erfolg, besonders in Hochgebirgsrevieren, wenn man die Lockpfeife anwendet. Diese wird aus einem feinen Knochen des Gänseflügels hergestellt, muß aber gut und richtig gestimmt sein, wenn man, wie bei allen Locken, Erfolg haben will.

Zu dieser Jagd muß man, um einigermaßen Erfolg zu haben, den Standort des Wildes wissen. Man begibt sich morgens oder abends so stille und geräuschlos als möglich dorthin und wartet, ob man nicht einen Hahn rufen (melden) hört. Ist dies nicht der Fall, dann kann der Jäger die Initiative ergreifen und rufen. Hat zwei-, dreimaliger Ruf keinen Erfolg, darf man sicher sein, daß kein Wild in der Nähe ist. Ebenso sicher mag man kehrt machen, wenn ein Hahn den Jäger wahrgenommen hat, niemals wird in solchem Falle der Hahn zustehen.

Am besten wird man in der Balzzeit mit „Bisten", also mit dem Lockrufe der Henne zu Schuß kommen.

Alle Rufe, wenn man sie gut nachahmen will, muß man in der Natur gehört haben, oder wenigstens von einem praktisch erfahrenen Jäger Unterweisung erhalten, beschreiben lassen sie sich noch weniger als das Rehblatten oder der Hirschruf.

Wer aber zur Jagd auf Haselhühner ausgeht, mag einen Lauf seiner Doppelflinte mit etwas gröberem Schrot versehen, denn sowohl beim Bisten, als beim Spissen kommt es vor, daß ab und zu Meister Reinecke, auch der Marder, ja sogar der Bussard 2c. Lust nach dem feinen Wildbret verspüren und angeschlichen oder angeflogen kommen.

Das Wildbret des Haselhuhnes ist wohl das feinste, welches wir kennen, es ist zart und wohlschmeckend und, da der Vogel eine verhältnismäßig respektable Größe hat, auch ergiebig und von Feinschmeckern sehr gesucht.

Es ist eine ganz eigentümliche Erscheinung, daß die Hege und Jagd des Haselwildes so wenig Beachtung im Kreise unserer Weidmänner findet. Das Haselhuhn ist nach dem Auer- und Spielgeflügel das schönste und interessanteste unserer Waldhühner, und lohnt eine aufmerksame Hege in nicht geringerem Maße. Allerdings ist seine Vermehrung eine langsame, da die Bruten von seiten des kleinen Raubzeuges und der Nesträuber sehr viel zu leiden haben. Viel aber wird durch die Jäger selbst geschadet, indem den Hennen zu wenig Schonung gewährt wird. Die eigentliche Jagd auf Haselhühner wird nur selten ausgeübt, gewöhnlich schießt man ohne Rücksicht auf Geschlecht das Haselhuhn, sei's nun Hahn oder Henne, gelegentlich der Revierbegänge oder bei Jagden auf anderes Wild. Würden die Hennen mehr geschont und das kleine Raubzeug — Iltis, Marder, Wiesel, Habicht, Sperber, Krähenvögel — nachhaltiger und eifriger vertilgt, würde sich der Stand gewiß mehr heben und dann die eigentliche Jagd auf Haselhühner besser lohnen. Aber gerade in Revieren, wo Haselwild steht, wird der Jagd auf Hochwild mehr Beachtung geschenkt; infolgedessen kommt das kleine Raubzeug zu sehr auf und dezimiert dieses herrliche Wildgeflügel, so daß eine Vermehrung des Standes kaum fühlbar wird. Im Laufe dieses Herbstes stand ich auf einem Hirschwechsel im dichten Bergforste. Da hörte ich Haselwild melden, gleich darauf abstieben und den Hahn gewaltig schelten; unmittelbar darauf kam ein kapitaler Edelmarder auf 10 Schritte von mir über den Wechsel, welcher eifrig auf das Haselwild Jagd zu machen schien. Hätte ich nicht befürchten müssen, mir den Hirsch zu vergrämen, ich hätte wohl dem frechen Räuber die Kugel zugesendet.

Die Erkennungszeichen von Hahn und Henne sind allerdings etwas schwierig; unsere meisten „Schützen" kennen kaum das Wild, geschweige denn den Geschlechtsunterschied, es wäre aber zu wünschen, daß, um den Stand wieder in die Höhe zu bringen, auf Jahre hinaus die Hennen absolut geschont würden. Wer Interesse an dem schönen und schmackhaften Wildgeflügel hat, dem sei die Monographie: „Das Haselwild" von Professor Valentinitsch aufs wärmste empfohlen.

---

8. Der Fasan.

Ich gelange nunmehr zu einer Flugwildgattung, welche das größte Interesse unserer Weidmänner in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Die Kulturverhältnisse der meisten Staaten Mitteleuropas sind derart entwickelt, daß manche edle Wildgattung kaum mehr auf mäßigstem Stande erhalten werden kann. Auf dem platten Lande ist das Edelwild ausgerottet; in vielen Länderstrichen werden Rehe kaum mehr geduldet, es bleibt also nichts mehr übrig als Hasen, Rebhühner und einiges kleine Flugwild. Durch die Beschränkung auf diese wenigen Wildgattungen verliert die Jagd an Reiz und wirft auch weniger Erträgnisse ab. Um nun anderseits einiges Äquivalent für die immer höher hinaufgeschraubten Pachtgelder zu haben, um der Jagd mehr Reiz und Abwechslung zu geben, muß der Jäger trachten, solche Wildgattungen einzubürgern, welche diesen Übelständen abhelfen können, welche aber auch von der Land- und Forstwirtschaft geduldet werden und ihr keinen Schaden bringen, wenn sie in höherem Stande gehegt werden.

Ein derartiges Wild besitzen wir im Fasan. Man hat schon vielfach Versuche angestellt, ausländisches Flugwild bei uns einzubürgern, von dessen Fortkommen bei unseren Verhältnissen und in unserem Klima man bisher keine oder nur beschränkte Erfahrung hatte. Beim Fasan verhält sich die Sache anders. Wir wissen, daß er sich herrlich an unser Klima gewöhnt hat und bei einigermaßen günstigen Verhältnissen unter richtiger Pflege auch gute Erfolge verspricht. Bei rationellem Jagdbetriebe kann die Fasanjagd sehr lohnend werden und bietet dem Weidmanne großes Vergnügen.

Allerdings hat die Fasanenhege in der Neuzeit bei uns größere Ausbreitung gefunden, jedoch noch nicht in jenem Maße, wie es sehr leicht der Fall sein könnte, und deshalb empfehle ich dieses Kapitel einer ganz besonderen Beachtung des freundlichen Lesers.

Naturgeschichtliches. Der **Edelfasan**, auch Kupferfasan, böhmischer Fasan — phasianus cholchicus — gehört der 4. Familie der Scharrvögel (Rasores) an, bildet die 5. Sippe und zählt zur hohen Jagd.

Beim Hahn sind Kopf und Hals dunkelblau mit grünem Metallschimmer, der Körper ist rotbraun, Rücken- und Schulterfedern in Mitte schwarz gefleckt, haben weiße, pfeilförmige Einfassungszeichen; die Bürzelfedern sind kupferrot, der Schwanz (Spiel) besteht aus 18 spitz zulaufenden, stufenweise sich verkürzenden, gelbbraunen Federn mit vielen schwarzen Querbinden; die Flügeldeckfedern sind braun mit kupferroten Seitenstreifen, schwarz und gelblich gefleckt und gebändert; die mit einem kurzen Sporn versehenen Füße sind graublau. Der starke, bräunlichgelbe, gekrümmte Oberschnabel übergreift den Unterschnabel; um das Auge trägt der Hahn einen roten Fleck, die Rose, welcher sich bis zu den Ohrenöffnungen hinzieht und während der Balzzeit bedeutend anschwillt. Am obersten Rande der Rosen erheben sich zwei hornartige Federbüschel, welche in der Balzzeit ebenfalls stärker hervortreten.

Die Länge des Leibes eines normalen Hahnes ist von der Schnabelspitze bis zum Steiß 40—45 cm, seine Flugweite ca. 75 cm, die Länge des Stoßes (Spiel) ca. 40 cm, das Gewicht des Hahnes variiert je nach Stärke und Standort zwischen 1,25 und 1,75 Kilo.

Die Henne ist bedeutend geringer an Körper, mißt von der Schnabelspitze bis zum Steiß ca. 30 cm, mit Stoß 60—63 cm, Flugweite ungefähr 70 cm; der Schnabel der Henne ist dunkler als der des Hahnes, die Rosen fehlen bis auf wenige rötliche Punkte; das Gefieder ist matter, unscheinbarer, einfärbiger, schmutzig graubraun mit schwarzen Tupfen auf Rücken und Flügeln, die Füße sind lichter, gewöhnlich ohne Sporn.

Nicht selten neigen alte, sterile Hennen zur Hahnenfedrigkeit hin, Alter oder Verletzungen des Eierstockes sind die gewöhnlichsten Ursachen davon.

Bei beiden Geschlechtern ist viel Neigung zum Albinismus vorhanden; man duldet aber die Schecken nicht gerne unter den Stammfasanen, weil sie gewöhnlich Schwächlinge sind und einerseits den Unbilden des Winters nicht genügend trotzen können, anderseits dem Raubzeuge gerne als leicht sichtbare Beute dienen.

Ganz weiße Fasanen sind höchst selten, dagegen mögen Ringfasanen — phasianus torquatus — Isabellfasanen — ph. subalbidus — und andere als Varietäten gelten.

Unter andern Arten, die man sonst häufiger trifft, erwähne ich zunächst den Königsfasan — ph. revesii — den Silberfasan — ph. nycthemerus und den Goldfasan — ph. pictus.

Verbreitung. Das ursprüngliche Heimatland des Fasanes ist Asien, die Länder um das schwarze und kaspische Meer. Die Argonauten sollen diesen schmucken Vogel bei ihrer Fahrt zur Auffindung des goldenen Vließes am Flusse Phasis in Kolchis, dem jetzigen Mingrelien, in großer Anzahl angetroffen und nach Griechenland mitgebracht haben. Von Griechenland kam er durch die Römer nach Italien und von hier aus im Mittelalter nach dem übrigen Europa. Wir treffen ihn in Europa überall, nur nicht im hohen Norden. Böhmen ist das Land, wo er in frühester Zeit besonders gehegt wurde, was nunmehr überall mehr oder weniger der Fall ist, deshalb wird er auch „böhmischer Fasan“ genannt.

Der Fasan ist Standvogel, er verläßt bei hinreichender Äsung, genügender Ruhe und Schutz vor seinen Feinden den Standort nicht gerne auf längere Zeit. Niederungen wählt er lieber zum Aufenthalt wie das Hügelland, liebt aber Auwaldungen, Möser, Feldgehölze, welche mit Wiesen und Äckern abwechseln, sehr gerne, gute Quellen, laufende Wasser und Bäche sind ihm zuträglich, doch kann ich der früher verbreiteten Anschauung, daß fließendes Wasser im Revier zur unabweislichen Notwendigkeit für einen Fasanenstand gehöre, nicht beipflichten, vielfache gegenteilige Erfahrungen haben uns anders belehrt. In reinen Nadelholzbeständen kann der Fasan wohl vorkommen, zieht aber gemischte Waldungen jedenfalls vor.

Weidmännische Bezeichnungen. Das Männchen heißt — **Hahn**, das Weibchen — **Henne**, — die Henne mit den Jungen — **Gesperre**; der Schwanz wird — **Spiel** genannt; die Flügel — **Schilder**; die beiden Federbüschel über den Ohren heißen — **Hörner**; der Fasan — **läuft**; hinterläßt — **Fährte**; der Hahn — **balzt**; er — **meldet** beim abendlichen Aufbäumen; er **schreckt**, wenn er durch Raubzeug 2c. beunruhigt wird; das Nest heißt — **Gelege**; die Jungen — **fallen aus**; die Fasanen

— mausern, verfärben, sind verfärbt; Fasanenstand ist die Gesamtheit der in einem Revier befindlichen Fasanen; Fasanenschütt oder Schüttung (auch Anposchplatz, Kirrung) nennt man im freien Reviere befindliche Futterhütten oder Futterschirme, sowie auch das zur Fütterung verwendete Getreide.

Fasanenkammer ist eine Räumlichkeit, welche zur Aufbewahrung lebender Fasanen dient. Die übrigen beim Auerwilde gebräuchlichen Ausdrücke finden fast alle auch beim Fasan Anwendung.

Die Veranlagung der Sinne des Fasanes ist wie bei allen Hühnerarten eine mittelmäßige. Gesicht und Gehör sind gut ausgebildet, was aber die intellektuelle Begabung betrifft, steht der Fasan unsern Waldhühnern nach, wenn auch die sprichwörtliche Dummheit dieses schönen Vogels weit übertrieben wird. Der Fasan läuft vorzüglich, erkennt die Gefahr, weicht ihr rasch aus, ist auch im Fliegen gut bewandert, wenn gleich er von seinen Schwingen nur im Falle der Not Gebrauch macht und beim Aufstehen etwas unbehilflich ist. Wer schon auf dahinstreichende Fasanen geschossen hat, weiß recht gut, mit welcher ausgiebigen Geschwindigkeit ohne merkliche Anstrengung der Vogel dahinschießt, sich zwischen Baumgruppen hindurchzuwinden und zu decken versteht. Auch kann im Notfalle der Fasan recht gut schwimmen und die Legende von der Dummheit des Fasanes bei Wasserläufen oder Hochwasser ist, wie gar vieles andere, eine Übertreibung. Sinne.

Sobald im Frühling das Tauwetter den Boden freigemacht hat, gehen die bislang an den Schütten stehenden Vögel auseinander und suchen sich natürliche, abwechslungsreichere Äsung; die Hähne werden mit Ihresgleichen unduldsamer, wohl in der Vorahnung der bald beginnenden Balzfreuden. Der Fasan lebt in Polygamie; beide Geschlechter werden im ersten Jahre schon fortpflanzungsfähig; der Hahn sucht so viel Hennen als möglich sich willfährig zu machen und beginnt deshalb mit etwaigen Nebenbuhlern Händel und Kämpfe, die gewöhnlich nur mit Verlust etlicher Federn endigen. Balze.

Ende März beginnt nun die eigentliche Balze, welche 6—8 Wochen währt. Der Balzgesang des Hahnes ist ein rauher, kreischender Laut, etwa wie „Kack-Kack", den er aufflatternd ausstößt (Balzsprung).

Mit Anfang des Frühlings ziehen sich auch die Hennen nach jenen Plätzen, wo sie ungestört ihrem Brütegeschäft obliegen können und ihnen die geeignete Äsung geboten ist. Der Hahn kann 10—15 Hennen im Laufe der Balzzeit befruchten, doch soll man den Stand so zu regulieren suchen, daß 6—8 Hennen auf einen Hahn treffen. Kommt nun auf den Balzgesang eine brünstige Henne zum Hahne, so wird das Benehmen desselben höchst possierlich; den Hals vorstreckend, umgeht er die Henne, welche ihn durch Ausweichen kokett zu reizen sucht; wird sie aber nicht willfährig, dann wird der Herr ungalant und gebraucht Gewalt, indem er nach der Henne hackt und ihr nicht selten Federbüschel ausrupft — nach geschehener Begattung erfolgt wieder ein Balzsprung und das „Kack-Kack", bemerkt Wittmann, verkündet der Welt, was geschah!

Die Henne bewahrt ihrem Gemahl die Treue ebensowenig als wie umgekehrt, sie gewährt, wenn möglich, mehreren Hähnen ihre Gunst, denn bald kommt für sie die Sorge für die Familie. Da nun nicht alle Hennen gleichzeitig brünstig werden, zieht sich die Balze so lange hinaus und der Hahn genießt die Freuden der Liebe bis zur Erschöpfung.

In der zweiten Aprilhälfte beginnen gewöhnlich die zuerst befruchteten Hennen zu legen, nachdem sie ihr wenig gut vorbereitetes Nest durch ein Grübchen im Boden und wenige Grashalme sehr oberflächlich hergestellt haben. Die Gelege befinden sich meist in grasreichen Schlägen, an Waldesblößen mit hohem Grase, weniger in schattigen Dickungen, und sind so plaziert, daß die Sonne auf kurze Zeit täglich Zutritt hat. Später legende Hennen bereiten ihre Brutstätte in vorgeschrittenen Roggen-, Weizen-, Gerstenfeldern oder im Raps, welche Fruchtarten bis dahin genügende Deckung bieten. Auch Kleefelder und gute Wiesen werden als Brutplätze gewählt, sind aber wegen der Gefahr des Ausmähens weniger günstig. Fortpflanzung.

Die Henne legt täglich oder in kurzen Zwischenräumen, so daß 8—12 Stück olivengrüne Eier ein Gelege bilden. Bekannt ist, daß manche Hennen zu faul sind, ein eigenes Nest zu bereiten, vielmehr ihrer Eier in die Nester anderer Hennen oder gar in Rebhühnernester legen, daher kommt es, daß

man Gelege von 25—30 Eier finden kann. Aus solchen Gelegen wird in der Regel nicht viel, die Hennen stören sich gegenseitig im Brüten und schließlich wird das Nest verlassen oder kühlen doch viele Eier aus.

Besser ergeht es den Fasan-Eiern, die in Rebhühnernester gelegt werden; die Rebhühner brüten sie sorgfältig aus, und führen ihre Pflegekinder mit der gleichen Sorgfalt, wie die eigenen Jungen.

Oberförster Paul Wittmann hat in seiner bei Künast in Wien 1891 erschienenen Monographie — „der Edelfasan" —, auf die ich mehrfach zurückkommen werde, eine Eigentümlichkeit der Fasanenhenne erwähnt, nämlich daß dieselbe in ihr Gelege, wenn es nur aus einigen Eiern bestehe, einige Kieselsteine, oft bis zur Größe eines Taubeneies, hineinschleppe, wahrscheinlich um die Eier besser zu verteilen. Manche Hennen decken beim Verlassen des Nestes die Eier mit Blättern und Gras zu. Junge oder sehr alte Hennen legen 8—10, Hennen im mittleren Alter 10—15 und mehr Eier — zu große Gelege sind nicht von Vorteil. Die Henne ist nicht im stande, eine so große Anzahl Junge zu führen und sie, die gegen Nässe und Kälte sehr empfindlich sind, genügend zu schützen oder zu wärmen.

Wird die Henne im Brüten nicht gestört, sitzt sie mit großer Ausdauer. Im Anfange aber kommt eine vom Neste verjagte Fasanhenne selten mehr zurück — weshalb ich an dieser Stelle schon empfehle, während der Brütezeit auf größte Ruhe im Revier hinzuwirken. Gegen Ende der Brütezeit ist die Henne nicht mehr so empfindlich, kehrt zum Neste zurück und sitzt so fest, daß man sie sogar berühren kann. Man sagt, daß in Auen, welche der Inundation ausgesetzt sind, brütende Hennen durch Hochwasser überrascht, nicht vom Neste gehen und eher ertrinken, als das Gelege verlassen — ich will aber dieses nur anführen, ohne die Stichhaltigkeit zu verbürgen, denn überzeugt habe ich mich selbst noch nicht. Hennen, deren Gelege frühzeitig zerstört werden, suchen den Hahn wieder auf und machen ein zweites, aber minder zahlreiches Gelege.

Die Jungen fallen in 24—26 Tagen aus; die Henne bleibt im Neste bis die Jungen gehörig getrocknet sind und dann geht das ganze Gesperre der Äsung nach. Gewöhnlich fallen immer mehr Hahnen als Hennen aus, worauf beim Abschusse zur Regulierung des Bestandes Rücksicht zu nehmen ist. Nach 4—5 Wochen fangen die Jungen zu flattern an und kann man schon die Geschlechter an der Farbe des Gefieders unterscheiden. Ende August ist alles flügge und bis Oktober ausgewachsen.

Äsung. Die Äsung des Fasans besteht aus animalischen und vegetabilischen Bestandteilen; der Fasan ist mit den Insekten nicht sehr wählerisch, nimmt mit wenigen Ausnahmen alle Raupen und Käfer, wodurch er sogar der Landwirtschaft sehr nützlich werden kann. Die jungen Fasanen nähren sich fast ausschließlich in der ersten Zeit mit Ameisenpuppen, Fliegen, Heuschrecken und die Natur hat es so eingerichtet, daß die Henne schon ihren Stand- und Brutort darnach einrichtet. Besonders die kleinen schwarzen Wiesenameisen lieben sie sehr. Außerdem nimmt der Fasan kleine Schnecken mit und ohne Schale, kleine Frösche, junge Mäuse, ja sogar auch Aas an. Oberförster Wittmann will beobachtet haben, daß Fasanen in der Gefangenschaft ihre verendeten Gefährten so radikal aufgezehrt haben, daß nur mehr das Skelett übrig blieb.

Außer dieser animalischen Kost besteht die vegetabilische aus Gräsern, Kräutern, Knollen und Wurzeln, ferner aus Samen aller Baum-, Strauch- und Getreidearten, Beeren jeglicher Art z. B. Wachholder, Sanddorn, ja sogar Judenkirschen. Im Sommer fehlt es daher den Fasanen nie an abwechslungsreicher Äsung, dagegen ist der Winter für den Fasanenstand sehr gefährlich. In dieser Zeit müssen die Schütten sehr fleißig unterhalten werden und wem daran liegt, daß seine Fasanen sich nicht verstreichen, der muß täglich, wenn auch nicht in zu großen Rationen, aber regelmäßig aufschütten, was am besten mit Tagesanbruch zu geschehen hat. Ich komme bei der Hege nochmals auf dieses Thema zurück.

Krankheiten. So vielerlei Krankheiten die Fasanen in den Kammern oder bei der sogenannten zahmen Fasanenzucht ausgesetzt sind, so wenig hat der freilebende Vogel von diesen zu leiden. Wie große Städte mit starker Menschenansammlung die Herde epidemischer Krankheiten bei den Menschen werden können und diese Seuchen sich dort ungemein rasch ausbreiten, so verhält es sich in Fasanerien mit starkem Besatze. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß auch in freilebenden Fasanenbeständen Krankheiten entstehen können, und deshalb will ich die hauptsächlichsten aufzählen.

Da ist vor allem die Darrsucht zu erwähnen; sie tritt meist bei halbgewachsenen Vögeln, weniger bei ausgewachsenen auf. Gewöhnlich zeigt sich die Krankheit in der Schwäche des befallenen Fasan, indem er gehindert ist, mit den andern des Gesperres fortzustreichen; das Tier ist abgemagert bei reichlicherer Äsungsaufnahme; Veränderungen der innern Teile sind nur an der etwas vergrößerten Gallenblase wahrzunehmen und der brandig gefärbten Bauchhaut. Man glaubt, wie bei Stubenvögeln die aufgeschwollene Steißdrüse irrtümlich als Ursache betrachten zu sollen. Die Ursachen der Krankheit sind noch nicht erforscht; Oberförster Wittmann glaubt sie in zu reichlicher Aufnahme von Insektennahrung erkennen zu sollen.

Im weiteren tritt der Pips häufig auf. Diese Krankheit zeigt sich an der hornartig verhärteten Zungenspitze, welche dem Vogel die Äsungsaufnahme erschwert. Abschneiden dieser harten Haut und Einreibung mit Butter ꝛc. gewährt momentane Erleichterung, obgleich die Erscheinung nur Folge innerer Erkrankung sein dürfte. An Durchfall leiden sowohl junge als alte Fasanen besonders im gefangenen Zustande. Diese Krankheit kann epidemisch werden und ganze Bestände ruinieren. Meist ist Verkältung und ungeeignete Äsung Schuld daran. Man muß die erkrankten Vögel absondern, in gut durchwärmte Räume bringen, die Äsung verändern und mehr Roggen- oder Buchweizenkörner, sowie getrocknete Beeren und Mehlwürmer vorlegen. Die Krankheit tritt auch beim Hausgeflügel auf und kann von da auf den Fasanenstand übergetragen werden. Schließlich ist noch Tuberkulose und Schnupfen zu erwähnen. Reinlichkeit in den Kammern, frisches, reines Trinkwasser, Isolierung der befallenen Tiere sind die besten Vorbeugungsmittel.

Von Schmarotzern haben die Fasanen viel zu leiden. Da sind nun die Läuse zu erwähnen, von welchen namentlich kränkelnde Fasanen am meisten geplagt werden.

Auch die Krätzmilbe (sarcoptes mutans) tritt auf; zunächst äußert sich diese Krankheit an Kopf und Füßen und soll durch Spaltpilze entstehen. An den befallenen Stellen bilden sich Schuppen, die Federn fallen aus, der Schnabel kann nicht mehr geschlossen werden und das Tier erblindet fast ganz. Alle von dieser Krankheit befallene Vögel sind sofort zu töten und gänzlich zu vernichten, damit keine Übertragung stattfinden kann. Im Beginn kann wohl, wie Wittmann glaubt, einiges mit der Helmrich'schen Salbe (1 Teil Schwefelblumen, 1 Teil kohlensaures Kali und 4 Teile Schweinefett) erreicht werden, indem damit die Parasiten und ihre Brut getötet werden.

Ein sehr gefährliches Parasit ist, außer den Eingeweidwürmern, ein kleiner bluttrinkender Wurm, (syngamus trachealis), welcher sich an der Luftröhre junger Fasanen ansetzt. Cronau erwähnt diesen in seinem Werke „Die Fasanen“. Um der Ausbreitung vorzubeugen, müssen erkrankte Stücke isoliert oder getötet werden und sind nach Verenden sorgfältigst zu vernichten.

Wohl treten noch einige andere Krankheiten und Parasiten auf, welche zu erwähnen ich für dieses Werk als zu weitläufig erachte, da sie meist in zahmen Fasanenbeständen vorkommen. Ich beschränke mich hier überhaupt meist nur auf die wilde Fasanenzucht, d. h. die Fasanenzucht in freier Wildbahn. Wer eine Fasanerie im größeren Maßstabe anlegen will, wird gut thun, größere Spezialwerke, wie C. Cronau, Göbde, P. Wittmann ꝛc. zu Rate zu ziehen.

Ich komme nun zur Aufzählung der Feinde des Fasans. Was die Verfolgung, Dezimierung und Vernichtung derselben betrifft, verweise ich aber auf die denselben speziell eingeräumten Kapitel. Feinde.

Beim Fasan kann man wohl auch, wie beim Hasen sagen, die Zahl der Feinde ist unendlich — Alles, Alles will ihn fressen! Der erste und Hauptfeind des Fasanenstandes, welcher allerdings nicht in einem eigenen Kapitel dieses Buches behandelt wird, aber überall vorkommt, ist der Mensch — der Wilddieb!

Es wird nötig sein, einige Arten der Nachstellungen, die von dieser Seite dem Fasanenstande drohen, hier zu erwähnen. Bekanntlich bäumen die Fasanen des Abends und melden bei dieser Gelegenheit. Ein geriebener Fasanenwilderer wird sich in der Nähe der Standorte des Abends zu schaffen machen, um die Orte, wo Fasanen bäumen, im Voraus schon zu wissen. Ist nun das Revier sauber, d. h. glaubt der Wilderer den Fasanenheger im Wirtshause oder in den Federn, wird er sich besonders in mondhellen Nächten an Ort und Stelle begeben und die Fasanen durch schwache Ladungen von den

Bäumen herabzuschießen trachten; aber auch bei regnerischer und stürmischer Witterung erscheint der Raubschütze, weil er erstens den Jäger nicht im Revier wähnt und zweitens die an und für sich leichten Ladungen keine auf weitere Entfernungen vernehmbare Detonation hervorrufen.

Einziges Mittel gegen solche Übergriffe ist fleißiges, plötzliches Auftauchen des Schutzpersonals am Abende und zu verschiedenen Zeiten der Nacht, daß sich die Kerle nie sicher glauben, und überhaupt strenge Pflichterfüllung.

Man empfiehlt auch verschiedene andere Mittel, wie Aufstellung von Papierfasanen, an denen man dann die etwa nicht gehörten Raubschüsse entdecken und dagegen Vorkehrungen treffen kann. Eine industrielle Firma hat sogar Holzfasanen mit Mechanik erfunden, in denen das Einschlagen der Schrote eine Rakete zum Aufsteigen veranlaßt — ich halte aber solche Kunststücke für zu kompliziert und nicht radikal wirksam, möchte vielmehr fleißiger Kontrolle von Seite des Personales immer den Vorzug gegeben haben.

Gefährlicher ist das Eiersammeln, das oft von alten Weibern unter der Maske vielerlei G'schaftelhuberei im Walde, ausgeübt wird. Ferner das Schlingenstellen auf den Wechseln; auch Vorlegen von Äsung, die mit berauschenden Substanzen zersetzt ist, liefert manchen Fasan in die Hände des Diebes.

Nach dieser Schilderung der zweibeinigen Räuber gehe ich zu den vierfüßigen Dieben über. Da ist vor allen andern der Fuchs zu nennen. Am Tage wird es ihm schwer fallen, den Fasan zu überlisten. Dagegen ist er dem auf dem Boden übernachtenden Fasane sehr gefährlich. Am meisten aber schädigt der Fuchs den Fasanenstand während der Brütezeit, indem er die brütende Henne mit Leichtigkeit greift und auch die Eier verzehrt. Daß die jungen Fasanen, solange sie nicht flügge sind, seinen Nachstellungen trotz aller Künste der Henne vielfach zum Opfer fallen, ist selbstverständlich.

Ein weiterer Feind der brütenden Fasanen ist der Dachs. Wir wissen von ihm, daß er großer Eierfreund ist, wir wissen, daß er junge Hasen, Rehkitze erbeutet und verzehrt, warum sollte er einer festbrütenden Fasanenhenne oder deren Küchlein, wenn er sie erwischen kann, nicht auch gefährlich werden?

Wilde und wildernde Katzen sind noch gefährlicher; es bedarf keiner besonderen Schilderung ihres Gebahrens.

Nächst diesen sind der Marder — Edel- wie Steinmarder —, der Iltis und beide Wieselarten in erster Linie zu erwähnen. Ihre große Liebe zur Eierspeise spricht genügend für ihre Gefährlichkeit, und auch die alten Fasanen sind von ihnen sehr gefährdet; alle diese Räuber holen den viel stärkeren Auerhahn vom Baume herunter, warum sollte der Angriff auf den schwächeren Fasan nicht auch gelingen?

Der harmlose Igel, ein großer Eierliebhaber, kann in der Fasanerie auch nicht geduldet werden.

Hamster und Ratten stellen den Eiern und kleinen Küchlein auch nach und schließlich haben wir die Beweise erst in neuerer Zeit mit Sicherheit erhalten, daß die Wühlmäuse den Fasanengelegen sehr gefährlich werden können.

Von den befiederten Feinden dürfte als der gefährlichste eines Fasanenstandes der Hühnerhabicht — astur palumbarius — genannt sein. Dieser unersättliche Räuber schlägt den Fasan überall, wo er seiner ansichtig wird. Die Hennen sind von ihm am meisten gefährdet; die Schüttplätze müssen daher sehr vorsichtig gewählt werden, denn er entblödet sich nicht, von dort weg die Fasanen zu rauben. Auch sind die weidenden Gesperre seinen Angriffen im Freien sehr ausgesetzt.

Unter sämtlichen Falkenarten ist der Wanderfalke (falco peregrinus) auch gefährlich, wenn auch die kleineren dieser Gattung dem Fasanenstande weniger anhaben können, sind sie doch in der Nähe des Standes nicht zu dulden.

Nächst den Falken sind die nestraubenden Weihen, dann die Bussarde gefährlich, wie nicht minder der Uhu und verschiedene Eulenarten. Schließlich komme ich noch zu den Rabenvögeln, die als stets emsige Eiersucher und Eiervertilger ebenfalls auf die Proskriptionsliste gesetzt werden müssen.

Wo man also Fasanen hegen will, dürfen Fallen, Eisen, Habichtsfänge ꝛc. niemals fehlen — an der Fasanerie ist kein Raubzeug, mag es heißen wie es will, zu dulden und da sich dies Gelichter

in den Fasanerieen und in den Beständen, wo Fasanen gehegt werden, am liebsten einfindet, kommt auch die hier präzisierte Vertilgung dem ganzen Reviere und den übrigen Wildarten zu Gute.

Dem aufmerksamen Leser der vorangeführten Abschnitte dürfte kaum entgangen sein, was zur Hege des Fasanenstandes erforderlich ist. Ich will aber die Hege nochmals mit kurzen Worten zusammenfassen: Hege.

1) geeignete Situation und Waldverhältnisse des Revieres;

2) gründlich vorbereitende und fortgesetzte Säuberung des Reviers von Raubwild jeglicher Art;

3) Sorge für entsprechende Äsung, sowohl natürlicher, als künstlicher Art;

4) größte Ruhe während der Brüte- und Aufzuchtzeit;

5) rationell betriebener Abschuß mit entsprechender Bestandesregulierung und zeitweiser Blutauffrischung.

Die Fasanenzucht mag in zweierlei Arten bestehen:

1) in wilder Fasanenzucht, d. h. Fasanenzucht in freier Wildbahn;

2) in zahmer oder künstlicher Fasanenzucht in geschlossenen Fasanengarten mit Aufzug.

Ich habe schon erwähnt, daß ich in diesen Spalten mich auf Schilderung der Fasanenzucht in freier Wildbahn beschränken werde und die zahme Fasanenzucht, Anlage von größeren Fasanerien nur streifen werde, jedoch auf umfassende Werke über letzteres Thema hingewiesen habe.

Wer nun beabsichtigt, in seinem Reviere einen Fasanenstand zu gründen, möge folgende Winke sich zur Richtschnur nehmen.

Wenn auch die wilde Fasanenzucht nicht besonders großen Aufwand an Geld und Vorkehrungsmitteln erfordert, so soll die erstmalige Anlage doch so gestaltet werden, daß der Versuch Sicherheit genug für das Gelingen bietet. Man solle also bei der erstmaligen Besetzung nicht zu knauserig zu Werke gehen, denn spätere Nachschaffungen werden nie jenen Erfolg haben, wie kräftiges, genügendes Vorgehen beim ersten Angriffe.

Zunächst soll man die Einsetzung von Fasanen nur in Revieren vornehmen, welche, zum Teil in eigenem Besitze, genug räumliche Ausdehnung haben oder wenn es Pachtreviere sind, daß eine längere Reihe von Jahren hinaus ungeschmälerter Besitz in Aussicht steht. Das Waldrevier soll so beschaffen und bestockt sein, daß größere Dickungen mit Unterwuchs und überständigen Bäumen zum Aufbäumen für Fasanen vorhanden, mit Schlägen, Ödungen, Mösern und Waldwiesen abwechseln.

Wenn fließendes Wasser vorhanden, ist es gut, doch dürfte dies gerade keine absolute Notwendigkeit sein. Man kann sich auch mit einem oder mehreren Pumpbrunnen, besonders in der Nähe der Schütteplätze genügend helfen.

Sind große Feldflächen ohne Baum- und eingesprengten Strauchgruppen im Reviere, dürfte die Anlage von Remisen an mehreren gut verteilten Plätzen zu empfehlen sein. Die Remise ist nicht bloß ein Schutz für den Fasanenstand, sie ist auch für jegliches Wild, welches das Revier beherbergt, ein großer Vorteil, und außerdem ist die Remise der Sammelpunkt des Raubzeuges, an welchem man dasselbe mit Sicherheit auffinden und vernichten kann, während sonst dessen Aufenthalt und Wechsel sehr schwer zu ermitteln sind.

In Schilderung der Niederjagd werde ich bei verschiedenen Wildgattungen auf Remisen zu sprechen kommen; da sie nun der Hege des Fasanenstandes sehr zu Nutzen kommen, will ich deren Anlage gleich hier einer Betrachtung unterziehen.

Die Remise hat den Zweck, den Fasanen, welche auf Feldflächen stehen, besonders in jener Zeit, in der die Fluren abgeräumt sind, als Schutz- und Sammelplatz zu dienen; Schutz sowohl gegen Witterungseinflüsse, als auch gegen Raubzeug, besonders sind die Gesperre junger Fasanen den Raubvögeln sehr ausgesetzt. Sind nun einige größere oder kleinere Remisen in systematischer Form, so gut als die Verhältnisse dies gestatten, über die kahle Feldflur verteilt, werden die Fasanen nicht nur in deren Nähe ihre Weide, sondern auch bei nahender Gefahr jeglicher Art nach der Remise ihre Zuflucht nehmen. Remisen.

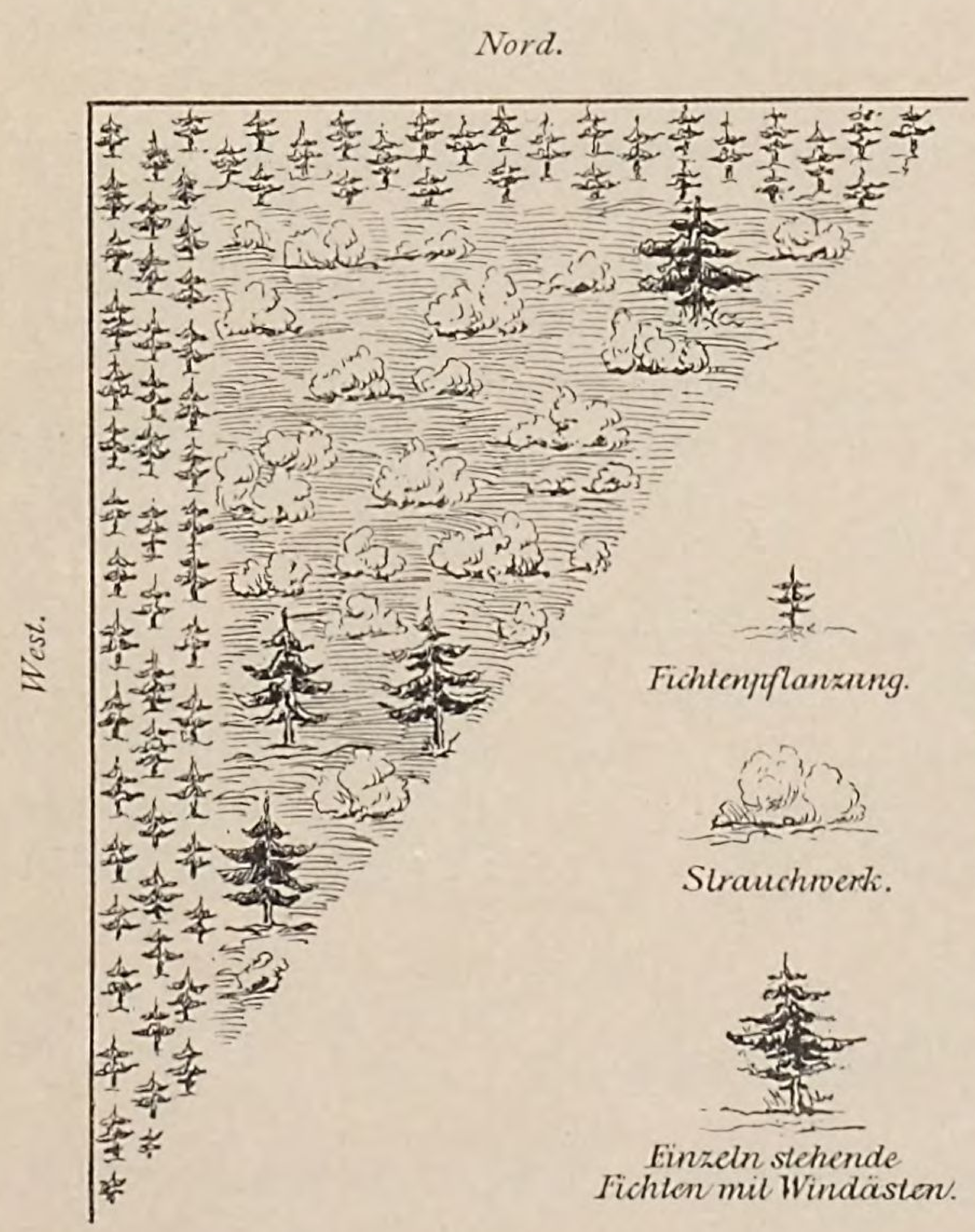
Wenn der Jagdeigner eigene Grundstücke auf der Feldflur besitzt, thut er sich natürlich leichter; ist dies nicht der Fall, muß er trachten, unbebaute Flächen, Kiesgrubenränder, Raine u. dergl. sich nutzbar zu machen oder kleine Feldzwickel zu pachten oder anzukaufen, um darauf Schutzvorrichtungen anzulegen.

Bei Anlage der Remisen ist darauf zu sehen, daß sie nicht zu nahe an die Jagdgrenze zu liegen kommen, weil dieser Umstand beutegierigen Nachbarn nur von Vorteil wäre. Auch ist darauf zu sehen, wenn Bodenwellen da sind, daß die Remise möglichst sonnseitige Lage erhält und sich in derselben keine Wasser ansammeln.

Gegen behaartes Raubwild schützt die Remise allerdings das Nutzwild nicht; auch Raubvögel werden an der Remise lauern, aber gerade das Zusammenziehen des Raubzeuges an der Remise ist ihr Vorteil; denn wenn auch manches Stück hier geschlagen wird, so gibt die Remise den herrlichsten Fangplatz für das Raubzeug, dem man sonst auf offener Flur nicht beikommen kann. Ebenso wie von der Grenze soll die Remise auch von begangenen Wegen entfernt sein. Im Winter leistet die Remise die besten Dienste als Futterplatz für solche Wildgattungen, welche hier Schutz und Nahrung suchen. An der Remise türmt sich bald der Schnee auf, hinter dieser Wand kann man den Boden freikehren und füttern.

Auf der Remise soll der Habichtskorb nicht fehlen; wenn sie groß und dicht genug ist, dürfen zwei oder drei Pfahleisen im Umkreise von ca. 50 Schritt auch nicht fehlen. Eine Stelle zur Vergiftung der Krähen ca. 100—150 Schritte entfernt, auf der man Blut, Gescheide 2c., das mit Arsenik gewürzt ist, niederlegt, mag zur Verminderung der lästigen Krähen beitragen, und für den Fuchs kann der Köder eines vergifteten Vogels aufgelegt werden.

Die Anlage von Remisen kann in verschiedener Form bethätigt werden. Selbstverständlich thut man nur, was man kann, nicht was man will; ist es aber möglich, dann gebe man der Remise die Form eines Dreieckes. Die breiteste Seite soll nach Westen gekehrt sein, damit der nötige Windschutz geschaffen ist und soll aus dicht gesetzten Fichtenpflanzen bestehen. In der Mitte sollen auf kleinen Blößen stärkere Fichten freistehen, damit sie tiefe Äste treiben, unter welchen man Körnung auflegt. Die Front nach Norden ist, wie jene nach Westen mit Fichtenpflanzen enge herzustellen, damit diese so bald als möglich eine Schutzwand bilden können. Die Südfront und das Innere wird mit Gesträuch bepflanzt. Ein etwa 1 Meter breiter Kranz von Weißdorn gibt der Remise jedenfalls mehr Schutz gegen hereinlaufende Kinder und Hunde. Flieder, Hollunder, Haselnuß soll nicht angepflanzt werden, weil sie zu viel Anziehungskraft bieten für Vorübergehende. So lange die Pflanzen niedrig sind, muß der Viehhüter und Schäfer durch Aussicht auf Trinkgeld abgehalten werden, daß die Remise nicht durch die Hut leidet; andern Falles dürfte ein Drastikum helfen.



Die geeignetste Größe wäre wohl ein Hektar; man muß aber nehmen, was möglich ist. Hat man es in der Gewalt, mehrere Remisen anzulegen, mögen sie nicht über 800—900 Meter von einander entfernt sein.

Als empfehlenswerte Sträucher sind solche zu betrachten, die rasch wachsen und bald Schutz gewähren. Da empfiehlt sich zunächst die Besenpfrieme (spartium scoparium), Eichen und Weiß-

buchen wachsen allerdings langsamer, aber sie haben den Vorteil, daß sie den Winter über den größten Teil ihres Laubes behalten und dadurch mehr Schutz gewähren. Bis die Sträucher zu schützendem Schlusse gelangen, kann man sich mit Anpflanzung resp. Untermischung von Topinambur helfen. Die Topinambur treibt starke Blätter und Stengel und gibt sofort Schutz, indem viele Stengel gebrochen werden und dadurch Deckung liefern. Die Knollen der Tobinambur nehmen Fasanen und auch Rehe gerne an, und die Stengel, welche über Winter saftig bleiben, bieten Rehen und Hasen gute Äsung. Am besten steckt man Topinambur in Reihen, die einzelnen Knollen mit 30 cm Abstand, die Reihen mit 50—60 cm Zwischenraum. Bald wird sich unter dem Schutze aller dieser Pflanzen Gras, Unkraut und Gestrüpp ansetzen, das von jeder Wildgattung als Schutz geliebt wird und nach Umständen auch Brüteplätze bietet.

Zum leichteren Verständnis habe ich die Form einer Remise in einer kleinen Zeichnung beigefügt.

Der Kostenpunkt ist kein übermäßiger; die Anlage einer Remise von ca. 25 Dezimalen kommt inklusiv Grunderwerbung auf 150—180 Mark zu stehen. Abgesehen davon, daß das Jagdvergnügen durch solche Anlagen bedeutend gehoben wird, kommt man auch bald auf seine Kosten, denn durch sie steigt der Abschuß-Ertrag ganz bedeutend, nicht sowohl an Fasanen allein, sondern auch an Rebhühnern und Hasen, die Nutzung aus dem dort erbeuteten Raubwilde gar nicht gerechnet.

Außer den Remisen ist als vorbereitende Maßregel darauf zu sehen, daß den Fasanen entsprechende Brütplätze zur Verfügung stehen. Die Henne wählt als Brutort Waldblößen und Raine, die gute Deckung durch Sträucher und Gräser gewähren und auch der Sonne Zutritt gestatten. Man gebe sich also Mühe, in der Nähe jenes Ortes, wo man das Aussetzen und Anposchen vornehmen will, auf solchen Blößen Gras, Unkraut und Unterwuchs stehen zu lassen.

Zum ersten Versuche beziehe man als geringste Anzahl 10 bis 12 gesunde Hennen und 2 bis 3 Hahnen, entweder von den bekannten Wildhandlungen oder besser aus Fasanerieen, die reelle Lieferung in Aussicht stellen. Der Bezug mag im zeitigen Frühjahre statthaben, soll aber so bewerkstelligt werden, daß man mit dem Aussetzen 8—14 Tage vor der Balzzeit fertig sein kann. Einsetzen.

Bevor man die Fasanen aussetzt, ist der Anposch-, Kirrungs- oder Schütteplatz in Ordnung zu bringen.

Diesen Platz wähle man nicht im Freien, auch nicht auf Waldblößen oder im lichten Stangenholze, sondern suche einen Platz, womöglich in Mitte des Revieres, der gemischten Holzbestand aufweist und in unmittelbarer Nähe neben Unterwuchs, auch einige überstehende Bäume hat. Im Unterwuchs können sich die Fasanen schützen, auf den größeren Bäumen nächtigen.

Zum Schutze der auf Kirrung stehenden Fasanen gegen Raubvögel und zum Schutze des aufgeschütteten Futters gegen Regen ist nun eine kleine Hütte oder ein Schutzdach zu errichten.

Man schlägt in länglichem Vierecke 6 Säulen in den Boden, von welchen die vorderen etwas niedriger sind. Auf diesen Säulen wird entweder von Schwartlingen, besser aber von Schilf, Reisig oder Stroh ein Schutzdach aufgelegt, das an den vorderen, niedrigeren Säulen etwa 30 cm abwärts vorsteht, um die Fasanen gut zu decken. Der hintere Teil dieser etwa 4—5 m langen und etwa 3 m breiten Futterhütte wird mit Brettern oder anderem Materiale verkleidet und eine Thür zum Eingang angebracht. Der Boden der Hütte wird am besten mit Lehm ausgeschlagen. Rings um die Hütte sticht man ca. 1 m breit den Rasen ab und macht von da aus schmale Steige nach verschiedenen Seiten des Waldes hin, welche als sogenannte „Laufschütt" dienen, um den zerstreuten Fasanen die Auffindung der Anposchhütte für den Anfang dadurch zu erleichtern, daß man auf diesen Steigen etwas Körnung aufstreut.

In Entfernung von 20—25 Schritten von der Hütte bringe man einen gut deckenden Schirm aus Reisig oder Schilf an, in welchem sich der Jäger beim Aussetzen und spätern Füttern verstecken und die Anzahl der Fasanen, welche zur Schütte treten, kontrollieren kann.

Als Jahreszeit zum Aussetzen wähle man Mitte oder Ende März je nach Witterungsverhältnissen, 8—10 Tage vor der Balze. Als günstigste Tageszeit dürfte der späte Abend nach Sonnenuntergang zum Aussetzen gewählt werden. Den zum Aussetzen bestimmten Fasanen reiche man den Abend vor

dem Aussetzen und den Tag über keine Äsung und bringe sie in Transportkörben oder Kasten, die sich leicht und geräuschlos öffnen lassen, zur Anposchhütte.

In der Hütte muß vorgesehen sein

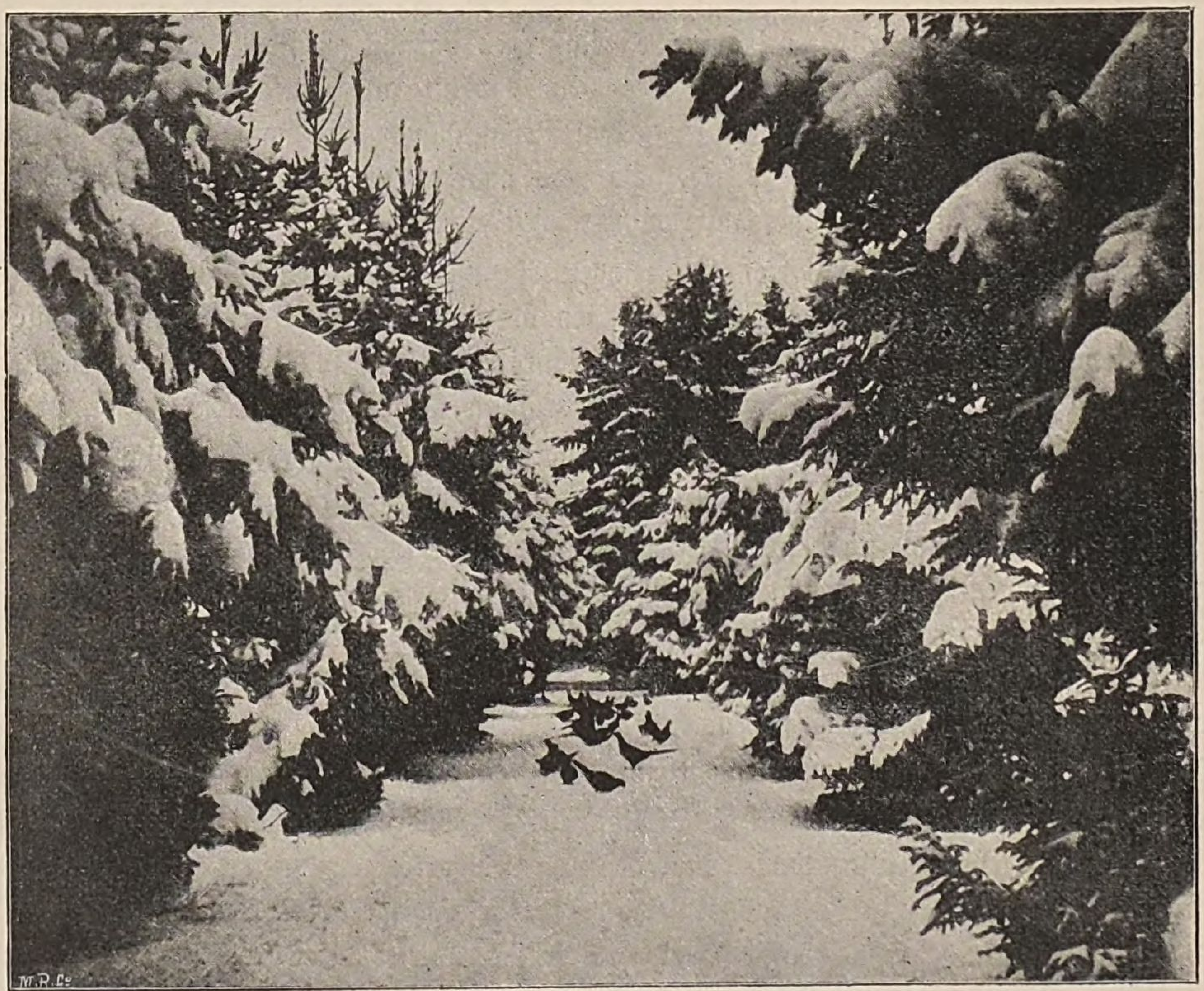
1) genügende Körnung als: Mais, Weizen, Hafer, Gerste, sogenannte Abschöpfgerste genügt;

2) ein Haufen Spreu mit Häckerling, dem man einige Hände voll Futter beimengt;

3) ein oder zwei Gefäße mit frischem Wasser;

4) mögen ein paar Hafergarben angebracht werden, und wenn zunächst der Hütte nicht Fichtenunterwuchs ist, sind einige Fichtenreiser oder Bäumchen einzustecken, um den Fasanen Deckung zu gewähren.

Ist das alles vorbereitet, zieht sich der Jäger in den Schirm zurück und öffnet mit einer vorbereiteten Schnur recht vorsichtig die Behälter, worauf die Fasanen auslaufen und sofort aufbäumen werden. Wenn sie dann bei Tagesanbruch abstieben, finden sie die Körnung, Wasser, Spreuhaufen, Schutz an der Hütte und bleiben in der Nähe. Von nun an ist täglich zu füttern, bis die Fasanen gut angewöhnt sind und die Natur allmählich selbst Äsung bietet.



Da nun die Balze kurze Zeit nach dem Aussetzen eintreten wird, werden nach deren Erfolg die Hennen die in der Nähe befindlichen Brutplätze beziehen.

Das sogenannte Verstreichen oder Auswandern der Fasanen, über welches so viel geklagt wird, ist meist Folge, daß der Heger im Herbste zur rechten Zeit nicht mit dem Aufschütten begonnen hat oder zu frühe im Frühjahr damit aufhört.

Herbst und Frühling sind die gefährlichsten Zeiten für das Verstreichen, das im Herbste deshalb erfolgt, weil die natürliche Äsung am Standplatz aufgezehrt, im Frühjahr aber solche noch nicht vorhanden ist, die Hennen auch geeignete Brutplätze suchen.

Der Winter ist natürlich wegen des Verstreichens auch, aber nur dann gefährlich, wenn den Fasanen am Winterstandplatz nicht geeignete und täglich ausreichende Kirrung vorgelegt wird.

Der Fasan braucht nicht übermäßig, aber täglich frisch gefüttert zu werden; man fange also im Herbste nicht zu spät an und höre im Frühjahre nicht zu frühe mit füttern auf — die Futterkosten zahlt der Fasan reichlich heim.

Manche Jäger empfehlen, den auszusetzenden Fasanen die Flügel zu netzen oder gar mit Lehm zu bestreichen, um sie dadurch abzuhalten, im ersten Momente gleich recht weit vom Kirrungsplatze abzustreichen. Wenn aber das Auslaufenlassen vorsichtig mit größter Ruhe in der Abenddämmerung vorgenommen wird, dann ist diese Gefahr nicht vorhanden. Durch solche Maßregeln beraubt man übrigens den Fasan des vollen Gebrauches seiner Flügel, er kann nur mit großer Mühe zu Baume steigen und ist dann dem Raubzeuge gegenüber in doppelter Beziehung gefährdet.

Bezüglich der vorzustreuenden Cerealien und deren Quantum möchte ich noch bemerken, daß man bezüglich der Qualität des Futters nicht so sehr ängstlich zu sein braucht, wenn das Futter in genügender Quantität für die etwa zur Schütt tretende Anzahl von Fasanen bemessen wird. Ich habe bei den Vorbereitungen schon angedeutet, daß man einen Haufen Spreu mit Häckerling aufrichten soll, unter welchen einiges Futter gemengt wird, ebenso daß Garben von ungedroschenem Haber vorgelegt werden. Diese beiden Maßnahmen haben den Vorteil, daß die Fasanen am Schütteplatz sich länger zu schaffen machen, daß die zuerst hinzugetretenen Stücke das Aufgeschüttete nicht sofort gänzlich aufzehren und daß dadurch später hinzutretenden Fasanen immer noch Äsung übrig bleibt. Man kann auch, wenn zu regelmäßiger Zeit gefüttert wird, die Fasanen daran gewöhnen, daß sie auf ein gewisses Signal merken, z. B. Rufen, Pfeifen oder Blasen mit dem Jagdrufe, wodurch dann die Gesamtzahl der in der Nähe der Schütt stehenden Fasanen sogleich herangelockt wird.

Da sich gerne Raubvögel in der Nähe der Schütteplätze einfinden, wenn sie solche einmal ausgekundschaftet haben, ist die Anbringung von Pfahleisen in der Nähe zu empfehlen. Ferner möchte darauf hingewiesen werden, daß die Krähen das Körnerfutter der Fasanen sehr gerne aufnehmen und in Folge dessen an den Schütten sich nicht ungerne einfinden. Um dieses Gelichter abzuhalten, ist es nicht unpraktisch, an der Schütt eine Stange aufzustecken, an welche man eine tote Krähe hängt. Die Fasanen kümmern sich darum nicht und die Krähen meiden dieses memento mori!

Woraus die Körnung bestehen soll, habe ich schon erwähnt, es handelt sich also nur noch um das beiläufige Quantum, was verabreicht werden sollte. Oberförster Wittmann gibt an, daß während der Monate November bis inklusive Ende März pro 100 Stück Fasanen täglich 7 Liter Weizen, 8 Liter Gerste oder Mais genügen würden. Während der Monate September, Oktober, sowie April würde die Hälfte des vorzulegenden Quantums genügen.

Eine gute Vorsichtsmaßregel für den Anfang dürfte auch sein, in einiger Entfernung vom ersten Kirrungsplatze einen zweiten solchen Platz anzulegen und dann das vorzulegende Quantum von Körnung je nach dem Zutritt der Fasanen zu verteilen. Wird der Fasanenstand allmählich ein größerer und verbreiten sich die Fasanen im Reviere, wird natürlich die Anlage weiterer Schütteplätze, je nach Verhältnis, zur Notwendigkeit werden.

Das wäre nun der erste und hauptsächlichste Teil der Einsetzung eines Fasanenstandes. Ein kleiner Nachschub frisch bezogener Fasanen im zweiten Jahre wird die Verbreitung bedeutend fördern. Zur rascheren Verbreitung und neben diesen Maßregeln mag auch der Aufzug junger Fasanen betrieben werden.

Es kann ja vorkommen, daß die eine oder andere Henne entweder das Gelege verläßt oder durch Raubzeug 2c. zu Grunde geht. Hat man diesen Umstand rechtzeitig entdeckt und die Eier geborgen, so kann man sie von Truthühnern oder besser von Haushennen ausbrüten lassen. Auch kann man brutfähige Eier aus einer Fasanerie zu diesem Zwecke erwerben. Aufzug.

Die ausgeschlüpften jungen Fasanen sind aber mit besonderer Vorsicht zu behandeln, denn in der ersten Zeit sind sie sehr empfindlich, sowohl gegen Witterungseinflüsse, als auch gegen ungeeignete Äsung. Vor allem ist zu beachten, daß die frisch ausgeschlüpften Jungen von der brütenden Henne nicht erdrückt werden. Man kann dadurch vorbeugen, daß man sie in einem mit Federn gefüllten Korb unterbringt bis sie genügend getrocknet sind.

Ferner dürfen für die erste Zeit junge Fasanen bei kaltem oder feuchtem Wetter nie ins Freie gelassen werden und auch bei schönem Wetter sehe man darauf, daß das Gras und Gelände vollständig vom kühlen Morgentau aufgetrocknet sei, ehe man die Brut ins Freie läßt.

Als Äsung für frisch ausgefallene Junge möge die ersten 2—3 Tage das Weiß vom hartgesottenen Ei mit Petersilie oder Schafgarben klein verwiegt gereicht werden; auch etwas Zwieback oder gedörrte Semmeln, in warmer, frischer Milch eingeweicht, kann dem Eierfutter beigelegt werden. Zu trinken sollen die Küchlein nichts bekommen. Später kann dick in Milch gekochte Hirse und zeitweise Holzameiseneier gereicht werden. Manche Jäger füttern auch sogenannten „Fanzel" — es ist dies gut gesottene Mischung von Kuhmilch und Eiern, welche von Molke gesäubert ist, und der auch gehackte Schafgarbe beigemischt wird. Wenn die Jungen soweit gekräftigt sind, daß sie schwerere Nahrung vertragen, geht man zum Trockenfutter, bestehend aus Weizengräupchen, Hirsekörnern und gequelltem Leinsamen über, und schließlich reiche man ihnen das Futter, wie den alten Fasanen.

Herr Oberförster Wittmann empfiehlt eine Maßregel, die ich nicht versäumen will, anzuführen, da sie sehr viel praktischen Wert hat. Er rät, die zu Hause ausgebrüteten jungen Fasanen solchen Gesperren, welche man in der Freiheit beobachtet hat, allmählich beizugesellen. Weiß man den Standort eines Gesperres, nimmt man die Jungen in einem Korbe mit ins Revier, sucht das Gesperre auf, und hat man es entdeckt und gesehen, daß es ungefähr die gleiche Stärke der mitgebrachten Jungen — 3 bis 4 Tage alt — hat, so kann man einen Teil derselben ungescheut aussetzen. Die jungen Waisen werden nach dem Aussetzen aus vollem Halse zu schreien anfangen und dadurch die führende Fasanhenne herbeilocken, welche sich dann der Fremdlinge annehmen wird. Man darf aber nicht zu viele Adoptivkinder einem Gesperre zuteilen, höchstens 3—4 Stück und die übrigen anderswo unterzubringen suchen. Kann oder will man zu einer derartigen Aussetzung nicht greifen, ist es nötig, die jungen Fasanen länger im Hause zu halten und wenn sie stark genug sind und etwa die Größe eines Rebhuhnes erreicht haben, dann treibt man sie mit der Henne ins Revier, am besten zu den Schütteplätzen und hier werden die Jungen ihre Stiefmutter bald verlassen und sich ihresgleichen zugesellen.

Wer nun opulenter zu Werke gehen will, hiezu die Mittel und auch die Gelegenheit besitzt, namentlich ein im eigenen Besitze befindliches und geeignetes Revier, der möge sich eine entsprechende Fasanerie anlegen und diese solange unterhalten, bis der Stand in freier Wildbahn so angewachsen ist, daß er den Anforderungen des Revierinhabers entspricht.

Ich führe hier einen auf praktische Erfahrungen begründeten Aufsatz des Herrn Grafen Lothar von Hegnenberg-Dux an, welchen ich im „Deutschen Jäger", Jahrgang 1887, Nr. 7 veröffentlichte, und entnehme demselben das für die Allgemeinheit Wissenswerteste. Graf Hegnenberg schreibt:

Über Anlage kleiner Fasanerieen.

„Nachdem ich durch einen zweijährigen Versuch nachgewiesen habe, daß die Erziehung und Erhaltung eines mäßigen Fasanenstandes auch dann möglich ist, wenn die äußeren Verhältnisse nicht gerade die günstigsten sind, übergebe ich die gemachten Erfahrungen der Öffentlichkeit. Es bestimmt mich hiezu der Umstand, daß der Nutzen, den eine kleine Fasanerie der ganzen Niederjagd der Gegend durch die notwendige und bedeutend erleichterte Raubzeugvertilgung bringt, ein so außerordentlich großer ist, daß er der Beachtung sämtlicher Jagdfreunde im höchsten Grade würdig sein dürfte.

Die Bedingungen, unter welchen die Anlage einer kleinen Fasanerie für einen Aufzug von minimal 200, maximal 300 Stück zu empfehlen ist, sind folgende: Da der Fasan im Walde, bezw. im geschützten Gestrüpp lebt und das Feld oder die Wiese nur zum Zwecke der Ernährung betritt, ist das Vorhandensein einer Waldparzelle, in welcher Dickicht mit hohem Holze wechselt, als Standplatz des Hauptbestandes unbedingt nötig. Seine Größe möge 30 Hektar betragen. Angelehnt an diese Örtlichkeit muß sich der Aufzugsplatz befinden. Seine Größe darf 2 Hektar nicht untersteigen, und muß derselbe Dickicht und so viel beastete Bäume enthalten, daß die Fasanen aufbäumen können. Die Hälfte des Aufzugsplatzes muß Wiese und Acker sein, damit die Tiere ihren Weidetrieb befriedigen können.

Der Platz muß dicht und solide umzäunt sein, erstens des Raubzeugfanges halber, welcher hauptsächlich mittels der am Boden befindlichen Kastenfallen bewerkstelligt wird, und zweitens um absolute

Ruhe und Sicherheit zu gewähren. In nächster Nähe des Aufzugsplatzes soll sich eine Wiese oder Ödung von minimal 2 Hektar befinden, auf welcher die 6—8 Wochen alten Fasanen weiden können. Die Heuerwerbung wird nicht beeinträchtigt, jedoch hinterlassen die Fasanen Spuren ihrer Anwesenheit durch Lagerplätze und Gänge, was, wenn die Wiese nicht Eigenbesitz ist, Entschädigungsforderungen provozieren dürfte. Ein weiteres Bedürfnis ist Vorhandensein von schwarzen, kleinen Wiesen-Ameisen, die Larven bilden die Hauptnahrung der jungen Fasanen bis zum Spätsommer; ohne dieses Hilfsmittel ist ein Aufzug unmöglich. Zur Beruhigung diene, daß diese Ameisenart überall reichlich vorhanden ist, wenn ihre Anwesenheit auch nicht auffällt; sie stecken im Boden und machen keine oder nur wenige Hügel. Ein fleißiger, geübter Arbeiter vermag bei günstiger Witterung für 300 Stück Bedarf im Tage herbeizuschaffen.

Die technische Einrichtung findet sich in den Spezialwerken — Göbde hat sie eingehend geschildert.

Absolut nötig ist der Aufzugschuppen mit Brutkammer, Pumpbrunnen, wenn fließendes Wasser nicht da ist, und eine Winterkammer.

An Fangapparaten sind unbedingt nötig: Kastenfallen am Zaun, 6—8 kleine Tellereisen, die bei frisch geschlagenen Fasanen gelegt werden, 4—5 Stück deutsche Schwanenhälse mittlerer Stärke, ebenfalls bei frisch geschlagenen Fasanen als Abzugseisen zu verwenden, 2—3 Stück Habichtsnetze — mit Tauben zu stellen — und endlich Decknetze, mit denen an den Schüttungen die Fasanen eingefangen werden. Die umliegende Flur, dann Blößen und Schläge im Walde sind reichlich mit Pfahleisen zu versehen.

Ein weiteres Erfordernis ist ein verlässiger, pflichtgetreuer Jäger oder Wärter.

Bald nach Fertigstellung des Zaunes wird man Katzen, Iltisse, Wiesel ausnehmen. Sind die Fasanen aber einige Wochen alt und beginnen unter Führung der Truthenne zu weiden, so beginnt ein wahrer Sturm des Raubzeuges auf diese seltenen Gäste. Oft klappt eine Falle, während man die nächste ausnimmt — Habichte, Sperber schlagen bis unter den Schuppen und die Marder steigen mit großer Dreistigkeit über die Zäune. Unglaublich ist die Menge verschiedensten Raubzeuges, das ein scheinbar gut gesäubertes Revier dennoch birgt.

In der Umgebung von einer Stunde soll man von November bis April konsequent mit Strychnin, das in kleinen Kugeln gereicht wird, vergiften — kein Brocken ist verloren.

Sobald die Fasanen anfangen zu streichen und zu bäumen, sind außerhalb des Aufzugsplatzes 3—4 Schüttungen (in schon beschriebener Weise) herzustellen. Zwei Liter Weizen pro Tag und Schüttung genügen bis zum Eintritt des Frostes. Sobald der Hahn ausgefiedert ist, mag der Abschuß beginnen. Man sei hierbei unbarmherzig — mehr Hahnen als 1 zu 10 dürfen nicht übrig bleiben.

Im Winter fange ich ein, was ich bekommen kann, füttere nicht zu reichlich und lasse die Gesellschaft im Frühjahr wieder aus. Das Einfangen geht auf den Schütten mit Decknetzen sehr leicht.

Im zweiten Jahre des Bestehens der Fasanerie macht sich der Nutzen für den Hasen- und Rebhühnerstand schon fühlbar, denn die Verluste durch Raubwild nehmen ab.

Die Kosten der Anlage und Unterhaltung belaufen sich ungefähr auf folgende Höhe, wenn das Grundstück Eigentum des Jagdbesitzers ist:

Herstellung des Zaunes für 3 Hektar	1 200 M.
„ „ Brunnens	150 „
Erbauung der nötigen Gebäude aus Fachwerk, des Schuppens mit heizbarer Brutkammer	250 „
Anschaffung von Requisiten	100 „
Erbauung von Winterkammern aus Fachwerk	280 „
Anschaffung von Fallen und Netzen	180 „
Ankauf von 300 Stück Eiern	270 „
Ankauf von 10 Truthühnern	70 „
Summe	2 500 M.
Rechnet man hiezu den sich immer ergebenden Verlust der ersten 2 Jahre mit	500 „
so darf in Summa ein Anlagekapital von rund	3 000 M.

als notwendig erachtet werden.

Vom dritten Jahre ab darf, eine sachgemäße, kluge Verwaltung vorausgesetzt, angenommen werden, daß der Erlös aus verkauftem Wilde die Aufzugskosten deckt. Auch die allgemeine Jagdrechnung gewinnt um ein Erhebliches."

Jagd. Die Jagd auf den Fasan wird in der Regel gelegentlich anderer Jagdarten ausgeübt, kann aber, da wo der Bestand ein reichlicherer ist, als ganz selbständige und ausschließliche Fasanenjagd betrieben werden und zwar durch buschieren mit dem Vorstehhund, oder durch Treiben.

Der Fasan wird erlegt in den späteren Stadien der Hühnersuche, er wird erlegt bei den allgemeinen Treibjagden im Walde, auf Ödungen und in Mösern. Allerdings ist die Hauptzeit der Hühnerjagd für den Abschuß der Fasanen etwas verfrüht, da vor Mitte September der Fasan nicht genügend ausgewachsen ist und jeder Jäger wird, wenn es sich nicht um besondere Fälle für den Hausbedarf handelt, sein Wild nicht eher zum Abschusse bringen, als bis es so herangewachsen ist, daß dessen Verwertung möglichst hohen Ertrag in Aussicht stellt. In den meisten Staaten haben an sich schon die jagdgesetzlichen Bestimmungen eine gewisse Schranke für zu frühen Abschuß gesteckt; in Bayern z. B. beginnt die Schußzeit der Fasanen mit dem 1. September, der Jäger wird aber selbst zu beurteilen wissen, ob das Wild um diese Zeit so herangewachsen ist, daß es den vollen Ertrag bietet, denn nicht alle Gesperre fallen zur gleichen Zeit aus und sind auch folglich nicht gleich stark herangewachsen. Man wird also immer gut thun, wenn man vor Oktober einen Abschuß nicht gestattet.

Ein Hauptpunkt bei der Fasanenjagd in freier Wildbahn ist: zunächst die Hennen zu schonen. Nimmt der Stand an Hennen mehr zu als nach den Etatsberechnungen zuläßig wäre, so ist recht leicht der Überschuß durch das Personal oder verläßige Jagdgäste abzuräumen und das Verhältnis, was man über Winter halten will, zu regulieren. Es ist auch die rasche Vermehrung der Fasanen der Grund, warum in den Jagdgesetzen der Fasanhenne eigentlich keine gesetzliche, absolute Schonzeit gewährt ist, wie es etwa bei Auer- und Birkwild der Fall ist.

Wer jedoch einen Fasanenstand einrichtet und ihn auf eine gewisse Höhe bringen will, der wird für die ersten Jahre die Hennen gänzlich schonen und sich mit den Nachbarn so viel als möglich ins Einvernehmen setzen, daß dies auch in den angrenzenden Revieren geschehen soll.

Im weiteren sei, bevor ich auf die eigentlichen Jagdarten eingehe, bemerkt, daß der Fasan ein feister und ziemlich starker Vogel ist, der immerhin ein gutes Schrot vertragen kann; doch solle man auch nicht zu grobe Schrote schießen, weil sie nicht nötig sind und nur das Wildbret und die Verwertung schädigen. Schrote Nr. 4 oder 5 der neuen Einteilung dürften hinlänglich genügen. Bei Treibjagden auf alles Wild kann man natürlich für den Fasan allein einen eigenen Lauf der Doppelflinte mit geringerem Schrote nicht reservieren, man muß aber in solchen Fällen vermeiden, wenn möglich auf zu nahe Distanzen Feuer zu geben.

Ebenso verhält sich's mit dem Weitschießen und gerade mit grobem Schrot; da dies nicht mehr so gut deckt, kann mancher Fasan angekratzt zu Grunde gehen, und bei einem so wertvollen Wilde ist es um so mehr Pflicht eines jeden Jagdgastes, seine Schießlust so weit zu zügeln, daß er dem Jagdherrn nicht Schaden zufügt.

Will man rein auf Fasanen jagen, wird das richtige Korn Nr. 4 oder 5 nach der Skala sein, welche der allg. deutsche Jagdschutzverein bei den meisten Schrotfabriken einzuführen angestrebt und größtenteils durchgesetzt hat. Etwas stärker mag das Schrot wohl sein, geringer aber dürfte es sich auch niemals empfehlen, selbst bei gut schießenden Gewehren.

Als eigentliche Fasanjagd ist anzusehen: 1) die Suche mit dem Vorstehhunde, 2) das Standtreiben und 3) das Beschleichen nach dem Aufbäumen.

Gewiß ist die Suche mit dem Vorstehhunde die weitaus amüsanteste Jagdart, die einem wirklichen Jäger weit höheren Genuß bietet, als das Antreiben. Schon die Arbeit und Führung des Vorstehhundes gewährt großen Reiz und wenn dies auch anstrengender ist, als die andern Arten von Jagdausübung, so darf ein braver Weidmann dies nicht in Rechnung bringen. Die Felder sind zum größten Teile schon abgeräumt, man wird also den Fasan im hohen Riedgras, in Maisfeldern, wo solche bestehen, in jungen Schlägen oder Hecken, d. h. überall da wo er Deckung findet, aufzusuchen haben. Als

Hilfsarbeiter ist ein möglichst kurz und verlässig suchender Hund zu empfehlen; weit revierende Hunde oder Stürmer, die auf den führenden Jäger nicht mehr merken, wenn sie Wind bekommen, taugen zu dieser Jagd fast ebenso wenig, wie zum buschieren auf Schnepfen.

Der kürzer suchende deutsche Vorstehhund wird hier in erster Linie am Platze sein. Zu bemerken ist, daß der Fasan vor dem Hunde stark und länger läuft, als vielleicht alles andere Federwild, der Hund muß deshalb stets in der Hand des Jägers bleiben und langsam, vorsichtig nachziehen, sonst ist's mit dem Fasanenschießen nichts. Weit stöbernde und hitzig nachziehende Hunde, hinter welchen der Jäger nicht rasch genug folgen kann, sind zu dieser Jagdart nicht brauchbar.

Hat der Hund den Fasan festgemacht und steht er endlich auf, ist der Schuß nicht schwer, der Jäger aber bewahre so viel Ruhe, daß er den Hahn gehörig hinausstreichen lasse, ehe er Feuer gibt, um nicht ein schmählich zerschossenes und unbrauchbares Wildbret aufzuheben.

Was nun die zweite Jagdart — das Standtreiben — betrifft, wird es am besten im Spätherbste oder Winter, wenn sich die Fasanen gänzlich in den Wald gezogen haben, stattfinden. Man hat dabei wie auf Treibjagden zu verfahren, nur braucht man nicht, wenn die Treiberwehr dicht genug ist, die Rückfront zu besetzen. Der abzutreibende Bogen ist von drei Seiten zu umstellen. Am besten soll er auf der Stirnseite und an deren beiden Ecken, falls er rechtwinklig ist, besetzt werden. Die Fasanen laufen gern vor den Treibern her, bis sie zu den Ständen der Schützen kommen und hier, namentlich an den Ecken stehen sie dann gewöhnlich auf.

In einem Reviere mit Fasanenbesatz muß die Treiberwehr dicht aufgestellt sein, darf sich ohne Lärm nur sehr langsam und in regelrechter Front vorwärts bewegen, hin und wieder mit den Stöcken an Bäume oder auf Gesträuche klopfend. Das unter die Treiberlinie verteilte Personal muß strenge Ordnung aufrecht erhalten, von Zeit zu Zeit die Linie stoppen, wieder einrichten und erst auf das erneute Signal vorwärts leiten.

Die Fasanen haben die Gewohnheit, langsam im Bogen vorzugehen bis an die Schützenkette und kommt nun die Treiberkette zu rasch herangerückt, so wird der ganze Plunder auf einmal aufstieben und sonach nur wenige Hahnen erbeutet werden können. Hält jedoch die Treiberkette von Zeit zu Zeit still und macht keinen Lärm, so wird mancher Fasan, der sich gedrückt hat, überrascht, stiebt einzeln auf und dadurch kommen dann mehrere zu Schuß.

Es empfiehlt sich überhaupt, daß die Treiberkette nur auf 50—60 Schritte an die Schützenlinie heranrückt, dort stehen bleibt und nur wenig Lärm macht, die Fasanen, welche sich vorne zusammengerodelt haben, werden dann einzeln nach und nach aufstehen und das Resultat wird befriedigend sein. Will man einzelne Schützen bevorzugen, wird man gut thun, sie an die Ecken des Treibens auf der Kopfseite zu postieren, dorthin laufen die meisten Fasanen und was nicht an der Kopfseite aufsteht, wird seitwärts an der Ecke zu flüchten suchen.

Von Seite des Schützen ist, wenn der Jagdherr nicht ausdrücklich das Schießen von Hennen gestattet, nur der Hahn aufs Korn zu nehmen, was ja durch die Färbung des Gefieders, das längere Spiel und den Lärm beim Aufstehen kenntlich ist. Doch hat man, wenn der Vogel zwischen Sonne und Schützen durchstreicht, wohl etwas acht zu haben, denn vor der Sonne sieht oft auch die Henne sehr dunkel aus, besonders wenn sie schon von weiter her gestrichen im vollen Zuge ist und nicht wie beim Aufstehen leichter erkannt werden kann. Im vollen Zuge ist der Schuß auf den Fasan nicht leicht, der Zug fördert gewaltig und mancher Schuß geht hinten vorüber. Sache des Schützen ist es, sich die nötige Berechnungsgabe anzueignen, über die man keine feste Regeln geben kann.

Für den Jagdleiter möchte der Wink erwähnt sein, seine Standtreiben so einzurichten, daß die Hauptfront der Schützen dahin zu stehen kommt, wohin der Fasan am liebsten streicht, denn sonst gewärtigt man, daß der Fasan aufsteht, dreht und rückwärts über die Treiberkette oder seitwärts über die weniger gut besetzten Flanken des Triebes hinwegstreicht.

Da bei jeder Treibjagd Wild angeschossen wird, ergeht es auch den Fasanen nicht anders und das Jagdpersonal ist verpflichtet, ernstliche, genaue Nachsuche zu halten. Am besten wird sie durchgeführt werden können am Morgen nach der Jagd. Hiezu sind kurze, verlässige Hunde und einige

verläßige Treiber zu verwenden. Viele Fasanen drücken sich im kranken Zustande unter Sträucher und Kräuter und würden ohne sichern Hund verloren gehen. Dabei setze ich voraus, daß das Raubzeug, besonders der Fuchs, gehörig dezimiert ist, weil er sonst gewiß mit der Nachsuche in der Nacht glücklicher sein könnte, als das am Morgen eintreffende Personal.

Die dritte erwähnte Jagdart, das Beschleichen nach dem Aufbäumen, möchte ich als diejenige bezeichnen, die den wenigsten weidmännischen Genuß bietet. Am Abende nach Sonnenuntergang bäumen die Fasanen auf, bei welcher Gelegenheit sie ihr „Kack-Kack" hören lassen. Der Jäger begibt sich nun in die Nähe der Bestände oder wenn ihm bekannt, in die Nähe der Bäume, wo aufgebäumt wird und lauscht nach dem Rufe. Hat er diesen vernommen, so schleicht er an und trachtet den Hahn herabzuschießen. Gewöhnlich sitzen die Fasanen auf den untersten, stärkeren Ästen, es kommt aber auch vor, daß sie im Baume oder auf dessen Gipfel bäumen. Dort ist allerdings, wie überhaupt bei dieser Jagd, schwerer in der Abenddämmerung den Hahn von der Henne weg zu kennen. Das Vergnügen und die Kunst, den Vogel durch einen Schrotschuß dann herabzublasen, ist allerdings nicht groß und wird höchstens jungen und weniger geübten Schützen Vergnügen gewähren. In dringenden Fällen und bei plötzlich notwendigem Bedarfe kann man zu diesem Mittel greifen.

Fang. Noch möchte ich auf den Fang der Fasanen aufmerksam machen. Es kommen ja Fälle vor, daß man lebende Fasanen benötigt, sei es um sie in der Kammer zu überwintern und im Frühjahr wieder auszulassen, oder sei es um durch lebende Fasanen höhere Verwertung zu finden, wenn sie zur Einsetzung etwa anderwärts verlangt werden.

Ich habe schon bei den Requisiten für Einrichtung einer kleinen Fasanerie der Decknetze Erwähnung gethan. Sie sind sehr einfach herzustellen, jedoch gibt es heutzutage Firmen, die alle jene Requisiten in fertigem Zustande liefern, und man kommt da billiger weg, als wenn man sich dieselben selbst anfertigen läßt.*)

Das Decknetz wird entweder im Freien oder in der Anposchhütte aufgestellt, soll ungefähr die Größe von 2 Quadratmeter halten und wird durch einen 70—75 cm hohen Stock fängisch gestellt. In die Mitte unter das Netz legt man nun Körnung auf und wenn Fasanen unter dem Netze sind, wird durch die am Stocke befindliche Leine der Abzug vollzogen und das Netz deckt die Fasanen zu, so daß sie mit Leichtigkeit herausgenommen werden können, wenn man zuvor eine Decke oder den Rock über sie und das Decknetz ausbreitet, denn im Anfang werden die erschreckten Gefangenen Versuche zu ihrer Befreiung machen. Um nun die Fasanen herauszunehmen, hebt man vorsichtig das Decknetz in die Höhe, greift mit einer Hand darunter und faßt den gefangenen Fasan an den Ständern. Will man die Gefangenen lebend nach Hause bringen, empfiehlt sich ein leichter Leinensack, in welchem unten ein runder fester Boden eingenäht wird, so daß die aufbewahrten Fasanen im Sacke nicht gedrückt werden. Doch habe man Augenmerk darauf, daß nicht zu viele Fasanen in den Sack kommen, in welchem sie sich erdrücken würden. Andernfalls werden die Gefangenen abgefedert. Der Fangplatz ist hierauf von den unvermeidlich verlorenen Federn wieder sauber zu reinigen.

Ferner kann man den Fang mit dem Tyraß, dann auch mit den Steckgarnen ausüben, diese Methoden werde ich teils bei der Rebhühner-, teils bei der Wachteljagd näher beschreiben.

Nutzung. Die Nutzung des Fasanes ist ein sehr wesentlicher Punkt, der bei einem guten Fasanenstande in Betracht kommt. Der Fasan kann im lebenden Zustande als Zuchtvogel Verwertung finden, er kann aber auch und in den meisten Fällen als sehr gesuchtes und gut bezahltes Wildbret in den Handel kommen. Je schöner und besser erhalten das Wildbret, d. h. der Fasan heimgebracht wird, desto wertvoller ist er. Jeder Käufer, sei er Konsument oder Händler, wird das auszuwählende Stück, das immerhin namhaften Preis hat, sehr genau untersuchen, ob es nicht stark verschossen oder gar stellenweise schon grün und schmierig ist. Ein abgefederter Fasan wird besser bezahlt als ein geschossener, besonders wenn es sich um Export in größerer Anzahl handelt.

---

*) Die Firma H. Blum in Eichstätt (Bayern) liefert alle Arten Netze, Decknetze, Schirmhauben u. dergl. um billigen Preis.

Im vorgerückten Winter, wenn das Wildbret im allgemeinen allmählich rarer wird, steigt der Fasan im Preise.

Lebende Fasanen werden am praktischsten in runden Körben verschickt, welche mit doppelter Leinwand gedeckt sind; zwischen die beiden Leinwanddecken wird etwas Stroh oder Heu eingelegt, damit sich die Fasanen die Köpfe nicht einstoßen. Körbe sind den Kisten stets vorzuziehen, weil sie mehr Luftzutritt gestatten, runde Körbe eignen sich besser als eckige. Geht der Transport auf weitere Strecken, soll man Futter mitgeben und zwar grobkörnige Frucht, wie Mais oder Weizen; wählt man kleinkörnigere, muß der Boden des Korbes mit Leinwand gedeckt werden, damit die Körner nicht durchfallen können. Als Ersatz des Wassers mögen frische Kohlblätter, zerschnittene Kartoffel oder Rüben beigegeben werden.

Um den geschossenen Fasan gut zu erhalten, darf man eine größere Anzahl derselben nicht auf einander legen, hängen oder im Rucksacke tragen, die noch vorhandene Körperwärme wird eine hohe Temperatur ergeben und die aneinander anliegenden Vögel an der Berührungsstelle schmierig, feucht und bald grün machen. Man lasse also die Fasanen auskühlen und hänge sie dann paarweise zusammengebunden frei über Stangen, um sie so zu transportieren. Mit Sorgfalt ist zu vermeiden, daß frisch erlegte Fasanen naß werden, denn auf diese Weise sind sie sehr rasch dem Verderben ausgesetzt.

Bevor man die Fasanen weiter transportiert, wird es immer gut sein, dieselben nicht aufzubrechen, sondern nur auszuhackeln. Man nimmt zu diesem Zwecke ein Baumreis, schneidet es so zu, daß es mit einem Seitenästchen einen Haken bildet, führt dies beim Weidloch ein und dreht den Haken so lange um, bis man das kleine Gescheide fest hat, was man dann vorsichtig und sauber auszieht.

Zu Hause angekommen sollen die Fasanen in kühlem Raume frei an einen durch den Schnabel gezogenen Bindfaden zum völligen Auskühlen aufgehenkt und erst am andern Tage zur Versendung verpackt werden.

Wer den Fasan für seine eigene Küche vorbereiten will, soll ihn wie oben beschrieben ausgehakelt 8—10 Tage im kühlen Raume frei hängen lassen und dann erst der Köchin zum weiteren Präparieren übergeben. Jedenfalls ist aber auf die jeweils herrschende Temperatur und Witterung Rücksicht zu nehmen; im Winter mag man ihn getrost einige Tage länger hängen lassen.

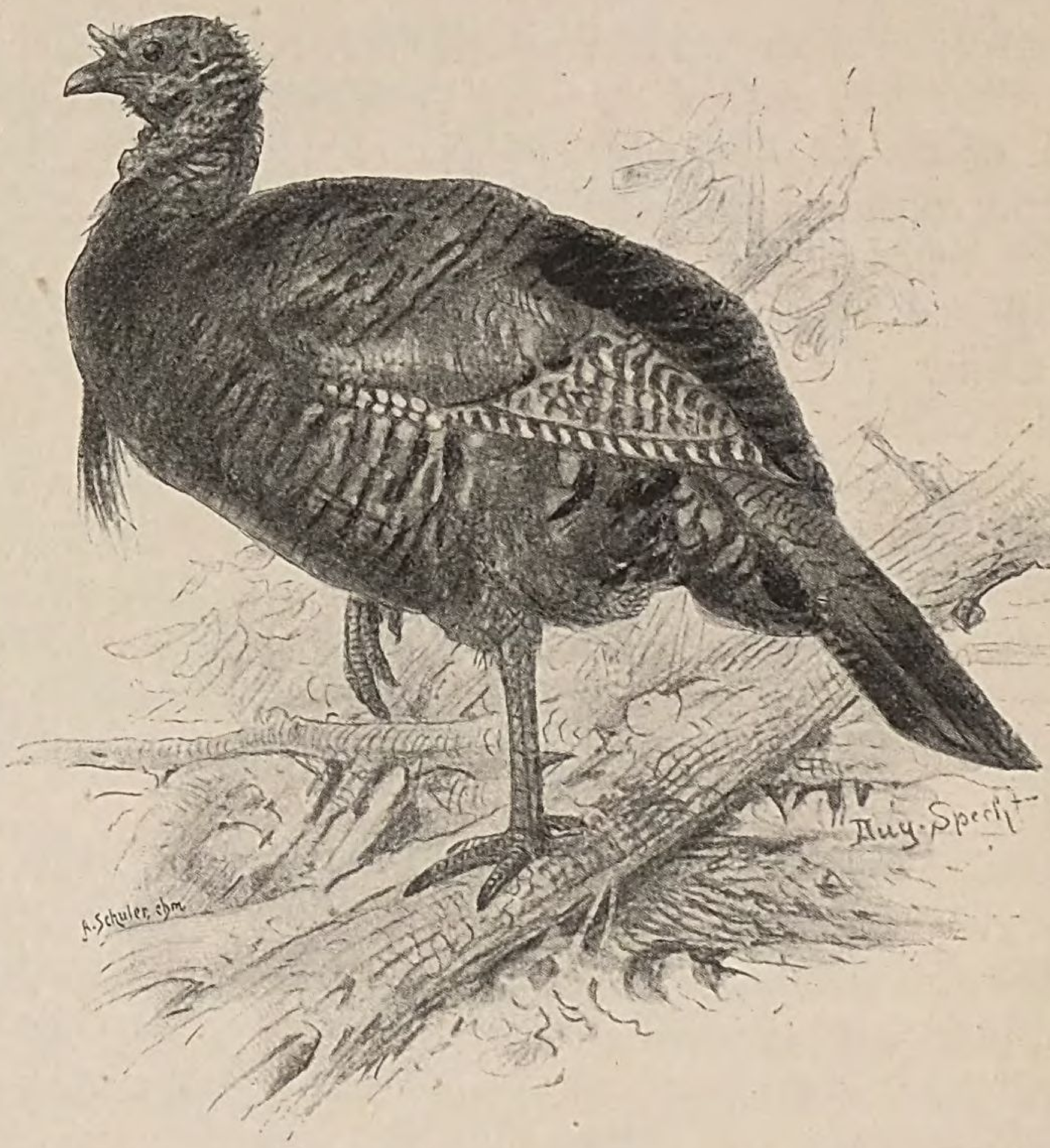
Zur Verwertung möchte ich noch erwähnen, daß bei gutem Standesverhältnisse aus dem Verkaufe überzähliger, aber brutfähiger Eier eine nicht zu verachtende Rente gezogen werden kann.

Zum Schlusse sei noch einer Maßregel gedacht, die in früheren Zeiten viel Aufsehen, Mühen und Kosten machte, ohne eigentlich für die Sache ersichtlichen Nutzen zu bringen, es ist dies das „Räuchern“ der Fasanen.

Man glaubte früher, keinen Fasanenaufzug fertig bringen zu können, ohne nicht ein- oder zweimal in der Woche die Fasanen zu räuchern. Ich übergehe die Einzelheiten dieses längst überwundenen und nur als Hokuspokus anzusehenden Unternehmens, das mehr als eine Wichtigmacherei und Geheimthuerei der Fasanenjäger zu betrachten ist, wie eine Maßregel, die durch irgend welche Notwendigkeit bedingt, Nutzen bringen sollte.

Die Fasanenhege fleißig, energisch und mit Sorgfalt durchgeführt, wird schöne weidmännische Genüsse bereiten, der Jagdkasse zum Vorteil gereichen und allgemein befriedigen. Halbe, unzulängliche Anstalten, Nachlässigkeit in der Pflege sind dagegen nicht viel mehr, als gar nichts.

9. Das Truthuhn.



Das wilde Truthuhn, obgleich es eigentlich keine bisher bei uns einheimische Wildgattung war, glaube ich doch in dieses Buch aufnehmen zu müssen, als in neuerer Zeit allerwärts, wie ich näher ausführen werde, nicht bloß Versuche gemacht wurden, dasselbe in Mitteleuropa einzubürgern, sondern auch die Akklimatisierung als gelungen zu betrachten ist, weshalb wir dasselbe getrost unsern Waldhühnern als einheimisches Wild zurechnen dürfen. Da und dort mag dem nachsichtigen Leser begegnen auf Truthühner zu stoßen; außerdem möchte ich mit der Aufführung Anregung geben, die Einsetzungsversuche fortzusetzen und auf weitere Reviere auszudehnen.

Der Umstand, daß in keinem der älteren Jagdwerke dieser Wildgattung, die ich mir gestatte bei der hohen Jagd einzureihen, Erwähnung gethan wurde, veranlaßt mich um so mehr, das was jetzt die Praxis und Beobachtung ergeben hat, in weitere Kreise zu verbreiten.

Naturgeschichtliches. Das Truthuhn, auch Bronze-Truthuhn, amerikanisches Truthuhn — meleagris gallopano — genannt, gehört zur Ordnung der Scharrvögel (Rasores) und bildet in der 4. Familie die 12. Sippe; sein Gefieder ist auf der Oberseite bräunlich gelb, hat orangefarbigen Metallschimmer, jede Feder ist sammtschwarz gesäumt, Unterrücken und Schwanzdeckfedern sind tief nußbraun, schwarz und grün gebändert, Brust gelbbraun, Bauch und Schenkel braungrau; die Schwingen sind schwarzbraun, die Steuerfedern auf bräunlich weißem Grunde schwarz gewellt und fein gesprenkelt, die nackten Kopf- und Halsteile sind hellblau mit lackroten Warzen. Das Auge ist gelbblau, der Schnabel hell hornfarben, der Fuß blaß violett. Der Schnabel ist kurz, stark, oben gewölbt und gebogen, der Fuß hoch und langzehig, Fittig gerundet; an der Gurgel hängt eine schlaffe Haut herab. Den Hahn zeichnet ein auffälliger, borstenartiger Federbüschel, der an der Brust herabhängt, aus. Die Henne ist weniger schön befiedert, doch dem Hahne ähnlich. Die Länge des Hahns beträgt 100—110 cm, sein Gewicht 15—20—30 Pfund, die Henne ist ca. 85 cm lang und wiegt 9—12 Pfund. Die wilden Truthühner sind, zum Unterschiede von den zahmen, sehr scheu und vorsichtig, aber nicht sehr intelligent.

Aufenthalt. Die eigentliche Heimat der Truthühner ist der Osten und Norden Amerikas; die Wälder der Staaten Ohio, Kentucky, Illinois, Indiana 2c. sind stark von diesem Wilde bevölkert; sie leben zeitweise in größeren Gesellschaften, durchwandern weidend die Waldungen, halten sich tagsüber am Boden auf, ruhen des Nachts auf hohen Bäumen.

Die weidmännischen Bezeichnungen sind wie beim Auergeflügel.

Balze. Mitte Februar regt sich der Begattungstrieb. Die Hennen trennen sich von den Hahnen und von nun an rasten die Geschlechter getrennt.

Auf den Lockruf der Henne antworten die Hahnen, streichen zu Boden und gerieren sich dabei dann, wie wir dies bei zahmen Truthühnern zur Genüge beobachtet haben. Nicht selten kämpfen die Hahnen so heftig, daß mancher das Opfer dieses Streites wird. In der Regel bleibt Hahn und

Henne, die sich zusammengethan haben, den Sommer über beisammen, wenngleich sie nicht strenge in Monogamie leben. Nach der Begattungszeit wird der Hahn faul und gleichgültig und trennt sich zeitweise von der Henne, welche ihrerseits um Mitte April einen geeigneten, versteckten Nistplatz aufsucht. Das Nest besteht aus seichter, mit wenig Fleiß ausgepolsterter Vertiefung, in welches 10—15, manchmal auch mehr Eier gelegt werden. Die Henne ist sehr vorsichtig, deckt das Nest beim Verlassen zu und brütet sehr fleißig, wobei sie ungemein aushält. Wird ein Gelege zerstört, macht die Henne eine Nachbrut. Nach dem Ausschlüpfen verlassen die Jungen sofort das Nest, wachsen sehr schnell, so daß sie nach ca. 14 Tagen schon im stande sind, sich zu erheben, um auf den Bäumen zu ruhen und bis Ende August sind sie ausgewachsen, so daß sich die verschiedenen Ketten zusammenfinden.

Die Nahrung der Truthühner besteht aus Waldmast, Eicheln, Kastanien, allerhand Beeren, Insekten, Raupen und Puppen, Käfern u. dergl. Auch Körnerfrüchte, Weizen, Mais, dann junge Triebe, Gräser 2c. nehmen sie sehr gerne an. Äsung.

Alles was dem Fasan und Auerhahn nachstellt, darf zu den Feinden des Truthuhnes gerechnet werden, ich übergehe deshalb alle Einzelnheiten. Feinde.

Was nun die Hege und Jagd betrifft, so gestatte ich mir die Mitteilungen, welche mir von solchen Herrn, die Versuche mit Einsetzen durchgeführt haben, gemacht wurden, auszugsweise anzuführen. Hege und Jagd.

Anfangs der 80er Jahre dürfte wohl Graf Breunner der erste Weidmann gewesen sein, welcher das Bronzetruthuhn in Europa als Wildgeflügel auf seinen Revieren von Grafenegg bei Tula in Niederösterreich eingesetzt hat. Zuerst wurde mit 6 Stück angefangen; im Jahre 1886 betrug aber der Stand schon 4—500 Stück und im Jahre 1888 betrug der etatsmäßige Abschuß bereits 151 Stück.

Auch auf der Herrschaft Totis wurde 1886 erfolgreiche Einsetzung vorgenommen, ebenso in Schottland.

Nächst Graf Breunner hat Herr v. Homeyer in Murchin der Sache große Aufmerksamkeit geschenkt und schöne Erfolge erzielt — ich werde darauf zurückkommen. Ferner wurden im Jahre 1889 in Freiburg i. B. und etwas später von Herrn O. Bally in Schopfheim in Baden Truthühner eingeführt. Im Jahre 1890 setzte Graf Andrassy auf seiner Herrschaft Bètlér in Ungarn 30 Stück Trutwild mit Erfolg ein. In den kaiserlichen Leibgehegen zu Gödöllö in Ungarn gelang die Einbürgerung sehr gut, so daß 1891 schon 4 Stück erlegt werden konnten.

Auch der Landesverein Thüringen des Allgemeinen Deutschen Jagdschutzverein setzte im Jahre 1890 im Willroider Forste zwei Hahnen und einige Hennen ein und erhielt 1891 schon Gelege mit 15 Eiern u. s. f.

Wir sehen daraus, daß allerwärts die Einbürgerung vorgenommen wurde und noch wird, und daß der Truthahn bei uns ganz gut gedeiht, wenn ihm der nötige Schutz zu teil wird.

Den Ausführungen des Herrn v. Homeyer, mit dem ich über dieses Thema vielfach korrespondiert habe, entnehme ich nachstehende Punkte: „Mit Herrn v. Bornstädt auf Relzow habe ich gemeinschaftlich einen Hahn und vier Hennen ausgesetzt; eine Henne wurde nach einigen Tagen unter dem Telegraphendraht verendet gefunden. Eine zweite Henne fand v. Bornstädt brütend auf acht Eiern, nach einigen Tagen war das Nest leer, von Holzsammlern gestohlen. Die dritte Henne fand ich auf 13 Eiern brütend — sämtliche Jungen sind ausgefallen. Als in Relzow Klee gemäht wurde, fand sich eine Kette Trutwild, etwa zwölf Stück stark, in der Größe von Rebhühnern, welche aufflog und dem Walde zustrich. In demselben Kleestück wurde noch eine zweite, etwas jüngere Kette von zehn Stück gefunden, die Henne lockte sehr fleißig. Obgleich das Trutwild sehr scheu ist, wurden im Laufe des Sommers doch verschiedenes altes und junges Trutwild gesehen. Bei einer Treibjagd im Oktober kamen fünf Stück zum Vorschein, vier überflogen die Schützenkette, ein Stück drückte sich durch. Somit hat der Erfolg meine Erwartungen weit übertroffen, trotzdem der nasse Sommer (1888) für junges Geflügel ungünstig war. In einem andern Revierteile sind vier Hennen, was mit dem Hahn geschah, weiß ich nicht, besser wäre gewesen, wir hätten alle vier Hahnen und elf Hennen an einer Stelle ausgesetzt."

Von Homeyer warnt, Trutwild durch Tierhändler zu beziehen, weil dies meist zahme Stücke sind, die niemals mehr verwildern; Fürst Metternich machte in Kojetain in Mähren damit schlechte Erfahrungen.

Der alte Hahn mit dem handlangen Haarbüschel an der Brust ist ein stattlicher Vogel, die jungen Hähne bekommen erst den Haarbüschel im Jahre nach ihrer Ausbrütung, was den Eintritt ihrer Mannbarkeit bedeuten dürfte. Da das Wild sehr scheu ist, läßt sich's nicht lange betrachten, in der Regel sieht man nur die letzten im Waldesschatten verschwinden.

Auf der Generalversammlung des Deutschen Jagdschutzvereins zu Kassel hielt im Jahre 1889 Herr v. Homeyer, welcher zweiter Vizepräsident ist, über das Trutwild Vortrag. v. Homeyer führt das schon Gesagte an und bemerkte noch weiteres, von dem ich einiges anführen will.

Anfänglich geht die Vermehrung langsam, da zu viele Räuber für dieses Wild da sind. Im Spätherbste trat Trutwild auf die Fasanenschüttungen, war aber scheuer als diese und ließen höchstens auf 100 Schritt den Jäger herankommen.

Im Winter vereinigt sich das Trutwild zu stärkeren Ketten, die stets ein alter Hahn führt und durch den Lockruf „trut-trut“ zusammenhält. Als Waldhuhn erscheint das Trutwild selten im Freien, mehr an Waldesrändern; im Sommer geht jedoch die Henne mit den Jungen ins Getreide.

Alte Hennen, die nicht mehr fortpflanzungsfähig sind, legen, wie es bei allen Hühnerarten der Fall ist, das Kleid des Hahnes an und sind nur an dem fehlenden Sporn zu erkennen, d. h. sie werden hahnenfedrig. v. Homeyer glaubt zwar, daß Hahnenfedrigkeit beim Trutwild nicht gleichbedeutend sei mit Sterilität, denn bei seinem Vetter v. Homeyer-Ranzin ergab sich der Fall, daß eine Henne, trotzdem sie hahnenfedrig war, Eier legte.

Besondere Liebhaberei zeigt das Trutwild für die Beeren der Eberesche, v. Homeyer traf vier Stück in den Baumkronen sitzend und die übrigen auf dem Boden, welche die herabfallenden Beeren auflasen. Eine Ebereschen-Allee haben sie rein abgeäst.

Das Trutwild fliegt selten auf, nur wenn es plötzlich überrascht wird. Auf einer Treibjagd lief es bis auf 50 Schritt an die Schützenkette heran, als die Treiber näher kamen, sicherte es, stieg steil in die Luft und überstrich in hohem Fluge die Schützen.

v. Homeyer glaubt, daß vom Raubwild, das wir besitzen, nur die Jungen gefährdet seien, höchstens der Steinadler möchte den Alten gefährlich werden. Wo Trutwild gefüttert wurde, verblieb es als Standwild; mit dem Futter ist es nicht wählerisch, man füttert Weizen und Mais im Winter und setzt gegen das Frühjahr Hafer zu, daß es bis zur Balzzeit nicht zu fett wird. v. Homeyer bewundert die große Fluggewandtheit dieses starken Wildes, das rasch aufsteigt und gewandt durch die Bäume streicht. Im allgemeinen glaubt er, daß die Einbürgerung und Vermehrung eine sehr rasche sei und die Kosten recht bald lohne.

Jagd. Was nun die Art des Bejagens betrifft, so stehen hierüber noch wenige Erfahrungen zu Gebote. Aus dem Erwähnten möchte aber hervorgehen, daß das Trutwild durch Beschleichen, durch Buschieren mit dem Vorstehhunde und gelegentlich der Treibjagden erlegt werden kann.

Nutzung. Das Trutwild hat ein außerordentlich feines Wildbret, mag also als imposantes Tafelstück sehr gesucht sein, ebenso wie sein zahmer Vetter, der Hausputer, der bei festlichen Gelegenheiten ein Hauptstück einer feinen Tafel bildet.

Wenn wir nun die wenigen Erfahrungen betrachten, dabei die Erfolge, welche Graf Breunner in wenigen Jahren erzielte, in Rechnung ziehen, so möchte für Besitzer größerer Waldkomplexe, besonders in gemischten Waldungen, die Einbürgerung sehr zu empfehlen sein, um damit unsere Jagdgründe durch ein unschädliches, aber imposantes Wild zu bereichern.

Möchte diese Schilderung zu vielfachen Versuchen Anregung geben.

c) Behaartes Raubwild.

1. Der Bär.

Naturgeschichtliches.



Der Landbär, brauner Bär — ursus arctos, gehört in die Ordnung der Raubtiere — carnivora und bildet in der sechsten Familie die erste Sippe; er ist das stärkste Raubtier, was wir in Mitteleuropa haben.

Man glaubte früher verschiedene Arten der Landbären annehmen zu müssen, da dieselben in Bezug auf Kopfbildung und Behaarung sehr variieren, in neuerer Zeit ist man aber von dieser Anschauung abgekommen und nimmt nur eine einzige Art an.

Der Kopf des Bären ist an der Stirn flach und breit, spitzt sich gegen die Schnauze sehr zu; man findet bei einzelnen Bären gewölbten Nasenrücken (Ramsnase), bei andern flachen, zur Stirn merklich abgesetzten — worin man eben ein Arten-Unterscheidungsmerkmal betrachten wollte, doch dürfte sich dies, wie ja auch bei den Hirschen, als Familieneigentümlichkeit betrachten lassen. Das Auge des Bären ist tiefliegend, klein und hat stets falschen, argwöhnischen Ausdruck. Der Rachen weist starkes Gebiß mit mächtigen Fangzähnen auf und zählt 40 Zähne. Zahnformel: i $\frac{3}{3}$, c $\frac{1}{1}$, m $\frac{3}{3}$, $\frac{1}{1}$, $\frac{2}{2}$.

Der Hals des Bären ist kurz, dick und sehr muskulös, der Leib walzenförmig, die kurzen Läufe endigen in fünfzehigen Pranten, welche mit sehr scharfen Waffen (Krallen) bewehrt sind. Die Krallen der Vorderpranten haben nahezu doppelte Länge und Stärke, sowie schiefere Krümmung als jene der Hinterpranten. Der Pürzel (Schwanz) ist ein auffällig kurzer Stummel. Kopfbildung und Behaarung gaben, wie gesagt, Anlaß, verschiedene Arten des Bären annehmen zu müssen, denn die Farbe wechselt vom fahlen Lichtbraun bis ins tiefe Schwarz. Die Länge des Bären beträgt durchschnittlich $1^1/_2$ bis 2 m, seine Höhe am Widerrist 80—120 cm und sein Gewicht 150—250 Kilogramm, diese Ziffern wechseln aber je nach Alter, Standort und Individualität.

Verbreitung.

In früherer Zeit war der Bär über ganz Europa verbreitet, heutzutage darf er in fast allen Kulturländern als ausgerottet betrachtet werden; ausgenommen im Norden kommt er nirgends mehr in größerer Anzahl vor.

Die Urwaldgebiete der österreichischen Kronstaaten, wie Ostgalizien, die Karpathengebirge Ungarns und Siebenbürgens, dann Krain, Kroatien, Slavonien und das Okkupationsgebiet, hin und wieder einige Striche Tyrols, wohin er vielleicht aus dem Unter-Engadin der Schweiz einwechselt, beherbergen noch Bären. Zahlreicher findet er sich noch in den ausgedehnten Wäldern und Sümpfen Rußlands, dann auch noch in Norwegen.

In Bayern dürfte der letzte Bär wohl jener gewesen sein, welcher im Jahre 1833 im königl. Forstamt Wolfstein des bayerischen Waldes erlegt wurde.

Weidmännische Bezeichnungen.

Der Bär gehört zur hohen Jagd, weshalb auch die meisten Bezeichnungen derselben Anwendung finden. Die Füße des Bären nennt man Pranten, der Schwanz heißt Pürzel; der Bär brummt, er geht von und zu Holze, er verläßt sein Lager, erhebt sich, schlägt sich ein, wenn er dasselbe zum Winterschlafe bezieht, er erniedrigt sich, wenn er sich niederlegt; er schlägt den Raub oder den Feind; Bärzeit nennt man die Begattungs- (Brunft-) zeit, die Bärin setzt oder

bringt Junge; vom ersten bis zum dritten Jahre heißen die Jungen — junge Bären, dann bis zum sechsten Jahre — Mittelbären, in höherem Alter — Hauptbären; der Bär wird aufgeschärft, nicht aufgebrochen, die Haut wird abgeschärft.

Alter. Nach den vorliegenden Erfahrungen erreicht der Bär ein Alter von ca. 50 Jahren, während ein englischer Forscher sein Alter selten über 20 Jahre hinausgehend bezeichnet. Im sogenannten Bärengraben zu Bern erreichte ein Bär 47 Jahre, eine Bärin setzte noch im Alter von 31 Jahren Junge.

Sinne. Die Sinne des Bären sind sehr gut entwickelt, er vernimmt und wittert ungemein scharf; weniger gut ist das Sehvermögen. Der Bär galt stets als ein grober, aber sonst ehrlicher und tapferer Geselle, er ist phlegmatisch, aber ungemein scheu wie alles Wild; er wird nur aggressiv, wenn er gereizt oder verwundet ist, dann aber ist er grimmig. Seine gewaltige Stärke ist bekannt, mit den Vorderpranten teilt er Schläge aus, welche den stärksten Hund oder den Menschen töten können, und im Schleppen ist er im stande, Kühe oder Pferde davonzutragen. Wenn er zornig ist, brummt er, aber leiseres Brummen drückt auch das Gefühl von Wohlbehagen aus. Die Mordlust des Bären steht in keinem Verhältnisse zu seinen scharfen Waffen und seiner Stärke, er flieht den Menschen, wo er kann, greift ihn nur an, wenn er ihm hinderlich in den Weg tritt oder wenn er verwundet ist. Es gibt aber einzelne Bären, welche, wenn sie einmal Blut getrunken haben, gefährliche Räuber werden, ganz ähnlich wie man die Erfahrung bei Tigern in Indien machte. Der Bär schlägt seinen Gegner nieder und wirft sich dann sofort auf denselben; daß der Bär auf den Hinterpranten erhoben auf seinen Gegner à la Tanzbär losgehe, um ihn dann in einer Art Umarmung mit den Vorderpranten zu erdrücken, dürfte wohl eine Art Legende sein, wie man sie häufig in den Schulen hören kann. Erfahrene Bärenjäger bestreiten solche Kampfesart und mich wundert nur, daß auch Dietrich aus dem Winckell diese Fabel ernstlich anführte.

Fürstlich Radziwillscher Oberförster A. Krementz hat in seiner 1888 bei W. Bänsch in Berlin herausgegebenen Schrift: „Der Bär, ein Beitrag zur Naturgeschichte und zur Jagd desselben", als vielfach erfahrener Bärenjäger und Beobachter dieses Wildes, so manche bisher zweifelhafte Erfahrungen klargestellt.



Krankheiten und Feinde. Von Krankheiten und Feinden hat der Bär wohl selbstverständlich nicht viel zu leiden. Höchstens ist der Wolf den Jungen gefährlich, die Bärin beschützt und verteidigt ihre Nachkommenschaft aber mit solchem Mute, daß auch diese Angriffe, selbst wenn sie in größerer Vereinigung von Wölfen ausgeführt werden wollen, meistens mißglücken. Der gefährlichste Feind ist und bleibt der Mensch.

Fährte. Die Fährte des Bären gleicht einigermaßen der Spur eines barfußgehenden Menschen, doch ist die Dimension nach Alter und Stärke verschieden und charakteristisch der Abdruck der scharfen Krallen, welche bei den Vorderpranten sich deutlicher ausdrücken als bei den Hinterpranten.

Brunst. Über die Bärzeit (Brunst) scheint man nicht ganz im Klaren zu sein, in den zoologischen Werken finden sich gewaltige Widersprüche. Es mag wohl sein, daß Klima und Standorte einige Differenz ergeben. Flemming glaubt sie in den Mai verlegen zu müssen, Buffon gibt den Herbst an, Döbel will sie von Februar bis April eintreten lassen, v. Dombrowski verlegt sie in den Mai und Juni und Oberförster Krementz, der wohl die meisten Beobachtungen gemacht haben dürfte, schreibt, daß die Bärzeit vom 15. Juni bis 15. August dauere. Da nun die Tragezeit auf 220—240 Tage, also ca. 34 Wochen und etwas darüber angenommen wird, so dürfte die Bärzeit, wie sie Krementz angibt, allerdings die richtige sein, denn er hat genaue Aufschreibungen gemacht über die Setzzeit und behauptet, die Bärin setze in der Zeit von Anfang Dezember bis Mitte Januar. Von 31 frisch gesetzten Bären, die er konstatierte, fielen die meisten auf den Monat Dezember.

Gewöhnlich kommen bei jungen Bärinnen zwei Junge, in späteren Jahren drei, ja sogar vier und manchmal auch fünf zur Welt; alte Bärinnen bringen wieder weniger, kommen schließlich sogar auf ein Junges zurück und werden dann gelte; das Alter der Bärin, in dem sie steril wird, glaubt Krementz auf das 16. bis 18. Jahr festsetzen zu können, wogegen der erwähnte in Bern eingetretene Fall eine besondere Seltenheit bilden würde.

Die Jungen sind unmittelbar nach dem Setzen über den ganzen Körper bläulich graugelb und verhältnismäßig sehr klein, indem sie nur die Größe einer Ratte haben. Wenige Tage nach dem Setzen ändert sich ihre Behaarung sehr rasch. Nicht alle Jungen besitzen den weißen Halsring; im übrigen wachsen sie aber sehr rasch und stellen schon nach sechs Wochen einen wohlgestalteten Bären en miniature dar. Sie sind possierliche Kerle, gewöhnen sich leicht an den Menschen, üben sich fleißig im Klettern und Raufen. Wenn die Zeit des Setzens herankommt, sucht sich die Bärin ihr Lager auf, meist in einer Bodenvertiefung, unter einem Windbruche oder in Höhlen; das Lager wird mit Moos und trockenem Laube ausgepolstert. Die Jungen bleiben bei der Mutter bis die nächste Bärzeit herankommt, bei der darauf folgenden Setzzeit schlägt sie die Jungen ab. Der Eintritt der Fortpflanzungsfähigkeit des Bären ist nicht genau festgestellt, Krementz glaubt, daß sie mit dem 5. oder 6. Jahre eintrete.

Der Bär bezieht zu seinem Aufenthalte ausgedehnte, schwer zugängliche Waldgebiete, verträumt in träger Ruhe den Tag, erhebt sich als Nachttier erst bei Eintritt der Dunkelheit und geht auf Raub und Fraß aus. Sein gewohntes Lager wechselt er nicht ohne Störung, kehrt immer wieder dahin zurück, wenn er auch weite Wanderungen gemacht hat, bei welchen er fast genau den Wechsel einhält.

Der Bär pflegt gewöhnlich in der Zeit von Anfang November bis Anfang Dezember sich einzuschlagen, je nach Eintritt von Winter und Schneefall. Das Einlagern ist kein eigentlicher Winterschlaf; besonders ältere Bären sind dabei sehr rege, stehen von Zeit zu Zeit auf, um sich zu tränken. Alte erfahrene Bären machen vor dem Einschlagen mehrere Wiedergänge und setzen, wie der Hase, mit mächtigem Sprunge vom Wege ab. Mit ringförmig zusammengelegtem Körper, den Rücken hart an die Schutzwand gelegt, den Kopf in die Lendengrube versenkt, ruht der Bär und läßt sich einschneien. Während des Einlagerns nimmt der Bär keine Nahrung auf, zehrt von dem reichlichen Feist und löst sich auch nicht.

Eine Eigentümlichkeit ist, daß während des Einlagerns die Sohlen der Pranten sich häuten und der Bär häufig an denselben saugt. Während dieser Zeit erhebt er sich nicht gern, hält den Menschen bis auf kurze Entfernung aus, weniger die Hunde, welche seine größten Feinde sind.

Das Häuten der Sohlen erfolgt gewöhnlich von Mitte Januar bis Mitte Februar, die Haut bekommt Risse und löst sich blätterförmig ab, um rasch der nachwachsenden Platz zu machen. Es ist dies ein krankhafter Zustand, der dem Bären das Gehen sehr erschwert. Zu dieser Zeit finden auch meist die Jagden statt.

Unmittelbar nach dem Erheben nimmt der Bär, nach Krementz, eine Art Purganz zu sich, indem Äsung.
er in reichlicher Quantität Moos oder Beeren u. dergl. frißt. Das Erheben erfolgt gewöhnlich nach Wintersschluß, wenn Tauwetter eintritt und der Schnee schmilzt. Nach dieser Purganz ist es wohl selbstverständlich, daß Meister Petz großen Appetit verspürt. Um diese Zeit bietet aber die Natur sehr wenig Fraß aus dem Pflanzenreiche, mithin liegt es nahe, daß Petz animalische Nahrung sucht und daher ist er in dieser Zeit dem Viehstande sehr gefährlich.

Der Bär gehört wohl in die Ordnung der carnivora, ist aber eigentlich ein Alles-Fresser und nährt sich eigentlich mehr von Vegetabilien, als von Fleisch, solange ihm die Natur erstere in genügender Quantität bietet. Die Hauptnahrung besteht in Gräsern und Wurzeln aller Art, in Beeren, Wildobst, Eicheln, Bucheln, Mais, Getreide, insbesondere Haber, wenn er milchig ist; besondere Leckerbissen bilden Ameiseneier und Honig.

Aus dem Tierreiche nimmt der Bär gerne Wild, Schafe, Ziegen, so sogar Rinder an und vom Hunger getrieben raubt er auch Kinder; nur in ganz besonderen Fällen begnügt er sich mit Aas. Von freilebendem Wilde schlägt der Bär Edelwild, Rehe, Elchwild, wo solches steht, Sauen; auch Auer-, Birk- und Haselwild, wenn er es erreichen kann, liebt er und vorzüglich deren Eier. Im Forellenfange soll er nicht ungeschickt sein.

Die Beute sucht der Bär anzuschleichen, lauert auch in gedeckter Stellung hinter Felsen, Stämmen, Büschen und faßt sein Opfer mit raschem Sprunge oder durch rasches Vorbrechen. Meist schlägt er sein Opfer zuerst mit der Prante nieder, wirft sich dann darauf, um es am Halse zu fassen und tot-

zubeißen. Im allgemeinen ist der Bär nicht grausam oder blutdürstig; wenn er Menschen begegnet, weicht er meistens aus und geht flüchtig, man gewahrt bei ihm weder feige Mordlust, wie beim Wolfe, noch hinterlistige Tücke, wie beim Luchse, vielmehr zeigt er eine gewisse Geradheit, Offenheit und Ritterlichkeit.

Jagd und Fang. Jagd und Fang des Bären wird verschiedentlich, je nach den ortsüblichen Gewohnheiten und Lokalverhältnissen, ausgeübt. Die meist frequentierte Art der Bejagung dürfte wohl das Treiben sein.

Krementz glaubt, jede Art des Jagens, wenn sie mit Umsicht und Sachkenntnis betrieben werde, führe zum Ziele, insofern dem Jäger die persönlichen Eigenschaften zur Bärenjagd innewohnen, welche unbedingt erforderlich sind, um mit einem so gewaltigen Raubtiere anzubinden. Kaltes Blut, persönlicher Mut und vollständige Sicherheit in Handhabung der nötigen Waffen sind die notwendigsten Erfordernisse. Wer diese nicht in vollem Maße besitzt, möge lieber fern bleiben. Nicht persönliche Körperstärke ist ausschlaggebend, Gewandtheit, Behendigkeit und rasches Erfassen der Umstände gibt weit mehr Sicherheit.

Soll nun ein Treibjagen angelegt werden, muß vor allem das Lager oder der Ort, in welchem der Bär sich einzulagern pflegt, genau festgestellt sein. Gewöhnlich fehlt es an genügender Mannschaft, sowohl bei Treibern, als hauptsächlich bei verläßigen Schützen. Man muß deshalb den Distrikt zuerst in weiterem Bogen umstellen, dann den Kreis enger ziehen, weil die Möglichkeit naheliegt, daß der Bär vorzeitig rege wird und auswechselt, ehe der Bogen gänzlich besetzt ist.

In Rußland werden die Treiben meist im Winter und, wie schon erwähnt, zur Häutungszeit der Sohlen eingerichtet. Wenn im guten Winde die Stände der Schützen besetzt sind, dann wird die Treiberwehr, je dichter desto besser, halbmondartig angelegt. Hierauf gehen einige Jäger auf das bestattete Lager mit scharfen Hunden zu und sprengen mit den gut eingehetzten Tieren den Bären aus seinem Lager.

Will nun der Bär die Treiberwehr brechen, so muß diese enge zusammenhalten und durch Geschrei und blinde Schüsse den Bären zur Umkehr und zum Anlaufen auf die Stände zwingen.

Andererseits ist es nun Sache des Schützen, keinen übereilten Schuß auf den Bären, namentlich nicht spitz von vorne abzugeben, denn wird er nicht tödlich getroffen, ist meist die Folge, daß der Bär den Schützen annimmt und ein gefährlicher Kampf entsteht. Der Schütze muß daher die Regel beachten, den Bären so nahe herankommen zu lassen, daß er ihm eine sichere Kugel zwischen die Seher, was am besten ist, oder aufs Blatt geben kann, um ihn womöglich sofort zu strecken.

Weniger sichere Schützen werden daher gut thun, den Bären erst breit herankommen oder passieren zu lassen und dann den Schuß breit oder schief von rückwärts anzubringen, denn in diesem Falle dürfte der Bär wenig geneigt sein umzukehren, um den Schützen anzunehmen, er wird vielmehr seine Flucht fortsetzen, falls die Verwundung ungenügend wäre. Nimmt der Bär wirklich nach der ersten Verwundung den Schützen an, dann mag es Regel bleiben, eine zweite Kugel dem herankommenden Bären auf kurze, sichere Entfernung zu geben.

Es ist daher weniger erfahrenern Jägern zu raten, als Reserve immer noch einen zweiten beherzten Mann zur Seite zu haben, welcher im Notfalle durch wohlgezielten Schuß oder durch eine Waffe, ähnlich der Saufeder, eingreifen kann. Der Hirschfänger wird weniger gute Dienste leisten wegen der Schläge, die der Bär mit den Pranten austeilt.

Läuft der Bär mit erhobenem Kopfe spitz an, dann empfiehlt sich ein Schuß aus nächster Nähe mitten auf die Brust, man muß aber dabei sicher sein und acht haben auf die im Gehen erhobenen Vorderpranten, beachte ferner dabei, daß man die Kugel nicht zu tief anbringt, denn die herabhängenden Haare können täuschen; ebenso soll man beim Schusse auf das Blatt die langen Haare am Widerrist und am Unterkörper in Rechnung ziehen und nicht zu hoch oder zu tief abkommen.

Welches Gewehrkaliber nun sich für die Bärenjagd am besten eignet, ist eine ungelöste Frage; Krementz sagt, daß es auf das Kaliber nicht ankommt, wenn der Schütze den richtigen Fleck zu treffen weiß. Größere Kaliber haben den Vorzug stärkeren Schweißverlustes; Expansionsgeschosse halte ich nicht für günstig bei so rauhem Wilde, sie könnten zu wenig Durchschlag geben. Ein abgeplattetes Langgeschoß von 11 oder $11^1/_2$ mm Durchmesser ist ein gewiß herrliches Blei.

Die allerneuesten Erfahrungen mit dem Militärgeschoß von 8 mm — Nickel- oder Stahlmantel mit Bleifüllung, dessen Stahlspitze abgenommen und abgeplattet ist, mag auf den Bären ebenso wie auf jedes starke Wild eine genügende Verheerung anrichten, um Meister Petz auf der Stelle zu strecken.

Kronprinz Rudolf von Österreich und Prinz Leopold von Bayern haben in Görgeny-St. Imre ihre meisten Bären auf Treibjagden in geschilderter Weise zur Strecke gebracht.

Die zweite empfehlenswerte Jagdart wäre das Schießen des Bären im Lager.

Diese Jagdart, so spannend und aufregend sie auch ist, hat manche Bedenken. Abgesehen davon, daß bei einer größeren Tieflage des Bären ein sicherer Schuß schwer anzubringen ist, kommt vielfach der Umstand störend dazwischen, daß der Bär die genügende Annäherung nicht aushält, vielmehr vorzeitig flüchtig wird, mit unglaublicher Gewandtheit aufspringt und verschwindet. Auch ist zu bedenken, daß in dichtem Holzbestande der Bär sich rasch erheben und den Schützen anlaufen kann, bevor derselbe die nötigen Vorsichtsmaßregeln zu seinem eigenen Schutze vorsehen kann. — Bei Annäherung an das Lager ist auf den Wind Rücksicht zu nehmen und dieselbe von einer solchen Seite zu bethätigen, daß sie einen sichern Schuß in Aussicht stellt. Der Kopf des Bären ist im Lager nicht immer mit Sicherheit zu erkennen. Man muß irgend ein kleines Geräusch machen, worauf der Bär sofort den Kopf erheben wird, und das wäre dann der Moment, in dem der Schuß brechen sollte. Alle dabei obwaltenden Umstände kann man nicht schildern, und muß vielmehr bei dieser Jagd die Ermessung der Verhältnisse der Geübtheit des Schützen überlassen bleiben.

Eine weitere Jagdart bietet der Ansitz. Am besten wird man ihn da vornehmen, wo der Bär zum Fraße in den Hafer tritt, den er am liebsten annimmt, wenn er im Milchsaft steht. Die Trittspuren und die Verheerung am Acker werden die besten Anhaltspunkte bieten, wo er etwa zu erwarten wäre. Hier empfiehlt sich am besten der Hochsitz, wenn man hiezu Gelegenheit findet, und wäre derselbe dann gegen Abend zu beziehen.

Sonst hält es schwer, auf den Bären den Ansitz zu üben, da der Bär z. B. vorgelegtes Luder nicht gern annimmt; am ehesten wäre mit demselben ein Erfolg im Frühjahr gleich nach dem Erheben des Bären möglich. Das Schießen in der Dämmerung wird aber bei einem so gefährlichen Wilde gewiß in Rechnung zu ziehende Schwierigkeiten bieten.

Die Fangmethoden in Gräben 2c. will ich übergehen, sie sind für ein praktisches Jagdbuch viel zu abenteuerlich, höchstens könnte der Fang in starken Tellereisen, die sehr starke Federn und einen Durchmesser von ca. 1 m hätten, zu empfehlen sein. Der Fangplatz kann dann mit einem Lamm beködert werden. Die Eisen müssen aber gut mittelst starker Ketten an Bäumen oder an schweren Holzklötzen verankert werden. Diese Fangart hat jedoch wegen ihrer Gefährlichkeit für Menschen und Vieh viele Bedenken.

In Deutschland wird so mancher tüchtige Weidmann ergrauen und schließlich in die besseren Jagdgründe hinüberwechseln, ohne jemals die Jagd auf Bären geübt zu haben.

Die Nutzung des Bären besteht hauptsächlich in der Haut. Dieselbe liefert durch ihre schöne dichte Behaarung herrliches Pelzwerk, das als Zimmerschmuck, Fußbodenvorlagen, Schlittendecken Verwendung findet. Außerdem ist das sehr dünnflüssige und weiße Feist als Heilmittel bei Verletzungen gesucht, denn es hält sich sehr lange ohne ranzig zu werden. Nutzung.

Auch das Wildbret des Bären wird geschätzt; es ähnelt im Geschmacke dem Rindfleisch; besonders junge Bären sollen guten Braten liefern. Der Kopf wird nicht selten auf dieselbe Weise, mehr aber als Tafelschaustück zubereitet, wie der Wildschweinkopf. Die Keulen werden häufig geräuchert und sind bekannt als beliebte „Bärenschinken“.

Auch die Galle soll als gutes Heilmittel bei verschiedenen Krankheiten Anwendung finden.

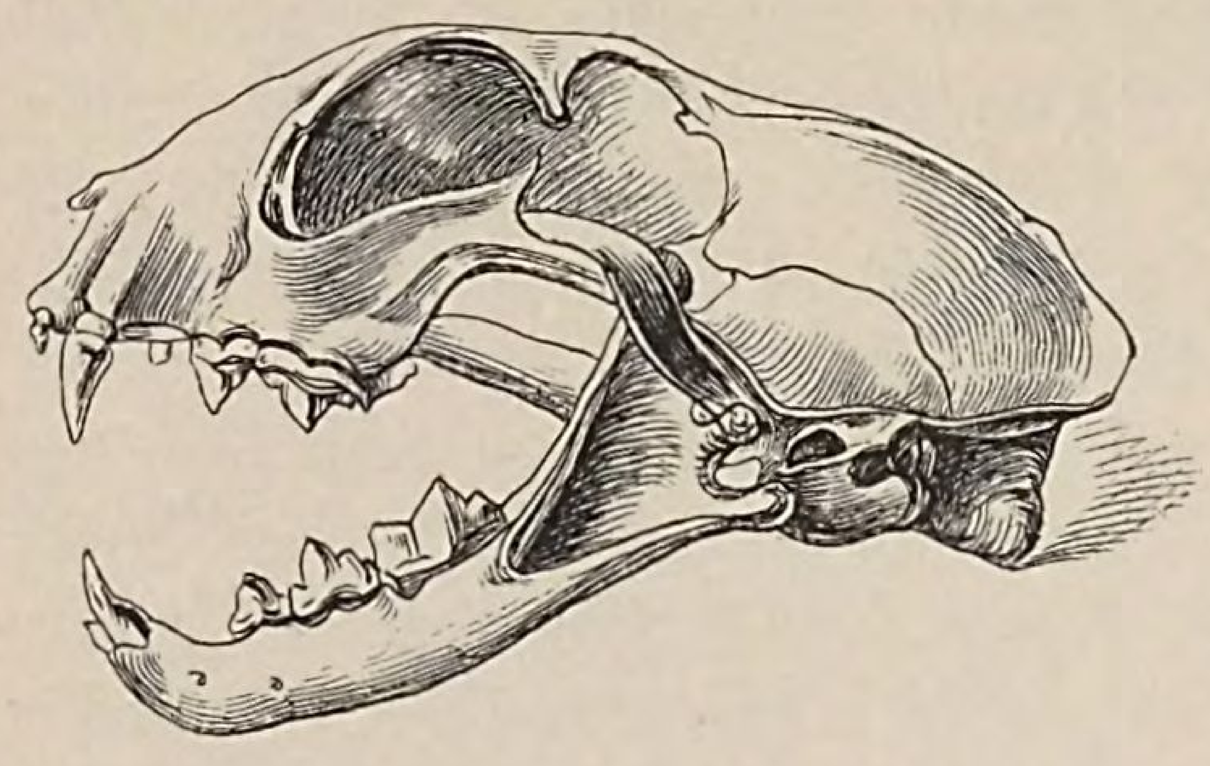
Das Abschärfen der Haut und Zerwirken des Bären erfolgt in derselben Weise wie dies beim Edelwilde und jeder größeren Wildgattung der Fall ist.

2. Der Luchs.

Naturgeschichtliches.

Der Luchs — lynx vulgaris — gehört unter der Ordnung der Raubtiere — carnivora — zur ersten Familie — Katzen — und bildet die achte Sippe. Er gehört der hohen Jagd an und ist das gefährlichste Raubtier für eine Wildbahn, was wir in Europa besitzen.

Der Kopf des Luchses gleicht jenem der Katzen, die Lichter sind rund und groß, haben grüngelbe Sterne, welche im Dunkel leuchten. Die Lauscher sind ziemlich lang, zugespitzt und enden in einem pinselförmigen Büschel von 4 cm langen, dicht gestellten, schwarzen Haaren. Auf der dicken Oberlippe stehen mehrere Reihen langer steifer Schnurrhaare. Der Pelz ist dicht und weich und verlängert sich im Gesichte zu einer Art Bart, der zu beiden Seiten des Gesichtes herabhängt, was in Verbindung mit den Haarbüscheln auf den Lauschern dem Kopfe ein eigentümlich tückisches und wildes Aussehen verleiht. Der Oberkörper ist dunkelrot, wird nach unten heller, Brust und Kehle sind weiß, an den Flanken und Schlegeln zeigt der Luchs länglich runde, dunklere Tupfen.



Die ungeheuer kräftig entwickelten Pranten enden in stark gerundete Ballen, an denen sich starke, äußerst scharfe Waffen (Krallen) auf den Zehen befinden; diese Waffen kann der Luchs nach Katzenart einziehen oder hervortreten lassen.

Die Länge eines ausgewachsenen Luchses beträgt ca. 130, die Widerristhöhe ca. 80 cm, die Länge der verhältnismäßig kurz abgestutzten Rute 20 cm. Das Gewicht beträgt ca. 30—36 Kilogramm. Die Geschlechter sind in allem wenig verschieden, die Luchsin ist etwas schwächer. Der Luchs hat 30 Fänge (Zähne). Die Zahnformel ist: $i\,\frac{3}{3}$, $c\,\frac{1}{1}$, $m\,\frac{2}{2}$, $\frac{1}{1}$, $\frac{1}{0}$.

Verbreitung.

Der Luchs, welcher früher in allen Ländern, in Deutschland sogar sehr zahlreich vorkam, ist jetzt in den meisten Kulturländern ausgerottet. Man trifft ihn noch in größerer Zahl in Skandinavien, Livland, den Ostseeprovinzen, in Rußland, seltener in Ungarn, Galizien, Siebenbürgen, in der Bukowina, dem Okkupationsgebiete und auf der Balkanhalbinsel überhaupt an.

Noch ist es nicht so lange her, daß der Luchs in einzelnen Exemplaren auch in den bayerischen Alpen und in Tyrol anzutreffen war; manche alte Jäger und Forstmänner wissen von den Luchsen noch zu erzählen, die sie gejagt haben. Noch in den Jahren 1848—50 wurden sporadisch Luchse gesehen und gespürt. Mein jüngst verstorbener Bruder, im Jahre 1848 noch Forstgehilfe im Revier Fischen, hat mit Forstwart Zeller von Oberstorf um diese Zeit am Ochsenberge auf Luchse gejagt. Eine schöne Trockenklamm, welche den Ochsenberg mit dem Schwarzenberge bei Obermaiselstein verbindet, führt den Namen Hirschensprung und im Volksmunde geht die Sage, daß hier ein Hirsch, gejagt durch einen Luchs, sich durch die Flucht über die Klamm vor dessen Nachstellungen gerettet habe. Ich habe an Ort und Stelle und auch anderweit Forschungen angestellt und bin zu dem Resultate gekommen, daß der letzte Luchs in Bayern im Jahre 1840 von Förster Agerer zu Hindelang im Retterschwanger Thale erlegt worden ist. In Württemberg wurde der letzte Luchs, welcher höchst wahrscheinlich zugewechselt war, durch Oberförster Mertz in Wiesensteig geschossen.

Nach den Erzählungen v. Kobells hat es früher in Bayern sehr viele Luchse gegeben, denn die Rechnungsnachweisungen der Klöster und der Zwirkgewölbe führen ganz erkleckliche Zahlen an.

Solange es Luchse gab, konnte sich der Gemsenstand nicht bessern, die Nachstellungen, welche wohl durch das namhafte Schußgeld von 75 fl. pro Luchs, was in jener Zeit eine große Summe repräsentierte, fleißig betrieben wurden, haben aber die Luchse sehr verringert und wenn auch später nur mehr 30 fl. Schußgeld bezahlt wurden, ist doch die Ausrottung völlig gelungen.

Aufenthalt.

Der Luchs hält sich in weiten, geschlossenen, an Dickungen und Schluchten reichen Waldungen, besonders im Gebirge, auf und hält seinen Standort ein. Wenn er auch weite Wanderungen bei seinen Raubzügen macht, kehrt er doch nach kurzer Zeit auf seinen Standort wieder zurück, um am

Rückwege nach Raub abzuspüren. Dieser Umstand ist für die Jagd von großer Bedeutung und verdient besondere Berücksichtigung.

Der Luchs lebt gewöhnlich als ungeselliger Einsiedler, wie alle seine Vettern aus dem Katzengeschlechte, doch sprechen Erfahrungen dafür, daß oft mehrere Luchse in der Gegend sich aufhielten und gemeinsam zeitweise jagten. v. Kobell erwähnt, daß Forstrat v. Schenk durch Abspüren im Schnee die Beobachtung machte und konstatierte, wie drei Luchse gemeinsam auf Raub ausgegangen waren. Der eine Luchs stand gewissermaßen auf dem Wechsel vor, während zwei andere den Distrikt abgesucht hatten. Am Wechsel wurde ein Reh gerissen und auf dem Risse zeigte sich, daß alle drei Luchse zusammengekommen waren.

Sehr gerne wechselt der Luchs auf der Schneid der Berge; auch wurde konstatiert und Pfarrer Jäckel führt dies in seinem Werke an, daß der Luchs aufbäumt, um auf sein Opfer zu lauern; ebenso bäumt er, wenn er durch Hunde verfolgt wird.

Weidmännische Bezeichnungen.

Das männliche Tier heißt — Luchs, das weibliche — Luchsin; der Luchs hat einen — Balg, hat — Fänge, nicht Zähne; an den Zehen — Krallen; er hat nicht Läufe, sondern — Pranten; der Luchs — schnürt oder trabt, er — schränkt, wenn er die Tritte in schräger Richtung neben einander setzt; er — bäumt, hat sein — Lager; er — begehrt und ranzt in der Begattungszeit — Ranzzeit; die Luchsin — bringt Junge; die Augen heißen — Lichter oder Seher, die Ohren — Lauscher; der Balg wird — gestreift. Die Stelle, wo er seinen Raub fing, heißt ebenso, wie die Überbleibsel — Riß.

Sinne.

Was nun die geistige Veranlagung und körperliche Gewandtheit betrifft, steht der Luchs keiner Spezies des Katzengeschlechtes nach; er ist in jeder Hinsicht wohl ausgestatteter Räuber; er schnürt sehr ausdauernd, springt ausgezeichnet, klettert gut und durchschwimmt auch Gewässer.

Unter seinen Sinnen steht wohl das Gehör obenan; nicht minder gut entwickelt ist das Gesicht; daher das Sprichwort — „hat Augen wie ein Luchs"; am schwächsten dürfte, wie bei allen Katzen, der Geruchssinn entwickelt sein, denn er vermag auf weitere Entfernungen nicht zu wittern.

Die Stimme des Luchses ist kreischend, hochtönig und nach Katzenart; er ist entschiedenes Nachttier; untertags versteckt er sich und wartet bis zum Eintritt der Dunkelheit, um dann bis zur Morgendämmerung seine Raubzüge und Jagden zu machen.



Obgleich der Luchs in seiner Gestalt plump erscheint, ist er doch im stande, ungeheure Sprünge zu machen, welche oft bis zu 12 und 14 Fuß reichen. Man hat nach der Spur im Schnee beobachtet, daß ein Luchs einen Hasen regelrecht nach Katzenart anschlich, die Schneefurche bewies dies. Trotzdem ging der Hase flüchtig, der Luchs aber setzte ihm in weiten Sprüngen nach und erreichte ihn bald, alles Hackenschlagen nützte dem armen Meister Lampe nichts. Die Jagdart des Luchs dürfte demnach darin bestehen, daß er auf die Beute lauert, oder sie unter Benützung jeglicher Deckung anschleicht, dann mit einem raschen Sprung greift, dem Tiere Fänge und Krallen einschlägt und durch Abbeißen der Halsschlagadern dasselbe dann tötet.



Fährte.



Die Fährte des Luchses ist, wie schon bemerkt, schnürend oder schränkend, er schränkt, wenn er auf Raub ausgeht, schnürt, wenn er größere Strecken trabend zurücklegt. Die Fährte ist jener der Wildkatze ähnlich, doch viel größer, runder und stärker. Das Ansprechen der Fährte ist bei dem seltenen Vorkommen schwierig, doch gibt auch die Losung Anhaltspunkte. Die Losung wird nach Katzenart verscharrt, enthält aber stets Federn oder Haare des geraubten Wildes und besteht aus einzelnen kugelförmigen Ballen.



Fortpflanzung.

Die Ranzzeit fällt in den Monat Februar. In dieser macht der Luchs weite Wanderungen, um eine Gattin zu finden und diese Wanderungen geben Anlaß, daß Luchse öfter plötzlich in Gegenden auftauchen, wo man sie nie gesehen oder erlegt hat.

Die Tragezeit der Luchsin ist noch nicht ganz genau festgestellt, die einen Forscher nehmen 9 bis 10, die andern (wie Flemming) sogar bis zu 15 Wochen an, die richtige Tragezeit mag wohl in der

Mitte liegen. Die Luchsin bringt zwei bis drei, nach Dietrich a. d. W. drei höchstens vier blinde Junge zur Welt, welche erst nach 9—12 Tagen die Augen öffnen. Das Wochenbett befindet sich meist im unzugänglichen Dickicht, in hohlen Bäumen, Felslöchern oder auch in Dachs- und Fuchsbauen. Die Jungen werden gesäugt, dann mit lebenden Tieren versehen, bis sie selbst geschickt und kräftig genug sind, um sich Raub zu verschaffen.

Fraß. Als einer der kühnsten und gefährlichsten Räuber ist der Luchs für den Wildstand eines Revieres deshalb von großem Nachteile, weil er in seiner unbändigen Mordlust seinen Raub nicht aufzehrt, sondern zunächst nur die ihm als beste Leckerbissen erscheinenden Teile aufzehrt und das weitere verscharrt, um im Falle der Not zum Risse wieder zurückzukehren. Gewöhnlich nimmt er bei größeren Tieren Lunge, Leber, Herz ꝛc. zunächst an und sucht dann wieder frischen Raub.

Seine Raubzüge gelten auch zahmem Vieh, wie Lämmern, Schafen, Ziegen; vom Wilde nimmt er Geflügel jeder Art, dann Hasen, Rehe, Hirsche, Wildschweine, ja sogar das starke Elchwild greift er an. Im Gebirge ist er aber dem Gemsenstand sowie dem Murmeltier außerordentlich gefährlich. Solange es in unsern Bergen viele Luchse gab, konnte der Gemsenstand nicht gehoben werden.

Feinde. Was nun die Feinde des Luchses betrifft, wird es bei seiner Art außer dem Menschen wenige geben, die ihm nachstellen, im höchsten Falle könnte der alles fressende Wolf und zwar auch nur meist der jungen Nachkommenschaft gefährlich werden.

Jagd. Die Jagd auf den Luchs ist mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, da er sehr weite Gänge macht; nur bei gutem Spurschnee kann man auf erwünschten Erfolg rechnen, indem man ihn möglichst sicher einkreist, die Wechsel besetzt und dann durch Treiber und Hunde zu hetzen versucht. Haupterfordernis sind dabei scharfe Hunde und ein tüchtiger Jäger, der den Hunden folgt, weil gewöhnlich der Luchs vor den Hunden bäumt und der folgende Jäger dann Gelegenheit hat, den gebäumten und fauchenden Luchs vom Baume herabzuschießen. Sonst läßt sich mit der Jagd wohl wenig ausrichten. Ansitz auf dem Risse ist sehr unsicher, weil der Luchs in den meisten Fällen nicht mehr zurückkehrt, wenn nicht besonderer Nahrungsmangel ihn dazu treibt, was wohl in strengen Wintern am ehesten eintreten könnte.

Nach allen jenen Erfahrungen, welche unsere Hochgebirgsjäger gemacht haben, wurden bei uns die meisten Resultate mit dem Luchseisen — Tellereisen — erzielt. Dieselben wurden gewöhnlich in größerer Zahl gut verankert beim Risse gelegt. In den Algäuer Bergen hat man auch eine Art von Legbüchse angewendet, welche auf den beliebtesten Wechseln, meist am Grate der Berge, gestellt wurde. Noch ist eine solche Legbüchse im Besitze der Familie Agerer in Hindelang im Algäu. Über der Thür des Agererschen Hauses prangen noch ein Dutzend, allerdings vom Zahn der Zeit schon hübsch mitgenommene Luchsköpfe, die dorten erlegt wurden. Im habe diese Legebüchse vor Jahren gezeichnet und das Ganze im „Deutschen Jäger“ Nr. 22 vom 16. August 1887 veröffentlicht. Es ist eine Art Armbrust, welche statt eines gewöhnlichen Bolzen ein Geschoß mit einem Dreizack, der Widerhaken ähnlich einem Fischgeren hatte, schleuderte. Die Armbrust wurde auf den Wechsel hingerichtet, der Dreizack aufgelegt und eine Darmsaite über den Wechsel als Abzugsschnur gespannt. Passierte nun der Luchs den Wechsel, stieß er an der Saite an und das Geschoß mit einem etwa $1^1/_2$ Fuß langen Schafte aus hartem Holze fuhr ihm in die Weichen. Noch sind die Bisse an dem Schafte sichtbar, mit denen der Luchs das Geschoß aus seiner Seite zerren wollte. Wenn diese Büchse aufgerichtet war, wurde von der Kanzel in der Kirche aus verkündet, wo sie steht, damit kein Unglück an Menschen passierte.

Der Luchs ist aber im Tellereisen ein unbändiger Bursche. Wenn er sich gefangen hat, beißt er nicht selten die Pranten, ähnlich wie der Fuchs, ab. Der gefangene Luchs muß so wüten, daß der Platz um das Eisen herum ganz zerwühlt ist und Agerer versicherte mir, die gefangenen Luchse hätten so an ihrer Befreiung gearbeitet, daß die Fänge und die Krallen total abgenützt waren.

Im Forstamt Marquartstein am Hochgern wurden noch Ende der dreißiger Jahre mehrere Luchse im Tellereisen gefangen. Herr Oberförster F. Reiner, welcher dazumal als Aktuar dort war, berichtete mir Genaueres über diese Fänge und bestätigt, daß beim Risse nach der Fährte sogar zwei

Luchse gespürt wurden, von denen der eine im Eisen saß, der zweite sich entfernt hatte, aber nach einigen Tagen auch noch fing. Forstwart Zeller in Oberstorf im Algäu brachte einmal einen im Tellereisen gefangenen Luchs lebend nach Hause, indem er ihm einen Knebel gab und dann festband. Er nahm aber keinen Fraß an und ging nach einigen Tagen zu Grunde.

D. a. d. Winckell führt als Jagdmethode auch das Reizen mit dem Rehblatte an, was zu Erfolg auf den Luchs führen soll. Zum Glücke werden unsere guten Gams- und Rehbestände heutzutage nicht mehr durch dieses gefährliche Raubwild dezimiert und für uns Bewohner der Kulturstaaten gehört der Luchs der Geschichte an.

Sollte jedoch ein freundlicher Leser in die Lage kommen, auf Luchse noch Jagd machen zu können, so möge ihm als Vorsicht empfohlen sein, dem gefangenen oder angeschossenen Luchse lieber mit einem zweiten Schusse den Garaus zu machen, denn es wird versichert, daß der Luchs in seiner unbändigen Wut auch nicht anstehe, ohne weiteres den Menschen anzunehmen.

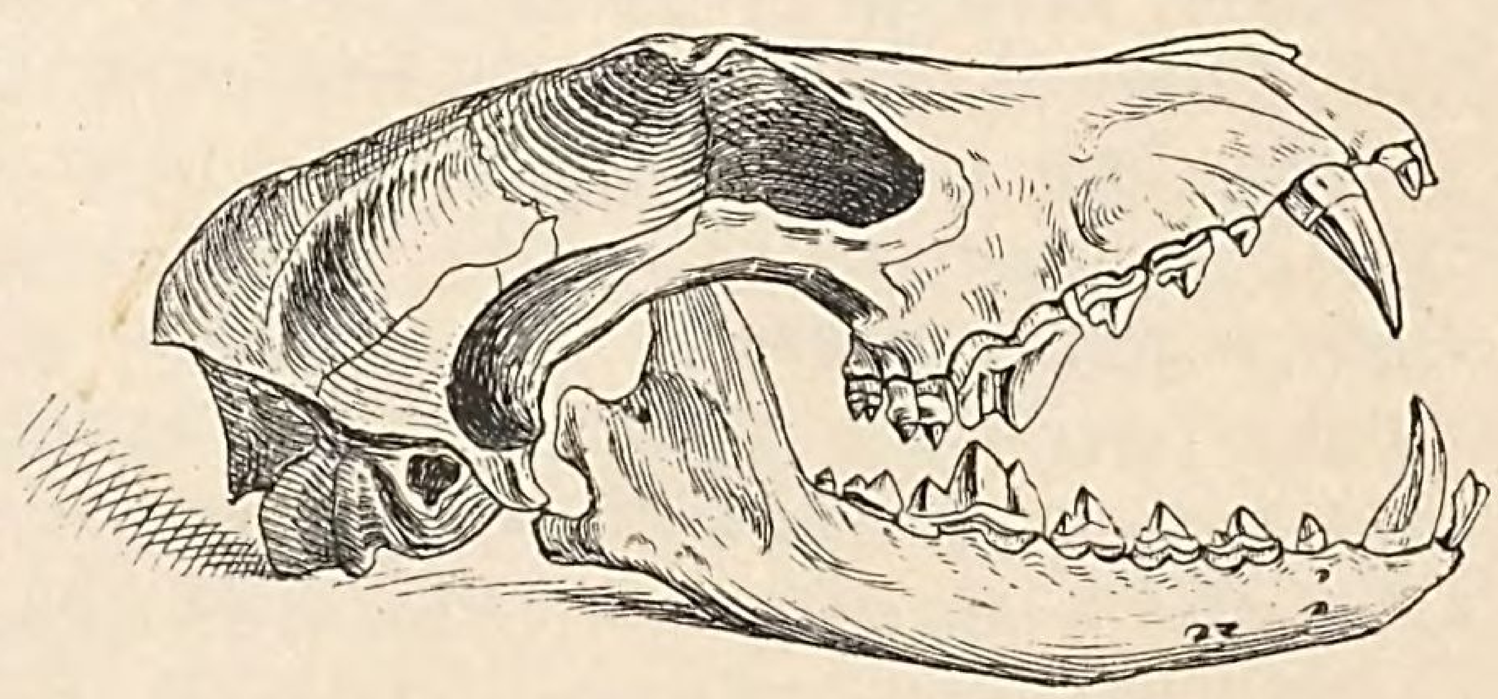
Für uns deutsche Weidmänner ist wohl die Zeit der Luchsjagd vorüber, wir erfreuen uns aber desto besserer Gams- und Rehbestände, die uns reichlich entschädigen.

Die Nutzung besteht einzig in Verwertung des Winterbalges, welcher ein gutes und hochbezahltes Pelzwerk abgibt, weshalb das Streifen in bekannter und vorsichtiger Weise vorzunehmen wäre, wie es im Kapitel des Wolfes genauer beschrieben ist. Nutzung.

3. Der Wolf.

Eines der weit verbreitetsten Raubtiere, das wir zur hohen Jagd zählen, ist der Wolf — canis lupus — er gehört zur Ordnung der Raubtiere — carnivora — und bildet die zweite Sippe in der zweiten Familie der Hunde — canidae. Naturgeschichtliches.

Der Kopf des Wolfes hat in seiner Bildung viele Ähnlichkeit mit jenem des Fuchses, er ist länglich, keilförmig, hat spitzige aufstehende Lauscher, die Lichter sind schiefliegend und leuchten im Dunkeln. Der weit gespaltene Rachen hat 42 Zähne; die Zahnformel lautet: $i\,\frac{3}{3},\ c\,\frac{1}{1},\ m\,\frac{4}{4},\ \frac{1}{1},\ \frac{1}{2} = 42$.



Die Länge des Wolfes beträgt 1,10 bis 1,20 cm, auch darüber, seine Schulterhöhe ca. 75 bis 80 cm, die Höhe des Kreuzes ungefähr 70 cm, die Länge der Rute ca. 40 cm, sein Gewicht schwankt je nach Stärke und Alter zwischen 30 und 50 kg. Die Färbung ist weißgrau, gelblichgrau, bräunlich und schwärzlich, die Unterseite ist heller; an den Vorderläufen haben ältere Wölfe vom Knie bis zu den Klauen schwarze Streifen. Der Pelz ist grobhaarig, dicht, im Winter lang, mit dichter weicher Unterwolle versehen (was den Hunden fehlt). In der Färbung unterscheidet man zweierlei Arten, die gelbbraune, auch Goldwolf genannt, und die silbergraue. Der Wolf steht auf mageren, dürren Läufen, vornen etwas höher als rückwärts, was zur Folge hat, daß er in der Flucht nicht lange aushalten kann; dagegen kann er im Trabe, seiner gewöhnlichen Gangart, ohne Rast stundenweite Strecken zurücklegen. Im ruhigen Gang ist, infolge der geschilderten Bauart, seine Bewegung langsam, schwankend und sieht aus, als ob er kreuzlahm wäre. Der Hals ist kurz, steif, aber äußerst muskulös, wodurch der Wolf im stande ist, ziemlich schweren Raub (z. B. Rehe) weite Strecken fortzutragen. Die Rute trägt der Wolf schräg herabhängend, sie ist buschig behaart, doch nicht so wie die des Fuchses und hat an der Spitze eine weiße Stelle — Blume, wie der Fuchs.

Die Wölfin ist schwächer, hat dünneren und spitzeren, schmäleren Kopf.

v. Kobell führt in seinem Wildanger ein von einem Engländer sehr bezeichnend gegebenes Charakterbild des Wolfes an: „Derb, dürr und boshaft, ganz Nerv, Knochen und Muskel, hat er

keine Unze überflüssiges Fleisch am Körper, seine ganze Gestalt ist der Inbegriff der Niederträchtigkeit; Wildheit zieht seine Lippen in Falten und droht von seiner Klaue, Bosheit lauert in seinem ruhelosen Auge und Argwohn in seinem gespitzten Ohre.“ Und solche Bestien, fügt v. Kobell bei, haben in den vergangenen Jahrhunderten scharenweise in Deutschland gehaust, vorzüglich aber während des dreißigjährigen Krieges, als wäre an dessen Morden und Sengen und Brennen des Schreckens und Elendes noch nicht genug gewesen.

Verbreitung. Trotzdem der Wolf in Mitteleuropa als ausgerottet zu betrachten ist, hat er doch noch ein ziemlich ausgedehntes Verbreitungsgebiet, in welchem er teils in größerer Anzahl, teils nur sporadisch auftritt. Da wo Wölfe noch in größerer Anzahl hausen, findet sich meist auch Bär und Luchs vor.

In Spanien und Frankreich haust er noch in den Pyrenäen und Ardennen. In Deutschland findet er sich zunächst noch in den Reichslanden, besonders Lothringen, dann in Ostpreußen, seltener in Ober- und Niederschlesien. Die österreichischen Kronländer beherbergen den Wolf noch in Ungarn, Galizien, Bukowina, Kroatien, Slavonien, dann im Okkupationsgebiete und hin und wieder in Krain. In Skandinavien und Livland ist er zwar bedeutend reduziert, findet sich aber doch namentlich in Norwegen noch mehrfach. Am stärksten ist der Wolf in Rußland und auch in Polen vertreten.

Bei uns in Bayern dürfte der letzte Wolf im Jahre 1852 zu Langenbruck in der Oberpfalz erlegt worden sein, im bayerischen Walde wurde 1846 bei Falkenstein der letzte erlegt und in der Rheinpfalz drei Stück bei Zweibrücken im Jahre 1848, wahrscheinlich aus Lothringen eingewechselt.

Aufenthalt. Am liebsten hält sich der Wolf in einsamen Gegenden und Wildnissen auf, dichte düstere Wälder mit Schluchten und Brüchen bilden seine Schlupfwinkel, im Süden liebt er die Steppen. Von hier aus macht er seine Raubzüge, wechselt weit umher, kommt aber oft nach Tagen und Wochen jagend wieder zurück. Seine Hauptgänge macht er des Nachts. Plagt ihn der Hunger, wird er auch schon untertags rege; in stark bevölkerten Gebieten geschieht dies erst mit Eintritt der Dämmerung.

Wenn nicht starker Hunger reizt, greift ein Wolf allein selten den Menschen an, ja nicht einmal in Rotten wagen sie es, denn der Wolf ist feige. Im Winter stehen die Wölfe rottenweise zusammen, von da aus gehen sie einzeln auf Raub, sammeln sich wieder und machen auch gemeinsame Unternehmungen. Wenn großer Hunger vorherrscht, dann wagen sich die Wölfe auch an Gehöfte und in Dörfer, brechen in Viehställe ein und morden ohne Erbarmen alles, was sie erreichen können.

Weidmännische Bezeichnungen. Der Wolf hat — *Lauscher*, seine Haut heißt — *Balg*, der Schwanz — *Rute*, deren Spitze — *Blume*, die Zehen — *Klauen*, die Eckzähne — *Fänge*; der Wolf — *ranzt*, wenn er sich begattet, die Wölfin — *wölft*, wenn sie Junge bringt, der Wolf — *trabt*, wird *flüchtig*, er *raubt*, *reißt* oder *wirft* den Raub, er *frißt* ihn. Der Wolf ruht im *Lager*, er wird *totgeschlagen*, den Balg *streift* man *ab*. Beißt sich ein Wolf durch das Zeug, sagt man — er hat sich *durchgeschnitten*. Eine größere Anzahl Wölfe, die sich vereinigt haben, nennt man — *Rotte*.

Alter. Der Wolf, in das Hundegeschlecht gehörig, wird auch bezüglich des Alters dem Haushunde gleich sein und ein solches von durchschnittlich 15—16 Jahren erreichen. Das Gebiß der alten Wölfe ist ziemlich abgenutzt und sieht aus wie abgefeilt, recht alte Wölfe werden zahnlos, eben wie unsere Hunde. Kopf und Schnauze alter Wölfe werden altersgrau.

Sinne. Die Sinnesorgane der Wölfe sind außerordentlich scharf, sie winden und äugen sehr scharf und vernehmen besonders gut, was ja auch in Anbetracht ihrer Feigheit schwer ins Gewicht fällt. Der Wolf ist sehr ausdauernd, was ihm den Entgang der Gewandtheit anderer Raubtiere ersetzt. Obgleich zum Hundegeschlecht gehörig, sind Wolf und Hund die grimmigsten Feinde. Alle Hunde haben aber einen großen Widerwillen gegen den Wolf, wenn sie den Wolf wittern, sträuben sie die Haare, ziehen den Schwanz ein und verraten Scheu oder Furcht, und doch ist es auffällig, daß Kreuzungen zwischen Hund und Wolf mit fruchtbarer Nachkommenschaft vorkommen. Die Blendlinge dieser Kreuzung nehmen vielfach den Charakter des Wolfes an, sind fortpflanzungsfähig und sehr schneidige Tiere. Die Hundezuchtanstalt von Burger in Leonberg hat auf der Hundeausstellung zu München im Jahre 1886 eine Anzahl solcher Bastarde zur Schau gestellt.

Feinde und Krankheiten. Außer dem Menschen und Hunde wird der Wolf bei uns wohl keine Feinde haben, welche ihm gefährlich werden. Dagegen ist er jenen Krankheiten ausgesetzt, die auch unsere Hunde befallen, nämlich der Räude, welche sehr leicht übertragbar, von Stück zu Stück geht und viele zu Grunde richten kann; ferner kommt beim Wolfe die Tollwut häufig vor. Besonders der Hunger und ungestillter Geschlechtstrieb mögen die Ursachen dieser Erscheinung sein, welche gerade in strenger Winterszeit zusammenfallen.



Fährte. Die Wolfsfährte ähnelt jener eines starken Hundes sehr, ist von letzterer aber durch mehrfache Kennzeichen, die allerdings wiederum einige Übung voraussetzen, wohl zu unterscheiden. Zunächst ist der Tritt des Wolfes verhältnismäßig länglichter und schmäler als der des Hundes, die Ballen sind schärfer eingedrückt und die Wolfsklauen etwas länger und spitzer sichtbar, die beiden mittleren Klauen zwängt der Wolf scharf zusammen, weshalb sie deutlicher sichtbar sind als die äußeren. Mehr als der Tritt zeichnet sich die Fährte in ihrem Charakter ab. Da der Wolf meistens trabt, sind seine Schritte länger und gerade vor einander gesetzt, als wie die Tritte des Fuchses, wenn er schnürt. Wenn eine Rotte Wölfe trabt, hält sie genau die Tritte des vordersten Wolfes ein, d. h. jeder Wolf tritt in die Fährte des Vormannes und erst wenn es etwa zum Rauben kommt, verlassen sie die bisher eingehaltene Schnur.





Ranzzeit. Über den Beginn der Ranzzeit sind die Gelehrten auch nicht einig; der eine behauptet, sie beginne im Februar, der andere verlegt den Beginn in den Januar und wieder andere lassen sie schon im Dezember eintreten. Ich erlaube mir die Ansicht auszusprechen, daß im großen Ganzen alle Recht haben, da der Eintritt des Begattungstriebes viel von den Witterungs- und individuellen Verhältnissen abhängen mag; wie bei andern verwandten Tiergattungen ist Anfang und Ende der Ranzperiode nicht scharf abgegrenzt. Wir haben das Beispiel beim Hunde, wie beim Fuchse, daß allerdings zu einer gewissen Zeit die Ranzperiode auftritt, ob aber ein paar Wochen früher oder später, ist nicht genau zu sagen. Dr. A. Brehm mag wohl Recht haben, wenn er sagt, daß bei alten Wölfen die Ranzzeit früher, schon im Dezember eintritt und bis Ende Januar währt, während jüngere Individuen später ranzig werden und bis Mitte Februar bleiben. Die Wölfinnen werden, wie die Hündinnen, nicht alle gleichzeitig hitzig und ein Fachmann behauptete, daß der Begattungstrieb des männlichen Fuchses, wie auch des Hundes vielfach erst durch das ranzige weibliche Tier geweckt werde. Mag dem auch beim Wolfe so sein.



Die einzelne W ö l f i n ist nicht länger als 12—14 Tage ranzig; die Begattung erfolgt wie beim Hunde und Fuchse durch Hängen. Während der Ranzzeit gibt es unter den männlichen Wölfen heftige Kämpfe und Raufereien, da das männliche Geschlecht vorherrscht und folglich mehrere Bewerber sich um die Gunst einer Wölfin bemühen.

Die Wölfin bereitet in tiefster Dickung, in Klüften oder Höhlen ein weich ausgepolstertes Nest und wölft nach 9 Wochen (63 Tagen) 3—8 Junge, vorherrschend männlichen Geschlechtes, welche 10—14 Tage blind sind. Auch die Trächtigkeitsdauer wird verschieden angegeben; Dietrich a. d. W. gibt 12 Wochen, v. Train sogar 13 Wochen und Brehm 63—64 Tage, also ungefähr 9 Wochen an, was der Tragzeit des Hundes und Fuchses auch entsprechen würde. Die Pflege der Jungen ist ausschließlich der Mutter überlassen, welche ihre junge Räuberbrut sorgfältig hegt. Der Papa kümmert sich um die Nachkommenschaft nur so viel, als er die Gelegenheit sucht, sein eigen Fleisch und Blut aufzufressen, weshalb der Mutter größte Sorge ist, die Jungen vor den kulinarischen Genüssen des liebenswürdigen Gatten zu verbergen und zu schützen. 6—8 Wochen saugen die Jungen an der Mutter, dann werden sie mit Fraß versorgt und nach und nach zum Rauben nach Wolfsart abgerichtet. Diese Periode ist auch die gefährlichste fürs Kleinwild, da dies nicht bloß den Hunger stillen muß, sondern auch als Lehrobjekt zu dienen hat. Nestwölfe sind leicht zähmbar. Nach Ablauf des ersten Jahres sind die Wölfe schon fortpflanzungsfähig, im zweiten völlig ausgewachsen.

Fraß. Der Wolf raubt gewöhnlich zur Nachtzeit; selten, nur wenn arger Hunger eintritt, untertags. In strengen Winternächten ist das weit hörbare, häßliche Geheul der hungrigen Wölfe zu vernehmen. Die Nahrung des Wolfes besteht aus zahmem Vieh jeglicher Art, ob groß oder klein, aus Wild vom

Hirsche herab bis zum Hasen; wildes und zahmes Geflügel, sowie Hunde liebt der Wolf besonders; in harten Zeiten nimmt er auch mit Maulwürfen, Mäusen, sogar mit Aas vorlieb und wenn der Hunger zu groß wird, greift er auch seine Geschlechtsgenossen an, sowie menschliche Leichname. — Für Schaf- und Ziegenherden ist der Wolf sehr gefährlich, denn er ist auch blutgieriger Würger und reißt viel mehr Stücke, als er zu verzehren im stande ist. Glaubt der Wolf sich ungestört, wirft er ein Stück, schleppt es an einen ruhigen Ort und frißt es sofort auf. Ein Schaf z. B. kann er in einer Mahlzeit verzehren, denn er hat sehr rasche Verdauung; ist er damit fertig, sucht er noch mehr Fraß sich zu verschaffen und schleppt ihn hinweg.

Wo sich eine Rotte Wölfe aufhält, ist in kurzer Zeit eine Wildbahn vernichtet. Aas, gefallenes Wild ꝛc., was der Wolf nur in Zeiten der Not annimmt, verschmäht er gewöhnlich, solange er frischen Raub finden kann. — Einzelne Wölfe, sowie Rotten suchen sich unter Wind an die Schafherden heranzuschleichen, umkreisen sie, so daß Hunde und Hirten die Annäherung nicht wahrnehmen; sogar in Ställe wissen sie einzubrechen, zu rauben und zu morden, was möglich ist.

An den Menschen wagt sich der Wolf nur selten und in Rotten nur dann, wenn großer Hunger vorhanden. Die Feigheit des Wolfes ist so groß, daß ein einzelner Mensch sich seiner erwehren kann. Kettengerassel, Feuerschlagen und sonstiger ungewohnter Lärm genügt, um die Wölfe zwar nicht zu vertreiben, aber doch ferne zu halten. Deshalb pflegt man in Rußland und in Gegenden, wo viele Wölfe hausen, an den Schlitten Ketten zu befestigen, welche rasseln, oder Laternen mit hellem Lichte und bunten Glasscheiben anzubringen.

Jagd. Die Jagd auf den Wolf ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Der Wolf ist, wie schon angeführt, mit außerordentlich scharfen Sinnen ausgerüstet und infolge seiner Feigheit sehr vorsichtig. Treibjagden haben nur Erfolg, wenn die Wölfe vorsichtig eingekreist sind, beim Einkreisen in kleinere Distrikte wird er sehr leicht rege und die ganze Mühe ist umsonst. Beim Anstellen darf man nur größere Waldkomplexe besetzen und dies nur mit peinlichster Stille, sonst ist der Wolf ausgewechselt, ehe der Bogen beginnt. Befindet sich ein Wolf im Bogen, wird er vor den Treibern bald rege, schleicht auf den Wechseln vorwärts, drückt sich wieder und erst wenn er hart bedrängt wird, kommt er meist an die Schützenkette nur herangeschlichen. Sind die Schützen nicht ganz ruhig und vorsichtig, wird er rasch umschlagen und sich wo anders durchzudrücken suchen. Nur wenn der Wolf recht vollgefressen, hält er besser aus; dieser Zeitpunkt ist aber schwer zu erraten und hängt vom Zufall ab. Große Treibjagden, von Gemeinden in Szene gesetzt, haben deshalb meistens sehr geringen Erfolg.

Wie mit der Treibjagd verhält sich's auch mit dem Ansitz auf dem Raub oder Luder. Zunächst muß der Köder immer frisch sein, höchstens in strengen Wintern gelingt der Ansitz am Luder besser. Die Schwierigkeit wird deshalb groß, weil der Wolf den Köder in großem Bogen umkreist, kommt er auf die Spur des Jägers oder fängt er Wind, ist der Ansitz vergeblich. Am besten wird man mit dem Hochsitz zurecht kommen. Dabei ist aber die List am besten, wenn man sich zu Pferde dem Stande nähert, einen ebenfalls berittenen Gehilfen bei sich hat, welcher dann mit den Pferden sich zurückzieht.

Die gleiche Vorsicht ist anzuwenden, wenn man sein Glück mit Anreizen, etwa mit der Hasenquäcke oder mit dem Geschreiblattler versuchen will, natürlich auch nur wieder zu einer Zeit, in der man voraussetzen kann, daß den Wolf großer Hunger plagt. Am besten wird man beim Eintritt der Dämmerung oder in mondhellen, klaren Nächten zu Erfolg gelangen.

In Rußland wird auch die Jagdart angewendet, daß man im Schlitten bei mondheller Nacht ein Ferkel mit sich führt und dasselbe von Zeit zu Zeit zum Quieken und Grunzen zwingt. Die Wölfe umkreisen dann den Schlitten, werden allmählich dreister und kommen in Schußweite heran.

Fang. Als praktische Fangmethoden mag der Fang mit Schwanenhals und Tellereisen empfohlen sein. Wie beim Fuchse muß auch beim Wolfe der Fangplatz vorbereitet sein, d. h. der Wolf muß durch Ankirrungsbrocken angekirrt werden, ehe man das Eisen legen kann. Als beste Brocken eignen sich Reh- oder überhaupt Wildlebern, Stücke Wildbret, Gescheide, Fleisch und Stücke von Geflügel. Wird das Eisen fängisch gestellt, emfiehlt sich, den Abzugsbissen vorher in Gänsefett zu braten und auch pulverisierten Kampher aufzustreuen.

Wie beim Fuchsfange gibt es auch beim Wolfsfange verschiedene Witterungen, die oft mehr oder weniger Geheimnisse der Jäger sind. Dietrich a. d. W. gibt folgendes Rezept:

„Man zerlasse frisches ungesalzenes Gänsefett in reinem Tiegel, thue zu gleichen Teilen Fenchel, Baldriankraut, auch Knospen von Fichten und Tannen hinzu und lasse das Ganze über Schmiedekohlen ca. 5 Minuten braten, aber nicht braun werden, die Masse rühre man während des Bratens unausgesetzt mit einem reinen Hölzchen um; nun nehme man sie vom Feuer, rühre, so lange sie noch heiß ist, ein wenig pulverisierten Kampher hinein, seihe sie durch ein reines Leinwandtuch in ein steinernes, vorher ausgebrühtes Gefäß und verwahre dasselbe gut zugebunden an kühlem Orte." Diese Witterung hält sich ca. 1 Jahr.

Alle beim Fuchsfange angeführten Regeln über das Legen und die Sauberkeit des Eisens müssen auch hier Beachtung finden.

Tellereisen legt man um den Ankirrungs- oder Luderplatz in größerer Anzahl, sie müssen gut verankert und eingebettet sein, mit starker Kette versehen, welche ebenfalls eingebettet ist, und dann verblende man alles recht gut mit Moos 2c. Natürlich müssen alle zum Wolfsfange verwendeten Eisen die genügende Größe und Stärke besitzen. Länger liegende Eisen müssen sauber geputzt sein und mit Tannen- oder Kiefernknospen fleißig abgerieben werden.

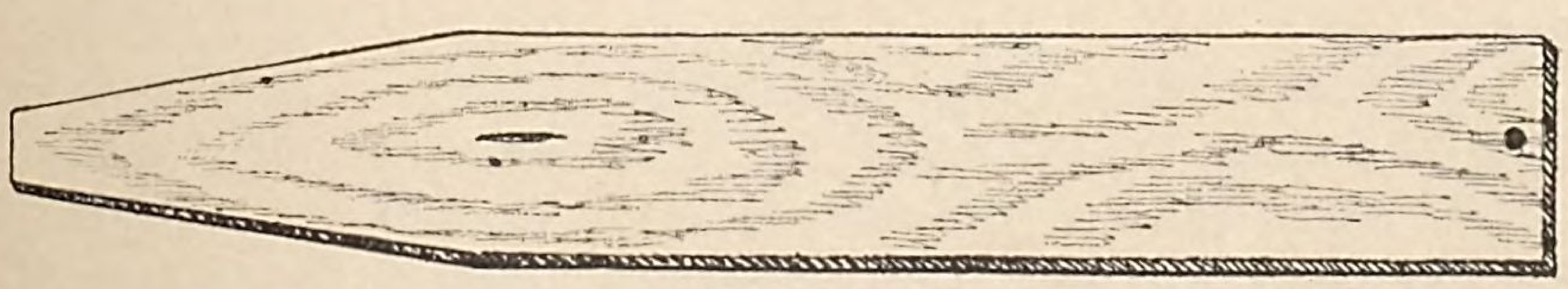
In neuerer Zeit werden mit Strychnin vergiftete Brocken für die Vertilgung des Fuchses gelegt, dies läßt sich auch beim Wolfe anwenden, indem man das Luder oder grobes Gescheide mit Strychnin versetzt. Am besten kann man zu Werke gehen, wenn man dem Luder — Schaf, Reh 2c. die Decke teilweise abzieht, auf das bloße Fleisch Strychnin streut und dann die Decke wieder darüber zieht, der Wolf wird auf diese Weise den bittern Geschmack des Giftes erst wahrnehmen, wenn es zu spät ist. Diese Vernichtungsmethode liefert die meisten Räuber ins Jenseits, denn die Wirkung guten Strychnins ist so groß, daß kein Wolf sich voll frißt, ehe das Gift seine Schuldigkeit thut. Man will aber behaupten, daß der Balg dadurch insofern leide, als die Haare desselben sehr leicht ausgehen.

Wolfsgruben sind Fangmittel, die in vergangenen Zeiten Anwendung fanden, heutzutage aber aus verschiedenen Gründen nicht mehr angewendet werden, weil bessere Mittel vorhanden sind, die Zahl der Wölfe abgenommen hat und dieser Fang dadurch wenig Aussicht auf Erfolg bietet, während er andererseits viele Gefahren für Menschen und Tiere mit sich bringt und auch gesetzlich untersagt ist.

Die Nutzung des Wolfes besteht lediglich in Gewinnung des Balges, der ein sehr brauchbares Pelzwerk liefert — indirekten Nutzen zieht der Wild- und Viehstand durch Dezimierung und Vernichtung des gefährlichsten Räubers. Auch das Leder wird gar gemacht und zu verschiedenen Zwecken verwendet. Nutzung.

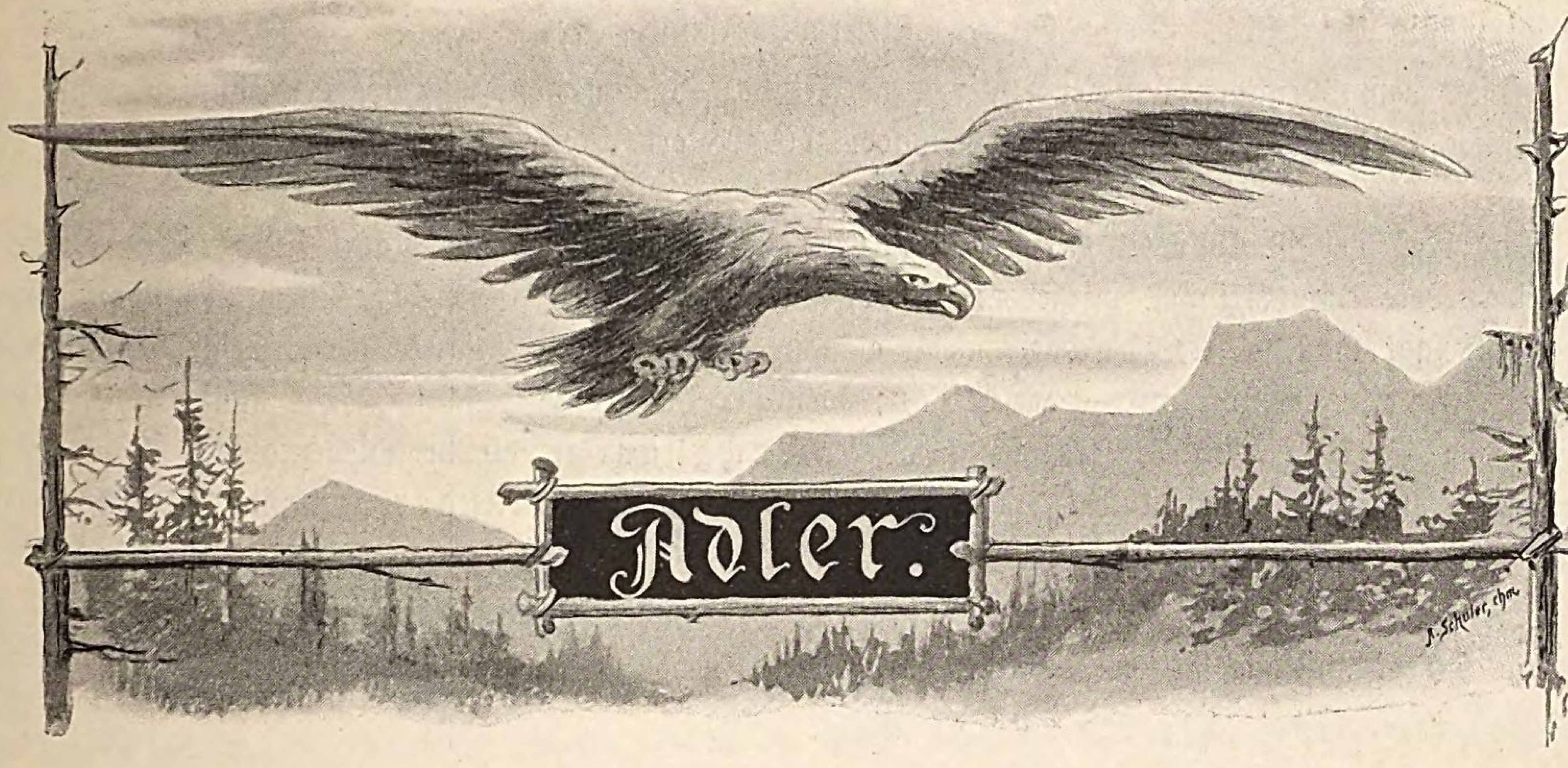
Ein angeschossener oder noch nicht verendeter Wolf wird am besten dadurch ins Jenseits geliefert, daß man ihn durch einige kräftige Hiebe quer auf die empfindlichste Stelle, den Nasenrücken, völlig tötet.

Der Balg wird gestreift wie jener des Fuchses, und zwar: Man schneidet die Haut aller vier Läufe von den Ballen an der inneren Seite auf, die Vorderläufe bis zum Blatt, die hinteren bis zum Weidloch, zieht dann die Haut von den Zehen bis oben hinauf ab, heßt dann die Hinterläufe ein und hängt den Wolf daran auf. Nun löst man die Rute aus und streift vorsichtig und langsam den Balg bis zu den Vorderläufen ab, nehme sich aber in acht, nicht zu heftig zu zerren, damit der Balg nicht bricht, helfe lieber, aber ebenso vorsichtig, mit dem Messer nach. Nun werden die Vorderläufe aus dem Balge gezogen und dieser wieder bis zum Kopfe abgezogen, dann der Kopf, was etwas schwieriger ist, mit Hilfe des Messers abgeschärft, die Lauscher ausgelöst und der Kopf gänzlich mit der Nase abgezogen. Nun hat man den ganzen Balg mit der Innenseite nach außen vor sich und zieht ihn so, mit der Wolle nach innen, über ein entsprechendes Brett, die sogen. „Spreng", welches



oben etwas schmäler zugeschnitten ist. Der Balg wird straff angezogen und gespannt, sodann die Hinterläufe mit je einem halb eingeschlagenen Nagel befestigt. Auf die rohe Seite der Läufe drücke man, so breit als sie sind, einen Streifen starken Papieres, das von selbst auf der Fettigkeit des Balges kleben bleibt und das Zusammenrollen der Haut verhindert. Die rohe Balgseite wird mit etwas Holzasche, in welche wenig Salz gemischt ist, eingerieben und dann das Brett in einem trockenen Raum, aber nicht am warmen Ofen, aufrecht zum Trocknen gestellt. Nach einigen Tagen wird der Balg getrocknet sein, nun nimmt man ihn von der Spreng ab und bewahrt ihn in ganz trockenem Raume auf, daß er nicht wieder Feuchtigkeit anzieht.

Wenn der Balg gänzlich trocken ist, dann wird er umgekehrt, so daß die Haare nach außen kommen. Zu diesem Zwecke führt man mittelst eines starken Drahtes eine ziemlich lange Schnur durch den Balg ein, zieht ihn mit der Schnur beim Rachen heraus, befestigt die Schnur fest an der Nase, während das entgegengesetzte Ende der Schnur an einem starken Haken im Thürgerüste oder an der Wand festgebunden ist. Zunächst drücke man die Nase und dann den Kopf unter Anziehen der Schnur durch nach innen und nun zieht man den Balg wie einen umgekehrten Handschuh durch, wobei man langsam aber zügig verfährt, so daß der Balg keinen Riß bekommt. Auf diese Weise kehrt sich der Balg leicht um und man hat die Haarseite außerhalb, welche man dann etwas auskämmen kann, um dem Balge ein sauberes Aussehen zu verschaffen. So wird der Balg bis zur Veräußerung aufbewahrt. Je schöner der Balg präpariert ist, desto freudiger greift „Itzig“ nach ihm und lohnt den fleißigen Jäger mit blanker Münze ab.



d) Befiedertes Raubwild.

1. Adler.

Allgemeine Betrachtung.

Die Adler — aquilinae — gehören in die Ordnung der Raubvögel — accipitres — bilden in der ersten Familie: Falken — falconidae — die 6. bis 13. Sippe; sie gehören zur hohen Jagd.

Adler sind sehr große Vögel mit gedrungenem Körperbau; der Kopf ist mittelgroß, durchaus befiedert; der Schnabel an der Wurzel gerade, an der Spitze gekrümmt, sein Oberkiefer besitzt keinen Zahn, ist aber an Stelle desselben ausgebuchtet; die Wachshaut ist nicht von Gefieder bedeckt; Fußwurzeln sind stark, meist bis zu den Zehen herab befiedert; die starken Zehen haben große, stark zugespitzte und gekrümmte Nägel; die Flügel, von nicht immer gleicher Länge, erscheinen abgerundet, da die vierte und fünfte Schwinge die längsten sind; der Schwanz ist groß, lang, breit, teils abgerundet, teils gerade abgeschnitten; das reichliche Gefieder besteht aus großen, zugespitzten Federn, meist weich, selten hart; die verlängerten, pfeilförmig zugespitzten Federn des Kopfes und Nackens sind bezeichnend; das Augenbein tritt weit vor, wodurch das feurige Auge kühnen Ausdruck erhält.

Verbreitung.

Adler bewohnen die ganze Erde; einzelne Sippen besondere Gegenden. Die Mehrzahl lebt und jagt im Walde, einzelne Arten sind Gebirgsbewohner, andere leben am Wasser. Die Nähe der Menschen meiden sie, bauen ihren Horst in möglichst unbehelligte Lage auf Felsköpfen, in Felsschrunsen, auf großen Bäumen, selten am Boden. Der Horst ist aus groben Prügeln, oben aus Reisig hergestellt, innen etwas ausgepolstert, wird alle Jahre erneuert, daher oft sehr hoch. Die Adler rauben im Laufen, Sitzen, schlagen auch im Fluge und gehen auch an Aas. Im Laufen ist der Adler ungeschickt, im Sitzen sieht er stolz, senkrecht aufgerichtet aus; der Flug ist mühelos, majestätisch.

Sinne.

Die Sinne des Adlers sind gut entwickelt, das Gesicht steht obenan, Gehör ist scharf, der Adler vernimmt sehr gut; der Geruch, über welchen manches gefabelt wird, dürfte weniger hoch entwickelt sein. Der Adler ist scheu, vorsichtig, dreist und frech, wo er sich ungestört glaubt; seine Unternehmungen verraten Berechnung und List.

Atzung.

Der Adler lebt vorzugsweise von selbsterbeuteten Tieren, verschmäht Aas nicht, bevorzugt aber lebende Tiere vom Fuchse und Marder an bis hinauf zum Edelwildkalb, wird den Schafen, Ziegen, Gemsen, Rehen sehr gefährlich, raubt sogar, wie Beispiele beweisen, Kinder und Hunde, trägt die Beute, wenn irgend möglich, fort und verzehrt sie an ihm passendem Orte; den Angriff führt er mit Berechnung, Mut, Vehemenz und großer Erregung aus und kehrt zum Risse wieder zurück. Im Gebirge sucht er Gemsen und auch zahme Tiere, wie Ziegen, Schafe, über Felsen und Wände hinabzustoßen und dann dort anzufallen.

Begattung. Die Fortpflanzung findet in den ersten Monaten des Jahres statt; ein Adlerpaar sucht den alten gewohnten Horst immer wieder auf. Das Gelege enthält ein bis zwei, selten drei Eier, die verhältnismäßig klein sind. Beide Eltern füttern die Jungen groß.

Feinde. Außer dem Menschen hat der Adler keine Feinde, die ihm gefährlich werden könnten, wohl aber viele Gegner, die ihn behelligen. Der Schaden des Adlers kann an Hausvieh und Wild sehr groß werden.

Weidmännische Bezeichnung. Das Nest des Raubvogels heißt — Horst, die Exkremente nennt man — Geschmeiß, Haare und Federn, die beim Kröpfen mitgehen und welche er ausspeit — Gewölle; wenn er sich irgendwo einschwingt, sagt man — Aufhacken, wenn er mit ausgebreiteten Flügeln dahinstreicht, nennt man's Kreisen, Fressen nennt man — Kröpfen; wenn er seinen Raub fängt, sagt man — Stoßen; Fänge oder Gewaff sind die scharfen Krallen, Wachshaut ist die verschiedenfarbige Haut an der Schnabelwurzel um die Nasenlöcher, die Füße werden auch — Ständer genannt; Flaum ist der flaumartige — Unterstoß.

Wir haben sehr viele Arten von Adlern, ich zähle jedoch nur diejenigen auf, welche für den Jäger als hauptsächlichste Wildräuber und Schädlinge der Jagd in Betracht kommen.

Man unterscheidet edle und unedle Adler.

Unter die ersteren sind zu rechnen:

1) Stein- oder Goldadler. 2) Kaiseradler. 3) Zwergadler. 4) Schreiadler. 5) Steppenadler.

Unter die letzteren:

1) Seeadler. 2) Fischadler. 3) Schlangenadler. 4) Habichtsadler.

Steinadler. Der bei uns hauptsächlich im Hochgebirge am meisten verbreitete Adler ist der Steinadler — aquila fulva — er ist der größte und stärkste Adler mit gedrungenem Körperbau.

Einige Naturforscher wollen zweierlei Arten unterscheiden, nämlich den Steinadler — aquila fulva — und den Goldadler — aquila chrysaëtos — man hält sie aber auch nur für Altersverschiedenheiten oder Spielarten. Letzterer soll kleiner und lichter gefärbt sein.

Die Länge des Steinadlers beträgt zwischen 80 und 95 cm, Flugweite 2 m und mehr, Schwanzlänge 30—36 cm. Das Weibchen ist in der Regel größer als das Männchen und heller gefärbt. Der Augenstern ist gelb. Beim alten Vogel sind Nacken und Hinterhals rostbraun, das übrige Gefieder dunkelbraun, mit einigen unregelmäßig verteilten weißen Flecken; Unterschwanzdeckfedern (Flaum) sind weiß, sehr schöner Hutschmuck unserer Gebirgsbewohner. Junge Vögel sind durchweg heller. Das Gefieder des Steinadlers ist sehr verschieden, es verändert sich je nach dem Alter des Vogels vielfach.

Aufenthalt. Der Steinadler ist über ganz Europa verbreitet, soweit die Baumregion reicht; am meisten findet man ihn jetzt noch in den Hochgebirgen (Alpen), auch in den Waldbergen Rußlands, Bosniens 2c. und in großen ausgedehnten Waldkomplexen. Im bayerischen Hochgebirge, Tyrol, Schweiz, auch in Steyermark und Kärnten kommt er noch zahlreich vor. Unsere Algäuer Berge mit ihren kolossalen Felswänden sind Hauptstandorte, dort werden auch die meisten Steinadler bei uns erbeutet.

Alter. Der Steinadler soll ein sehr hohes Alter erreichen, man glaubt, daß er bis zu 200 Jahre alt wird. Erst nach dem zehnten Jahre wird er fortpflanzungsfähig; in der Gefangenschaft sind Fälle konstatiert, daß er über 100 Jahre lebte.

Fortpflanzung. Die Paarungszeit des Steinadlers fällt in den Monat März, indem er mit dem Ausbessern und Bauen des Horstes beginnt. Nicht immer horstet der Steinadler in Felsklüften, z. B. in Rußland befinden sich die Horste ausschließlich auf hohen Bäumen, in Spanien, wo Felsklüfte nicht mangeln, hat man die Horste ebenfalls auf Bäumen konstatiert. Das Weibchen legt ein, zwei, höchst selten drei Eier, die es in ca. 30—35 Tagen ausbrütet, während das Männchen Fraß zuträgt. Die Jungen werden ca. drei Wochen mit halbverdauter Nahrung aus dem Kropfe geätzt, dann wird ihnen zerkleinerter Raub vorgelegt, bis sie endlich selbst völlig kröpfen können. Flugbarkeit erreichen sie erst nach drei Monaten, also gegen den Herbst zu. Mehr als ein Junges bringen die Steinadler selten auf, da, wenn auch zwei oder drei ausgebrütet wurden, dieselben gerne vom Horste fallen. Während der Aufzugszeit der Jungen rauben die Alten in der ganzen Gegend. Gemsen, Schweine, Rehkitze, Hasen,

Lämmer 2c. tragen sie von überallher zu und werfen sie in den Horst. Später werden die Jungen im Schlagen unterrichtet.

Der Steinadler ist ein kühner Räuber, dabei aber außerordentlich scheu und vorsichtig. Stunden- Lebensweise. lang kann er auf irgend einer erhabenen Felszacke scheinbar unbeweglich sitzen; von hier aus beherrscht er sein Gebiet. Plötzlich schießt er wie ein Pfeil auf seinen Raub los, stößt ihn über eine Wand hinab oder greift ihn mit den Fängen, um rasch damit in die Höhe zu steigen, an einem geschützten Orte sich niederzulassen und zu kröpfen. Da der Steinadler seine Beute selten ganz verzehrt, sondern nur soviel kröpft, als ihm für den Augenblick nötig ist, dann aber wieder frischen Raub sucht, wird er sehr gefährlich für alles, was in den Bereich seines Raubens gehört. Öfter kommt er zum verlassenen Raube auch zurück, ist aber dabei sehr mißtrauisch, so daß es schwer ist, hier mit Eisenlegen anzukommen. Selbst die kleinste Veränderung erregt sein Mißtrauen. Oft aber schwingt er sich ab und kreist scheinbar ohne Flügelschlag stundenlange über dem Horste oder dem Thale. Auf den Uhu stößt der Steinadler nicht ungern, meist aber nur einmal, und ist ersterer nicht vorsichtig, kann ihm der Stoß das Leben kosten.

Von einer methodischen Jagdart auf Adler ist wohl unter den gegebenen Umständen nicht zu Jagd. reden — jede Handlung des Jägers muß sich stets nach diesen richten. Doch wird in unsern Bergen dem Adler gewöhnlich durch Ansitzen am Raube, durch Legen von Eisen bei demselben und durch die Jagd am Horste nachgestellt. Letztere Jagd hat soviel Reiz, daß sie in unsern Gebirgsthälern eine Art Volksfest bildet. In unsern bayerischen Alpen haben wir gewisse Örtlichkeiten, in welchen stets Adler horsten. Es sind das stille abgelegene Hochthäler, überragt von steilen Felswänden, in deren Geklüften die Horste sich befinden. Die Jagd wird gewöhnlich „Adlerfang" genannt.

Ist die Anwesenheit eines Adlerpaares konstatiert, was aus den verschiedenen Räubereien bald erkannt wird, so ist es Sache der Jäger und Hirten, den Strich derselben zu beobachten und auszumachen wo der Horst sich befindet. An kühnen und verwegenen Burschen fehlt es nicht, welche oft mit Überwindung größter Gefahr zum Horste zu gelangen suchen, um die näheren Umstände, namentlich wenn es Zeit sei, die Jungen auszunehmen, zu erforschen. Wenn dieses alles vorbereitet ist und die Brut dem Flüggewerden nahe, dann weicht in der Regel der Jäger nicht mehr von der Nähe des Horstes, denn es handelt sich darum, die alten Adler zu erlegen, wenn sie der Ätzung halber vom Horste ab- und zustreichen, hierauf wird dann der Fang der Jungen vollzogen. Um nun alle diese Vorkehrungen treffen zu können, trachtet der Jäger über oder unter dem Horste einen möglichst gedeckten Ansitzplatz zu erhalten, von wo aus er den Schuß auf die alten Adler anbringen kann. Das ist sehr schwierig, denn der Adler hat ein scharfes Auge, kommt auch nicht so regelmäßig zum Horste und so muß der Mann oft Tage, ja Wochen lange passen, dabei aber ein vortrefflicher Kugelschütze sein, wenn er Erfolg haben will. Schließlich handelt sich's darum, zum Horste zu gelangen, sei es nun, daß man auf Leitern, auf Felsbändern 2c. ansteigt, oder mittels Seilen sich herabläßt und den jungen, schon sehr unbändigen König der Lüfte überwältigt, knebelt und herunterschafft. Wenige gibt es, die derartige Wagnisse ausführen, doch ist, wie gesagt, der Adlerfang bei uns nichts Seltenes. Von nah und ferne strömen die Leute, nachdem Ort, Tag und Zeit bekannt gegeben sind, herbei, um vom Thale aus das Schauspiel zu sehen.

Wir haben verschiedene Adlerjäger, die diese Jagd mit Erfolg wiederholt bestanden haben.

Der als kühner Bergsteiger bekannte und beim Kapitel des Luchs schon erwähnte Kgl. Förster Karl Agerer in Hindelang, im Jahre 1892 verstorben, hat im sogenannten Rohrmoos bei Tiefenbach den Adlerfang bewerkstelligt; ebenso Graf Max von Arco-Zinneberg, welcher ebenfalls vor einigen Jahren verstarb, der Begründer der berühmten Arco'schen Geweihsammlung in München, die wohl durch keine ähnliche übertroffen wird. Noch leben aber andere kühne Adlerjäger unter uns und das sind die mir persönlich befreundeten Herrn Graf Alban von Quadt-Wykradt-Isny und vor allen der Oberjäger Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten von Bayern, Leo Dorn in Hindelang im Algäu, welcher im Volksmunde als Adlerkönig bekannt ist, indem er während seiner Jägerlaufbahn mehr als 50 bis 60 Steinadler schon erbeutet hat.

Wie Graf Arco am Untersberg in der Nähe von Hallthurm bei Reichenhall und im Rohrmoos des Algäues an der roten Wand auf die alten Adler paßte, dieselben herabschoß, auf Leitern zum

Horste anstieg, um die Jungen auszunehmen, so vollführte Graf Alban von Quadt dasselbe Manöver schon zu wiederholten Malen am Achensee in Tyrol, am Scesaplana in Vorarlberg und auch im Algäu.

Die Art und Weise, wie Leo Dorn seine Adlerjagden vollzog, habe ich nach seinen Schilderungen in verschiedenen Aufsätzen im „Deutschen Jäger" nach und nach niedergelegt. Es würde zu weit führen, diese Schilderungen wiederzugeben, aber zum Verständnis möchte ich doch einiges anführen. Wenn Dorn als junger Bursche auch den Adlerfang im Oythale des Algäues vollzogen hat, so hat er doch seine meisten Adler durch Ansitzen am Raube erbeutet oder durch Legen von Tellereisen beim Raube und gleichzeitigem Ansitze. Am besten zum Ziele kam er während des strengen Winters oder auch während der Atzungszeit. Oft ist der Mann bei strengster Kälte von früh bis Nacht und so fortgesetzt mehrere Tage hintereinander in abgelegenen Bergwinkeln diesem schwierigen Weidwerke nachgegangen; eingeschneit bis zur Hälfte hat er tagelang ausgehalten in Sturm und Wetter, sozusagen abgeschnitten vom menschlichen Verkehr. Aber seine Ausdauer, seine kernige Riesennatur überwand alle Schwierigkeiten und führte ihn zum Ziele. Einstmals gewahrte er, wie zwei Steinadler einen Fuchs verfolgten. Abwechslungsweise stießen sie nach ihm herab, aber Meister Reinecke parierte alle Stöße mit großer Klugheit, bald drückte er sich, bald rettete ihm ein kühner Seitensprung unter heftigem Beißen nach den Adlern den Balg. Ein andermal schoß Dorn einen Gemsbock an; derselbe stieg aufwärts über den Grat. Der Schnee war hoch und Dorn konnte dem Kranken nur langsam folgen. Als er vorsichtig über den Grat schaute, gewahrte er ca. 120 Schritte unterhalb den eben verendeten Gams und — ein Steinadler saß bei ihm, um von ihm zu kröpfen. Ein scharfgezielter Kugelschuß hatte Erfolg, durch die Brust geschossen sank der Steinadler auf seine Beute. Dorn legte meist frisch verendetes Wild aus, stellte dabei das Tellereisen fängisch und nicht selten gelang ihm der Fang. Er rät aber ungemeine Vorsicht an, denn das kleinste Merkmal am Stück vereitelt den ganzen Erfolg.

Viel, sehr viel wird über den Adlerfang gefabelt, oft liest man die abenteuerlichsten Geschichten über Kämpfe mit den alten Adlern u. dergl. Das ist unrichtig. Der Adler, welcher Menschen am Horste merkt, zieht sich rasch zurück, sucht höchstens von einem entfernten Standpunkte aus dem Vorgange zuzusehen, meidet aber sorgfältig die Nähe der Menschen.

Wenn der Adler Fraß zuträgt, so kreist er gewöhnlich über dem Horste und stürzt dann pfeilschnell senkrecht zum Horste herab, wobei er gewöhnlich den Raub in den Horst fallen läßt. Auf diese Weise beobachtete sowohl Graf Arco, als auch Graf Alban Quadt den Vorgang und erlegten dabei auch die Adler.

Kaiseradler. Der Kaiseradler — aquila imperalis — steht dem Steinadler am nächsten, wenn er auch bedeutend kleiner ist, so daß das größere Weibchen kaum die Stärke des männlichen Steinadler erreicht.

Dr. A. Brehm bestimmt zweierlei Arten und nennt die andere „Prinzenadler" — aquila Adalberti — so genannt zu Ehren des Prinzen Adalbert von Bayern; diese Art kommt in Spanien vor und unterscheidet sich vom Kaiseradler nur durch eine etwas größere Ausdehnung der weißen Färbung in der Schultergegend. Der Kaiseradler hat eine Länge von 80—85 cm, eine Flügelbreite von 190—200 cm, Fittiglänge 60—63 cm, Schwanzlänge 27—29 cm, Schnabellänge über den Bogen 6—7 cm.

Der Leib ist gedrungen, der Schwanz kurz, so daß die Schwingenspitzen darüber hinausstehen. Tiefes Dunkelbraun ist Hauptfärbung; Kopf und Nacken sind hell rostbraun oder fahlgelb; an den Flügeln besitzt er einen großen rein weißen Schulterfleck, der Schwanz ist aschgrau, schmal schwarz gebändert.

Aufenthalt. Die Verbreitung dieses Adlers ist sehr ausgedehnt, sie reicht von Ungarn bis China; in Deutschland ist er Seltenheit, in Österreich und den Donautiefländern kommt er häufiger vor, er ist sozusagen Steppenvogel. Auf der Iberischen Halbinsel ist er als Prinzenadler vertreten. Er ist mehr Wald- und Steppenvogel, horstet lieber auf Bäumen, seltener in Gebirgen und auf Felsen. Seinen Aufenthalt in den Steppen bedingt das häufige Vorkommen des Ziesels (Steppenmurmeltier), welchem er mit Vorliebe nachstellt. Im Gegensatz zum Steinadler horstet er, da er weniger scheu ist, an Orten, wo er sich geschützt glaubt, sogar in der Nähe menschlicher Wohnungen und Ortschaften.

Das Weibchen legt im April, in einigen Gegenden auch später, gewöhnlich ein bis zwei, selten drei Eier, welche ungefähr in vier Wochen ausgebrütet sind. Das Brütegeschäft vollzieht nicht ausschließlich das Weibchen, es wird auch vom Männchen abgelöst, um inzwischen sich Äsung suchen zu können. Die Jungen werden geäzt wie jene des Steinadlers, entwickeln sich sehr rasch und erreichen schon nach zwei Monaten Flugbarkeit. Fortpflanzung.

Wenn der Kaiseradler auch ein nicht so gefährlicher Räuber von größeren Tieren ist, wie sein Vetter, der Steinadler, so ist er doch ein unermüdlicher Räuber von Kleinwild, denn er ist sehr unruhig und den ganzen Tag in Bewegung. An Adel, Kraft, Kühnheit steht er dem Steinadler allerdings nach. Sein Raub besteht aus kleineren Tieren, Haar- und Federwild, Nagetieren, Amphibien und auch aus Aas, wenn es nicht in Fäulnis übergegangen ist; seinen Fraß verzehrt er gierig samt Haut und Haar und Federn und deshalb wirft er auch viel Gewölle aus. An kleinerem Wilde ist er nicht minder schädlich als der Steinadler. Lebensweise.

Entsprechend dieser Lebensweise ist der Kaiseradler weit leichter zu erlegen als der Steinadler, im übrigen bleibt die Jagdart dieselbe beschränkte und zufällige wie dort.

Der Zwergadler — aquila pennata — ist ein Bewohner der Waldberge, Vorberge, er meidet das Tiefland ebenso wie das Hochgebirge. Brehm gibt zwei Arten an, diesen lichter gefärbten, mit hellem Bauche und Kopfe und den dunklern, gleichmäßig gefärbten — aquila minuta. Die Kennzeichen dieses hübschen Vogels sind: Nackenfedern stumpf zugespitzt, die Federn des übrigen Körpers stumpf gerundet; an den Schultern ein weißer Fleck; der Schwanz ist von den Flügeln gedeckt; die sechs vordersten Schwingen an der Außenseite verengt. Der Unterkörper verschieden, dunkelbraun oder weißlich. **Zwergadler.**

Seine Länge beträgt 47—50 cm, Flugweite ca. 114 cm, Flügellänge 36 cm, Schwanzlänge 20 cm, Schnabel 3,3 cm, Lauf 6 cm; das Weibchen ist um ein paar Centimeter größer. Im Allgemeinen ist der Vogel rostbraun, fahlbraun und dunkelbraun. Er mag öfter vorkommen, wird aber mit dem Bussard viel verwechselt, obgleich er etwas kleiner ist.

Der Zwergadler kommt in Deutschland seltener vor, als in den österreichischen Tiefländern; in den ungarischen Waldungen ist er häufig anzutreffen, er liebt ausgedehnte Waldungen, die Ruhe und Ungestörtheit bieten und ihn vor der Verfolgung der Menschen sichern, er ist aber kein sehr scheuer Vogel und unschwer zu erlegen. Aufenthalt.

Der Zwergadler horstet gerne in fremden Horsten, denn selbst baut er ihn nicht gern. Anfangs Mai legt er zwei, selten drei Eier, welche das Weibchen allein ausbrütet, während das Männchen für Nahrung sorgt. Nach ca. vier Wochen fallen die Jungen aus und werden in ca. drei Monaten flugbar; fortpflanzungsfähig wird dieser Vogel erst nach mehreren Jahren. Fortpflanzung.

Der Zwergadler liebt, wie schon erwähnt, große Waldungen, hier kann man ihn vielfach kreisen sehen, er hackt auf Baumästen auf und da kann man ihm leicht nahe kommen, da er nicht scheu ist und den Jäger heranläßt, wenn ihm auch Klugheit nicht fehlt; er jagt viel gewandter als der Bussard, schlägt Tauben, Staare im Fluge nicht weniger geschickt, als der Habicht. Vögel, kleinere Säugetiere, Lurche, besonders Eidechsen, bilden seine Hauptnahrung. Auf den Uhu haßt er mit großer Begierde und stößt öfter auf ihn. Dieser kleine Adler repräsentiert die Gestalt des Steinadlers in kleinerem Maßstabe, ist aber ein echter Edeladler in Geist und Wesen. Lebensweise.

Der Schreiadler wird durch zwei Arten vertreten, von denen die eine auch Schelladler — aquila clanga, die andere als kleiner Schreiadler — aquila naevia — bezeichnet wird. **Schreiadler.**

Die Länge des ersteren beträgt 68—72 cm, Flugweite 180—195 cm, Schnabel 53—54 mm. Der Augenstern ist gelb, Fänge gelb, Gefieder schwarzbraun, glänzend, in der Jugend rötlich schwarz mit dunkel gefleckter Brust.

Die Länge des letzteren ist 58—66 cm, Flugweite 150—165 cm, Schnabel 47—52 mm. Augenstern zitrongelb. Fänge schmutziggelb. Die Färbung der Ausgewachsenen ist einfärbig hellbraun mit lichtem Kopfe und deutlichem Genickflecke.

Die Schreiadler sind echte Waldbewohner, ziehen Bergwälder der Ebene vor; der Horst steht Fortpflanzung.

auf hohen Kiefern oder Eichen, seltener in Fichten. — Das Weibchen legt 2—3 fast runde Eier, welche selten alle ausfallen und in ca. 22 Tagen ausgebrütet werden.

Aufenthalt. Die Schreiadler bewohnen Nordafrika, Ostasien, kommen in Europa in Rußland, seltener in Deutschland vor. In Österreich sind Galizien, Ungarn, Banat und Bosnien regelmäßige Standorte, in den übrigen Kronstaaten sind sie nur Strichvögel.

Lebensweise. Die Schreiadler gleichen in Bewegungen und Gewohnheiten viel den Bussarden, nehmen auch unter den Edeladlern die letzte Stelle ein. Ihr Raub besteht zeitweise aus kleinerem Haar- und Federwilde, lieber sind ihnen Mäuse, Frösche, Eidechsen, Blindschleichen, Nattern, auch Aas, selbst wenn es in Fäulnis übergegangen. Der Schreiadler ist nicht scheu, daher leichter zu erlegen; auf den Uhu haßt er sehr lebhaft und anhaltend.

Steppenadler. Der Steppenadler — aquila orientalis — ist die größte Art der Schreiadlergruppe und hat fast dieselben Maße wie der Kaiseradler, unterscheidet sich von diesem durch seine länglichen quergestellten Nasenlöcher und durch Fleckenzeichnung im Gefieder.

Der Steppenadler bewohnt den größten Teil Osteuropas und Mittelasiens, kommt in den Steppen, wie sein Name sagt, als Brutvogel am häufigsten vor. Alles übrige wie bei dem vorhergehenden Schreiadler.

Seeadler. Der Seeadler — aquila albacilla — haliaëtos — ist ein sehr großer Raubvogel mit sehr starkem, langem, an der Spitze abwärts gebogenem Schnabel, der in der Jugend schwärzlich, im Alter hellgelb ist; er hat gewaltige gelbe Fänge mit getrennten Zehen, an denen spitze, scharf gekrümmte Nägel haften; die Fußwurzel ist nur zur Hälfte befiedert, was ihn sowohl vom Stein- oder Kaiseradler, als auch von allen unedlen Adlern scheidet.

Die Länge des Seeadlers ist 95—100 cm, seine Flugweite 2,20—2,50 cm, Fittiglänge 65 bis 70 cm, Schwanzlänge 30—32 cm. Im hohen Alter ist der Vogel dunkelbraun mit helleren Federrändern, die großen Schwingen sind schwarz, Kopf und Hals gelbbraunlich, der Schwanz ist rein weiß; Wachshaut, Füße und Augensterne sind zitrongelb.

Junge Männchen sind dunkel kastanienbraun, weiß und rostgelb gefleckt, deren Schwanz ist dunkelbraun gefleckt. Das Weibchen ist größer und in jeder Altersstufe heller gefärbt.

Aufenthalt. Der Seeadler bewohnt ganz Europa und Nordasien, besonders die Meeresküsten, Seen und großen Flüsse. Als Strichvogel erscheint er im Herbst und Winter überall in Europa, als Brutvogel horstet er nur in den östlichen Provinzen Preußens. Am meisten trifft man Seeadlerhorste in den Donautiefländern abwärts von Pest an, ferner an allen russischen Strömen und an den nordischen Küsten. — Gewöhnlich befindet sich der Horst nahe dem Wasser auf starken Bäumen, nicht selten auch auf Steppen oder auf unbewohnten Inseln, teils im Sande, teils auf Schilfhaufen. Der Horst ist sehr groß, oft sechs und mehr Fuß breit und wird durch jährliche Ausbesserung allmählich höher, oft bis zu drei Fuß. In den Ästen des Horstes wohnen nicht selten Sperlinge, wie beim Königsadler.

Fortpflanzung. Zu Ende März beginnt die Brütezeit; das Weibchen legt zwei, selten drei verhältnismäßig kleine Eier, welche trüb weiß aussehen und wenig rötlichbraune Flecken haben. Nach ca. fünf Wochen sind die Eier ausgebrütet, die Jungen werden aber erst nach drei Monaten flügge und kehren dann noch öfter zum Horste zurück, bis sie allmählich selbständig von den Alten abgetrieben werden.

Während der Atzung schleppen die Alten Nahrung im Überflusse an Fischen und Wassergeflügel zu und sind auch in Verteidigung der Brut selbst gegen Menschen kühner als der scheue Steinadler.

Lebensweise. Die Nahrung des Seeadlers besteht hauptsächlich aus Fischen, nach denen er mit angezogenen Flügeln ins Wasser stößt, dann sich rasch emporschwingt und mit der Beute abstreicht. Aber nicht bloß Fische raubt der Seeadler, er wird auch dem Wassergeflügel, ja selbst kleinerem Wilde, wie Hasen und Kaninchen, gefährlich und nimmt auch Aas an.

Der Flug des Seeadlers ist durch seine weiten Fittige schwerfällig, selten streicht er hoch; seine Stimme ist ein rauhes „Krau—Krau", manchmal hört man auch „Kri—Kri—Kri".

Seine Raubzüge beginnt er in frühester Morgendämmerung, ruht zeitweise auf etwas erhabenen Stellen aus und setzt dann seine Arbeit bis zur Abenddämmerung fort. Außerhalb des Brutgebietes

erscheinende Seeadler sind meistens noch nicht fortpflanzungsfähige, also junge Wanderer, die gewöhnlich paarweise auftauchen.

Aus der Lebensweise des Vogels ergibt sich auch die Art des Bejagens dieses gewaltigen Räubers. Jagd.
Daß er auf den Uhu stößt, ist schon mehrfach beobachtet worden und wurden schon zu wiederholten Malen Seeadler an der Krähenhütte erlegt.

Um München herum erscheinen fast alle Jahre einzelne Seeadler, die sich meist in den Isarauen, welche sehr wasserreich sind und vieles Wassergeflügel beherbergen, aufhalten. Seine Kgl. Hoheit der Prinzregent und mehrere andere Weidmänner haben dort schon Seeadler erlegt. Mein Freund, Genremaler A. Heyn, erlegte im Dachauermoos an der Krähenhütte vor einigen Jahren ein gewaltiges Exemplar von Seeadler, das regelrecht auf den Uhu stieß.

Der **Fischadler** — pandion haliaëtus — auch Flußadler, Fischweihe genannt, gehört wohl zu Fischadler.
den Adlern, bildet aber, wie schon der letztere Name sagt, eine Art Verbindungsglied zwischen Adlern Weihen; er ist ein sehr schön befiederter Vogel, der ob seiner mächtigen Schwingen bei verhältnismäßig kleinem Körper sehr imponiert.

Seine Kennzeichen sind: Lichtblaue Wachshaut und Füße; gelbe Iris; die Füße nur etwas befiedert, aber keine Hosen; ein brauner breiter Streifen von den Augen schief herabziehend auf beiden Seiten des Halses; der Unterleib ist weiß, hat nur kleinen braunen Brustschild; der Schwanz hat sechs dunkle Querbinden. Der Schnabel ist schwarz, die Krallen sind rund, während sie bei andern Raubvögeln rinnenförmig sind. Die Jungen sind unten ganz weiß, oben schwarzgrau, die weiblichen braungrau; das Weibchen ist größer, die weißen Nackenfedern gehen nicht so weit herab, der Kopf ist stärker gefleckt.

Die Länge des Fischadler beträgt 60, die Flugweite 155—165, die Schwanzlänge 20 cm.

Der Fischadler ist über die ganze Erde verbreitet, bewohnt jedoch lieber nördliche oder gemäßigte Aufenthalt.
Länder, als die heißen. In Deutschland kommt er fast überall vor, wie ebenfalls an der mittleren und unteren Donau. Bei uns ist er seltener Brutvogel.

Wie schon der Name andeutet, hält er sich besonders in der Nähe der Meeresküste, an Flüssen und Teichen auf und bewohnt die angrenzenden Auwaldungen. In waldigen Gebieten horstet er auf starken Bäumen, im Hochgebirge im Gestein.

Der ziemlich umfangreiche Horst, der jedes Jahr mit frischen Materialien erhöht und renoviert Fortpflanzung.
wird, erhält nach und nach bedeutende Höhe und ist reichlich mit Moos ausgepolstert. In der zweiten Hälfte des Monat April legt das Weibchen zwei, gewöhnlich drei, seltener vier Eier von blaugrünlicher Farbe mit braunen Flecken und Spritzern, welche in ca. 24—26 Tagen ausgebrütet sind. Die Jungen sind sehr gefräßig, werden von den Alten so übermäßig mit Raub versorgt, daß sie denselben nicht aufzehren können, sondern manchmal andere Raubvögel daran schmarotzen. In mindestens zwei Monaten werden sie flugfähig, lernen von den Alten das Fischen und begeben sich dann auf die Wanderschaft. Da der Fischadler geselliger ist als andere Raubvögel, finden sich nicht selten mehrere Horste in nächster Umgebung.

Die Lebensweise des Fischadler verläuft in regelmäßiger Art. Ziemlich spät am Morgen, wenn Lebensweise.
die Gewässer nicht mehr dampfen, verläßt er den Horst, streicht nun in bestimmt regelmäßigem Wechsel seinem beliebten Gewässer zu, um dort zu fischen. Die Nahrung besteht ausschließlich aus Fischen, welche er sehr gewandt fängt, indem er wie der Turmfalke über dem Wasser rüttelt und dann mit vehementem Stoße ins Wasser, ja sogar unter die Oberfläche fährt, um seine Beute zu greifen. Bei derartigen Stößen ereignet es sich manchmal, daß, wenn der Fisch zu stark ist, er den Vogel, der die Waffen nicht so rasch wieder losbringt, mit in die Tiefe zieht und dort ertränkt.

Ich erinnere mich, einen im Teiche des Hochschlosses bei Pähl am Ammersee frischgefangenen starken Karpfen gesehen zu haben, welcher im Rücken die beiden Gewaffe und Füße eines Raubvogels stecken hatte; dieselben dürften wohl ehedem einem Fischadler angehört haben, welcher auf geschilderte Weise zu Grunde ging. Das Gut und der Teich waren damals Eigentum der Familie Hanfstängel.

Gelingt nun der Stoß, streicht der Fischadler mit der Beute ab, um sie an einem ruhigen Orte zu verzehren.

Die Stimme dieses schönen Vogels ist ein sanftes „Kai—Kai". Den Fischereien ist dieser geflügelte Räuber so gefährlich, wie der Otter, weshalb für ihn hohe Schußgelder bezahlt werden.

Jagd. Von einer eigentlichen systematischen Jagd ist wohl wegen des seltenen Vorkommens keine Rede, doch da der Vogel gewisse Gewässer mit Vorliebe aufsucht, an ihnen fischend hin- und herstreicht, ebenso auch von und zum Horste den Wechsel ziemlich genau einhält, so kann er durch Ansitz während der geeigneten Stunden leicht erbeutet werden.

Am sichersten sind die Stunden von 8—10 und von 12—2 Uhr. Auch mit Tellereisen, welche unter Wasser gut verankert und mit einem Fische beködert sind, ist der Fischadler zu erbeuten; auf den Uhu haßt er nicht.

Schlangenadler. Der Schlangenadler — circaëtus gallicus — bildet, wie der vorhergehende den Übergang zu den Weihen, jenen des Adlers zu den Bussarden, seine Erscheinung ist deshalb die eines starken Bussard; seine Kennzeichen sind: Lichtblaue Wachshaut und Füße, gelber Augenstern, lange Fußwurzel, kurze Zehen; ein weißwelliger Fleck um das große gelbe Auge. Der Oberleib ist braun, der Unterleib weiß und lichtbraun gefleckt, der Schwanz hat drei dunkle Querbinden, die Nackenfedern sind zugespitzt. Der Schnabel ist bläulich, die Beine sind wenig befiedert. Der alte Vogel hat Kopf und Hals mit schmalen rötlichbraunen Schaftstreifen auf weißem Grunde gezeichnet, welche am Kopf und Hals breiter und heller werden. Der Unterkörper, wie die Unterflügeldeckfedern sind rein weiß. Der junge Vogel hat alle oberen Teile sehr dunkelbraun, mit lichteren Federenden, der Unterteil ist blaßbraun, hat wenig weiße Flecken. Das Weibchen ist größer und am Unterleibe häufiger gefleckt.

Die Länge des Schlangenadlers beträgt etwa 65, die Flugweite 160—165, die Schwanzlänge ca. 27 cm.

Aufenthalt. Die eigentliche Heimat des Schlangenadlers ist Südeuropa, Nordwestafrika, Westasien. In Deutschland kommt er am Rhein, der Pfalz, in Schlesien, Brandenburg öfter vor, auch in Holland. Seine Strichzeit fällt in die Monate April und Mai, dann August und September.

Fortpflanzung. Der Schlangenadler horstet stets auf Bäumen; sein Horst besteht aus Reisern und Zweigen, ist mit einer Art Schattendach aus grünen Zweigen und Eichenlaub gedeckt und wird Anfangs Mai mit nur einem Ei belegt. Das Ei ist auffallend groß, oval, glanzlos, weiß mit blaugrünlichem Hauche, ungefleckt und wird in 28 Tagen ausgebrütet.

Das Junge wird sorgfältig behütet, bei drohender Gefahr sogar weitergeschleppt.

Lebensweise. Die Nahrung des Schlangenadlers besteht, wie schon der Name besagt, aus Schlangen, Blindschleichen, Fröschen, Schnecken, Krebsen, Fischen. Zuweilen raubt er auch junge Hasen, Ratten, Mäuse. Bei dem Fange der Schlangen geht er so vorsichtig um, daß ihm die gefährlichsten nichts anhaben können, indem er sie mit dem einen Fange dicht hinter dem Kopfe packt und ihnen das Genick abbeißt. Die Schuppen der gekröpften Schlangen speit er später in Ballen aus. Dichtes Gefieder und hartschuppige Füße schützen ihn jedoch gegen das Schlangengift, gegen welches er übrigens nicht gefeit ist, wie diesbezügliche Versuche erwiesen haben. Er gehört eigentlich nicht zu den für die Jagd schädlichen Vögeln, denn sein Raub an Kleinwild ist gegen den Nutzen, den er durch Vertilgung giftiger Schlangen bringt, als unbedeutend zu bezeichnen.

Aus dem Ganzen resultiert, daß die Jagd auf diesen Vogel keiner Erwähnung bedarf.

Habichtsadler. Noch habe ich eines Adlers Erwähnung zu thun, der für Jagd und Landwirtschaft einer der gefährlichsten Räuber ist, des Habichtsadlers — aquila fasciata — nisaëtus.

Seine Kennzeichen sind: Langer, am Ende gerader Stoß mit 9—10 schmalen dunklen Bändern, der über ein Drittel die Spitzen der Flügel überragt; Zehen und Krallen sind sehr stark; die sechs ersten Schwingen sind an der Außenfahne verengt.

Die Unterseite dieses rapiden Vogels hat auf weißem oder lichtgelblichem Grunde dunkelbraune Schaftstreifen; seine Oberseite ist dunkelbraun; auf der Brust zeigen sich Tropfflecke, Schnabel und Steiß sind mit braun gemischt; der Schwanz ist graubraun, der Schnabel bleifarben, Wachshaut zitrongelb, das Auge goldfarbig; die Läufe sind hoch, schön gelb, die starken Krallen schwarz.

Im Jugendkleide hat der Habichtsadler den Unterkörper hellrostfarben, den Oberkörper braunlich-

grau mit dunkleren Schaftstreifen, Flecken und unbestimmten Bändern; am Unterflügel sind große weiße Flecken.

Die Länge des Habichtsadlers beträgt ca. 70, seine Flugweite 150—170, seine Flügellänge 50—52 und die Schwanzlänge 24—26 cm.

Der Habichtsadler bewohnt Südeuropa, Nordafrika, Asien. Zahlreicher kommt er in Algier und Spanien vor, in Deutschland ist er selten. Seine Wohnplätze sind waldlose, felsige Gebirge, von wo aus er, um Beute zu machen, in die Ebenen streicht. Aufenthalt.

Der Horst dieses Vogels, in dessen Nähe er keinen andern Raubvogel duldet, befindet sich in Löchern, Rissen, steilen Felswänden, selten auf Bäumen. Der Horst wird aus Zweigen hergestellt und mit frischem Laube ausgepolstert. Fortpflanzung.

Im Anfang Februar werden zwei Eier gelegt, dieselben sind kurz, ziemlich rauh, glanzlos grünlich mit blaßbraunen Flecken. Nach 28 Tagen sind die Eier ausgebrütet.

Der Habichtsadler ist trotz seiner Stärke gewandt wie ein Falke, ist blutdürstig und beutegierig wie der Habicht, jedoch unendlich scheu und vorsichtig. Seine Beute besteht aus kleinerem Haarwilde, zahmem und wildem Geflügel jeglicher Größe; er ist auch dem Hausgeflügel höchst gefährlich, da er ungemein flink raubt. Aas nimmt er nur in größter Not an. Lebensweise.

---

2. Uhu.

Ich gelange nunmehr zu der letzten Spezies, welche wir zur hohen Jagd zählen; sie ist sowohl an sich als Raubvogel, als auch wegen der Dienste, die sie beim Jagdbetriebe leistet, von besonderer Bedeutung, nämlich zum:

Uhu — strix bubo — maximus — König der Nacht, vielfach mit Sagen umwoben, auch Schuhu, Auf, Buhu ꝛc. genannt.

Der Uhu gehört in der 5. Ordnung: Raubvögel — accipitres — der 3. Familie: Eulen — strigidae — an und bildet hier die 6. Sippe bei den Ohreulen; er ist die größte unserer europäischen Eulen; sein lockeres Gefieder läßt ihn zudem noch mächtiger erscheinen, als er in Wirklichkeit ist. Beschreibung.

Seine Kennzeichen sind folgende: Fast ganz schwarze, verlängerte Federbüschel über den Ohren, orangegelbe Augensterne, schwarzer Schnabel, weißliche Kehle, obere Seite dunkelrostgelb und schwarz geflammt; an der Unterseite gleicher Farbe dunkle Schaftflecken; erste Schwinge kleiner als die sechste, dritte Schwinge am längsten; Schwingenzahl 29. Füße und Zehen sind dicht befiedert, die schwarzbraunen Krallen stark gekrümmt und groß. Das Weibchen ist im allgemeinen stärker, hat aber kleineren Kopf, der weißliche Kehlfleck ist weniger auffällig, das Gefieder im ganzen matter.

Die Länge des Uhu beträgt 60—70, die Flugweite 170—180, die Schwanzlänge 25 cm.

Der Uhu wählt zu seinem Aufenthalte, der sich über ganz Europa ausdehnt, große ruhige Waldungen mit Felsschluchten unterbrochen, in welchen er Versteck und Brutplätze finden kann. Weniger liebt er Tieflands- und Auwaldungen, zieht nackte Alpenklippen, waldlose Einöden, felsige Inseln diesen vor. Gleichwohl begegnen wir ihm doch öfter auch in unsern zerrissenen Isarauen der Münchener Hochebene, wie auch in den rauhen Mooswaldungen unserer Hochmoore. Im Schwarzwalde und der rauhen Alb Württembergs ist er ebenfalls nicht selten anzutreffen. In den ausgedehnten Wäldern Ungarns kommt er ebenso wie in den Donautiefländern und Steppen häufig vor. Es ergiebt sich hieraus, daß der Uhu überall sich heimisch fühlen kann. Aufenthalt.

Der Uhu ist Standvogel, durchstreift aber auf seinen Raubzügen weite Gebiete; sein Horst befindet sich in Felsschrunsen, Erdhöhlen, in Ruinen, alten Steinbrüchen, auch in alten hohlen Baumstrünken, in der Steppe sogar auf dem Boden; der Horst wird aus Reisig und Zweigen hergestellt, mit Moos und trockenem Laube ausgepolstert. Ende März oder Anfang April legt das Weibchen zwei, manchmal drei, höchst selten sogar vier Eier, die verhältnismäßig klein, etwa in der Größe wie Hühnereier sind, weiß aussehen und rundliche Form haben; das Weibchen brütet sie in drei Wochen aus, während das Männchen Nahrung zuträgt. Selten kommen mehr als zwei Junge auf, welche Fortpflanzung.

anfangs mit Flaum bedeckt sind und von den Alten reichlich mit Nahrung versehen werden, bis sie flügge sind. Die Federohren erscheinen bei den Jungen erst in der sechsten Woche. Sobald die Jungen selbständig sind, werden sie von den Alten in der Nähe des Horstes nicht mehr geduldet und irren anfangs planlos herum, bis sie sich endlich selbst einen Standplatz ausmachen. Meist sind es daher junge Uhus, die häufiger gesehen, auch bei Gelegenheit von Jagden erlegt werden. Entgegen der Gepflogenheit aller Raubvögel, in der Gefangenschaft sich nicht fortzupflanzen, ist es beim Uhu mehrfach geglückt, Nachkommenschaft zu erzielen und dieselbe aufzuziehen. Dieser Umstand dürfte Berücksichtigung verdienen, denn da der Uhu zum Dienste an der Krähenhütte vielfach gesucht ist, kann die Nachfrage nach verkäuflichen Uhus nicht immer gedeckt werden, woraus sich ein hoher Ankaufspreis für lebende Uhus ergibt.

Lebensweise. Wie alle Eulen ist der Uhu Nachtvogel, doch ist er aufgeweckter am Tage als alle seine andern Verwandten; er ist stets auf seiner Hut und bemerkt alles, was um ihn vorgeht, weshalb er auch jeder Gefahr aus dem Wege geht und augenblicklich abstreicht, wenn er solche wähnt. Sein eigentliches Jagdleben beginnt aber erst nach Sonnenuntergang, wo er mit leisem Flügelschlage abstreicht, um auf Felskuppen oder hohen Bäumen aufzuhacken und da läßt er sein weit hörbares „Buhu" ertönen. Bei Mondschein und zur Paarungszeit schreit er öfter, fast die ganze Nacht hindurch. Dieses unheimliche Geschrei wird von abergläubischen Menschen gefürchtet und als schlechtes Omen gedeutet. Gewiß mag dieses Geschrei des Uhu, sein Gebahren überhaupt, zur Sage von der „wilden Jagd" Anlaß gegeben haben.

Als kühner, beherzter und starker Vogel greift er die stärksten Tagraubvögel an und verjagt sie von seinem Standorte, ja fürchtet sich selbst vor dem Steinadler nicht. Im Affekt sträubt er das Gefieder, wiegt den Kopf hin und her, reißt seine „Glotzaugen" weit auf, knappt mit dem Schnabel, faucht, rückt hin und her und fährt schneidig auf seinen Feind los, den er, wenn er einmal gehackt hat, nicht mehr leicht aus seinen Fängen läßt. Aber auch er ist von allen Vögeln, namentlich den Raubvögeln, der „Bestgehaßte" und der Verfolgung unendlich ausgesetzt, wenn er sich am Tage etwa sehen läßt. Mit Stößen und Geschrei umschwärmen ihn seine Feinde und verraten auf diese Weise nicht selten dem Jäger seinen Standort! Dieser Umstand ist es eben, der den Uhu dem Jäger für die Hüttenjagd so nutzbar macht.

Äsung. Um seinen Hunger zu stillen, macht der Uhu auf alle Wirbeltiere der verschiedensten Art Jagd. Leise schwebend streicht er am Boden dahin, erhebt sich mit Leichtigkeit auch bis zu beträchtlicher Höhe und ist sehr fluggewandt, weshalb es ihm auch nicht schwer wird, die im Schlafe aufgescheuchten Vögel rasch zu greifen. Außer allem Wildgeflügel, vom Auerhahn herab bis zum Fasan und Rebhuhn, nimmt er auch mit andern Vögeln vorlieb; Krähen bilden sogar eine Lieblingsspeise. Aber auch Haarwild verzehrt er gerne. Rehkitze, Hasen, jung und alt, greift er an, nimmt aber, wenn die Speisekarte mager aussieht, mit Eichhörnchen, Mäusen, Schlangen, Eidechsen, Fröschen vorlieb und verzehrt auch rohes Fleisch. Bei größerem Wilde reißt er die Haut am Bauche auf, kröpft die Eingeweide und was er nicht bei der ersten Mahlzeit verzehren kann, hebt er sich sorgsam geborgen auf. Auch Aas verschmäht er nicht. Verschluckte Federn, Haare und Knochensplitter wirft er später in länglichten Ballen, als „Gewölle", aus.

Ich möchte hier darauf aufmerksam machen, daß man den zur Krähenhütte in Gefangenschaft gehaltenen Auf mit Geflügel, toten Tieren, Fleischabfällen, Lunge, Leber 2c. ernähren kann. Er ist imstande, mehrere Tage ohne Nahrung auszuhalten, besser aber ist es, wenn man ihm täglich oder jeden zweiten Tag eine Portion gibt, die ungefähr der Größe einer Krähe entspricht. Darauf zu sehen ist, daß, wenn man den Uhu mit rohem Fleische füttert, er zu seiner Lebensgewohnheit auch wieder Haar und Federn haben muß, weshalb man stets zwischen die Fleischnahrung Tiere und Vögel mit Haar, bezw. Federn einschieben soll. — Bei in Gefangenschaft gehaltenen Uhus soll man womöglich die mit Schrot geschossenen Vögel oder Tiere soweit als möglich vom eingedrungenen Blei reinigen, weil, wie man wohl nicht mit Unrecht annimmt, infolge des nach und nach verschluckten Bleies der Vogel an Bleivergiftung zu Grunde gehen soll. Ebenso empfiehlt sich, den vorgelegten Vögeln die

Krallen oder Fänge abzuhacken, bevor man sie dem Uhu vorlegt, damit beim Kröpfen keine Verletzungen entstehen können.

In der Gefangenschaft muß man dem Uhu stets ein mit frischem Wasser (am besten Regenwasser) gefülltes und entsprechend großes Gefäß in seinen Aufenthaltsraum geben, damit er sich tränken und baden kann, was ihm Bedürfnis ist und viel zu seiner längeren Erhaltung und seinem Wohlbefinden beiträgt.

Die Jagd auf den Uhu beschränkt sich gewöhnlich nur darauf, daß man ihn gelegentlich anderer Jagdausübung erlegt. Mehr wird ihm an seinen Brutplätzen nachgestellt, um sowohl der Alten, als hauptsächlich der Jungen habhaft zu werden und sie zum Jagdbetriebe an der Krähen- oder Aufhütte zu verwenden. Jagd.

Manche Jäger glauben aus vorstehendem Grunde den Uhu in freiem Zustande schonen zu sollen. Ich halte dieses Verfahren nicht für das richtige, denn wenn etwa eine erbeutete Uhubrut dem Jäger auch ein gutes Stück Geld einträgt, so kommt die Schonung der Alten das ganze Jahr über doch nur auf Rechnung des Nutzwildstandes zu stehen. Zudem ist ja nachgewiesen, daß der Uhu in Gefangenschaft sich fortpflanzt und daß auf diese Weise junge Uhus für die Krähenhütte herangezogen werden können. Da nun der Uhu ein für die Wildbahn äußerst gefährlicher Raubvogel ist, darf er in keinem geordneten Reviere geduldet werden; deshalb wird auch ein sehr hohes Schußgeld für seine Einlieferung allerwärts bezahlt.

Ich bin nun bei einem Thema angekommen, das eigentlich nicht zur hohen Jagd zu rechnen ist, vielmehr in die Abschnitte der Jagd auf Raubvögel bei der Niederjagd versetzt werden sollte. Da aber die Raubvogelarten so mannigfaltig sind, glaube ich, wird sich der verehrte Leser am besten und schnellsten zurecht finden, wenn ich die Krähenhütte oder die Hüttenjagd gleich Anfangs beim Kapitel des Uhu behandle. Die Krähenhütte.

Bevor ich auf einzelne Details der Hüttenjagd eingehe, gestatte ich mir einige allgemeine Bemerkungen.

Über den Wert der Aufhütte für den Schutz der Niederjagd sind die Ansichten sehr geteilt. Manche Weidmänner glauben, daß die Zeit, welche, besonders der Berufsjäger, in der Krähenhütte verbringe, auf andere Weise für den Schutz des Revieres weit besser ausgenützt werden könnte, indem den Krähen und Elstern teils in der Brützeit, teils im strengen Winter auf kürzere und ausgiebigere Weise nachgestellt werden könnte; ebenso würde es sich bei den gefährlicheren Raubvögeln — Falken und Weihen — verhalten. Ein weiterer Umstand spricht gegen die Frequentierung der Aufhütte durch den Berufsjäger, indem Wilderer, die ja das Thun und Treiben des schützenden Revierjägers aufs Peinlichste zu beobachten pflegen, die Zeit zu ihrer dunklen Arbeit ausnützen, während welcher der Jäger in der Krähenhütte sitzt. Es ist wahr, wenn der Jäger mit dem Uhu ausrückt, letzterer vor der Hütte ausgesetzt ist und von Zeit zu Zeit die Schüsse von der Aufhütte her knallen, kann der Wilderer, besonders wenn er Helfershelfer hat, ungestört im Revier wildern. Anderseits ist aber zu bedenken, daß der Jäger ja nicht alle Tage und zu lange in der Krähenhütte hockt und immer ist es besser, er sitzt in der Aufhütte, als im Wirtshaus, wo ihn gewiß die Wilderer viel früher ausgegangen haben werden und leichter beobachten können, als dort. Außerdem ist es ja nicht gerade nötig, daß der Jagdaufseher nur allein die Krähenhütte besucht. Es können Hilfsjäger, Jagdgäste und der Jagdherr selbst zeitweise sich eine Ruhepause in der Aufhütte gönnen.

Ganz gewiß ist aber die Hüttenjagd nicht Geschmackssache eines jeden Weidmannes, denn es gehört ein gewisser Grad von Selbstüberwindung dazu — wenigstens erging es mir so —, Stunden, ja halbe Tage lang in der dumpfen Höhle zuzubringen und dabei mit gespannter Aufmerksamkeit auf das Gebahren des Uhu und auf etwa anstreichende Vögel Acht zu haben.

Der alte Dietzel meint: „Ich muß im voraus bekennen, daß ich sie — die Hüttenjagd — von jeher mehr als eine angenehme Unterhaltung für Leute, die bei hinlänglicher Geschäftslosigkeit und Muße sich den Beschwerden einer ernstlichen Jagd nicht aussetzen und doch gerne schießen wollen, betrachtet, als für ein sicheres Mittel angesehen habe, ein Wildgehege bedeutend zu verbessern.“ Sei

dem nun wie ihm wolle, der Jäger muß mit Resignation sich gar vielen Mühen und Plagen zum Schutze seines Revieres aussetzen und da ist die schlimmste noch nicht das Ausharren in der Krähenhütte. Es gibt auf großen baumlosen Ebenen gar manches Revier mit gutem Wildbesatze, in dem man den Raubvögeln nicht anders beikommen kann, als durch die Krähenhütte. Dies gilt besonders in der Strichzeit der Vögel im Frühjahr und Herbste, sie plündern beim Durchstreichen das Revier, horsten aber weiß Gott wo immer.

Anlage der Aufhütte.

In jedem Reviere, in welchem man mit dem Uhu jagen will, soll nicht bloß eine Hütte angelegt werden, sondern deren mehrere. Die Praxis hat gelehrt, daß einige Zeit das Hassen der Vögel an einer Hütte recht gut geht, wenn sie aber öfter beschossen werden, den Ort gewissenhaft meiden. Ebenso ist die Anlage und Art der Hütte aus demselben Grunde nicht gleichmäßig zu machen. Man kann sich, ohne regelrecht angelegte Hütten, an verschiedenen Revierteilen Vorrichtungen beschaffen, bei denen man gut gedeckt den Uhu aussetzen kann und dadurch den schlauen Vögeln nicht schon im voraus verrät, was von der Hütte aus ihnen droht. Fast in jedem Reviere gibt es Kiesgruben, Erdfälle, Hecken, Sträucher und Baumgruppen, Hirten- und Schäferhütten, in welchen man sich einen gedeckten bequemen Sitzplatz mit günstigem Ausschußfelde herrichten kann, bei welchem dann nur noch erübrigt, den Sitzpfahl, auch „Jule" genannt, für den Uhu auf Entfernung von 8—10 m und einen oder zwei Fallbäume anzubringen, auf welchen die hassenden Vögel aufhacken können.

Eine regelrechte Krähenhütte kann auf verschiedene Weise hergestellt werden, weshalb ich nur auf die Hauptgesichtspunkte aufmerksam mache und ein Beispiel anführe.

Je weniger auffällig die Hütte erscheint, desto mehr ist sie geeignet, den Raubvögeln unverdächtig vorzukommen. Vor allem ist ein zur Anlage der Hütte geeigneter Ort zu wählen. Dieser dürfte ein freiliegender Hügel mit weiter Umsicht sein, der weit genug von Waldungen oder Feldhölzern entfernt liegt, weil sonst die Vögel in den Baumgruppen aufhacken und von hier aus den Uhu beobachten. Der Platz muß so gewählt werden, daß der ausgesetzte Uhu weithin sichtbar ist; die Hütte muß aber auch so liegen, daß weder Feuchtigkeit noch Regenwasser in ihr sich sammeln.*)

Man gräbt in den Boden eine mindestens 2 m im Gevierte und $1^1/_2$ bis 2 m in der Tiefe haltende Grube, deren Seitenwände, Decke und Boden mit unentrindeten Schwartlingen bekleidet sind. Der vordere einzig sichtbare Teil der Hütte besteht ebenfalls aus mit Rinde verkleideten Brettern und bildet gleichzeitig das Einlaßthürchen, in welches ein unauffälliges Guckloch eingeschnitten werden kann. Außerdem ist ebenfalls an der Stirnseite die Schußlücke anzubringen, welche eine vom Dache überragte 10—14 cm breite und ebenso hohe Scharte bildet, durch welche hinausgeschossen wird. Wenn einigermaßen möglich, soll die Hütte so gesetzt werden, daß die Schußlücke nach Norden zu geht, indem man dadurch weniger durch die Sonnenstrahlen im Visieren gehindert ist. Im Innern ist ein bequemes Sitzbrett anzubringen und der Boden wegen der Feuchtigkeit des Grundes gut zu decken. Die drei übrigen Seiten der Hütte sowie das Dach kann man auch, der besseren Verblendung halber, mit Rasen eindecken. Auf Entfernung von 8—10 m ist die Jule oder der Sitzpfahl für den Uhu anzubringen, welcher allenfalls in Form eines T aus mindestens 6 cm Durchmesser haltenden und unentrindeten Prügeln ca. 40 cm hoch hergestellt werden kann. Auf Entfernung von höchstens 20 m sind nun ein oder mehrere sogenannte Fallbäume in den Boden einzurammen. Es sind dies nicht allzuhohe dürre Bäume mit einigen Ästen, welche den Vögeln Gelegenheit geben, aufzuhacken.

Dies ist nun die Vorkehrung, welche an Ort und Stelle gemacht werden muß.

Unterbringung, Haltung und Ausrüstung des Uhu.

Am weitaus besten wird es sein, wenn sich der Jäger, der mit dem Gedanken umgeht, die Hüttenjagd zu frequentieren, einen jungen womöglich männlichen Uhu verschafft, der sich noch im Dunenkleide befindet — weibliche Uhus sind weniger zu empfehlen, weil sie vor der Hütte nicht so lebhaft sind, wie männliche. Beim ganz jungen Uhu liegt es nämlich in der Hand des Jägers, ihn sich nach Wunsch zu erziehen und ihm die natürliche Wildheit und Bösartigkeit, sowie die Scheu vor dem Menschen abzugewöhnen, denn alle diese Punkte machen das spätere Hantieren mit dem Vogel

*) Der von Förster Stracke zu Velen in Westpalen schon erwähnte transportable Schirm dürfte sich auch als ambulante Aufhütte empfehlen.

bequemer. Der Jäger muß also den Vogel an sich gewöhnen, muß ihn durch Ansprechen und Streicheln vertraut machen. Jede rasche oder heftige Bewegung mit der Hand ist zu vermeiden, damit der Vogel dieselbe nicht scheut. Wenn man nun den Vogel so an sich gewöhnt, ihn selbst füttert und hegt, wird er bald zutraulich werden und sogar Freude zeigen, wenn sein Herr ihm naht.

Man bringe den Uhu in einen Käfig, dessen drei Seiten aus Brettern hergestellt sind, die vierte Seite mag aus Draht- oder Lattengitter bestehen. Um dem Vogel einige Bewegung in seinem Käfige möglich zu machen, soll derselbe ca. 2 m hoch und ebenso breit, dagegen etwa $1^1/_2$ m tief sein. Der Boden mag am besten so hergestellt werden, daß auf ihm sich, wie in Vogelkäfigen, ein ausziehbares Blech der Reinigung halber befindet, die womöglich täglich vorgenommen werden kann. Das Blech ist mit Sand oder Sägespänen zu belegen. Im Käfig sind eine oder zwei mindestens 5—6 cm starke Stangen (Sprißel) anzubringen, daß sich der Uhu das Aufhacken angewöhnt. Am besten wird man den Käfig an einem schattigen Orte unterbringen, wo man bequem hinzutreten kann und der Uhu nicht von der Sonnenhitze zu leiden hat.

Ein genügend breiter und tiefer Wasserbehälter muß sich im Käfig befinden und soll täglich mit frischem Wasser versehen werden, damit der Uhu sich tränken und baden kann, wie ich bereits erwähnte. Das was in Bezug auf Fütterung und Nahrung nötig ist, habe ich schon bei der Äsung des Uhu erwähnt.

Je reinlicher, sorgfältiger und seiner Lebensweise anpassender der Uhu in Gefangenschaft behandelt wird, desto mehr wird er die auf ihn verwendete Mühe durch imposanteres Aussehen und längere Lebensdauer lohnen, denn das Bewußtsein, einen *guten* Auf zu besitzen, ferner die hohen Anschaffungskosten bedingen immer eine gewisse Sorgfalt zur Erhaltung desselben. Im übrigen ist dem Uhu eine ziemlich lange Lebensdauer gewährt.

Zur besseren Manipulation mit dem Uhu werden ihm gewöhnlich an beiden Füßen ca. 4 cm breite, aus dauerhaftem, aber *weichem* Leder hergestellte Fesseln angelegt, von welchen aus zwei etwa 15—20 cm lange Riemen ausgehen, die sich an ihrem Ende in einem Messingringe von 3—4 cm Durchmesser vereinigen. Die Fesseln sollen den Uhu an keiner Bewegung besonders hindern, erleichtern aber dessen Herausnehmen aus dem Kasten und Tragkorb und dessen Befestigung an der Jule. Recht zahme Uhus kann man mit der durch einen starken Lederhandschuh bewaffneten Hand aus dem Kasten nehmen; es gibt Uhus, die auf Anrufen selbst aus dem Kasten und in den bereitgestellten Tragkorb gehen, wenn man einen solchen anwenden will. Außerdem umspannt man mit der Hand die beiden Ständer und trägt den Uhu unterm Arm. Ist der Uhu ein ungefügiger Bursche, so benützt man einen etwa $^1/_2$ m langen Stock, an dessen Spitze ein Haken angebracht ist. Mit dem Haken faßt man den Ring an den Fesselbändern, hebt den Uhu in die Höhe, so daß er umgekehrt hängt und gewöhnlich mit den Flügeln schlägt, dann umfaßt man ihn von rückwärts mit der linken Hand und bringt ihn so aufrecht unter den linken Arm. In dieser Stellung wird er dann, wenn man einen Tragkorb oder Tragkasten nicht anwenden will, zur Aufhütte verbracht.

Der mehrfach erwähnte Tragkorb ist ein Weidengeflecht, in welchem der auf einem Sprißel aufrecht sitzende Uhu genügend Platz hat. An einer Stelle des viereckigen Korbes ist ein leicht zu öffnendes, aber auch gut verschließbares Thürchen — d. h. die vierte Seite des Korbes — angebracht, und zum leichteren Transporte kann man an dem Korbe Tragbänder anbringen und so bequem, ohne Mühe, den Uhu à la Rucksack an den Ort der Krähenhütte verbringen. Man hat dabei den Vorteil, daß man während des mitunter weiten Weges zur Hütte seine Arme ungehindert frei hat.

Ist man nun an der Krähenhütte angekommen, befestigt man an den Fesseln eine Leine, welche wiederum am Sitzpfahle festgemacht wird und etwa 2 m lang sein kann. Dieselbe hat den Zweck, dem auf und ab hüpfenden Uhu das zu weite Entfernen vom Sitzpflocke zu verwehren, ihm doch aber genug Freiheit zur Bewegung zu gewähren.

Weiter wird dann ebenfalls am Ringe die sogenannte Rührschnur befestigt. Es ist dies eine entsprechend starke hänfene Leine, welche von der Fessel aus dem Boden entlang bis in die Hütte hineinreicht und den Zweck hat, den Uhu von Zeit zu Zeit etwas in Bewegung zu versetzen, damit er durch dieselbe etwa fernstreichenden Raubvögeln leichter sichtbar wird.

Verhalten des Jägers bei der Hüttenjagd.

Nachdem ich nun alle Vorkehrungen besprochen habe, welche die Hüttenjagd benötigt, werden noch einige Winke über das Verhalten des Jägers während der Ausübung dieser Jagdart am Platze sein.

Die günstigste Tageszeit für die Hüttenjagd wird verschieden angegeben. Ich halte jedoch für das Beste, wenn der Jäger vor Tagesanbruch am Platze ist, den Uhu aussetzt und dann still und geräuschlos in der Hütte den Sonnenaufgang erwartet. Mit Anbruch des Tages werden alle Tagraubvögel lebendig, sie gehen auf Raub aus und werden dadurch am ehesten des Uhu ansichtig werden.

Gewöhnlich werden die Bussarde (falco buteo) am ehesten rege und finden sich an der Krähenhütte ein, dann kommt der Troß der Krähenvögel und schließlich, wenn die Sonne etwas Wärme verbreitet hat, finden sich auch die Weihen und andere Vögel ein. Bussarde und Krähen hacken auf den Fallbäumen gerne auf, Weihen und Habichte hassen gewöhnlich nur stoßweise im Fluge.

Von vielen Seiten wird empfohlen, gleich anfangs oder auch gar nicht an der Krähenhütte auf Krähen zu schießen, weil sie höllischen Lärm machen und dadurch gefährliche Raubvögel, aufmerksam gemacht, leichter zustreichen.

Wenn sich auf dem Boden um die Hütte herum kein Gestrüpp oder Unterwuchs befindet, so sagen manche Hüttenjäger, soll man die geschossenen Vögel durch einen Apportierhund in die Hütte verbringen lassen. Andere glauben, es wäre besser, die geschossenen oder auch nur blessierten Vögel ruhig außerhalb liegen zu lassen, gerade hiedurch würden andere Raubvögel angelockt. — Ich halte jedoch dafür, daß es allerdings besser wäre, die zappelnden, angeschossenen und auch die toten Vögel sofort zu entfernen. Jedoch hat es sein Bedenken, seinen treuen und wertvollen Hund einer immerhin großen Gefahr auszusetzen; denn angeschossene Vögel wehren sich mit Schnabelhieben und Krallen gegen den Hund, und dieser ist, da er die Gefahr nicht kennt, leicht einer oft sehr gefährlichen Verwundung ausgesetzt. Beispiele und Thatsachen haben ergeben, daß mancher brave Hund den Verlust des einen oder andern Auges davongetragen hat, mindestens aber schwere Verletzungen in Fang und Nase erhielt. Selbst aus der Hütte zu gehen, um die geschossenen Vögel wegzuräumen, ist aber nicht immer ratsam. Es wird sich daher empfehlen, bei einer stabilen, dauerhafter gemachten Krähenhütte durch Anpflanzung von niedrigem Gestrüppe dem Übelstande abzuhelfen.

Wenn der Morgenstrich der Vögel vorüber ist, was im Frühjahr und Herbste um 8 oder 9 Uhr sein kann, dann mag man getrost den beengenden Aufenthalt verlassen, denn unter Mittag lassen sich die Vögel nicht gerne sehen. Des Nachmittags von 3 oder 4 Uhr an kann man wieder auf einigen Erfolg rechnen, jedoch sind die Vögel des Abends nicht mehr so frisch und hassen nicht mehr so schneidig wie nach Tagesanbruch.

Ist der Morgen stark neblig, oder ist Sturm und Regen da, dann wird man an der Hütte keinen Erfolg haben, schwindet aber der Nebel oder wird das Wetter wieder ruhig und heitert sich auf, dann mag man rasch den Uhu aussetzen, denn es werden dann zu jeder Tageszeit Vögel erscheinen.

Der Schuß.

Durch die enge Schußlücke ist man wohl vielfach im flinken Schießen behindert. Anfängern und auch hitzigen Schützen ist größte Vorsicht bezüglich des Uhu anzuraten — im Eifer übersieht man gerne den Standplatz des Uhus und nicht selten hat man diese Unachtsamkeit mit dem bitteren Verluste des Uhu zu bezahlen, wenn statt des Habichts der arme „Hansl" sein Leben einbüßt.

Wenn man nicht Gelegenheit hat, auf aufgebäumte Vögel zu Schusse zu kommen, wird man immer leichter treffen, wenn man auf den abwärtsstreichenden und hereinfahrenden Vogel abkommen kann. Um also jederzeit zum Schusse vorbereitet zu sein, ist es gut, wenn man den Uhu fleißig beobachtet, denn er markiert oft so genau, daß man nach einiger Übung an seinem Benehmen schon merken kann, welche Art von Feind und ob früher oder später erscheinen wird, man kann dann schon den Anschlag mit mehr Ruhe zielen, als wenn ein Vogel uns ganz unerwartet überrascht.

Betreffs der Schrotsorte, welche man auf der Hütte schießen soll, möchte ich raten, lieber zu feines als zu grobes Korn zu wählen, denn es ist vorteilhafter, den Räuber mit einer größeren Anzahl Schrot zu verwunden, als ihn in Folge zu groben Schrotes etwa auszulassen.

Eng schießende Gewehre, wie Chockebohrungen u. dergl. empfehlen sich für die Hüttenjagd auch nicht; es handelt sich hier ja nicht um eng deckende Weitschüsse, als vielmehr um einen gut sträuenden Schrotschuß, mit welchem man viel mehr Raubvögel unschädlich machen wird.

Noch erübrigt mir bezüglich der Jahreszeit, welche am günstigsten für die Hüttenjagd ist, einiges zu bemerken. Die Strichzeit der Raubvögel fällt im Frühjahr in die Monate Februar und März, im Herbste in den September bis November. Um diese Zeit streichen am liebsten die sogenannten Nebelgeier. Der Frühjahrsstrich ist nicht so günstig als der Herbststrich; im Frühjahr ziehen nur alte, erfahrene Vögel, welche zudem durch die Begattung, die Zurüstung zum Horstbau und durch das Brutgeschäft vielfach so in Anspruch genommen sind, daß sie sich um den Uhu weniger kümmern. Dagegen ist der Herbst die beste Zeit der Ernte. Hier streichen die jungen, unerfahrenen Vögel der Frühjahrsbrut auch mit, und diesen ist gewiß die Erscheinung des geheimnisvollen Uhus eine solche Neuheit, daß sie, ohnehin noch nicht so vorsichtig wie alte Vögel, eher nach dem Uhu hassen. Jahreszeit.

Gewiß findet der Revierjäger, wenn gleich er im Herbste vielfach in Anspruch genommen ist, hin und wieder mit Tagesanbruch ein paar Stunden Zeit, dem befiederten Raubwilde einigen Abbruch zu thun.

Ich bin jedoch der Ansicht, daß die Arbeit an der Krähenhütte weniger des J a g d v e r g n ü g e n s halber betrieben werden soll, als vielmehr zum Zwecke der S ä u b e r u n g d e s R e v i e r e s v o n b e f i e d e r t e n R ä u b e r n. Aus diesem Grunde möchte ich gerade die Frequentierung der Aufhütte im F r ü h j a h r — Februar, März und April — dringendst empfohlen haben, um zu verhüten, daß sich die Raubvögel paaren, daß sie brüten, ihr Geheck den ganzen Sommer zum Nachteile des Revieres füttern und groß ziehen, um dann im Herbste statt einzeln zu fünf oder sechs beim Uhu zu erscheinen. Das Verhindern der Vermehrung des Raubwildes wird bestimmt dem Reviere m e h r nützen, als die Vertilgung des neuen Zuwachses im Herbste, von welchem für das Vergnügen an der Aufhütte gewiß noch viel mehr übrig bleibt, als wünschenswert sein dürfte.

Nicht jeder Jagdbesitzer und Jagdfreund ist in der Lage, einen lebenden Uhu an Ort und Stelle im Reviere halten zu können. Als Notbehelf für den lebenden Uhu kann man auch sein Glück mit dem ausgestopften Uhu versuchen. Freilich ist es nur ein Notbehelf, aber wenn alle Umstände günstig einwirken, kann man auch damit einige Erfolge erzielen. Die Industrie hat sich auch dieser Sache bemächtigt und ausgestopfte Uhus mit Mechanik hergestellt. Diese künstlichen Uhus drehen sich und schlagen mit den Flügeln, wenn der Jäger von Zeit zu Zeit an der Rührschnur zieht. Gewiß ist es aber nur ein Notbehelf und wird niemals zu denjenigen Erfolgen führen, die man mit dem lebenden Uhu erzielen kann. Einesteils sind die Bewegungen nicht so täuschend, daß sich erfahrene Vögel damit kirren lassen, anderenteils mangelt dem Jäger die Bewegung des Uhu bei Annäherung von Feinden. Man spürt schon den Unterschied, wenn man einen guten, aufgeweckten Uhu besitzt gegenüber einem schläfrigen, phlegmatischen Burschen. Wer seinen „Hansl“ kennt, wird genau wissen, ob e t w a s, ja sogar w a s im Anzuge ist, und darauf vorbereitet, schußfertig sein. Diese Merkmale fehlen natürlich beim ausgestopften Uhu. Uhu mit Mechanik.

Man ist übrigens nicht jederzeit in der Lage, einen lebenden Uhu erwerben zu können, die Nachfrage ist oft groß und da läßt sich auch einiges mit andern Vettern des Uhu erzielen. Manche Jäger haben mit lebenden Stock-Eulen, Waldkäutzen, ja sogar mit lebenden Affen Erfolge erzielt. Die ungewohnte Erscheinung zieht die Raubvögel bei ihrem scharfen Auge stets an. Doch ist und bleibt immer das beste der lebendige, gut in Verfassung sich befindende Uhu.

Niedere Jagd.

a) Nützliches Haarwild.

1. Der Biber.

Wie ich bei der hohen Jagd den Elch erwähnt habe, der in Deutschland längst verschwunden wäre, wenn er nicht durch Anordnung der preußischen Regierung in einigen Revieren Ostpreußens, ich möchte sagen künstlich, erhalten würde, um diese Wildgattung in unserm Vaterlande nicht ganz ausgerottet zu wissen, so ist auch dem Biber im Herzen Deutschlands an der mittleren Elbe bei Wittenberg und im Anhaltischen eine Heimstätte gewährt worden, wo er noch geschont wird. Als freilebendes Wild ist der Biber aber auf dem Aussterbeetat gesetzt, was ohne die Vorsorge der Regierungen längst der Fall wäre. In Deutschland war er einst zahlreich vertreten, die vielen Ortsnamen, welche wie „Biber", „Biberach", „Biberfing", „Biberberg" lauten, deuten darauf hin. Wir wissen aus eigener Erfahrung, wenn uns nicht verschiedene Dokumente Aufschluß geben würden, daß noch bis in die fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts Biber bei uns hausten. Namentlich an der Donau und ihren Nebenflüssen erhielt sich der Biber noch lange. Noch im Jahre 1853 hat Revierförster Glas in Unterhausen bei Neuburg a. D. einen Biber erlegt, welcher ihm 132 fl. Nutzung eintrug. Auch bei Inkofen an der Amper wurden im gleichen Jahre noch Biber erlegt und Graf Frohberg berichtete mir seinerzeit im „Deutschen Jäger" (Nr. 5 vom 1. Dezember 1882), daß er bei Passau einen Biber erlegt und im Jahre 1852 einen solchen gesehen habe, welcher in einem ihm seinerzeit gestohlenen Eisen durch einen Fischer in der Nähe von Pföring gefangen worden sei, für dessen Geil Apotheker Seeholzer 75 fl. geboten hätte.

Naturgeschichtliches.

Der Biber — castor communis — bildet nach Brehm in der sechsten Ordnung: Nager — rodentia — die dritte Familie als einzige Sippe; er ist einer der größten Nager, lebt monogam und hat eine Leibeslänge von 75—100 cm; der Schwanz (Kelle) mißt 30 cm Länge und das Gewicht des ausgewachsenen Biber beträgt 20—30 Kilo. Die Zahnformel lautet: $i\frac{1}{1}$, $c\frac{0}{0}$, $m\frac{4}{4} = 20$ Zähne. Von seinen Gattungsverwandten unterscheidet er sich wesentlich durch seine plumpe Gestalt und durch die Schwimmhäute zwischen den Zehen der Hinterläufe, sowie den breiten, schuppenartig bedeckten Schwanz, auch „Biberkelle" genannt. Unter dem Weidloch befinden sich zwei beutelförmige Drüsen, welche mit einer übelriechenden Masse, dem sogenannten Bibergeil — castoreum — gefüllt sind, das in der Heilkunde sehr geschätzt und zu hohem Preise bezahlt wird. Das Bibergeil der in Deutschland erlegten Biber hat einen um vieles höheren Preis als jenes, welches von den in Nordamerika (Kanada) erlegten Bibern stammt. Das „Fell" oder die „Haut" des Biber ist kastanienbraun, die Behaarung am Kopfe struppig, am übrigen Körper weich und mit dichter Unterwolle versehen.

Der Biber ist auf dem Lande unbeholfen, geht häufig aufgerichtet auf den Hinterpranten, ist aber im Wasser geschickt, schwimmt behende, taucht aber nur kurze Zeit und ungern. Der Biber erreicht ein hohes Alter, v. Kobell schätzt es auf 30—40 Jahre und erwähnt, daß man welche 78 Jahre erhalten habe.

Außer dem schon erwähnten Aufenthalte an der Elbe findet sich der Biber in Deutschland nirgends mehr. In den österreichischen Staaten scheint er, vielleicht mit Ausnahme Bosniens, auch ausgerottet zu sein. In größerer Zahl dürfte er noch in Skandinavien (Norwegen), dann in Rußland angetroffen werden. In Asien lebt er noch zahlreicher als in Europa; in Amerika, wo er sehr verbreitet war, ist seine Zahl durch unabläßige Verfolgung sehr zusammengeschmolzen. Verbreitung.

Der Biber lebt paarweise in größeren Familien vereinigt und meist, wie der Otter, in einfachen unterirdischen Röhren (Bauen) in der Nähe von Gewässern. Die Fabel sagt, daß er sich zu seinem Aufenthalte „Burgen", Biberburgen baue, um darin zu hausen. Nach allen Schilderungen ist dies nicht ganz der Fall; der Biber baut wohl kunstlos zusammengetragene Haufen von Knüppeln auf, an deren Rinde er sich äset, sucht diese mit Schlamm und Erde zu decken und diese dienen ihm, wenn hoher Wasserstand ihn aus dem Baue treibt, zum zeitweiligen Aufenthalte. Allerdings findet man sogenannte Dämme, welche der Biber baut, um das zurückgehende Wasser in der Nähe seiner Baue auf gewisser Höhe zu erhalten. Die einmal gewählte Wohnung und seinen Aufenthaltsort verläßt der Biber ohne zwingende Notwendigkeit nicht leicht und deshalb sind Biberwohnungen oft sehr alten Datums. Aufenthalt.

Die Äsung des Bibers besteht keineswegs, wie man früher annehmen zu müssen glaubte, aus Fischen, sondern lediglich aus vegetabilischen Stoffen und zumeist aus der Rinde weicher Holzarten, wie Pappeln, Aspen, Weiden 2c., welche süßes Gummi enthalten; auch verschiedene Wasserpflanzen und wildes Obst sind ihm genehm und zuträglich. Man sagt, er sammle sich im Herbste Äsungsvorräte für den Winter. Bei der Äsung benützt er seine Vorderpranten nicht ungeschickt, wie Hände. Äsung.

Wie schon erwähnt, lebt der Biber paarweise; über die eigentliche Paarungs- — Ranzzeit — sind die Gelehrten nicht einig. Die einen verlegen sie in den Wintersanfang (Dezember), die andern in die Monate Februar und März. Nach der Angabe Forstmeister Böhmerle's sollen in Georgien die jungen Biber im April und Mai zur Welt kommen; wenn man also 8—9 wöchentliche Tragzeit zu Grunde legt, dürfte die Ranzzeit in den Februar oder März verlegt werden. Ich glaube, daß der Standort und die Lage desselben auf die Verschiedenheit der Paarungs-, bezw. Ranzzeit vielen Einfluß ausübt. Die Begattung soll in aufrechter Stellung, in einer Art Umarmung stattfinden. Nach einer 8—9 wöchentlichen Tragzeit bringt in ihrem Baue das Weibchen 2—3, manchma 4 behaarte Junge zur Welt, welche ca. 8 Tage blind bleiben. Erst im dritten Jahre sind die Jungen ausgewachsen und fortpflanzungsfähig. Der Biber ist untertags selten zu sehen, nur an sonnigen, windstillen Tagen hält er in der Nähe des Baues um Mittag Siesta; dagegen wird er des Abends mobil, geht nach Sonnenuntergang pfeifend und laut ins Wasser, steigt dann wieder aus, um der Nahrung und dem „Schneiden" nachzugehen. Das Alter des Bibers wird auf ca. 50 oder mehr Jahre angenommen. In der Kolonie zu Nymphenburg erreichten sie annähernd dieses Alter. Fortpflanzung.

Außer dem Menschen hat der Biber wohl wenig Feinde. Hunde liebt er nicht und noch weniger den Fischotter, welchen er verfolgt, falls er seiner ansichtig wird. Feinde.

Der Nutzen, welchen der Biber bringt, besteht besonders in Gewinnung des als Arzneimittel hochbezahlten und gesuchten Bibergeils und dann in Gewinnung des Pelzwerkes. Nutzen und Schaden.

Der Schaden, welchen der Biber als starker Nager anrichtet, dürfte, da er meist nur wertloses Holz angreift, den Nutzen nicht erreichen, immerhin aber bringt er durch „abschneiden" von oft 20 cm starken Bäumen, die er wieder und zwar mit staunenswerter Raschheit in kurze Knüppel zerschneidet und zu seinen Bauten verwendet, auch der Äsung halber entrindet, ziemlich großen Schaden in die Flußauen. Mit erstaunlicher Raschheit schneidet der Biber oft dicke Stämme ab, und zwar mit solcher Schärfe, daß die Schnittfläche aussieht, als sei sie mit einem stählernen Instrumente herausgemeißelt worden. Das Nagen soll ein deutlich hörbares Geräusch verursachen und so rasch gehen, daß 20 cm im Durchmesser haltende Bäume in kaum 5 Minuten durchgeschnitten sind.

Von einer Jagd auf Biber ist unter den gegebenen Verhältnissen bei uns wohl keine Rede mehr. In früheren Zeiten wurde der Biber durch Ansitz in mondhellen Nächten erlegt oder auch durch Legen von Eisen gefangen. Vielfach wurde er durch Fischer in Netzen erbeutet oder beim nächtlichen Fischen erschlagen, was auch den an der Elbe lebenden Bibern noch hin und wieder drohen mag. Jagd.

Volkmann erwähnt, der Biber sei amphibischer Natur, d. h. er habe kaltes, rotes Blut und atme durch die Lungen, — daher mag es auch kommen, daß er in früheren Zeiten gleich dem Otter als Fastenspeise erklärt war. Selbst Dr. Brehm erwähnt: „Die Pfaffen erklärten den Biber als ein „fischähnliches Tier“ und deshalb geeignet, während der Fasten genossen zu werden, bezahlten daher auch in der fleischarmen Zeit einen Biberbraten um so besser.“ Besonders Biberschwänze und Füße wurden, wie v. Kobell erzählt, als Leckerbissen zur fürstlichen Hofküche geliefert; daher mag es auch kommen, daß Biberfang, wie Otterfang, zu den Regalien gerechnet wurde und im Jahre 1688 Max Emanuel eine eigene Jagd auf Biber und Otter mit seinen Kavalieren in der Gegend um Benediktbeuern veranstaltete, bei welcher Gelegenheit die Jagdgesellschaft im Kloster zu Benediktbeuern beherbergt wurde.

---

2. Das Murmeltier.

In den hohen Lagen unserer Zentralalpen, über der Waldregion, da wo Geröllhalden und Steinfelder mit spärlichem Pflanzenwuchse beginnen und der Laie kaum die Heimat eines Haarwildes vermutet, lebt ein äußerst interessantes, niedliches Wild, das Alpenmurmeltier — arctomys marmota — kurzweg „Murmeltier“, im bayer. Algäu „Murmele“, im bayer. Hochgebirg „Mankei“, in Tyrol „Murmentl“, in der Schweiz „Marmota“ genannt.

Naturgeschichtliches.

Das Murmeltier bildet in der 6. Ordnung der „Nager“ — rodentia — und in deren erster Familie die 7. Sippe. Der Kopf des Tieres ist dick, die konkave Stirn breit, die Barthaare steif und lang, die Gehöre sind kurz, abgerundet und im dicken Pelze versteckt, so daß der Kopf ungefähr den Eindruck eines Hasenkopfes ohne „Löffel“ macht. Das charakteristische Gebiß besteht aus 22 Zähnen, von welchen die langen, braun angehauchten Nagezähne, welche die Jäger häufig als Trophäe tragen, am auffallendsten sind. Die Färbung des Mankei ist fahlgrau, auf Kopf und Rücken dunkler, der Bauch rötlich gelb, der ziemlich lange Schwanz an der Spitze schwarz behaart.

Die Körperlänge des ausgewachsenen Mankei beträgt ca. 40—50 cm, die Erscheinung ist platt gedrückt, das Gewicht variiert zwischen 3 und 6 Kilo.

Forstinspektor Manni in Chur, ein fleißiger Beobachter des Wildes der Alpenreviere, mit dem ich persönlich befreundet vielfach korrespondiert habe, schildert das Mankei wie folgt: „Im Freien ist es friedlich, furchtsam, daher auch gesellschaftlich. Sein blitzendes Auge ist außerordentlich scharf und wenn es mit demselben irgend ein verdächtiges Wesen wahrnimmt, so ertönt ein heller, durchdringender Pfiff und blitzschnell ist alles in den Höhlen verschwunden.“

Das Männchen wird gewöhnlich „Bär“, das Weibchen „Katz“ genannt.

Verbreitung.

Das Murmeltier ist ein echtes Kind der Alpen, hat infolge dessen auch ein ziemlich beschränktes Verbreitungsgebiet. In Deutschland ist es nur in den bayerischen Alpen, hier aber in verschiedenen Gebirgsstöcken ziemlich zahlreich zu Hause. Unser bayerisches Algäu dürfte wohl die meisten Mankei beherbergen; hier leben sie in allen jenen furchtbaren Felswüsten des Daumen- und Nebelhorn-Gebirgsstockes im Revier Hindelang, dann am Grünten, am Moosberg, hohen Ifer und andern Bergen, sowie in dem angrenzenden Walserthale. Der nächstbeste Stand dürfte in den Bergriesen des Berchtesgadischen Landes sein, wo sie am Funtensee, Watzmann, dann am Blaunis des Hochkalter, ferner auf der Reutalpe im Revier St. Zeno bei Reichenhall noch hausen. Auch in der Gegend um Marquartstein und im Zugspitzengebiete werden sie, aber seltener, angetroffen.

In Österreich kommt es in Tyrol, Vorarlberg, Salzburg, Steiermark, Kärnten ꝛc. vor und wird dessen Stand auf ca. 1700 Stück geschätzt. Gute Bestände an Mankeis hat die Schweiz im Kanton Graubünden ꝛc., dann auch Savoyen und selten kommt es auch noch in den Pyrenäen, sowie den Karpathen vor.

Aufenthalt und Lebensweise.

Das Murmeltier hat in der Regel zweierlei Standorte. Sein Sommerleben, das sehr kurzweilig ist, bringt es in den höchsten Regionen über der Baumgrenze zu, wo es in Felstrümmern seine Baustätten hat. Gegen den Herbst zu nimmt es etwas tiefere Lagen an, in denen der Winterbau her-

gestellt ist. Die Sommerwohnung bilden ein bis zwei Meter lange, recht enge Gänge mit Seitengängen und Fluchtlöchern, wo es einzeln oder paarweise lebt; der Kessel ist in der Regel wenig geräumig. Die Winterwohnung dagegen wird etwas opulenter ausgestattet, denn hier bringen ganze Familien von fünf bis fünfzehn Stück ihren Winterschlaf zu. Diese Baue sind etwa anderthalb Meter tief unter den Rasen gegraben, haben in der Regel zwei Kessel, einen kleineren und einen größeren sehr geräumigen. Der erstere scheint das Material zum Ausbaue der Röhre und ihrer während des Winters hergestellten Verstopfung geliefert zu haben, während der größere Kessel als Winterquartier dient, in welchem die ganze Familie gerollt und aneinander gedrückt den Winterschlaf zubringt, der von Oktober bis gegen den April anhält. Der Kessel wird im Herbste vor der Einwinterung sehr behaglich mit Heu ausgestopft und die Sammlung des Bettheues beschäftigt im Herbste die ganze Familie zum Einheuen. Sobald die Mankeis den Kessel beziehen und sich zum Winterschlafe begeben wollen, wird die Röhre mit Gras und Steinen tüchtig verstopft, so daß keine Luft mehr eindringen kann. Die Temperatur im Kessel erhält sich dadurch ungefähr auf einer Höhe von + 3—8° R., welche Temperatur auch die Körperwärme der Tiere annimmt, die während des Schlafes nur wenig atmen.

Äsung.

Die Äsung der Mankei besteht aus saftigen Alpenkräutern und Wurzeln, wie Schafgarbe, Bärenklau, Grindwurzel, Alpenwegerich, Wasserfenchel und gewöhnlichem Grase. Mit den scharfen Zähnen beißt es das Gras ab, erhebt sich auf den Hinterpranten und hält mit den Vorderpranten die Äsung, bis sie zermalmt ist. Zur Tränke geht es selten, trinkt dann aber auf einmal viel, wobei es nach jedem Schlucke den Kopf in die Höhe hebt. Immer, selbst bei der Äsung, ist es ängstlich und äußerst vorsichtig und bei der geringsten Gefahr ertönt der durch die Nase ausgestoßene scharfe und warnende Pfiff.

Wie alle Schläfer wird das Murmeltier im Sommer ungemein feist, sobald aber Frost eintritt äst es nicht mehr, trinkt noch oft und viel, entleert sich und bezieht dann die Winterwohnung. Nimmt man ein Murmeltier während des Winterschlafes aus dem Baue, so ist es wie eine Kugel gerollt und bleibt in diesem lethargischen Zustande, bis man es in eine Temperatur von ungefähr 25° R. bringt, dann erwacht es und nach einigem Taumeln wird es lebhaft und äset sich.

Aus dieser Lebensweise geht hervor, daß es im Frühjahr, wenn es nach der Schneeschmelze den Bau verläßt, abgemagert erscheint und nach Nahrung umschaut. Fällt in dieser Zeit schlechte Witterung ein, so gehen viele zu Grunde.

Fortpflanzung.

Die Ranzzeit der Mankei fällt in den Frühling und richtet sich darnach, ob er in den bewußten Regionen früher oder später eintritt, gewöhnlich aber fällt sie in den Anfang oder die Mitte des Monats April. Die „Katz" geht sechs Wochen, nach Böhmerle 10 Wochen, trächtig und bringt dann 3—4 blinde Junge zur Welt, welche von der Mutter gesäugt werden und erst im nächsten Herbste ausgewachsen sind. Erst von Juni an kann man die Jungen, welche aschgrau erscheinen, vor dem Baue hin und wieder beobachten.

Feinde und Krankheiten.

Wie schon erwähnt, gehen viele Mankei zu Grunde, wenn die Schneelage eine zu hohe ist und zu lange in den Frühling hinein liegen bleibt, sonst ist über Krankheiten nichts bekannt. Dagegen hat das Murmeltier viele Feinde. Neben dem Menschen ist es der Fuchs und Steinadler, welche dem Mankei am gefährlichsten werden, denn sie lieben diesen fetten Bissen ungemein.

Nutzung.

Die Nutzung des Mankei besteht hauptsächlich in Gewinnung des vielfach gesuchten und deshalb auch gut bezahlten Fettes, welches pro Liter oft einen Preis von 6—8 *M.* erreicht. Von einem wohlgenährten Mankeibären in der besten Zeit sind zwei bis drei Liter Schmalz zu gewinnen. Dieses Mankeischmalz, wie es im Volksmunde genannt wird, steht bei der Gebirgsbevölkerung in großem Ansehen als heilsames Arzneimittel; es soll ein besonderes Stärkungsmittel für Wöchnerinnen sein, soll das Gebären erleichtern, Leibschneiden heilen und für Husten helfen, auch das etwas fette, aber nicht gerade schlecht schmeckende Wildbret soll diese Heilkräfte besitzen. Durch Räuchern soll sich der etwas stark vorherrschende Erdgeschmack, der Manchem widerlich erscheint, bedeutend verlieren.

Der Balg ist nicht viel wert und erreicht, wenn er recht schön ist, von einem guten Bären im höchsten Falle den Preis von 2 *M.*

Auch die Nagezähne werden nicht selten gekauft, um sie als Zierde an der Uhrkette, in Silber

gefaßt, zu tragen; gewöhnlich behält sie aber der Erleger als Trophäen für sich; diese Zähne haben auf der Oberseite eine schön rotbraune Farbe, ähnlich guten Hirschgraneln.

Wenn nun gleich der Verkauf des Schmalzes dem gewöhnlichen Berufsjäger ein gut Stück Geld einträgt, so werden doch, zum Ruhme unserer Gebirgsjäger muß ich es erwähnen, bei uns in Bayern die Mankei nicht über Gebühr verfolgt und gestaltet sich deren Erlegung mehr zu einer Passion und Rarität, denn nicht jeder Jäger und Schießer unterzieht sich den Strapazen einer solchen Jagd.

Jagd. Da bin ich nun bei der Jagd auf Mankei angelangt und muß bemerken, daß sie nicht sehr abwechslungsreich ist; sie beschränkt sich meist nur auf das Anstehen am Baue, das unsere Gebirgsjäger kurzweg „Mankei-Passen" nennen. Hin und wieder wird ein Mankei gelegentlich der Gamsbirsche erlegt, bei welcher das Mankei dem Jäger oft sehr hinderlich in den Weg tritt, indem es durch den weithin hörbaren Pfiff, der fast so klingt wie ein Pfiff durch die Finger, aber wesentlich vom Pfeifen der Gemsen verschieden ist, die Gams unruhig macht und verscheucht. Auch das Legen von Eisen an den Baustätten wird bei uns, zum Glück wenig, ausgeübt. Da nun die Schußzeit bei uns eine ziemlich kurze ist (vom 15. August bis 31. Oktober), die Mankei auch je nach der Witterung schon oft Anfangs Oktober den Winterbau beziehen, so wird die Jagd wenig und nur von ganz passionierten und wetterfesten Jägern ausgeübt.

In der Schweiz, wo die Jagdverhältnisse und Jagdgesetze einen ganz anderen Charakter haben, sind die Mankeis wohl des Gewinnes halber sehr stark verfolgt worden und wären fast ausgerottet worden, wie der Gemsenstand auch sehr zurückging. In neuerer Zeit ist man aber auch dort beflissen, den Stand an Murmeltieren, der in Graubünden immer noch ein guter genannt werden kann, zu heben und hat sogar Murmeltiere nach andern Gebirgsstöcken verpflanzt, um sie dort in die Höhe zu bringen.

In seinem Wildanger schildert v. Kobell das Mankeipassen in seiner hübschen und launigen Weise ziemlich ausführlich und erzählt eine Partie, die er gelegentlich einer Gamsbirsche am Funtensee allwo ihm sein Träger berichtete, daß er eben Mankeis gesehen habe und — „es könnt's leicht oan's schieß'n heunt, weil's Wetter so fei' is, bal' Enk's Hihocka nit verdrießt" — durchmachte und wo er auch Erfolg hatte.

Den Mitteilungen des Oberjägers Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten, Leo Dorn in Hindelang, welcher als schneidiger Gebirgsjäger bekannt ist und welcher angibt, in seiner Jägerlaufbahn schon an die 300 Mankei erlegt zu haben, verdanke ich manch wertvolle Momente über die Hochgebirgsjagden im allgemeinen und so auch in specie über die Jagd auf Mankei; diese Mitteilungen sind geeignet, das Leben und Treiben dieses interessanten Hochgebirgswildes darzuthun.

Dem Hochgebirgsjäger gewähren die Mankeis viele Stunden der Unterhaltung, wenn er weit von allen menschlichen Ansiedelungen in jener Bergeinsamkeit weilt, wo sie hausen. Gelegentlich der Spielhahn- und Auerhahnbalze, welche den Tag über den Jäger nicht beschäftigt, hat er Zeit genug, das Leben der dortigen Region zu beobachten und da um diese Zeit Schonzeit der übrigen Wildgattungen, so auch des Mankei ist, kann der Jäger ungehindert der Beobachtung sein Augenmerk schenken.

Im Monat April erwachen die Mankei von ihrem Winterschlafe; sie graben sich dann Löcher durch den Schnee, welcher je nach der Strenge des Winters 2—15 Fuß tief liegt, oft noch mehr, wenn gerade Lawinen über dem Baue liegen. Auf diese Weise gehen viele zu Grunde, namentlich wenn nach Tauwetter wieder Frost eintritt und sich eine Eiskruste bildet, welche die Tiere nicht durchbrechen können; bei heftigem Tauwetter und rascher Schneeschmelze ertrinken auch viele im Baue. Dorn hat am „Wilden" und in der „Gamswanne" solche Plätze gefunden, an denen im Jahre 1874/75 alle Mankeis umkamen; im bewußten Jahre war noch im September die Eiskruste 10—12 cm stark. Haben sich die Tiere aus dem Baue herausgearbeitet, so suchen sie schöne freie Plätze an nicht zu steilen, sonnigen Schrofen auf, wo sie Fluchtröhren finden, um, wenn es wärmer wird, diese mit grasreichen Lagen zu vertauschen. Im Hochsommer sind sie in Geröllhalden und Steinstürzen, wo sich überall Baue befinden. Zur Zeit der Hahnenbalze kann man untertags sich oft die Zeit mit Beob-

achtung der Mankeis vertreiben, denn an grasreichen Flecken sieht man 5—15 und mehr Stücke beisammen und das lustige Spiel ist interessant, denn es ist auch die Ranzzeit. Bei großer Hitze treten die Murmeltiere nur abends und morgens aus dem Baue.

Am lohnendsten ist die Jagd in der zweiten Septemberhälfte, da um diese Zeit die Mankeis schon fett sind. Dorn fand an dieser Jagd viel Gefallen. Die Almen sind von Menschen und vom Vieh schon verlassen, droben ist's einsam geworden und der um diese Zeit im Hochgebirge so klare Morgen hat wundervollen Reiz. Man dürstet und hungert nicht so sehr und kann deshalb ein paar Tage in den oberen Gelägen dieser Jagd sich widmen und erzielt gute Erfolge, besonders wenn man mit der Kugelbüchse gut vertraut ist.

Bevor die Sonne auf den Bau scheint, muß man bei gutem Winde schon sitzen, denn sofort kriechen die Murmeln aus, sichern und winden nach allen Seiten hin, äugen sehr scharf und die geringste Bewegung, oft nur die Feder am Hut, verdirbt den Spaß, ein warnender Pfiff und aus ist's. Mancher Jäger hat schon oft studiert, was denn die Ursache war, warum ihm Gams und Mankei ausrissen, die „Windfahne" aber, die er sich selbst auf den Hut steckte, an diese hat er nicht gedacht, wohl aber hat's das Mankei beobachtet.

Der Erfolg der Jagd ist wohl sehr verschieden; manchmal kann man lange liegen, daß man Bauch- und Rückenweh kriegt, ein andermal geht's besser und Dorn hat schon zehn Stück an einem Tage geschossen. Gewöhnlich macht man sich in der Nähe des Baues einen kleinen Steinwall, der ein paar Schießlücken hat und wenn ihn die Mankei gewohnt sind, setzt oder legt man sich dahinter zum „Passen" nieder. Aber die Büchse muß scharf hingehen und das Auge muß gut sein, so daß man das Mankei durch Kopf oder Herz schießt, sonst bekommt man's in den meisten Fällen nicht und dieses Treffen ist nicht größer als ein Fünfmarkstück. Ist das Mankei nicht sofort tot, fährt es in den Bau zurück und ist verloren.

Das Bettheu sammeln sie an schönen warmen Tagen. Die Fabeln, welche hierüber kursieren, mit dem Schlitten, den ein Stück bilde u. s. f., sind ebenso abgedroschen, wie gar manche derartige über verschiedenes Wild im Hochgebirge. Dorn beobachtete einmal am 10. Oktober mit dem Glase auf ungefähr 90 Schritt Entfernung sieben Murmeln beim „Einheuen"; sie sammelten ganze Bündel dürres Gras, faßten diese Bündel mit den Zähnen fest zusammen und trugen es äußerst vorsichtig in den Bau. Falls die Murmeln sich frühzeitig einwintern, hat Dorn mit Erfolg schon gegraben und ist auf den Kessel gestoßen, wo die ganze Gesellschaft zusammengekauert war. Der Stand an Mankei hat sich in neuerer Zeit auf verschiedenen Almen wesentlich gebessert.

Möge nun rationelle Hege, d. h. Schonung und mäßiger Abschuß das zierliche unschädliche Wild erhalten, es ist ja auch mit ein Schmuck unserer schönen Berge und gewiß hat das Mankei in früherer abergläubischer Zeit zu manchen Sagen von den Bergmändeln u. dergl., so am Untersberg, wo es jetzt allerdings keine mehr gibt, Anlaß gegeben, denn das Mankei in seinem grauen Pelzrocke, wenn es aufrechtsitzend sein Mandl macht, kann recht leicht von furchtsamen Menschen in der weiten Steinöde als „Gnom" betrachtet werden — den einen Vorzug hat es, daß es vor „Sonntagsjägern" sicher ist.



3. Der Feldhase.

Die weitverbreitetste und am zahlreichsten vertretene Haar-Wildgattung, welche wir besitzen, ist der — Hase; er hat uns den Beweis geliefert, daß sein Geschlecht bei der fortschreitenden Kultur des Landes in stetiger Zunahme begriffen ist, während erfahrungsgemäß fast alle freilebenden Wildgattungen in allmählicher Abnahme begriffen sind. Dieser Umstand führt zu dem Schlusse, daß wir der rationellen Hege dieser Wildgattung die weitgehendste Sorgfalt zuwenden müssen, denn sie ist geeignet, die unsinnig hohen Pachtgelder unserer Jagden einigermaßen auszugleichen und das Defizit in der Jagdkasse zu verringern.

Unter solchen Umständen muß ein erfahrener Jagdleiter dafür sorgen, daß Zuwachs und Abschuß in entsprechendes Verhältnis gebracht werden, um einesteils den Hasenstand nicht zur Landplage heranwachsen zu lassen, anderenteils aus ihm die möglichst hohe Nutzung zu ziehen, ohne wiederum den nachhaltigen Stand zu gefährden.

Wenn gleich nun der Hase eine so landläufige Erscheinung ist, daß man glauben könnte, über ihn und sein Leben zu schreiben sei überflüssig, so möchte doch bedacht werden, daß die meisten Jagdfreunde, welche vielleicht schon Hasen nach Hunderten erlegt haben, gerade weil der Hase so allgemein bekannt erscheint, nicht der Mühe wert befunden haben, ihm eine weitere Beachtung zu schenken und der Sache ernstlicher auf den Grund zu sehen.

Ich will daher versuchen, das Kapitel über diese einträgliche Wildgattung mit besonderer Sorgfalt zu behandeln, und nicht bloß darzuthun, wie sie am besten erlegt, als vielmehr am zweckmäßigsten behandelt werde, um gewünschte Vermehrung und geeignete Ausnutzung zu finden, ohne dem Revier Schaden zu bringen.

Man hat in wissenschaftlichen Werken schon ausgerechnet, was der Hase täglich an Futtermitteln bedarf und diese dann wieder in Geld umgerechnet und so die nationalökonomische Stellung des Hasen bestimmt. Nach diesen Berechnungen wäre nun der Hase ein sehr schädliches Tier, allerdings sind aber die Werte des anfallenden Wildbrets und sonstige Nutzungen nicht in Rechnung gezogen worden. Auch wurde nicht abgerechnet, welche Quantitäten von Gräsern, Knospen, Trieben und Kräutern der Hase äset, die sonst in keiner Weise genutzt werden und da scheint die Sache doch etwas fadenscheinig zu sein, um auch dieser Wildgattung den Untergang zu wünschen.

Naturgeschichtliches. In der sechsten Ordnung: „Nager — rodentia“ — bilden die 6. Familie und 1. Sippe die Hasen — leporina. Der gemeine Hase — lepus vulgaris, l. timidus — scherzweise vielfach — „Lampe“, „Krummer“, „Kapuziner“ u. s. f. genannt, gehört zur Niederjagd; seine Zahnformel lautet: $i\frac{1+1}{1}$, $c\frac{0}{0}$, $m\frac{6}{5}$ gleich 28 Zähne; der Hase ist der einzige Nager, der mehr als zwei Vorderzähne hat, denn hinter den scharfen, breiten Nagezähnen stehen zwei wirkliche Schneidezähne, kleine, stumpfe, fast vierseitige Stifte.

Die Kennzeichen des Hasen sind: Löffel kopflang oder darüber, verkürzter Daumen der Vorderpfoten, sehr lange Hinterläufe, aufgerichteter Schwanzstummel und sechs Backenzähne der Oberkieferreihe; die Lippen sind dick und höchst beweglich, tief gespalten; die Vorderläufe haben fünf, die Hinterläufe vier Zehen; die Pfoten sind unten behaart, die Behaarung im allgemeinen ist wollig. Die Behaarung und Farbe des Hasen näher zu beschreiben halte ich für überflüssig, sie sind genügend bekannt und spielen beim einen Hasen mehr ins Graue, beim andern mehr ins Gelbrote. Varietäten kommen zeitweise vor, denn öfter sind schon fast ganz schwarzbraune, selten auch ganz weiße erlegt worden.*) Die Seher des Hasen sind groß, eirund, haben keine Wimpern, keine Nickhaut, so daß er mit offenen Augen schläft. Je nach Aufenthalts- und Standort wird der Hase: Feld-, Wald-, Sumpf-, Moor- oder Sand-Hase genannt, was gerade nicht streng buchstäblich genommen werden darf, obgleich der Standort das Körpervolumen einigermaßen beeinflußt. Die durchschnittliche Länge des ausgewachsenen Hasen beträgt inkl. der 8 cm langen Blume ca. 75 cm, die Höhe 30 cm und sein Gewicht schwankt zwischen 3 und 6 Kilogramm.

---

*) Vor 3 oder 4 Jahren erlegte in der Nähe von München Herr Major v. Menz einen ganz dunkel schwarzbraunen Hasen, desgleichen im vergangenen Winter ein Jäger bei Geisenhausen in Niederbayern.

In der Weidmannssprache heißt der männliche Hase — Rammler, der weibliche — Häsin oder Satzhase; ist der Hase zur Hälfte herangewachsen, heißt er — halbwüchsig, hat er sein Wachstum zu drei Vierteilen erreicht, wird er — Dreiläufer genannt. Die Ohren heißt man — Löffel, die Augen — Seher, die Füße — Läufe, das Haar — Wolle, den Schwanz — Blume, auch Federlein, die Haut, wie bei allem zur Niederjagd gehörigen Wilde — Balg. Statt Fährte, welcher Ausdruck nur dem Wilde der hohen Jagd zukommt, sagt man beim Niederwild — Spur. Weidmännische Bezeichnungen.

Der Hase — rammelt, wenn er sich begattet (Rammelzeit), die Häsin — setzt Junge (Satzzeit), welche in ihrer Gesamtheit — Satz genannt werden, nicht Wurf. Geht die Häsin trächtig, so sagt man — sie hat inne.

Der Hase — äset sich, nimmt Weide, seine Nahrung heißt — Äsung; er ist nicht feist, sondern — fett, nicht dick oder mager, sondern — gut oder schlecht. Die Vertiefung im Boden, in welcher der Hase ruht, ist — Sasse oder Lager, in diesem — sitzt er, oder drückt er sich; drücken nennt man auch, wenn ein Hase aus Furcht im Lager oder unter Gebüsch ꝛc. sich zu verbergen sucht; aus dem Lager wird er — aufgestoßen, vom Hunde — aufgestochen; er — fährt aus dem Lager, er — springt über Gräben, Hecken, Jagdzeug ꝛc., er schwimmt nicht durchs Wasser sondern durchrinnt es. Die ruhige Bewegung des Hasen nennt man — „Hoppeln“, er wird — flüchtig; des Abends rückt er zu Felde, des Morgens rückt er ins Holz. Die schmalen Wege, welche er durch Gras oder Getreide macht, nennt man — Hasensteige, auch Hexensteige. Der Hase wird, wenn er noch nicht beim Ergreifen verendet ist — genickt, indem man ihn mit einer Hand bei den Hinterläufen in die Höhe hebt und mit der Schneid der andern Hand hinter die Löffel haut, um das Rückgrat zu trennen. Schreit ein von Menschen oder Tieren ergriffener Hase, so sagt man, er — klagt; der Klageton wird — Hasengeschrei genannt, ebenso das Instrument, mit welchem man den Klageton nachmacht.

Der Hase wird nicht aufgebrochen, er wird — ausgeworfen, man wirft oder weidet ihn aus, welchen Ausdruck man bei allem zur Niederjagd gehörigen Haarwilde anwendet.

Zur Fortschaffung oder Aufbewahrung wird der Hase — gehesset oder eingehesset, indem man ihm über dem Sprunggelenk des einen Hinterlaufes, zwischen dem Röhrenknochen und der Hesse, den Balg aufschneidet und den andern Hinterlauf (Sprung) durchschiebt. Der Hase wird, wie alles zur Niederjagd gehörige Wild — gestreift, nicht ausgezogen. Zerlegen nennt man's, wenn der gestreifte und ausgeweidete Hase in Stücke zerteilt wird. (Hierüber Näheres bei Nutzung.) Kopf, Hals, Blätter, dann die untere Hälfte der Rippen, die Dünnungen, sowie Herz, Lunge und Leber nennt man — Hasenkleie, Hasenjung, in bereitetem Zustande — Hasenpfeffer. Bei allen zur Niederjagd gehörigen Wildgattungen sagt man nicht feist, sondern — fett. Hasensprung nennt man ein etwa 5 cm langes Knöchelchen, das im Gelenke an der Hesse sitzt und an seinem Ende mit einem kleinen Wirbel versehen ist, das mit einem rundlichen Knöpfchen endet. Durch diese Knochenbildung erhält der Hase die große Elastizität zum Sprunge. Bei starkem Plattfrost laufen sich die Hasen manchmal die Haare unter den Sohlen ab.

Die Hasen sind über ganz Mitteleuropa und einen kleinen Teil des westlichen Asiens verbreitet. Im Süden kommt der Hase des Mittelmeeres, eine etwas kleinere Art mit rötlicher Färbung vor; im Hochgebirge und im hohen Norden ist die Sippe durch den Schneehasen vertreten, welcher eine vom Alpenhasen verschiedene, aber ganz ähnliche Art ist. Die Nordgrenze seines Verbreitungsgebietes reicht bis Schottland, Schweden, Nordrußland; die Südgrenze bis Norditalien und Südfrankreich. In den Alpen steigt der Hase bis zu 1500 m, im Kaukasus sogar bis zu 2000 m hinan; allgemeiner Erfahrungssatz ist, daß die Hasen unter kalten und gemäßigten Himmelsstrichen am stärksten werden, in den heißen sind sie schwächer oder gedeihen überhaupt gar nicht mehr. Verbreitung.

Fruchtbare Ebenen mit oder ohne Gehölz, Möser und bewaldete Vorberge sind seine beliebtesten Aufenthaltsorte. Kahle hochgelegene Feldhügel, schweren lehmreichen Boden liebt der Hase nicht besonders; er zieht leichten, durchlässigen und wärmeren Boden, ja sogar feuchte Lagen diesem vor. Kahle Feldhügel mit nördlicher Abdachung sucht der Hase gewöhnlich zu meiden. Aufenthalt.

Der Hase ist mehr Nacht- als Tagtier, doch kann man ihn an heiteren Tagen, namentlich aber im Frühjahr oder bei Beginn der Rammelzeit, auch untertags lebendig umherstreifend sehen. Im allgemeinen ist der Hase Standwild, er gehört mehr auf das Feld als in den Wald. Wenn er seinen Standort zeitweilig, der Äsung halber, verläßt, kehrt er wieder und besonders zur Paarungszeit, in seine eigentliche Heimat zurück, falls ihn inzwischen sein Schicksal nicht erreicht hat. So kommt es vor, daß in größeren Waldkomplexen im Frühjahr und Sommer sehr viele Hasen beobachtet werden, zur Herbstzeit aber sind sie von da verschwunden und ziehen sich mehr nach den Ebenen und Feldern hin. Dieser Umstand hat zu der Annahme Veranlassung gegeben, die Hasen zeigten eine Art Wanderlust. Tritt der Winter ins Land, kommen sie allerdings dezimiert wieder in die Waldungen zurück.

Ich möchte dieses Verhältnis nicht Wanderlust, sondern nur zeitweise Standortsveränderung nennen, die durch die Äsungsverhältnisse bedingt wird. Im Herbste werden nämlich im geschlossenen Walde die feinen Gräser, jungen Triebe u. dergl. hart und holzig, während auf den Fluren frischer Klee, junge Rüben u. dergl. zur Äsung bereit sind. Wenn aber alle Früchte eingeheimst, die Felder von Arbeitern beunruhigt sind, die Wintersaat noch nicht sproßt, dann findet der Hase wieder mehr Äsung an Knospen, Gräsern, Rinden im Walde und hat dort gegen die Witterung mehr Schutz — von hier aus rückt er dann des Abends auf die Saatfelder, um sich zu äsen und kehrt mit Tagesanbruch in den Schutz des Waldes wieder zurück. Wenn starker Schneefall eintritt, läßt sich der Hase oft ganz einschneien, scharrt den Schnee unter sich fort und äset sich am Grünen, welches er unter dem Schnee findet. Bei Tauwetter, wenn der Anhang abtropft, rückt er wieder auf die Felder und drückt sich an Rainen der Stoppelfelder oder in den Furchen der Sturzäcker.

Die besten Bestände an Hasen dürften Deutschland und Österreich aufweisen und hier wiederum sind die reichbesetztesten Gebiete Hessen, Sachsen, Schlesien, die bayerische Rheinpfalz, die bayerische Hochebene, das niederbayerische Hügelland, die preußische Provinz Sachsen, dann Böhmen, Ober- und Niederösterreich, Mähren u. s. f.

Es gibt Gegenden, in denen der Hase außerordentlich gut gedeiht, trotz ärgster Verfolgung nicht auszurotten ist, dagegen in andern Landstrichen nicht in die Höhe gebracht werden kann, mag man machen, was man will. Schonung, Fütterung, Ausrottung des Raubwildes, Einsetzen frischer Hasen — kurz alle Versuche haben dargethan, daß der Stand in solchen Gegenden immer schwach bleibt und nur eine mäßige Höhe erreicht. Eine Strecke von 1900 Hasen an einem Tage wurde im November 1894 in der Nähe von Worms gemacht. Strecken von 3—400 sind in Bayern keine Seltenheit. Wir haben Privatjagden, auf welchen in guten Jahren an einem Tage 6—700 Hasen erlegt werden. Die K. Leibgehegsjagden um München liefern Strecken von 800—1000 Hasen, ja haben schon solche von 12—1400 und mehr Stück ergeben.

Noch im vorigen Jahrhundert war der Stand an Hasen ein verhältnismäßig sehr beschränkter, v. Kobell erwähnt, daß von 1751—54 jährlich im Durchschnitt 166 Hasen zum Hofzöhrgaden eingeliefert wurden. Der magistratische Wildaufschlag der Stadt München ergibt in neuerer Zeit einen Konsum von 30—36 000 Hasen pro Jahr (im Jahre 1893/94 36 900 Stück).

Sinne. Die Sinne des Hasen sind gut entwickelt, besonders das Gehör. Im Gehörgange befindet sich nämlich ein knöchernes Röhrchen, welches ein natürliches Schallloch bildet und dem Gehöre dadurch eine besondere Schärfe verleiht. Auch der Geruchssinn ist gut entwickelt; man darf nur den Hasen bei Treibjagden oder auf dem Anstande im Walde beobachten, man wird sich überzeugen, wie sorgfältig er Wind nimmt, mit Gewandtheit und Schnelligkeit umschlägt oder ablenkt, wenn er den Wind nicht geheuer findet. Allerdings ist beim Hasen weniger zu beobachten, wie etwa beim Rehwild oder beim Fuchse, daß er in voller Flucht auch Wind nimmt und demselben ausweicht; hieran dürfte die allzugroße Furchtsamkeit des Hasen schuld sein, die ihn, einmal aufgeregt, alle Sorgfalt und Kourage vergessen läßt.

Weniger scharf als Gehör und Geruch mag wohl das Gesicht entwickelt sein, einzelne Schriftsteller nennen es sogar schlecht. Dieser Annahme kann ich jedoch nicht ganz beipflichten — der Hase äugt recht gut, so lange er überhaupt sich Zeit nimmt, seine Sinne zu Hilfe zu nehmen und nicht die ganze Kraft auf seine Schnelligkeit und Flucht verlegt. In Kesseltreiben kann man ja die Erfahrung

machen, wie genau der Hase die ihn umgebende Schützenkette beäugt und wie rasch er eine größere Lücke in der Linie ausfindig macht. Auch auf dem Anstande habe ich mich gar häufig überzeugt, daß der Hase die geringste Bewegung wahrnimmt oder auch den teilweise versteckten Jäger zweifelhaft anäugt — daß diese Zweifel weniger auf Rechnung des Gesichtes, als vielmehr auf die allgemeine geistige Fähigkeit des Tieres zurückzuführen sind, möchte ich mit Sicherheit annehmen. Das Kombinationsvermögen des Hasen ist allerdings ein beschränkteres, als das manch anderer Wildgattung, wenngleich zugegeben werden muß, daß der Hase mit großer Schlauheit den Nachstellungen seiner Feinde auszuweichen sucht.

Bezüglich seiner Furchtsamkeit spricht sich v. Kobell dahin aus: „Wegen seiner Furchtsamkeit wird er von den Naturforschern lepus timidus genannt. In der That ist er oft bedauerlich anzusehen um seiner Schwäche willen, er kann sich wenigstens so kümmerlich anstellen, als erschrecke er vor seinen eigenen Bewegungen und als schwebe fortwährend ein Damoklesschwert über ihm, auch thut er gern, als könne er nicht sieben zählen und doch ist er keineswegs so dumm, wie er aussieht und nicht so wehrlos, wie man meinen möchte, denn hätte er Kourage genug zu beißen und anzupacken, er würde sich bald in Respekt setzen und der Fuchs würde ihm nicht so unbesorgt zu Leibe gehen."

Es gibt aber auch beim Hasen Ausnahmen und der Beispiele sind genug vorhanden, wie ein Satzhase seine jugendliche Nachkommenschaft gegen Krähen zu verteidigen wußte, obgleich die Hasen sonst in Erfüllung ihrer Elternpflichten sehr im Verrufe sind.

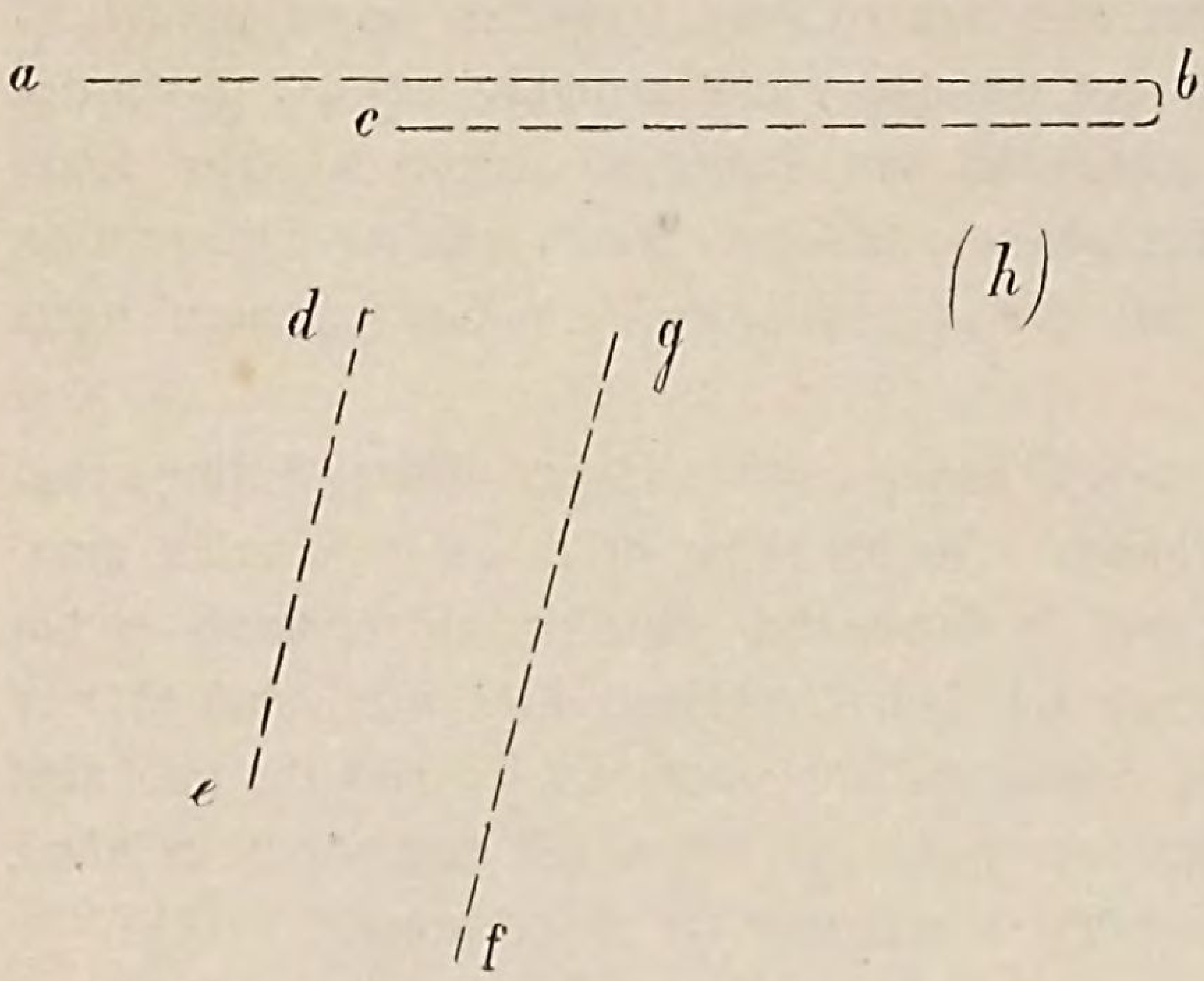
„Wenn man nun von den moralischen Eigenschaften eines Hasen gerade keine hohe Meinung gewinnen kann, so kann man doch nicht leugnen, daß er als materielles Gebilde sehr beachtenswert ist, denn er liefert einen vortrefflichen Braten und an anderer Stelle wird einem solchen noch zugeschrieben, daß er auf sieben Tage Schönheit und Anmut verleihen könne. Von Kaiser Alexander Severus wurde ja gesagt, seine Schönheit komme vom Hasenessen her. Wenn das wahr wäre, wie hoch stünden die Hasen im Preise!"

In der Zeit Karls des Großen war es aber verboten, Hasen zu essen und ein solches Verbot erwähnt auch Vater Diezel, denn im 3. Buche Mosis Kap. 11 V. 6 heißt es: „Der Hase wiederkäuet auch, aber er spaltet die Klauen nicht, darum ist er auch unrein." Das fortgesetzte Bewegen der Oberlippe und Nase mag wohl bei den Juden zu der irrigen Annahme geführt haben, der Hase wiederkäue. Indessen hat ja der Hase nur einen Magen, kann also nicht wiederkäuen, dagegen hat er einen sehr starken Blinddarm.

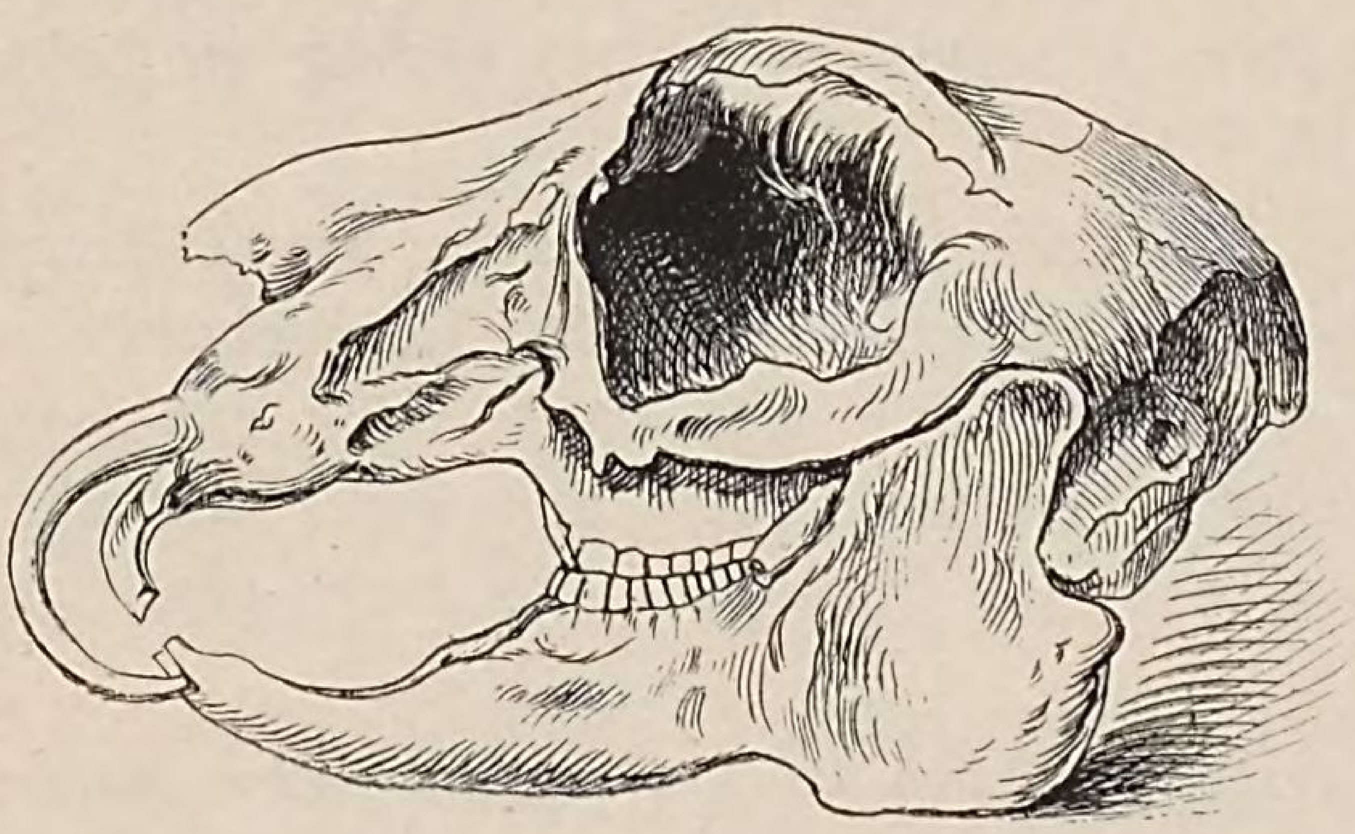
Als Entschädigung manchen Entganges seiner geistigen Veranlagung hat jedoch die Natur den Hasen mit Schnelligkeit, Schlauheit und Munterkeit ausgestattet, welch letztere jedoch zuweilen in Leichtsinn und Nachlässigkeit übergeht, denn oftmals soll es vorkommen, daß der Hase, wenn er sich nach Sonnenaufgang so recht mit Seinesgleichen verlustiert, sich harmlos herumtummelt und dabei so gleichgültig wird, daß er den Fuchs, seinen grimmigsten Feind, für einen Spielkameraden ansieht und ihm so zu sagen in den Rachen rennt. Im übrigen weiß sich der Hase sehr oft durch Schlauheit zu retten oder versucht es wenigstens. Nicht selten fährt er vor dem verfolgenden Hunde oder im Kesseltriebe in irgend ein Loch oder eine Röhre ein, stürzt sich in breite und tiefe Gewässer, die er flott durchrinnt und täuscht, besonders im Walde, seine Verfolger durch unvorhergesehene und gut gewählte Wiedergänge. Eine Eigentümlichkeit des Hasen ist auch, daß er oft im Laufen anhält und ein „Männchen macht", indem er sich auf die Keulen setzt und mit erhobenem Vorderteil Umschau hält. Setzt sich aber ein Hase auf die Fersen etwa so wie ein Hund, der aufwartet, so nennt man dies „einen Kegel machen", bei welcher Gelegenheit er mit den Vorderläufen nicht selten „trommelt", d. h. mit den Läufen dem Trommeln ähnliche Bewegungen macht. Sieht der Hase, daß er seinem Feinde nicht mehr entrinnen kann, dann klagt er gewöhnlich, welcher Laut ungefähr dem Geschrei eines Kindes gleicht, seltener klagt der Hase sofort auf den Schuß, der ihn trifft, gewöhnlich dann nur, wenn ihm Röhrenknochen zerschmettert werden. Eigentümlichkeiten.

Eine weitere Eigentümlichkeit des Hasen ist, daß er, bevor er sich ins Lager drückt, Wiedergänge und Absprünge macht, um wahrscheinlich den auf der Spur nachschnürenden Feind (Fuchs, Edelmarder,

Hund ꝛc.) irrezuführen. Nachstehende Figur veranschaulicht in einem Beispiel diese Eigentümlichkeit, wozu ich zu bemerken habe: wenn der Hase z. B. von a nach b hoppelt und in der Nähe von b sich einlagern will, so macht er zuvor bei b Kehrt, rückt an der Spur a—b zurück bis ungefähr zu Punkt c; hier macht er einen Absprung nach d, hoppelt in der Richtung des Absprunges bis e weiter, macht da wieder einen Absprung nach Punkt f, von wo aus er bis g zurückläuft und hier macht er dann einen weiten Absprung nach seinem Lagerplatze h.



Unter den Hasen kommen sehr viele Mißgeburten vor, mehr als bei jeder Wildgattung; ebenso findet man bei den Hasen sehr häufig abnorm verlängerte Schneidezähne (s. nebenstehende Figur).



Die Legende vom „gehörnten Hasen" übergehe ich.

Fortpflanzung.

Die Fortpflanzung des Hasen ist eine sehr ergiebige. Ein altes Jägersprichwort sagt: „Der Hase rückt selbander ins Feld und geht selb sechzehn*) zu Holze," d. h. von einer Häsin kann man rechnen, daß sie bis zum Herbste 14 Junge zur Welt bringe. Wenn man nun bedenkt, daß in älteren Zeiten, aus welchen dieses Sprichwort herstammt, viel mehr Hasen dem Raubwilde, das damals weit stärker als jetzt vertreten war, zum Opfer fielen, so möchte vom Zuwachs in unserer Zeit fast mehr übrig bleiben.

Die Häsin setzt in der Regel viermal, in guten Jahren sogar fünfmal. Der erste Satz besteht fast immer aus ein oder zwei Jungen, der zweite und dritte Satz aus drei bis fünf Jungen, der vierte wieder aus ein oder zwei Jungen, und ebenso der fünfte. Zudem wird angenommen, daß wenn der erste Satz frühzeitig im Jahre erfolgt, die Glieder desselben im Herbste auch noch einen Satz zur Welt bringen. Man darf jedoch die angegebene Vermehrung nicht so sehr buchstäblich nehmen, denn immerhin wird ein großer Prozentteil der jungen Hasen, sei es durch störende Witterungseinflüsse, sei es durch Raubwild und andere Schädigungen zu Grunde gehen. Nicht minder dürfte die Nachkommenschaft vom ersten Satze, sowie jene Jungen von älteren Setzhasen, welche erst im Oktober gesetzt werden, kaum den Unbilden der Witterung genügend trotzen können, wenn frühzeitig Frost und rauhes Winterwetter eintritt, obgleich der Hase ein ziemlich zähes Leben hat.

Wir haben der Beispiele genug, daß Ende September, ja Anfang November Häsinnen geschossen wurden, welche lebende und gut entwickelte Junge inne hatten; im vorigen Jahre kam sogar der Fall bei Wien vor, daß beim Auswerfen einer erlegten Häsin zwei völlig ausgetragene Junge lebend gefunden, sicher verwahrt und auch am Leben erhalten wurden. Ein gleicher Fall begegnete auf dem Jagdgebiete des Herrn Grafen von Hegnenberg-Dux, meinem verehrten Freunde, dem bekannten Künstler Hugo Engl vor etwa fünf Jahren.

Die Rammelzeit der Hasen beginnt in recht gelinden Wintern schon bald nach hl. Dreikönig, namentlich wenn gelinde sonnige Tage eintreten. Selbst auf der Schneelage kann man manchmal sogenannte Rammelwolle finden, d. h. Wollfetzen, welche der begehrliche Rammler im Drange seiner Gefühle mit den Nägeln der Häsin aus den Flanken reißt und daß diese Liebesschäckereien nicht ohne Folge bleiben, beweist der Umstand, daß schon öfter, besonders die letzten Jahre hintereinander, im

*) Jester sagt: selb 15 oder 17.

Monat Februar junge Hasen gefunden wurden. Diesbezügliche Meldungen von glaubwürdigen Weidmännern habe ich im „Deutschen Jäger" zur allgemeinen Kenntnis gebracht.

Das sind allerdings Ausnahmen; jedoch darf man annehmen, daß, da nicht jede Häsin gleichzeitig brunftig wird und sie 30—31 Tage tragend geht, doch im März immer schon junge Hasen (Märzenhasen) vorhanden sind. So mag nun die normale Rammelzeit für den ersten Satz in das Ende des Monat Januar oder in den Monat Februar verlegt werden.

Zu Beginn der Rammelzeit schwärmen die liebesbedürftigen Rammler, Häsinnen suchend, unaufhörlich umher und nicht selten kann man beobachten, daß 3—4 Rammler sich um die Gunst einer Schönen bewerben und sie umschwärmen. Da gibt es nun ein sehr bewegtes Liebesgetändel, ein Kreislaufen, Hackenschlagen, Übereinanderspringen u. dergl. und selbst die Schöne errötet nicht, wenn sie im Drange ihrer Gefühle wie zur Begattung auf den Rammler springt. Aber auch Kämpfe unter den Bewerbern entstehen nicht selten, doch führen sie nach Hasenart nie zu tragischem Ende, sondern beschränken sich nur auf gegenseitiges Anrennen und etwa ein paar harmlose Ohrfeigen und Kritzer mit den Nägeln der Vorderläufe; während aber die kühnen Verehrer sich so bekämpfen, entfernt sich nicht selten die Häsin mit einem unbeteiligten Rammler und das Sprichwort — duobus certantibus tertius gaudet — findet auch hier seine Anwendung. Diese ungestümen Bewerbungen haben aber auch manchmal ihre schlimmen Folgen, denn durch die immerwährende Hatze und den übermäßigen Genuß geschlechtlicher Freuden soll manche Häsin zu Grunde gehen.

Man will auch aus dieser Beobachtung den Schluß ziehen, daß stets mehr Rammler vorhanden seien als Häsinnen, und daß eigentlich ein für die Fortpflanzung nicht günstiges Verhältnis bestehe, indem es mehr Rammler als Häsinnen gäbe.

Das mag nun im allgemeinen richtig sein und ich werde im Verlaufe weiterer Besprechung des öfteren darauf zurückkommen, aber gerade im Frühjahr, wo man diese Beobachtung, namentlich bei Beginn der Rammelzeit, am meisten macht, muß man bedenken, daß, wie gesagt, nicht jede Häsin gleichzeitig brunftig ist, während die Herren Verehrer allezeit fertig sind und da ereignet es sich natürlich öfter, daß man hinter der umworbenen Häsin 3—4 Rammler sehen kann.

Dietrich a. d. Winckell bemerkt in einer Fußnote: „Dadurch sowohl, daß die Häsin ihre lüsterne Begierde ebenso wie die Hündin beweist, als dadurch, daß die Öffnung, durch welche bei der Begattung die Rute des Rammlers hervortritt, fast an eben der Stelle steht, wo das verborgene Feigenblatt des Satzhasen sich befindet, konnte wohl die Meinung, daß es unter dem Hasengeschlechte viele Zwitter gebe, um so eher entstehen, da außer der Rammelzeit beim alten männlichen Hasen das Kurzwildbret nicht immer, bei jungen fast nie fühlbar ist."

Die Häsin ist eine recht leichtsinnige Mutter, kaum einige Tage hält sie bei ihren Jungen aus, die sie auch hin und wieder zu schützen sucht, dann aber streunt sie fort, um sich neuen Liebesgenüssen und Abenteuern hinzugeben, kehrt nur dann zu ihren Kindern zurück, wenn sie die Milch drückt und gibt jenen die Nahrung, um sich vor Milchversetzung zu schützen. Höchstens 10—12 Tage werden die Jungen gesäugt; sie kommen mit offenen Sehern zur Welt und mit hängenden Löffeln, diese nehmen aber schon am zweiten Tage die gewöhnliche Stellung an.

Wenn die Zeit des Setzens herangekommen ist, sucht die Häsin irgend einen geschützten Ort auf, sei es in hohem Riedgrase, in Klee oder Getreide, lieber aber unter Sträuchern, Stöcken und Hecken, wo trockene, gegen den Wind geschützte Stellen sind, macht eine kleine Vertiefung in den Boden und füttert diese notdürftig in höchst primitiver Weise mit Moos, Gras oder auch selbst ausgerupfter Wolle aus. Nachdem die Jungen einige Tage gesäugt werden, sind sie fähig, die Mutter zu verlassen und ihre Äsung selbst zu suchen; die Geschwister halten aber meist längere Zeit an der Stelle beisammen aus, wo sie das Licht der Welt erblickt haben und wählen auch später diesen Ort zu ihrem Standplatze.

Man will beobachtet haben, daß junge Hasen an der Stirn einen sternförmigen weißen Fleck haben, den sie das ganze Jahr über behalten und dieses Merkmal soll ein Beweis sein, daß der Satz aus mehreren Jungen bestand —? wodurch diese Annahme gerechtfertigt sei, ist mir nicht klar. Man glaubt gar nicht, wie Form, Farbe der Behaarung am Kopfe und auch am Körper der Hasen verschieden ist, fast keiner gleicht dem andern; ich habe diese Erfahrung bei meinen Studien als Maler

gemacht. Wenn ich z. B. einen erlegten Hasen für irgend ein Bild zum Modell nahm und später einen zweiten nötig hatte, um nach der Natur das Bild zu vollenden, so gelang es mir selten einen solchen zu finden, dessen Kopf dem des ersten in seinen Teilen entsprach. Es ist eben wie beim Menschen, jedes Gesicht hat seine Eigentümlichkeiten, auch beim — Hasen!

Aus obiger Schilderung des Familienlebens der Hasen ersehen wir nun, daß dasselbe ein sehr lockeres ist, denn Anfang Mai erfolgt schon der zweite Satz, Anfang Juli der dritte und Anfang September der vierte. In besonders günstigen Jahren mit mildem Winter verrückt sich die Satzzeit immerhin auch um ein paar Wochen, so daß Anfang Oktober auch noch ein fünfter Satz zur Welt kommen kann.

Alter. Mit 12—15 Monaten ist der Hase erst völlig ausgewachsen, dies richtet sich vielleicht auch nach Standort und jeweiligen Witterungs- und Äsungsverhältnissen; gleichwohl aber rammeln, wie schon erwähnt, nicht selten auch schon die Märzenhasen im August des ersten Lebensjahres.

Bei einem so leichtfertigen Lebenswandel ist es nun wohl auch natürlich, daß die Lebensdauer eines Hasen eine sehr lange nicht sein kann; man nimmt an, daß er höchstens ein Alter von 7 bis 8 Jahren zu erreichen im stande ist — doch, wer zählt die Häupter seiner Lieben und welche Gefahren umdräuen nicht jahraus, jahrein das teure Hasenleben — welcher Rammler hat schon den Taufschein mit in die Pfanne gebracht? Der bekannte Vers Wildungens dürfte hier die besten Anhaltspunkte geben, indem er lautet:

„Menschen, Hunde, Lüchse,
Katzen, Marder, Wiesel, Füchse,
Adler, Uhus, Raben, Kräh'n,
Jeder Habicht, den wir seh'n,
Elstern ja nicht zu vergessen,
Alles — alles will ihn fr—essen!"

Immerhin mag sich doch der eine oder andere Hase durch alle Fährlichkeiten seines bewegten Lebens hindurchdrücken und so mag auch nach der Theorie Buffons, welche den Tieren gewöhnlich ein siebenmal längeres Leben vindiziert, als sie zur Vollendung ihres Wachstums Zeit bedürfen, der Hase das ihm zugestandene Alter manchmal erreichen.

Äsung. Die Äsung des Hasen ist eine sehr mannigfaltige. Ich kann mich nicht entschließen, der schon oben erwähnten Bezeichnung verschiedenartiger Benennungen, wie Wald-, Feld-, Mooshase u. dergl. mich anzuschließen und ausgeschieden nach diesen die Äsung aufzuführen. Es mag wohl Hasen geben, die sich lieber im Holze aufhalten und solche, die lieber in den Feldern leben, ich habe aber die Erfahrung gemacht und selbe auch schon angedeutet, daß der Hase seinen Aufenthalt zeitweise verändert, daß ihn Witterung, Äsung, Temperatur veranlaßt, einige Zeit da, dann wieder, wenn's ihm behaglicher erscheint, dort sich zu drücken. Seine Äsung wird er aber stets gleichmäßig suchen und der Wald- oder Mooshase rückt zur gegebenen Zeit ebenso auf die Saatfelder, wie jener Hase, welcher sich in der hohen Furche des Sturzackers drückt. Im Spätherbste, wenn die Fluren abgeräumt sind, das Feld bestellt und ruhig geworden ist, kann man heute auf dem Felde eine Anzahl Hasen antreffen, den nächsten Tag sind die Äcker größtenteils leer und man trifft die meisten Hasen an den Vorsäumen, in grasreichen Schlägen und in engen Fichtenschonungen an. Der Abend wird aber jedesmal die ganze Gesellschaft da vereinigen, wo ihr zur Zeit die Äsung am zusagendsten erscheint.

Bei klaren Spätherbsttagen mit leichtem Frost und Reif sitzen die Hasen in den Stoppelfeldern, Moosgräsern, auf hohen Furchen der Sturzäcker; der Wald ist größtenteils leer.

Im allgemeinen mögen die Kräuter und Gräser in Feld und Wald die Äsung des Hasen bilden. Niemals liebt er zu stark in Halme geschossene Gräser, ebenso auch Getreide, das schon in Stengel schießt. Das Abäsen der frischen Saatenspitzen schadet dem Getreide durchaus nichts. Sommer- und Wintersaaten, so lange sie fein und jung sind, Jungklee besonders ist ein Hauptnahrungsgegenstand des Hasen. Auch Kohlgewächse, Kraut, Rüben mag er recht gerne.

Wird im Winter die Äsung spärlicher und deckt tiefer, harstiger oder schwerer Schnee den Boden, dann äset der Hase Knospen und Triebe von Weichhölzern, Stockausschlägen, über den Schnee hervor-

stehenden Sträuchern, Brombeerblätter und schließlich auch verschiedene Baumrinden, besonders die der Weiden und Aspen, sowie der Obstbäume. Infolge dessen kann der Hase bei strengen Wintern in Obstbaumpflanzungen, Gärten 2c. großen Schaden anrichten. In solchen Fällen müssen dieselben gegen die Beschädigung durch Hasen auch geschützt werden, indem man die größeren Stämme mit Dornsträuchern einbindet oder kleinere durch verschiedenartigen Anstrich schützt, wenn nicht ein hermetisch abschließender Zaun das Ganze umfriedigt. Ich werde bei der Nutzung noch speziell auf diese Punkte zurückkommen.

Von Krankheiten ist der Hase ziemlich häufig heimgesucht; nicht selten liest man in den Fachblättern, daß da oder dort eine Hasenkrankheit herrsche, welcher eine Menge Hasen zum Opfer fallen; man klagt darüber, gibt sich aber oft nicht die Mühe, der Ursache auf den Grund zu sehen. Krankheiten.

Eine der häufigsten Erscheinungen bei den Hasen sind die verschiedenartigen Würmer der Lungen und Eingeweide. Besonders der sehr stark entwickelte Blinddarm des Hasen ist der Sitz vieler Parasiten, wie Haarschwänze und Trichuriden. Der Blinddarm enthält einen dicken schmutzigen Brei von verdauter Äsung, dessen Geruch selbst in ganz frischem Zustande ein fast unerträglicher ist. In den dünneren Gedärmen findet man Bandwürmer und außerdem sehr häufig verschiedene Krankheiten der Leber. Sehr oft findet man, daß bei einzelnen Hasen, und zwar schon in der vorgeschrittenen Abschußzeit, die Leber mit einer Menge weißer Bläschen bedeckt ist, welche eine gelbliche wässerige Flüssigkeit enthalten. Man wollte diese Krankheit als „Hitzblasen" bezeichnen, auch als eine Art Lustseuche, hat sie auch „Franzosenbeulen" genannt, doch sind dieselben durch den sogenannten Blasenwurm entstanden und haben nichts mit venerischer Ansteckung zu thun. Diese Beulen kommen und verschwinden auch wieder, was im andern Falle nicht sein könnte. Man will ihre Entstehung auf zu reichlichen Genuß von Holzrinden und Knospen in harter Winterszeit zurückführen?

Auch Leberfäule tritt öfter bei Hasen auf, welche man dem Genusse von Ölsaat zuschreibt? — Jester bemerkt in seiner kleinen Jagd: „Man findet wohl, besonders in der Begattungszeit und gegen Ende derselben, wie Göze in seiner Fauna bemerkt, Hasen, die über und über im Fleische auf dem Rücken und in den Keulen mit weißen verhärteten Beulen, wie auch in der Lunge und Leber mit dergleichen drüsenartigen Geschwüren besetzt sind, welche, obwohl sie von dem Phänomen der mit Bandwürmerblasen besetzten gesunden und unverletzten Lebern sehr verschieden sind, wahrscheinlich Döbel mit diesen verwechselte, beide Erscheinungen für eine und die nämliche gehalten und ohne Unterschied mit dem Namen Hitzblattern belegt hat." Ungeachtet es nun eben nicht unwahrscheinlich ist, daß jene drüsenartigen Geschwüre ihre Entstehung wirklich der Erhitzung beim Begatten und vielleicht auch beim Hetzen zu danken haben, so können sie entschieden nicht für die wirkliche Lustseuche oder Franzosenbeulen gehalten werden. Wäre die Behauptung begründet, so müßten die jungen Hasen ebenfalls von dieser Krankheit angesteckt und das Übel epidemisch geworden sein. Daß gelinde Winter dem Gesundheitszustande der Hasen nicht gerade immer günstig sind, haben wir schon öfter erlebt und beobachtet. Die Vermehrung hängt weniger vom günstigen Verlaufe des Winters und Vorfrühlings ab, als vielmehr vom zuträglichen Zustande der Witterung in der Hauptsatzzeit. Trockene Kälte, selbst in hohem Grade, schadet den Hasen, insbesondere den jungen, weniger, als naßkaltes Wetter mit Schneegestöber und vielen Niederschlägen.

Einen Beweis haben wir am vergangenen Jahre 1894. Der Winter war kurz und milde, das Frühjahr trocken kühl, aber nicht kalt; dagegen war der Sommer sehr reich an Niederschlägen und naßkalten Tagen. Trotzdem man also hätte glauben können, es müßte ein gesegnetes Hasenjahr eintreten, haben unsere Strecken im Spätherbste gezeigt, daß wir kaum eine Dreiviertelernte, in manchen Gegenden sogar weit weniger zu verzeichnen hatten.

Nasse Jahre sind für unsere Jagdtiere immer die gefährlichsten, weil alle Parasiten in feuchten Jahrgängen am besten gedeihen und vom Wilde mit der Äsung aufgenommen werden. Eine Abhandlung über dieses Thema habe ich im Jahre 1891 im „Deutschen Jäger", stammend aus der Feder eines sachverständigen Weidmanns, veröffentlicht, und diese Abhandlung gibt uns Anhaltspunkte zur wissenschaftlichen Begründung aller der von unsern alten Jagdschriftstellern aufgeführten Hasenkrankheiten.*)

*) Siehe „Deutscher Jäger" Nr. 12 und 13 von 1891: „Über Hasenkrankheiten".

Da nun jeder geschätzte Leser nicht in der Lage ist, die bedeutungsvollen Ausführungen nachschlagen zu können, gestatte ich mir die hauptsächlichsten Punkte, der Aufklärung halber, hier einzufügen.

„Thatsache ist leider, daß der Winter 1890/91 in vielen Gegenden Deutschlands den Stand der Hasen so geschädigt hat, daß man annehmen darf, $^2/_3$ des Winterstandes sei verloren gegangen.*) Da und dort hörte man von großer Sterblichkeit der Hasen; es lag sehr nahe, anzunehmen, daß nicht bloß die Winternot allein die Schuld trage, denn in vielen auf diese Weise dezimierten Revieren wurde gut und ausgiebig gefüttert. Es mußten Krankheitserscheinungen vorliegen, welche die eigentliche Ursache der Sterblichkeit waren und nur, durch die Strenge des Winters fühlbar, verheerend wirkten. Nicht überall hat man mit Galgenhumor die Sache dem strengen Winter zugeschrieben, sondern tiefer nachgeforscht und das Ergebnis solcher Forschung wollen wir hiermit bekannt geben.

Wer Gelegenheit hat, eine größere Anzahl von geschossenen Hasen auszuweiden, und sich hierbei der nur geringe Mühe verursachenden Aufgabe unterzieht, Lungen, Herz, Milz, Nieren und Leber, sowie den übrigen Aufbruch einer näheren Besichtigung zu unterziehen, wird gar bald erkennen, daß unter dem Kollektiv-Namen: „Hasenkrankheit“ eine ganze Reihe von Krankheitserscheinungen zu verstehen ist, denen verschiedene Ursachen zu Grunde liegen und daß der Hase denselben Krankheitsgefahren ausgesetzt ist, wie unsere Kulturtiere, ja daß für unseren Lampe eine viel größere Infektionsgefahr besteht. Diese Erkenntnis wird bestärkt, wenn sich die Autopsie auch auf die Lungen erstreckt — hier freilich unter teilweiser Opferung des meist die Brusthöhle erfüllenden, die Saucen so sehr verbessernden Schweißes — denn selten hat ein älterer Hase ganz gesunde Lungen. Man findet darin einige Knötchen, die bei Befühlung leicht erkennbar sind; diese Knötchen sind die noch verbliebenen Spuren einer überstandenen Krankheit und diese ist bei der Mehrzahl zu konstatieren.

Ich bin der Meinung, daß blaue und grüne, von Zersetzungsgasen aufgeblähte und entsprechend gewürzte Wände oder solcherweise odorisierter Blumenziemer nicht nach jedermanns Geschmack sind, und werfe deshalb fast jeden von mir geschossenen Hasen sofort aus, um auch zu bestimmen, ob er in die Küche abgegeben werden darf oder nicht. Außer den geschossenen Hasen untersuche ich auch alle auf meinem Jagdgebiete eingegangenen und gefundenen Hasen, um mein Urteil über — Hasenkrankheit — bilden zu können.

In älteren Jagdwerken liest man, daß der Hase sehr viele Mißgeburten aufweise und bezüglich der Krankheiten, daß er 1) an der Blasenkrankheit, 2) an Leberfäule, 3) an der Franzosenkrankheit leide. Diese Benennungen scheinen die Sache deutlicher auszudrücken, als wenn man nur von strengen Wintern, ungünstigem Frühjahr 2c. liest, denen das Wild zum Opfer fällt.

Man beschäftigt sich eben zu wenig mit der wissenschaftlichen Ergründung der Hasenkrankheit. Besonders darf eine Arbeit hervorgehoben werden, welcher der „Deutsche Jäger“ mit vollem Recht lobend Erwähnung that und die bahnbrechend auf diesem Gebiete zu sein scheint, nämlich die Abhandlung von Dr. Arthur Müller: „Die Nematoden der Säugetier-Lungen und die Lungenwurmkrankheit.“

Wenn auch der Hase allen den Säugetieren angebornen Krankheiten ausgesetzt ist, so steht doch fest, daß $^9/_{10}$ der durch die „Hasenkrankheit“ verendeten Lampes, als durch tierische Schmarotzer umgekommen, zurückzuführen sind und davon treffen wieder $^2/_3$ Krankheiten der Atmungsorgane und der Leber.

In wie weit pathogene Mikroorganismen pflanzlicher Natur (Pilze und Bakterien) am Leben unseres Schützlings nagen, können nur Forschungen an den verwandten Kaninchen ergeben. Meiner Untersuchung lagen bisher zwei Fälle vor: Aktinomykose und Milzbrand.“

Was nun die Bandwürmer betrifft, schreibt unser Gewährsmann:

„1) Der Bandwurm, vorwiegend der Hundebandwurm (taenia serrata), kommt selten ausgebildet im Darme vor, meistens beherbergt ihn der Hase als Zwischenwirt und nur die Jugendformen als Finnen (Blasenwürmer) an der Leber, die oft vollständig damit besetzt ist. Ebenso finden sich

---

*) Der Winter hatte bei sehr hoher Schneelage, die fast volle zwei Monate stand, nur ein oder zwei Tage Tauwetter, sonst nur frostige Tage gebracht. Der Schnee war schwer und harstig und kein Wild konnte mehr zur Bodenäsung gelangen.

solche an Brust- und Bauchfell, so daß häufig die ganze Bauchhöhle damit erfüllt ist. Oder die Leber ist mit Gängen durchfurcht und erscheint an diesen Stellen streifig und durch Überwucherungen erhaben (Exsudat). Trotz des massigen Auftretens dieser Schmarotzer sind finnige Hasen ganz gut bei Leibe.

Man sehe sich vor, daß Hunde solche Blasen nicht zu fressen bekommen, jedes Bläschen enthält die Anlage zu einem Bandwurm mit bereits vorhandenem Hackenkranz und Saugnäpfen. Zur Beruhigung diene: eine zufällig mit zur Speise gelangende Blase, vielmehr deren als weißes Pünktchen vorhandener Inwohner übersteht den Kochprozeß nicht, ist deshalb für Menschen unschädlich.

Die Bandwürmer treten am häufigsten da auf, wo Schafe weideten und Schäferhunde gehalten werden. Die Infektion geschieht durch die mit der Nahrung aufgenommenen Eier aus den Exkrementen.

2) Rundwürmer, Spülwürmer, Peitschenwürmer (Ascaridae und trichotrachelidae) innerhalb des Darmkanals, werden ebenfalls als Eier aufgenommen und sind meist ohne pathologische Bedeutung. Gefährlich werden sie nur dann, wenn sie massenhaft auftreten und außerdem dem Wirt auch noch Kälte und Nahrungsmangel zusetzt.

3) Fadenwürmer, Lungenfadenwürmer (Strongilidae) sind walzenförmige, dünne Würmchen, 15—20 mm lang und 0,55 mm dick; sie finden sich in den Lungen, Bronchien und der Trachea, welch' letztere häufig ganz frei von den Parasiten sind, indem sie aus den Bronchien in die Lunge eindringen und im günstigsten Falle, d. h. wenn der Wirt durch sie nicht getötet wird, von hier wieder in die Bronchien zurückkehren und durch die Trachea ins Freie kommen. Im letzteren Falle kann Heilung eintreten. Die Infektion erfolgt mit der Aufnahme von Wasser und Äsung in Ei- oder Jugendform.

Die Lungen eines mit Strongyliden befallenen Hasen zeigen beim Befühlen Knoten und Erhabenheiten oder gelblich gesprenkelte, unregelmäßig begrenzte Stellen, die sich lederartig anfühlen. Gewöhnlich geht der Hase durch von den Lungenwürmern gewühlte Hohlräume und durch den Reiz in den Bronchien und der Trachea an Lungenentzündung zu Grunde.

Lungenhaarwürmer (Pseudaliidae), die ausgewachsen 25 mm lang und 0,5 mm dick werden können, sind lebendig gebärend und bringen ähnliche Wirkung wie die vorhergehenden hervor, unterscheiden sich von diesen nur, daß sie die Lungen nicht mehr verlassen, sondern im Heilungsfalle sich dort einkapseln. Auch dieser Parasit wird durch Nahrung im Jugendzustande aufgenommen und führt durch Reiz und Eiterherde zu Pneumonie und zum Tode.

4) Leberegel (Distomidae) sind im ausgewachsenen Zustande 10 mm lange und bis 3 mm breite, lanzettförmige Tierchen, die in der Leber und den Gallengängen leben. Sie bewirken Ernährungsstörungen, Abmagerung wegen Atrophie der Leber. Gewöhnlich stirbt der Wirt dieses Schmarotzers an sog. Leberfäule. Die jungen Leberegel werden im eingekapselten Zustande mit der Äsung aufgenommen; sie gelangen durch die Blutwelle in die Muskulatur, wo sie Geschwülste und eitrige Degeneration erzeugen.

5) Sporentierchen (Coccidiidae), eiförmige Körperchen von 0,035 mm Länge und 0,02 mm Breite, die auch in der Leber leben und dort Knoten bilden; es zeigen sich gelbliche Streifen, welche die Leber gesprenkelt erscheinen lassen. Auch im Darm kommen sie vor und veranlassen dort krebsartige Geschwülste, auch Milz, Nieren und Nasenschleimhaut werden von ihnen befallen. Die Invasion erfolgt durch Trinkwasser und Nahrung, die Hasen kränkeln, magern ab und gehen fast immer zu Grunde.

An pflanzlichen Parasiten leiden die Hasen durch

1) Strahlenpilze (Actinomyces). Dieser an Pflanzen, Halmen der Gräser und Getreidearten lebende mikroskopisch kleine Pilz erzeugt eine gewöhnlich im Kiefer sitzende Krankheit, die den Backenknochen angreift, gelegentlich auch in der Rachenhöhle, in Lunge und dem Darme beobachtet wird.

2) Milzbrand. In einer zur Untersuchung gebrachten Hasenmilz und Leber wurden Milzbrandbazillen nachgewiesen, die aus dem Blute der Milzpulpa und Leber entdeckt wurden."

Zu diesen Beobachtungen ist anzufügen: Einige untersuchte Hasen stammten aus dem fürstlich Taxisschen, 26 000 Tagwerk umfassenden, in der Donauebene bei Regensburg gelegenen Jagdreviere Sarching. Dieses ist nur wenig mit Wald bestanden und waren dort während des Winters 1890/91

ca. 400 Hasen eingegangen. Die meisten Hasen, vorwiegend Häsinnen, gingen im Februar zu Grunde. In dem am linken Donauufer gelegenen bergigen Forstrevier Kreuth wurden nach Mitteilung der fürstl. Forstverwaltung sehr wenig eingegangene Hasen gefunden. Mit Beginn des Winters wurde sowohl im Felde in den Remisen, als auch im Walde gefüttert und wurde als Futter gutes Kleeheu verwendet, das sehr gerne angenommen wurde. Auffallend war, daß in Jagdbezirken, in welchen nicht gefüttert wurde, die wenigsten Hasen eingingen.

Daraus mag geschlossen werden, daß die Hasen in Niederungen wie hier, zum Teil im Überschwemmungsgebiete der Donau, am meisten leiden. Ist es ja doch erwiesen, daß viele der oben angeführten Schmarotzer teils in Wassertieren, teils ohne Zwischenwirt in ihrer Jugendform freileben und zwar im Wasser oder überhaupt an feuchten Stellen, daß deshalb auch nasse Witterung die Entwicklung der Schmarotzer begünstigt.

Angesichts dieser Thatsachen dürfte nun die Frage entstehen: wie kann der Heger solchen Eventualitäten einigermaßen entgegentreten?

Die Mittel sind hier sehr geringe und nur in der Art der Fütterung mag ein schwaches Vorbeugungsmittel bestehen. Immerhin bedenklich ist die Massenfütterung ausschließlich mit Heu; abgesehen davon, daß die hungrigen Tiere ganze Ballen des durch die Atmosphärilien zähen und saftlosen Futters hinabwürgen, die sie nicht verdauen können — zumal bei Wiederkäuern sehr zu beherzigen ist, daß sie diese trockenen Massen zum Zermahlen nicht mehr heraufholen können — und daß die Tiere in strengen Wintern die Futterplätze aus Bequemlichkeit oder Mattigkeit nicht mehr verlassen und schon wegen Einseitigkeit des trockenen Futters erliegen, bleibt ja stets die Gefahr, daß schon kranke Tiere zum Futterplatze kommen und zur weiteren Infektion beitragen.

Ferner entleert das Wild auf das herabgerissene, zerstreute und zusammengetretene Heu seine Losung, mit der die meisten Parasiten in Ei- oder Jugendform abgehen und dann werden auch andere Parasiten exportiert, wodurch der Tisch für die Hasen mit todbringenden Geschöpfen voll besetzt ist. Wenn nun auch festgestellt ist, daß viele Schmarotzer bis zur Geschlechtsreife, die sie nur im Warmblüter erlangen können, verschiedene Zwischenwirte durchlaufen müssen, so kann doch die Möglichkeit nicht abgesprochen werden, daß da, wo Verhältnisse die Wanderung nicht gestatten oder wo geschlechtsreife Parasiten wieder in den Warmblüter gelangen, auch durch Anpassung weitere Vermehrung und sohin Ansteckung von Hase zu Hase eintreten kann.

In dem Abschnitt über Hege werde ich etwas ausführlicher die Fütterung besprechen und hierauf zurückkommen.

Schließlich möchte ich noch einen Punkt berühren, der zwar nicht gerade eine Krankheit der Hasen ist, aber dem doch vielfach das Eingehen derselben zur Last gelegt wird, es ist dies die Düngung der Felder mit Gips, Kalk und namentlich dem in neuerer Zeit angewendeten Chilisalpeter, überhaupt der chemischen Düngungsmittel. Wohl ist dabei zu bemerken, daß in einem Jahre geklagt wird, die Hasen gehen daran zu Grunde, im andern Jahre, wo gleichfalls chemischer Dünger angewendet wurde, gehen die Hasen nicht ein. Es müssen also andere Komplikationen dazutreten, sonst müßte es in jedem Jahre gleich sein.

Nun habe ich im vorigen Jahre folgende Erfahrung gemacht: Das Frühjahr war ausnehmend trocken, die Kleefelder wurden mit chemischem Dünger bestreut und dieser Dünger blieb, da weder Tau noch Regen fiel, an den feinen Blättchen liegen, d. h. wurde nicht in den Boden abgeschwemmt. An einer der Hauptstellen im Revier traten Rehe zur Äsung aus, dabei war ein starker Bock mit besonderem Geweihe. Einige Tage nach der Düngung blieben die Rehe aus und der Bock wurde verendet am Waldsaum gefunden. Die Sektion ergab, daß er durchweg gesund war und nur stark gerötete Magen- und Darmschleimhäute aufwies. Man schrieb die Todesursache einer Art Vergiftung durch den chemischen Dünger zu. Ich schließe daraus, daß wenn wie gewöhnlich im Frühjahr durch häufige Niederschläge die Düngungssubstanzen von den Gräsern abgeschwemmt werden, keine Gefahr fürs Wild besteht. Wenn aber anhaltende Trockenheit eintritt, dann äset das Wild längere Zeit diese chemischen Substanzen mit den Kräutern hinunter und geht nach und nach daran

zu Grunde. Ich führe diesen Umstand an, um auf die obige Thatsache aufmerksam zu machen und die Heger zu veranlassen, in trockenen Jahren besonders, in feuchteren nach Möglichkeit zu versuchen, das Wild von solchen Stellen solange abzuhalten, bis reichlicher Regen die Gefahr beseitigt hat. Auf welche Weise dies bewerkstelligt werden kann, glaube ich nicht erörtern zu müssen, denn jeder findige Jäger wird auf einige Tage das eine oder andere Abschreckungsmittel leicht zu finden wissen.

Was nun die Feinde des Hasen betrifft, sind selbe unzählige und in dem oben zitierten Verse Wildungens so ziemlich aufgeführt. Ich kann aber nicht umhin, doch noch speziell mich mit diesen zu befassen. Zunächst ist der Mensch der gefährlichste Feind des Hasen. Ich spreche nicht vom Jäger, denn sein Anteil an der Verminderung des Hasenstandes wird beim Jagdbetriebe Würdigung finden, sondern von den zur Jagd nicht berufenen Menschen. Obgleich das Kontingent der landwirtschaftlichen Arbeiter beim Mähen und andern Verrichtungen einen großen Prozentteil junger Hasen, wissentlich oder nicht, zu Grunde richtet, sind das nicht die schlimmsten Gäste. Am gefährlichsten sind immer die Schlingenleger und Hasenschläger. Der hegende Weidmann kann nicht genug auf ihr Treiben sein Augenmerk richten, denn die Schlingen auf den Hasensteigen im Walde fordern gar viele Opfer aus der Sippe Lampes und auch der Knittel hält reiche Ernte. Nicht minder gefährlich sind diejenigen Menschen, welche an Gartenzäunen, in Hecken u. dergl. am Rande der Dörfer und in Einzelhöfen den Hasen teils durch Schlingen, teils durch Pulver und Blei, besonders in strengen Wintern und da gewöhnlich Nachts, nachstellen. Feinde.

Nächst diesen Feinden dürften freilaufende Hunde und wildernde Hauskatzen in Betracht gezogen werden. Der in Wiesen und Kleefeldern herumschleichenden Katze, die alle Raine und Hecken abspürt, fallen junge Hasen in Unzahl zum Opfer.

Ferner muß ich unser Raben- und Krähenvolk als sehr gefährliche Feinde der jungen Hasen das ganze Jahr über erachten. Gewöhnlich spaziert die schwarze Schar in größerer Gesellschaft auf den Fluren herum und dem scharfen Auge dieses Galgenvogels entgeht das junge Häschen ebensowenig, wie jedes auf dem Boden befindliche Gelege aller Bodenbrüter. Die Krähe tötet mit ihren ausgiebigen Schnabelhieben den jungen Lampe, hackt ihm Seher und Gedärme heraus und läßt das weitere gewöhnlich liegen. Wie oft findet man in den Feldern auch noch zur Hühnerjagdzeit solch angefressene Junghasen — sie gehören auf das Sündenregister unserer Raben- und Krähenvögel.

Wenn ich bisher vom Allerwelts-Strauchdieb, dem Meister Reinecke, geschwiegen habe, so geschah dies nicht, um ihm indirekt ein gutes Zeugnis auszustellen — er ist der gefährlichste Feind des Hasenstandes! Da er aber in der neueren Zeit mit Recht so reduziert ist, daß sein Schaden nicht mehr bedeutend genannt werden kann, so möchte ich mehr auf jenes Gelichter aufmerksam gemacht haben, das nicht weniger schädlich ist, aber gewöhnlich bei seinen Raubzügen nicht so leicht wie der Fuchs beobachtet wird. Es sind das unsere mustelidae: Marder, Iltis, Wiesel. Ich halte diese Gesellschaft in gegenwärtiger Zeit für den Hasenstand viel gefährlicher, als die wenigen Füchse, die noch vorhanden sind und zwar aus dem Grunde, weil die Nachstellung und Verminderung bedeutend schwieriger und zeitraubender ist; ferner, weil uns die Abschußlisten tüchtiger Raubzeugfänger lehren, daß diese Sorte von Räubern ungemein verbreitet ist und in weit größerer Zahl vorkommt, als man je denken möchte. Bei dem einschlägigen Kapitel werden wir eingehender mit ihnen zu thun haben. Ein etwas harmloserer, aber doch für junge Hasen auch gefährlicher Vetter ist der biedere Dachs; auch er verschmäht bei seinen nächtlichen Spaziergängen den Genuß eines saftigen jungen Häschens nicht.

Wenn ich nun, um die Liste der bei uns gewöhnlichen Hasenfeinde zu vervollständigen, den Uhu, Habicht, dann alle Geier- und Falkenarten, selbst den unbehilflichen Bussard auf die Proskriptionsliste setze, so will ich nicht gesagt haben, daß da, wo es Luchse, Wölfe, Steinadler und Geier gibt, sie nicht unter die Feinde des Hasen gezählt werden sollten.

Ich habe schon im früheren Abschnitte darauf hingewiesen, daß manche Gegenden nicht geeignet sind, einen guten Hasenstand zu erhalten und daß in solchen Gegenden alle Anstrengungen des Jägers, den Stand zu heben, meist nutzlos sind. Ich will aber damit niemand die Hoffnung und die Lust nehmen, alle Anstrengungen zur Besserung machen — vorwärts zu kommen ist sehr schwer — rückwärts ungemein leicht. Hege.

So leicht es nun einem Aasjäger fällt, die Hasenjagd auf Jahre hinaus zu ruinieren, so schwer wird es einem braven Jäger werden, ein im Hasenstande heruntergekommenes Revier wieder zu bessern. Die uns zu Gebote stehenden Mittel sind nur passiver Art. Aktiv, wenn mir das Wort gestattet ist, vorzugehen, kann nur durch Einsetzen von Hasen erfolgen. Da aber der Hase ein äußerst furchtsamer Patron ist und durch Einfangen, Transport und Aussetzen so sehr erschreckt wird, daß er, wenn man ihn an irgend einem Orte wieder der Freiheit übergibt, läuft als wenn der „Gott-sei-bei-uns“ hinter ihm her wäre, so bringt man ihn gewöhnlich nicht dahin, wo man ihn am allerliebsten haben möchte. Wer Hasen einsetzen will, muß ein ziemlich großes Areal zur Verfügung haben, sonst liefert er nur seinem Nachbar frisches Blut. Es sei aber damit nicht gesagt, daß solche Unternehmungen zur Besserung des Hasenstandes nicht beitrügen — Blutauffrischung ist immerhin bei der sehr reichlichen Zeugungsthätigkeit der Hasen eine sehr wohl angebrachte Maßregel. Und wenn nun das eigene, vom Vorgänger ausgeschundene Terrain einigermaßen für Hasen günstig ist, so wird sich dies bei guter Nachbarschaft bald wieder bevölkern, wenn im Revier Ruhe eingetreten, das Raubzeug entfernt und für den Winter einigermaßen Vorkehrungen getroffen sind.

Nach dem Eingangs bemerkten Grundsatze ist also — Ruhe und Schonung des Revieres die beste Maßregel, in ein paar Jahren den Hasenstand zu heben. Nebenbei möge auf richtiges Geschlechtsverhältnis Augenmerk gerichtet werden. Die allgemeine Erfahrung hat gelehrt und ich habe das auch schon erwähnt, daß das Geschlecht der Rammler immer stärker vertreten ist, als das der Satzhasen. Es hätte also der hegende Weidmann darauf sein Augenmerk zu richten, bei wirklich überhandnehmendem Stand an Rammlern deren Reduzierung vorzunehmen oder was mir besser däucht, den Stand an Häsinnen zu vermehren. In Revieren, in welchen die Such- oder Einzelnjagd auf Hasen sehr stark frequentiert wird, fallen weit mehr Prozentteile an Häsinnen dem Blei des Streifenden zum Opfer wie Rammler, da erstere besser aushalten. Darum wird von erfahrenen Jägern die Suchjagd auf Hasen in größerem Maßstabe stets verpönt und als der Ruin eines Hasenstandes angesehen. Unsere ländlichen Jagdpächter lieben aber gerade diese Jagdart sehr, da sie recht oft damit ihrem Vergnügen nachgehen können, denken aber nicht, daß mit jedem Gange das Revier successive mehr zu Grunde gerichtet wird und geht dann ein derartiger Jagdpacht zu Ende, so findet der glückliche Nachfolger gewöhnlich eine radikal ausgeschundene Jagd. Die Leidenschaft des — „Hasenpumperns“, wie man's bei uns in Niederbayern nennt, ist für den Hasenstand die schädlichste Jagdbetriebsart, wenn sie zu anhaltend ausgeübt wird.

Es ist Thatsache, daß, wie gesagt, die Häsin viel besser im Lager aushält, als der Rammler, und so kommt der Streifjäger dahin, daß er vorwiegend Häsinnen erlegt und dadurch die Nachhaltigkeit des Standes gradatim vernichtet, abgesehen davon, daß er durch die immerwährende Beunruhigung die Hasen vom Reviere verjagt.

Um nun die Häsinnen zu schonen, hat man alle möglichen Erkennungszeichen anzugeben versucht, wodurch sich der Rammler von der Häsin unterscheiden ließe und was bei der Suchjagd zu beachten wäre. Obwohl ich hierauf nicht viel gebe, will ich doch der Vollständigkeit halber diese Feinheiten aufzählen, dem einzelnen Jäger überlassend, wie er damit zurechtkommt. Ich habe mir in meiner langen Jägerlaufbahn recht viel Mühe gegeben, diese Fertigkeit mir anzueignen, muß aber zu meiner eigenen Schande bekennen, daß ich sehr mangelhaft beurteilte und wenn ich mir sicher zu sein glaubte, einen Rammler erlegt zu haben, in den meisten Fällen eine Häsin ins Jenseits lieferte. Mag das ein Mangel meiner Beobachtungsgabe sein und meine Sinne nicht so scharf entwickelt sich gestaltet haben oder haben andere sich eine Sicherheit vindiziert, die mehr auf Renommage beruht — kurz, ich bin mir nie klug geworden und halte deshalb all die Feinheiten mehr oder weniger für graue Theorie.

Der alte Döbel sagt davon nicht viel, er meint: „Der Hase unterscheidet sich von der Häsin dadurch, daß er die Löffel gleichlaufend zusammenhält und gerade nach dem Rücken hinauf legt, während diese sie auseinander zerrt und mehr seitwärts an den Kopf anlegt. Auch hat der Rammler einen kürzeren wolligeren Kopf, einen längeren und stärkeren Bart, ist dabei gemeiniglich auf dem Rücken hinaus dunkelgrauer und an den Blättern rötlicher. Die Häsin sitzt in der Regel fester als der Rammler.“

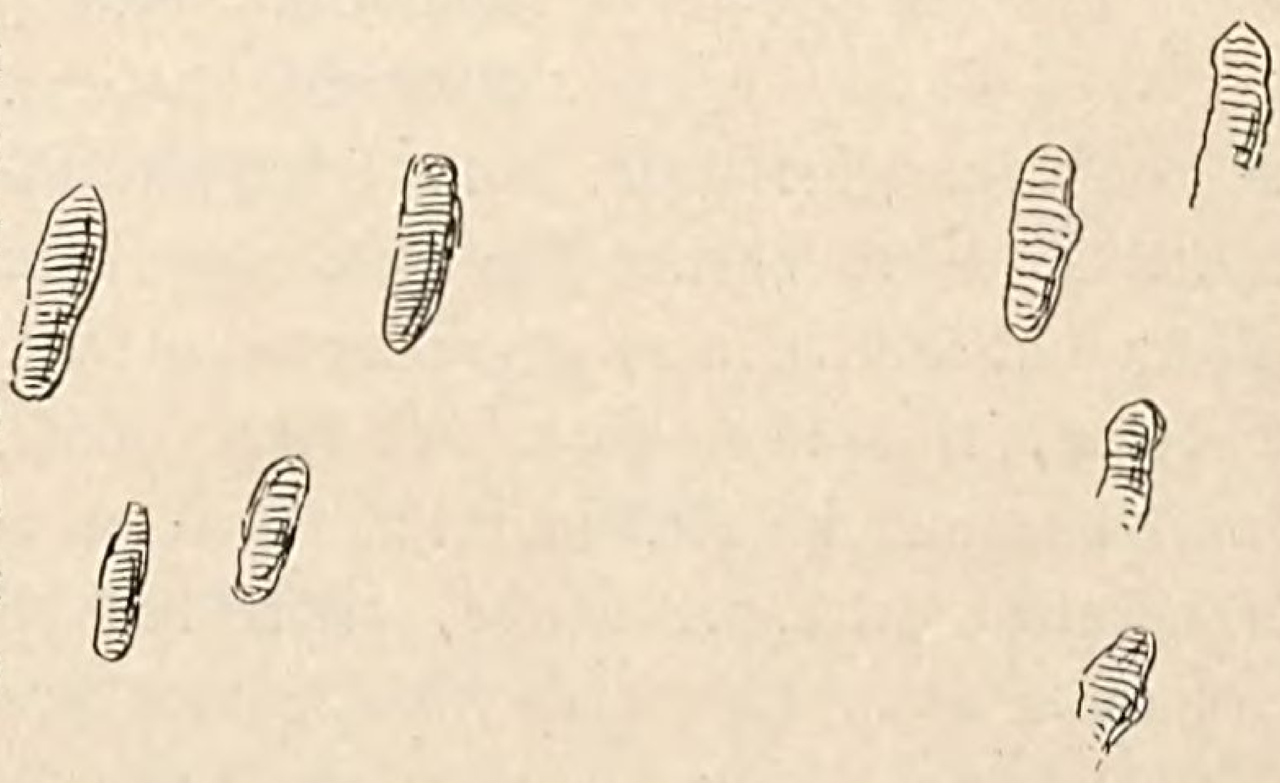
Dietrich a. d. Winckel gibt an: „Wird die Häsin aufgejagt, so steht die Blume derselben im Herbst aufwärts, in der Rammelzeit aber meistenteils abwärts gerichtet, beim Rammler hingegen stets aufwärts und man bemerkt fast immer ein häufiges und geschwindes Schnellen mit derselben. *Sie*, die Häsin, ist stärker, *er*, der Rammler, aber ist im ganzen gedrungener, hat vorzüglich starke Lenden, kürzeren breiteren Kopf; bei ihr ist die Rückenwolle mehr hasengrau, ins schwärzliche fallend, die Blume etwas länger, weniger breit und weiß u. s. w."

In Diezels, von v. d. Bösch umgearbeitetem Werke heißt es: „Vom Frühjahr bis zum Herbst irrt sich der aufmerksame Beobachter nur selten, allein von dieser Zeit an wird es mit jedem Tage schwerer und im Winter fast unmöglich. Fast das einzige sichere Kennzeichen des Rammlers ist das bekannte Schnalzen mit der Blume; er trägt auch das Hinterteil oft etwas schief und „*läuft überhaupt rascher und flüchtiger*" als die Häsin. Diese hält zwar, wie ich, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, hier ausdrücklich bemerken muß, während der „*ersten vier bis sechs Sprünge*" vom Lager aus, die Blume bisweilen auch etwas hoch und schnalzt wohl einigemal damit, allein nie setzt sie das Schnalzen fort, vielmehr drückt sie späterhin die Blume ziemlich fest an den Leib, so daß sie länger erscheint als die des Rammlers." Soweit diese Beobachter — alle Theorie ist grau — und fast möchte dem Beobachter grau vor den Augen werden, wenn er, bevor er seinen Schuß abgeben kann, die Barthaare, Sprünge und Schnalzer mit der Blume zählen soll! Vergleiche können wohl auf der Strecke unter den Hasen vorgenommen werden, aber in der Praxis, beim Herausfahren 2c. werden sie kaum anwendbar sein.

Hier möchte ich nun einfügen, an welchen Merkmalen man den *jungen* Hasen von einem *alten* unterscheiden kann. Gewiß ist sicher, daß der junge Hase ein feineres, schmackhafteres Wildbret liefert und daß der Jäger, welcher für seine Privatküche das Beste aussuchen will, trachtet, einen jungen Hasen für sich zu nehmen. Da werden nun verschiedene Erkennungszeichen angegeben. Erkennung des jungen Hasen.

Junge Hasen sind im Herbste und Winter an den helleren Farben des Balges, besonders an dem weißlichen Fleck auf der Stirn, dann an den gelbrötlichen Farben der Flanken und dem breiten *weißen* Unterleib zu erkennen. Das ganze Volumen des jungen Hasen ist leichter, feiner. Beim *jungen* Hasen läßt sich die Haut zwischen den Löffeln in die Höhe ziehen, bei *alten* sitzt sie am Schädel fest. Beim *jungen* Hasen kann man die Löffel der Länge nach leichter durchreißen, beim alten gelingt das gar nicht oder nur sehr schwer. Bei Untersuchung der Gelenke an den Vorderläufen wird man bemerken, daß diese beim jungen Hasen sich fühlbar und merklich trennen, während man beim alten keinen Zwischenraum gewahr wird. Andere nehmen den Hasen bei einem Vorderlaufe oberhalb des Fußgelenkes in die Höhe, bricht der Röhrenknochen leicht, ist's ein junger Hase u. s. w. Möge die persönliche Erfahrung jeden Jagdfreund selbst überzeugen, womit er am besten zurechtkommt, seine Kauwerkzeuge werden ihm am sichersten den Beweis liefern, ob die Erkennungszeichen richtig waren.

Die Hasenspur ist so eigentümlich, daß sie nicht leicht mit der einer anderen Wildgattung verwechselt werden kann. Der Abdruck aller vier Läufe macht fast die Form eines Dreiecks. Der Hase setzt bei jedem Sprunge die längeren Hinterläufe über die kürzeren vorderen hinaus; die Abdrücke der Hinterläufe erscheinen stets länger, weil der Hase die langen Hinterläufe fast ganz bis zum Sprunggelenk aufsetzt. — a bei kurzem Sprunge, b im vollen Lauf. Spur.



a *b*

Die Besichtigung der Zeichnung im Vergleich mit der Spur im Schnee oder auf weichem Sandboden wird alle weitere Beschreibung überflüssig machen.

Ein Hauptpunkt der Hege des Hasen dürfte die Art und Weise der Fütterung in strengen Wintern sein. Die Monate Dezember, Januar und Februar sind in der Regel so strenge, daß die durch die Natur gebotene Äsung nicht immer ausreicht, um die Hasen in gesundem Zustande zu erhalten. Wir müssen ihnen also Körnung vorlegen und in der Wahl derselben darauf sehen, daß sie Fütterung

nicht ausschließlich trocken, sondern auch abwechslungsweise saftig sei. Abgesehen von der Art der vorzulegenden Substanzen hat der Jäger zur Kirrung jene Orte zu wählen, an welchen der Hase in größerer Anzahl sich aufhält. Läßt sich dies schon an den Spuren und Hasensteigen ersehen, so ist doch zu bemerken, daß sonnseitige Kornfelder, welche vor den rauhen Nord- und Ostwinden geschützt und von vielen Wegen nicht durchschnitten sind, die besten Lager- und Äsungsplätze bilden. Wälder mit schützenden, der Sonnenseite zugekehrten gutgeschlossenen Dickungen sind gewiß Lagerplätze; von hier aus rückt der Hase auf den Steigen nach den Saatfeldern. Hier und in der Nähe solcher Steige soll gekirrt werden.

Man soll schon frühzeitig, je nach Eintritt des Winters etwa Ende November oder Anfangs Dezember, mit kleinen Vorlagen beginnen, um die Hasen auf die Plätze aufmerksam zu machen, die sie später, wenn die Natur nur mehr spärliche Äsung bietet, schon kennen und sicher aufsuchen werden. Solche Anfangskirrungen mögen aus ein paar Handvoll Herbstklee oder Herbstwiesenheu bestehen. Herbstheu ist stickstoffreicher wie der erste Schnitt, enthält mehr Blätter und weniger holzige Stengel. Kann man diese Vorlage in einem Backofen etwas dörren, wird eine Infektion durch Parasiten, an welchen, wie gezeigt, die Hasen sehr viel leiden, verhütet werden. Auch etwas gesalzen verbessert sich die Vorlage. Eine weitere sehr empfehlenswerte Vorlage ist sogen. „Biertreber" aus den Brauereien mit Hafer gemischt. Dieses Futtermittel ist billig, leicht zu beschaffen und leicht zu transportieren und bekömmt den Hasen sehr gut, wie Versuche in vielen Teilen Bayerns längst erwiesen haben.



Auf Fluren steckt man genügend hohe Stecken in den Boden und bindet in einer Höhe, daß der Hase zulangen kann und der Schnee nicht zudeckt, das Heu mit Haberstrohbändern daran. Im Walde kann das unter schützenden Fichten geschehen; an Hecken oder Dickungen empfiehlt sich's aber, das Heu dünne verteilt durch die Äste zu ziehen. Damit wird das Verstocken und Faulwerden verhindert.

Mit der Heufütterung kann man fortfahren, bis man findet, daß die an den Futterstellen zurückgelassene Losung hart wird.

Ist im Winter die Schneelage so, daß sie nicht zu tief, zu harstig oder schwer ist, so daß der Hase leicht zum Boden kann, so mag die Vorlage spärlich gemacht werden, damit der Hase gezwungen wird, frische Grünäsung an den Saaten aufzunehmen und nicht bloß die vorgelegte Trockenäsung allein zu verzehren. Tritt aber Harst, tiefer schwerer Schnee ein, der den Boden so deckt, daß der Hase zur frischen Grünäsung nicht durchscharren kann, dann möge ein Wechsel in den Vorlagen dadurch gemacht werden, daß man auch Gemüseabfälle, Kohlblätter, Kohlstrünke, gekochte Kartoffeln, gesottene und geschnittene Rüben und wie schont erwähnt Biertreber vorlege. Außer den schon erwähnten Produkten dürften auch zu empfehlen sein: grüne und geschwellte Eicheln, zerstampfte und stark gesottene Kastanien, welch letztere aber der harten Schale entledigt sein müssen. Um diejenigen Vorlagen, welche von Krähen, Hähern und Elstern auch angenommen werden, vor diesen zu schützen, ist es gut, die Vorlage mit Heu zu decken, was auch gegen den Frost schützt. Heu gesalzen oder in Salzwasser gelegt befördert die Verdauung und im Frühjahr und Sommer gepflücktes Laub von Apfelbäumen, Pappeln, Weiden, das im Schatten getrocknet wurde, bildet der diätetischen Wirkung wegen geschätzte Vorlage. In recht strengen Wintern kann auch Fällung von Aspen und Weiden vorgenommen werden, indem deren Rinde nicht bloß von Hasen, sondern auch von Rehen gerne angenommen wird. Korn, Weizen, Haber, Gerste verschmäht der Hase niemals, sie können aber als zu kostspieliges Futter nicht wohl empfohlen werden.

Besondere Vorrichtungen zur Aufnahme der vorgelegten Kirrung für Hasen dürften gerade nicht nötig sein; es ist nur darauf zu sehen, daß die Vorlage im Winter nicht eingeschneit und bodenfeucht wird. Wie mit dem Heu zu verfahren ist, habe ich schon geschildert, andere Vorlagen bedarf man nur unter gut schützende Tannen anbringen, indem man den Boden von hohem Grase, Moos &c. reinigt

und etwa gegen die Wind- und Wetterseite durch Zweige, Schilf oder Stroh eine primitive Schutzvorrichtung anbringt.

Sind fließende Quellen oder Bäche im Revier, so möge getrachtet werden, daß an verschiedenen Stellen die Hasen Zutritt zum Wasser haben, indem sie nicht bloß des Wassers bedürfen, sondern auch die am Rande solcher Gewässer sprossenden frischen Kräuter äsen können. Abschlagen des Randeises kann dazu gute Dienste leisten.

Schließlich möchte ich noch anführen, daß denjenigen Jagdbesitzern, welche in der angenehmen Lage sind, den Wald und Grund als ihr Eigentum zu besitzen, zu empfehlen wäre, an Rainen, öden Stellen, Kiesgrubenrändern Proßhölzer und etwa auch Besenpfriemen (spartium scoparium) anzupflanzen, sie geben in der ärgsten Not den Hasen und anderem Wilde gesunde und erwünschte Äsung.

Daß auf größeren strauchlosen Feldflächen größere Remisen, seien es nun ständige oder Topinamburremisen, vorübergehend auch für den Hasen wirksamen Unterstand, Schutz und Nahrung bieten, glaube ich nicht eigens erwähnen zu müssen, wie ich voraussetze, daß in jedem geordnetem Reviere mehrere Salzlecken sich befinden, welche der Hase sehr fleißig frequentiert, denn Salzgenuß ist ihm ebenso Bedürfnis wie den Rehen und trägt wesentlich zu seinem Wohlbefinden bei.

Nachdem ich so die Mittel zur Hege der Hasen angegeben habe, gehe ich zur Jagd über und bemerke auch bei dieser Wildgattung, daß Jagd und Hege kaum von einander getrennt werden können, denn auf rationelle Weise die Jagd und den Abschuß einzurichten, ist an und für sich schon ein integrierender Teil der Hege selbst.

Die Jagd auf Hasen ist eine sehr vielseitige, indem sie nicht bloß auf diese Wildart allein ausgeübt wird, sondern auch gelegentlich mit anderem Jagdbetriebe verbunden werden kann. Man jagt den Hasen durch: Ansitz oder Anstand, durch Suche mit oder ohne Hund, durch Treiben, durch Hetzen mit Hunden und durch Fang. Wollen wir die einzelnen Arten so kurz als möglich besprechen. **Jagd und Fang.**

1) Ansitz oder Anstand. Zum Ansitze auf Hasen wählt man die Orte, welche genügendes Schußfeld bieten und die der Hase des Morgens und Abends passiert, wenn er von der Äsung zu Holze oder auf solche ausrückt. Es sind also alle jene Grundstücke gemeint, welche dem Hasen beliebte Äsung bieten, wie Saatfelder, Kleefelder, Oelsaaten oder saftige Wiesen und Schläge im Walde. Am besten thut man, wenn man sich am Waldsaume, aber mit gutem Wind und unter gehöriger Deckung ansetzt oder anstellt. Beim Morgengrauen rückt der Hase nach der Dickung, nach Sonnenuntergang verläßt er dieselbe, um auf den Äsungsplatz zu gelangen. Nicht schwer wird es dem Jäger, die Wechsel (Hasensteige) aufzufinden, die aus der Dickung herausführen, die begangensten wählt man als Ort des Ansitzes und möglichst so, daß man auf halbe Schußweite, also 15 bis 20 Schritte daran seitwärts sitzt oder steht.

Der Hase ist zählebig, bedarf einen guten Schuß, um sofort auf dem Platze zu bleiben, außerdem flüchtet er und stürzt oft dann plötzlich unter mehr oder weniger Zuckungen zusammen; deshalb beachte man die Regel, den Hasen so weit als möglich ins Freie herausrücken zu lassen und dann erst den Schuß auf ihn abzugeben. Empfehlenswert mag es immer sein, einen auf dem Stande ruhigen Hund, der verlässig apportiert, bei sich zu haben, um etwa noch in die Dickung flüchtende, aber schwerkrank geschossene Hasen habhaft zu werden.

Will man den Anstand auf Feldern ausüben, muß man einzelne Bäume, Sträucher oder Raine und Gräben benützen, an welchen Wechsel vorüberführen, um gedeckt zu stehen oder zu sitzen. Ist gar keine Deckung vorhanden, kann man ein Loch im Boden zum Sitzen ausheben. Eine Maßregel, um den Ansitzplatz zu verbessern, d. h. sicherer zu Schuß zu kommen, ist das Verlappen der Waldränder mit Feder- oder Tuchlappen bis zu jenen Wechseln, welche am Ansitzplatze vorbeiführen. Die Hasen rücken an den Lappen entlang und suchen dann die offene Stelle zu passieren. Sind im Walde größere Kulturflächen eingezäunt, ist an deren Ecken der Ansitz auch nicht schlecht, denn gerne rücken die Hasen dem Zaune entlang nach dem Felde oder Schlage zu.

Auch das Reizen soll manchmal Erfolg haben, daß die Hasen näher rücken; man kann es durch Aufdrücken des Daumennagels quer über die Lippen oder mit Instrumenten, welche den Laut der Hasen nachahmen, bewerkstelligen. Ich habe jedoch das Reizen mit dem Hasengeschrei nur gegen den

Fuchs angewendet. Der Hase kommt übrigens des Abends oft erst sehr spät, meist nach Eintritt der Dunkelheit; doch ist, solange kein Schnee liegt, die weiße Bauchwolle immer ein Merkmal, um sicher abkommen zu können; auf dem Schnee hebt sich der Hase als dunkler Gegenstand gut ab. In mondhellen Nächten kann man den Anstand länger ausdehnen.

2) Suche mit oder ohne Hund (Buschieren). Ich habe schon erwähnt, welche Gefahren die Suche oder das Buschieren für den Hasenstand mit sich bringt, wenn sie zu sehr ausgedehnt und zu häufig geübt wird, und glaube deshalb, jedem Freunde seiner Jagd empfehlen zu müssen, diese Jagdart nur in außergewöhnlichen Fällen anzuwenden, die Gründe hiefür sind angegeben. Nichtsdestoweniger kann aber auch der sorgsame Jäger in die Veranlassung kommen, hin und wieder, und zwar an besonderen Orten die Suche nach Hasen ausüben zu müssen. Revierteile, welche mit Hasen nicht gut bestanden sind, in denen eine immerhin teure, größere Treibjagd sich nicht rentiert, oder Revierteile, in welchen eine erfolchreiche Jagd nicht durchgeführt werden kann, mögen etwa durch Buschieren beschossen werden.

Das Buschieren oder die Hasensuche wird während der Tagesstunden ausgeübt, in welcher der Hase fest liegt. Ein ruhiger, fest vorstehender Hühnerhund kann dabei vorzügliche Dienste leisten, wenn er soweit hasenrein ist, daß er die vor ihm aufstehenden Hasen nicht hetzt und nur auf Kommando etwa angekratzten nachgeht; bei der Dressur der Vorstehhunde werde ich diesen Punkt noch näher berühren.

Zu dieser Jagdart muß man nicht bloß warme, windstille Tage wählen, sondern auch jene Lagen aufsuchen, in denen am betreffenden Tage Hasen etwa anzutreffen sind. Ich habe schon erwähnt, daß der Hase den einen Tag mit Vorliebe in den Stoppelfeldern oder in den Sturzäckern, den andern im hohen Riedgras, an Hecken, Sträuchern, in Schlägen oder Vorsäumen des Waldes sich einlagert. Darnach muß sich die Art und Weise der Suche richten.

Ich habe gewöhnlich die Übung verfolgt, daß ich da buschierte, wo ich zuerst mehrere Hasen antraf; dies giebt den Fingerzeig, wo man am betreffenden Tage suchen solle; andere Örter habe ich dann nicht betreten, um meine Zeit nicht zu vergeuden.

Sturzäcker liebt der Hase bei warmer, trockener Witterung, sowie bei Tauschnee; Stoppelfelder sucht er lieber zum Lager auf, wenn es feucht und naß ist, weil er hier trockener sitzt. Bei starkem Regen trifft man ihn in Steinbrüchen, Abhängen, Gräben, auf jungen Holzsaaten und Ödungen, dann in Stangenhölzern, enge in die Wurzelzwieseln der Bäume mit dem Hinterteile eingedrückt. Bei Wind und Schneegestöber sucht er irgend welche Erhöhung oder Deckung auf, hinter der er sich mit dem Hinterteile einschiebt, wie: Baumstämme in Stangenhölzern, große Ackerschollen, Büsche, Grasbüschel, Düngerhaufen, trockene Kartoffelstengel, wie man sie häufig auf den Feldern findet. So läßt er sich des öfteren einschneien.

Bei trockenem, starkem Frostwetter und scharfem Winde suche man den Hasen an Stellen, wo er gegen den Wind geschützt ist. An windstillen, klaren Wintertagen mit Frühreif und darauffolgendem Sonnenschein werden sich die Hasen auf Sturzäckern und im hohen Grase einlagern, aber stets im Freien und gut aushalten.

Die beste Tageszeit zum Aufsuchen der Hasen dürfte der Vormittag sein, weil während dieser Zeit der Hase am besten in der Sasse aushält; Nachmittags und gegen Abend werden die Hasen schon allmählich rege. Bei tiefem Schnee und wenn der Hase sich einschneien läßt, bemerkt man in der Regel nicht mehr viel vom Hasen, als einen kleinen schwarzen Fleck, d. h. eine kleine Öffnung im Schnee, durch welche der Hase sich Luftzutritt verschafft.

Wenn der Boden nicht hart gefroren oder der Schnee nicht kracht und rauh ist, so daß der Hase, der mit feinem Gehör ausgestattet ist, die Schritte des Jägers nicht vernimmt, wird er gut aushalten und läßt den Jäger gewöhnlich auf einige Schritte ankommen, ja sogar nahe an sich vorübergehen. Viele Jäger nützen dies aus, indem sie nicht direkte, wenn sie einen eingelagerten Hasen erblickt haben, darauf losgehen, sondern an demselben vorüber, verhalten sich aber schußfertig, um ihn dann beim Herausfahren hinter sich zu strecken. Wenn die Bäume nach Regentagen oder bei Tauwetter stark tropfen oder wenn der Behang von den Bäumen fällt, ist der Hase ebensowenig gerne im Walde, als bei Beginn des Laubfalles. Den furchtsamen Meister Lampe erschreckt eben alles und dem sucht er sorgfältig auszuweichen.

Wenn man Sturzäcker begehen will, rate ich jedem Freunde dieser Jagd, dieselben quer zu nehmen, nicht den Furchen nach, weil der in der Furche lagernde Hase auf letztere Weise viel früher den Jäger gewahr wird, als wenn er von der Seite kommt. Hat man einen Hasen in der Sasse erblickt, gehe man etwa im Kreise näher, bleibe niemals stehen und lasse ihn keinen Augenblick aus den Augen, weil er sehr rasch und plötzlich herausfahren kann und dann zu großen Vorsprung gewinnt, um ihm einen wirksamen Schuß nachschicken zu können.

Über das Aushalten der Hasen kursieren unter den Jägern die verschiedenartigsten Ansichten; manche glauben, daß es vom Wetter abhänge, indem der Hase im Vorgefühle eintretender schlechter Witterung rege sei und nicht aushalte; andere schreiben den Mondphasen große Wirkung zu, ob der Hase vor oder hinter dem Jäger aufstehe; ich wage nicht, mich der einen oder anderen Anschauung anzuschließen.

In den Vorbergen unseres Hochgebirges oder in unseren Mittelgebirgen, wo der Winter starken Schneefall mit häufigeren Neuen bringt, ist auch eine eigentümliche Art der Hasensuche im Schwunge, welche zwar nicht zur Vermehrung des Hasenstandes besonders beiträgt, aber für einen richtigen Fußgänger großen Reiz bietet, nämlich das sogenannte Ausneuen der Hasen.

Man begiebt sich mit Tagesanbruch, wenn in der Nacht eine Neue eingetreten ist, an den Rand der Waldungen und sucht nach den frischen Hasenspuren, welchen man schußbereit folgt, bis man an den sogenannten Absprung des Hasen kommt. Hiebei kommt die auf Seite 204 beschriebene Eigentümlichkeit des Hasen beim Einlagern und die dort gegebene Figur in Betracht. Man braucht in der Regel nicht gar zu lange der Hasenspur zu folgen, bis man zum Wiedergange oder zum Absprunge gelangt; dann sei man schußfertig, denn plötzlich wird der Hase unter dem Schnee herausfahren und sich zu salvieren suchen. Sehr oft drückt er sich hinter Büschen oder Sträuchern, die ihm einigen Schutz gewähren. In den Bergen hat diese Jagdart insofern einige Bedeutung, als der geringe Hasenstand eine eigene Treibjagd nicht lohnt, das Buschieren aber aus demselben Grunde wenig lohnend ist, dagegen das Ausneuen viel eher zu Resultaten führt.

Eine weitere Art Hasenjagd betreiben unsere Hochgebirgsjäger mit ihren hochläufigen, anhaltend jagenden Dachshunden, den sogenannten Dachsbracken. Diese Jagdart stützt sich auf den Grundsatz, daß der aufgesprengte Hase von seinem Standplatze nicht weit fortflüchtet, vielmehr nach einiger Zeit wieder dahin zurückkehrt, wenn er anhaltend gejagt wird.

In solchen Fällen läßt der Hochgebirgsjäger in den unteren Waldlagen, wo er Hasen vermutet, seinen Bergdachsel stöbern. Sticht der Hund einen Hasen auf und verfolgt er ihn unter beständigem Lautgeben, so stellt sich der Jäger, in der Gegend wo der Hase aufgestochen wurde, an einem Wechsel an und in den meisten Fällen kommt er nach kürzerer oder längerer Zeit zu Schusse. Allerdings gehört zu dieser Jagd viel Geduld, denn oft währt es 1—2 Stunden, bis der Hund den Hasen wieder zurückbringt. Man muß aber bedenken, daß für den Hochgebirgsjäger der Hase eine besondere Rarität bildet und eine derartige zu Erfolg führende Jagd ihm großes Vergnügen bereitet. Solch lang anhaltende Hunde sind von den Gebirgsjägern sehr geschätzt. Unsere Kesseljagd-Schützen würden freilich an dieser Jagd kein besonderes Vergnügen finden, aber der Hochgebirgsjäger, welcher an langes Aushalten und wenig Knallen gewöhnt ist, sieht das mit ganz andern Augen an. Zuweilen geht auch auf diese Weise ein Füchslein her, was die Jagd nur um so interessanter macht.

3) Treibjagden auf Hasen. Ich will zunächst Abstand nehmen von allgemeinen Treibjagden auf alles Wild, das sich im Walde aufhält, bei welchen auch der Hase eine große Rolle spielt, denn diese Jagden, das Verhalten aller dabei Beteiligten, sind schon in früheren Kapiteln erwähnt worden. Ich gehe eben zu den Hasenjagden über, die auf größeren Feldfluren, Mösern und Heiden 2c. abgehalten werden. Eine größere Jagd einzurichten, erfordert immer eine längere Vorherbestimmung und Vorbereitung, so daß es vielfach von Glück und Zufall abhängt, ob die Hasen am Tage der Jagd auf der abzutreibenden Flur in größerer Anzahl lagern oder ob sie etwa nach den angrenzenden Waldungen gerückt sind. Kann man gegebenen Falles beides verbinden, wird man niemals in Verlegenheit kommen. In einem gut bestandenen Reviere wird man aber trotz aller entgegenwirkenden Umstände immerhin eine befriedigende Strecke erzielen, welche die aufgewendete Mühe und Kosten ersetzt.

Die verschiedenen Arten von Treibjagden auf Hasen im Felde schließen in sich a. Standtreiben, b. Kesseltreiben, c. Streifjagden.

a. Standtreiben. Dieses Treiben wird meist auf solchem Terrain angewendet, auf welchem sich genügend Deckungsgegenstände, wie Hecken, Zäune, Baumgruppen, Alleen u. dergl. befinden, an welchen die Schützen zu postieren wären. Auch stark hügeliges Terrain eignet sich für Standtreiben besser als für Kessel- und Streiftreiben. Will jedoch ein Standtreiben auf platter, deckungsloser Flur eingerichtet werden, so sind die Schützenstände in den Boden einzugraben und mit einer kleinen Art Brustwehr zu versehen, hinter welcher der Jäger steht oder sitzt und über das Niveau des Bodens genügende Umsicht hat. Entweder bildet bei dieser Jagd die Schützenkette eine gerade Linie oder ein Rechteck, so daß also ungefähr drei Seiten des abzutreibenden Feldes mit Schützen besetzt sind und die vierte Seite durch eine dichte Treiberwehr gebildet wird, in welche ein paar Schützen eingeteilt sind, um auf etwa rückwärts durchbrechende Hasen zu Schusse zu kommen.*)

Wird die Schützenkette nur in einer geraden Linie aufgestellt, so muß die Anzahl der Treiber eine größere sein und diese umspannen dann im Bogen das abzutreibende Feld. Ist ein solcher Bogen angelegt, so rücken die Treiber auf gegebenes Signal hin gegen die Mitte des Bogens vor, die Flügeltreiber aber, welche sich links und rechts in bestimmten Abständen an die Schützenfront anschließen, bewegen sich nur auf dem Platze. Durch das Vorrücken der Treiber wird der Bogen immer flacher und die Treiberkette immer enger, so daß schließlich alles Wild, was sich im Bogen befindet, auf die Schützenkette gedrückt wird. Wenn die Treiber auf geringere Entfernung an die Schützenkette herangerückt sind, darf in das Innere des Triebes nicht mehr hineingeschossen werden, welchen Zeitpunkt ein bestimmtes Signal ankündigt und die Schützen haben nur mehr auf die durchbrechenden Hasen nach aus- oder rückwärts Feuer zu geben. Bei dieser Jagdart ist größte Vorsicht den Schützen anzuempfehlen, besonders haben die beiden Flügelschützen rechts und links an der Schützenlinie auf die sich anschließenden Flügel der Treiberwehr Bedacht zu nehmen. Die beiden Flügelstände sind in der Regel die besten. Die etwa in der Treiberkette eingeteilten Schützen dürfen niemals anders als nach rückwärts schießen und sind gewöhnlich dem Jagdpersonale zu entnehmen.

Die Art der Zusammenstellung richtet sich ganz nach den lokalen Verhältnissen, die in jeder Gegend andere sein können; es lassen sich daher nur diese allgemeinen Regeln angeben, während Abweichungen davon zu weit führen würden. Ein gewiegter Jäger wird so viele günstige Anhaltspunkte finden, daß er guten Erfolges sicher sein kann.

Zu beachten ist bei dieser Jagd, daß man, wenn die Möglichkeit gegeben ist, die zu bevorzugenden Schützen womöglich an den Kopf der Furchen stellt, denn die Hasen laufen viel lieber den Furchen entlang, als quer über die rauhen Sturzäcker.

b. Kesseltreiben. Die weitaus beliebteste Art der Hasenjagden in flachen Gegenden oder mäßigem Hügellande ist das Kesseltreiben oder die Kreisjagd. Das Prinzip dieser Jagd ist: einen im Voraus bestimmten Revierteil mit Schützen und Treibern in großen Bogen zu umspannen und durch konzentrisches Vorgehen das im Bogen befindliche Wild zu Schuß zu bringen.

Ein gut geleiteter und gut gegangener Kesseltrieb bietet große Vorteile für den Jagdherrn und großes Vergnügen für alle Teilnehmer, kann aber auch im entgegengesetzten Falle sehr widerlich sein.

Es bedingt der Kesseltrieb einige Praxis von Seite der Teilnehmer und deren guten Willen in Aufrechthaltung der Ordnung; jeder Schütze hat demnach darauf zu sehen, beim Eingehen schon gehörigen, vorgeschriebenen Abstand zu halten und beim Zusammengehen auf die Rundung des Triebes und auf gehörigen Abstand mit den Nachbarn Rücksicht zu nehmen. Geschieht das nicht, entstehen größere Lücken, welche die Hasen sehr bald los haben und dort durchbrechen. Die Folge ist, daß die Schützen nicht mehr wirksam zusammenschießen können, infolge dessen sehr weite Schüsse machen müssen, recht viele Hasen mehr oder minder schwer angeschossen aus dem Triebe flüchten und neben den auszustehenden

---

*) Im Interesse der Erhaltung eines guten Samenstandes an Hasen dürfte es jedoch gelegen sein, daß auf rückwärts durch die Treiberwehr flüchtende Hasen nicht geschossen wird. Gerade unter den hinter der Treiberwehr aufstehenden Hasen dürften sich vorwiegend mehr Häsinnen befinden.

Qualen sehr häufig verloren gehen. Solche sogenannte Lückenmacher, sei es nun, daß sie aus Unkenntnis oder Unachtsamkeit dieses thun, oder sei es, daß sie sich einen aber sehr fraglichen größeren Erfolg sichern wollen, zeigen hiemit große Rücksichtslosigkeit gegen den Jagdherrn, wie gegen die gleichberechtigten Teilnehmer, müssen zu Recht gewiesen und im Falle der Unverbesserlichkeit von den Jagden ausgeschlossen werden. Es ist doch immer der schönste Erfolg eines tüchtigen Schützen, wenn er gute und recht wirksame Schüsse macht, wenn er das Wild prompt streckt; nicht mit vielem Knallen imponiert er, nicht mit übermäßig weiten Schüssen, sondern mit ruhiger, sicherer und prompter Arbeit!

Nach dieser kleinen, aber in der Praxis gewiß sehr gerechtfertigten Abschweifung gehe ich zur Sache selbst zurück.

An einem bestimmten Punkte wird begonnen Schützen und Treiber nach zwei Seiten hin auslaufen zu lassen und zwar gehen in der Regel am Kopfe der Kette Revierjäger, welche schon im Voraus den Punkt genau wissen, an welchem die Spitzen der Umfassungskette sich wieder zu treffen haben. In bestimmten Zwischenräumen, etwa 80—100 Schritte Abstand, geht abwechslungsweise ein Schütze, dann ein Treiber ab. Haben sich zu wenige Schützen eingefunden, können auch zwei Treiber zwischen je zwei Schützen eingeteilt werden.

Das Auslaufen bestimmt der Jagdherr oder der Jagdleiter; die vorangehenden Revierjäger haben aber ein Tempo einzuschlagen, das jedem Teilnehmer ermöglicht, gleichen Schritt zu halten, folglich müssen die Spitzen langsam gehen, denn unter den Teilnehmern befinden sich zeitweise korpulente oder ältere Herren. Können alle Teilnehmer den Schritt nicht einhalten, wird der Bogen lückenhaft und gewöhnlich gleicht sich eine solche Unregelmäßigkeit niemals mehr aus; der Erfolg des Bogens hängt sehr viel von dem korrekten Eingehen desselben ab.

Allerdings läßt sich, wenn die Spitzen auf vorgeschriebenem Abstand zusammengekommen sind und stehen, vor Abgabe des Signals zum konzentrischen Vorrücken, noch einige Ausgleichung der Abstände erzielen, dies hängt aber, wie schon angeführt, von der Dispositionsfähigkeit der Schützen und ihrem guten Willen selbst ab. Jeder Schütze hat auch die Verpflichtung, die neben ihm gehenden Treiber zu regulieren, denn von solchen kann man weniger als von geübten Weidmännern erwarten, daß sie den Zweck des Jagens mit richtigem Verständnisse erfassen.

Kann ein berittener Jagdleiter den Bogen gehörig regulieren, wird dies nur zum bessern Gelingen der Sache und zur allgemeinen Befriedigung beitragen.

Ist nun der Kreis gehörig geschlossen, so verkündet ein Hornsignal den Beginn des Triebes und zwar in der Art, daß Schützen und Treiber nach dem Mittelpunkte des Bogens zu Front machen und in dieser Richtung langsam und gleichmäßig vorrücken. Ein zu starkes Vorwärtsdrängen einzelner Schützen stört die Rundung des Bogens, hat die Bildung von Sackgassen zur Folge und ist auch bezüglich der Sicherheit gefährlich, denn die neben einem vordrängenden Schützen gehenden Nachbarn sind im freien Ausschusse gehemmt.

Durch das Vorrücken nähern sich die Teilnehmer der Jagd immer mehr, der Kreis wird enger und endlich so klein, daß das Hineinschießen in den Kessel gefährlich werden könnte. Der Jagdleiter hat deshalb die Aufgabe, sobald der Kreis enge wird, ein zweites Signal, etwa durch zwei langgezogene Hornstöße zu geben und sobald dies erfolgt ist, darf kein Schuß mehr nach dem Innern des Triebes, sondern nur mehr nach rückwärts abgegeben werden. Ist der Kreis enge genug, dann erfolgt ein drittes Signal — drei langgezogene Hornstöße — und auf dieses Signal hin haben die Schützen Halt zu machen, die eingeteilten Treiber aber in das Innere vorzurücken, um etwa noch jene Hasen aufzustöbern, die sich im Innern gedrückt haben, was sehr häufig vorkommt. Ein viertes langgezogenes Signal bestimmt den Schluß des Triebes und gleichzeitig auch die Aufgabe, die Gewehre zu entladen. Diese letztere Maßregel ist dringendst geboten, da bei einer Kesseljagd eine große Anzahl Menschen versammelt sind, die vielfach durcheinanderlaufen und oft im Gespräche 2c. die Vorsicht vergessen, die Gewehre mit der Mündung nach aufwärts zu tragen. Es hat auch gar keinen Zweck, das Gewehr geladen mitzuführen, da an und für sich von den meisten Jagdherrn verboten wird, in den Zwischenräumen von einem Triebe zum andern auf zufällig aufgestoßenes Wild zu schießen und man

ferner beim Auslaufen zum nächsten Bogen Zeit genug hat, sein Gewehr wieder zu laden, ohne damit Jemanden zu gefährden.

Der Jagdleiter sollte strenge Aufsicht darüber führen, daß diese Vorsichtsmaßregeln nicht aus den Augen gelassen werden; vorsichtige und erfahrene Weidmänner versäumen wohl derartige Regeln aus eigenem Antriebe nicht, aber bei größeren Kesseljagden ist der Kreis der Teilnehmer oft ein recht — verschiedener.

Auch das Mitführen von Hunden bei Kesseljagden hängt von der Bestimmung des Jagdherrn ab. Junge, noch hitzige Hunde soll man von solchen Jagden ferne halten, sie stören den Führer, sowie seine Nachbarn und ihr Zerren an der Leine kann sogar Gefahr bringen. Durch die umherflüchtenden Hasen werden unfertige Hunde so sehr aufgeregt, daß sie die nächste beste Gelegenheit ergreifen, recht hitzig den Hasen nachzuhetzen.

Manche Jäger glauben den Hund durchs Mitführen auf Kesseljagden ruhig zu machen und an den Anblick der Hasen zu gewöhnen; man erzielt aber sicherlich gerade das Gegenteil und wird hernach um so größere Schwierigkeit haben, den Hund zu bändigen. Abgesehen von allem ist aber auch die Kesseljagd nicht der geeignete Ort, Dressurübungen vorzunehmen.

Alte, erfahrene Hunde, welche tüchtige Apporteure sind und sich an der Seite des Jägers ganz ruhig verhalten, sind von Vorteil, um schwer angeschossene Hasen, die aus dem Kessel flüchten, einzubringen. Niemals darf aber der Hund auf Hasen von der Leine genommen werden, welche, wenn auch angeschossen, in den Kessel flüchten.

Bei den Kesseltrieben kommen auch sehr häufig Rebhühner zu Schuß — hiebei ist größte Sorgfalt nötig; man solle niemals in der Richtung der Schützenkette feuern, auch nach dem Zentrum zu ist der Schuß mit einiger Gefahr verbunden, da die Hühner mehr oder weniger hoch streichen, die Schrote auf diese Weise einen weiten Bogen machen und leicht weit entfernt stehende Schützen oder Treiber beim Niederfallen verletzen können. Auf vielen Jagden darf nach Flugwild deshalb nur nach außerhalb der Peripherie des Bogens gefeuert werden.

Ist der Trieb beendigt, wird die Strecke gelegt, indem das erlegte Wild schön geordnet in gleicher Linie aufgelegt wird, am rechten Flügel beginnend das edlere Wild, z. B. Rehe, die häufig bei Kesseljagden zu Schuß kommen, dann die Hasen und zwar der Übersicht halber so, daß je der fünfte oder zehnte um die Leibeslänge über der Front vorliegt; hierauf das nützliche Federwild, wie Fasanen, Spielhähne, Rebhühner und am Schlusse etwa erlegtes Raubzeug, als Füchse, Katzen, Raubvögel.

Ist dann die Strecke abgenommen und notiert, begiebt sich die Gesellschaft geschlossen und ohne Lärm zum Ausgangspunkte des nächsten Triebes.

Bei manchen schön geordneten Kreisjagden werden verschiedene besondere Vorkehrungen beachtet. Der Jagdleiter notiert die Schützen nach ihrem Abgange nummerweise und beim zweiten Bogen beginnt mit dem Auslaufen die letzte Nummer des ersten Bogens u. s. f. Dadurch wird niemand übermäßig angestrengt, denn bei großen Kesseln und schwierigem Terrain haben die am weitesten auslaufenden Schützen oft recht anstrengende und lange Wege zu machen, während andere Schützen sich drücken und gemächlich auf ihren Feldstühlen sitzen bleiben, bis der Kreis fast gänzlich geschlossen ist.

In Hessen haben einzelne Jagdherren die Übung, um den Kessel rascher zu schließen, die Hälfte der Schützen und Treiber auf Leiterwagen an die andere Seite des zu umstellenden Feldes fahren zu lassen, so daß die Schützenkette von zwei Teilen aus ausläuft und demnach der Bogen, der immerhin lange Zeit zum Schließen des Kreises bedarf, rascher geschlossen ist, wodurch ein zu frühes Regewerden und Auswechseln der Hasen oder Rehe verhindert wird. Wie mit dem erlegten Wilde zu verfahren ist, werde ich später bei der Nutzung besprechen.

c. Streifjagen. Die Streifjagd, auch böhmisches Treiben genannt, fußt auf der Erfahrung, daß sich das Wild, insbesondere der Hase nicht über eine gewisse Entfernung vorwärts treiben läßt, vielmehr nach einiger Zeit entweder seitwärts oder rückwärts auszubrechen versucht, um auf diese Weise seinen Standort wieder zu erreichen.

Die Streife läßt sich nicht bloß auf dem Felde, sondern auch im Walde durchführen, wenn die Bestandesverhältnisse nicht zu viele Schwierigkeiten dort bieten.

Die Streifjagd hat in größeren Jagdgehegen viel Beifall gefunden und vieler Orten sich rasch eingebürgert; ursprünglich wurde sie in Böhmen durchgeführt, daher der Name — böhmische Jagd.

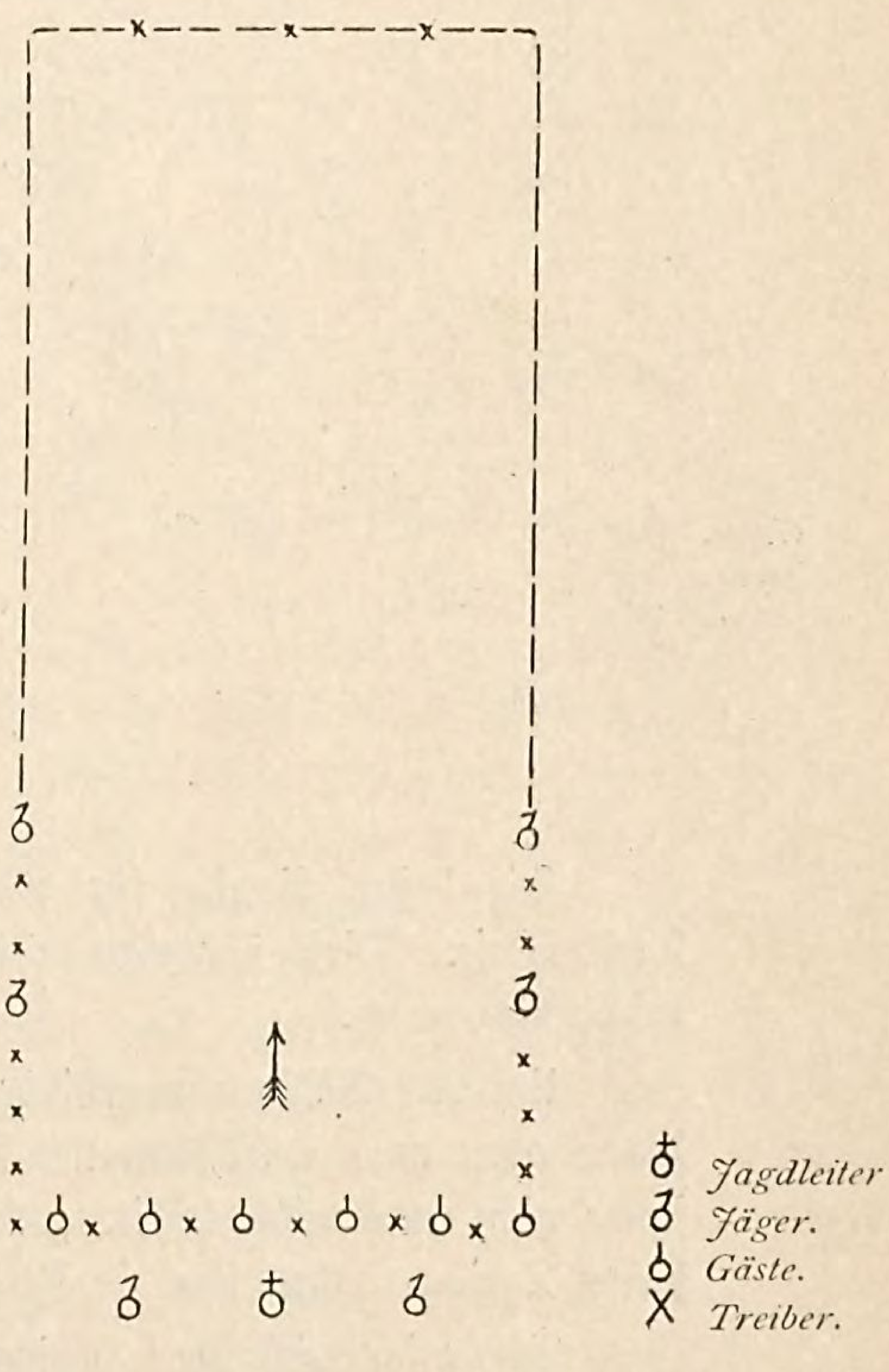
Bei uns in Süddeutschland wird sie seltener angewendet, wohl aus dem Grunde, weil unser Jagdterrain meist zu bergig ist. Doch wurde sie auch in flachen Gegenden Süddeutschlands in neuerer Zeit mit Erfolg angewendet, so in den Rheinebenen unserer bayrischen Rheinpfalz.

Ihre Vorzüge gegenüber der Kesseljagd sind:

1) Ersparnis an Zeit und an Treiberlöhnen;
2) kann sie mit einem viel geringeren Aufgebote von Schützen durchgeführt werden, um das gleiche Ergebnis zu erzielen;
3) läßt sie sich leichter der Terrainbeschaffenheit anpassen.

a) Streifjagd im Felde. Die abzustreifenden einzelnen Triebe können durch einige Signalstangen mit Strohwischen versehen, im Voraus markiert werden, wodurch ein strammeres Einhalten der Richtung und ein Überblick für jeden Teilnehmer geschaffen ist. Stellen wir uns das abzutreibende Feld als ein Rechteck mit sehr langen Schenkeln vor, so haben wir die Marschlinie vor Augen.

An der Basis des Rechteckes, welches nicht zu schmal sein soll, wohl aber nach der Anzahl der teilnehmenden Schützen reguliert werden kann, werden die Schützen in Abständen von ca. 80 Schritten, vielleicht auch durchs Los bestimmt. Zwischen je zwei Schützen kommt je ein, besser zwei Treiber zu stehen. An den beiden Enden der Schützenlinie werden im rechten Winkel und zwar in größeren Abständen Treiber eingeteilt, welche an einer Lappenschnur gehen, um den Abstand gehörig einzuhalten und Hasen, die etwa seitwärts ausbrechen wollen, durch Schwingen der Lappen wieder in die Linie zurückzuscheuchen. In diesen beiden Seitenwehren mögen einige Jagdbedienstete eingeteilt werden, und namentlich an der Spitze jeder Seitenwehr ein revierkundiger Jäger stehen, welcher genau instruiert ist, wie weit die Streife in gerader Linie vorzurücken hat.



Ist nun der Trieb so angelegt, kann das Signal zum Vorrücken vom Jagdleiter gegeben werden, welcher sich hinter der Mitte der Front der Schützen befindet. Links und rechts von ihm, je nach Ausdehnung des Triebes mögen ein paar Jäger mit verlässigen Apportierhunden gehen, um etwa rückwärts ausbrechende, angeschossene Hasen zur Strecke zu bringen.

Sobald das Signal gegeben ist, rücken die Front der Schützen, sowie die beiden Flügelwehren langsam in gutem Abstande vor. Anfangs werden die Hasen vorausflüchten, später aber stürmen sie teils gegen die Flügelwehren, mehr aber gegen die Schützenfront an.

Sollte die Anzahl des erlegten Wildes so groß werden, daß dessen Fortschaffung beim Vorrücken hindert und die Jagd in Unordnung kommen würde, dann wird ein Haltesignal gegeben, die Linie genau eingeteilt und die erlegten Wildmengen in die Mitte hinter der Schützenfront verbracht, wo sich auch der Wildwagen einfinden soll, dessen Führer etwa die Strecke vorbereitet. Sind die Treiber entlastet und in die Front wieder eingeteilt, dann kann das Signal zum weiteren Vorrücken wieder gegeben werden.

An der offenen Seite des Triebes mögen 2 bis 3 Leute postiert sein, die durch Hin- und Hergehen die Hasen abhalten, an dieser offenen Seite in zu großer Zahl auszubrechen. Nähern sich nun die Spitzen der Flügelwehren der Endlinie des Treibens, so schwenken im stumpfen Winkel dieselben in diese Endlinie ein und schließen so das Quadrat gänzlich ab. Sind nun sämtliche im Quadrat noch befindliche Hasen entweder erlegt oder ausgebrochen, dann wird der Trieb abgeblasen und die Strecke abgenommen.

Von hier aus begibt sich nun die ganze Gesellschaft wieder an jene Stelle, von welcher aus der

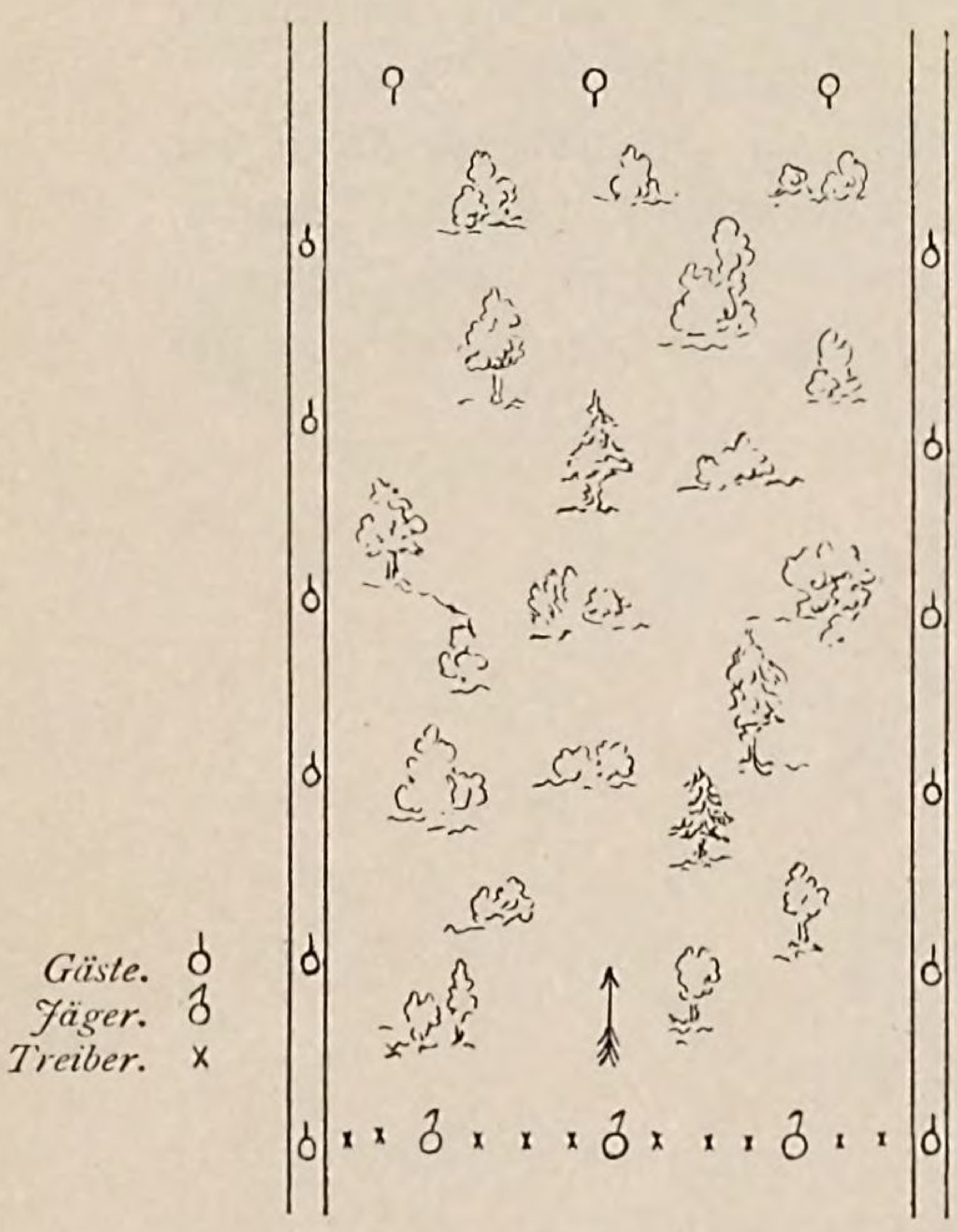
zweite Trieb angelegt werden soll, der etwa, wenn Wind- und andere Verhältnisse dies gestatten, vice versa genommen wird.

Zwischen zwei gleichlaufenden Trieben empfiehlt es sich, eine schmale Strecke Feld inzwischen liegen zu lassen.

Der beigegebene Plan veranschaulicht die Anlage der Streifjagd am besten.

b) Streifjagd im Walde. Obgleich sich nun die Streifjagd im Walde in ganz ähnlicher Weise durchführen läßt, wie auf dem Felde, vorausgesetzt, daß die Richtungslinien durch Strohwische sichtbar markiert sind, so ist sie dort nur möglich, wenn die Bestockungsverhältnisse nicht zu sehr hinderlich sind. Starke Fichten, Dickichte und Schonungen können kaum mit der Streife passiert werden; sie läßt sich also nur in Stangenhölzern und möglichst lichten Beständen durchführen.

Um diesen genannten Schwierigkeiten auszuweichen und die Streife im Walde doch durchführen zu können, wird an vielen Orten dafür die „Flügeljagd“ oder das Flügeln supponiert.



Diese Jagdart hat nur den Unterschied, daß die Schützenfront der Streifjagd auf dem Felde, nicht gebildet, sondern nur durch Treiber und eingeteilte Jagdbedienstete hergestellt wird, dagegen die Schützen an der Stelle postiert werden, wo bei der Feld-Streifjagd die Lappenträger, d. h. die Flügelwehren gehen. Dieses Flügeln hat den Grundgedanken, daß durch das Unterholz die Treiber leichter durchkommen, während die Schützen da im Schießen gehindert wären. Es ist also gewissermaßen die Feuerlinie, welche auf dem Felde auf der Basis des Triebes ruht, auf die Flügel verlegt; zu beachten ist hier, daß die Treiberfront dicht besetzt, dadurch das Wild verhindert wird, durch die Treiberkette nach rückwärts durchzubrechen und veranlaßt wird, durch die Flügel auszubrechen.

Der Plan wird das Ganze leichter veranschaulichen als alle Beschreibung.

Zur Verstärkung des Ergebnisses dieses Treibens können auch am Endpunkte der Streife einige Schützen vorgestellt werden. Diese Art Treiben hat den Vorzug, daß es mit wenigen Schützen durchgeführt werden kann und große Waldkomplexe in verhältnismäßig kurzer Zeit abzujagen gestattet.

Die besten Punkte für etwa bevorzugte Schützen sind jene am linken und rechten Ende der Treiberlinie. Diese Schützen müssen mit den Treibern in der Front bleiben, denn das meiste Wild bricht hier durch.

Um den Schützen ungehindertes Vorrücken zu erleichtern, können Schneußen, Geräumte, gerade Wege oder auch Durchforstungslinien als Wegrichtung genommen und benützt werden. Finden sich solche nicht auf beiden Seiten, kann durch Aushauen einer Linie Besserung geschaffen werden. Bei diesen Treiben haben sich die Treiber alles Lärmens zu enthalten.

Bevor ich mich über Hetzjagen und Fang von Hasen ausspreche, habe ich einiger anderer Jagdarten Erwähnung zu thun, möchte mich zunächst aber noch über die sogenannten Klopf- oder Klapperjagden im Walde aussprechen.

Klopf- und Klapperjagden. Die Klopf- oder Klapperjagden im Walde werden gewöhnlich zu der Zeit im Herbste und Anfang des Winters abgehalten, in welcher sämtliche dort vorkommenden Wildarten bejagt werden, es sind also allgemeine Jagden. — Sie beruhen auf der Grundidee, einen bestimmten Waldteil, Dickung, Schonung u. dergl. entweder auf drei oder auch auf allen vier Seiten mit Schützen zu umstellen und das im Dickicht lagernde Wild durch mit Holzklappern ausgerüstete und von der vierten Seite ins Dickicht eindringende Treiber auf- und an die Schützenstände treiben zu lassen.

Die beste Zeit für diese Jagden ist wohl, wenn das Laub gänzlich abgefallen und demnach die Umsicht im Walde eine größere ist; ferner jene Zeit, in der Frost eintritt oder Schnee liegt, weil dann bekanntermaßen das Wild leichter flüchtig geht und sich nicht so sehr stecken kann. Auch begünstigt die Schneelage die Jagd insofern, als alle Fährten und Spuren sichtbar, und etwa Schweißfährten leichter zu verfolgen sind.

Ich habe schon in früheren Kapiteln die Anlage der Triebe und das Verhalten aller Beteiligten bei solchen Jagden besprochen, erachte es demnach als überflüssig, hier nochmals diese Punkte zu erwähnen.

Ich möchte nur anfügen, daß gewöhnlich die Treiber nicht genügend Front halten, weil meistens zu rasch getrieben und vorgerückt wird. Besonders wenn Fasanen und Rehe im Triebe sind, ist dies sehr störend, da kann nicht langsam und ruhig genug getrieben werden. Auch das allzugroße Geschrei der Treiber ist nachteilig. Beide Umstände führen nur dahin, daß das Wild gerne die Treiberkette durchbricht und entweder rückwärts ausbricht, oder hinter den Treibern sich wieder steckt. Ist der Unterwuchs im Walde sehr stark und auch noch viel Laub vorhanden, oder sind die Fichtendickungen zu sehr geschlossen, so daß sich das Wild darin steckt, empfiehlt sich's, den Bogen hin und zurück zu treiben, in welchem Falle das Eintreiben möglichst stille, dagegen das Zurücktreiben etwas lauter erfolgen soll.

Ein gut eingerichteter Signaldienst ist unbedingtes Erfordernis für eine schön durchgeführte Treibjagd. Der Treiberführer muß in der Veranlassung sein, jeden Augenblick die Treiberwehr stoppen zu können, was durch einen kurzen, einmaligen Stoß ins Horn erfolgen kann. Ist dann die Treiberlinie wieder in stramme Front geordnet, mag ein kurzer Doppelstoß aus dem Horn das Vorrücken wieder in Gang bringen.

Es ist gut, wenn die Stimmung vom Signalhorne des Jagdleiters eine andere ist als jene des Jagdpersonales und der Treiberführer, weil sodann jeder Teilnehmer der Jagd an dem Tone erkennen kann, ob das Signal nur für die Treiber oder für die Schützen und das Ganze berechnet ist. Zweistimmigen Signalhörnern gebe ich den Vorzug; mit diesen können die verschiedensten Signale kombiniert und namentlich der Anfang und das Ende des Triebes leicht erkenntlich markiert werden.

Bei den Waldtrieben, welche an eine größere Freiung anstoßen, möchte ich noch empfohlen haben, daß die Schützen entweder in den zum Triebe gehörigen Wald, oder enge an dessen Grenze gestellt werden, weil das Wild, wenn es einigermaßen vertraut anläuft, die Freiung nicht gerne annimmt, in der Regel vor derselben stutzt, dann umschlägt und seitwärts oder rückwärts weiterwechselt, besonders wenn es der Schützen ansichtig wird. Bei Hasen kommt dies sehr häufig vor, Fasanen stehen meist auf, drehen und streichen in den Trieb wieder zurück. Gewöhnlich ist der Unterwuchs und das Astwerk am Waldsaume am dichtesten und der Schütze kann in den Bogen nicht genügend hineinschauen, so daß er gutes Abkommen hätte; steht er aber innerhalb der heckenartigen Lisiere, dann kann er allen diesen Hindernissen ausweichen. Eine Vorbereitung der Stände kann auch ein umsichtiger Reviervewalter mit dem Hirschfänger herstellen, ohne Beschädigung des Waldes zu verursachen.

Auch auf Gestellen und Schneußen mögen die Schützen stets an der zum Triebe gehörigen Waldlisiere Posto fassen, weil neben den schon erwähnten Vorzügen dadurch auch die Sicherheit und Ruhe beim Schuß erhöht wird und der Schütze in den Stand gesetzt ist, ruhiger dem Wilde nachziehen zu können, als wenn er fürchten muß, mit dem Schusse in die Linie seiner Nachbarschützen zu kommen.

Die Waldtreibjagden im Spätherbste zählen wohl zu den schönsten Ausübungen des Weidwerkes, sie nehmen die ganze Aufmerksamkeit und Lust des Jägers in Anspruch. Wenn man weiß, daß das Revier mit mannigfaltigem Wilde gut besetzt ist — der gute Rehbock, der Fuchs, der Hase oder Waldschnepfe und Fasan zu Schusse kommen können, da steht gewiß jeder passionierte Weidmann stramm und gespannt auf dem Stande; jeder Grashalm, der sich im Walde bewegt, entgeht nicht seinem aufmerksamen Auge. Es ist eine schöne Lust, wenn das Waldhorn durch den Wald schmettert und die Töne im Rauschen des Hochwaldes sich hinziehend, allmählich verklingen, wenn dann das Geläute der

Hunde an unser Ohr schlägt und immer näher und näher kommt — da umfaßt die Hand krampfhaft die treue Schußwaffe und unterm Wamms fühlt sich der Puls höher schlagend, bis endlich der Moment gekommen, das Gewehr blitzschnell an die Backe fährt und der dröhnende Schuß im Walde widerhallt — hat dann der Mann nach echt weidmännischer Art seine Schuldigkeit gethan, dann mag der grüne Fichtenbruch den Hut des Meisters schmücken!

„Wenn die wackern Hunde bellen,
„Und das Wild im Walde stellen,
„Das versüßet uns're Lust!"

Wem in solchen Lagen die Jagdlust nicht das Herz schwellt, wem diese nicht die weidmännische Stimmung hebt und ihn erregt, der hat die Schönheit des Weidwerkes niemals in ganzer Fülle erfaßt und nachgefühlt; wohl gibt es solche Gesellen ohne Freud und Leid, die oft in blasierter Effekthascherei keine Miene verziehen, wenn ihnen die heilige Diana auch ein edles Stück Wild zum Opfer gebracht hat — sie wollen mit ihrer sauern Miene zeigen, daß sie erhaben sind über die Freude, über die Aufregung, in welche den feurigen, heißblütigen Jäger das Jagdglück versetzt; es ist ja richtig, Ruhe und Gemessenheit muß den erfahren Jäger zieren, zwischen einem philisterhaften Ofenhocker und einem fürs Weidwerk begeisterten Anhänger der grünen Farbe ist aber eine weite Kluft und man braucht deshalb auch nicht zur Sorte der Schießer zu gehören, die nur im Schießen und Morden ihre Befriedigung finden und über jeden erlegten Hasen Streit anfangen.

Abgesehen vom Schießen bietet die Treibjagd dem Freunde der Natur so viele interessante Momente, sei es nun in Beobachtung des Wildes, als auch in Betrachtung der Teilnehmer, in Betrachtung des Waldes und der ganzen Natur, daß jeder mit Freude den Tag begrüßen soll, den dort zu verbringen ihm Pflicht und Geschäft gestatten.

Ist nun der Tag vollbracht und hat man sich zurückgezogen in die trauliche Herberge, um im Freundeskreise noch einen frischen Trunk hinter die Binde zu gießen, da erwachen in der warmen Stube erst recht die Lebensgeister und alles lebt sich wieder und wiederholt durch, und im Geist wird der Fuchs, der flüchtig anstürmende Rehbock immer wieder und wieder gestreckt, es ist der mächtige Eindruck, der dem begeisterten Anhänger des Weidwerkes für ewige Zeiten haften bleibt und nicht wie flüchtiger Rauch an der Seele vorüberzieht!

Doch nach dieser kleinen Abschweifung wieder zurück zur Treibjagd. Nicht selten werden bei solchen Jagden zur Verstärkung der Treiberwehr auch jagende Hunde verwendet. Am besten empfehlen sich dazu kurzjagende Dächsel. Man greift zu diesem Hilfsmittel, wenn sich recht dichte Fichtenschonungen, stark verwachsene Schluchten und Gräben 2c. im Bogen befinden, in welche einzudringen den Treibern schwierig wird, oder wenn etwa für die Breite eines Bogens die Treiberzahl nicht ausreicht, um sie genügend dicht anstellen zu können.

Verwendet man nun jagende Hunde, so ist einige Vorsicht nötig, die recht oft unterlassen wird und manch schönes Resultat vereitelt.

Wenn nämlich der Trieb angeblasen ist, sollen die Hunde geschnallt werden, die Treiber fangen zu klappern an, dürfen aber noch nicht vom Platze rücken, bis ein zweites Signal des Treiberführers dies verlangt. In der Regel schießen nämlich die geschnallten Hunde pfeilschnell in den Bogen, haben aber einige Zeit nötig, bis sie Fährten aufnehmen oder Wild aufstechen. Dabei kann es sich ereignen, daß die Hunde das Wild gegen die Treiberlinie hin aufstechen, sind aber die Treiber noch nicht in die Dickung eingedrungen und klappern noch außerhalb derselben, wird das aufgestochene Wild den Lärm vernehmen, umschlagen und seine Flucht auf die von Schützen besetzten Stände hinnehmen.

Bei den Waldtreibjagden ist in der Regel die Schützenzahl eine weniger zahlreiche, es kommt auch weniger darauf an, viele Schützen, als vielmehr verlässige Schützen zu haben, verlässig nicht bloß im prompten Strecken des Wildes, als auch in Bezug auf Sicherheit und Ruhe. Deshalb muß es dem Jagdleiter überlassen bleiben, die Stände so zu vergeben, daß erfahrenere, flüchtige und sichere Schützen den schwierigeren Wechsel einnehmen und die weniger verlässigen zwischen sie eingeteilt werden.

Beim Anstellen hat der Jagdleiter dafür Sorge zu tragen, daß größte Ruhe herrscht und jedes laute Gespräch vermieden wird. Oft vergessen sich die Teilnehmer einer Jagd; ein kurzer, artig vorgebrachter Wink des Jagdleiters wird genügen, das abzustellen. Ein im Bogen ruhig liegender Rehbock oder gar Fuchs wird, wenn das Treiben angeht, kaum nach jener Richtung flüchten, in welcher er kurz vorher laute Stimmen oder gar Lärm vernommen hat, sehr oft aber schon vor Beginn des Triebes rege werden und unbeschossen auswechseln.

Je nach Konfiguration des Bodens und der Waldverhältnisse soll man im Walde nicht weiter als zwischen 40 und 50 Schritten auf Wild Feuer geben, denn angeschweißtes Wild ist im Walde viel leichter verloren, besonders da es gegen alle Regeln verstößt, dem angeschossenen Wilde den Hund sofort nachzuhetzen.

Ich habe schon bei der Jagd auf Rehe angeführt, warum dies nicht gestattet sei, möchte aber bei allgemeinen Jagden dies auch durchgeführt sehen, denn mancher Hund kann den anstoßenden Bogen durch sein Stöbern oder Lautwerden verderben. Es gibt aber Schützen, welche, wenn kaum der Pulverdampf aus dem Rohre ist, schon nach der Leine greifen, um ihren „Huifaß“ loszulassen, ob nun der Hase wirklich schwer angeschossen ist oder nicht. Stürmt nun der Hund nach und findet den Hasen nicht, so wird er in den meisten Fällen herumstöbern, am Ende gesundes Wild aufstoßen und verfolgen, was besonders dann störend wirkt, wenn der Hund auch Laut gibt. Es wird ja jeder angestellte Schütze ersucht, jagende Dachshunde in den Bogen zurückzutreiben, um den anstoßenden zu schonen; wie viel mehr kann also ein flüchtig revierender Vorstehhund schaden, der im Vollgefühle seiner Pflichterfüllung nach dem angeschossenen Stück sucht.

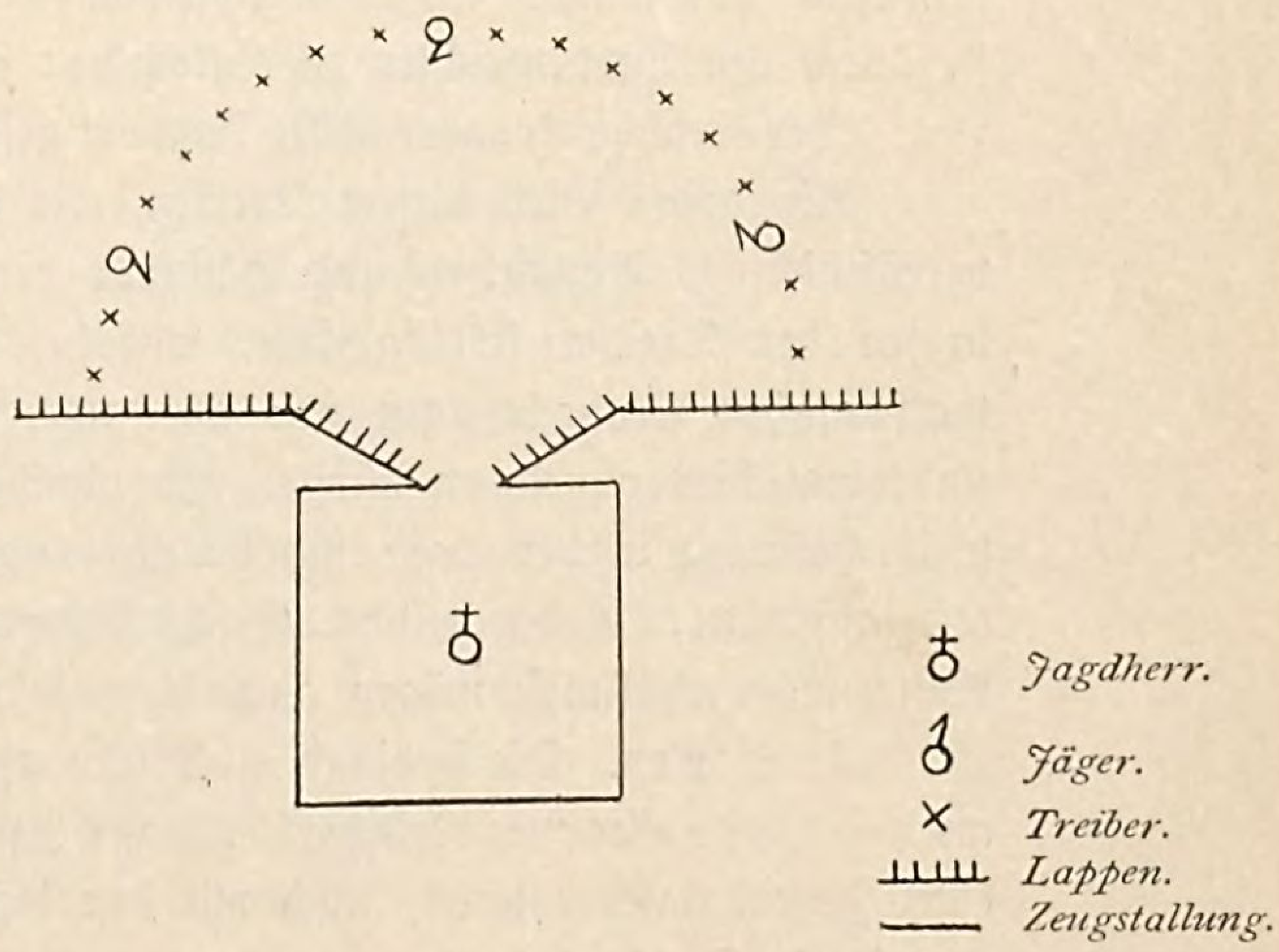
Sehr gegen die Regeln des Verhaltens von Seite der Schützen verstößt, wenn sich der eine oder andere Schütze vom Stande entfernt, um etwa erlegtes Wild aufzunehmen; dies sollte man schon um der Sicherheit seiner selbst willen vermeiden, denn leicht kann ein Unglück entstehen, ohne daß man dem Nachbar eine Schuld zuzumessen im Stande ist.

Auch das Anrufen von Wild dem Nachbar gegenüber stört, verstößt gegen die Regeln und sollte unterlassen werden.

Lappjagden.

Noch habe ich, wie schon bemerkt, einiger besonderer Jagdarten Erwähnung zu thun, welche hauptsächlich den Zweck verfolgen, dem Jagdherrn oder ein paar bevorzugten Gästen Vergnügen zu bereiten; es sind das Jagden, welche mit Zuhilfenahme von Lappen und Jagdzeug durchgeführt werden.

Der abzutreibende Bogen wird gegen Morgen, wenn die Hasen zu Holze gerückt sind, in aller Stille entweder durch Feder- oder Tuchlappen verblendet, jedoch so, daß an jenen Wechseln, welche mit Schützen besetzt werden sollen, Lücken von 20—30 Metern Breite offen bleiben. Die Treiberwehr hat ohne Lärm recht ruhig vorzurücken. Nun werden die vertraut anhoppelnden Hasen an das Lappzeug gelangen und demselben entlang hinhoppeln, bis sie zu der vom Schützen besetzten Lücke kommen, durch welche sie dann auszubrechen versuchen.



In umgekehrter Weise mag ein Lappjagen vorgerichtet werden, indem man des Abends, wenn die Hasen ins Feld gerückt sind, den Waldsaum verlappt und dadurch die Hasen zwingt, im Felde sich zu drücken.

An der Stelle, welche als Standplatz für den Schützen im Walde bestimmt ist, werden die Lappen auf eine Entfernung von 60—80 Meter abgebrochen und trichterförmig in den Wald hinein gestellt und zwar so, daß am Ende der Lappen auf 50—60 Schritt vom Standplatz entfernt eine Gasse von 40—50 Meter Breite entsteht. Vom Ende der Lappen an wird eine quadratförmige Zeugstallung um den Schirm des Jagdherrn gemacht.

Ist die Zeit des Jagens gekommen und der Stand eingenommen, wird auf dem Felde ein großer Halbbogen von Treibern angelegt, und auf Signal rücken dann die Treiber langsam gegen den Trichter von allen Seiten konzentrisch ein. Die Hasen werden nach dem scheinbar offenen Walde flüchten, dort

an die Lappen kommen und der Lappstatt entlang in den Trichter einbiegen, in welchem sie dann beschossen werden. Die kleine Zeichnung veranschaulicht dieses Jagen am Allerleichtesten.

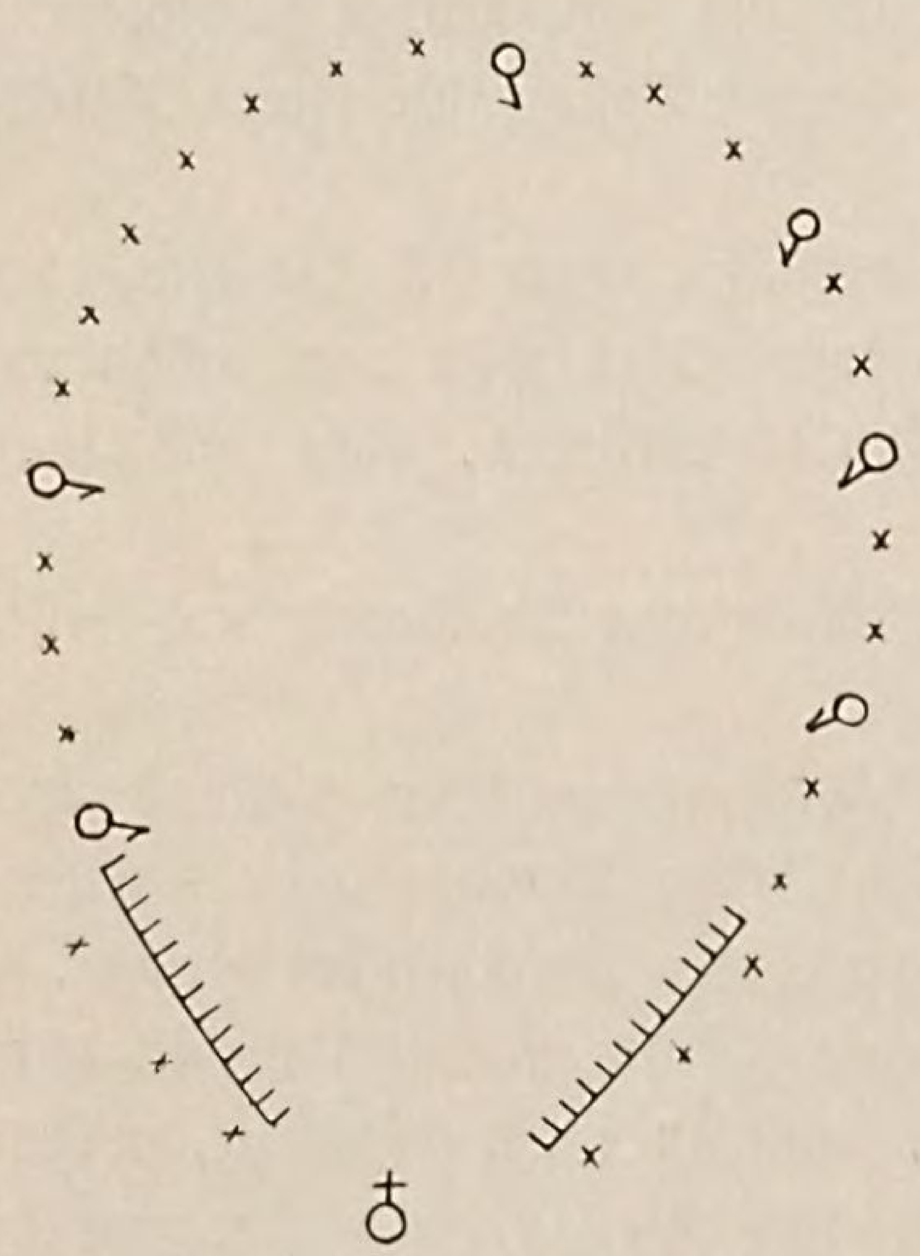
Sind die Treiber nun ganz nahegerückt, wird auf Signal das Schießen eingestellt, die Lücke geschlossen und wenn alles in Sicherheit gebracht ist, können die noch in der Bestallung befindlichen Hasen erlegt werden.

Ich habe dieses Jagen der Vollständigkeit halber erwähnt, halte es aber nicht für ein besonders schönes Vergnügen, das nur unter besondern Verhältnissen angewendet werden dürfte, denn die eingesperrten Hasen nach und nach niederzuknallen, erscheint mir als wenig weidmännischer Genuß. Doch ist über den Geschmack nicht zu streiten.

Das birnförmige Treiben.

Weit schöner ist das birnförmige Treiben im Felde. Dasselbe hat wiederum den Grundgedanken, einem, zwei oder drei bevorzugten Herrn bei wenig Anstrengung, in kurzer Zeit ein großes Jagdvergnügen zu bereiten.

An einer passenden Stelle im Felde, entweder hinter einem Hügel, oder in einer Terraineinsenkung, vor einer Baum- oder Gesträuchgruppe und wenn dies nicht möglich ist, hinter einem künstlichen Schirm wird der Schütze (eventuell auch zwei oder drei in gehörigen Abständen verteilt) postiert. Von da aus werden nach beiden Seiten in stumpfem Winkel Lappen aufgestellt, welche in schußmäßiger Entfernung von den Ständen beginnen und mindestens je 100 Meter zu beiden Seiten hinausreichen. An den Lappen stehen vier oder fünf Leute, welche beim Nahen von Hasen die Lappen rühren, so daß die Hasen in den Trieb zurück oder an den Lappen hin zu den Ständen flüchten.



Zum Treiben dienen etwa 80—90 Mann, welche etwa auch mit Klappern versehen sind. Die Treiber flügeln von beiden Lappenenden aus nach beiden Seiten hin und schließen das abzutreibende Feld in einem birnförmigen Bogen ab. Zur Leitung des Triebes werden vier oder fünf Jäger in die Treiberkette gleichmäßig verteilt. Sobald der Kreis geschlossen ist, wird Front nach den Ständen hin gemacht und auf Signal rücken die Treiber konzentrisch gegen die in der Lappstatt offene Lücke vor. Das Jagdpersonal hat sich Mühe zu geben, daß in der Treiberlinie Ordnung herrsche, kein Sack oder Ecken entstehen, denn die Hasen benützen derartige Unregelmäßigkeiten, um hier durchzubrechen. Gegen das Ende des Triebes werden die Lappen an ihren entferntesten Enden auch etwas hereingenommen und so die Hasen nach den Ständen gedrückt und indem sie durch den Lappentrichter zu entkommen trachten, laufen sie den Schützen an.

Der einfache Apparat dieser Jagdart gestattet in einem Tage mehrere solcher Triebe fertig zu bringen.

Allerdings wird diesem Treiben, wie der böhmischen Streife zur Last gelegt, daß es das Mißverhältnis von Rammlern und Häsinnen vermehre, indem der stets regere Rammler schon beim Auslaufen der Treiber sich salviere, während die fester liegende Häsin eher zum Schusse komme. Die thatsächlichen Beobachtungen sind aber noch nicht mit solcher Bestimmtheit gemacht worden, daß man unbedingt dies annehmen dürfte. Ich glaube, daß ebenso leicht als die Rammler vorzeitig ausbrechen, viele Häsinnen in der Sasse sich drücken und dann rückwärts auswechseln oder hinter der Treiberwehr erst aufstehen, wodurch das Geschlechtsverhältnis wieder ausgeglichen würde. Zufälligkeiten und Witterungsverhältnisse mögen auch hier einschneiden.

4) Hetzen. Die Hetzjagd zu Pferde mit Windhunden gehört mehr oder weniger der Vergangenheit an und dürfte eher zum Reitsport als zur Jagd zu zählen sein; sie verträgt sich weder mit der Schonung eines guten Hasenrevieres, noch mit den landwirtschaftlichen Verhältnissen und ist mehr oder weniger eine starke Quälerei des armen Lampe. Auf großen baumlosen und flachen Fluren kann sie am besten ausgeübt werden. Hie und da wird in Norddeutschland oder Schlesien noch mit Windhunden gehetzt. Bei uns in Süddeutschland denkt niemand mehr daran.

Das Prinzip dieser Jagd ist: den Hasen etwa mit einem kurz stöbernden Vorstehhunde aufzusuchen und möglichst auf das platte Feld zu drücken. Der oder die Hetzer sind zu Pferde und führt jeder einen ‚Strick‘ (zwei Windhunde) Hunde bei sich. Kommt man nun dem Hasen nahe genug an, daß man nicht zu weit anhetzen muß und um keine Fehlhatze zu machen, hetzt man die Hunde auf den Hasen und folgt ihnen zu Pferde. Der Hase wird, um den beiden Windhunden auszukommen, alle möglichen Künste und Finessen anwenden, Hacken schlagen, sich drücken u. dergl., aber schließlich den flinkeren Hunden doch unterliegen müssen. Den Schluß der Jagd bildet gewöhnlich ein Luftsprung des Hasen — „Totensprung“ genannt. Dann wird er gefangen, wobei sich gewöhnlich der Fänger überschlägt. Es gibt auch recht tüchtige Windhunde, welche allein im Stande sind, einen Hasen zu fangen, man nennt solche Hunde „Solofänger“.

Auch ohne Windhunde kann die Hasenhetze vor sich gehen. Man nennt dies gewöhnlich „bugsieren“. Bei dieser Jagd müssen drei oder vier Jäger zu Pferde sitzen, welche abwechslungsweise den Hasen so lange hetzen, bis er „steif“ wird — d. h. bis er zu Tode gehetzt ist. Über diese unweidmännische Jagdart will ich mich gar nicht weiter verbreiten, sie ist zu grausam.

Der Vollständigkeit halber führe ich auch noch die Parforcejagd mit der Meute an, die in Deutschland auf Hasen selten mehr ausgeübt wird. Es möchte aber doch den freundlichen Leser interessieren, auch hierüber einiges zu hören. Parforcejagd.

Die Meute von Parforcehunden zur Hasenjagd besteht aus den „Harriers“ (Hasenhunden) oder auch den kleineren „Beagles“ und zählt oft 25—30 Koppeln (eine Koppel gleich zwei Hunde), von denen bei der Aktion ein Teil in Reserve bleibt. Die jagdlichen Eigenschaften dieser Hunde sucht man in vorzüglicher, feiner Nase, klangvoller Stimme, und nur mäßiger Flüchtigkeit, aber großer Ausdauer im Verfolgen der Hasenspur bei all ihren Widergängen und Absprüngen. „Der von den Hunden gejagte Hase zeigt natürlich — wie Ludwig Beckmann in seinem neuesten Werke „Die Rassen des Hundes“ erzählt — eine merkwürdige Fertigkeit, die Hunde irre zu führen und sich durch allerlei kleine Listen zu retten. Der aufgejagte Hase läuft zunächst in einem weiten Bogen nach seiner eigentlichen Heimat, diesem Kreislauf folgt ein zweiter, dann geht er eine weite Strecke plötzlich auf seiner Spur zurück und sucht sich dann seitwärts unbemerkt abzustehlen oder macht einen weiten Absprung, bleibt dann unbeweglich am Boden sitzen und läßt die Hunde vorbeilaufen. In der Beobachtung dieser, je nach den Umständen mannigfach variierenden Schachzügen des Hasen und in der Vorsicht der Hunde, deren feine Nase unter allen Widerläufen und Absprüngen doch schließlich den Ausgang oder den Sitz des Hasen ausfindig macht, liegt der große Reiz der Parforcejagd auf Hasen.“

Da nun, wie gesagt, der Hase sich nicht gerne von seinem gewohnten Standorte weit entfernt, sondern immer wieder trachtet, dorthin zurückzukehren, so spielt das Reitvergnügen der dem Huntsman folgenden Jagdgesellschaft nur eine bescheidene Rolle.

Man beginnt z. B. vormittags mit der Jagd; die Reiter suchen mit etwa 50 Schritt Abstand das Feld ab und etwa 150 Schritt hinter ihnen folgt die Meute. Fährt nun ein zum Jagen geeigneter Hase aus dem Lager, so hält die Reiterlinie an, bis der Hase aus dem Gesichtskreise verschwunden ist. Nun rücken die Piquere mit der Meute bis zum frisch verlassenen Hasenlager vor; Gewinsel und Kläffen drückt die Aufregung der Hunde aus; endlich gibt der Kopfhund entschieden Hals, alles verstummt, der Laut des Kopfhundes wird anhaltender, der Kopfhund hat die Hasenspur aufgenommen; nun stürmt alles unter hellem Lautgeben fort, ein Piquer neben der Spitze, der andere hinter der Meute und nun folgt das ganze Feld. Endlich sieht man den Hasen im Bogen zurückkehren, er beginnt schon unruhiger und besorgter den zweiten Auslauf, sicher und langsam folgt die Meute — ein zweiter Hase wird aufgestoßen, so daß die Hunde in Unordnung kommen, da wird „Stoppen“ geblasen, der zweite Piquer bringt wieder Ordnung in die Meute und dann geht's auf der richtigen Spur wieder weiter. Allmählich ermüdet und erschöpft, mit heraushängendem Lecker und schlaff niedergefallenen Löffeln taumelt der arme Hase nur noch vor der wütenden Meute her und fährt irgendwo in eine vermeintlich schützende Deckung — da blasen die Piquere „Halali“, der Oberpiquer steigt ab und zieht den Hasen, der steif ist wie ein Stück Holz, aus der Deckung heraus; die Blume wird dem Jagdherrn überreicht und als „Trophäe“ (!) auf den Hut gesteckt — dann tritt der Oberpiquer unter

die Meute und mit einem Ruck wirft er den verendeten Hasen hinaus — unter wüstem Gezänk ist in ein paar Minuten kein Haar vom unglücklichen Lampe mehr übrig!

Das ist so ungefähr der Gang der Parforcejagd oder „der königlichen Jagd" auf Hasen, welche die Franzosen und Engländer gepflegt und auch bei uns zur Nachäfferei gebracht haben.

„Laßt das Rot den englischen Reitern,
„Deutsche Jägerfarb' ist grün,
„Wie die Farbe stolzer Eichen,
„Dran die wilden Ranken blüh'n —

singt unser Altmeister Kobell — und damit will ich diesen Abschnitt beschließen.

5) Fang: Wenn ich vom Fange der Hasen spreche, muß ich vorausschicken, daß derselbe nur anzuwenden ist, um durch denselben entsprechende Zwecke der Hege zu verfolgen, nicht aber den Hasenstand zu verringern. Unbestreitbar ist das Jagen mit Netz und Garn für jeden Wildstand höchst aufreibend. Es kann sich also beim Fange nur darum handeln, eine besondere weidmännisch notwendige Maßregel durchzuführen und schließt dieselbe die erbärmliche Jagdpest des Schlingenlegens oder gar das Legen von Fangeisen aus, welch letztere nur gegen das Raubwild Anwendung finden sollen.

Man kann das Einfangen von Hasen zeitweise anwenden, wenn man aus einem überreich besetzten Reviere zum Besatze eines zu bessernden Revierteiles eine Anzahl Hasen übertragen will oder aber auch, um im dringendsten Notfalle ein richtiges Geschlechtsverhältnis herzustellen, falls sich mit Evidenz herausstellen sollte, daß allzuviele Rammler in einem Reviere vorhanden sind. In diesem letzteren Falle werden die Rammler zurückbehalten, den Häsinnen aber wieder die Freiheit geschenkt, eventuell auch die letzteren, wie Dietzel empfiehlt, dadurch gezeichnet, daß man ihnen die Löffel abschneidet, um sie bei späteren Jagden schonen zu können.*)

Zum Fange bedient man sich zunächst der Hasengarne oder der Hasennetze, welche man in fast allen Jagdzeughandlungen vorrätig finden wird.**)

Um das Revier nicht zu sehr zu schädigen, vermeide man wenigstens eine ganz geschlossene Stallung einzurichten und stelle nur die Netze an einem Flügel auf, eventuell an der Reviergrenze.

Die Hasengarne, Hasennetze sind 120 cm hoch und dreiwandig, sogenannte Spiegelnetze, die vor den einwandigen den Vorzug haben, daß jeder Hase sich in einem Beutel fängt, während bei einwandigen der Hase nur mit dem Kopfe hängen bleibt, sich drosseln kann oder leicht wieder loskommt Zum Aufstellen der Netze sind ca. 160 cm lange, am untern Teile zugespitzte Pfähle nötig; zu einer Stallung von 400 m Länge, bestehend aus 20 Netzen von je 20 m Länge bedarf man 21 Pfähle, sonach stets um einen Pfahl mehr als die Anzahl der Netze, weil außer an dem ersten und letzten Pfahle an allen übrigen der Anfang und das Ende eines Netzes befestigt ist.

Die Maschen des Netzes spannen von Knoten zu Knoten 8 cm Weite. Das Fangnetz (Spiegelnetz) besteht aus drei Teilen; in der Mitte steht das engmaschige, busenreich aufgestellte Fangnetz, vor und hinter demselben befinden sich die großmaschigen (8 cm) Spiegelnetze. Will man nicht eine ganz geschlossene Stallung machen, wozu ich wegen des für den Stand an Hasen zu starken Fanges, wie oben bemerkt, nicht rate, so stellt man das Netz in einer Front auf und macht nur an beiden Enden eine rechtwinklige Schutzwehr, die man auch mit Lappen beiderseits verlängern kann, so daß die Hasen seitwärts nicht ausbrechen können. Die Stellung des Netzes erhält sonach ungefähr die Figur: |_____|

Sehr zu empfehlen ist, dem Netze eine solche Stellung zu geben, daß es einigermaßen verblendet ist, indem man Gesträuch, hohes Gras, Jungholz oder Wald 2c. als Hintergrund des Netzes benützt; die Hasen werden dadurch von Ferne das Netz nicht so leicht gewahr und lassen sich leichter in dasselbe treiben; immerhin soll aber das Netz ein paar Meter vor oder hinter der Verblendung frei bleiben.

*) Immerhin eine zwar gute, aber etwas drakonische Maßregel. A. d. V.

**) Ich empfehle zu diesem Zwecke die Firma Heinrich Blum in Eichstädt (Bayern), welche alle Arten Netze fabriziert.

Die Aufstellung des Netzes erfolgt in nachstehender Weise: der erste Pfahl wird 20—30 cm tief in den Boden getrieben, dann die Spannschnur am Netz, welche am oberen Teile desselben durch Ringe läuft und zwar auf jener Seite, wo sie am ersten Ringe befestigt ist, in der Höhe von ca. 120 cm am Pfahl festgebunden. Sodann wird das Netz durch das Auseinanderstreifen der Ringe ausgebreitet und die Schnur am oberen Teile des Netzes am zweiten Pfahl festgebunden. Die Spannschnur am untern Teile des Netzes muß überall vollkommen auf der Erde liegen; finden sich Vertiefungen am Boden, so muß an solchen Stellen die Spannschnur mittelst Gabelhaken, welche man aus Gabelzweigen anfertigt, auf der Erde befestigt werden.

Nachdem nun das Netz vollkommen gespannt ist, muß das Mittelnetz, Eingarn genannt (etwa die Hälfte davon, welches in den untersten Spiegelmaschen auf der Erde liegt), der ganzen Länge nach in die Höhe gehoben und in die obersten Spiegelmaschen verteilt und gelegt werden. Spiegelmaschen nennt man die großen, weiten Maschen auf den beiden Außenseiten des Netzes. Würde man unterlassen, das Mittelnetz in die Höhe zu heben, wodurch sich die Beutel bilden, in denen die Hasen sich fangen, so wäre die ganze Arbeit umsonst. Nun wird das zweite Netz am zweiten Pfahle befestigt und gespannt und so fort die ganze Länge der gewünschten Stellung. Die gefangenen Hasen sollen sofort durch einige hinter dem Netze am Boden liegende Leute ausgehoben und in Säcke gesteckt werden, aus welchen sie dann zum Weitertransport in die Transportkasten verbracht werden.

Jeder Lärm, lautes Sprechen 2c. ist während der Aufstellung der Netze zu vermeiden. Gut wird es sein, wenn die Pfähle einige Tage vor dem zum Fange bestimmten Tage eingeschlagen werden, weil diese Arbeit nicht ohne Lärm und Beunruhigung des Revieres vor sich gehen kann.

Ist nun das Netz aufgestellt, dann flügeln von beiden Seiten die Treiber aus und umspannen wie bei der Kesseljagd das abzutreibende Feld. Ist das geschehen, rücken die Treiber gegen die Netze langsam vor und drücken die Hasen auf das Netz.

Um nun Mühe zu sparen, kann man, falls die Situation dies gestattet, einen zweiten Trieb von der andern Seite auf das Netz hin machen. Man hat dann nur die beiden Netzflügel und etwa Lappen auf die entgegengesetzte Richtung zu verlegen, wodurch dann die Netzstellung etwa die umgekehrte Form |‾‾‾‾‾| annimmt. Die Treiber flügeln nun auf der andern Seite aus und wiederholt sich alles nur mit verkehrter Front.

In die Treiberlinie Schützen einzuteilen, welche auf die *rückwärts* ausbrechenden Hasen Feuer geben, halte ich nicht für geeignet, denn damit könnte das Revier zu sehr geschädigt werden.

Handelt sich's nur darum, ein besseres Geschlechtsverhältnis herzustellen, wozu diese Art Fang allerdings ein etwas teures Unternehmen ist, so werden die Häsinnen, wie oben bemerkt, der Freiheit übergeben, die Rammler aber, wenn sie nicht zur Blutauffrischung anderwärts verwendet werden, abgenickt.

Der ständige Hasenfang.

Eine weitere, etwas ruhigere, aber nicht so ergiebige Fangmethode ist die Herstellung eines beständigen „*Hasenfanges*". An passendem Orte im Revier wird mit ungefähr $2^1/_2$ m hohen Zaunpfählen ein etwa 20—30 Schritte im Gevierte haltender Einfang hergestellt. Die Pfähle sind in so kleinen Zwischenräumen von einander in den Boden eingepflockt, daß sie ca. 2 m über demselben hervorstehen und daß kein Hase durch die Zwischenräume kriechen kann. Diese Pfähle werden durch Querlatten verbunden und festgemacht. Dicht am Boden werden zwei Schlupflöcher angebracht, welche mit Thürchen, die in eisernen Charnieren spielen und selbstthätig zufallen, verschlossen werden können. Am Boden unter dem Thürchen ist eine gute Holzschwelle anzubringen, d. h. in den Boden einzulassen, damit die Hasen nicht unten durchscharren können. Die Thürchen können so eingerichtet werden, daß sie auch durch eine Zugleine zu schließen sind.

In den Einfang wird Kohl oder Kraut gepflanzt oder sollte der Einfang dazu sich nicht eignen, doch Kohl, Kraut 2c. vorgelegt.

In einer Ecke des Einfanges kann eine kleine Hütte angebracht werden, in welcher sich zur Zeit des Fanges der Fänger verbergen kann und in welchem die beiden Zugleinen zusammenlaufen. Wenn nun alles so vorbereitet ist, dann läßt man die Schlupflöcher offen, so daß die Hasen einwechseln können und beobachtet den Einfang, ob eine erkleckliche Anzahl Hasen die Vorlagen angenommen hat

und regelmäßig zur Äsung einschlüpft, was man ohnehin an den Steigen, die durch die Thürchen hindurchführen, bald erkennen wird. Nun setzt sich der Fänger in die Hütte, und glaubt er genügend Hasen im Einfange, dann schließt er mittelst der Leine die Schlupfthürchen. Die nun eingesperrten Hasen, falls man sie weiterschaffen will, werden mit einem bereitgehaltenen Handnetze gefangen.

Ich habe diese Fangmethode der Vollständigkeit halber angeführt, weil sie sich in kleinerem Umfange durchführen läßt und keines so großen Apparates bedarf, wie der Fang mit Netzen. Ich habe aber das Bedenken, daß die Hasen den in der Hütte sitzenden Fänger entweder wittern oder sonstwie wahrnehmen könnten; auch ist es eine unangenehme, undankbare Aufgabe für denselben, zu warten, ob Hasen einschlüpfen und nie wird die Zahl der Eingewechselten mit der Mühe im Einklange stehen. Ich halte bei dem stabilen Hasenfange eine automatische Fangweise für viel praktikabler. Diese kann auf zweierlei Art eingerichtet werden: 1) Anstatt der Thürchen werden an den Schlupflöchern dünne, elastische, vorne etwas zugespitzte Holzstäbchen, etwa von biegsamem Haselholz, in der Art angebracht, wie es bei den Mäusefallen aus Draht der Fall ist. Die Stäbchen müssen rings um das Schlupfloch diagonal fest gemacht werden und inwendig spitze Winkel mit einer etwa 5 cm breiten, geraden Scharte bilden. Durch das Nachgeben der Stäbchen ist dem Hasen das Einschlupfen möglich, die spitzen Stäbe aber verhindern vollkommen das Ausschlüpfen;

2) können an den Schlupflöchern gewöhnliche, doppelte Klappfallen angebracht werden, wie man sie bei Raubwild anwendet. In beiden Fällen muß jedoch der Revierjäger recht frühzeitig des Morgens um den Weg sein, daß nicht die gefangenen Hasen von unberufenen Händen vorher ausgehoben werden. Die Klappfallen lassen sich auch an Gartenzäunen, ja selbst in Dickungen auf den Hasensteigen anbringen. In letzterem Falle muß der Steig zu beiden Seiten der Falle trichterförmig verblendet werden, daß der Hase gezwungen ist, durch die Falle zu wechseln und nicht seitwärts ausbiegen kann.

Die Anwendung und Aufstellung von Klappfallen wird beim Raubwilde eingehender behandelt werden, die dort gegebenen Winke finden aber größtenteils auch beim Hasenfange Anwendung.

Nutzung. Ich habe nun alle weidmännisch zulässigen Jagdarten auf den Hasen beschrieben, beschrieben wie der Hase zu hegen, wie er zu erlegen ist, noch bleibt mir übrig, die Behandlung des erlegten Hasen und seine Nutzung zu besprechen.

Bei der Einzelnjagd soll man immer sofort nach dem Erlegen den Hasen auswerfen oder ausweiden, damit brandiger Schweiß und etwa Inhalt der Eingeweide, der durch Schußverletzungen austreten kann, aus dem Innern entfernt wird, denn die Reinlichkeit und Appetitlichkeit des Wildbrets wird dadurch nur gefördert und der Geschmack des letzteren nicht verdorben. Man beachte nur den heftigen, unausstehlichen Geruch im Innern eines Hasen, welcher erst nach dem Erkalten, also nach Verlauf von einigen Stunden, ausgeworfen wird; ja selbst unmittelbar nach dem Schusse ist der Geruch ziemlich unangenehm, besonders wenn das Gescheide zerrissen ist und der grüne Inhalt der Gedärme sich mit dem warmen Schweiße vermischt hat. Daß sich der Geruch und Geschmack dem Wildbret mitteilt, dasselbe verschlechtert und dem rascheren Verderben aussetzt, wird wohl niemand bestreiten wollen. Wildgroßhandlungen wünschen allerdings die Hasen zum Weitertransport unaufgebrochen zu erhalten, indem sie glauben, daß sich die Waare dadurch besser erhalte, weil weder Luft noch Insekten Zutritt haben, die eine Beschleunigung des Verderbens herbeiführen könnten. Das mag wohl wahr und von zwei Übeln das geringere sein — ich für meinen Teil suche mir stets einen sofort ausgeweideten Hasen für meine Küche aus und glaube, daß derselbe als gutes, gesundes Nahrungsmittel dem andern vorzuziehen sei.

Es gibt jedoch Gourmands, die einen gewissen Grad von haut-goût besonders lieben, und deshalb will ich ihnen denselben auch nicht rauben. Ebenso glauben manche Leute, beim Ausweiden gehe zu viel Schweiß verloren, welcher dem Hasenpfeffer nicht fehlen dürfe — dagegen habe ich einzuwenden, daß das Ausweiden sich nur auf die Bauchhöhle erstreckt und daß oberhalb des Zwerchfelles noch genügend unverdorbener Schweiß für den „Pfeffer" übrig bleibt, um ihn zu diesem Gericht zu verwenden — mir aber schmeckt unmaßgeblichst der Pfeffer ohne brandigen Schweiß etwas besser — item, über den Geschmack läßt sich nicht streiten; soviel aber steht fest, daß es bei einer größeren Jagd

rationeller erscheint, wenn die Hasen sofort nach abgenommener Strecke schön säuberlich ausgeworfen und der Balg möglichst vorsichtig behandelt wird. Will man einen Hasen unausgeweidet mitnehmen, so ist wenigstens die Vorsicht anzuwenden, denselben vor dem Einstecken in den Rucksack auszunässen, indem man den Hasen bei den Vorderläufen aufhebt, mit der andern Hand unter den Schlegeln faßt und mit dem Daumen auf die Harnblase drückt, sonst riskiert man, daß die Flüssigkeit in der Weidtasche ausläuft, diese den Hasen und Jäger verunreinigt.

Der besseren Konservierung halber sollen auch die noch warmen Hasen nicht in Haufen übereinandergelegt werden, sondern auf Wildwagen so angebracht werden, daß jeder Hase zuerst eingehefzt und dann für sich an einer Querstange luftfrei aufgehängt wird; bis die Hasen dann zur Bahn gebracht werden, wo sie allerdings gewöhnlich aufeinanderliegen, sind sie schon genügend ausgekühlt.

Auch der Balg wird durch das Aufhängen mehr geschont, nicht durch Nässe oder Schweiß verunreinigt und unbeschmutzt besser bezahlt.

Das Auswerfen der Hasen erfolgt auf folgende Weise: man legt den Hasen auf den Rücken, drückt die Hinterläufe so gut als möglich auseinander, schärft dann den Balg zwischen den Schlägeln der Quere nach so weit auf, daß man mit dem Genickfang die Bauchschwarte genügend aufschärfen kann, ohne das kleine Gescheide zu verletzen; dann greift man mit der einen Hand zwischen Gescheide und Bauchwand durch und soweit hinein, bis man den Schlund fassen und mit Daumen und Zeigfinger fest zudrücken kann, um den Austritt des Magensaftes zu verhindern, und zieht dann das Gescheide vorsichtig heraus; der noch am Weidloch festhaftende Mastdarm wird vorsichtig ausgelöst und wer den Schweiß in der Brusthöhle sich nicht erhalten will, sticht mit dem Genickfang das Zwerchfell durch und läßt den in die Höhe gehobenen Hasen — ausschweißen.

Wenn die Lunge nicht zum Jägerrecht beansprucht wird, mag sie in der Brusthöhle bis zum Streifen und Zerlegen samt dem Schweiße verbleiben.

Das Streifen des Hasen erfolgt ungefähr in der Weise, wie ich es beim Wolfe beschrieben habe. Sobald der Balg schon gut ist, wird er, die Wolle nach innen, über die Spreng geschlagen, nach dem vollständigen Trocknen umgekehrt und dann leicht und sauber gebürstet, um schön erhalten, besser verwertet werden zu können.

Wer nun bestimmt weiß, wann sein Küchenhase erlegt wurde, soll denselben nach Entnehmen der Lunge nicht sofort streifen, sondern zu Hause in kühlem Raume — im Herbste einen oder zwei Tage, im Winter 6—8 Tage — im Balge frei hängen lassen, dann erst streifen und zerlegen, und wenn er nicht sofort verspeist werden kann, in ein mit leichtem Essig angefeuchtetes Tuch bis zur Zubereitung einschlagen.

Das früher so sehr beliebte Beizen nimmt dem Wildbret den reinen Geschmack; im höchsten Falle soll aber die Beize so leicht sein, daß der saure Essiggeschmack nicht vorherrscht und den eigentlichen Wildgeschmack gänzlich raubt. Auch lieben manche Leute im Winter den Hasen längere Zeit dem Gefrieren auszusetzen; ich halte das nicht für gut, denn der Frost entzieht dem Wildbret jeglichen Saft, das Wildbret wird trocken. Taut ein gefrorenes Stück rasch auf, ist es sehr bald dem Verderben ausgesetzt.

Ehe ich das Kapitel über den Hasen schließe, möchte ich noch einige kleine Betrachtungen anfügen.

Vor allem soll der Jäger nicht aus den Augen lassen, daß der Hase ein Geschöpf ist, welches in vielen Fällen unser Mitleid erheischt. Gewiß wird ein braver Jäger diesen Gedanken niemals aus dem Auge lassen und deshalb trachten, wenn nun einmal getötet werden muß, den armen Kerl nicht roh zu behandeln, sondern so rasch und sicher als möglich vom Leben zum Tode zu führen und nicht unnötig harten Qualen auszusetzen. Um dieses zu verhüten, sei man besonders beim Schießen vorsichtig und schieße niemals auf zu weite Entfernung. In Anbetracht unserer neueren Gewehre ist das Weitschießen so sehr beliebt geworden, daß manche Schützen auf alle Entfernungen Feuer geben und sich dann um den armen angekratzten Hasen nicht mehr weiter kümmern, wenn er nicht im Feuer oder unmittelbar darauf stürzt. Fünfzig Schritte ist schon eine ganz zufriedengebende Entfernung — man wird auf weitere Distanz wohl manchen Hasen rollieren, aber mehr als nochmals so viele krank schießen und nicht zur Hand bekommen.

Ein zweiter Punkt der Beachtung dürfte das Korn oder Schrot sein, welches man verfeuert Man huldigt in neuerer Zeit so sehr der Ansicht, kleineres, besser deckendes Schrot zu schießen. Das ist nun recht gut und richtig, man gehe aber nicht zu weit in diesem Streben und bedenke, daß schwächeres Schrot auch nicht gestattet, auf größere Entfernungen zu schießen, denn es schlägt nicht mehr mit der gehörigen Kraft durch. Was nützt es, wenn ein Hase 20 und 30 Körner im Fleische stecken hat und kein einziges durch den Körper aufs Leben ging. Das arme Tier wird unter schrecklichen Schmerzen langsam hinsiechen und elend zu Grunde gehen, während ein oder zwei gröbere Schrote, welche den Körper durchdringen, den Hasen sofort niederwerfen.

Die Bestrebung, ein einheitliches Maßsystem bei unseren Schrotsorten durchzuführen, ist sehr rühmlich und wird viele Mißverständnisse aus der Welt schaffen. Ich komme später auf dieses Thema zurück. Hier sei aber nur bemerkt, daß sich die von der deutschen Versuchsanstalt angestrebte Numerierung der Schrotsorten in Deutschland dem englischen System ziemlich anschließt, daß aber diese neuere Numerierung gegen die frühere bei uns übliche sich so verhält, daß die jetzigen Schrotsorten fast um zwei Nummern geringer sind; z. B. was früher Nr. 3 war, entspricht der jetzigen Nr. 1. Man soll nun während der Treibjagdzeit im Spätherbste, in der der Hasenbalg schon ziemlich dichte Unterwolle hat, nicht unter die Schrotnummer 3 herabgehen, lieber Nr. 2 oder gar Nr. 1 schießen.

Wenn feuchtes Wetter oder Regen, auch Schnee und Winterfrost eintreten, der Balg sehr dicht ist und feucht wird, bedarf der an sich zähelebige Hase eines recht kräftigen Schusses und zu dieser Zeit empfiehlt sich eher Nr. 1 oder Nr. 0 der neueren Numerierung zu verwenden als Nr. 2 oder 3.

Unsere Vorfahren haben, trotzdem die Gewehrkaliber meistens geringere waren, als man sie in der Neuzeit führt, gewöhnlich viel groberes Schrot geschossen und das schwache streng verpönt. Ich kann ihnen nicht ganz unrecht geben — auch hier liegt das Gute in der Mitte und darum rate ich, nicht in die Extreme zu verfallen, jedoch lieber zu grobes, als zu schwaches Schrot zu wählen.

Noch ein namhafter Punkt dürfte ins Auge zu fassen sein, der geeignet ist, vielen Kreaturen unnötige Qualen zu ersparen, das ist — der sichere Apporteur! Bei jeder größeren Jagd sollen Verstehhunde, die verlässig im Apportieren sind, mitgeführt werden. Hiezu eignen sich gewöhnlich die vielseitigeren Vorstehhunde deutscher Rassen am besten; der Hund braucht deshalb nicht windspielartig gebaut zu sein, denn bei genügender Flüchtigkeit, Kraft und Ausdauer wird er seinen Zweck erfüllen, besonders wenn er gelernt hat, nicht bloß à vue dem Wilde zu folgen, sondern auf der Spur oder dem Schweiße verloren zu suchen. Bei Waldjagden schlage ich diese Eigenschaften viel höher an, als übergroße Flüchtigkeit, denn der Hund soll im Walde bei Treibjagden aus schon angegebenen Gründen nicht sofort nach dem Schusse nachgehetzt werden.

Hunde englischer Rassen sind nicht immer verlässige Apporteure, wenn gleich bei richtiger Führung und Behandlung dieselben auch im Apportieren ferm gemacht werden können; wir haben der Beispiele genug, daß bei uns gezüchtete und abgeführte Hunde englischer Rassen ganz tüchtige Apporteure geworden sind.

Recht oft flüchtet ein Hase mit zerschossenem Laufknochen noch weit. Die Schmerzen werden ihn aber bald, wenn kein Verfolger hinter ihm her ist, veranlassen, in der nächsten besten Deckung Ruhe zu suchen. Läßt man ihm dann einige Zeit Ruhe und wird er allmählich matt, so wird ihn der verlässige Verlorensucher sehr bald ausgemacht haben und mit Leichtigkeit erreichen.

Schließlich will ich noch ein paar Rezepte angeben, welche man als wetterfesten Anstrich an Obstbäumen anbringen kann, um dadurch dieselben vor dem Schälen durch die Hasen in strengeren Wintern zu schützen.

Wie schon bemerkt, sind stärkere Stämme durch Umwickeln mit Dornen zu schützen, schwächere Pflanzen bestreiche man mit einer Mischung von Lehm und Kuhmist, oder mit einer solchen aus Hunde- oder Schweinefett, welches mit Schießpulver oder Ruß gemengt ist.

Ein anderes sorgfältiger gewähltes Rezept giebt Dietzel an: Man nehme $1/2$ Kilo Wagenteer, mische darunter ca. $1/2$ Kilo roten Bolus, gelbe Erde oder Kreide, mache es zu feinem Pulver und bestreiche mittels eines Pinsels die jungen Obstbäume (bis $1 1/2$ m hoch vom Boden). Im Frühjahr und Sommer trocknet dieser Anstrich in wenigen Tagen, später bedarf er hiezu ein paar Wochen.

Diese beiden Anstriche werden vom Regen nicht abgespült und sind für den Baum nicht schädlich.

Ein starker Anstrich mit dicker Mischung von Lehm und Häcksel schützt die Bäume nicht bloß vor Hasenfraß, sondern auch vor Frostschäden.

Das Fett des Hasen ist ausgelassen ein sehr gutes Mittel gegen Frostbeulen, es ist sehr ölig und bleibt stets weich und teilsam; in einem kleinen Topf gut verschlossen hält es sich sehr lange und thut in jeder Haushaltung gute Dienste.

Der große Nutzen, den das Hasenwild als Nahrungsmittel und durch sonstige Nutzungen bringt, wiegt den geringen Schaden, den es an Feldfrüchten anrichten kann, weit auf — wir haben demnach allen Grund, unsere Lepus timidus nach Kräften zu schützen.

---

4. Der Alpenhase.

Der Alpenhase — Lepus timidus, alpinus — Lepus timidus variabilis — gehört in die Ordnung der Nager — rotentia, vierzehnte Familie — Leporina, zweite Untersippe; er unterscheidet sich vom Feldhasen durch Körperbau und Wesen ganz bestimmt. Ob der Alpenhase, auch Schneehase genannt, mit jenem des hohen Nordens eine und dieselbe Art bildet, ist noch nicht bestimmt ausgemacht. Der Alpenhase ist im Winter reinweiß, nur die Spitzen der Löffel sind schwarz; im Sommer ist er graubraun und einfarbig, nicht gesprenkelt wie der gemeine Hase. Die in Irland lebenden, jenen sehr ähnlichen Wechselhasen werden niemals weiß und werden deshalb von einigen Gelehrten als eine besondere Art (Lepus hibernicus) angesprochen. Die im höchsten Norden lebenden Schneehasen verfärben im Gegenteil zu diesen im Sommer gar nicht und bleiben immer weiß, weshalb auch sie gewöhnlich als eine eigene Art — Lepus glacilis — betrachtet werden. *Naturgeschichtliches.*

Der Alpen- oder Schneehase ist munterer und dreister; er hat rundlicheren und kürzeren Kopf, kleinere Löffel, breitere Backen; seine Hinterläufe sind länger, die Sohlen stärker behaart, mit tiefgespaltenen Zehen, welche lange, spitze, leicht zurückziehbare Nägel aufweisen. Das Auge ist ungefähr wie das des Feldhasen, nur etwas dunkler gefärbt, aber nicht rot, wie das der Albinos oder der weißen Kaninchen. Im allgemeinen ist der Alpenhase kürzer und gedrungener als der Feldhase.

Was die Färbung betrifft, so ist der Alpenhase im Winter, wie bemerkt, bis auf die Spitzen der Löffel reinweiß. Anfangs März, wenn die Frühlingssonnenstrahlen warm werden, beginnt der Farbenwechsel. Zunächst wird der Hase grau, dann wird er unregelmäßig scheckig, die dunkelbraune Färbung nimmt überhand und bis Mai ist die Sommerfärbung vollendet. Im September beginnt nun der Alpenhase sich wieder zu verfärben, er wird scheckig und in der Regel von Mitte Oktober an ist die weiße Farbe vollständig vorhanden. Wenn die Gemsen schwarz werden, wird der Berghase weiß. Gewöhnlich hält die Verfärbung mit den Witterungsverhältnissen gleichen Schritt.

Der Alpenhase kommt in allen Gebieten der Alpen vor und lebt gewöhnlich zwischen der Baum- und Schneegrenze, steigt in der Regel bis zu 2000, 2500 m Höhe hinan, ist auch schon in höheren Lagen beobachtet worden. Im Sommer hält er sich in Felslagen, Latschendickungen auf, der Winter treibt ihn aber in die tieferen Alpenwälder bis zu ca. 1000 m Höhe herab. *Aufenthalt.*

Morgens schon oft vor Tagesgrauen verläßt der Alpenhase sein Lager, um an sonnigen Graslahnen sich zu äsen. Ist er gesättigt, sucht er sich im warmen Grase oder in warmen Felsen sein Lager, verhält sich dort ruhig bis gegen Abend, um dann wieder auf Äsung auszuziehen. *Lebensweise und Äsung.*

Neben feinen Alpengräsern nimmt der Berghase alle Kleearten, Schafgarben, Violen, die Rinde der Zwergweiden und des Seidelbastes an. Eisenhut und Geranienstauden mögen ihm zu giftig erscheinen, denn er verschmäht sie auch in Wintersnot.

Zur Winterszeit ergeht es dem Krummen der Berge oft recht schlecht. Oft läßt er sich tief einschneien, kommt tagelang nicht aus seinem Lager heraus, friert und hungert.

Die Winteräsung ist sehr dürftig, beschränkt sich auf wenige erreichbare Gräser, Knospen und Baumrinden. Nicht selten werden die Heustadel, wie sie im Gebirge anzutreffen sind, als Nahrungs-

und Aufenthaltsort frequentiert. Fleißig folgt dann der Alpenhase der Schlittenspur, wenn aus den Heustadeln das Winterheu abgeschlittet wird und Heubüschel verloren gehen, die er dann aufäst.

Fortpflanzung. Wie sein Vetter, der Feldhase, ist auch der Alpenhase recht hitzig in der Fortpflanzung; nach 30 Tagen bringt die Häsin 2—5 Junge zur Welt. Der erste Satz erfolgt gewöhnlich im April oder Anfang Mai; ihm folgt ein zweiter Ende Juli oder Anfang August, und ob ein dritter Satz stattfinde, darüber ist man nicht klar.

Feinde. Die Feinde des Alpenhasen sind fast ebensoviele, wie die des Feldhasen; allerdings leidet der Berghase weniger unter den Nachstellungen der Landleute, Hauskatzen und Hunde, dagegen bringt die Alpenregion ihm aus dem Tierreiche weit mehr Feinde, als seinem Vetter im Flachlande. Der Steinadler und die verschiedenen Geier sind für die Berghasen äußerst gefährliche Feinde. In den Horsten finden sich die Rudera der Berghasen in großer Menge. Alle Falkenarten und besonders auch der Kolkrabe, welcher im Gebirge häufig vorkommt, stellen dem armen Kerl nicht minder nach, als wie die vierbeinigen Räuber des Alpengebietes, unter welchen die Familie Reinecke sehr zahlreich vertreten ist. Auch Stein- und Edelmarder, Iltisse und Wiesel, die im Gebirge sehr zahlreich vorkommen, mögen ihm gefährlich werden. Durch seine weiße und scheckige Färbung fällt der Berghase den Raubvögeln eben rascher in die Augen.

Jagd. Infolge der starken Dezimierung der Berghasen durch das Raubwild, vielleicht auch in besonders strengen Wintern durch Hunger, ist der Berghase nur spärlich vertreten und kann von einer eigenen Jagd auf ihn nicht die Rede sein. Er wird also nur gelegentlich anderer Jagdarten oder bei Reviergängen erlegt. Die meisten Alpenhasen beobachtete ich in den Bergen des Algäues gelegentlich der Treibjagden auf Hirsch und Gemsen. Nicht selten kamen dort beide Sippen, der gemeine Hase und der Berghase, in ein und demselben Triebe vor. Die grasreichen, mit herrlichen Alpenweiden bedeckten Berge des Algäues mögen hiezu Veranlassung geben. In den oberbayerischen Bergen habe ich Berghasen äußerst selten beobachtet.

Einst stand ich auf dem Grate des sogenannten „Engenkopfes“ bei Walserschanz im Algäu auf gutem Gamswechsel und sah in der Wand vor mir ein größeres Rudel Gemsen gegen mich heraufwechseln; mein Nachbar stand jenseits des Grates in einer Mulde, konnte demnach von den Gemsen nichts bemerken; da kam nun ein Berghase, der schon fast ganz weiß war, gegen mich herauf; ich ließ Meister Lampe in seinem scheckigen Herbstkleide natürlich ruhig passieren, jenseits des Grates erging es ihm aber schlimmer, denn mein Nachbar erlegte ihn. Auf den Schuß rogelten sich die ganz nahe stehenden Gemsen jedoch zusammen und stürmten dann bergab. Nach einiger Zeit knallte es beim Nachbar wieder und unmittelbar darauf flüchtete ein Berghase von drüben her an mir vorüber, ohne von mir beschossen zu werden. Nach Schluß des Triebes zeigte sich, daß mein Nachbar zwei Berghasen erlegt hatte und ein dritter an mir vorübergewechselt war. Diese mir nicht ganz angenehme Hasenjagd auf dem Grate des hohen Berges hatte mir vielleicht einen guten Gemsbock verdorben. Doch war mein Nachbar sehr erfreut über die seltene Beute.

Ein andermal saß ich bei einem erlegten Hirsche am Moosberg im Rohrmoos des Algäu und malte eine Ölstudie. Da kam ein ebenfalls halbverfärbter Berghase ganz vertraut zu mir, der ich ganz ruhig saß, herangehoppelt. Es machte mir großes Vergnügen, den drolligen Burschen zu beobachten; doch plötzlich mochte er an meiner Feldstaffelei doch Anstand genommen haben, verhoffte, schlug einen Kegel, wie der ächte Feldhase im Dachauermoose, und empfahl sich schleunigst hinter den mächtigen Zundern (Latschen).

Manchmal lassen unsere Gebirgsjäger ihre hochläufigen Dächsel auf Hasen jagen und bleiben am Wechsel, bis Urian wieder kommt. Auch gelegentlich der Jagd auf Stein- und Schneehühner kommt hin und wieder ein Berghase vor die Flinte.

Nutzung. Es ist jedoch nicht viel um den Berghasen; sein Wildbret ist bläulich, trocken, hat etwas süßlichen Beigeschmack und wird nicht besonders gesucht. Der Balg ist auch nicht viel wert, und so wird er mehr als Rarität in Sammlungen und Jägerstuben aufbewahrt, wie des Nutzens halber erlegt.

Alle weidmännischen Bezeichnungen, sowie Lebensart, Sinne und Eigentümlichkeiten, Spuren &c. sind beim Berghasen ebenso, wie bei seinem Vetter Langohr, dem Feldhasen.

Hin und wieder kommen auch Bastardierungen zwischen dem Berg- und dem Feldhasen vor und Forscher versuchten aus ihnen eine eigene Spezies zu bilden.

Als Kuriosum möge schließlich noch erwähnt werden, daß manchmal weitab von den Bergen Alpenhasen erlegt werden. So wurde im Oktober heurigen Jahres ein Berghase im Finsingermoos bei München erlegt; ich selbst beobachtete die seltene Erscheinung im bewußten Triebe und sah, daß er sich ganz so benahm, wie die Feldhasen. Auch bei Wolfratshausen und in der Nähe von Kempten wurde je ein Alpenhase im Laufe des heurigen Spätherbstes (1894) zur Strecke gebracht.

---

5. Das wilde Kaninchen.

Das wilde Kaninchen — Lepus cuniculus — gehört wie der Feld- und Alpenhase in die Ordnung der Nager — rodentia — bildet in der vierzehnten Familie — Leporina — und in der ersten Sippe die vierte Untersippe; es unterscheidet sich vom gemeinen Feldhasen durch geringere Körpergröße, schlankeren Bau, kürzeren Kopf, kürzere Löffel und kürzere Hinterläufe; seine Länge beträgt inkl. des Schwanzes, der 7 cm mißt, 40 cm und sein Gewicht 2 bis 3 Kilo. Die Löffel sind kürzer als der Kopf. *Naturgeschichtliches.*

Die Färbung des wilden Kaninchens, das auch — Karnickel, Kanin, Königshase, Külhase, Lapin genannt wird, ist fahlgrau, am Unterleibe weißgrau, auf dem Rücken rostgelblich, schwärzlich und grau gemischt. Der Stern der Seher ist schwarz, die Seher selbst sind gelblich; der Schnurrbart besteht aus schwarzgrauen 5—6 cm langen borstartigen Haaren. Die Zehen sind lang und mit scharfen, unten gebogenen Nägeln versehen, wodurch das starke Graben erleichtert wird. Farbenvarietäten kommen häufig vor, es gibt blaugraue, fahlgelbe, blauschwarze, ja sogar tiefschwarze Spielarten. Das Männchen (der Rammler) wird auch „Bock" genannt.

Das ursprüngliche Vaterland der Kaninchen glaubt man in Griechenland und Spanien suchen zu sollen; soviel steht fest, daß das Kaninchen in wärmeren Länderstrichen besser gedeiht und nur bis zum 50., höchstens 55. Grad nördl. Breite vorkommt. *Verbreitung und Aufenthalt.*

Lieblingsaufenthalt sind Sandböden, hügeliges, der Inundation nicht ausgesetztes Gebiet, wo das Graben der Baue, in welchen das Kaninchen lebt, leicht ermöglicht wird. Kiefernwaldungen mit Wachholdergesträuchen in der Nähe von Fruchtfeldern, auch kleine buschreiche Feldhölzer liebt es besonders. Die Wohnung ist unter der Erde; die Kaninchen benutzen teils verlassene Fuchs- und Dachsbaue, teils graben sie sich mit ungemeiner Schnelligkeit eigene, sehr künstlich im Zickzack angelegte Röhren, die in einem Kessel endigen.

Die Äsung des Kaninchens ist dieselbe wie jene des Feldhasen, nur dürfte der Schaden, den sie an Feldfrüchten und an Waldpflanzen durch Verbeißen und Unterwühlen anrichten, ein weit größerer sein; auch überstehen die Kaninchen Winter- und Futternot viel leichter als der Hase. *Äsung.*

Das Kaninchen lebt, wie bemerkt, in unterirdischen Bauen; jedes Paar hat seine eigene Wohnung, in welcher es sozusagen monogam lebt und kein anderes Tier duldet; den Tag bringt es gewöhnlich im Baue zu; ist aber die Umgebung der Baue mit Buschwerk besetzt, so trifft man es auch an schönen Tagen außerhalb desselben; naht jedoch Gefahr, ist alles rasch im Baue verschwunden. *Lebensweise.*

Gegen Abend verlassen die Kaninchen den Bau, um auf Äsung auszugehen; mit großer Vorsicht wird alles in der Nähe der Röhre abgesichert und dann weitergerückt. Herannahende Gefahr veranlaßt die Karnickel, gewissermaßen zur Warnung ihrer Stammesgenossen, mit den Hinterläufen sehr kräftig auf den Boden zu schlagen, was eine Art klatschenden Geräusches erweckt. Diese Eigentümlichkeit wird durch eine am Schenkel befindliche Muskel erleichtert, welche dem gemeinen Hasen fehlt. In der Morgendämmerung rücken sie behaglich allmählich wieder zum Baue oder drücken sich in dessen Nähe, besonders während der wärmeren Jahreszeit unter Büschen und hohem Grase. Die Baue sind oft sehr umfangreich und bilden eine Art Labyrinth, was wohl seinen Grund darin haben dürfte, daß sich die Karnickel dadurch den Nachstellungen unterirdischer Feinde, wie Wiesel, Frettchen, Iltis, Marder,

leichter entziehen können; aus diesem Grunde werden auch die gegen den Ausgang zu erweiterten Röhren in der Nähe des Kessels ungemein enge, so daß ein Fuchs oder Hund unmöglich folgen kann.

Fortpflanzung. Die Fortpflanzung der Karnickel ist eine ungemein ergiebige, so daß diese Tiere an manchen Orten zur Landplage werden können. Die Rammelzeit beginnt schon im Februar und währt bis tief in den Herbst hinein. Die Häsin, welche gleich nach dem Setzen wieder aufnahmsfähig ist, setzt alle 5—6 Wochen 4—12, anfangs blinde Junge, die so lange gesäugt werden und im Baue verbleiben, bis die Mutter wieder setzt. Die Häsin hat, wie jene der Feldhasen, eine doppelte Gebärmutter; sie schützt ihre Jungen sorgfältig. Wenn sie der Äsung halber die Kammer verläßt, verstopft sie in der Regel die Röhre mit Erde und näßt darauf.

Nach 5—6 Monaten sind die Jungen, obgleich sie erst mit einem Jahre ausgewachsen sind, schon zeugungsfähig, weshalb die Möglichkeit gegeben ist, daß eine junge Häsin im ersten Lebensjahre schon zweimal setzen kann. Dadurch erklärt sich auch die ungemein rasche Vermehrung.

Schon Plinius erwähnt, die Vermehrung der Kaninchen auf den Balearischen Inseln sei so groß gewesen, daß die Bewohner bei Kaiser Augustus um militärische Hilfe gegen diese Tiere nachgesucht hätten. Der Naturforscher Pennant berechnete die Nachkommenschaft eines Paares in vier Jahren auf 1 274 840 Stück, was immerhin etwas fraglich erscheinen dürfte. Ein französischer Jagdschriftsteller, Viardot, erzählt im Jahre 1855, daß in einigen unkultivierten Gegenden Spaniens, die man „Soto“ nennt, die Anzahl der Kaninchen staunenswert sei. Ein solcher in der Nähe von Madrid befindlicher Soto sei um 23 000 Realen jährlich verpachtet. Die Jagdpächter erlegten und fingen jedes Jahr 25 000 Stück Kaninchen, welche sie um 2 Realen per Stück verkaufen konnten, so daß sie mit dieser Jagd ein sehr gutes Geschäft machten.

Nach Göze's Angaben sollen in der Gegend von Quedlinburg im vorigen Jahrhundert die Kaninchen so überhand genommen haben, daß im Jahre 1782 dorten 800—1000 Stück gefangen und erlegt wurden. Gleichwohl fand die Vermehrung noch statt und führte dahin, daß im Jahre 1784 für die Einlieferung vom Paar Kaninchenlöffel 2 Groschen Prämie bezahlt wurde.

Wie nun gesagt, ist die Vermehrung dieses Wildes eine sehr große; es tritt aber die eigentümliche Erscheinung auf, daß sie in manchen Gegenden als Landplage erscheinen können, in andern aber gar nicht anzutreffen sind.

So finden sich in Frankreich und auch in einigen Strichen Norddeutschlands ꝛc. die Kaninchen sehr stark vertreten, während sie in Süddeutschland mit Ausnahme einiger weniger, ich möchte sagen künstlich oder wissentlich erhaltener Kolonieen fast nirgends vorkommen und von diesen Kolonieen aus auch keine Ausbreitung stattfindet.

In der Nähe von München wird nur eine Kolonie im Reviere Gern des kgl. Leibgeheges erhalten; eine geringe, der sogenannte Kaninchenberg, bei Feldmoching, findet sich im Leibgehegsrevier Schleißheim. Dieser Kaninchenberg war vor einigen Jahren fast ganz leer. Der damalige Oberförster von Braunmühl verpflanzte aber einige zahme Lapins dorthin, worunter eine weiße Häsin und ein schwarzer Rammler war. Nach zwei Jahren war die Bevölkerung wieder sehr zahlreich, so daß wir ganz erklecklich schöne Strecken machten, aber alle Lapins hatten die gewöhnliche Färbung, von Schwarz oder Weiß war keine Spur mehr vorhanden.

Ich wundere mich sehr, daß wir in Süddeutschland, in specie in Bayern die Kaninchenzucht nicht besser kultivieren; es wären Sandböden mit Kiefernwaldungen genug vorhanden; die Ausläufer des fränkischen Jura böten Aufenthaltsorte für Kaninchen in schönster Lage. Aus dieser Zucht ließe sich gewiß eine erwünschte und billige Fleischnahrung erzielen und die Jagdpächter hätten Gelegenheit tüchtig zu knallen, da ja doch in dieser Gegend der Stand an Feldhasen ein immerhin bescheidener ist.

Krankheiten und Feinde. Von Krankheiten ist nicht viel bekannt, dagegen hat das Kaninchen der Feinde so viele, als sein größerer Vetter, der Feldhase. Auf den Sträuchern und schütteren Baumgruppen des Kaninchenberges hackte der Habicht mit besonderer Vorliebe auf, dieser rasche Stößer ist auch im Stande, das flinke Karnickel zu schlagen. Iltis und Wiesel sind besonders gefährlich, da sie in den Kaninchenbauen leicht durchkommen können. Der gefährlichste Feind ist aber das Frettchen und deshalb wird dieses auch

zur Jagd auf Karnickel abgerichtet, worauf ich speziell noch zurückkommen werde. Meister Reinecke ist auch großer Liebhaber von Karnickelbraten, sein Raub aber beschränkt sich hier nur auf den Anstand an der Röhre, wo er, so geduldig als erfolgreich, tapfer aushält.

Nicht selten befindet sich an den Kaninchen-Kolonieen auch eine Krähenhütte und ich möchte glauben, sie ist ebensogut dort angebracht, wie ein paar gute Pfahleisen.

Ich gehe nun zur Jagd auf Kaninchen über und bemerke, daß diese durch Anstand, Treibjagen, Buschieren, Frettieren und Fang ausgeübt wird. Jagd und Fang.

Anstand. Den Anstand übt man am besten auf dem Baue aus, indem man in der Morgen- und Abenddämmerung sich möglichst gedeckt anstellt, dort die ein- und ausrückenden Lapins erlegt; auch auf Waldwegen, Gestellen und Schneußen, sowie am Waldsaume läßt sich der Anstand auf die zur Äsung hin- und herwechselnden Karnickel mit Erfolg ausüben. Hiebei ist jedoch, wie bei allen Jagdarten auf das Kaninchen, darauf zu sehen, daß man den Schuß gut auf den Kopf und das Vorderteil anbringt, denn das Kanin ist sehr zählebig und wenn es nicht sofort im Feuer verendet, fährt es noch zu Baue und ist verloren; aus dem gleichen Grunde soll man auch am Baue, wenn das Kanin zunächst um zu sichern herauskommt, nicht gleich Feuer geben, sondern das Tierchen etwas weiter herauslassen, um es dann sicher zu strecken. Da das Treffen auf das kleine Tier ein sehr schmales ist, muß man auch mit ziemlich feinem Korne schießen, um so mehr als ja die Schußdistanz immerhin eine sehr kurze ist.

Daß man beim Anstande sowohl auf den Wind, als auf gute Deckung Rücksicht nehmen muß, ist bei den scharfen Sinnen des kleinen, flinken Tieres wohl selbstverständlich und außerdem beachte man die größte Ruhe und Unbeweglichkeit. Aus diesem Grunde sind auch häufig in Revieren, die einen guten Kaninchenbestand aufweisen, an passenden Plätzen Hochsitze angebracht.

Die Treibjagden werden wie auf Hasen durchgeführt, nur ist zu beachten, daß man sie an sonnigen, heiteren Tagen abhält, weil sonst die Karnickel sich nicht im Freien aufhalten. Ich spreche natürlich von Jagden, die ausschließlich auf Kaninchen abgehalten werden sollen; gelegentlich allgemeiner Treibjagden hat man ja ganz andere Grundsätze zu verfolgen und sind die etwa hergehenden Karnickel dabei Nebensache.

Wie schon bei den Treibjagden auf Hasen erwähnt wurde, erfordert das Kanin noch größere Vorsicht beim Anstellen. Niemals dürfen die Schützen im Freien und so postiert werden, daß das anlaufende Wild diese gewahr werden könnte, es ist also die Vorsicht zu gebrauchen, daß die Schützen innerhalb der Waldlisière oder so dicht an dieselbe gestellt werden, daß das Kaninchen sie erst gewahr wird, wenn es selbst im Freien ist. Auf Gestellen oder Schneußen läßt sich dies nur dann mit gutem Erfolge durchführen, wenn die Schützen enge, d. h. höchstens 30—36 Schritte gestellt werden und nur nach einer Seite, gewöhnlich der linken, hin zu schießen haben, denn das kleine Ding fährt so rasch über die Lichtung, daß schon an und für sich ein sehr geübter Schütze dazu gehört, wenn er guten Erfolg haben will; bei Schnee hat man bessere Erfolge. Da nun auch die Vermehrung der Lapins eine so große ist, daß deren Reduzierung ein Gebot der Notwendigkeit sein kann, hat man ja auf deren Hege keine besondere Rücksicht zu nehmen und kann dann die reinen Lapinjagden so weit hinausschieben, bis alle anderen Treibjaden abgehalten sind und die Schnee- und Winterverhältnisse gebieten, solche Jagden einzustellen. Da kann sich dann der Jagdherr ein Vergnügen an der Kaninchenjagd gestatten. Auch bei den Kaninchentrieben sind die Eckstände die bessern und mögen dort etwa zu bevorzugende Schützen angestellt werden.

Wir in Deutschland haben ja gewöhnlich besseres und edleres Wild zu bejagen, weshalb der Aufzucht und Schonung des Kaninchens weniger Beachtung geschenkt wird; in Ländern aber wie Spanien und Frankreich, wo es keinen oder nur wenige Feldhasen gibt, werden die Kaninchengehege mit großer Sorgfalt und Raffiniertheit angelegt. Sehr oft befinden sich die Gehege und Baustatten in einem eingezäunten Komplexe, aus welchem die Karnickel durch eigens in der Umhegung angebrachte Steige mit Schlupflöchern, die verschließbar sind, aus- und einwechseln. Innerhalb der Umhegung fällt kein Schuß, dagegen werden, wenn etwa eine Jagd bestimmt ist, vor Tagesanbruch die Schlupflöcher ge-

schlossen, die Karnickel dadurch gezwungen, auf den Feldern oder in der waldigen Umgebung des Geheges sich einzulagern. Wird nun getrieben und zwar gegen das Gehege zu, so werden die Lapins nach den Schlupflöchern flüchten und hier mögen dann zur Erzielung guter Strecken die ausgewählten Schützen postiert werden.

Das Buschieren mag mit oder ohne Hund durchgeführt werden. Auch hiezu ist ein klarer, heiterer Tag zu wählen und nur ein Vorstehhund zu gebrauchen, der kurz und ruhig sucht, wie beim Buschieren auf Schnepfen im Walde. Ein Hund, der nachprellt, ist sehr großer Gefahr ausgesetzt, anderenteils ein Hindernis für die Schützen beim Schusse.

Es gibt so vielerlei Jagdarten, zu welchen der Vorstehhund zu gebrauchen ist und gerade solche sind für einen Jäger, der die Einzeljagd liebt, besonders interessant. Bei den meisten derartigen Jagdarten ist aber ein Stürmer und zu flüchtiger Hund nicht zu gebrauchen, da eignet sich freilich der deutsche Vorstehhund am allerbesten und wiederum dürfte der kürzere, langsamere, langhaarige den Vorzug haben. Es kommt also sehr viel auf die Liebhaberei des Jägers an, ob er vorzieht, einen flüchtigeren Hund für die Suche auf dem Felde nach Hühnern zu haben und dann auf die langsamere Waldarbeit Verzicht leistet, oder umgekehrt. Ich halte dafür, daß, wer sich für die Hühnersuche keinen eigenen Hund halten kann, den langsameren bevorzugen soll, weil er mit ihm alles machen kann, wenn er auch im Tage etliche Rebhühner weniger schießt, als hinter einem besonders flüchtigen Hunde. Auch hier kommt es auf Geschmackssache an, die ich niemanden rauben will.

Eine weitere Jagd auf Kaninchen ist das — Frettieren. Die Jagd mit dem Frettchen beruht auf dem Grundsatze, durch das Frettchen die Karnickel aus dem Baue jagen zu lassen und dabei zu erlegen oder zu fangen. Sind die Witterungsverhältnisse nicht dazu angethan, die Jagd im Freien auszuüben, so kann man zum Frettieren seine Zuflucht nehmen. Hiebei sind die Schützen in der Nähe der Baue anzustellen; man muß aber einige Rücksicht auf die Sicherheit wegen des Schießens dabei obwalten lassen. Regenwetter oder Schneegestöber ist wegen Erhaltung des äußerst empfindlichen Frettchens zu dieser Jagd nicht günstig.

Nicht immer ist das Frettieren von großem Interesse, denn häufig kommt man in die Veranlassung, lange warten zu müssen, bis es den schläfrigen Tierchen genehm ist, aus dem Baue herauszukommen, um weiter arbeiten zu können.

Um die Arbeit mit dem Frettchen klarer geben zu können, möge eine kurze Schilderung des Frettchens selbst vorausgeschickt werden.

Das Frettchen. Das Frettchen oder Frett — foetorius furo — gehört in die Ordnung der Raubtiere, Familie der Marder, zweite Sippe — Stinkmarder; es ähnelt dem Iltis in Gestalt und Charakter sehr, ist wohl etwas kleiner und schwächlicher, was bei allen zahm gehaltenen Tieren vorkommt, hat aber inklusive des 13 cm langen Schwanzes eine Körperlänge von 45 cm. Die bei uns gehaltenen Frett gehören meist den Kakerlaken an, sind also weißlichgelb gefärbt und haben hellrote Seher. Der Kakerlakzustand ist immer ein Grad von Entartung und deshalb möchte die Annahme gerechtfertigt erscheinen, daß das Frett ein durch Gefangenschaft und Zähmung etwas veränderter Abkömmling des Iltis sei. Das Frett kommt bei uns auch nirgends in Freiheit vor, seine Existenz ist, soweit historische Nachrichten zurückreichen, nur in domestiziertem Zustande bekannt.

Männchen und Weibchen, oder Rüde und Fähe, sind nach der Größe wesentlich verschieden, denn die Fähe ist bedeutend schwächer. Wie der Iltis ist das Frett überaus mordsüchtig, boshaft, heimtückisch und sehr behende. Es fährt mit Leichtigkeit in die engsten Kammern der Lapins ein, packt sein Opfer rasch im Genicke, beißt ihm letzteres durch und saugt gierig den Schweiß auf. Von anderer Seite wird jedoch in Abrede gestellt und als Fabel erklärt, daß das Frettchen seinem Opfer den Schweiß aussauge, denn niemand hätte sich davon überzeugt, vom Gegenteil könne man sich überzeugen, wenn man dem Frett ein Kaninchen hinhalte. Ich finde jedoch nirgends in der Litteratur eine Bestätigung, daß das Blutsaugen Fabel wäre. Zudem ist erwiesen, daß Frettchen, welche unmittelbar vor der Jagd tüchtig gefüttert wurden, nicht so lange im Baue bleiben, während man annimmt, daß wenn ein Frett hungrig ein Kaninchen totgebissen und ihm den Schweiß ausgesaugt habe, gewissermaßen trunken vom übermäßigen Genusse sehr rasch in Schlaf verfalle.

Das Frettchen kann unser Klima in freiem Zustande nicht ertragen, wird also, wenn man es zu Jagdzwecken hält, in einem in warmem Raume befindlichen Drahtkäfig, oder in einem mit Stroh, Moos oder Wolle ausstaffierten Kasten gehalten und zwar zwei, meist paarweise, da ihm geschlechtliche Funktionen unentbehrlich sind. Ein Bretterkasten von ca. 1 m Länge, 0,70 m Breite und ebensolcher Höhe, der auf einer Seite mit Drahtgitter versehen ist und im Innern einen Schlafkasten gut ausgepolstert enthält, genügt für ein Paar, muß aber sehr reinlich gehalten werden und stets mit reinem Trinkwasser versehen sein.

Die Ranzzeit fällt in den Monat März. Dietrich a. d. Winckell gibt eine jährlich zweimalige Ranzzeit an, während welcher das Frett einen ziemlich starken Bisamgeruch verbreite. Nach fünfwöchentlicher Tragzeit wirft die Fähe 5—8 Junge, die 2—3 Wochen blind bleiben. Die Mutter pflegt ihre Jungen mit großer Sorgfalt, dagegen soll der Herr Papa in dieser Zeit abgesondert werden, weil er im Verdacht steht, seine Nachkommenschaft abzuwürgen. Nach etwa zwei Monaten sind die Jungen so weit gediehen, daß sie abgesondert und mit frischer Milch und Semmel erhalten werden können; man habe aber darauf acht, daß die Nahrung nicht sauer wird.

Der Jäger, welcher das Frett auf der Jagd führen will oder muß, hat demselben stets die Nahrung selbst zu reichen und bediene sich eines ganz bestimmten Rufes oder Pfiffes, um es heranzulocken, was ihm dann beim Jagdbetriebe sehr zu statten kommen wird.

Als Äsung ist dem erwachsenen Frettchen in der Gefangenschaft des Morgens frische Milch mit eingeweichten Semmeln zu reichen, des Abends frisches rohes Fleisch von Geflügel, und hie und da ein rohes Ei in der Woche. Auch Schlangen, Eidechsen und Frösche frißt das Frett mit Vorliebe, sowie nach Marderart ihm Früchte, wie Pflaumen, Birnschnitze und Kirschen sehr erwünscht sind.

Da man zum Frettieren nur jene Zeit benützen kann, in welcher keine jungen Kaninchen vorhanden sind, die es unbedingt sofort im Baue abwürgen würde, so ist seine Anwendung auf die kurze Zeit von Ende Oktober bis Ende Februar beschränkt. Der Nutzen des Frettchens beim Jagdbetriebe lohnt also kaum die viele Mühe und Sorgfalt, welche man auf seine Erhaltung verwenden muß, besonders wenn man bedenkt, daß die Anschaffungskosten im Verhältnis zu dessen kurzer Lebensdauer des Tierchens immerhin sehr hohe sind.

Nach dieser naturgeschichtlichen Abschweifung kehre ich zum eigentlichen Jagdbetriebe des Frettierens zurück. Man nimmt also in einem Kasten oder in einer Jagdtasche, die zu diesem Zwecke mit Moos und Heu gut ausgepolstert ist, ein oder mehrere Frettchen an den Bau. Am Baue selbst sollen alle nötigen Vorkehrungen schon Tags zuvor getroffen sein. Die Schützen werden unter Berücksichtigung allergrößter Vorsicht wegen des Schießens an den Hauptröhren postiert. Röhren, welche durch Schützen nicht besetzt sind, zu *verstopfen*, möchte ich nicht empfohlen haben, denn die vor dem Frett flüchtenden Kaninchen finden den Ausgang verlegt und werden auf diese Weise sehr leicht die Beute des mordgierigen Frett, das sie dann abwürgt und gesättigt zu weiterem Gebrauche unfähig ist.

Kommt das Frett aus dem Baue heraus, so ist anzunehmen, daß sämtliche dort befindlichen Kaninchen geflüchtet sind; man muß es deshalb sehr rasch abfangen, um zu verhüten, daß es in den Bau wieder zurückfährt und sich in der Kammer in die warmen Lagerplätze der Kaninchen zum Schlafe einbettet. Geschieht dies, ist die Jagd auf Stunden unterbrochen.

Um nun zu verhüten, daß das Frett Kaninchen abfange und ihnen den Schweiß aussauge und dadurch auf einige Zeit unbrauchbar wird, hat man verschiedene Mittel angewendet. Manche legen dem Frett ein ledernes Maulkörbchen an, oder ziehen ihm einen kleinen Knebel durch den Fang, was dann beides am Köpfchen und Hals befestigt wird. Damit wird wohl das Würgen und darauffolgende Einschlafen verhindert, aber die Gefahr nahe gerückt, das Frettchen durch Verhängen in Wurzeln 2c. zu verlieren. Andere brechen dem Frett die Fänge aus oder feilen sie so weit zurück, daß sein Biß unschädlich wird; und wieder andere legen dem Frettchen ein Halsbändchen an, an welchem Schellen befestigt sind, die rechtzeitig von den Kaninchen vernommen werden und sie zu frühzeitiger Flucht veranlassen, so daß es zum Abwürgen nicht mehr kommen kann.

Um nun das im Baue eingelagerte Frettchen wieder möglichst bald habhaft zu werden, sind verschiedene Mittel in Anwendung. Zunächst muß der Führer und Ernährer das Anlocken mittelst

Pfiff oder Ruf versuchen. Hat man Gelegenheit, das Frett im Baue liegen zu sehen, ohne es mit der Hand erreichen zu können, kann man sich nicht anders helfen, als an eine Stange ein Kaninchen lebend oder tot zu befestigen und dasselbe bis zum Frett einzuschieben. Beißt sich nun das Frett am Kaninchen fest, so ist es mit demselben an der Stange herauszuziehen.

Wenn aber das Frett in einem tiefer liegenden Kessel zum Schlafe sich einlagert, dann bleibt in der Regel nichts anderes übrig, als sämtliche Ausgangsröhren zu verkeilen und nur eine offen zu lassen, vor der man dann ein weiches Bett vorbereitet, in welchem sich das Frett nach Erwachen und Ausfahren bequem machen wird. Der Bau muß unter solchen Umständen in kurzen Zwischenräumen revidiert und etwa auch zur Vorsicht mit einem Decknetze versehen werden.

Ein anderes Mittel, das Frett aus dem Baue herauszulocken, in welchem es sich etwa eingelagert hätte, besteht darin, daß man ein Stück stark gebratener Kaninchenleber vor den Röhrenausgang hinlegt. Der Geruch dieses Leckerbissens mag dann das Frett veranlassen, früher auszufahren. Ob man wirklich gute Erfolge damit erzielt, möchte ich dahingestellt lassen.

In hartnäckigen Fällen nimmt man auch Zuflucht zum Rauche, indem man aus Reisig, Kiefernadeln 2c. vor dem Baue ein kleines Feuer ansteckt, dessen Rauch sich in den Bau hineinzieht und gewöhnlich das Frett veranlaßt, an die Oberfläche zu kommen. Allerdings ist diese Kraftmethode sehr mit Gefahr für das Leben des Frett verbunden.

Immerhin bleibt nach den gegebenen Schilderungen die Jagd mit dem Frett eine prekäre Sache und nach Umständen mögen sich die am Baue angestellten Schützen recht langweilen.

Um raschere Erfolge in Verminderung der Kaninchen zu erzielen, greift man auch zu dem Mittel, die Baue mit Netzen zu verlegen, ehe man das Frett einfahren läßt. Zu diesem Zwecke bringt man Garnhauben an den Röhren an oder macht eine vollständige Netzstallung um den ganzen Bau.

Die Garnhauben oder auch Decknetze halten $1^1/_2$ m im Quadrat, sind an den vier Ecken mit entsprechenden Bleikugeln beschwert und werden flach über den Bau gelegt. Das ausfahrende Kanin zieht die Haube in die Höhe, überkugelt und verfängt sich so in dem Decknetze.

Stellnetze sind wie beim Hasenfange busenreich aufzustellen, müssen aber etwas engere Maschen haben. Die schon erwähnte Firma Blum in Eichstädt liefert solche Requisiten um mäßigen Preis.

Von mancher Seite wird behauptet, daß die Feldhasen aus jener Gegend sich verziehen, in der Kaninchen in größerer Anzahl leben, weil die durch letztere erzeugte stete Unruhe dem Hasen nicht angenehm sei. Ich möchte das dahingestellt lassen, besonders wenn das Gebiet der Kaninchen nicht zu weit ausgedehnt ist.

Immerhin ist es Aufgabe des Jägers, welcher Lust hat, am Kaninchenschießen sich zu ergötzen, Vorsorge zu treffen, daß die Kolonie auf einen bestimmten Raum und bestimmten, nicht übermäßigen Stand beschränkt bleibe, sonst läuft man Gefahr, durch Klagen der Wald- und Grundbesitzer mit Recht sehr beunruhigt zu werden. — Ich möchte deshalb, wenn die Einsetzung von Kaninchen beliebt werden sollte, die ja auch wieder ihre Vorteile bietet, indem sie der Bevölkerung eine gesunde, billige Fleischnahrung liefert, welche bei den hohen Fleischpreisen unserer Zeit gerade den ärmeren Volksschichten zu gute kommt, raten, die Kolonie so anzulegen, daß sie auf ein gewisses Territorium beschränkt bleibt und eine Verbreitung durch sich selbst nicht wohl stattfinden kann. Andernfalls aber gleich im Anfange Vorsichtsmaßregeln zu treffen, daß der Kaninchenstand ein beschränkter bleibe. Wie dies durchzuführen wäre, richtet sich nach den örtlichen Verhältnissen und Umständen, die von Fall zu Fall beurteilt werden müßten.

Einsetzen. Will man nun an einem bestimmten Orte Kaninchen einsetzen, so wähle man einen Platz, womöglich isolierten Hügel, welcher nach den oben erwähnten Ausführungen für die Anlage überhaupt geeignet sein soll, fange dann denselben in kleinerem Umfange zunächst ein, und bereite in demselben einen künstlichen, sehr einfachen Bau. Derselbe mag eine längere Einfahrtsröhre haben, die in einem tiefer liegenden Kessel von etwa zwei Quadratfuß einmündet und von hier aus mag sich eine kürzere Ausfahrtsröhre rechtwinklig abzweigen.

Hier kann man nun einige Paare Kaninchen einsetzen. Es ist darauf zu sehen, daß denselben genügende Nahrung und täglich frisches Trinkwasser gereicht werde. In kurzer Zeit werden sich die

Paare absondern und eigene Baue sich bereiten. Ist das in genügender Weise erfolgt, mag man etwa im Frühjahr des nächsten Jahres den Einfang entfernen oder, falls man eine Einhegung beizubehalten wünscht, erweitern und mit verschließbaren Schlupflöchern versehen. Das Weitere ergibt sich dann von selbst.

Als Hauptnutzung des Kaninchens dient das Wildbret desselben, es ist fast so weiß wie Hühnerfleisch, hat etwas süßlichen Geschmack, ist aber trocken, weshalb es häufig gebacken wie Hühnerfleisch zubereitet wird. Das Wildbret der jungen Karnickel ist ebenso wie bei den Hasen das bessere; immerhin mag es auf den Standort ankommen, ob das Fleisch schmackhafter und weicher ist; man sagt, daß in Gegenden mit viel Wachholder-Sträuchern die Karnickel das schmackhafteste Wildbret liefern. Der Balg hat als Pelzwerk zum füttern verschiedener Fabrikate vielseitige Verwendung; die Wolle wird wie die des Hasen zur Hutfabrikation, dann zu Strümpfen und Handschuhen verwendet. Nutzung.

Schließlich bemerke ich noch, daß das Kaninchen in gleicher Weise wie der Hase abgenickt, gehetzt, ausgeworfen und gestreift wird.

b) Nützliches Federwild.

Feld- und Waldgeflügel.

1. Die Waldschnepfe.



Unter unserm Wildgeflügel ist die Waldschnepfe gewiß eine der interessantesten Erscheinungen; ihr geheimnisvolles Wesen, ihr Zug, die ganze Lebensweise geben dem Naturforscher ebenso viele, zum Teil noch nicht völlig gelöste Rätsel auf, als dem Jäger und Naturfreunde die anregende Jagd, dann die Zeit, in welche dieselbe fällt, eine Fülle von Genüssen bereitet, die dessen ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen geeignet sind.

Die Waldschnepfe — scolopa rusticola — Busch-, Stein-, Dornschnepfe, vertritt in der zehnten Ordnung — gallatores — und in der dritten Familie — scolopacidae — die erste Sippe und kennzeichnet sich durch den verhältnismäßig starken, an der Spitze runden Schnabel, die niedrigen, stämmigen, bis auf die Ferse befiederten Füße, deren kleine Hinterzehe einen kurzen Nagel trägt, ferner durch die ziemlich gewölbten, stumpfspitzen Flügel, und den aus zwölf Steuerfedern gebildeten Schwanz. Naturgeschichtliches.

In Bezug auf Körpergröße steht die Waldschnepfe dem Rebhuhn nur ganz wenig nach; auch das Gewicht ist nur um ein Kleines geringer, als das des ausgewachsenen Rebhuhnes. Die Schnepfe mißt von der Stirn bis zur Schwanzspitze 27—30 cm Länge; die Länge des Schnabels beträgt von der Stirn bis zur Spitze 6,60—8,20 cm; die Flugweite beträgt 60,30—66 cm; der Tarsus — das unbefiederte Fußglied zwischen Fersengelenk und Fußwurzel — mißt 3—4 cm; die Mittelzehe 3,80 bis 4,60 cm.

Die Flügel erscheinen in ruhiger Lage ziemlich kurz und stark gewölbt; im Fluge ausgebreitet, haben sie aber bedeutende Länge und entsprechende Breite, sind eigentlich lang gestreckt und endigen in ziemlich stumpfer Spitze. Die äußerste Schwungfeder ist die längste, die zweite ist kaum merklich, die dritte nur wenig kürzer. Vor der äußersten Schwungfeder an der Kante des Flügels befinden sich je zwei straffe, elastische und spitze Federchen, von welchen das größere als „Malerfeder" bekannt, von den Jägern als Trophäe gleich den Hacken des Hirsches genommen und getragen, und auch Granel

(Schnepfengranel) bezeichnet wird. Das Gefieder der Schnepfe ist sehr farbenreich und leuchtend; am Vorderkopf ist es grau, am Ober- und Hinterkopf, sowie im Nacken mit vier braunen und ebensovielen rostgelben Querstreifen versehen, im übrigen oben rostfarben, rostgrau, graubraun und schwarz gefleckt; die Kehle ist weißlich, der Unterkörper graugelblich und braun gewellt; die Schwingen sind auf braunem, die Schwanzfedern auf schwarzem Grunde rostfarben gefleckt und bei manchen, wahrscheinlich älteren Exemplaren, wurzelwärts scharf weißgelblich eingefaßt.

Der lange, als Tastorgan zum Wurmen dienende Schnabel trägt die Nasenlöcher nahe an der Stirn; der Oberkiefer ist an der Basis rundlich dreikantig, gegen die Spitze zu abgeplattet, mit einem nervenreichen Tastapparate versehen und endigt mit einem winkeligen Vorsprung nach unten. Der Unterkiefer beginnt vierkantig, mit tiefer Kehlrinne, welche sich gegen die abgerundetere Spitze allmählich verläuft; auch der Unterkiefer dient an seiner äußeren Hälfte als Tastorgan. Der Schnabel der Waldschnepfe, welcher bei der Nahrungsweise derselben eine wichtige Rolle spielt, veranlaßt mich, einiges über seinen Mechanismus hier anzufügen; diesbezügliche Ausführungen entnehme ich der vortrefflichen Monographie über die Waldschnepfe von Dr. Julius Hoffmann in Stuttgart, welche so fleißige und eingehende Studien über diesen interessanten Vogel enthält, daß sie wohl das beste bietet, was die Litteratur in dieser Richtung aufzuweisen im Stande ist. Die eingehenden Studien meines sehr verehrten Freundes werden mich veranlassen, bei der Behandlung des Kapitels über die Waldschnepfe mehrfach darauf zurückzukommen.

Die Waldschnepfe ist im Stande, führt Dr. Hoffmann an, das vordere Drittel des Oberschnabels bezw. dessen vordere Hälfte aufwärts zu biegen, ohne gleichzeitig den Schnabel zu öffnen, d. h. den Unterkiefer abwärts zu bewegen. Durch die Muskelthätigkeit an dem hinteren Teile der Kiefermaschine werden die Quadratknochen und die Gaumenbeine nach oben und vorn gedrückt; dieser Druck wirkt auf den Oberkieferknochen. Da nun auch das den Schnabelrücken bildende Zwischenkieferbein bis über die Schnabelmitte hinaus durch eine hochkantige Verbreiterung starr und unbiegsam ist und erst gegen die Spitze zu flach und elastisch wird, so beginnt auch erst an dieser Stelle die Beweglichkeit des Schnabelrückens. Da der Oberkieferknochen sich an der Schnabelspitze schief von unten und hinten ansetzt, so kann bei einer Vorschiebung des ersteren nach vorne die letztere nur nach oben ausweichen, da sie sich nicht verlängern kann. Bei dieser Aufwärtskrümmung ist jedoch die elastische vordere Partie des Oberkieferbeines ebenfalls beteiligt. Dieser Schnabel dient also der Schnepfe, um Regenwürmer aus dem Boden zur Nahrung zu gewinnen. Bekanntlich bohrt die Schnepfe den Schnabel bis zur Wurzel tief in den weichen Boden ein und ist im Stande, die durch die Tastnerven entdeckten Würmer durch das Aufwärtsbiegen des Vorderschnabels, wodurch ein Hohlraum entsteht, zu ergreifen und vielleicht ohne den Schnabel herauszuziehen, zu verschlingen; denn es ist nicht wohl denkbar, daß die Schnepfe den im Boden entdeckten Wurm ergreift und an die Oberfläche zieht, er müßte, da er häufig dicker ist als die Schnabelspitze, bei diesem Versuche in Stücke brechen und so für den Vogel verloren gehen. Ich werde im Laufe des Kapitels bei dem Abschnitt Äsung auf diesen Punkt noch zurückkommen.

Das sehr große Auge der Schnepfe ist braunschwarz und in eigentümlicher Weise sehr hoch und weit hinten im Schädel plaziert.

Die Farbe der Füße (Ständer, Tritte) ist je nach Alter verschieden, scheint aber auch wie das Gefieder, ohne bestimmtes Gesetz verschiedenen Farben-Nuancierungen unterworfen zu sein. Bei ganz jungen Individuen sind die Füße fleischfarbig, seltener kommen trübwachsgelbe, braunnuancierte Füße vor. Auch blaulich horngraue Füße kommen vor und diese geben zu der Bezeichnung der Blaufüße Anlaß, worauf ich später zu sprechen komme.*)

---

*) Ich finde hier in den Ausführungen Dr. Hoffmanns einen kleinen Widerspruch. Hoffmann sagt, bei ganz jungen Individuen sind die Füße fleischfarben. Das träfe analog mit der Farbe der Rebhuhnständer zusammen. Junge Rebhühner haben fleischfarbene Ständer, ältere dunklere, welche bis fast ins Blaugraue übergehen. Da nun Hoffmann annimmt, die Blaufüße seien junge, einjährige Schnepfen, so würde das mit der Farbe der Füße gewissermaßen im Kontraste stehen.

Die Jäger unterscheiden gewöhnlich zwei verschiedenartige Waldschnepfen, nämlich Varietäten.

1) die sogenannten Eulenköpfe oder die größeren Schnepfen, die bedeutenderes Körpervolumen aufweisen, lebhafter gefärbt sind, mehr ins gelbe spielen, fleischfarbige Füße und großen Kopf haben, und gewöhnlich während des Frühjahrsstriches erst später bei uns eintreffen. Diese Gattung kommt im mittleren Europa brütend und häufiger vor;

2) die kleinen Waldschnepfen (Stein-, Dornschnepfen), Blaufüße genannt, welche bedeutend kleiner, schlanker und leichter sind. Ihre Färbung ist düsterer, am Unterleibe mehr ins Graue spielend und ihre Füße sind blau oder stahlgrau. Diese Art kommt im Frühling zuerst zu uns, ist scheu, soll rascher fliegen und hält vor dem Hunde schlecht aus; ihr Brutgebiet ist nicht in Mitteleuropa, sondern mehr im Norden.

Diese Auseinanderhaltung der größeren und kleineren Schnepfen, wollen wir landläufig sagen: der Eulenköpfe und Blaufüße hat schon viel Staub aufgewirbelt und Anlaß gegeben, zweierlei Arten darin zu erblicken; viele Schriftsteller und Beobachter haben sich jedoch für und wider diese Annahme ausgesprochen.

Dr. Julius Hoffmann schreibt hierüber wie folgt: „Wenn ich alle die Gründe und Beweisführungen, welche für die Existenz einer eigenen kleineren Art von Waldschnepfen sprechen, zusammenfasse, wenn ich mir die ganze Litteratur, die ich zu prüfen Gelegenheit hatte, ins Gedächtnis zurückrufe und schließlich noch meine eigenen Erfahrungen mit zu Rate ziehe, so komme ich zu dem einfachen Resultate — und darin stimme ich vollkommen mit den betreffenden Schriftstellern überein — daß es auffallend große und auffallend kleine Waldschnepfen gibt, daß letztere häufig bläuliche Füße haben und häufig die ersten Ankömmlinge sind. Vergeblich bemühe ich mich aber, feste, naturhistorisch gültige, zur Erkennung und Einteilung jedes einzelnen Individuums ausreichende Speziescharaktere herauszufinden. Ich bekomme alljährlich eine Anzahl von Waldschnepfen in die Hand, bei welchen ich gänzlich ratlos bin, ob ich sie zu den „Eulenköpfen“ oder zu den „Dornschnepfen“ zählen soll; mit andern Worten, ich finde, daß zwischen beiden extremen Formen zahllose, unbestimmte Übergangsformen vorkommen, welche bald mehr nach der einen, bald mehr nach der andern Seite hinneigen und daß sämtliche zur Trennung benützten Artkennzeichen unbeständig und deshalb unzuverlässig sind.“

Daher kommt es auch, daß manche Naturforscher noch eine dritte Gattung von Schnepfen annehmen wollen, welche, wie Diezel in seinem Werke anführt, als Mittelglied betrachtet werden sollte. Auch Diezel verwirft diese Theorie und wie sie Dr. Hoffmann betrachtet, werden wir im Verlaufe unserer Ausführungen ersehen.

Dr. Hoffmann fügt eine gewissenhaft geführte Tabelle über 42 nach Maß, Färbung, Gewicht ꝛc. von ihm untersuchten Schnepfen an, welche den Beweis für das oben zitierte Urteil liefern.

Es würde nun den Rahmen eines allgemeinen Handbuches überschreiten, wollte ich die Einzelnheiten dieser Untersuchung anführen, ebenso die verschiedenen Anschauungen anderer Forscher aufzählen, es kann genügen, daß einem so gewissenhaften Forscher, der, wie Dr. Hoffmann die Absicht hatte, nach haltbaren Kennzeichen für die größere und kleinere Art zu suchen, bei aller seiner Aufmerksamkeit nicht gelingen wollte, dies zu erreichen.

Diese Untersuchungen, wenn sie auch nach der einen Seite hin negativ waren, haben jedoch in anderer Weise dazu beigetragen, gewisse Irrtümer aufzudecken, welche früher aufgestellt, dann nachgeschrieben und als feststehende Thatsache angesehen wurden, nämlich die Ansicht, daß die größeren, lebhafter befiederten Schnepfen — also die Eulenköpfe — die Weibchen, dagegen die kleineren, dunkler gefärbten — also die Blaufüße — die Männchen seien.

Der bekannte Ornithologe Neumann schreibt in seiner Naturgeschichte der Vögel Deutschlands: „Es möchte sehr schwer halten, ohne Sektion behaupten zu wollen, welches Individuum männlichen oder welches weiblichen Geschlechtes sei, so wenig sind beide im Äußeren nach Farbe und Zeichnung verschieden.“ Dr. Hoffmann glaubte nun den Angaben Naumanns unbedingten Glauben schenken zu dürfen und hielt gewöhnlich auffallend große Exemplare für Weibchen. Jedoch machte ihn stutzig, daß er mehrmals auf dem Abendstriche quarrende Schnepfen geschossen, welche sich durch auffallende Größe auszeichneten, sich aber bei anatomischer Untersuchung als Männchen ergaben und die dadurch angeregte

Vermutung, daß die größten Schnepfen doch nicht ausnahmslos Weibchen sein dürften, hat sich auch, wie die beregten Tabellen beweisen, deutlich bewahrheitet.

Das Gewicht von 42 verschiedenen Individuen schwankte zwischen 250 und 375 Gramm. Als Durchschnittsgewicht von 26 Männchen ergaben sich 309,7 Gramm, als Durchschnittsgewicht bei 16 Weibchen 308 Gramm. Dieser Unterschied ist so unbedeutend, daß offenbar aus dem größeren oder geringeren Gewicht einer Schnepfe keinerlei Schluß auf ihr Geschlecht sich ziehen läßt. Zu bemerken ist aber, daß von den 42 gewogenen Frühjahrsschnepfen die zwei schwersten gerade männlichen Geschlechtes waren. Auch Prof. Dr. L. Ziegler, welchem wir bei Feststellung der Augustbrunft des Rehes als verdienstvollem Forscher schon begegnet sind, sagt in seiner „Federwildjagd" (Hannover 1855): „die sogenannten Eulenköpfe sind die Weibchen, wenigstens habe ich bei meinen zahlreichen Untersuchungen mit dem anatomischen Messer, welches hier allein entscheiden kann, in ihnen stets die Eierstöcke gefunden." Dr. Hoffmann meint nun, der Zufall habe diesem gründlichen Jäger und Forscher einen Weidmann gesetzt, denn wenn die Forschungen weiter ausgedehnt worden wären, müßte er notwendig zu anderm Resultate gekommen sein.

Auch die Dimension der Flugbreite gibt keine verlässigen Anhaltspunkte zur Erkennung der beiden Geschlechter und ebensowenig die Befiederung und Färbung. Dr. Hoffmann fand nur eine ganz eigentümliche seltene Gesamtfärbung der Oberseite, welche höchst schwer zu beschreiben ist, vielleicht zufällig, nur bei Weibchen; die ohnedies sehr trübe Rostfarbe ist nämlich auf der Mitte des Rückens, sowie auf den Schulterfedern durch die schwarze Zeichnung fast ganz verdrängt, die hellen Fluren über dem Rücken sind sehr breit und fast weiß; die Mitte des zusammengelegten Flügels ist fahl mit reichlicher und breiter, schwarzgrauer Bandzeichnung und breiten, fast weißen Federspitzen. Besonders charakteristisch ist der scharfe Kontrast von hell und dunkel auf Rücken und Schultern. Auch Diezel glaubt ein ähnliches Merkmal entdeckt zu haben.

Wir ersehen also, daß die Ausscheidung der Eulenköpfe und Blaufüße keinen Grund gibt, zweierlei Arten von Waldschnepfen anzunehmen. Ebenso unstichhaltig ist, daß erstere Weibchen, letztere Männchen sein sollten; ferner haben wir die Überzeugung gewonnen, daß wesentliche äußere Merkmale nicht existieren oder wenigstens bis jetzt nicht ermittelt sind, die Geschlechter unterscheiden zu können und so bleibt uns zur Bestimmung vorläufig nichts anderes übrig als das anatomische Messer. Gewöhnlich dürften aber, besonders zur Falzzeit überhaupt mehr Männchen als Weibchen geschossen werden. Diezel faßt seine Ansicht in dem bestimmten Satze zusammen: „Also nur eine Art von Waldschnepfen und nur geschlechtliche oder sonst zufällige Verschiedenheit!"

Der verehrte Leser wird nun nach alledem fragen, wie es sich nun mit den Blaufüßen oder Dornschnepfen verhält, wenn sie weder eine andere Art sind, noch durch ihre Verschiedenheit einen Geschlechtsunterschied bezeichnen sollen.

Ich berufe mich nun wieder auf die Ausführungen Dr. Hoffmanns, welcher der Meinung ist, die Blaufüße seien meist solche Individuen, welche unter sehr hohen Breiten, im rauhen Gebirge, kurz unter Verhältnissen aufgewachsen sind, welche der Ernährung und Entwickelung des jungen Vogels nicht sehr günstig waren, teils und zwar größtenteils, junge, im ersten Lebensjahre stehende Individuen seien. Für diese Annahme sprechen verschiedene Gründe. Es ist bekannt, daß viele Vögel erst im zweiten und dritten Jahre ihre vollkommene Größe und ihr vollkommenes Gefieder erhalten; daß die kleinen Waldschnepfen gewöhnlich ein unscheinbares, düsteres Gefieder tragen, spricht sonach für ihre Jugend; ebenso der Umstand, daß die kleinen männlichen Schnepfen, welche im Frühjahr geschossen werden, auffallend wenig angeschwollene Testikel haben. Auch werden die Dornschnepfen fast ausnahmsweise beim Buschieren und Treiben und nicht auf dem Abendstriche quarrend und falzend geschossen.*) Hoffmann konnte nirgends erfahren, daß eine Dornschnepfe brütend oder gepaart angetroffen worden wäre. Demnach scheint es nun eine richtige Annahme zu sein, daß die Mehrzahl dieser kleinen Schnepfen einjährige und zwar hochnordische Individuen sind.

---

*) Hoffmann erinnert sich keines Falles, eine Dornschnepfe geschossen zu haben, welche den falzenden tiefen Kehllaut, das Quarren, hätte wahrnehmen lassen.

Es ist jedoch nicht erwiesen, daß die im Frühjahr zuerst eintreffenden Schnepfen stets „Dornschnepfen“ sein sollten, wenn auch häufig die ersten kleinere Schnepfen sind; ferner ist nicht erwiesen, daß die ersten Schnepfen nur Männchen sein sollen, welche den Weibchen um einige Tage vorauseilen. Auch ist wahrzunehmen, daß die meisten Jäger behaupten, die Blaufüße kommen zuerst, während andere wieder annehmen, sie beschließen den Strich.

Außer den beiden Varietäten kommen nicht selten einzelne Exemplare von gelblicher und weißlicher Farbe vor. Das dürften aber, wie bei den Rebhühnern Individuen sein, welche zum Albinismus hinneigen. Baron v. Hirsch in München erlegte eine solche Schnepfe. Wenn man sie aber genau betrachtet, entdeckt man noch die Zeichnung der einzelnen Federn, doch so blaß, daß es von der Ferne nicht beachtet wird. Unstreitig ist hier das Pigment verloren gegangen.

Die Waldschnepfe wird mit Ausnahme einiger nordischen Inseln in allen Ländern Europas, ebenso in ganz Nord- und Mittelasien angetroffen. Auf ihrem Zuge besucht sie von Europa aus Nordwestafrika, von Nordasien aus Indien und kehrt von da aus im Frühjahr wieder zurück; die Zugrichtung geht, wie bei sehr vielen Zugvögeln, nicht von Nord nach Süd, sondern von Nordost nach Südwest. **Verbreitung und Aufenthalt.**

Man nimmt an, daß das Brutgebiet der Waldschnepfe zwischen dem 45. und 67. Grad nördlicher Breite gelegen sei; daß die Schnepfe nur allein im Norden brüte, ist eine gänzlich falsche Annahme, denn in unsern Vorbergen und Mittelgebirgen brütet sie ebenso, wie im Norden. Allerdings dürfte im 45. und 46. Breitegrad die Grenze des Brutgürtels nach dem Süden zu, gesucht werden, weiter im Süden, wie in Spanien, Süditalien, ist bis jetzt nicht bekannt, daß Waldschnepfen gebrütet hätten; nach den Ausführungen Graf v. d. Mühle's soll sie jedoch in einzelnen Fällen im nördlichen Griechenland brütend getroffen worden sein. Sonach ist die eigentliche Sommerheimat der Waldschnepfe nordwärts der Alpen zu suchen. In vielen Gegenden Österreichs, Bayerns, Württembergs und Badens, wie z. B. im bayrischen Walde, auf der rauhen Alb, im Schwarzwalde und in den dichtbewaldeten Vorbergen der Alpen brütet sie ebenso, wie in allen größeren Waldkomplexen unserer Mittelgebirge. In Frankreich und Belgien wird sie dagegen seltener als Brutvogel angetroffen.

Obgleich nun die Schnepfe unter die Sumpfvögel gehört, so hält sie sich doch im Gegensatze zu andern verwandten Arten nicht im Freien und in Sümpfen auf, sondern sucht das dichteste Unterholz zu ihrem Standorte zu wählen und ist mehr nächtlicher Vogel, denn erst nach Eintritt der Dämmerung verläßt sie die schützende Dickung und streicht nach feuchten Waldwiesen oder auf benachbarte Felder, um dort einzufallen und nach Würmern, Maden u. dergl. Äsung zu suchen. Wahrscheinlich hält sie sich die Nacht über dort auf, um dann in der Morgendämmerung wieder nach dem dichten Unterholze zurückzustreichen. Beleg hiefür dürfte die Wahrnehmung sein, daß viele Schnepfen in den Nachtgarnen auf den Feldern gefangen wurden und man kurz vor Tagesanbruch z. B. gelegentlich der Hahnenbalze stets Schnepfen von den Feldern zurückstreichen sieht oder hört. Ohne äußere Veranlassung wird man selten untertags eine Schnepfe im Freien streichend beobachten können, wird sie aber aufgestoßen, streicht sie stets sehr tief am Boden dahin, sucht sich überall möglichst zu decken und fällt nach kurzem Fluge rasch wieder ein. Ebenso habe ich stets die Erfahrung gemacht, daß aufgestoßene Schnepfen, wenn sie an den Rand des Waldes kommen und größere, freie Flächen, wie Felder, Wiesen, Möser vor sich sehen, sofort am Waldsaume drehen und oft in ganz kurzen Wendungen der Schlagwand entlang fliegen, um dann mit einer zweiten Drehung im Waldesdickicht wieder zu verschwinden. Im allgemeinen liegt die Waldschnepfe sehr fest, drückt sich im Grase und Unterwuchse sehr lange und steht nicht eher auf, als bis man in ihre nächste Nähe gekommen, dann aber fährt sie mit klatschendem Flügelschlage rasch heraus, wirbelt senkrecht durch das Gestrüpp in die Höhe, wendet dann rasch und streicht zwischen den höheren Baumkronen, obgleich nicht weit, doch rasch dahin. Mehrmals aufgestoßen wird sie unruhig, hält nicht mehr fest und legt dann auch, wenn sie sich nicht mehr sicher fühlt, größere Strecken im Fluge zurück. Ganz anders geriert sich die Schnepfe, wenn man sie auf freiem Platze überrascht; ohne das geringste Geräusch erhebt sie sich, streicht dann niedrig am Boden hin, gleich als wolle sie sich unbemerkt abstehlen.

Die Wanderung der Schnepfe gibt Anlaß, anzunehmen, daß dieselbe vielfach von den Witterungsverhältnissen abhängig ist; feuchtes, warmes Wetter liebt sie jedenfalls viel mehr, als trockenes, rauhes. **Lebensweise und Strich.**

Obgleich die Schnepfe gegen Kälte nicht besonders empfindlich ist, so ist doch die Erfahrung gemacht, daß sie bei kaltem, windigem Wetter wenig Lust zum streichen, noch weniger zum Falzen zeigt und auch ihre Weiterreise unterbricht. An kalten, windigen Abenden beobachtet man, wenn überhaupt Schnepfen streichen, dieselben sehr hoch, rasch und stumm streichend. Untertags halten sie sich in geschlossenen Dickungen auf, wo der Frost den Boden nicht hart macht, so daß sie Insekten und Würmer finden und mit dem Schnabel bohren können. Bei Sonnenschein und feuchtwarmem Wetter halten sie sich gerne an Schlagrändern, dann in gemischten Beständen auf, in welchen Laubholz vorherrscht und der Boden viel mit Laub bedeckt ist, unter welchem sie wohl ihre Nahrung heraussuchen. Hier verbleibt die Schnepfe bis die Dämmerung sich über den Wald legt, dann erhebt sie sich, streicht in trägem, eulenartigem Fluge, gewöhnlich der Schlagwand entlang über Schläge, Filzen u. dergl. hin und läßt dabei den quarrenden Falzton hören, der etwa wie „quor", „quor" oder „quohg" lautet und „Quarren", „Murren", „Gronen" ꝛc. genannt wird. Außer diesem tiefen Baßton vernimmt man auch einen pfeifenden Ton, das „Puitzen", „Quitschen", „Zwicken" ꝛc., welcher sich etwa durch die Buchstaben „pſwſt" oder „puitz" wiedergeben läßt. Den quarrenden Ton, nimmt man an, stoßen nur die falzenden Männchen aus, während das „Puitzen" beiden Geschlechtern, sowohl den Männchen als den Weibchen eigen sein dürfte und als Lockton gelten mag. Mir ist das Quarren der Schnepfen stets nur bei günstigem Wetter, als eine Art Laut vorgekommen, welchen dieselben im höchsten Stadium der Gemächlichkeit vernehmen ließen, denn quarrende Schnepfen streichen niemals rasch, sondern kommen ganz behaglich baumelnd einher. Bei vielen schnepfenartigen Vögeln findet man großen Hang zur Geselligkeit, so daß sie in größerer Zahl beisammenlagernd getroffen werden. Die Waldschnepfe lebt aber mehr einsiedlerisch, höchstens findet man sie im Frühjahr paarweise beisammen, wenn auch in der nächsten Umgebung des Waldortes gleichwohl mehrere angetroffen werden können. Zur Zeit des Herbststriches ist aber in der Regel die Schnepfe nur isoliert und allein für sich gesondert anzutreffen.

Nicht selten gewahrt man auf dem Frühjahrs-Abendstriche, daß zwei oder drei Schnepfen in pfeilschnellem Fluge, oft unter einander hindurchwechselnd, heransausen und hört dabei einen scharf pfeifenden Ton, welcher etwa wie psip-psip psip-psip zum Ohre des lauschenden Jägers dringt; manchmal mischt sich darunter ein hastiges „gog-gog-gog" und die Schnepfen stoßen dann förmlich mit den langen Schnäbeln aufeinander. Nun geht die allgemeine Ansicht der Jäger dahin, daß die paarweise streichenden Langschnäbel Männchen und Weibchen seien, welche eine Art Liebesgeschäcker treiben. Dr. Hoffmann behauptet nun, er habe sich wiederholt überzeugt, daß die aufeinanderstechenden Schnepfen g e w ö h n l i c h z w e i M ä n n c h e n sind, welche sich eifersüchtig verfolgen. Mehrmals habe er von solchen Paaren den vordern Vogel herabgeschossen und ihn nachher durch anatomische Untersuchung als M ä n n c h e n bestätigt. Bestimmte Merkmale aufzustellen, ob zwei mit einander streichende Schnepfen Paare seien oder zwei streitlustige Männchen, sei ihm bis jetzt nicht gelungen.

Ich habe von Jugend auf die Schnepfenjagd als eine besondere Liebhaberei recht eifrig betrieben, habe sie in verschiedenen Gegenden ausgeübt, reichliche Aufschreibungen und Beobachtungen darüber verzeichnet, leider aber anatomische Untersuchungen auf das Geschlechtsverhältnis nicht angestellt. Sehr oft sind mir stechende Schnepfen schußgerecht angeflogen, gewöhnlich zwei; jedoch habe ich zwei Fälle verzeichnet, daß drei Schnepfen gleichzeitig anstrichen und zwar zwei aufeinanderstechend voraus und eine etwas wenig hinter drein. Im Jahre 1867 schoß ich im k. Forstrevier Sch. des bayrischen Waldes bei drei anstreichenden Schnepfen mit e i n e m Schusse die beiden vorderen aufeinander stechenden herunter, während ich mit dem zweiten Schusse die dritte Schnepfe fehlte. Die beiden erlegten waren Eulenköpfe und an deren Färbung und Stärke nicht der geringste Unterschied zu erkennen. Der zweite Fall, daß mir gleichzeitig drei Schnepfen anstrichen, begegnete mir im Revier E. bei Fürstenfeldbrück im Jahre 1874 — damals gingen meine beiden Schüsse fehl. Vor zwei Jahren (1893) strichen rechts von mir zwei aufeinander stechende Schnepfen im k. Forstrevier K. bei Gauting vorüber, wovon ich die hintere herunterschoß; gleichzeitig strich eine dritte Schnepfe vielleicht 25 Meter weiter links an mir vorüber, welche ich fehlte.

Geistige Veranlagung.

In Bezug auf ihre geistigen Fähigkeiten dürfte die Schnepfe gewiß zu den klügeren Vögeln gerechnet werden, denn sie gibt uns in vielen Punkten Anhaltspunkte, daß ihr Verhalten sehr oft ein ganz planmäßiges ist, das dem raschen Erfassen der Situation angepaßt wird.

Zunächst dürfen wir ins Auge fassen, daß die Schnepfe bei Herannahen der Gefahr in vielen Fällen sich zu verbergen sucht, indem sie sich am Boden drückt, den Hals einziehend und den Stecher gerade vor sich hinstreckend, und so sehr lange aushält. Sieht sie sich entdeckt, dann fährt sie steil aufwirbelnd mit lautem Klatsch durch das Geäste in die Höhe und sucht so rasch als möglich z. B. hinter dichten Fichten durch rasche Drehung im Fluge Deckung. Wird eine Schnepfe an einer Stelle überrascht, welche ihr wenig Deckung bietet, so steht sie schon in größerer Entfernung vor Jäger und Hund auf, ohne den geringsten Laut vernehmen zu lassen und stiehlt sich gleichsam, wie schon bemerkt, ab.

Allerdings ist die Schnepfe auf dem Abendstriche im Frühjahr scheinbar weniger aufmerksam und vorsichtig, ist nicht so sehr auf ihre Sicherheit bedacht; den einigermaßen gedeckt stehenden Jäger wird sie nicht gewahr, streicht vielmehr unbesorgt und leichtsinnig dahin und an ihm vorüber. Dieser Umstand dürfte aber der geschlechtlichen Erregung zugeschrieben werden, durch welche ihre Aufmerksamkeit, wie beim brünftigen Hirsche auf ganz andere Ziele gerichtet ist, als auf Wahrung ihrer eigenen Sicherheit. Auch des Morgens, beim Frühstriche ist sie nicht vorsichtig, wie ich mich schon sehr oft während der Auerhahnbalze überzeugt habe.

Ist dagegen eine Schnepfe verfolgt, macht sie oft dem Jäger das Auffinden trotz des besten Hundes sehr schwer. Sehr oft ereignet es sich, daß der Jäger die Schnepfe, welche er bestimmt an einem Orte einfallen sah, nicht mehr findet. Der Hund markiert, kann aber den Vogel nicht auffinden. Ich glaube daher, daß eine auf diese Weise vergrämte Schnepfe einfällt, rasch hinwegläuft und hinter Deckung rasch wieder aufsteht, um in ganz unerwarteter Richtung wegzustreichen und irgendwo seitwärts einzufallen. Dutzendmal ist mir dieser Fall während des Buschierens vorgekommen und verrät gewiß einen Grad von Schlauheit.

Was nun den Frühjahrszug der Schnepfen betrifft, die Richtung, welche derselbe nimmt und die Zeit, in welche er fällt, habe ich durch Jahrzehnte in hiesiger Gegend Aufschreibungen und Beobachtungen gemacht, bin aber nur teilweise zu festen Schlüssen gekommen. Der alte, bekannte Jägerspruch: Frühjahrszug.

Reminiscere — richtet die Gewehre,
Oculi — da kommen sie,
Lätare — das sind die wahre,
Judica — sind sie auch noch da,
Palmarum — tralarum!

ist wohl recht nett, trifft aber in den wenigsten Jahren mit der eigentlichen Strichzeit zusammen. Es sind eben die Namen der kirchlichen Festtage, die wie das Osterfest beweglich sind und selten mit der Strichzeit richtig zusammenfallen.

Eine andere Jägerregel besagt: acht Tage vor und acht Tage nach Josephi (19. März) ist die Strichzeit der Schnepfen. Das hat mehr Richtigkeit, denn in diese 14 Tage fällt in der Regel der Hauptstrich; namentlich in die Woche nach dem Josephstage. Es richtet sich auch da wiederum nach der geographischen Lage des Ortes und nach den jeweiligen Witterungsverhältnissen des Jahrganges. So viel habe ich mit Sicherheit herausgefunden, daß wenn auch ungünstiges Wetter einfällt, der Strich doch durchgeht und sich nicht mehr aufhalten läßt, wenn einmal die eigentliche Strichzeit (19. März) herangekommen ist. Schlechtes Wetter hält viele Jäger ab, den Strich zu frequentieren und bei schlechtem Wetter ziehen und falzen die Schnepfen auch schlecht — aber der Zug läßt sich doch nicht mehr aufhalten und geht vielleicht rascher, mit wenigeren Ruhepausen bei uns durch.

Die Umgebung von München ist für den Schnepfenzug nicht sehr günstig. Die Hochebene mit kiesigem, durchlässigem Untergrunde bietet der Schnepfe nicht die gewünschten Nahrungsquellen. Die Luft ist auf dieser Hochebene immer bewegt und um die Frühjahrszeit meist windig. Darum ist auch bei uns in trockenem Frühjahre, wenn rauhe, trockene Ostwinde vorherrschen, der Strich fast gleich Null. Nach meinen Aufschreibungen ist der früheste Tag, an dem ich hier Schnepfen antraf, der 7. März. Das Jahr war trocken, die Tage sonnig und heiß, so daß mir der Hund an diesem Tage vorzeitig ermattete. Dagegen fand ich, daß in trockenen Frühjahren diejenigen Reviere, welche feuchten Untergrund und wärmere Lagen bieten, ungemein stark durch Schnepfen besucht waren. Daraus resultiert, daß der

eine Jäger sagt: „der Strich ist heuer schlecht“ — der andere, der nur ein paar Stunden seitwärts, aber im tiefen Flußthale seine Jagd hat, behauptet: „so viele Schnepfen wie heuer habe ich noch nie gefunden!“

Ich habe in dem von mir redigierten „Deutschen Jäger“ jährlich Dutzende von Berichten aus den verschiedensten Lagen hereinbekommen und habe daraus den Beweis für diese Anschauung erhalten. Aus diesen Meldungen geht hervor, daß in der Donauebene die ersten Schnepfen beobachtet werden, daß sie dort stets um ein paar Tage früher eintreffen, als bei uns. Ebenso verhält es sich im Rheinthale und seiner nächsten Umgebung. Man nimmt gewöhnlich an, daß die Schnepfen über die hohen Gebirgsstöcke der Alpen aus Italien zu uns kommen, weil schon Wochen vorher aus der Lombardei frisch geschossene Schnepfen unsern hiesigen Markt zieren. Ich glaube aber nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, es mögen wohl Schnepfen durch die tieferen Flußthäler der Alpen und denselben entlang von Italien aus zu uns kommen, aber gewiß sind das nicht die ersten Ankömmlinge, denn diese reisen im Donauthale von Österreich her flußaufwärts, dringen dann in die Thäler der Nebenflüsse ein und reisen denselben aufwärts nach, verbreiten sich von diesen Flußthälern über das Land und ziehen allmählich gegen die Alpen zu hinauf.

An der Donau haben die Jäger stets einige Tage vor uns in München die Schnepfen und im Gebirge treffen sie 8—10 Tage später ein als hier. Würden die Schnepfen vice versa zu uns kommen, dann müßten sie im Gebirge früher beobachtet werden, als bei uns.

Es ist auch ganz natürlich, daß die Schnepfe bei uns früher eintrifft und sich länger verhält als im Gebirge, weil bei uns um diese Zeit die Vegetation weiter vorgeschritten ist, als in den Bergwaldungen, in welchen die Schnepfen zuletzt eintreffen und dann dort ihre Brutstätten aufschlagen.

Im bayrischen Walde kommen die Frühjahrsschnepfen 8—10 Tage später an als im Donauthale. Die Schneeverhältnisse bedingen das. Dort brüten sie, halten sich auf und streichen früh und abends; von Ende Juli ab ist aber plötzlich alles verschwunden. Langjährige Erfahrungen haben mir das klar gemacht.

Ich komme zu dem Schlusse, daß wir in Süddeutschland Frühjahrsschnepfen von zwei Richtungen her erhalten 1) solche, welche von der untern Donau heraufkommen und sich bei uns ausbreiten und 2) solche, welche durch das Rhone- und Rheinthal herabziehen und sich links und rechts des Rheinstromes über das anliegende Land verbreiten.

Letztere glaube ich, treffen früher ein als erstere, denn die ersten Meldungen über Ankunft der Schnepfen kommen gewöhnlich aus der Rheingegend.

Dr. Hoffmann schreibt: „Bei Wien treffen die ersten Schnepfen durchschnittlich nicht früher ein als bei Stuttgart und selbst in Slavonien, das weit südlicher liegt, stimmt die Hauptzugszeit (Mitte März beginnend) mit der Stuttgarter Umgegend in vielen Jahren überein. Im badischen Unterrheinkreis, bei Frankfurt a. M. und im Darmstädtischen treffen die ersten Frühlingsschnepfen trotz der nördlicheren Lage regelmäßig 3—5 Tage früher ein, als in der Stuttgarter Gegend.

Dies stimmt mit meiner Angabe. Die Schnepfen der Stuttgarter Gegend rekrutieren wahrscheinlich aus jenen Zügen, welche in Südfrankreich und in Spanien überwintern und den Rhein hinabstreichen, von wo aus sie sich seitwärts nach den Höhen, also auch gegen Stuttgart zu verbreiten. Die Schnepfen aus Griechenland und den Donautiefländern brauchen länger bis sie zu uns kommen. Wir haben aber auch Jahrgänge, in welchen schon im Februar Schnepfen eingetroffen sind und die Tabelle Dr. Hoffmanns weist nach, daß schon am 22. Februar (1884) Schnepfen in Stuttgart eintrafen. Das sind eben besonders milde Jahrgänge.

Wir ersehen also, daß der Strich sowohl von den Witterungsumständen, von Wind und Wetter, Trockenheit und Nässe, als auch von Luft- und Bodenverhältnissen abhängig ist und sich für lokale Verhältnisse keine allgemeine Norm feststellen läßt.

Ob die Schnepfen mit dem Winde ziehen oder gegen den Wind, darüber sind die Forscher nicht ganz einig. Es dürfte jedoch die Annahme, daß sie mit dem Winde ziehen, die größte Wahrscheinlichkeit haben. Es ist nämlich konstatiert, daß gerade nach heftigem Winde aus Südwest Schnepfen in größerer Anzahl an bestimmten Orten angetroffen wurden und daß dieselben kaum bei solcher

Strömung gegen den Wind gestrichen wären; ferner ist es Thatsache, daß bei Nordostwinden, die während der Strichzeit meist sehr kalt und trocken sind, die Schnepfen überhaupt nicht gerne ziehen. Außerdem aber muß man berücksichtigen, daß wir gewöhnlich nur die Strömung der tieferen Luftschichten betrachten, während die der höheren oft eine ganz entgegengesetzte ist. Unsere Langschnäbel reisen aber bekanntlich sehr hoch und zwar meist paarweise oder einzeln und nicht in größeren Scharen während der Nacht. Mond- und sternenhelle Nächte, glaubt man, wählen die Schnepfen lieber zum Zuge. Am besten soll der Zug in Nächten mit lauwarmem Frühlingsregen sein.

Bezüglich des Herbstzuges der Schnepfen spricht sich unser mehrfach erwähnter Gewährsmann dahin aus, daß die Schnepfen, welche während des Herbstzuges die deutschen Wälder zum zeitweisen Aufenthalte nehmen, zweifellos solche seien, welche teils in Deutschland selbst, teils in Schweden und dem nordwestlichen Rußland ihren Sommeraufenthalt hatten; wenn Herbst und Spätherbst — je nach Witterung früher oder später — ihnen Nahrungssorgen bereiten, so ziehen sie dem wärmeren Süden zu. Dieser Zug stößt aber auf die mächtigen Hochgebirge Österreichs, Bayerns und der Schweiz. Wir wissen zuverlässig, daß die Waldschnepfe dem kahlen Hochgebirge abhold ist und dürfen daher annehmen, daß wenige die um diese Zeit meist schon beschneiten Gebirgspässe überschreiten dürften, daß sie sich vielmehr in zwei Heerhaufen teilen, von denen der eine zur rechten, der andere zur linken Seite der Alpen dem Süden zustreicht.

Dies stimmt nun mit meinen Annahmen für die Rückkehr im Frühjahr ganz genau, nur ist die Zugrichtung im Herbste selbstverständlich umgekehrt; und wenn nun im Herbste die Schnepfen auf diese Weise wegziehen, so ist die Annahme des Herzuges im Frühjahr von dort in gleicher Weise nur um so gerechtfertigter, als die Alpen zur Zugzeit im Frühjahr noch von Eis und Schnee starren. Doch habe ich bei Gems- und Hirschjagden zu Ende September und Anfang Oktober im Hochgebirge sehr oft Schnepfen streichen sehen.

Und daß nun die Schnepfen ihre altgewohnten Nistplätze, ihre „Familienplätze“ möchte ich sagen, wie der Hausstaar und die Schwalbe im Frühjahr, wieder aufsuchen, habe ich einen ganz eklatanten Beweis. Im bayrischen Walde, Revier Sch., hatten wir einen in der Nähe des Forsthauses gelegenen Waldort, in welchem der Strich ganz vorzüglich war. Dort frequentierten wir Jahre hindurch den Strich und erlegten dort nach und nach eine große Anzahl von Schnepfen. Allmählich wurde der Strich in diesem Forstorte geringer und lohnte sich nicht mehr, so daß wir andere Waldorte mit besserem Striche aufsuchen mußten. In einem Jahre strichen in dem erstgenannten Waldorte, Kaltenbrunn genannt, noch acht Schnepfen. Sämtliche acht erlegte ich der Forschung halber. Die folgenden Tage strich dort nichts mehr und im Frühjahre darauf beobachtete man an diesem Orte nur zwei Schnepfen. Wir hatten folglich nach und nach die dort brütende Familie ausgeschossen und niemand von ihnen konnte mehr die alte Heimstätte im Frühjahr aufsuchen. Wir, die wir im Anfang, als mein Bruder auf dieses Revier befördert wurde, in nächster Nähe des Forsthauses den Strich frequentieren konnten, mußten von Jahr zu Jahr immer entferntere Revierteile, sogenannte Auen — sumpfige Urwaldstellen, zwischen den mit herrlichem Waldbestande bestockten Hügeln und Bergen — aufsuchen, um besseren, dann allerdings so herrlichen Strich zu haben, wie ich ihn nirgends in meinem Leben, weder vor noch nachher sah. Durch diese Fülle von Genuß waren wir eben auch anspruchsvoller und suchten die besten Stellen im Revier heraus. Man darf jedoch nicht glauben, daß deshalb in der Nähe des Forsthauses die Schnepfen gänzlich ausgerottet gewesen wären.

Dr. Hoffmann stellt den Satz auf: „wenn im Herbst in den Waldungen des südwestlichen Deutschlands zahlreiche Schnepfen beobachtet werden, so ist mit großer Wahrscheinlichkeit darauf zu rechnen, daß auch die Zahl der im Frühjahr zurückkehrenden eine erfreuliche sein wird; umgekehrt, wenn unseren Waldungen (zufolge großer Trockenheit) im Herbst nur spärlicher Zuzug von Schnepfen zu teil wird, so ist die Chance des nächsten Frühlingsstriches zuverlässig eine sehr verminderte“. Als Beispiel führt er den äußerst schnepfenarmen Herbst 1881 und den darauf folgenden, ganz abnorm geringen Schnepfenstrich des Frühjahrs 1882 an.

Einzelne Schnepfen überwintern auch manchmal bei uns; man nennt solche gewöhnlich — Lagerschnepfen. Es ist sehr schwer zu begreifen, wie diese Vögel ihren Wandertrieb nicht haben sollen, der

doch durch Nahrungsverhältnisse bedingt wird, und noch schwerer, wie sich solche Schnepfen bei uns durch den Winter bringen. Ich kann nur annehmen, daß dies Schnepfen sind, welche durch leichte Schußverletzungen gehindert waren, dem großen Zuge zur rechten Zeit zu folgen und sich dann vom Froste überrascht, Plätze aussuchten, tiefe Lagen mit warmen Quellen, welche nicht zufrieren und an deren Rändern sie im Winter noch Äsung finden. Bis die Schußverletzung aber ausgeheilt ist, starrt vielleicht schon das ganze Land von Eis und Schnee und der Vogel wagt die Reise nicht mehr, sondern bleibt und bringt sich an der gewählten Stelle kümmerlich durch.

Bei dieser Gelegenheit komme ich auch auf einen Umstand zu sprechen, der vielfach Erwähnung findet. Es ist das Ausheilen zerschossener Glieder. Diezel schreibt hierüber z. B.: „Bewunderungswürdig ist der Instinkt (!), welcher die Schnepfe sich selbst heilen lehrt, wenn ihr durch Schrotschüsse ein Ständer zerschmettert worden ist; Dr. Becker war der erste, der diese höchstinteressante Entdeckung gemacht hat."

Der Fall ist folgender: einer Schnepfe war das Schienbein durch ein Schrotkorn zerschmettert. Diese Stelle war mit ausgerupften Bauchfedern schienenartig umrandet, so daß die zerbrochene Tibia in eine feste und gerade Lage wieder kam. „Der Augenschein lehrte, schreibt Diezel, daß dieser Knochenbruch höchstens 4 Wochen alt sein konnte, um so merkwürdiger ist nicht nur die rasche Heilung, sondern auch hauptsächlich der Instinkt der Schnepfe, auf eine ebenso kunstvolle, als naturgemäße Weise die Heilung zu bewirken."

Ich habe hier anzuführen, daß ich solche Fälle, die ich bei Rebhühnern und auch bei zahmen Tauben in ganz ähnlicher Weise wiederholt beobachtete, nicht dem Instinkt der Schnepfe zuschreiben, sondern der Thatsache eine sehr natürliche Erklärung geben möchte.

Bei jeder Verletzung der Ständer zieht naturgemäß der Vogel im Schmerze das zerschossene Glied an sich unter das warme Gefieder. Der austretende Schweiß und die sich entwickelnde Lymphe werden zähe und klebrig und da bleiben die stark wolligen Flaumfedern vom Bauche daran kleben. Macht nun der Vogel, etwa um Äsung zu suchen eine Bewegung, so ist ganz erklärlich, daß er mit dem kranken Ständer nachhilft; die an die Wunde angeklebten Flaumfedern reißt er dann von selbst aus, und diese bilden dann allmählig mit der Lymphe eine krustenartige Umhüllung der Bruchstelle, unter welcher der Knochen sich allmählich wieder, wenn auch öfter in etwas veränderter Form ausheilt. Außerdem ist ja bekannt, daß bei allen im Naturzustande lebenden Tieren oft die schwersten Verwundungen rasch heilen.

Ich möchte daher nicht annehmen, daß der „Instinkt" die Schnepfe lehrt, sich Federn auszurupfen und um die Bruchstelle zu legen, vielmehr liegt der Zufall oder der natürliche Vorgang so nahe, daß man dies keiner besonderen Geschicklichkeit zuschreiben dürfte. Schließlich teilt auch Diezel diese Ansicht und spricht sich in ähnlicher Weise aus.

Äsung. Die Äsungs- oder Nahrungsverhältnisse der Waldschnepfe müssen wir einer etwas intensiveren Betrachtung unterziehen, denn dieselben haben großen Einfluß auf die Wanderung, den Aufenthalt und Strich dieses interessanten Vogels. Ernährung und Fortpflanzung oder Selbsterhaltung und Vermehrung ist bei vielen Tieren der einzige Lebenszweck und für unsere Waldschnepfe besonders bezeichnend, denn die Nahrung veranlaßt die herbstliche Wanderung nach dem Süden, sie bedingt den Rückzug im Frühling; von der Nahrung hängt es ab, ob der Zug früher, ob er später beginnt, ob er rascher durchaus geht oder langsamer mit größeren Ruhepausen vollzogen wird; die Nahrung bestimmt den Aufenthalt während des Tages, sie bestimmt die Richtung des abendlichen Striches, wie auch den nächtlichen Aufenthalt. Und wenn nun die Art und Weise der Jagd bei fast allem Wilde nach den Einwirkungen der Nahrungsverhältnisse sich reguliert, bei der Waldschnepfe ist dies in erhöhtem Maße der Fall. Kennt man aber diese Verhältnisse nicht, wird der Erfolg der Waldschnepfenjagd nie geringer, nur zufälliger sein und man müht sich umsonst ab. Allerdings ist es keine leichte Aufgabe bei einem Vogel, der so einsam und verborgen, so schüchtern und vorsichtig lebt, die Ernährungsweise zu studieren. Dennoch sind absichtlich und zufällig viele Beobachtungen gemacht worden, so daß die Wissenschaft an der Hand derselben, ein ziemlich klares Bild geben kann.

Es ist festgestellt, daß die Schnepfe eine ungemein rasche Verdauung hat; man findet, daß der Magen einer untertags erlegten Schnepfe oder einer solchen, welche am Abendstriche geschossen wird, meistens leer ist. Das deutet darauf hin, daß die Schnepfe den Tag über mehr fest liegt, des Abends aber an Plätze streicht, wo sie ihre Nahrungsbedürfnisse befriedigen kann.

Immerhin findet man bei fast allen Vögeln, daß sie oft, aber niemals viel Nahrung auf einmal zu sich nehmen und so wird es sich wohl auch mit der Schnepfe verhalten, sonst fände man nicht im Bestande Plätze, wo sie gescharrt und gewurmt hat. Man darf aber diese Stellen nicht verwechseln mit jenen, welche Häher und Waldamseln, die auch im Walde scharren, machen. Wo Schnepfen gescharrt haben, findet sich meist am Scharrplatze neben den Wurmlöchern Losung, flüssige weißliche Losung, sowie die Tritte der Schnepfe, welche man des Öfteren im weichen, aufgescharrten Boden oder auf noch vorhandenen Schneeplatten findet. Derartige Zeichen geben dem Jäger kund, daß Schnepfen bereits eingetroffen sind.

Ein weiteres Erkennungszeichen der Anwesenheit von Schnepfen dürften die Wurmlöcher und Tritte sein, welche man an Lacken, nassen Wegstellen auf Waldwegen, wo sich Wasser angesammelt hat, findet und an solchen Stellen mag der Jäger, wie überhaupt, offenes Auge haben.

Nach all diesen Zeichen ist wohl anzunehmen, daß die Waldschnepfe den Tag über vorwiegend im Bestande festliegt, doch zeitweise einige Nahrung sucht, des Abends jedoch die Dickung verläßt, um die eigentlichen Äsungsplätze zu ihrer nächtlichen Hauptmahlzeit aufzusuchen, woher sie beim Tagesgrauen nach den Beständen wieder zurückstreicht.

Die Nahrung besteht nur aus Würmern, Insektenlarven, Kerbtieren und kleinen Nacktschnecken. Das Wurmen wird aber wohl der Hauptnahrungszweig sein, denn dafür spricht der lange Schnabel und dessen hiezu eingerichtete Konstruktion, über die ich mich schon Eingangs ausgesprochen habe.

Nach Beobachtungen soll die Waldschnepfe den Schnabel tief in den weichen Boden einbohren und wie Oberförster Slevogt auf Grund gemachter Beobachtung behauptet, sich im Kreise herumdrehen, wobei ein schnarrendes Geräusche hörbar sei. Hiedurch würden die Würmer im Boden aufgeregt und dann von der Schnepfe ergriffen.

Etwas genauere Beobachtungen hat an einer gefangen gehaltenen Schnepfe mein alter Freund, Ludwig Beckmann in Düsseldorf, rühmlichst bekannt als Jagdmaler, Kynologe und Herausgeber des vorzüglichen Werkes: „Geschichte und Beschreibung der Rassen des Hundes“, Verlag von Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig 1894 — gemacht. Dieser Forscher schreibt u. a.:

„Als ich zur Stelle kam, fand ich die Schnepfe mit aufgeblähtem Kropfe und dicht geschlossenen Augen in einer Ecke des Käfigs stehen. Sie hatte augenscheinlich des Guten zu viel gethan und die Masse lebend verschluckter Würmer verursachte ihr Unbequemlichkeiten. Den Schnabel hielt sie gegen den Kropf gedrückt, beide Hälften bis zur Mitte fest aufeinander gepreßt — von da ab krümmte sich der Oberschnabel in S-förmiger Biegung aufwärts und entfernte sich dadurch so weit von dem geraden Unterschnabel, daß zwischen beiden ein geöffneter Raum von etwa $^3/_4$ Zoll Höhe und $1^1/_4$ Zoll Länge entstand. Nach längerem Verhalten ließ endlich die Spannung nach und der Oberschnabel senkte sich auf den geraden Unterschnabel herab. Nach einigem Würgen und Schlucken schüttelte die Schnepfe ihr Gefieder und trippelte plötzlich vorwärts, um ein zweites Quantum Würmer mit gleicher Gier zu verschlingen.

Am nächsten Morgen hatte ich Bohrversuche und Erdarbeiten meines Lieblings beobachten können. In einem Holzkasten, der oben offen war, hatte ich Erdreich nebst einer Anzahl lebender Würmer einschlagen lassen; nach einiger Zeit bestieg die Schnepfe den Kasten, spazierte langsam darin herum, den Schnabel dicht am Boden haltend und bald hier oder dort, vor oder neben sich, in das weiche Erdreich drückend, ohne dabei im Gange anzuhalten. Der völlig geschlossene Schnabel wird dabei in der Regel kaum $^1/_2$—1 Zoll tief in den Boden gesteckt und rasch wieder herausgezogen; es war weder ein Bohren noch Hacken zu nennen und in Kurzem war das kleine Terrain mit einer Anzahl kleiner, glatter Löcher übersät. Endlich mußte sie wohl die Bewegung eines Wurmes durch das Gefühl entdeckt haben, denn sie hielt in ihrer Wanderung inne, drückte plötzlich den Schnabel bis fast an die Wurzel in den Boden und verharrte in dieser Stellung, während die großen glänzenden Augen aufmerksam die nächste Umgebung überspähten. Der Wurm hatte sich inzwischen wahrscheinlich zurückgezogen, denn im nächsten

Augenblicke riß die Schnepfe den Schnabel wieder leer heraus und fuhr blitzschnell in einer Entfernung von 3—4 Zoll mit Sicherheit wieder in die Erde. Jetzt kam eine ziemlich lange Pause — der Schnabel stack in schiefer Richtung im Boden, war kaum 1 Zoll lang sichtbar und bis dahin geschlossen, daß aber die bewegliche Schnabelspitze angestrengt thätig war, ließen die langsamen Wendungen des Kopfes, das Zwinkern der Augenlieder und die zornig gesträubten Kopffedern wohl ahnen. Jetzt kam ein Ruck aufwärts — der Schnabel ist bis zur Hälfte sichtbar und fest geschlossen — ein zweiter verstärkter Ruck wird sogar mit heftigem Flügelschlage begleitet und ist von solchem Effekte, daß die Schnepfe mit dem herausgerissenen Wurm*) hintüberfällt und für einen Augenblick — mit weit gespreizten Flügeln auf dem Steiße sitzt. Das inkommodiert unsern Vogel nicht, er ist vielmehr so sehr mit dem Wurm beschäftigt, der (von der Dicke eines Gänsekiels) im geschlossenen Schnabel sich in wunderlichen Kneueln und Schlingungen windet. Ein heftiges Hin- und Herschleudern des Schnabels hemmt den Widerstand des Wurmes, er hängt bereits schlaff herab, als ihn ein nochmaliges Schleudern in zwei gleiche Hälften zerteilt, welche nun sofort von der Schnepfe verschlungen werden."

Durch diese genaue Wahrnehmung des Wurmes ist wohl nicht mehr viel über diese Art der Nahrungsgewinnung der Schnepfe zu sagen und die Annahme der Wurmlöcher im weichen Waldboden völlig gerechtfertigt. Auch auf Viehweiden findet man häufig an frischen Kuhfladen, wohl mehr im Herbste, die Spuren der Schnepfe durch eingebohrte Löcher.

Wenn man in Fichtenwaldungen die Moosdecke, welche den Boden überdeckt, abhebt, was wohl der eine oder andere freundliche Leser zu diesem oder jenem Zwecke schon gethan hat, so findet man unter derselben eine Menge Würmer, Larven und Maden und diese Nahrung wird wohl die Schnepfe veranlassen in Fichtenbeständen die Moosschicht aufzuscharren, wie oben schon bemerkt ist. In gemischten Beständen, wo abgefallenes Laub den Boden bedeckt, kehrt die Schnepfe die Laubschichte an vielen Stellen um und scharrt größere Plätze auf. Auch hier findet sie unter dem im Frühjahr und Spätherbste feuchten Laube ihre Nahrung.

Betrachten wir nun den Zug der Schnepfe, so werden wir finden, daß nach Abgang des Schnee im Frühjahr, ferner im Spätherbste der Boden eine gewisse Feuchtigkeit hat, in welcher sich die der Schnepfe als Nahrung dienenden Tierchen reichlich aufhalten. Wird im Süden die Sonne kräftig und der Boden trocken, wandert sie nordwärts, wo die Schneelage später abschmilzt und bleibt so lange auf dem Zuge, bis auch dort der Boden von der warmen Frühlingssonne aufgetrocknet ist. Umgekehrt ist's im Herbste, macht der Frost den Boden hart, dann wandert die Schnepfe weiter nach Süden. Gerade in den beiden Übergangsperioden vom Winter zum Frühling, dann vom Herbste zum Frostwetter müssen bei uns die Nahrungsquellen der Schnepfe am günstigsten sein und bedingen diese ihre Wanderung und deren Dauer. — Auf diese Faktoren sein Augenmerk zu richten, ist des Schnepfenjägers Hauptaufgabe.

Große Waldungen, Bergforste mit nördlichen der Sonne abgeneigten Gehängen bieten immer, auch im Hochsommer feuchten Grund und in solchen Lagen brütet auch die Schnepfe, weil sie da die zu ihrer Erhaltung gegebenen Verhältnisse vorfindet. — Bevor ich diesen Abschnitt verlasse, glaube ich auch einer seltsamen Art der Ernährungsweise unserer Schnepfe Erwähnung thun zu müssen, welche Dr Hoffmann anführt. Oberförster Embt erwähnt in Hartigs Journal für Forst-, Jagd- und Fischereiwesen im 3. Heft 1806, daß er auf einem zu Holze geschossenen und später aber schon in Verwesung übergegangenen Hirsch zwei Waldschnepfen antraf, die sich gütlich thaten an den reichlich vorhandenen Aasmaden, welche an dem gefallenen Stücke in Fülle vorhanden waren. Wiederholt machte er durch mehrere Tage die Beobachtung wie die Schnepfen an dem Hirsch herum wurmten. Er glaubt, daß der plötzlich eingetretene Frost und die dadurch entstandene Äsungsnot die Schnepfen zu dieser eigentümlichen Mahlzeit vermocht hätten.

Es ist nun bei dieser Ernährungsweise sehr erklärlich, daß die Schnepfen wie man annimmt, an Eingeweidewürmern — Saug- und Bandwürmern leiden, wie sie ja in den Eingeweiden der Schnepfen,

*) Nach dieser Beobachtung dürfte die auf Seite 242 (3. Abschnitt) von Herrn Dr. Hoffmann erwähnte Annahme, daß die Schnepfe den Wurm nicht aus dem durch Einführung des Schnabels entstandenen Loche ziehe, vielmehr im Loche selbst verzehre, einige Berichtigung finden. D. V.

welche den sogenannten „Schnepfendreck“ liefern, thatsächlich beherbergen. Dr. Hoffmann meint nun, weidmännische Feinschmecker, welche auf gut zubereitete „Schnepfendreck-Schnitten“ großen Wert legen, möchten diese Thatsache nicht gar zu tragisch nehmen!

Fortpflanzung.

Ich bin nun bei der Fortpflanzung angekommen. Das beim Striche beobachtete „Quarren“ und „Puitzen“ wird meistens auch als „Falzton“ oder „Balzton“ bezeichnet. Dr. Hoffmann, unser mehrfach erwähnter Gewährsmann, ist nun der festen Überzeugung, daß das einzelne Weibchen überhaupt keinen Falzflug ausführt. Er hat stets gefunden, daß die Weibchen, welche er im Frühling auf dem Abendstriche schoß, allemal in unbedeutender Höhe über die Büsche wegstrichen, niemals aber ein solches in dem eulenartigen, langsamen Fluge des falzenden Männchens dahergestrichen kam. Daraus erscheint gegeben, daß die weiblichen Schnepfen mehr im Unterholze verbleiben, sich durch irgend einen Lockton dem vorüberstreichenden Männchen bemerklich machen und die quarrend streichenden Schnepfen solche männlichen Geschlechtes seien.

Sobald also der Strich in vollem Gange ist und quarrende Männchen gehört werden, ist anzunehmen, daß die Schnepfen sich auch paaren und die Weibchen in den ihnen zusagenden Waldungen Anstalten zum Brüten machen. Man hat Ende März, sicher aber anfangs April in tieferen Lagen brütende Weibchen schon getroffen. Am liebsten suchen die Schnepfen als Brutort gemischte Waldteile auf.

Das kunstlos angelegte Nest befindet sich gewöhnlich nicht in der ganz geschlossenen Dickung, auch nicht an kahlen, offenen Stellen, sondern an buschreichen, mäßig lichten Orten, unter Laub- oder Nadelbäumchen. Es ist eine kleine Vertiefung im Boden, die mit wenig dürrem Laube, seltener mit Moos, ausgefüttert wird.

Gewöhnlich legt die Schnepfe vier verhältnismäßig große, kurzbauchige, etwa birnförmige, glanzlose Eier, welche auf rostgelbem Grunde gelbbraune, dunkelrötliche Flecken zeigen. Junge Weibchen legen gewöhnlich nur drei Eier, mehr als vier dürften aber nicht vorkommen. Wird eine Schnepfe ihres Geleges verlustig, nimmt man an, daß sie eine Nachbrut mit weniger Eiern mache.

Dr. Hoffmann behauptet, daß Schnepfenweibchen, welche sehr frühzeitig brüten, wenn auch nicht regelmäßig, so doch gar nicht selten, noch einmal im selben Sommer brüten, obgleich diese Thatsache von mehreren Autoritäten in der Jagdlitteratur mit Zweifel aufgenommen wird.

Brütezeit.

Über die Zeitdauer des Brütens gehen die Anschauungen der Gelehrten etwas auseinander. Dr. Brehm nimmt 17—18 Tage an, Naumann 17 Tage, der alte Döbel 21 Tage, Dr. Böhmerle sagt 20 Tage. Doch ist die Differenz eine so geringe, daß wohl sämtliche Gelehrten im einen oder andern Falle recht haben mögen.

Wahrscheinlich ist es das Weibchen allein, welches das Brutgeschäft ausführt, denn des Morgens und Abends, wenn dasselbe zur Nahrungsaufnahme das Nest verläßt, findet man es öfter leer, was im Falle, daß das Männchen zur Ablösung käme, nicht der Fall sein könnte. Das Weibchen brütet und sitzt mit Ausnahme der oben erwähnten Zeit sehr fest, besonders in der mehr vorgeschrittenen Brutperiode; wenigstens sind Fälle erwähnt, daß brütende Schnepfen getroffen wurden, ohne daß sie sich geflüchtet hätten. Förster Hintz im Schloß Kämpen (Pommern) will sogar eine brütende Schnepfe angefaßt haben, ohne daß sie sich in ihrem Geschäfte stören ließ. Über die Zeit, wann die Schnepfenweibchen zu brüten anfangen, ist man selbstverständlich nicht im Reinen. Unser Pfarrer und bekannter Naturforscher Jäckel in Windsheim beobachtete schon am 16. März eine brütende Schnepfe. Nach diesen Erfahrungen dürfte die Jagd auf Frühjahrsschnepfen wohl in den ersten Apriltagen im Flachlande beschlossen werden.

Wie gesagt, ist das Schnepfenweibchen eine sehr besorgte Mutter, sie wacht über das Wohl ihrer Jungen mit großer Sorgfalt, während der Herr Papa sich um gar nichts zu kümmern scheint. Gleich nach dem Ausschlüpfen sind die Jungen fähig, der Mutter zu folgen, welche sie in Aufsuchung der Äsung getreulich unterrichtet. Wie bei vielen Waldvögeln, setzt auch die Schnepfenmutter ihre eigene Sicherheit hintan und trachtet einem sich nähernden Feind durch die bekannte List des Herumflatterns von den Jungen abzulenken, welche in solchem Falle auseinander laufen und sich einzeln dann zu drücken suchen. Bei Schnepfen habe ich diese Beobachtung zwar noch nicht gemacht, dagegen bei Rebhühnern sehr oft und mehreremale in eklatanten Fällen bei Spielhennen, so erst kürzlich am 22. Juni 1895.

Wenn eine Schnepfenmutter glaubt, der Ort sei für ihre Jungen unsicher, so hat man auch schon beobachtet, daß sie die Jungen wegschleppen. Die einen Beobachter bestehen darauf, die Schnepfe nehme die Jungen zwischen Brust und Schnabel, andere behaupten, sie trage ihre Sprößlinge mit den Zehen weiter, wie etwa ein Raubvogel seinen Fang; wieder andere wollen beobachtet haben, daß sie die Jungen zwischen die beiden Ständer nehmen und auf diese Weise wegtragen. Letztere Ansicht möchte wohl die wahrscheinlichste sein und wird auch entschieden durch eine Persönlichkeit behauptet, welcher ich beizupflichten gerne geneigt bin, nämlich des damaligen Oberförsters Borggräve, welcher die Thatsache in Gegenwart mehrerer seines Personals beobachtete. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß auch die andern Beobachtungen nicht auf Täuschung, sondern auf Thatsachen beruhen.

Die Jungen entwickeln sich sehr rasch; nach drei Wochen flattern sie schon und mit vier Wochen sind sie flügge. Von dieser Zeit an sondern sie sich ab, und es ist wohl die Möglichkeit gegeben, daß nach einer frühzeitigen Brut das Weibchen noch eine zweite, etwas weniger zahlreiche, zu bringen im Stande ist.

Feinde. Daß die Waldschnepfe von einer Anzahl von Feinden gefährdet wird, ist wohl selbstverständlich. Ich glaube nicht nötig zu haben, diese noch speziell aufzuzählen, denn sie sind dieselben, wie wir sie bei den Tertraonen, Fasanen und Haselhühnern schon aufgezählt haben.

Jagd. Nachdem wir das ganze Leben, geheimnisvolle Walten, die Ökonomie und Fortpflanzung unseres possierlichen Wandervogels so kurz als das Verständnis dies gestattet, durchgenommen haben, bin ich bei der Jagd auf die Waldschnepfe angekommen. Ich huldige in diesem Abschnitte einer alten, tief eingewurzelten Liebhaberei, fast möchte ich sagen Leidenschaft, wenn ich mich beim Niederschreiben im Geiste hinausversetze ins frühjahrliche Waldrevier, in welchem noch die letzten Spuren des Winters — „der sich in rauhe Berge zurückgezogen" — sichtbar sind, aber glänzender Sonnenschein lacht, herrliche Frühjahrslüfte uns entgegenwehen und das Erwachen der Natur aus tausenderlei Gebilden sich kundgibt. Es empfängt uns ein Gefühl von Wohlbefinden und Leichtigkeit, das uns den Zwang des Winters, der ebenso auf der ganzen Natur wie auf unserem Gemüte lastete, mit Leichtigkeit abschütteln läßt und neue Lebensluft entfacht.

So sei es denn, ergreifen wir, nach sorgfältiger Beobachtung aller Anzeichen, die treue Doppelflinte und wandern hinaus, den braven, verständigen Vorstehhund zur Seite — zur Waldschnepfenjagd!

Die Jagd auf die Waldschnepfe wird durch Anstand (auf dem Strich), Buschieren (Suche) und Treiben ausgeübt. Der Fang, auf welchen ich kurz am Schlusse zurückkommen werde, steht nicht in meinem Programm und jeder Weidmann, der die Jagd nicht als eine Erwerbsquelle betrachten will, sondern Sinn für die Poesie der Jagd, Sinn und Verständnis für Großartigkeit der Natur besitzt, wird zu diesem freudelosen Mittel, bei dieser Wildgattung besonders, nicht greifen.

Lauwarmer Südwest zieht über das Land, trübes Gewölke wechselt mit warmem Sonnenschein und leichter, warmer Frühlingsregen hat den teilweise noch hartgefrorenen Boden aufgeweicht. Schon gaukeln einzelne Falter im Sonnenscheine, Käfer erwachen vom Winterschlafe, die ersten Zugvögel sind eingetroffen, lustig trillert die Heidelerche; der schmetternde, melodische Gesang der Drossel ertönt des Abends; das Gurren der Wildtaube dringt an unser Ohr und wenn nun am Bache der Lockton der hurtigen Bachstelze vernommen wird, wenn sie munter ihr Schwippchen schlägt, dann, lieber Bruder in Huberto, kannst du mit einiger Sicherheit auf Erfolg ausziehen zum Schnepfenanstand.

Der Anstand. Um den Strich zu frequentieren, verfügt man sich so rechtzeitig ins Revier, daß man am geeigneten Orte ungefähr eine halbe Stunde vor Beginn des Striches am Platze ist. Von der Wahl des Ortes zum Anstehen hängt sehr viel ab. Ich wähle gewöhnlich Revierteile, die feuchten Untergrund haben oder in deren Nähe niedrig gelegene feuchte Wiesenthäler, Schläge mit gemischten Holzarten, Ödungen oder moorige Auen gelegen sind, welche mit Hochwald und abwechselnd mit Schonungen umgeben sind, oder auch Waldteile, welche nach einer Seite hin an Felder anstoßen. Gewöhnlich stelle ich mich so an, daß ich bis zur Dickung oder bis zur Wand des Hochwaldes (Schlagwand) noch leicht schießen kann, kehre aber die Front nach der freieren Seite der niedrigeren Fläche zu. Die Wahl des Anstandplatzes kann man nur von einem Revierkundigen verlangen; es sind ja in jedem Reviere die Plätze meist bekannt, an denen die Schnepfen gerne streichen und findet keine Ver-

änderung am Waldbestande statt, ist ein solcher Platz Jahre hindurch günstig. Wer also nicht revierkundig ist, wird am besten thun, sich durch den sachkundigen Besitzer oder Jagdaufseher postieren zu lassen.

Auf dem Stande angekommen, ist es gut, sich möglichst zu decken, denn wenn ich auch der Ansicht Diezels nicht vollständig zuneige, daß Schnepfen, welche schon beschossen wurden, gewitzigt, den Jäger sofort erkennen und gerne ausweichen oder gar umschlagen, so bin ich doch der Ansicht, daß alle Tiere instinktmäßig ausweichen, wenn sie irgend einen fremden, auffälligen Gegenstand im Walde erblicken. Die Ansicht mancher Jäger, es sei nicht nötig sich zu decken, man solle eher einen freien Platz aussuchen, der freie Umsicht und freien Ausschuß gewährt, kann ich nicht anerkennen. Ich habe mich zu oft überzeugt, daß die Schnepfen, wenn sie eines fremden Gegenstandes — also des Jägers 2c. — ansichtig werden, rasch auszuweichen suchen und nicht selten sogar ganz rasche Fahrer nach der Seite oder Höhe hin machen. Je ungestörter die Schnepfe ihren Flug einhält, desto sicherer wird der Schuß sein, wie auf alles vertraut ankommende Wild.

Aus diesem Grunde sind alle auffälligen Farben in der Kleidung zu vermeiden, besonders weiße Gegenstände. Man muß also auch auf seinen Hund acht haben — weiße, weißgefleckte Hunde sind deshalb sorgfältigst zu verblenden.

Am Stande ist es stets besser, in der kritischen Zeit nicht zu sitzen, sondern zu stehen, da man erstens bessere Umsicht über die Umgebung hat und zweitens sich rascher nach allen Seiten drehen kann, wenn dies nötig ist.

Die Zeit des Beginnes des Striches richtet sich viel nach dem Wetter und Datum. Bei trübem Wetter werden die Schnepfen früher den Strich beginnen, als bei sonnenklarem Wetter. Im Anfange der Zugzeit, wollen wir beispielweise sagen um den 10. März, wird der Strich früher beginnen, als gegen Ausgang der Zugzeit, denn das Wachsen des Tages macht um diese Zeit einen ziemlichen Unterschied.

Anfangs soll man um 6 Uhr schon ruhig stehen. Ich habe einzelne Schnepfen an ruhigen Abenden schon streichend gesehen, als noch die Sonne am Himmel stand. Ist dieselbe aber im Westen hinter der Abgrenzung verschwunden, darf man schußfertig und bereit stehen.

Einen verläßigen Apportierhund am Anstande bei sich zu haben, ist meiner Ansicht nach sehr nötig, denn oft stürzt eine getroffene Schnepfe in dichtes Unterholz, daß man sie ohne Hund kaum finden kann. Bei vorgeschrittener Dämmerung und im Falle eine Schnepfe nur geflügelt wäre, wird sie ohne guten Hund sehr häufig verloren sein. Es empfiehlt sich daher auch, sofort nach dem Schusse den Hund zum Apportieren zu veranlassen und nicht erst nach Beendigung des Striches. Ein erfahrener und kluger Hund kennt die Geschichte sehr bald, er weiß ganz genau, um was es sich handelt, ist infolgedessen sehr aufmerksam und weiß den Platz ganz genau, wohin die getroffene Schnepfe fiel. Beim Suchen irritiere man den Hund nicht, denn wenn er am rechten Platze ist und die Schnepfe nicht sofort findet, wird er, sich wohlbewußt, etwaiges Geläufe aufnehmen und den Wind zu fangen suchen. Freilich spreche ich nicht von einem Hunde, der von der Leine gelassen, planlos in den Unterwuchs stürmt, gar nicht weiß, warum es sich handelt und etwa den Wind von vorbeigewechselten Hasen und Rehen aufnimmt und schwärmt. Ich setze den Hund gewöhnlich vor mich hin, so daß ich ohne eine Bewegung mit dem Kopfe zu machen, ihn beobachten kann. Hat ein verständiger Hund den Schnepfenstrich nur ein paarmal unter Erfolg mitgemacht, kennt er genau den Falzton der Schnepfe und oft habe ich aus der Bewegung des Kopfes vom Hund die Richtung, in welcher die falzende Schnepfe ankam, schon im Voraus ersehen. Man hört wohl oft den Falzton, ohne im Anfang zu wissen, von welcher Richtung er an unser Ohr schlug. Die schärferen Sinne des Hundes gehen aber weiter und gewöhnlich macht er mit dem Kopfe eine kleine, vorsichtige Wendung nach der Seite hin, von welcher er den Ton vernommen hat.

Nachdem so alle Punkte erwogen sind, steht man schußfertig am Stande. Mir gewährt es große Freude, den weihevollen Frühlingsabend zu genießen; die uns umgebende Waldesruhe, die reine Luft, die Erwartung der Dinge, der reichliche Gesang der Waldvögel — alles das macht einen bezaubernden Eindruck auf ein empfängliches Gemüt, und ich kann nicht begreifen, wie manche „Jäger" den Schnepfenstrich als eine langweilige, undankbare Jagdart bezeichnen können.

Wird nun der Gesang der Vögel etwas schwächer, senkt sich die Sonne im Westen am Horizont hinter dem Walde und beginnt der Abendstern am Himmel zu glitzern, dann ist der weihevolle Moment

gekommen, in dem man jeden Augenblick das „quor-quor — pswist" erwarten kann. Leicht, in schwankendem, nachlässigem Fluge tanzt dann der ersehnte Vogel einher oder es kommt, allerdings scharf dahinsausend, ein Paar nach einander stechend vorüber. Im ersten Falle ist der Schuß ein leichter, im zweiten gehört ein geübter Flugschütze dazu, seinen Langschnabel herunterzuholen. Beim Schusse selbst trachte man nicht gegen den anstreichenden Vogel spitz zu schießen, dieser Schuß ist wie auf alles Flugwild, sonach auf die langsam daherbaumelnde Schnepfe der gefährlichste, weil die Gewehrläufe das Zielobjekt decken; man warte daher ruhig ab, bis die Schnepfe breit vorbeizieht, dann erst fahre man auf und gebe den Schuß entweder breit ab, oder schräg von hinten. Kommen zwei Schnepfen und will man auf Doublette antragen, nehme man mit dem ersten Schuß zunächst die hintere. Denn leicht kann sich's ereignen, daß die vordere den Fall der hintern nicht bemerkt und dann leichter mit dem zweiten Schusse zu fassen ist, weil sie ruhig weiterzieht, was im andern Falle, wenn die vordere stürzt, nicht der Fall sein wird, denn da fährt die zweite gewöhnlich rasch abwärts oder seitwärts, kommt ins Dunkel der Bäume hinein und ist dann schwer zu fassen, wenn sie nicht ganz im Dunkel verschwimmt.

Sind die Abende kalt und klar, oder windig, dann streichen die Schnepfen nicht gerne, falzen gewöhnlich nicht und kommen rasch und hoch, oder rasch und sehr tief angestrichen und sind wie ein Schatten an uns vorüber, ehe wir nur das Gewehr zur Wange bringen.

Es ist wohl selbstverständlich, daß man zum Anstand nicht einen Ort wählt, an dem oder in dessen Nähe man den Tag über der Schnepfensuche oder dem Treiben obgelegen hat. Waren wirklich Schnepfen da, so sind sie teils versprengt, teils doch so vergrämt worden, daß sie kurze Zeit darauf an diesem Orte nicht gerne ihren ruhigen Abendflug machen werden.

Der auf dem Lande wohnende Jagdfreund ist gegen den Städter in großem Vorteile. Er kann ja ruhig abwarten, wie der Abend sich gestaltet und dann zum Striche ausziehen, während der Städter in der Regel einen früheren Bahnzug benützen muß und dann draußen ist, ob das Wetter für den Strich günstig ist oder nicht. Es scheuen daher viele Städter die Fahrt, indem sie sagen: „ich muß schon um 2 oder 3 Uhr wegfahren und wegen der halben Stunde, die der Strich etwa währt, bis oft nachts 9 oder 10 Uhr warten, bis ich wieder nach Hause fahren kann." Das ist richtig — doch fülle ich z. B. meine Zeit so aus, daß ich am Nachmittag in einem entfernteren Revierteile dem Buschieren obliege, gegen Abend dann den Ort des Striches aufsuche und hernach erfrischt und beruhigt nach Hause zurückkehre — Passion!

Hat sich nun der Abend ganz über den Wald gelegt, sind alle Vögel verstummt und glitzern die Sterne am Himmel, dann mag man getrost seinen Stand verlassen, denn der Strich ist beendet.

Von mancher Seite will man bestimmte Regeln über die Flugrichtung der streichenden Schnepfen am Abende annehmen. Ich halte dies nicht für möglich, denn der Strich wird sich nach den Wald- und Ortsverhältnissen regulieren. Auf großen Schlägen und Auen, die mit hochständigem Walde umgeben sind, wie z. B. im bayrischen Walde, habe ich die Erfahrung gemacht, daß die Schnepfen der Schlagwand entlang hin und her ziehen, daß sie im Kreise um die Au oder den Schlag herumstreichen und also nach einiger Zeit wieder an den Ort zurückkommen, von wo sie ausgegangen sind. Wie ich schon bemerkt habe, konnte ich nirgends solch schöne Strichabende erleben, wie in den dortigen Bergwaldungen. Manchen Abend sahen wir 12—15 Schnepfen; ein Forstgehilfe, der kein besonderer Flugschütze war, gab einstmals an einem Abende 16 Schuß ab und brachte nur 1 Schnepfe herunter.

Ein besonderer Fall wurde mir im vorigen Jahre von einem äußerst verlässigen und glaubwürdigen Gewährsmann gemeldet; derselbe war mit seinem Jäger, einem 73jährigen Mann, welcher sein ganzes Leben im Dienste Dianens verbracht hatte, am 13. März (1894) auf dem Abendstriche im Revier. Er schreibt: Am Dienstag ging ich mit meinem alten Jäger zum Schnepfenstrich auf einen Platz, wo Schnepfen stets gerne streichen. Gegen ½7 Uhr vernahm ich Laute, die wie das Jagen eines mittelstarken Hundes klangen. Ich war erbost, daß wieder ein Köter meine Jagd beunruhige. Das vermeintliche Jagen kam näher, sehr rasch über den 3—400 Schritte langen Schlag herauf, so daß ich doch anfing, zu zweifeln, ob die Laute wirklich von einem Hunde herrühren und ob nicht etwa eine Eule diese Töne ausstoße. Die Laute folgten Schlag auf Schlag, zogen sich nach der Richtung hin, wo mein Jäger

stand, der ebenfalls die Ankunft eines jagenden Hundes erwartete. Nun bemerkte der Mann aus nächster Nähe, daß die Laute von der Höhe herabklangen und siehe da, gleich darauf strichen drei Schnepfen mitsamen vorüber, von welchen der Ton kam. Der Mann gab Feuer, fehlte aber und damit waren auch die Laute verstummt. Als die Strichzeit vorüber war, begab ich mich an den Stand des Jägers, welcher mich mit den Worten empfing: „Haben sie's gehört Herr — was das nur gewesen ist? — Ich teilte meine Ansicht mit und darauf versicherte er mir, „daß er ganz sicher vernommen habe, daß die Laute von den Schnepfen kamen. Noch niemals in seinem Leben hätte er Schnepfen so balzen hören."

Der Gewährsmann bat mich, den Fall, für dessen Wahrheit er bürge, zur öffentlichen Kenntnis zu bringen, um zu erfahren, ob nicht ähnliche Beobachtungen schon gemacht worden seien. — Ich habe den Fall im „Deutschen Jäger" Nr. 11 vom 10. April 1894 veröffentlicht und glaube auch hier dessen Erwähnung thun zu müssen.

Hin und wieder werden auch Versuche mit der „Schnepfenlocke" gemacht, mit der man das „Puitzen" oder „Quitschen" nachahmt. Ich habe noch niemals solche Versuche gemacht, weil ich offen gestanden, den meisten, von einigen Händlern so sehr empfohlenen „Locken" oder „Wildlocken" etwas skeptisch gegenüber stehe und der Ansicht bin, daß diese Instrumente nur dazu dienen, „Gimpel" zu fangen. Doch finde ich im Werke Dr. Hoffmanns, daß derselbe dieser Sache Erwähnung that und auch selbst Proben damit gemacht hat. Er spricht sich übrigens dahin aus, daß er nicht zu viel sage, wenn er behaupte, daß die Schnepfenlocke, welche zum Kaufe angeboten und von Jagddilettanten gekauft werde, ein gänzlich nutzloses Instrument sei. Hoffmann kann also der Anwendung der Schnepfenlocke aufrichtigerweise nicht so viel Bedeutung beilegen, als dies ein anerkannt vorzüglicher Schnepfenjäger, der verstorbene Präsident A. v. Baur in Darmstadt, befürwortete.

Eine andere Art von List die Schnepfen anzulocken hat der bekannte Jagdschriftsteller und erfahrene Weidmann, Herr Baron A. v. Krüdener bekannt gegeben, die mir mehr praktischen Wert zu haben scheint. Baron v. Krüdener schreibt: „In vorgerückter Jahreszeit, wenn die weiblichen Schnepfen schon Junge führen und infolgedessen weniger eifrig streichen, kann man durch in die Höhe werfen der Mütze manches außer Schußweite streichende Männchen anlocken. Sofort ändert dasselbe seinen Kurs, manchmal so plötzlich im spitzen Winkel zurück sich werfend, daß es förmlich einen Purzelbaum schlägt und stößt in der Meinung, es sei eine Gelegenheit zu einer neuen „Eroberung" geboten, nach Art eines Raubvogels herbei, oder kommt flatternd wie ein Kiebitz angeschaukelt. Ist der Hut, was gewöhnlich geschieht, zur Erde gefallen, bevor die Schnepfe herangezogen ist, so hält sie sich einige Sekunden über der Stelle auf, wo die Mütze, also die vermeintliche Schnepfe, eingefallen ist, oder sie fällt auch selbst an jener Stelle ein. Ich habe gesehen, wie mein Vater in einer Saison zwölf Schnepfen durch derartiges Hutwerfen anlockte und erlegte. Zu Anfang der Saison nützt diese List wenig, und läßt folgern, daß es nicht Kampflust des Männchens ist, sondern wohl mehr Neugier."

Auch in der Morgendämmerung streichen, wie ich schon erwähnt habe, die Schnepfen recht wacker doch ist es sehr schwer selbe zu Gesichte zu bekommen, weil die Dunkelheit noch zu tief ist und man höchstens hin und wieder einen Schatten vorüber huschen sieht. Auch gelegentlich der Auerhahnbalze kann man genugsam diese Beobachtungen machen.

Im bayrischen Walde, wo die Schnepfen vielfach brüten, kann man von April bis Juli Schnepfen streichen sehen. Ich habe während der Auerhahnbalze und später während der Birsche auf den Rehbock vielfach diese Beobachtungen gemacht. Die streichenden Schnepfen falzten auch noch in dieser Zeit gewöhnlich recht gut. Da aber die Weibchen jedenfalls um diese Zeit mit ihrer Familie beschäftigt sind dürften die streichenden Schnepfen meist männlichen Geschlechtes sein.

Im Herbste ist der Früh- und Abendstrich nicht viel lohnend, denn die Schnepfen sind nicht wie während des Frühjahrsstriches so sehr auf bestimmte Waldungen beschränkt, streichen meist stumm und recht rasch.

Nachdem diese Jagdart genügend geschildert, gehe ich zur „Suche" oder zum „Buschieren" mit dem Vorstehhunde über.

Die Schnepfensuche läßt sich, ich habe das schon angeführt, recht hübsch mit dem Anstande in Verbindung bringen, indem man während des Tages dieser obliegt und dann gegen Abend an anderem Orte den Anstand ausübt.

Will man einen Vergleich ziehen zwischen beiden Jagdarten, so steht fest, daß der Anstand zwar bequemer, aber weniger lohnend ist als die Suche, daß aber letztere für einen passionierten Jäger, flinken Schützen und guten Hundeführer weit amüsanter und ergiebiger sich gestaltet, und wenn auch anstrengend und ermüdend, doch viel mehr Interesse bietet, da sie reich an Abwechselung dem geriebenen Jäger Gelegenheit gibt, nach jeder Richtung hin seine Kunst zu zeigen. Die Schnepfensuche ist deshalb keine Arbeit für Jagddilettanten und Anfänger, für diese ist sie nur zu empfehlen, wenn sie unter der Leitung von ein oder zwei erfahrenen Weidmännern durchgeführt wird.

Zum Betriebe dieser Jagd sind zunächst zwei Hauptfaktoren notwendig — Revierkenntnis und ein zur Schnepfensuche geeigenschafteter Hund. Beide Faktoren müssen sich in Wechselwirkung ergänzen. Ohne Ortskenntnis, ohne Kenntnis der Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten des aufzusuchenden Wildes, wird der Erfolg selbst mit gutem Hunde zweifelhaft sein und umgekehrt. Ohne guten Hund zur Seite zu haben, nützt auch die ganze Kenntnis des Jägers nicht viel. Wenn ich von gutem Hunde spreche, so ist diese Bezeichnung eine relative. Es gibt vorzügliche Hunde, welche zur Schnepfensuche im Walde aber doch nicht brauchbar sind und gibt auch Hunde, welche da Vorzügliches leisten, zur Feldsuche auf Hühner aber nur mangelhafte Befriedigung gewähren.

Wer gewohnt ist, auf den Feldern viel und oft auf Hühner zu knallen und mit seinem englischen Schnellsegler über die Felder wie der Sturmwind dahin zu sausen, der wird am Schnepfensuchen wenig Befriedigung finden — sogenannte „Schießer" mögen ferne bleiben, denn sie finden ihre Befriedigung nicht.

Der zur Schnepfensuche am besten geeignete Hund, muß an langsame kurze Suche gewöhnt sein, auf Ruf oder Pfiff unbedingten Gehorsam leisten und stets in der Hand des Führers bleiben. Wenn sich mit diesen Eigenschaften eine vorzügliche Nase verbindet, und der Hund brav apportiert, dann ist er das Ideal des Schnepfenjägers. Ältere, ruhigere Hunde deutscher Abkunft empfehlen sich immer besser, als junge feurige Hunde. Hat ein intelligenter Hund die Feinheiten der Schnepfenjagd schon erfaßt, so wird man finden, daß er derselben mit großer Passion zugethan ist und von Meister Lampe oder gar von Rehwild keine Notiz nimmt.

Durch einen solchen Hund wird auch der Vorwurf, den man der Schnepfensuche macht, daß durch sie nämlich das Revier stark beunruhigt werde, in einer Zeit, in der die in Verhärung begriffenen und durch Engerlinge geplagten, von den Winterstrapazen angegriffenen Rehe der größten Ruhe bedürfen — in einer Zeit, in der eine Menge junger Hasen im Walde zu treffen seien — genügend entkräftet; der kundige Weidmann wird zur Schnepfensuche keinen Hund heranlassen, welcher statt die Schnepfen aufzusuchen, Rehe hetzt und junge Hasen fängt. — Wer also Anspruch darauf machen will, seinen Hund zur Schnepfensuche benützen zu können, der hat es in der Hand, seinen Zögling von Jugend auf an strammen Appell und an kurze Suche im Walde zu gewöhnen.

Der zweite Teil dieser amüsanten Jagd ist, zu wissen, wo man im Frühjahr seine Schnepfe suchen muß, wo sie liegt bei warmem, trockenem Wetter, wo sie liegt an nebligen, kalten Tagen — zu wissen, wo überhaupt im Revier die Orte sind, welche die Schnepfen einerseits im Frühjahr, anderseits im Herbste zu ihrem Aufenthalte wählen.

Die beste Tageszeit zur Suche dürfte von 9 Uhr morgens bis nachmittags 3 Uhr sein. Ich rate die Suche erst vorzunehmen, wenn man auf dem Striche konstatiert hat, daß nicht bloß die ersten Quartiermacher, sondern der größere Zug der Schnepfen eingetroffen ist. Hier kommen wir auf den schon erwähnten Fall zurück, daß gewöhnlich die „Blaufüße" die ersten Ankömmlinge sind. Werden aber Eulenköpfe beobachtet, dann lieber Weidmann, lasse keine Stunde verstreichen und ziehe mit deinem braven Hektor hinaus — ihr beide werdet, wenn auch ermüdet, aber befriedigt am Abende in euer stilles Heim zurückkehren!

Heitere, sonnige, möglichst windstille Tage sind die besten, die Schnepfen halten da besser aus und die Wahrscheinlichkeit ist, größere Anzahl von Schnepfen anzutreffen. Es ist überhaupt ein eigen Ding —

heute müht man sich vergeblich ab, Schnepfen zu finden; der unerfahrene Jäger wird dann von weiteren Versuchen abstehen — wer aber unverdrossen ist und trotz des Umstandes, daß er heute keine Schnepfen antraf, morgen wieder von neuem beginnt, wenn nicht auffallend ungünstige Witterungsverhältnisse in der Nacht eintreten, der kann am nächsten Tage gar oft mit reicher Beute heimziehen.

Ist das Frühjahr warm und trocken, suche man die Schnepfen an kühleren, die Feuchtigkeit mehr haltenden, tieferen Gründen auf. Ist aber das Frühjahr regnerisch, naß, dann wähle man südliche Gehänge, trockenere Anhöhen mit gemischten Holzarten zum Absuchen auf. Tritt nachts Frost ein, lieber Bruder in Huberto, dann wirst du deinen Langschnabel am Waldbächlein, an Quellen und auch in der dichten, der Sonne zugeneigten Fichtenschonung antreffen, wo ihm der vom Froste verschonte Boden das Wurmen gestattet.

Plötzlicher heftiger Schneefall hat oft in der schönsten Zeit unsern Langschnabel überrascht, und ich entsinne mich eines Tages, da heftiger Schneefall eintrat, daß ich und ein paar meiner Freunde herrlichen Erfolg mit der Schnepfensuche hatten; der Schneefall hindert die Schnepfen am Weiterstriche.

Zur Schnepfensuche, wenn man sie auch allein erfolgreich ausüben kann, ist es jedoch immer besser, wenn zwei oder drei verlässige Jäger mitsammen arbeiten. Je nach den Witterungsverhältnissen muß man gar oft die Schnepfen in Lagen aufsuchen, wo es sehr schwierig ist, zu Schuß zu kommen, z. B. in dichten Fichtenschonungen, im tiefsten Erlen- oder Dorngestrüppe. Sind jedoch ein paar Freunde dabei, so können dieselben entweder vorstehen oder außerhalb der Dickung langsam hinziehen und diese werden dann sicher auf die herausfahrende Schnepfe zu Schuß kommen. Oft, besonders wenn vom Morgentau Sträucher und Unterwuchs recht naß sind, trifft man die Schnepfe an sonnigen Waldrändern, auf Waldwegen oder Waldblößen an, in welche die Sonne Zutritt hat. In solchem Falle lasse man den Hund im Gestrüppe suchen, halte sich aber selbst so, daß man sicher schießen kann, außerhalb des Dickichtes auf.

Diese Erfahrungen habe ich aus langjähriger Praxis gesammelt, denn seit Dezennien übe ich mit unverkürzter Passion die Schnepfenjagd aus, und habe mit einem alten Freunde, der die gleiche Passion teilte und infolgedessen nicht mit Unrecht den wohlverdienten Namen „Schnepfenonkel" unter uns Weidmännern erhielt, fast 25 Jahre hindurch jedes Frühjahr eifrig gejagt. Es war dies mein unvergeßlicher alter Freund — Maler Steinach, der leider vor ein paar Jahren uns in die ewigen Jagdgründe vorausgewechselt ist. Der Mann war passionierter Schnepfenjäger, erfahren und klug, besonders in dieser Jagdart. Mit Vergnügen erinnere ich mich an die schönen frohen Frühlingstage, die wir zusammen im Walde verlebten. Wenn die Zeit der Ankunft der Schnepfen gekommen, da studierte der Alte alle Zeichen und wenn die Schnepfen wirklich angekommen waren, da stund es nicht lange an, daß er meine Stube betrat und mit tiefem Basse rief: „Sie ist da!" und dann ging's los!

Doch nach dieser kleinen Abschweifung wieder zurück zur Jagd. Ich habe schon erwähnt, daß das Buschieren in den meisten Fällen einen flinken Schützen erfordert. Sehr oft liegt die Schnepfe fest und hält den Hund aus, kommt man aber näher, so fährt sie gewöhnlich mit lautem Klatsch rasch heraus, steigt bolzgerade durch das Astwerk in die Höhe und beginnt, sobald sie Luft bekommt, dann wegzustreichen; oft aber rutscht sie lautlos hinweg — in beiden Fällen läßt sich nicht viel überlegen man muß ohne Rücksicht auf Astwerk den Schuß hinwerfen, ob er gelingt oder nicht, und da ja meistens die Entfernung keine große, die Schnepfe aber weich und empfindlich ist, wird man trotz alledem Erfolg haben. Die Schnepfe in die Höhe steigen lassen und dann erst den Schuß anbringen, ist wohl eine sehr schöne Theorie, die man bei Flugschüssen im Freien befolgen soll und kann, wenn man aber im dichten Unterholze steht und die aufwirbelnde Schnepfe fassen will, da gibt's kein langes Besinnen. Das Einzige was zu beachten ist, wäre wohl die Rücksicht auf das Wildbret, denn bei zu nahen Schüssen kommt wohl der Vogel etwas stark zerschossen herunter. In solchen Fällen muß man wohl so viel Selbstbeherrschung haben, daß man wartet, ob sich nicht doch ein günstiger Moment bei größerem Zwischenraum ergibt und wenn nicht, lieber den Vogel streichen lassen, als zu Fetzen zusammenzuschießen.

Um derartige Fälle zu vermeiden führe ich beim Buschieren gewöhnlich zweierlei Schrotsorten resp. Patronen mit, solche mit geringen Schroten etwa Nr. 6 oder 7 nach neuerer Einteilung für solch

nahe Schüsse und Nr. 5 für die gewöhnlichen Distanz=Schüsse. Aber es ist dies immerhin nur ein schwacher Behelf, besser ist, die Vorsicht nicht aus den Augen zu lassen.

Beim Buschieren wenden viele Jäger auch die Vorsichtsmaßregel an, dem Hunde ein Glöcklein oder Schellen am Halsbande zu befestigen. Auch ich huldige dieser Übung und habe dafür sehr triftige Gründe anzugeben, kann deshalb auch der Ansicht Diezels in der 6. von v. der Bosch bearbeiteten Auflage nicht beipflichten: „Schellen=Glocken den Schweizer Kühen anzuhängen, dagegen seinen Hund so zu dressieren, daß er auch zur Schnepfensuche in dichtem Walde zu gebrauchen sei — —."

Die Glocke hat nicht den Zweck das zu ersetzen, was dem Hunde etwa an Gehorsam und Dressur abgehen sollte, ihr Hauptzweck ist, dem Jäger anzuzeigen, wo der Hund in der Dickung sucht, ob er reviert oder vorsteht, denn wenn man, je nach Witterungsverhältnissen, geschlossene Fichtenschonungen oder starken Unterwuchs absuchen muß, welche das Eindringen des Jägers oder eine Durchsicht nicht gestatten, kann der außerhalb befindliche Führer nicht wissen, wo sein Hund sich befindet, ob er sucht oder vorsteht. — Die Schelle wird ihn aber stets im Klaren halten. Sie thut hier dieselben guten Dienste, als wie bei der Nachsuche auf einen angeschossenen Rehbock, der in der dichten Schonung schwerkrank verschwunden ist. „Totverbeller" gibt es eben unter den Hühnerhunden sehr wenige. Um aber auf das Schießen beim Buschieren zurückzukommen, so läßt sich nicht viel erwägen, rasch und flink muß der Schuß abgegeben werden und geht er auch öfter daneben, darf es uns nicht vergrämen, denn hier heißt es, entweder rasch und auf gut Glück den Schuß abgeben, oder gar nicht schießen. Diese Umstände erfordern auch, daß der Jäger ein ihm recht bequem liegendes und gut zusagendes Gewehr, das nicht zu lange und zu schwer ist, bei der Schnepfenjagd führe, denn mit Gewehren, welche kürzere Läufe haben, wird man viel rascher fertig, besonders wenn die Schaftlage eine nicht zu sehr gesenkte ist. Doch spielt auch hier Übung und Liebhaberei die Hauptrolle, weshalb man Jedem selbst überlassen muß, wie er am besten zurecht kommt.

Ich will mich auch nicht darüber verbreiten, wie angezogen und ausgerüstet der Jäger zur Suchjagd kommen soll und will auch nicht vorschreiben, wie manche Werke dies thun, „daß die Kopfbedeckung fest aufsitze und daß sie die Augen gehörig schütze", wem die Stauden den Hut ein paarmal heruntergewischt haben, der wird sich schon selbst davor zu schützen wissen.

Eines aber muß der Schütze mitbringen und das ist, Geduld und Ausdauer! Wer damit nicht ausgerüstet ist, soll ruhig daheim bleiben, dann erspart er manchen weiten Weg und manche Anstrengung, denn oft kann man 2—3—4 Stunden mit größter Mühe arbeiten, ohne eine Schnepfe zu Gesicht zu bekommen, die nächste Viertelstunde kann aber glänzende Erfolge bieten.

Selten findet man bei der Frühjahrssuche eine Schnepfe ganz allein, gewöhnlich befindet sich in der Nähe wo man eine aufgegangen hat, auch eine zweite und an manchen Tagen habe ich gefunden, daß in diesem oder jenem Waldteile eine ganze Anzahl Schnepfen vorhanden waren, als ob in der Nacht ein Schwarm dort eingefallen wäre. Und wenn heute viele Schnepfen angetroffen werden — morgen kann das Revier fast ganz leer sein.

Noch bleibt mir übrig, das Treiben auf Schnepfen zu besprechen. Das Schnepfentreiben, wenn es auch nicht so amüsant ist, wie das Buschieren, nicht so spannend und rätselhaft wie der Strich oder Anstand, bietet doch, namentlich für ältere Herren manchen Genuß. Das Treiben wird mit einer Anzahl Schützen zum Vorstehen und einer Anzahl Treiber, welchen 1 oder 2 Schützen zugeteilt sind, durchgeführt. Das Prinzip des Schnepfentreibens ist: Die in einem Bogen lagernden Schnepfen aufzujagen und an die vorstehenden Schützen zu bringen.

Der Leiter eines Schnepfentreibens muß selbstverständlich nicht bloß genaueste Orts= und Revierkenntnis, sondern auch Kenntnis haben, in welchen Waldabteilungen die Schnepfen am liebsten lagern. Außerdem wird zu empfehlen sein, daß sich der Jagdleiter womöglich vergewissere, ob an dem Tage des Treibens in diesem oder jenem Waldteile Schnepfen vorhanden sind. Dies kann dadurch gefördert werden, daß vor Tagesanbruch an verschiedenen Waldteilen, von welchen man etwa weiß, daß die Schnepfen dort gerne lagern, verlässige Leute postiert sind, welche sich überzeugt haben, daß hier Schnepfen gestrichen und eingefallen sind. Absolut nötig ist eine derartige Maßregel nicht, sie wird

aber dazu beitragen, die Erfolge zu bessern und eine etwa entstehende Langweile den Teilnehmern hintanzuhalten, denn wenn man mehrere Triebe macht, ohne Schnepfen aufzufinden, wird das Treiben eine höchst langweilige Arbeit sein.

Ich gehe von dem Grundsatze aus, daß eigentliche Schnepfentreiben gewöhnlich nur im Frühjahre gemacht werden. Während des Herbststriches ist ja ohnehin die Zeit der Treibjagden und da läßt sich das Schnepfentreiben mit dem allgemeinen Treiben verbinden, wird also niemals langweilig werden.

Ein verständiger Jagdleiter wird sein Augenmerk darauf richten, seine Schützen an den geeignetsten Stellen zu postieren, nämlich an Stellen, welche zunächst Anwartschaft bieten, daß die aufgestochene Schnepfe dorthin ihren Flug richtet, um wieder einzufallen, denn weit streicht eine erstmals aufgegangene Schnepfe niemals; ferner an Stellen, wo dem Jäger genügende Umsicht und auch Raum zu sicherem Schusse gegeben ist.

Die Treiber haben lebhaft in die Dickung einzudringen, müssen mit Stöcken ausgerüstet sein, um fleißig auf die Büsche klopfen zu können, jedoch sollen sie lautes Geschrei und Spektakel unterlassen, damit sie das klatschende Aufstehen der Schnepfen etwa wahrnehmen können und die Schnepfen nicht schon in größerer Entfernung veranlassen, unbemerkt aufzustehen und wegzustreichen, in welchem Falle niemand davon avertiert wäre. Bemerkt ein Treiber, daß in seiner Nähe eine Schnepfe weggestrichen ist, soll er den Ruf „tire-haut“ erschallen lassen und sich Mühe geben, die Richtung wahrzunehmen, welche die Schnepfe einschlug, damit man, falls sie nicht an die Schützen gelangt wäre, den Platz enger umstellen und so die Schnepfe sicher zu Schuß bringen kann. Wenn ein paar Schützen unter die Treiberlinie verteilt sind, wird ja die Möglichkeit gegeben sein, falls die Schnepfe rückwärts gestrichen wäre, daß der eine oder andere derselben zu Schuß käme oder wenigstens die abstreichende Schnepfe gewahr wurde. In manchen Revieren werden die Treiber auch mit Klappern versehen, ich halte dieselben für weniger praktisch, weil durch den Lärm der Klapper das Aufstehen der Schnepfen leicht überhört werden kann, die Jagd überhaupt keinen großen Spektakel nötig hat. Immerhin werden die Schützen durch den Ruf „tire-haut“ oder „tiro“ aufmerksam gemacht, auch die beiläufige Richtung erkennen, woher etwa die Schnepfe gestrichen kommen kann und so vorbereitet sichereren Schuß anbringen können, als wenn sie lautlos und unerwartet plötzlich vorüberwischt, denn der Flug einer getriebenen Schnepfe unterscheidet sich gewaltig von jenem der falzenden Schnepfe und erfordert in den meisten Fällen einen geübten Schützen.

Wenn eine Schnepfe vorüberstreicht, ob nun gefehlt oder ohne beschossen zu werden, muß sich der Schütze Mühe geben, dieselbe mit dem Auge zu verfolgen; häufig wird er sie einfallen sehen oder wenigstens die Richtung und den mutmaßlichen Platz, an dem sie niedergegangen, erraten können.

Diezel empfiehlt einen Treiber im Bogen auf irgend einen hohen Baum hinauf zu postieren, um etwa als Beobachtungsposten dienen zu können. Ich halte nicht viel davon, denn erstens ist es wegen der Schüsse gefährlich und zweitens kann der Mann, wenn er herabgestiegen ist, in der Dickung nicht immer genau den Platz angeben oder finden, an dem er die Schnepfe einfallen sah.

Nicht selten trifft man im Frühjahre Rebhühnerpaare in den Schlägen und Waldköpfen an, es ist deshalb das Augenmerk der Schützen darauf zu richten, ob der anstreichende oder der durch den Unterwuchs laufende Vogel auch wirklich eine Schnepfe ist. Die Treiber werden in der Regel auch bei aufstiebenden Rebhühnern ihr „tiro“ erschallen lassen, der Schütze muß sich aber doch vergewissern und sicher sein, daß er nicht statt der Schnepfe ein Rebhuhn herunterschießt. Einige Ruhe und Übung wird dies verhindern, denn der Flug, das Schwirren und Pfeifen der Rebhühner ist ja ganz anderen Charakters als das der Schnepfen.

Trifft man einen guten Tag, an dem eine größere Anzahl Schnepfen da ist, so gestaltet sich das Schnepfentreiben oft zu einer recht aufregenden und amüsanten Jagd und nicht selten erinnere ich mich, daß wir 6—8 Schnepfen an einem Tage erbeutet haben.

Vor etwa acht Jahren errieten wir einen solchen Tag, an welchem uns Diana besonders hold war, denn wir erbeuteten von etwa 15—18 angetroffenen Schnepfen 8 Stück, wovon ich allein das Glück hatte, 6 zu erlegen. Unsere Lage um München ist ja, wie ich schon anführte, keine besonders günstige und so dürfte ein derartiges Resultat für die hiesigen Verhältnisse schon als ein besonders günstiges zu betrachten sein.

Zum Schnepfentreiben ist es gut, Knaben mitzunehmen und nicht erwachsene Leute, denn erstere gehen mit mehr Passion und Laune in das dichte Unterholz, kommen auch leichter durch wie ältere, oft recht faule Leute, und beanspruchen jedenfalls geringere Ablohnung als diese, was in Anbetracht der öfteren Wiederholung und des an sich geringen Erträgnisses dieser Jagd bei manchem Jagdeigner doch auch ins Gewicht fällt. Unsere Jagdpachte sind übrigens in neuerer Zeit derart hoch hinaufgetrieben, daß von einer Bilanz nicht mehr die Rede sein kann und da kommt's dann auf ein paar Mark hin oder her nicht mehr an.

Es gibt übrigens schon Gegenden, wo das Schnepfentreiben weit größere Erfolge bietet als bei uns. Ein mir befreundeter und in Irland begüterter früherer Offizier erzählte mir, daß in seiner Heimat ganz kapitale Erfolge erzielt werden.

Gewöhnlich wird mit Spaniels — kleine, langhaarige Hunde, welche bei uns schlechthin „Wachtelhunde" genannt werden — gestöbert und da erzielen nicht selten ein paar Herren Resultate von 50—60 Paar Schnepfen. — Dr. Hoffmann erzählt, daß in Slavonien Schnepfentreiben in größerem Stil abgehalten werden und daß man dort Erfolge erziele, die uns deutschen Weidmännern fast unglaublich erscheinen. Er führt an, im Jahre 1856 sollen 5—6 Schützen auf den gräfl. Jankowicschen Jagden dort täglich 80—142 Schnepfen erlegt haben und im Jahre 1883 sollen auf den Freiherrlich von Praudau'schen Jagden 582 Waldschnepfen erlegt worden sein. Allerdings wird von vielen Seiten behauptet, die Schnepfen nehmen bei uns bedeutend an Zahl ab, was auch richtig sein möchte, und aus diesem Grunde soll man bei uns die Frühlingsjagd auf Schnepfen gänzlich einstellen.

Wenn man aber bedenkt, daß in südlichen Ländern die Schnepfen in einer Zahl gefangen und erlegt werden, die nach tausenden und abertausenden zählt, so sind die wenigen Schnepfen, welche bei uns auf dem Frühjahrsstriche erlegt werden, kaum ins Gewicht fallend, und deshalb möchte ich einer Jagdart, die wir zu einer der reizendsten zählen, nicht das Ende prophezeien, solange der Massenmord in südlichen Ländern gestattet ist. Je mehr Schnepfen wir nach dem Süden wandern lassen, desto mehr schlagen sie dorten tot.

Die Abnahme der Schnepfen in unseren Gegenden dürfte jedoch weniger durch deren Erlegen auf dem Frühjahrsstriche bedingt sein, als vielmehr durch die Veränderung der Wald- und Bodenverhältnisse in unseren Kulturländern. Daran können wir nichts ändern und unsere Schnepfen werden stetig weniger werden, je mehr die großen Walddistrikte abnehmen und die Bodenkultur fortschreitet. Von Kobell führt an, daß von 1841—1845 ins k. Zwirkgewölbe zu München 364 Waldschnepfen eingeliefert wurden, während heutzutage vielleicht 20—30 pro Jahr aus den k. Leibgehegsjagden eingebracht werden. Allerdings ist die Ausdehnung des Gebietes eine viel geringere als dazumal und so dürfte von jener Zeit auf heute auch die Abnahme keine gerade übermäßige genannt werden, wenn man diese Zahlen als Richtschnur annehmen möchte. Über diesen Punkt ließe sich noch gar vieles anführen, es überschritte aber den Raum dieses Buches, welchen ich der Schnepfenjagd gewähren darf.

Ich habe schon bei Beginn des Abschnittes über die Jagd davon gesprochen, daß der „Fang" der Schnepfen nicht in meinem Programme stehe. — In früheren Zeiten, in welchen die Mehrzahl der Wildgattungen reichlicher vorhanden war, in denen man mit großem Wilde schon genug zu thun hatte, so daß man dem Flugwilde weniger Beachtung schenken konnte, da war der Fang besonders der Strichvögel mehr als jetzt im Schwunge. Heutzutage wird sogar von vielen Seiten, wie schon bemerkt, angestrebt, die Frühlingsjagd auf Schnepfen gänzlich einzustellen. Aus diesem Grunde kann ich zum Fange der Schnepfen nicht raten. Höchstens wäre der Fang im Herbste noch einigermaßen angezeigt. Am meisten hat sich der Fang in Laufdohnen bewährt, welche längs eines eigens eingerichteten Schnepfenstieges eingestellt werden.

Ich bin, wie gesagt, prinzipiell gegen den Fang der Schnepfen und will deshalb nicht weiter hierauf eingehen. Begnügen wir uns mit der Jagd mit Schießgewehr; als Erwerbsquelle sollen wir sie in unserer Zeit nicht mehr betrachten. Unsere Schußwaffen sind so weit vorgeschritten, daß wir mit denselben unsere Lust büßen können und die Rücksicht, die an und für sich schon recht reduzierte Wildgattung uns in möglichst gutem Stande noch zu erhalten, soll uns schon im Voraus einen Massenfang ohne besonderes Jagdvergnügen verbieten.

Bei der Schnepfenjagd, sei es welch immer einer Art, darf man nicht mit Sicherheit darauf rechnen, daß jeder getroffene Vogel sofort im Feuer stürzt. Gar manche Schnepfe ist angeschossen, welche der unkundige oder leichtsinnige Schütze als gefehlt ansieht. Aber auch umgekehrt ereignet es sich, daß man Schnepfen als getroffen anspricht, ohne daß dies der Fall in Wirklichkeit ist. Das Zeichnen der Schnepfen.

Beim Abendstriche ereignet es sich häufig und auch beim Treiben, daß eine daherziehende Schnepfe, wenn der Schuß fällt und etwa die Schrote in ihrer Nähe vorbeipfeifen, einen raschen Fahrer macht, sei es nun nach aufwärts oder abwärts, und einige Flügelschläge nötig hat, wieder in ihren regelmäßigen Zug zu gelangen. Häufig wird dies als Zeichen angesprochen, daß die Schnepfe getroffen sei. Dies ist sehr häufig nicht der Fall. Man denke nur, wenn in nächster Nähe einer gemächlich anherziehenden, ahnungslosen Schnepfe aus fast nächster Nähe der im Abenddunkel sichtbare Feuerstrahl des Schusses entgegenblitzt und der Hagel pfeifend an ihr vorüberfährt, sie wird unwillkürlich, wenn auch nicht getroffen, rasch auszuweichen und andere Richtung anzunehmen suchen.

Dagegen, ist sie gut getroffen, entweder mit eingezogenen Flügeln vornüberschlagen und in raschem Bogen mit schwerem, gut hörbarem Schlag auf dem Boden auffallen, oder mit krampfhaft ausgespreizten Flügeln langsam herabwirbeln, um ebenfalls hörbar auf den Boden oder ins Gestrüppe fallen. Dort liegt sie meist mit ausgebreiteten Schwingen regungslos. In solchen Fällen lasse man den Hund, der gewiß alles beobachtet hat, sofort apportieren. In der Regel täuscht die Abenddämmerung in der Distanz und gewöhnlich liegt die Schnepfe näher als man glaubt.

In anderem Falle überschlägt die Schnepfe ein paarmal in der Luft und fällt dann zappelnd und aufschlagend am Boden auf. Gewöhnlich ist eine solche Schnepfe geflügelt; auch in solchem Falle lasse man den Hund sofort apportieren, denn wenn die Schnepfe auch nicht, wie ein geflügeltes Rebhuhn, das auf den Boden kommt, sofort wegläuft und schwer zu finden ist, wenn der Hund nicht feine Nase hat und das Geläufe aufnimmt, so kommt es doch sehr häufig vor, daß die Schnepfe sich unter dichten Büschen, in hohlen Stöcken 2c. 2c. verkriecht und so von einem übereifrigen Hunde übergangen werden kann.

Manchmal streicht eine Schnepfe mit wenig verändertem Fluge geradeaus fort und senkt sich allmählich zum Boden herab — das sind gefährliche Zeichen. Entweder ist die Schnepfe nur schwach, etwa an den Spitzen geflügelt, oder sie ist weidwund geschossen. Schon die Entfernung, in der man mit einiger Sicherheit das Niedergehen kaum beobachten kann, indem Bäume und Gestrüpp dies häufig hindern, ist bedenklich, z. B. am Abende noch eine Suche anzustellen. Auch liegt die Möglichkeit nahe, daß die Schnepfe vor dem suchenden Hunde sogleich wieder aufsteht und geringe Entfernung fortstreicht. In solchen Fällen empfiehlt sich's, den Platz zu merken und erst des Morgens Nachsuche zu halten. Sehr häufig aber tritt bei solchen Fällen das Raubzeug störend ein und nicht selten hat sich Meister Reinecke den frischen Braten schmecken lassen, ehe der Jäger des Morgens an den Platz kommt und sich vergebens abmüht.

Ich habe im bayerischen Walde eklatante Beweise dafür gesammelt. In einer sogenannten Au schoßen wir an einem Abende zwei Schnepfen an, konnten sie nicht mehr finden und wollten des Morgens die Nachsuche vornehmen. Dieselbe war resultatlos. Nach ein paar Tagen entdeckte ein Jagdgehilfe ein Fuchsgeheck in nächster Nähe der Au, welches wir sofort ausgruben. Mit andern Zeichen des Raubes fanden wir auch ganz frische Schnepfenflügel im aufgegrabenen Baue und mußten daraus den Schluß ziehen, daß die fleißige Fuchsmama unsere in der Abenddämmerung angeschossenen Schnepfen während der Nacht geholt hatte. Doch gibt es heutzutage in den meisten Revieren keine oder nur wenige Füchse mehr und dadurch dürfte diese Gefahr ausgeschlossen sein, wenn nicht Marder, Iltis oder Wiesel sich die Sache zu Nutzen machen.

Steigt eine Schnepfe nach dem Schusse steil in die Höhe und fängt dann an krampfhaft zu flattern und plötzlich gerade abwärts zu stürzen, so ist eine Verletzung des Kopfes oder Schnabels und heftige Betäubung anzunehmen.

In solchen Fällen soll man sich möglichst genau den Platz merken wo sie herabgekommen und den Hund sofort suchen lassen, sie wird entweder verendet am Boden liegen, oder so betäubt sein, daß

man sie für verendet hält, kann aber in letzterem Falle nach einiger Zeit sich wieder erholen und sich zu bergen suchen.

Dies sind so gewöhnlich die meisten Zeichen, welche man beobachten kann. Ich bemerke aber nochmals, daß die Schnepfe gegen Verwundungen ein sehr empfindlicher Vogel ist, und sich viel leichter gibt als z. B. ein angeschossenes Rebhuhn. Meist bleibt die Schnepfe auch bei leichteren Verwundungen da liegen, wo sie den Boden berührte, während das Rebhuhn sofort wegläuft.

Hier möchte ich die Beobachtung einfügen, welche ein Bekannter von mir im vorigen Jahre (1894) beim Abendstriche machte. Eine falzend ziehende Schnepfe schoß er herab und ließ sie sofort vom Hunde apportieren. Der Hund griff die noch lebende Schnepfe und während er mit ihr im Fange seinem Herrn sich näherte, stieß die Schnepfe noch ein paarmal ihren Falzton, das „Quarren" aus. Ob dieser Ton nur Zufall war oder ob die geschlechtliche Erregung dieses Vogels so groß war, daß er selbst in diesem Zustande noch den Falzton hören ließ, kann ich nicht entscheiden, aber der mir als braver und aufmerksamer Jäger bekannte Gewährsmann, Herr Amtsrichter A. in G. ist mir Bürgschaft genug für die Richtigkeit seiner Angaben.

Abfedern. Ich möchte noch einige Worte anfügen, wie mit den angeschossenen Schnepfen zu verfahren sei. Eine alte Jägerregel ist es, der Schnepfe eine Schwinge auszureißen und den noch lebenden Vogel damit abzunicken. Wer je diese Prozedur gemacht hat, wird sich überzeugt haben, daß das Ausreißen der Feder und das Eindrücken des stumpfen Gegenstandes in das Genicke des Vogels, diesem arge Schmerzen verursacht und derselbe gewöhnlich noch längere Zeit mit den Flügeln schlägt und zappelt; ja sogar oft schon länger am Galgen hängend zu flattern anfängt — also nicht verendet ist.

Jeder Jäger darf sich dem Mitgefühle seines Wildes nicht verschließen und wird trachten, demselben die Todesqualen nach Möglichkeit a b z u k ü r z e n. Das Abnicken auf geschilderte Weise ist eine etwas längere Todesqual.

Besser wird man thun, wenn man dem Vogel den Brustkorb kräftig zusammendrückt und ihn so rasch erstickt oder wie ich es in Übung habe, den Vogel um den Leib faßt und den Hinterkopf entsprechend kräftig an den Gewehrschaft schlägt. Bei dieser Prozedur ist eine sofortige Betäubung und auch Gefühllosigkeit erreicht; man hat aber dabei durchaus nicht nötig den Kopf in Scherben zu schlagen, dies würde das saubere Aussehen der Beute beeinträchtigen.

Nutzung. So wäre ich denn beim letzten Abschnitte, welchen wir bei der Schnepfe zu betrachten haben, angekommen — der Nutzung. Diese ist eine sehr einfache. Wenn der Schütze die Schnepfe ihrer Graneln oder der Malerfederchen, vielleicht auch noch einiger Schwingen als Hutzierde beraubt hat, dann wandert sie entweder in die Speisekammer oder zum Wildbrethändler, wenn sie nicht lieben Freunden als praetium affectionis überreicht wird.

Eine gut zubereitete Schnepfe ist ein von Feinschmeckern sehr begehrtes Gericht und wird auch deshalb um verhältnismäßig hohen Preis verkauft. Gewöhnlich wird jetzt für eine Waldschnepfe 4—4$^1/_2$ Mark bezahlt.

Als besonders schmackhaftes Gericht dient der sogenannte S c h n e p f e n d r e c k. Es sind das die Eingeweide der Schnepfe, welche mit Herz, Lunge und Leber fein verwiegt und gewürzreich zubereitet auf gedörrten Semmelscheiben aufgetragen werden und in der That recht aromatisch schmecken, wozu freilich die Kunst der Köchin sehr viel beitragen kann.

2. Das Steinhuhn.

Naturgeschichtliches.

In der Ordnung der Scharrvögel (rasores) bilden die zweite Familie die Waldhühner (tetraonidae), unter deren sechster Sippe — Berghühner — das Steinhuhn — cacabis saxatilis — eingereiht ist.

Das Steinhuhn ist stärker und kräftiger als das Rebhuhn, sein Leib ist kräftig, der Hals kurz, der Kopf verhältnismäßig groß, der längliche Schnabel mißt 16 mm, der Fuß ist mittelhoch, hat stumpfe Sporen oder Hornwarzen; der 9 cm lange Schwanz besteht aus 12—16 Federn; die Flügel sind mittellang, die dritte und vierte Schwinge sind die längsten. Die Gesamtlänge des Steinhuhns beträgt ca. 35 cm, Flugweite 56,5 cm. Oberseite und Brust sind blaugrau, mit rötlichem Schimmer befiedert; Wangen, Kehle und Vorderhals sind weiß, ringsum mit schwarzer Binde eingefaßt; Zügel, Stirn und Kinn sind schwarz; Schwungfedern dunkelbraun mit hellrostgelben Endkanten; Oberbrust ist aschblau, Bauch und After sind rostgelb; der Schnabel korallenrot, die Füße hochrot. Das Weibchen ist kleiner, die warzenähnliche Erhöhung auf dem Laufe, welche das Männchen besitzt, fehlt, das schwarze Halsband ist schmäler.

Verbreitung.

Das Steinhuhn bewohnt in Deutschland nur das Alpengebiet Bayerns, dann Oberösterreichs und Tirols, sowie der Schweiz. Häufiger trifft man es in Südtirol, Italien, Dalmatien, Griechenland, Kleinasien u. s. f.

Eine sehr nahestehende Art ist das griechische Steinhuhn und in Südwesteuropa wird es durch das Rothuhn — cacabis rubra — ersetzt.

Im Sommer bewohnt es die höheren Gebirge, das Gebiet der Legföhre, in welchem es sich, sowie im Alpenrosengestrüpp, sehr gerne aufhält; steinige Stellen mit Grasplätzen und Heidekraut, die sonnseitig gelegen sind, liebt es im Gebirge sehr. In Italien und Griechenland kommt es bis in die ebenen Lagen und Getreidefelder herab. Im Winter vereinigen sich die Steinhühner in Familien und Ketten und streichen der Äsung halber weit umher und mehr in die Thäler herab.

Äsung.

Die Äsung der Steinhühner bilden Knospen, zarte Blättchen, Sämereien, Beeren und als animalische Zugabe Insekten und deren Larven; im Winter leiden sie oft recht große Not und darum trifft man sie in dieser Jahreszeit auch in den Thälern und sogar manchmal auf der Ebene an.

Fortpflanzung.

Das Steinhuhn lebt monogam und schließt gewöhnlich für die ganze Lebenszeit seinen Bund, dem es auch treu bleibt. Die Begattungszeit fällt im Gebirge in den Monat April und Mai. Der Hahn zeigt sich sehr zärtlich, balzt mit hängenden Flügeln, ruft jedem seinesgleichen kampfesmutig zu, verteidigt tapfer sein Gebiet und kämpft auch während der Brütezeit der Henne jeden Eindringling ab. Ende Mai oder Anfang Juni bereitet die Henne unter niedrigem Gesträuche an geschützten und verborgenen Orten ihr Nest, das sie sorgfältig mit Moos, Gras 2c. auskleidet, und legt dann 12—15 blaßgelbe, mit bräunlichen Strichen gezeichnete Eier, welche in 23—26 Tagen ausgebrütet werden. Die Henne brütet sehr sorgfältig und führt ihre Küchlein in Begleitung des Herrn Gemahls auf die Weide.

Die Dauer der Brütezeit wird verschieden angegeben, so glaubt Dr. Brehm, daß die Steinhenne sicherlich ebensolange brüte wie die Rebhenne, also 26 Tage, Dr. Böhmerle nimmt 23 Tage, Friedrich „etwa“ 21 Tage und R. v. Dombrowski 18—20 Tage an.

Die Familien bleiben bis zum Frühjahr beisammen, wo sie sich dann trennen und paarweise zusammentreten.

Sinne und Lebensweise.

Das Steinhuhn ist durch Klugheit, Scharfsinnigkeit, Mut, Kampflust ausgezeichnet, es ist mehr schüchtern als scheu, läuft außerordentlich rasch, drückt sich gerne zwischen Geröll und Gestrüpp, klettert über Felsblöcke und steile Gehänge leicht hinan, fliegt, wenn auch nicht gerne und niemals zu weit, doch sehr rasch, weiß sich meisterhaft zu decken und sich vor seinen Feinden in Sicherheit zu bringen. Die Stimme des Steinhuhns ähnelt dem Gackern der Haushühner und lautet ungefähr wie „gack, gack, gack“; sein Lockruf „gigigich“ schallt weithin und beim Aufstieben ertönt ein peifendes „pitschi pitschi“. Vor dem Hunde läuft es sehr rasch und zwar zick-zack dahin, so daß es schwer zu finden ist; steht es auf, so fliegt es meist bergab und verschwindet rasch wieder, so daß ein sehr flinker Schütze dazu gehört, um es zu erlegen. Wenn eine Kette aufgesprengt wird, so stiebt sie rasch auseinander, fliegt bloß 40—50 Schritte weit, fällt dann ein, läuft weg oder drückt sich unter Steinen und Büschen, so daß

die einzelnen Stücke schwer wieder zu finden sind. Wenn der Jäger mit der Lockpfeife gut umgehen kann und einige Geduld hat, dann kann er durch Nachahmung des Rufes der Henne die ganze Kette bald wieder zusammenrufen und seine Arbeit dadurch erleichtern, denn die Steinhühner sind sehr gesellig.

Feinde. Die Feinde des Steinhuhnes sind unzählig und dieselben wie die aller Waldhühner, doch wissen sich die Steinhühner vor den Raubvögeln sehr rasch und gut zu verbergen und halten dann in gutem Verstecke ungemein fest aus.

Hege und Jagd. Mit Hege läßt sich bei einem Wilde wie das Steinhuhn, welches in den abgelegensten Berghalden lebt, nicht viel machen, man muß nur nicht unmäßig im Abschusse sein, welchem an und für sich die Schlauheit des Huhnes selbst schon Schranken setzt. Der Winter ist am gefährlichsten und da mag der Jäger sparsam im Abschusse sein.

Eine eigene Jagdmethode besteht gerade nicht. Vorstehhunde führen unsere Bergjäger nur wenig und so beschränkt sich der Abschuß lediglich auf Zufälligkeiten bei den Revierbegängen und da z. B. bei der Birsche auf Edelwild oder Gemsen mag sich der Jäger durch Schießen auf Steinhühner seine Birschgelegenheit nicht verderben. Wo Mangel an anderm Wilde ist und Steinhühner in größerer Anzahl vorkommen, kann die Jagd aber manches Vergnügen und bessere Ausbeute gewähren.

Nutzung. Das Wildbret des Steinhuhnes ist sehr fein und wird gerne gesucht, es steht jenem des Haselhuhnes nicht viel nach und bildet so die einzige Nutzung. In Griechenland sollen auch die Eier gesucht und massenhaft zu Markte gebracht werden.

---

3. Das Schneehuhn.

Naturgeschichtliches. Die vierte Sippe der Rauchfußhühner nimmt das Schneehuhn, auch Alpen-Bergschneehuhn — lagopus mutus, alpinus — ein. Es gehört aber nicht zur hohen Jagd.

In meiner weidmännischen Praxis habe ich nie Gelegenheit gehabt, das Schneehuhn kennen zu lernen oder zu erlegen, weshalb ich den Ausführungen R. v. Dombrowskis u. a. über dieses Wild folge.

Das Alpenschneehuhn ist ebenfalls etwas stärker als unser bekanntes Rebhuhn, hat eine Länge von ca. 33—34 cm, eine Flugweite von 58—60 cm; der schwärzliche Schnabel ist seitlich etwas zusammengedrückt, der Augenstern braun, über den Augen zeigt sich ein nackter, roter Kamm; die Ständer sind im Sommer nur mit haarartigen Federschichten, im Winter bis an die Zehen herab dicht befiedert.

Die Krallen sind sehr stark entwickelt, was die Standorts- und Ernährungsverhältnisse bedingen.

Das Kleid des Schneehuhns wechselt vielfach, Brehm nimmt an, fast mit jedem Monate. Das Hochzeitskleid schildert v. Dombrowski: Kopf, Hals, Brust, Oberrücken und die vorderen Flankenteile schwarz, der Hals spärlich mit weiß untermischt; das Kinn ist beinahe rein weiß; der untere Teil des Rückens, einige der innern Flügeldeckfedern, die Schulterfedern, der Bürzel und die oberen Schwanzdeckfedern sind schwarz, fein braun gewellt und einzelne der Federn schmal weißgesäumt; die Steuerfedern sind schwärzlich, die mittleren mit schmalen, weißen Rändern versehen; die Schwingen, der untere Teil der Brust, der Bauch und die unteren Schwanzdeckfedern sind weiß, die ersteren Flügeldeckfedern und deren Schäfte sind gegen das Ende zu dunkelbraun.

Das Herbstkleid des Hahnes: Kopf und Hals, die oberen Teile der Brust, die Seiten, der Rücken, die Schultern und die oberen Teile überall schiefergrau, schmal schwarz gewellt; Kopf und Hals rotbraun überflogen; die Steuerfedern schwärzlich, weiß gesäumt; die Schwingen, der Bauch und die untern Schwanzfedern sind weiß. Im Winterkleide ist der Hahn rein weiß, der Stoß schwarz, schmal, weiß gesäumt.

Die Henne ist vielfach etwas anders gefärbt, im Winterkleide unterscheidet sie sich nur durch das Fehlen des schwarzen Zügelstreifes vom Hahne.

Verbreitung. Das Alpenschneehuhn ist in den Hochgebirgen der ganzen Alpen- und Karpathenkette heimisch; in Kärnthen und Tirol zahlreicher; am häufigsten findet man es in Skandinavien, Island, Grönland, Schottland, im Ural, in Lappland und in den nördlichen Breiten von Asien und Amerika.

Während der rauheren Jahreszeit geht das Schneehuhn von den gewohnten Hochlagen in mildere, tiefergelegene Lagen und Weiden herab. Während des Sommers und bei anhaltend schöner Witterung steigt es bis zu den höchsten Berggipfeln empor und hält bei warmem Wetter auch besser aus. Bei Nebel fühlt sich das Alpenschneehuhn sicherer vor seinen Feinden und läuft deshalb vertrauter und eifriger im Gestein und Latschengestrüpp herum. Aufgescheucht stiebt dies Wild mit rauschendem Flügelschlage ein lautes „Görr — Görr“ ausstoßend auf, streicht nicht hoch und fällt bald wieder ein.

Die Begattungszeit der Schneehühner fällt in den April und Mai, je nach der Höhenlage seines Standortes, während welcher man hin und wieder den den Lockruf „Arr — Arr“ hören kann. Die Henne legt 8—12, nach Andern 9—14 gelbliche, schwarzbraun und rötlich gesprenkelte Eier, welche sie in ca. 24 Tagen ausbrütet. Während der Brütezeit treiben sich die Hähne auf den höchsten Berggipfeln herum und gesellen sich erst wieder im Spätherbste zum Volke. Im August sind die Jungen völlig flügge und dann begiebt sich das ganze Volk in die Regionen des ewigen Schnees. Balze.

Die Äsung besteht aus Knospen und Blättern der Alpenrose, der Birken, des Heidekrautes, aus Früchten der Heidel-, Preißel- und Stachelbeeren, dann aus Insekten und Larven, welch letztere die einzige Nahrung der Jungen bilden. Äsung.

Über die Jagd läßt sich nicht viel berichten, sie wird meist nur gelegentlich und zufällig ausgeübt. Da nun die Standorte vielfach mit jenen der Gemsen zusammenfallen, wird man sich hüten den Gemsstand durch öfteres Schießen zu beunruhigen. Jagd.

Außerdem liegen die Schneehühner in der Regel sehr fest, lassen sich leicht übergehen und bedürfen also eines guten Vorstehhundes zum Ausmachen. Die Jäger aber, welche jene Hochlagen begehen, werden selten mit einem Vorstehhunde versehen sein und so dürfte die Jagd sich nur auf zufälligen Abschuß beschränken.

Im Norden ist's freilich anders, dort stört die Jagd nicht, lohnt sich auch besser und wird auch mittels Fang und Schlingen betrieben, das mögen die vielen in Wildbrethandlungen vorrätigen Schneehühner beweisen.

Das Wildbret ist zart, schmackhaft und gerne gesucht.

---

4. Das Rebhuhn.

Neben dem Hasen ist das Rebhuhn die weitverbreitetste Wildgattung, welche die größte Beachtung unserer Weidmänner erheischt, denn sie kann bei rationeller Bewirtschaftung des Revieres einerseits zur reichsten Quelle des Nutzens und Vergnügens für den Jagdbesitzer werden, anderseits aber wird sie von der Landwirtschaft in keiner Weise beanstandet. Diese günstigen Faktoren machen sich bei keiner andern, weit verbreiteten Wildgattung so sehr geltend, als beim Rebhuhn. Jedoch sind unsere Kulturverhältnisse so gestaltet, daß sie der natürlichen Verbreitung des Rebhühnerstandes nicht immer günstig sind, deshalb bedarf derselbe einer größeren Nachhilfe von Seite des Hegers, als z. B. der Hasenstand. Will der Heger seinen Rebhühnerstand auf günstiger Höhe erhalten oder noch mehr heben, so muß er heutzutage kräftig eingreifen und hiezu sind ihm auch die Mittel gegeben.

In der Ordnung der Scharrvögel gehört das Rebhuhn zur zweiten Familie, Feldhühner — perdicinae — und bildet da allein die 7. Sippe — perdix cinerea. Naturgeschichtliches.

Das Rebhuhn — Feldhuhn, auch Repphuhn, ist in seiner Gestalt und Färbung so sehr bekannt, daß ich bei dessen Schilderung mich kurz halten kann, und nur die Hauptkennzeichen anzuführen brauche.

Die Schwanzfedern sind rostfarbig, wovon die vier mittleren rostgelb, grau und braun gesprenkelt sind, die unteren Flügeldeckfedern sind weiß, am Rande braun bespritzt; die unteren Schwanzdeckfedern rostgelb mit Braun gesprenkelt, der Schnabel ist bläulichgrau, an der Spitze dunkler, Füße sind gelbgrau. Der 7,2 cm lange Schwanz hat 16—18 Federn, die Gesämtlänge beträgt 30 cm, die Flugweite ca. 50,5 cm, das Fußrohr mißt 4,8 cm.

Da beim Jagdbetriebe das Auseinanderhalten von Hahn und Henne eine große Rolle spielt, will ich nicht versäumen, hier die Merkmale anzuführen.

Der Hahn; unter den Augen zieht sich ein hochroter, warziger, kahler Streifen hin, welcher hinter dem Auge ein spitzwinkliges Dreieck bildet. Von der dunkelorangegelben Stirn dehnt sich ein ebensolcher Strich über die Augen bis zum Nacken aus.

Der olivenbraune mit einigen hellen Längsstreifen gezeichnete Scheitel hat feine schwarze Einfassung. Aschgraues etwas gewelltes Gefieder zieht sich über Vorder- und Hinterhals bis zum Rücken und auf die Brust herab. Aschgrau mit Goldgelb gemischt ist die Hauptfarbe des Rückens. Der Schwanz ist schon beschrieben. Die rostfarbenen Schulter- und Deckfedern der Oberflügel sind mit feinen schwarzen Querlinien einem großen braunen Fleck, ununterbrochen schwarz eingefaßt. Die einwärts gekrümmten Schwanzfedern, von denen die zweite, dritte und vierte die längsten sind, haben helle Querbänder.

Der schöne kastanienbraune Schild ist mitten auf der Unterbrust hufeisenförmig angebracht. Der weiße Bauch ist schwärzlich gefleckt, der After rötlich. Die Schienbeine sind fleischfarben geschuppt, gehen mit zunehmendem Alter ins Schwarzgrau über; Nägel sind horngrau.

Die Henne; ist etwas schwächer in ihrem ganzen Körperbau, der kahle Warzenfleck unter dem Auge ist bedeutend kleiner und weniger lebhaft, der Scheitel rotbraun mit weißgelben Sprenkeln besetzt, der Rücken meist dunkler gefärbt als beim Hahn; der Schild — nach Einigen Haupterkennungszeichen — fehlt bei manchen, besonders alten Hennen, ist aber, wenn er besteht, in der Regel weniger scharf ausgeprägt, lückenhafter und unzusammenhängender als beim Hahne.

Der Schwanz der Henne ist heller, rostfarben und gleich gefärbt, nicht so gezeichnet wie beim Hahne, und mag beim Aufstehen als Erkennungszeichen der Henne dienen, weil er bedeutend heller erscheint.

Über die Erkennungszeichen junger Hühner werde ich später noch speziell berichten.

Varietäten. Nicht selten kommen bei den Rebhühnern Farbenvarietäten vor, es gibt bunte, gescheckte mit verschiedenen größeren oder kleineren weißen Flecken; ferner gelblichweiße mit rötlicher Schattierung und schließlich ganz weiße. Ich halte alle diese für solche Hühner, bei welchen sich der Albinismus in größerem oder geringerem Maßstabe geltend macht. So habe ich mehrmals Rebhühner in der Hand gehabt, welche auf den ersten Blick gelblichweiß erschienen, bei genauerer Besichtigung aber auf den meisten Federn die farbige aber fast gänzlich abgeblaßte Zeichnung aufwiesen und so das Verschwinden des Pigmentes anzeigten. Oft kommt es vor, daß in einzelnen Ketten ein oder mehrere Stücke diesen Übergang zum Albinismus zeigten, während der größte Teil der Kette normal gefärbt war. Nicht selten trifft man auch Hühner, welche anstatt des normalen braunen Schildes, einen weißen zeigen. Ich habe auf den Hühnerjagden in Niederbayern, wo ein vorzüglicher Stand ist, zweimal eine derartige Beobachtung gemacht.

Wie bei anderen Hühnerarten zeigt sich auch bei allen Rebhennen Neigung zur Hahnenfedrigkeit, was sich hauptsächlich an der Rose und dem Brustschild kundgibt.

Wanderhühner. Außer diesen Farbenvarietäten will behauptet werden, gibt es auch noch eine andere Art, perdix cinerea, die sogenannten Wanderhühner.

Das Rebhuhn ist ein ganz konservativer Standvogel, ich komme auf diesen Punkt später noch zu sprechen, nichtsdestoweniger hat man im Nordosten Deutschlands und auch in einigen Gegenden der österreichischen Monarchie fast in jedem Herbste wandernde Rebhühner beobachtet. Ich habe über diesen Punkt schon sehr Vieles gelesen, doch selbst nie Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen. Nach Beobachtungen Naumanns erscheinen diese Wanderhühner in Flügen von 30—40 Stück; ein Bruder Naumanns will, so führt Brehm an, einst eine Schar von ca. 500 solcher Hühner beobachtet haben; ja ein anderer Beobachter stellt die Zahl auf mehr als 1000 Stück fest. Man will beobachtet haben, daß diese Zughühner zwar kleineres Körpervolumen, sonst aber keinen Unterschied von den Standhühnern aufweisen.

Bekannt ist, daß die Feldhühner, welche Nordrußland und das östliche Sibirien bewohnen, allwinterlich diese Ländereien verlassen und die südlichen Steppen der Tartarei zum Aufenthalte wählen

und so wäre es ja möglich, daß von denselben zeitweise einige Züge sich mehr nach dem Westen ziehen und bei uns ähnlich auftauchen, wie das bei den Steppenhühnern schon mehrmals beobachtet wurde. Auch in Skandinavien beobachtet man ja, daß Rebhühner aus den nördlicheren Landesteilen im Winter dem Süden zuwandern.

Eine Beobachtung habe ich jedoch in unseren Mösern in der Nähe von München gemacht, welche ich glaube nicht unberührt lassen zu dürfen. Im Spätherbste trifft man plötzlich in den hohen Riedgräsern und dem Gestrüppe der Moose starke Ketten an, von deren Dasein man vorher keine Ahnung hatte. Wer sein Revier kennt, weiß auch, wie viele Ketten vorhanden sind und wo sie ihren Stand halten. Woher sind nun auf einmal diese Ketten gekommen? Ich werde nicht fehlgehen, wenn ich annehme, daß diese Ketten von den im Spätherbste kahlen und den Winden ausgesetzten Feldhügeln der, die tiefer liegenden Möser umgebenden, Revieren herabstreichen, um im warmen deckungsreichen Moose, das durch Grassämereien u. dergl. auch mehr Äsung bietet, als die lehmreichen abgeräumten Felder, Schutz zu suchen. Es ist dieselbe Erscheinung, wie wir sie beim Hasen-, ja sogar beim Rehstande finden.

Das ist eine Art Wanderung im kleinen Maßstabe, es ist eine Standveränderung, die sich in der Paarungszeit wieder ausgleicht. Und wie dies bei uns in unsern reich besiedelten Länderstrecken in kleinerem Maßstabe sich vollzieht, so dürfte die Erscheinung der Wanderhühner in den unbewohnten Steppen des Ostens in größerem Umfange statthaben.

Weidmännische Bezeichnungen.

Das männliche Rebhuhn heißt — Hahn, das weibliche — Henne, eine ganze Familie bestehend aus Hahn, Henne und Jungen heißt — Kette, Kitt, Volk — auch in manchen Gegenden — Schar, Kompagnie, woher auch dem Hahne der Name — Korporal zu teil wird.

Die Rebhühner sitzen nicht, sie — liegen; sie — streichen oder — ziehen, sie stieben auf, sie — fallen ein, sie fressen nicht, sie — weiden oder äsen; Lager oder Hühnerbett nennt man eine Vertiefung im Grase oder Getreide oder auch im Schnee, in welcher die Kette zusammengedrängt geruht hat; in dieser Vertiefung findet sich auch meist viel — Loosung oder Gebreche, auch „Gestüber". Die Hühner — laufen, ihre Spur heißt — Geläufe; fallen nach einem Fluge die Hühner einzeln an verschiedenen Punkten ein, so sagt man — die Kette ist gesprengt; wenn sich Rebhühner im trockenen Sand pudeln, so heißt das — sie stauben sich, in Süddeutschland wird auch nicht selten gesagt — sie baden sich (Hühnerbad). Wenn im Frühjahr nach Abgang des Schnees die Ketten auseinander gehen und sie sich paarweise zusammengesellen, sagt man — die Hühner fallen zu Paaren, sie paaren sich (Paarhühner). Eine unfruchtbar gebliebene Henne heißt — Gelthenne; der Befruchtungsakt heißt — Treten; die Gesamtzahl der Eier ist — Gelege. Sind die Hühner entweder um zu weiden oder aus sonst einem Grunde auseinander gelaufen, dann — rufen oder locken sie sich besonders des abends wieder zusammen. Der braunrote Fleck an der Brust heißt — Schild; gewöhnlich erscheint dieses Abzeichen bei jungen Hühnern erst im vierten Monat, dann sagt man die Hühner — schildern. Die Beine nennt man — Ständer; ist ein Huhn an den Beinen durch Schuß verletzt, sagt man — es ist geständert, ebenso am Flügel — es ist geflügelt; Stoß Steiß oder Sturz nennt man den Schwanz; der Wechsel des Gefieders ist — mausern; die Eingeweide heißen — Gescheide. Wenn man des Morgens beobachtet, wo eine Kette eingefallen ist und sich zusammenruft — ist das — Verhören oder altbayrische — Verlosen. Ein angeschossenes noch lebendes Rebhuhn wird — abgefedert, indem man mit einer ausgezogenen Feder dasselbe abnickt.*)

Verbreitung und Aufenthalt.

Das Rebhuhn ist sehr weit verbreitet, es bewohnt Deutschland, Schweiz, Dänemark, Skandinavien, Großbritanien, Belgien, Holland, Frankreich, Ungarn, Türkei, Griechenland, Norditalien, Hochkatalonien, Mittel- und Südrußland, die Krim, Kleinasien. Die Ebene oder getreidereiches Hügelland, Moorgegenden, Heiden zieht es waldigen Gegenden und dem Gebirge vor. Wenn gleich das Rebhuhn kahle Feldflächen bewohnt, sind ihm doch buschreiche Gegenden, in welchen Felder mit Heiden und buschreichen Gehölzen

---

*) Ich habe bei der Schnepfe schon darauf hingewiesen, daß diese Tötungsart für den Vogel sehr schmerzhaft und langsam ist, daß das Zusammendrücken des Brustkastens rascher den Tod herbeiführt, am sichersten und schnellsten aber ein Schlag des Kopfes auf den Gewehrschaft oder Stiefelabsatz tötet.

abwechseln, sympathischer; Vorhölzer mit an das Feld anstoßenden Schlägen oder Ödungen sucht es sehr gerne auf. Geschlossene Waldungen nimmt es nur in seltenen, außerordentlichen Fällen an und zwar meist nur wenn Schläge oder größere Waldblößen, Ödungen 2c. 2c. sich vorfinden. Möser liebt es sehr, weil hier jahraus, jahrein Deckung und Äsung sich vorfindet.

Lebensweise. Das Rebhuhn ist, wie schon erwähnt, ein sehr konservativer Standvogel, d. h. es liebt seine Heimat ungemein und hält sich, wenn nicht gewaltsame Eingriffe und Beunruhigungen in größerem Maßstabe vorkommen, stets an seinem Standorte auf. Die Jungen verlassen den Ort ihrer Geburt nicht leicht und siedeln sich in dessen nächster Nähe immer wieder an. Das Rebhuhn, so gewandt es im Fluge auch ist, wenn gleich sein Körpervolumen für lange Flüge nicht günstig ist, steht ohne Not nur selten auf und fliegt auch dann nicht weit, besonders wenn Deckung vorhanden ist, die es stets mit Raffiniertheit herausfindet. In ruhigem Zustande läuft es mit eingezogenem Halse und gekrümmtem Rücken und sucht seine Äsung auf. Beunruhigt läuft es mit ungemeiner Raschheit und lang erhobenem Kragen, steht auf, fällt wieder ein und läuft rasch weiter. Aber es drückt sich auch sehr gerne und weiß dabei alle Bodenvertiefungen, Büsche u. dergl. sich zu Nutzen zu machen. Wie alle seine Verwandte bäumt es nicht gerne, doch sind auch schon diesbezügliche Beobachtungen in außerordentlichen Fällen gemacht worden, wie mir solche auch von Waldschnepfen aus zuverlässigen Quellen gemeldet wurden.

Wodzicki, erwähnt Dr. Brehm, hat die Wahrnehmung gemacht, daß Rebhühner auch sehr gut schwimmen.

Mit Einbruch der Nacht ruft sich die Kette zusammen, übernachtet im Kessel oder Lager gewöhnlich enge zusammengedrückt. Dieses Versammeln geht auf folgende Weise vor sich. Wenn auf den Ruf des Hahnes die ganze Kette versammelt ist, laufen sie eine kurze Strecke, stehen dann auf, streichen eine kurze Strecke hinweg, fallen dann ein und wiederholen dieses Manöver nochmals an dem Orte, wo sie zu übernachten gedenken. Es mag diese Gewohnheit eine instinktmäßige Vorsicht sein, um etwa während der Nacht auf dem Geläufe herumziehendes Raubzeug irre zu führen.

Mit dem Grauen des Tages verläßt die Gesellschaft das Lager, läuft auseinander, pudelt sich ab unter beständigem Rufen, steht dann auf, streicht eine Strecke weit, läuft wieder auseinander und erst nach dem dritten Einfall bleibt es an der betreffenden Stelle. Dies ist für den Verhörenden von großer Bedeutung. Beim Abschnitte der Jagd werde ich hierauf wieder zurückkommen. Ist die Sonne am Firmamente erschienen, dann beginnt das Volk sich an dem bewußten Platze der Äsung hinzugeben, läßt sich von der Sonne wärmen, das Gefieder trocknen und verbleibt dann gewöhnlich an diesem Orte, besonders bei großer Hitze, wo es in kühlem Grase oder in Klee- und Getreidefeldern aushält. Diese Punkte sind für Ausübung der Jagd, d. h. für Erzielung reicherer Beute ohne zu viele Mühe und planloses Absuchen der Felder, von großer Bedeutung.

Stimme. Die Stimme der Rebhühner ist sehr verschieden. Der gewöhnliche Ruf in ungestörtem Zustande lautet etwa wie „gürrhick“; sind die Hühner erschreckt, hört man ein lautes „rigrigrig“, das am Ende in „gürrhick“ ausläuft. Erschreckt, in besonderer Angst hört man eine Art „tärt, tärt, tärt“; die Jungen rufen mit „tüp—tüp“; von den Alten hört man in gemütlichem Zustande auch ein dumpfes „kurruck“, auch „kurr“ als Warnungsruf. Beim Aufstieben machen die Hühner großen Lärm und ein scharfes Pfeifen wird dabei vernommen.

Sinne. Das Rebhuhn ist mit guten Sinnen ausgestattet, es ist klug und verständig, ist scheu und vorsichtig, weiß seine Feinde wohl zu beurteilen. Mit viel Geschick weiß es sich in die Lagen des Lebens zu schicken und wird durch Erfahrungen gewitzigt. Das Rebhuhn ist gesellig, friedliebend, treu, besonders sorgsam und aufopferungsfähig für seine Jungen. Für die eigene Familie ist es sehr besorgt, der Hahn kämpft tapfer und gestattet kein Eindrängen fremder Familien; doch nimmt sich ein Elternpaar um verwaiste Junge anderer Ketten zärtlich an. Am meisten bekunden die Alten ihre Sorgfalt und persönliche Aufopferung in jener Zeit, wo die Küchlein noch unbeholfen, nicht flugbar sind. Naht ein Feind, verschwinden die Jungen rasch auf Kommando der Alten und drücken sich; diese stellen sich dem Feinde in einer todesverachtenden Weise bloß, machen sich sichtbar, flattern unstät herum, suchen die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen, und denselben durch Laufen und unbeholfenes Flattern

von der Stelle, wo die Jungen sich gedrückt haben, abzuziehen. Erst wenn sie glauben, daß der Feind weit genug von der Brut abgelenkt ist, dann streichen sie ab und später ruft sich die ganze Gesellschaft wieder zusammen.

Ich habe wiederholt beobachtet, daß mir eine Henne fast ins Gesicht flog; das Gleiche beobachtete ich wiederholt bei Spielhennen, wenn auch nicht in so hohem Maße wie bei Rebhühnern.

Die Äsung der Rebhühner ist eine verschiedenartige und besteht teils aus pflanzlichen, teils aus animalischen Stoffen. Alle Arten Sämereien, besonders Gras- und Unkräutersamen, Getreidekörner, Knospen, Blätter, junge Getreidesaat und Kohl, verschiedene Beeren, wie Wachholder- und Brombeeren, dann Weintraubenbeeren bilden die erstere, verschiedene, schädliche Insekten, Larven, Ameisenpuppen letztere. Durch diese Art Äsung geht klar hervor, daß das Rebhuhn an Feldfrüchten, höchstens mit Ausnahme der Weintrauben, keinen Schaden anrichtet, im Gegenteile für die Landwirtschaft großen Nutzen bringt, indem es eine Masse Unkrautsamen vertilgt und mit schädlichen Insekten und Insektenlarven aufräumt. Äsung.

Wenn wir Jäger also bestrebt sind, den Rebhühnerstand auf die höchstmöglichste Stufe zu heben, werden wir nicht bloß unsere Jagdkasse wesentlich bereichern, unser Jagdvergnügen heben, sondern auch dem Landwirte einen großen Gefallen erweisen.

Ich kann nicht umhin, hier den Gedanken auszusprechen, daß die Gemeinden in ihrem eigenen Interesse Anstalten treffen sollten, der Vermehrung der Rebhühner dadurch Vorschub zu leisten, daß sie an geeigneten Orten ihrer Flur einige kleine Parzellen hernehmen und auf Gemeindekosten dort Remisen anlegen, die ständig bleiben. Die Kosten würden sich auf verschiedene Weise einbringen; erstens finden nicht bloß Rebhühner in der Remise Schutz und Nahrung, sondern auch andere insektenvertilgende Vögel, welche alle der Landwirtschaft Nutzen bringen.

Zweitens wird jeder Jagdpächter Gewicht darauf legen, lieber ein Revier zu pachten, in welchem Schutzanstalten für das Wildgeflügel ständig vorhanden sind — es wird sich also der Pachtschilling erhöhen und dabei die Gemeinde ebenso wie der Jagdpächter ihren Vorteil finden. Bei den kurzen Pachtfristen ist es eben einem Jagdpächter unmöglich, zur Anlage von Remisen Anstalten zu treffen, denn bis diese so weit herausgewachsen sind, daß sie wirklich Schutz und Vorteil bieten, läuft die Pachtperiode ab und der Pächter kommt nicht auf die Kosten — der Gemeinde aber bliebe die Anstalt.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehre ich zur Äsung der Rebhühner wieder zurück, und möchte nur noch erwähnen, daß in der Winterszeit und im zeitigen Frühjahr, wo Körnerfutter noch fehlt, das Rebhuhn lediglich von Larven und von Grünäsung lebt und deshalb meist auf den Feldern, wo Wintersaat angebaut ist, Stand hält. Bei starkem Schnee empfiehlt sich's deshalb, an Saatfeldern einzelne Stellen vom Schnee zu reinigen, daß die Hühner leicht zur Grünäsung gelangen können.

Sobald warme Frühlingsluft den Schnee von den Fluren hinweggefegt hat, beginnen die Hühner, welche den Winter über in der Kette vereinigt geblieben sind, sich zu sprengen, d. h. die Ketten gehen auseinander und die Hühner stehen paarweise zusammen. Daß die Paarung nicht ohne Kämpfe und Raufereien unter den Hähnen abgeht, läßt sich wohl denken; man nimmt an, daß die Zahl der Hähne stets eine größere sei, als die der Hennen, so daß sich gewöhnlich zwei oder mehrere Hähne um eine Schöne bewerben. Der Zeitpunkt des Beginnes der Paarung hängt vom Eintritt der Schneeschmelze ab, sie kann schon im Februar erfolgen, aber auch erst später eintreten. Stellt sich nach der Paarung ein unerwarteter Nachwinter mit Schneefall ein, dann stehen die Hühner wieder in Ketten zusammen und sprengen sich erst wieder, wenn die Flur aper ist. Um diese Zeit trifft man die Hühner gewöhnlich in den Sturzäckern und in der Nähe der Wintersaatfelder an. Fortpflanzung.

Wie schon gesagt, raufen sich die Hähne um die Gattin, sie suchen mit allen dem Hühnervolke eigenen Mitteln einander beizukommen und der Sieger kehrt zur Henne zurück, um mit ihr in streng geschlossenem Bunde weiterzuleben. Man glaubt, daß der einmal geschlossene Bund fürs Leben gilt — dies ist allerdings schwer nachzuweisen, doch steht so viel fest, daß das Pärchen das ganze Jahr über treu zusammenhält und gemeinsam den Schutz und die Erziehung der Jungen besorgt. Ich bemerke aus einem noch später zu erwähnenden Grunde, daß die Störenfriede nicht die gepaarten Hähne sind, sondern in der Regel weiberlose Hähne, die sich auf diese Weise eine Gattin erobern wollen. Bei der

Hege, ich bemerke dies besonders, werde ich auf den Paarungsakt zurückkommen und über das sogenannte Enthahnen mich aussprechen.

Je nach dem die Witterung die Paarung gestattete, wird sich der Beginn des Legens der Henne regulieren; jedoch darf man annehmen, daß ausgangs April oder anfangs Mai die Henne das Nest zu bereiten und zu legen beginnt.

Das Nest ist eine sehr einfache Vertiefung auf flachem Boden, die mit wenig weichem Materiale ausgefüttert wird.

Sehr häufig ist die Henne ungeschickt in der Wahl ihres Brutortes. Selten ist das Nest durch irgend einen Busch gedeckt, am meisten trifft man es in Kleefeldern, in Getreideäckern oder in Wiesen. Je nach dem das Frühjahr naß oder trocken sich anläßt, wird auch der Brütort verschieden sein. Ist das Frühjahr trocken und sproßt die Kleesaat und der Graswuchs der Wiesen nur langsam, dann wird man mehr Gelege in der stärkere Deckung bietenden Wintersaat finden, was jedenfalls für das Durchkommen und Ungestörtbleiben der Bruten von größerem Nutzen ist. In nassen Frühlingen aber wird vor allem Kleesaat und Wiese zur Brutstätte erwählt und da diese beiden Fruchtarten sehr bald zur Nutzung kommen und schon im Mai oft abgemäht werden, geht so manches Gelege und nicht selten damit auch die Henne zu grunde.

Nachbruten entstehen im ersteren Falle wohl, dieselben aber sind an Zahl der Jungen gering und bei Anfang der Hühnerjagd im Wachstum noch sehr weit zurück.

Item, die Henne legt 9—16 oder 17 Eier; finden sich mehr als diese Zahl in einem Gelege, dürfte die Überzahl von brütefaulen Hennen herrühren, die gerne in schon belegte Nester ihre Eier legen. Die Eier sind birnförmig, glattschalig, von blaßgrünlicher Farbe und gewöhnlich 33 mm lang.

Die Henne brütet nach Dr. Brehm volle 26 Tage, Diezel gibt 21, Dr. Böhmerle 25 und R. v. Dombrowski ebenfalls 21 Tage an, während Dietrich a. d. Winckell drei Wochen, also ebenfalls 21 Tage annimmt.

Bevor das Gelege nicht vollzählig ist, beginnt die Henne nicht zu brüten, ist aber dann sehr fleißig, sitzt so fest, daß nicht selten die Federn am Bauche ausgehen und gar oft die unglückselige Sense des mähenden Bauern ihr das Leben kostet. Inzwischen weicht aber der Hahn auch nicht aus der Nähe der Brutstätte, bewacht dieselbe sorgfältig, warnt vor Gefahr, gibt sich derselben auch preis, um den Feind von der brütenden Henne abzulenken und wenn das gelungen, kehrt er an die Brutstelle wieder zurück.

Die jungen Hühnchen sind allerliebste zarte Geschöpfe, kaum haben sie die Schale gesprengt, laufen sie aus dem Neste, so daß oft Stücke der Schale noch am Dunenkleide kleben und folgen der Mutter zur Auffindung der Äsung, in welchem Zweige die erstere sehr sorgfältigen Unterricht erteilt. Auch der Hahn begleitet die junge Gesellschaft, ist bemüht sie zu schützen und zu verteidigen.

Im Anfange der Brütezeit sitzt die Henne weniger fest, später so fleißig, daß sie nur das Nest kurze Zeit verläßt, um Nahrung aufzunehmen. Mehrmalige Störungen werden zeitweise sehr übel genommen, führen sogar dahin, daß die Henne das Gelege gänzlich verläßt und später eine Nachbrut liefert.

Es ist auch schon die Beobachtung gemacht worden, daß eine Rebhenne ihre Eier infolge einer Störung an einen andern Ort transportierte.

Ein mir genügend glaubwürdiger Gewährsmann hatte im vorigen Jahre seinen mit Graswuchs gut bestandenen Obstgarten hinter dem Hause, welcher an die Feldflur anstößt, mit dem Vorstehhunde abgesucht. Der Hund stand vor und bald strich eine Rebhenne ab, worauf ein reichliches Gelege sichtbar wurde. Der Mann fand außer diesem Gelege im ganzen Gartenraum kein anderes Gelege mehr. Als er am zweiten Tage nachsehen wollte, ob die Henne zum Gelege wieder zurückgekehrt sei, fand er den wohlbezeichneten Platz völlig leer. Er ließ nun den Hund suchen und siehe da, an einer etwas entfernteren Stelle des Gartenraumes fand sich die Henne und das vollzählige Gelege wieder vor und wurde auch an jenem Orte vollständig fertig gebrütet. Ich habe diesen Fall im „Deutschen Jäger" der Oeffentlichkeit übergeben.

Nach Verlauf von etwa 14—18 Tagen werden die Jungen flügge und wachsen, wenn das Wetter warm und günstig ist, sehr rasch. Die Kette bleibt den ganzen Herbst und Winter über vereinigt und erst im Frühjahr geht sie auseinander. Eine Eigentümlichkeit der Rebhühner ist, daß, so gesellig sie sonst sind, doch nicht dulden, daß eine andere Kette mit ihr vereint lebt. Wenn auch der Standort in nächster Nähe ist, bleibt jede Familie streng gesondert unter sich. Es kommt ja vor, daß bei der Hühnerjagd manchmal verschiedene Ketten so gesprengt werden, daß alles durcheinander kommt. Stellt man sich aber ruhig zur Beobachtung auf, so wird man finden, daß, sobald Ruhe im Felde eingetreten ist, die Hühner zu rufen beginnen, und in kurzer Zeit haben sich die Glieder jeder einzelnen Kette wieder gesondert vereinigt, und die Nacht findet die Reste der beschossenen Ketten streng separiert wieder beisammen.

Feinde und Krankheiten.

Was nun die Feinde des Rebhuhnes betrifft, glaube ich nicht nötig zu haben, dieselben einzeln aufzuzählen, denn es sind die gleichen, welche jedem Wildgeflügel gefährlich werden. Die Lebensweise des Rebhuhnes, das sich sehr viel im Freien auf der Feldflur aufhält, bringt schon mit sich, daß alles Raubgesindel vom Fuchse herab bis zum kleinen Wiesel und Igel, Hauskatzen in erster Linie miteingerechnet, ferner alle Raubvögel demselben äußerst schädlich sind. Einen sehr gefährlichen Feind hat aber das Rebhuhn in den Rabenvögeln, denn diese dezimieren die Bruten der Rebhühner in schauderhafter Weise. Alle Rabenvögel sind große Eierdiebe; sie spazieren das Frühjahr über scharenweise in den Feldern herum und ihrem scharfen Auge, ihrer Schlauheit entgeht die brütende Rebhenne sicherlich nicht. Zunächst wird die Henne durch Schnabelhiebe verscheucht, und dann ist das Gelege unrettbar bis auf das letzte Ei verloren.

Ich habe den Fall beobachtet, daß in einem Moosreviere beim Mähen das Nest einer Rebhenne entdeckt und auf Grund der ausgesetzten Prämie von den Mähern geschont wurde, so daß dieselben einen etwa zwei Quadratmeter großen Fleck Gras ringsum stehen ließen. Während nun die Mäher etwas entfernt von diesem Orte Mittag machten, sahen sie bald eine Anzahl Raben, wie gewöhnlich, im frischgemähten Wiesgrunde einfallen. Die Mäher schenkten denselben nicht die gebotene Aufmerksamkeit, doch hatten sie beobachtet, daß die Raben mit großer Neugierde den stehenden Grasbüschel umringten und sich da zu schaffen machten. Als sie später wieder an die Arbeit gingen und dort vorüberkamen, war das ganze Gelege, 15 Eier, vollständig zerstört und die Eier teils weggeschleppt, teils zerhackt und aufgefressen. Es würde zu weit führen, wollte ich alle die Räubereien, die mir von den Rabenkrähen bekannt sind, hier aufzählen, ich erwähne nur noch, daß im Winter die Krähen an den Futterstellen der Hühner die zudringlichsten Schmarotzer sind, und daß sie nicht bloß die Körnung, sondern auch bei besonderem Hunger die Rebhühner selbst zu vertilgen suchen.

Auf einen weiteren Umstand glaube ich hier hinweisen zu müssen, welcher den Rebhühnern vielen Schaden bringt, das ist die Feindseligkeit und Habsucht einiger Landleute. Wenn im Winter die Hühner an der Lisière der Dörfer oder an Einzelngehöften Schutz suchen, so haben sie sehr durch Nachstellungen der Bewohner zu leiden. Nicht bloß mit Schießgewehr und Schlingen trachtet man ihrer habhaft zu werden, nicht selten werden sie auch durch aufgelegte Körnung in die Räume und Städel gelockt und da auf jedmögliche Weise abgefangen.

Von Krankheiten ist wenig bekannt, es dürften nur solche sein, die allen Hühnervögeln eigentümlich sind, wie z. B. Pips. Sehr oft kommen Verbildungen der Ständer und des Schnabels vor. Auch an Parasiten leiden die Rebhühner; manche Kette strotzt von Läusen, welch letztere sich auch, wenn man geschossene Hühner anhängen hat, auf den Jäger hinüberziehen, zwar manche Unbequemlichkeit verursachen, aber leicht zu entfernen sind.

Hege.

Dietrich aus dem Winckell spricht sich in seinem vorzüglichen Werke dahin aus, daß die allgemeine Verminderung der Rebhühner seit mehreren Jahren offenkundig sei, die bis dahin noch nicht vollständig erfolgte Vertilgung derselben aber nur aus der starken Vermehrung erklärbar wäre.

Es mag wohl sein, daß irgend ein Zeitabschnitt den Rückgang der Rebhühnerbestände aufzuweisen im stande ist. Aber seit jener Zeit, als Winckell dies schrieb, hat sich im allgemeinen der Rebhühnerstand gewiß nicht in merklicher Weise verringert, ungünstige Jahrgänge vielleicht ausgenommen, die sich aber durch vorzügliche Hühnerjahre wieder ausgleichen.

Wenn ich also dem erfahrenen Altmeister hier widersprechen muß, steht mir die Erfahrung zur Seite, welche wir von da bis heute zu machen in der Lage waren.

Ich möchte aber geneigt sein, mein Bedauern in anderer Weise geltend zu machen, wenn ich sage, wir könnten und sollten viel mehr Hühner haben, als die Wirklichkeit ergibt, weil die Rebhühner auch in denkbar stärkster Verbreitung, wie ich schon nachgewiesen habe, keine Klagen von seiten der Grundbesitzer hervorrufen, dagegen aber eine Summe von Jagdvergnügen bieten und für die Jagdkasse bei den gegenwärtig immens hohen Pachten eine recht ansehnliche Summe eintragen, wenn man bedenkt, daß das erlegte Rebhuhn durchschnittlich fast 1 Mark der Jagdkasse einbringt.

Warum haben wir aber nicht so viele Hühner, als wir erhalten könnten? Diese Frage soll aus dem Nachstehenden beantwortet werden, und deshalb versuche ich, den Abschnitt der Hege so erschöpfend als möglich zu geben.

Fast bei keiner Wildart hat der Jäger so sehr die Mittel zur Hand, den Bestand zu heben, als beim Rebhuhn. Ich will davon absehen, daß in manchen Revieren durch übermäßigen Abschuß der Bestand zurückgeht und will zunächst die übrigen Verhältnisse ins Auge fassen, welche eine Verringerung des Bestandes herbeiführen können.

Ein Hauptgrund liegt in den landwirtschaftlichen Zuständen. Seit Jahrzehnten ist man bestrebt, den Boden auf das höchste Maß der Ertragsfähigkeit auszunützen. Aus diesem Grunde werden alle den Feldbau hindernde Gesträuche, Hecken, Baumgruppen von der Feldflur wegrasiert. Man ist bestrebt, alle Ödungen und sterilen Bodenflächen zu kultivieren und nutzbar zu machen. Die Möser und Heiden werden ausgetrocknet und zum Feld- oder Wiesenbau urbar gemacht. Durch dieses Streben sind dem Rebhuhn viele deckungsreiche, Ruhe gewährende Flächen geraubt und auf der kahlen Flur, die ihm übrig bleibt, findet es weder Schutz gegen die Unbilden der Witterung, noch Schutz gegen das Raubzeug.

Ein fernerer Umstand liegt in der Art des Feldbaues. Der Getreidebau hat abgenommen, an seiner Statt wird die Viehzucht stärker kultiviert, und durch diese wird der Anbau von Futterfrüchten, wie Weidflächen und Kleebau, vermehrt, und beide sind bekanntlich für die Rebhühner sehr gefährlich, weil in diesen Flächen eine Menge Bruten durch den frühzeitigen Schnitt, der mit der Brutperiode zusammenfällt, vernichtet werden.

Mögen nun diese Ursachen als Hauptgrund des Rückganges der Rebhühnerbestände angesehen werden, welche die Neuzeit gebar, so will ich doch nicht anstehen, auch jene Ursachen anzuführen, welche Dietrich aus dem Winckell schon angab; er sagt: unter den Verminderungsursachen dürften folgende die wichtigsten sein:

1) Der Verfall der Jägerei überhaupt, denn unsere jungen Jäger kommen meist jetzt so unwissend aus der (sogenannten) Lehre, daß sie nicht den geringsten Begriff von der Behandlung eines gut besetzten Jagdrevieres, viel weniger von den Mitteln und Wegen, einem heruntergekommenen aufzuhelfen, haben. Ursache hiefür glaubt Dietrich aus dem Winckell dem Mangel nötiger Vorkenntnisse zuschreiben zu müssen.

2) Die aus der Unbekanntschaft der meisten Revierjäger mit dem Raubtier- und Raubvogelfange entspringende Vermehrung dieser dem Wilde so gefährlichen Feinde.

3) Das Sinken des Ansehens der Forstbediensteten und Jäger beim Landmanne.

4) Die Sucht der Vernichtung der Vogelnester von seiten der Bevölkerung.

5) Wilddieberei.

6) Ausrotten der Hecken und Remisen.

7) Harte Winter, üble Frühjahrs- und Sommerwitterung.

8) Überhandnahme des Klee- und Ölsaatenbaues.

9) Mißverhältnis zwischen Hähnen und Hennen.

10) Zu zeitiges und unpflegliches Beschießen der Ketten.

11) Das zu späte Wegschießen überzähliger Hähne in der Paarzeit.

Den Punkten des Altmeister, wenn gleich sie alle auf unsere gegenwärtigen Verhältnisse nicht ganz anwendbar sind, möchte ich noch anfügen als eine Geburt der Neuzeit — große Schießwut einzelner Jagdpächter, die durch Vervollkommnung unserer Schußwaffen doppelt gefährlich wird, ferner Überhandnahme der Jagdfreunde infolge steigender Bevölkerung, Verkleinerung und Zerreißung größerer Jagdkomplexe neben der kurzen Dauer der Jagdpachttermine.

Dem ist nun einmal so, und wir können daran wenig ändern, unser Bestreben soll aber nun darauf hingerichtet sein, wie den Übelständen, die zu bessern wir wirklich in der Lage sind, abzuhelfen wäre.

Jeder erfahrene Weidmann weiß, daß es Lagen gibt, in welchen der Rebhühnerstand selbst mit der größten Sorgfalt nicht so recht in die Höhe zu bringen ist, er wird immer nur ein beschränkter bleiben. Würden wir aber die Flinte ins Korn werfen und nicht trachten, zu erhalten, was möglich ist, könnte die Thatsache des gänzlichen Verschwindens der Hühner an solchen Orten eintreten.

In Berg- und Waldgegenden, in sehr feuchten Niederungen, auf schweren Lehmböden mit hochgelegenen kalten Hügeln wird die Hühnerjagd nie zu einer ergiebigen Höhe sich entwickeln; dagegen bieten sowohl wellige als ebene Gebiete mit fruchtbarem, leichtem Boden, auf welchem Dornhecken, Sträucher, Remisen, Büsche, Waldparzellen mit hochkultivierten Feldflächen abwechseln und Wasser vorhanden ist, die besten Bedingungen für das Aufblühen der Rebhühnerbestände.

Was hat also der Heger zu thun, um sowohl auf dem einen, wie auf dem andern Terrain seinen Rebhühnerstand zu heben?

1) Ich setze voraus, daß die Vertilgung aller Schädlinge des Rebhühnerstandes eine ständige, fortgesetzte Obsorge des Hegers sei;

2) muß und darf der Abschuß nur ein solcher sein, daß mit Rücksicht auf die unabweislichen Winterverluste ein Samenstand übrig bleibt, welcher nicht nur dem bisherigen Stande entspricht, sondern auch eine Mehrung in Aussicht stellt;

3) muß für den Schutz und die Fütterung der Rebhühner während des Winters ergiebig gesorgt werden;

4) muß für Regulierung des Geschlechtsverhältnisses der Hühner unter sich gesorgt und einer entsprechenden zeitgemäßen Blutauffrischung Vorschub geleistet werden;

5) ist Vorsorge zu treffen, daß die Hühner während der Brutperiode vor Störungen und Übergriffen bewahrt bleiben;

ad 1) glaube ich, daß die Maßnahmen genügend bekannt sind und einer besonderen Aufzählung hier nicht bedürfen;

ad 2) läßt sich über die Höhe des Abschusses eine allgemeine Norm nicht geben, denn sie richtet sich sowohl nach dem Stande des Wildes, als auch nach den jeweiligen Jahresverhältnissen; dagegen kommt sehr viel darauf an, w i e der Abschuß gemacht wird.

Vor allem ist nötig, nicht zu früh mit dem Abschusse zu beginnen, d. h. man warte ab, bis die jungen Hühner genügend herangewachsen sind. Ein geübter Jäger wird die alten Hühner von den jungen meist zu unterscheiden wissen, und selbe nach Möglichkeit schonen, und zwar aus dem Grunde, weil die alten Hühner die Orts- und Nahrungsverhältnisse kennen, den Fährlichkeiten der Witterung besser zu trotzen und den Nachstellungen des Raubzeuges leichter auszuweichen im stande sind, durch alle diese Erfahrungen aber den Rest der Kette leichter durch den Winter bringen, als wenn die unerfahreneren Jungen sich selbst überlassen bleiben. Ältere Hennen bringen in der Regel auch zahlreichere Gelege zu stande und wissen ihre Brütestelle und die Jungen besser zu schützen.

Die Ansichten der Jäger sind geteilt. Manche glauben, es sei besser, die alten Hühner sofort wegzuschießen, damit sie ihre Ketten nicht zum F o r t s t r e i c h e n veranlassen. Aber wohin sollen sie denn streichen? Ich habe schon erwähnt, daß das Rebhuhn ein sehr konservativer Standvogel ist, und wenn die Äsungsverhältnisse zeitweise nicht einen Wechsel des Standortes bedingen, die Kette ihre Heimat strenge einhält. Während nun dieser einzige, wenig einleuchtende Punkt den oben geschilderten Vorzügen der Schonung der Alten gegenübersteht, ist derselbe doch so schwach, daß er keine Berücksichtigung finden dürfte.

Ebenso ist die Ansicht geteilt, ob es für ein Revier günstiger sei, wenn man die vorhandenen Ketten alle samt und sonders beschieße und bis auf eine gewisse Anzahl überzulassender Stücke reduziere, oder ob man einzelne Ketten gänzlich bis auf die Alten aufreiben solle, um andere in der Nähe stehende gänzlich unbeschossen zu lassen.

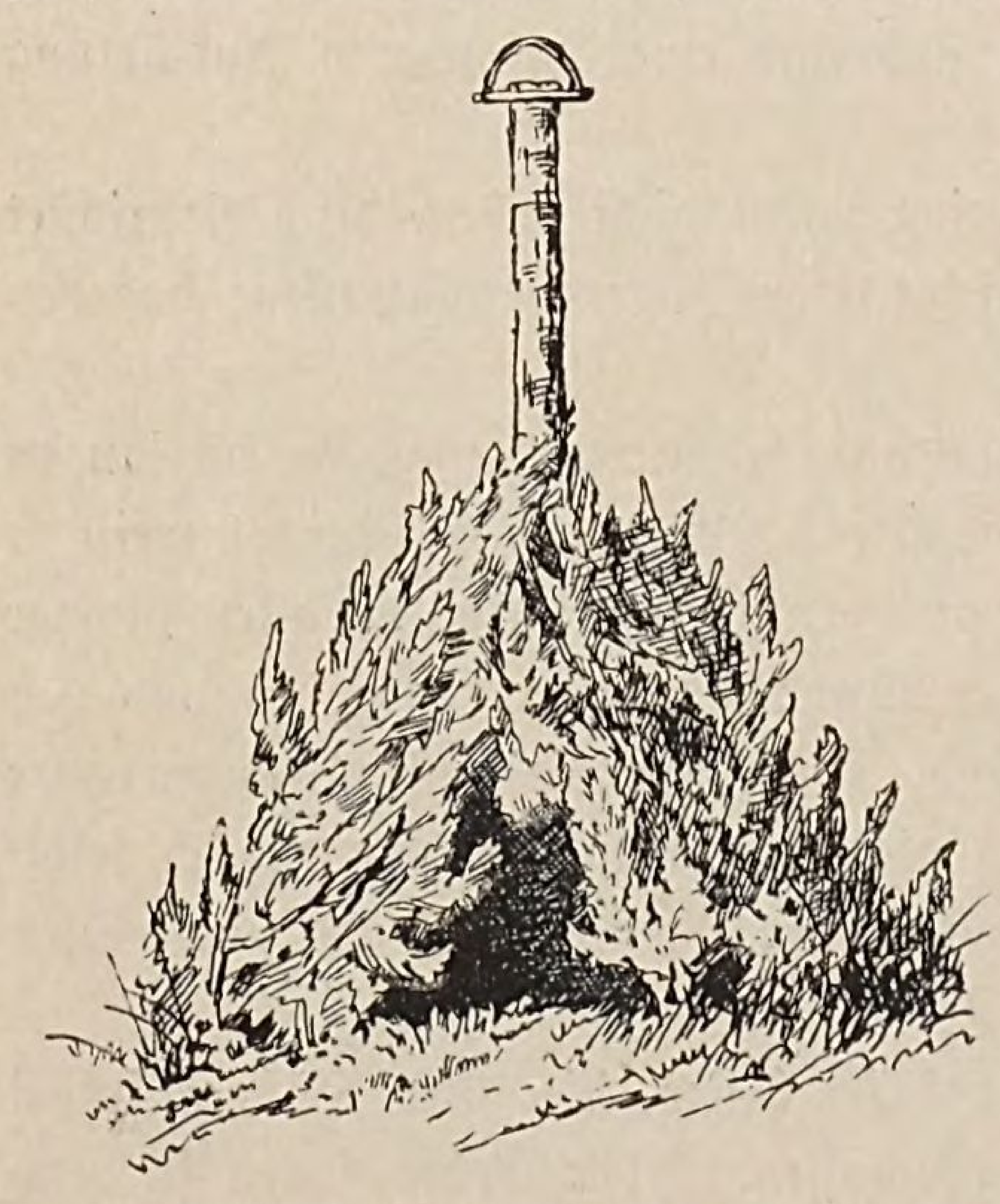
Ich möchte mich der letzteren Ansicht zuneigen. Man wähle zum Abschusse Ketten, welche einen für die Überwinterung weniger günstigen Standort einhalten — z. B. an den Grenzen des Reviers —

und schieße sie womöglich bis auf die zu schonenden Alten ab. Es ist ja einigermaßen schwierig, besonders in der vorgeschritteneren Abschußzeit, die Alten von den Jungen sicher unterscheiden zu können. Am meisten wären aber die alten Hennen zu schonen. — Hat man dagegen einzelne Ketten in richtiger Verteilung über das Revier, welche einen günstigen Standort einhalten, so halte man sie als Samenketten unbeschossen über, denn die stärkere Kette wird leichter durch den Winter kommen, als die einzelnen Stücke, indem sie bei Schnee und Frost sich gegenseitig besser zu wärmen und zum Boden durchzuscharren im stande sind, und man dadurch sicherlich die alten Hühner nicht gefährdet, was bei einer teilweisen Reduzierung der Ketten immerhin leicht passieren kann.

ad 3) ist bereits erwähnt, daß man möglichst Sorge tragen soll, auf weiten kahlen Feldfluren den Hühnern Deckung zu schaffen. Ist das Revier im Eigenbesitze, hat die Anlage von Remisen und Hühnereinfällen ja keine Schwierigkeit. Anders verhält sich die Sache in Pachtrevieren, welche meist nur kurze Pachtperioden gewähren. Hier gibt es keine andere Wahl, als entweder die Gemeinde zu bestimmen, daß sie die eine oder andere Grundparzelle zu einer ständigen Remise einrichtet, oder wenn das nicht möglich ist, passende Parzellen zu pachten und sie auf eigene Kosten zu einer fliegenden Remise — etwa Topinamburremise — einzurichten. Gelingt auch dieses nicht ohne zu übertriebene Kosten, welche mit dem Höherertrag in keinem Verhältnisse stehen, so muß man sich darauf beschränken, Futterschirme und Unterstände sofort nach Abräumung der Ernte auf mehreren Plätzen der Feldfläche einzurichten.

Futterschirme. Obgleich jeder findige Jäger selbst wissen wird, wie und aus welchem Materiale Futterschirme und Unterstände für Rebhühner einzurichten sind, glaube ich doch einige Winke geben zu können.

Es ist nun gleichgültig, aus welchem Materiale dieselben hergestellt werden, wenn es nur derart ist, daß es seinen Zweck erfüllt und den Winter überdauert. Man kann ja nehmen, was zunächst zur Hand ist: Tannenreisig, Schilf, Stroh oder dichte Dornsträucher 2c. Tannenreisig empfiehlt sich deshalb gut, weil die breiten flachen Äste sich recht gut, ohne viel Mühe der Form des Schirmes anpassen lassen und gehörig decken. Die stärkeren Äste werden genügend in den Boden eingetrieben und dann die Gipfel oben mit Draht fest zusammengebunden. Will man noch mehr Festigkeit geben, mögen noch eine oder zwei Drahtumspannungen nach abwärts in genügenden Zwischenräumen angebracht worden. Unten am Boden ist darauf zu sehen, daß die Äste so dicht schließen, daß nur an ein paar Stellen die Hühner aus- und einschlüpfen können, dem Raubzeuge, wie z. B. den Rabenkrähen oder dem Fuchse 2c. der Zutritt verwehrt ist. An der, der Wetterseite entgegengesetzten Schirmseite mag in der Höhe auf eine genügende Öffnung angetragen werden, durch welche der Heger die vorzulegende Körnung in das Innere des Schirmes einführen kann.



Beim einen oder andern Schirme wird eine Stange mit Pfahleisen gegen das befiederte Raubzeug und die Krähenvögel gute Dienste leisten.

Diese Schirme sind, wie schon erwähnt, bald nach Abräumung der Felder aufzurichten und in denselben etwas Körnung vorzulegen, um die Hühner aufmerksam zu machen, daß sie im Schirm nicht bloß Unterstand und Schutz gegen Witterungsunbilden und Raubzeug, sondern auch Nahrung finden.

Rascher werden die Hühner veranlaßt den Schirm anzunehmen, wenn man strahlenförmig vom Schirm aus nach der Feldflur zu einige Gänge mit Körnung streut, die Hühner werden sich dadurch an den Schirm heranäsen und dort die Vorlage finden; tritt dann harte Zeit ein, so haben sich die Hühner schon an den Schirm gewöhnt. — Anfangs kann man in Zwischenräumen Körnung vorlegen, ist aber tiefer und harter Schnee eingetreten, der den Hühnern das Durchscharren auf dem Boden und die Saatfelder unmöglich macht, dann möge täglich Körnung vorgelegt werden.

Die Körnung mag aus Hafer, Gerste, Weizen oder Wicken 2c. bestehen; auch nehmen die Hühner Biertreber gemischt mit etwas Hafer sehr gern an.

Eine andere Art Schutzvorrichtung für Hühner bilden die sogenannten Wintereinfälle, welche R. v. Dombrowski empfiehlt und welche ich nicht versäumen möchte hier anzuführen, weil ich sie als sehr praktisch erachte.

Die Wintereinfälle sind an solchen Stellen anzubringen, wo man sich überzeugt hat, daß die Hühner sich gern aufhalten; dieselben sollen den Hühnern Schutz und Unterstand bieten und verhindern, daß sie, um dies zu finden, sich an die Zäune und Hecken der Einzelgehöfte und Dorfschaften hinziehen. v. Dombrowski glaubt mit Recht, daß die gewöhnlichen Schirme dem Zwecke insofern nicht entsprechen, weil sie gewöhnlich nur einer Kette Unterstand bieten, die eine zweite dort nicht duldet. Hierin mag er ganz Recht haben und darum verdienen die nach seiner Art konstruierten Einfälle auch Beachtung, denn sie gestatten mehreren Ketten gleichzeitig Unterstand.

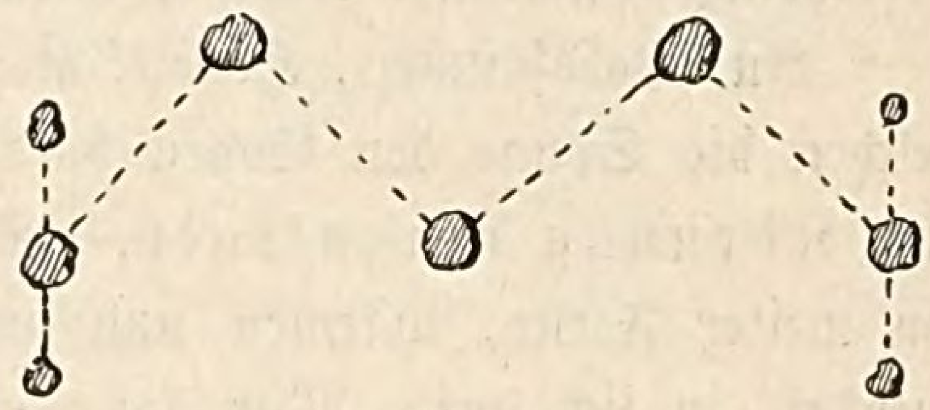


Fig. 1.



Fig. 2.

Die Herstellung eines Rebhühnereinfalles mag auf folgende Weise geschehen:*)

Die Standpflöcke (Fig. 1), welche aus ca. 8 cm im Durchmesser haltenden Rundhölzern in der Höhe von 150 cm geschnitten werden, rammt man in Abständen von 2—2,25 m stumpfwinklig in den Boden und versieht dieselben, um sie gegen die Einwirkungen des Windanfalles widerstandsfähiger zu machen, wie dies in Fig. 2 — Skelett des Einfalles — ersichtlich ist. Hierauf werden die horizontalen Überleghölzer an Pfählen befestigt und mit geschneidelten Ästen derart belegt (Fig. 3), daß der Abschnitt derselben nach aufwärts, das Gezweige nach dem Erdboden gerichtet ist. Günstig wird es sein, letztere am Boden mit kurzen Hackenpflöcken festzumachen. In diese Anstalt wird Körnung (Weizen und Gerste im Gemenge oder im Wechsel) angelegt und gibt Gelegenheit, daß sich zwei oder mehrere Ketten, ohne sich gegenseitig zu bekämpfen, dort gütlich thun können. Ein Pfahleisen in der Nähe ist sehr zu empfehlen. Auch empfiehlt sich, einen hellfarbigen, etwa blauen Wollfaden in einem Abstande von $^1/_3$ m rings um den Einfall an schwachen Gabelästchen herumzuziehen, er wird verhindern, daß die Krähen sowohl die Körnung den Hühnern wegnehmen, als auch einzelne Stücke, welche sie von der Kette abtreiben, schlagen.

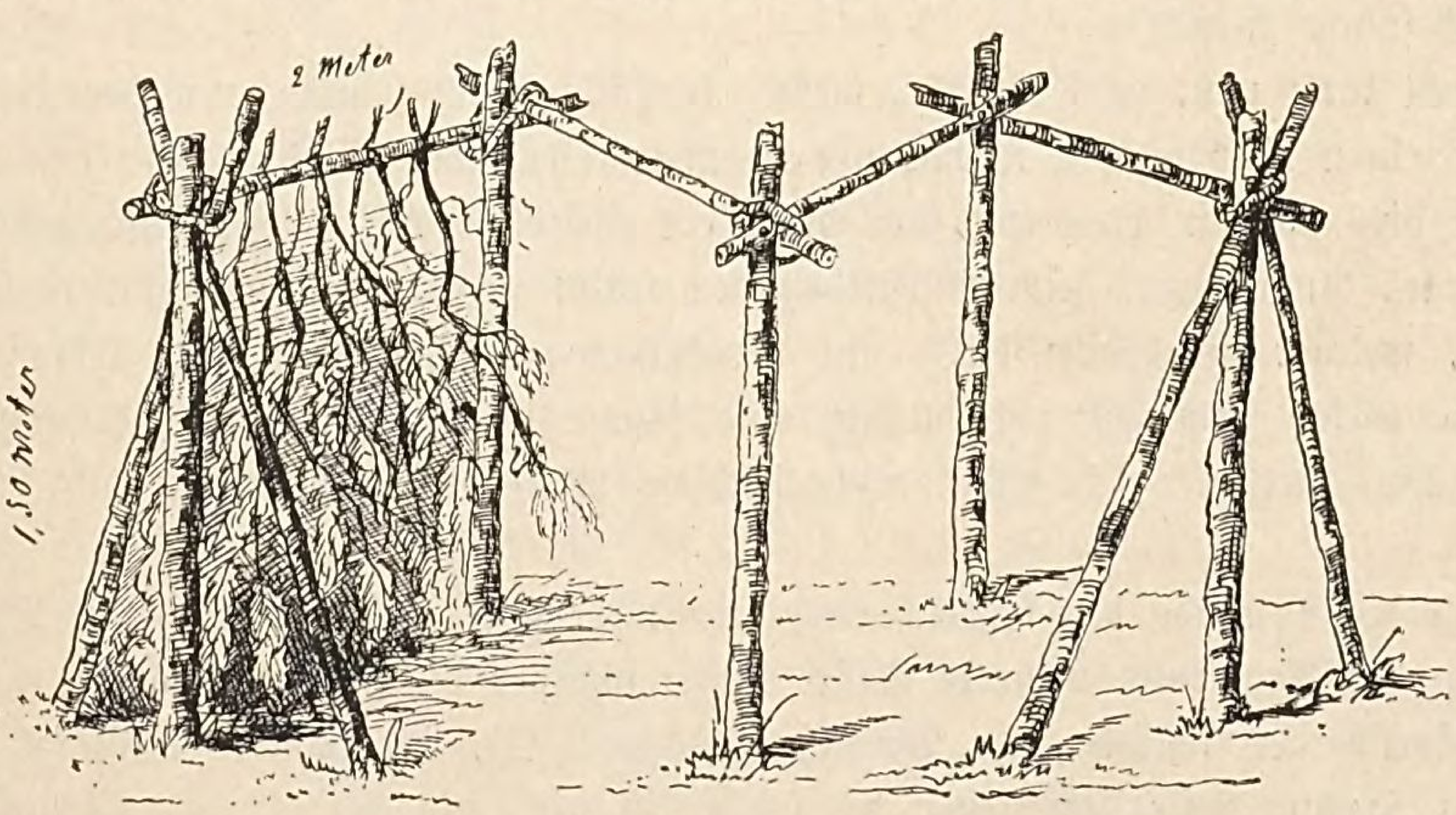


Fig. 3.

Diezel empfiehlt, als sehr praktische Maßregel, wenn es an schützenden Remisen fehlt, mehrere Plätze im Revier von 8—10 Schritten im Quadrat vom Schnee zu reinigen und dann $^3/_4$ m hoch hinlänglich mit Schwarzdornreisern und zwar so dicht zu belegen,

*) Ich stehe nicht an, praktische Einrichtungen anderer Autoren unter Anführung der Quelle in meine Arbeit aufzunehmen, denn es soll den Zweck verfolgen, dem Jäger jede praktische Einrichtung an die Hand zu geben.

daß wohl der geschmeidige Körper eines Rebhuhnes, aber nicht ein großer Vogel durchschlüpfen kann. Dem als Futter dort aufzustreuenden Getreide mögen Krauthäupter, Brunnenkresse, Rüben, Kartoffeln beigefügt werden, weil die Hühner daran besonders gern picken; auf diese Weise schützt man sie wesentlich gegen alle Feinde aus dem Tierreiche.

Neben sochen Anstalten, wie ich sie nunmehr geschildert habe, können aber auch noch einfachere Vorkehrungen getroffen werden, welche neben diesen bestehen mögen und den Rebhühnern zu Nutzen kommen.

An Waldsäumen, Hecken, Kiesgrubenrändern, Rainen 2c., welche der Sonne zugekehrt sind, an welchen die Sonne den Boden bald vom Schnee befreit und den Boden weich macht, empfiehlt es sich sehr, Körnung vorzulegen. Solche Stellen suchen die Hühner gern auf und sehen sie auch schon von weiter Ferne, wärmen und hudern sich dort und nehmen Quarzsand 2c., welcher zur Verdauung beiträgt, in sich auf. Man kann an solchen Plätzen durch Abkehren des Schnees der Sache Vorschub leisten und durch Futtergänge die Hühner an die Stelle herankirren. Allerdings werden solche Futterstellen auch von den scharfäugenden Krähen sofort entdeckt und frequentiert; man kann ihnen aber durch Auflegen von Dornsträuchern den Zutritt erschweren und sie dadurch etwas abscheuchen, daß man eine tote Krähe an einer Stange aufgehängt, frei baumeln läßt — dieses memento mori hat schon recht gute Dienste geleistet und wird von den Rebhühnern nicht im geringsten beachtet.

Wer nun für möglichst ausgiebige Weise und tägliche Fütterung seiner Hühner sorgt, der wird auch weniger über Verluste durch Krähen und Raubvögel klagen können; ein Rebhuhn, das durch Nahrungsmangel heruntergekommen und schwach geworden ist, weiß sich gegen die Unbilden des Wetters und gegen feindliche Angriffe nicht so gut zu schützen, als ein munteres, wohlgenährtes und fällt in Folge dessen leicht den Fängen des Habichtes zur Beute.

ad 4) Das Geschlechtsverhältnis unter den Hühnern ist erfahrungsgemäß ein nicht ganz günstiges; in der Regel gibt es mehr Hähne als Hennen. Zur Zeit der Paarung bekämpfen sich nun die Hähne sehr heftig und auch die Henne wird durch vielfache Behelligung fremder Hähne belästigt, gequält und in ihrem Brütegeschäft gestört. Man will ja sogar beobachtet haben, daß die Gelege durch aufgeregte, weiberlose Hähne, in Verfolgung ihrer Absichten auf die brütende Henne, zerstört wurden. Diese Umstände geben nun dem Heger zu denken und durch sie ist die Veranlassung entstanden, im Frühjahr zur Paarungszeit ungepaarte, überzählige Hähne wegzuschaffen, und so eine Ausgleichung der Geschlechter herbeizuführen. Dieses Enthahnen der Rebhühner kann nun auf verschiedene Weise durchgeführt werden. Und zwar, wenn man im Winter bei hoher Schneelage Hühner mittelst der Schneehaube einfängt, um sie für alle Fälle einzukammern, kann man überzählige Hähne sofort abfedern — ich komme auf diesen Punkt später zurück.

Im weiteren kann man im Frühjahr, wenn die Hühner sich paaren, mit dem Vorstehhunde suchen und trachten, den einen oder andern Hahn, wenn man ihn mit Sicherheit erkannt hat, abzuschießen. Es ist dies aber in doppelter Beziehung ein heikel Geschäft. Zunächst gehört ein ungemein sicheres und geübtes Auge dazu, beim Auffstieben den Hahn zu erkennen und gar mancher Fehler wird gemacht werden, welcher die Sache dann nur verschlimmert. Ferner ist dem Abschießen von Hähnen im Frühjahr das Gesetz entgegen und müßte eine jagdpolizeiliche Erlaubnis erwirkt werden, in der Hegezeit Hähne abzuschießen. Ich halte deshalb diese Art von Enthahnung, als zu gefährlich und unpraktisch.

Enthahnen. Sicherer ist die Methode des Enthahnens, welche Herr A. Schützenberger in Straßburg i. Elsaß mit Genehmigung der Regierung mehrere Jahre hintereinander durchgeführt hat.

Herr Schützenberger schrieb im „Deutschen Jäger“ Nr. 12 vom 16. März 1882 über seine Methode: 1) Ein Irrtum beim Abschießen der Hähne ist nicht möglich; 2) man erlangt das Ideal des Geschlechtsverhältnisses: so viel Hähne als Hennen; 3) die Jagd wird in keiner Weise beunruhigt, und es wird kein Hahn geschossen, der sich bereits eine Lebensgefährtin ausgesucht hat. Die Manipulation ist folgende: Nach eingetretener Paarzeit setzt man eine in einen Käfig eingesperrte Henne in die Feldjagd aus. Der Käfig mag auf einem Pfahle in mäßiger Höhe angebracht werden und wird über Nacht dortgelassen. Wenn abends und morgens die Henne ruft, kommen die ungepaarten Hähne aus weiter Entfernung herbei und zwar mit solch ungestümer Begierde, daß man sie leicht vor dem Käfig schießen

kann. Die Zahl der herbeieilenden Hähne nimmt natürlich nach und nach ab, und manchmal dauert es 2—3 Tage, bis sich wieder einer einstellt. Ist der Abend zu weit vorgeschritten, um sicheres Abkommen zu haben, überläßt man den Hahn ganz ruhig seinem Liebestraume, denn am nächsten Morgen ist er sicher auf seinem Posten, wo man ihm dann mit Leichtigkeit beikommen kann. Auf diese Weise ist es ein Leichtes, in den Monaten März und April alle überflüssigen, den Bruthennen schädlichen Hähne zu entfernen. Irgend ein Eingreifen in bereits begonnenes Familienleben ist nicht zu befürchten. Herr Schützenberger hat sich mit dem Vorstehhunde, nachdem er an einer Stelle 14 überzählige Hähne abgeschossen hatte, überzeugt, daß sämtliche angetroffenen Hennen gepaart waren.

Die weiteren Versuche und Berichte des Herrn Schützenberger haben dargethan, daß das Enthahnen für den Rebhühnerbestand keinen Nachteil hatte, vielmehr Nutzen brachte, und daß die Maßregel etwa in zweijährigen Perioden zu wiederholen wäre.

Allerdings stehen die Jagdpolizeigesetze der Durchführung entgegen, aber gerade dadurch ist der Polizeibehörde die Macht an die Han dgegeben, etwaigen Mißbrauch hinanzuhalten und nur an verläßige Revierinhaber die Bewilligung zu erteilen.

Der alte Diezel glaubt mit Recht, daß das Enthahnen der Rebhühner viele Schwierigkeiten biete, und daß die Mutter Natur gewiß von selbst ausgleichend einwirken würde; jedoch hat Diezel diese praktische Methode nicht gekannt, und unsere Kulturverhältnisse haben sich so verändert, daß, will man schneller und ausgiebiger in die Höhe kommen, man nicht immer die Natur allein walten und unsern Herrgott einen guten Mann sein lassen darf.

Übrigens ist auf Grund des Schützenbergerschen Verfahrens mein vor zwei Jahren leider zu früh verstorbener Freund, Herr Eisenwerksbesitzer Eugen von Gienanth zu Eisenberg in der bayrischen Rheinpfalz, ein bekannter braver Weidmann und Kynologe, zu einem andern Verfahren veranlaßt worden, welches ich ebenfalls hier anführen zu müssen glaube, nämlich zum „Behennen" der Rebhühner.

Dieses mir rationeller erscheinende Verfahren beruht auf dem Grundsatze, den weiberlosen, also überzähligen Hähnen Hennen zuzuführen. **Behennen.**

Herr von Gienanth glaubte, daß in schwachbesetzten Hühnerrevieren ein Abschießen von Hähnen nicht rationell sei, vielmehr solle man diese Hagestolzen leben lassen, und damit sie die übrigen gepaarten Hühner in ihrem Leg- und Brütegeschäft in Ruhe lassen, müsse ihnen der Grund ihrer Eifersucht genommen werden, indem man ihnen junge leg- und brutfähige Hennen zuführt und somit das Revier nicht enthahnt, sondern — behennt.

Mit dieser Maßregel würden die Zwecke verfolgt, daß:

1) die für die einheimischen Paare unschädlich gemachten überzähligen Hähne veranlaßt würden, mit ihren fremden Hennen sich selbst eine Familie zu gründen und dadurch die Hühnerbestände zu erhöhen;

2) fremdes Blut in die Hühnervölker eingeführt würde, was immerhin ein direkter Vorteil sein müßte, wenn viele Jahre hindurch die Bestände in Inzucht leben.

Nun vollzog von Gienanth die Behennung in folgender Weise: Er setzte des Abends an passender Stelle den Käfig mit einer Lockhenne aus, während er mit einem Jäger und dem Korbe, in welchem er die aus Ungarn bezogenen Rebhennen untergebracht hatte, sich in der Nähe unter Deckung postierte. Bald nach Eintritt der Dämmerung begann die Henne im Käfig zu locken, und darauf antworteten verschiedene Hähne, von denen einer bis in die Nähe des Käfigs heranstrich.

Sofort nun warf von Gienanth die bereitgehaltene Henne dem Hahne entgegen. Dieselbe fiel etwa 20 Schritte seitwärts vom Hahne ein und ließ ihren Lockruf „Prr-wick" ertönen; sofort antwortete der Hahn mit dem langgezogenen „Prr-w-ä-ä-äck" und strich zur Henne hin, umsprang sie und ließ ein lockendes „gack-gack-gack" ertönen, worauf es still wurde; nach einiger Zeit strichen beide Hühner ab.

Dieses Experiment ereignete sich an einem Abend mehrmals, und jeder Hahn erhielt seine Henne zugeworfen. Auch den zweiten Tag kamen einige Hähne, welchen Hennen zugeworfen wurden, und am dritten Tage lockten wohl Hähne, keiner aber kam an den Käfig der Lockhenne heran, so daß anzunehmen war, daß an diesem Orte sämtliche Hähne mit Gattinnen versehen waren.

Die gleiche Geschichte machte nun von Gienanth auf noch zwei andern Punkten seiner Jagd, welche ein paar Kilometer vom ersten Platze entfernt waren. Auch hier machte er die Erfahrung, daß

4—6 Hähne anfangs herankamen, und daß nach Zuteilung je einer Henne am dritten Tage wohl Hähne lockten, aber nicht herbeikamen, folglich wohl solche waren, welche bereits mit einer Henne sich vereinigt hatten.

Die einzelnen Details, das Gebahren der Hühner beschrieb Herr von Gienanth sehr nett, und dasselbe läßt einen so hübschen Blick in das Geschlechts- und Familienleben dieses niedlichen Wildes werfen, daß ich gerne dasselbe hier angeführt hätte, wenn es nicht für den Rahmen dieses Werkes zu weitläufig wäre.

Der freundliche Leser könnte jedoch die Frage aufwerfen, warum eine so umständliche Prozedur vorgenommen wurde, man könnte ja den Zweck ebenso verfolgen, wenn man schlechthin sich Rebhennen aus anderer Gegend verschafft und sie dann am passenden Orte von kurzer Hand aussetzt.

Das mag gerade auch richtig sein, aber ich halte dafür, daß dieses unmittelbare Zuführen einer Henne zum einzelnstehenden Hahne eine viel direktere Maßregel ist, als wenn Hahn und Henne sich im Reviere erst zusammenfinden müssen. Jedenfalls hat die Behennung eines Revieres auf diese Weise den Vorzug, weil sie ein zu weites Abstreichen nach dem Aussetzen gewiß verhütet und die Henne an dem Platze zurückhält, wo sie sofort Gesellschaft findet.

Durch eine solche Maßregel ist nicht bloß Vermehrung des Hühnerstandes angestrebt, sondern auch Blutauffrischung erreicht. Obgleich nun die Natur selbst auch dafür sorgt, daß Blutmischung eintritt, indem die einzelnen Ketten im Frühjahre auseinander gehen und Glieder fremder Ketten sich miteinander paaren, so ist doch diese Art Blutauffrischung keine so radikale, als wenn man genügende Anzahl fremder Hühner aus weit entlegenen Gegenden bezieht und auf oben angegebene Art aussetzt.

Es ist bekannt, daß an einigen Orten der Stand an Hühnern nicht höher wird, selbst wenn man dort stehende Ketten ganz überhält. Im Herbste ist eine Kette da und nicht mehr; die Glieder der vorjährigen Kette haben sich also im Frühjahr vom Orte entfernt und sich irgendwo anders angesiedelt.

Ich muß nochmals auf die überzähligen Hähne zurückkommen und die Annahme, daß die Natur selbst den Ausgleich vollziehen würde.

Gesetzt den Fall, in einem Revierteile sollen viele überzähligen Hähne vorhanden sein, und nach der allgemeinen Annahme wäre dies allgemein der Fall. Wohin sollen nun die überzähligen Hähne gehen, oder woher sollen sie hahnenlose Hennen erhalten —? Vom Nachbarrevier? Das ist wohl nach dem Grundsatze, daß es mehr Hähne gibt, nicht denkbar.

Hieraus ergibt sich, daß das Zuführen neuer Hennen sicherlich das rationellste Verfahren ist.

Ich habe wohl in meiner langen Jägerpraxis verschiedenartig die Erfahrung gemacht, daß manchmal bei einer zusammengeschossenen Kette 4 und 5 alte Hähne sich befanden. Auch habe ich schon, so bei Graf Hegnenberg-Dux, gesehen, daß eine Anzahl Hähne von 7 Stück sich zusammenthaten und in einem Krautfelde wie jede andere Kette Stand hielten. Auf Ansuchen des Herrn Grafen gelang es mir auch an einem schönen Herbsttage, Anfang Oktobers, diese ganze Gesellschaft abzuschießen, es waren 7 alte Hähne.

Wohl darf man annehmen, daß das Mißverhältnis sich in manchen Jahren wieder ausgleicht, daß je mehr Hähne vorhanden sind, desto mehr auch erlegt werden, und so ein Ausgleich stattfindet. Wer aber bemüht ist, auf seinem Jagdgebiete stets die alten Hühner zu schonen, der wird nach all dem Gesagten gut thun, vielleicht alle zwei Jahre eine Anzahl fremder Hennen zuzuführen.

ad 5) Gewiß ist es von großem Vorteile, wenn die Hühner während der Brutzeit vor Störungen bewahrt bleiben, denn vielfach kommt es vor, daß die Henne bei öfteren Störungen das Gelege gänzlich verläßt und dann zu einer der Zahl nach geringeren Nachbrut schreitet.

Es ist aber sehr schwer, hier Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Man kann verhüten, daß die Landleute ihre Hunde mit ins Feld nehmen, man kann dafür sorgen, daß herumstreunende Hauskatzen weggeschafft werden. Am meisten aber wird immer die Beunruhigung durch Gras- und Kleeschnitt bleiben.

Die Maßregel, für eingelieferte Eier Prämien zu bezahlen, ist sehr verwerflich, denn man macht ein Geschäft daraus und raubt die Hühnernester aus.

Wenn auch nicht viel gewonnen wird, so thut es doch gute Dienste, wenn man den Mähern für Schonung der Rebhühnergelege Prämien bezahlt; wenn man die Mäher veranlaßt, falls Rebhühner

abstreichen, nachzusehen, ob ein Gelege da ist, und sollte dies der Fall sein, etwa wieder zwei Quadratmeter um das Nest herum die Frucht stehen zu lassen.

Sollten aber wirklich verlassene Gelege gefunden werden, dann gibt es keine andere Hilfe, als die Eier zu sammeln, einer Haushenne unterzulegen und so die Aufzucht zu versuchen, bis die jungen Hähnchen so weit herangewachsen sind, daß man sie ins Revier bringen und etwa dort stehenden Ketten beigesellen kann.

Für die Maßregel, mit dem Hühnerhunde Kleefelder öfter abzusuchen und die Hühner zur Paarungszeit aus diesen Äckern zu vertreiben, um zu verhüten, daß sie im Kleeacker brüten, bin ich gar nicht eingenommen. Das Revier wird zu sehr beunruhigt, und es ist sehr fraglich, ob man damit die Hühner veranlaßt, anderwärts eine sichere Brutstätte zu suchen.

Die Aufzucht der aus gesammelten Rebhühnereiern erhaltenen jungen Rebhühner unterliegt ähnlichen Verhältnissen, wie ich diese bei der Fasanenaufzucht schon erwähnt habe. Doch ist die Aufzucht junger Rebhühner leichter durchzuführen als jene der Fasanen, indem die jungen Rebhühner weit weniger empfindlich sind als die jungen Fasanen. Aufzucht.

Zum Ausbrüten von Rebhühnereiern soll man nur Haushennen von gewöhnlicher Art, nicht zu große verwenden, es entspricht dies den Größenverhältnissen der Rebhühner besser, während man bei starken Hennen das Tottreten der Jungen zu befürchten hat.

Es ist wohl selbstverständlich, daß man darauf zu sehen hat, einer Henne womöglich nur Eier aus ein und demselben Gelege unterzulegen, damit sich nicht beim Ausschlüpfen eine Zeitdifferenz von mehreren Tagen ergibt. Ein oder zwei Tage schaden nicht. Den ersten Tag nach Ausschlüpfen können die Küchlein wohl ohne Nahrung zubringen, doch dürfte es besser sein, ihnen solche sofort zu reichen. Die beste Nahrung dürften Ameiseneier der kleinen Wiesenameise sein, welche man ihnen vorlegt. Nebenbei mögen hartgekochte Eier mit Schafgarbe klein vermengt und solange fortgegeben werden, bis man zur Vorlage roher Hirse übergehen kann. Nach und nach mag die Vorlage von Grünfutter empfohlen werden und zwar Salat, Wegerich, Vogelmieren ꝛc. Werden die Hühnchen stärker, dann hat man nicht mehr so sorgfältig für Äsung zu sorgen, denn sie werden im Freien sich sehr bald selbst verproviantieren, und nur noch vorsichtshalber einiger Nachhilfe bedürfen. Man muß den jungen Rebhühnern viel Freiheit gewähren und sie tagsüber im Freien lassen, nur des Abends gut versorgen. Ist die gehörige Zeit gekommen, dann verlassen die jungen Rebhühner aus eigenem Antriebe die Mutter und werden sich irgendwo in der Nähe ansiedeln.

Nur auf diese Weise ist es möglich, die verlassenen Gelege von Rebhühnern nutzbar zu machen, und es ist dies ein nicht geringer Prozentteil der jährlich zu Verlust gehenden Rebhühnergelege.

In ähnlicher Weise hat man zu verfahren, wenn man sich behufs Blutauffrischung und Mehrung des Rebhühnerstandes von fremden Gegenden brutfähige Eier kommen läßt. Nebenbei möge aber, wie auch beim Bezuge von lebenden Rebhühnern selbst, darauf gesehen werden, daß die Eier wie die Hühner aus einer Gegend bezogen werden, welche den klimatischen Verhältnissen des Revieres, in welchem sie eingesetzt werden sollen, möglichst entspricht, denn klimatische Verhältnisse spielen beim Rebhuhn und dessen gutem Gedeihen stets eine große Rolle.

Die Hühnerjagd ist unstreitig ein sehr schönes Vergnügen für den Jäger, wenn er sie mit einer gewissen Ruhe und Planmäßigkeit auszuüben versteht. Schon die Führung eines gut veranlagten Vorstehhundes bietet vielen Reiz; ist dann das Revier auch mit Rebhühnern einigermaßen gut besetzt, so kann ein fleißiger, ausdauernder Jäger sich nicht bloß Unterhaltung, sondern auch reichlichen Lohn schaffen. Jagd.

Allerdings bedingt die Hühnerjagd einen rüstigen, ausdauernden Mann, denn er muß sich beizeiten auf die Sohlen machen, will er zur rechten Zeit an Ort und Stelle sein, und dann ist bei der meist sehr hohen Temperatur während der Haupthühnerjagdzeit das unausgesetzte Gehen über Äcker, unebenen Boden und alle sich bietenden Hindernisse immerhin eine große körperliche Anstrengung, bei welcher man weder Schritte noch Schweißtropfen zählen darf. Wer daher nicht gut auf den Beinen ist, Hitze, Durst, Hunger, Nässe zu scheuen hat, der taugt für eine ausgiebige Hühnerjagdpartie nicht und mag sich später mit bequemen Treibjagden abfinden.

In unseren niederbayrischen frucht- und getreidereichen Gegenden gedeiht die Hühnerjagd in hohem Grade. Das ziemlich bergige Land ist für eine gute Hühnerjagd wie geschaffen. Auf den Hügeln ist Getreide- und Kleebau sehr ausgebreitet, zerstreute Waldpartien sind eingesprengt, die Thalsohle bietet große üppige Wiesflächen mit Erlenhecken und Erlenwaldpartien, die meist mit Quellen und Bächen durchzogen sind.

Die großen Kleeflächen, sogenannte Herbstkleepointen, bieten, wenn auch die Felder abgeräumt sind, schöne weit ausgedehnte Gebiete mit genügender Deckung, denn auf dem üppigen Boden erreichen sie eine Höhe wie nicht leicht irgendwo anders und sind oft so hoch, daß ein niederer Vorstehhund darin verschwindet. In diesen Kleeflächen ist stets auch bei höchster Temperatur kühler reichlicher Tau, der oft so stark ist, daß, wenn der Jäger eindringt, er bis über die Knie herauf naß wird, als ob er durchs Wasser gegangen wäre.

Allerdings ist in diesem Gebiete die Hühnerjagd sehr anstrengend für Jäger und Hund und verlangt eine gute, kräftige Konstitution des Mannes, denn bei solcher Temperatur am Oberkörper in Schweiß gebadet, ist man an den Beinen von empfindlich kühlem Tau stets naß.

Außerdem besteht in Niederbayern die Gewohnheit, daß größere Feldstücke stets wegen des Hausviehes und Geflügels, das im Herbste immer auf der Weide ist, eingeplankt sind. Schon die manchmal steilen Feldhügel mit tiefen Furchen in dem humusreichen Boden erschweren das Gehen, dazu kommt, daß man bei jeder Feldpointe den hohen Zaun überklettern und den Hund hinüberschaffen muß, und steht nun in dem welligen Gelände eine Kette auf, so streicht sie in der Regel an den andern Hang hinüber oder doch in die mit Gebüschen versehene Wiesenthalsohle. Um dorthin zu gelangen, muß Jäger und Hund oft 3—4 Einplankungen überklettern. Es ist also, so ergiebig sie ist, die Jagd in dortiger Gegend mit großer körperlicher Anstrengung verknüpft und erfordert viel Kraftaufwand und Ausdauer des Jägers wie des Hundes.

Wenn ich nach ca. vierwöchentlicher Hühnerjagdperiode in den niederbayrischen Gefilden zur Hochgebirgsjagd in die Berge kam, da war mir die Anstrengung des Bergsteigens ein Leichtes, denn ich war von dorther so trainiert, daß mir die Gebirgsjagd leicht vorkam. Auch stellt die Jagd dorten hohe Anforderungen an den Hund, in den hohen, stets nassen Kleefeldern muß der Hund bedeutende Ausdauer und vorzügliche Nase aufweisen, falls er seinen Dienst genügend erfüllen soll.

Der Aufgang der Hühnerjagd richtet sich gesetzlich meist nach den Verhältnissen des Jahrganges und der frühern oder spätern Ernte der hauptsächlichsten Feldfrüchte. Gewöhnlich fällt er in die Mitte oder zweite Hälfte des Monats August. Der erfahrene Jäger wird aber selbst am besten zu beurteilen wissen, wann er mit dem Abschusse zu beginnen hat, denn wenn auch einzelne Völker zur Zeit der Eröffnung hübsch herangewachsen sind, mögen doch die meisten im Wachstum soweit zurück sein, daß sie manchmal ein bis zwei Wochen der Schonung noch bedürfen, wenn man schöne, möglichst gleichstarke Hühner erbeuten will. Es ist allerdings in größeren Jagdbezirken nicht immer möglich, mit dem Beginnen des Abschusses so lange zu warten, bis die jungen Hühner überall geschildert haben. Man muß daher den Abschuß so einrichten, daß die ausgewachsenen Ketten zuerst hergenommen werden, während man die Ketten, welche weiter im Wachstum zurück sind, noch einige Zeit schont.

Diese Maßnahme setzt jedoch einen einigermaßen kundigen und ruhigen Schützen voraus, der beim Aufstehen seine Hühner zunächst anschaut und nicht gleich krumm macht, wenn er die erste Feder sieht.

Besonders nötig ist eine gewisse Ruhe, wenn man bestrebt sein will, die alten Hühner zu schonen. Ich habe bei der Hege schon die Gründe erwähnt, welche die Schonung der alten Hühner, insbesondere der alten Hennen, bedingen; gewöhnlich aber stieben die alten Hühner zuerst auf, weshalb der Jäger mit Ruhe zusehen und lieber ein paar Hühner unbeschossen wegstreichen lassen soll, falls sie einzeln und nicht geschlossen aufstehen, als die alten sofort herunterzuknallen, denn nachträglich stellt sich gar oft heraus, daß die Jungen noch sehr schwach und der Führung durch die Alten bedürftig sind, ja daß z. B. Nachbruten durch Wegschießen der Alten sogar dem Zugrundegehen ausgesetzt werden können.

Die besten Tageszeiten für die Hühnersuche dürften morgens von 8—11 Uhr und nachmittags von 3 Uhr ab bis zum Abend sein. Ein früherer Beginn ist nicht wohl rätlich, weil das Feld vom Morgentau noch nicht aufgetrocknet ist, der Hund viel Wasser, das als Tau an Gräsern und Stauden

haftet, in die Nase bekommt und so schlechtere Wittrung hat, was beim Nachsuchen nach angeschossenen Hühnern und solchen, die in Kartoffel- oder Kleefelder, wenn auch gut getroffen, herabstürzen, sehr hinderlich ist, indem dadurch manches Stück verloren werden kann.

In der Zeit von 11—3 Uhr soll man aussetzen, denn gewöhnlich ist da die Hitze so groß, daß sie für Jäger und Hund unerträglich und aufreibend wird und infolgedessen auch schlechtere Resultate ergibt.

Wer einen braven Hund sein eigen nennt, den er hoch schätzt und sich möglichst lange erhalten will, der wird seine Leidenschaft zu zügeln wissen und dem pflichttreuen Tier Überanstrengung zu ersparen suchen, denn nichts ist geeignet, die Kräfte und Gesundheit des Hundes mehr in Anspruch zu nehmen, als die Arbeit während der größten Hitze. Selbst wenn im Revier genügend Wasser vorhanden ist, an welchem sich der Hund kühlen kann, ist die Arbeit während der Mittagshitze nicht rätlich. Durch den großen Durst und das immerwährende Wasseraufnehmen wird der Hund so sehr entkräftet, daß er dann, selbst nach einer längeren Ruhepause, nicht mehr im stande ist, längere Zeit auszuhalten.

Ein kluger Jäger wird also, wenn ihm nicht mehrere Hunde, mit welchen er wechseln kann, zu Gebote stehen, darauf bedacht sein, nach einigen Stunden Arbeit etwas auszuspannen. Wenn man ca. 8 Uhr morgens begonnen und bis 11 Uhr gearbeitet hat, soll man seine Partie so einrichten, daß man irgendwo mindestens 2—3 Stunden Rast hält, wo man im Schatten den Hund und sich selbst ausruhen lassen, dann etwas Nahrung und Getränke zu sich nehmen, dem Hunde ein leichtes Futter reichen und nach einiger weiterer Rast dann wieder an die Arbeit gehen kann.

Jeder stark erhitzte und überangestrengte Hund, der voll Atem ist, wird nicht gleich Futter aufnehmen; man lasse ihm also genügend Zeit, und wenn er sich völlig erholt hat, reiche man ihm leichte Suppe. Ich habe gefunden, daß lauwarme abgeblasene Milch mit gutem Brot oder wenn möglich mit Fleischsuppe und Brot dem Hunde viel zukömmlicher ist, als saure Milch, welche man der Kühlung halber gerne zu reichen bereit ist. Die kalte saure Milch verschlemmt den erhitzten Magen des Tieres, gibt Anlaß zu Durchfall und statt daß sich der Hund kräftigt, wird er nur matter.

Ein sehr gutes und leicht zu transportierendes Futtermittel für solche Fälle sind die Hundekuchen, von denen man leicht ein paar Stück im Rucksack transportieren, dann am Rastorte klein zerschlagen, in warmer Milch aufquellen lassen und dann dem Hunde reichen kann.

Wenn ich diesem Punkte etwas mehr Raum eingeräumt habe, als man etwa nötig halten könnte, so mag der freundliche Leser bedenken, daß die Rücksicht auf unsern treuen Begleiter sich sehr lohnt, denn mit einem abgetriebenen Hunde Hühner zu jagen, ist ein schlechtes Geschäft!

Allerdings ist nicht jeder Hund gleich stark empfindlich gegen die Einwirkung der Hitze — wer sich für die Hühner- oder Feldjagd einen leichteren flüchtigen Hund halten kann, z. B. Pointer oder ausdauernden Setter, wird wohl am besten dran sein; — wem aber nur ein Hund zur Verfügung steht, der heute auf Schnepfen im Walde, morgen auf Enten im Schilfe und am dritten Tage auf Hühner in der sonnbeglänzten Feldflur arbeiten soll — der möge ja die Sorgfalt für sein treues Tier nicht aus den Augen lassen und ihm nicht mehr zumuten, als die Verhältnisse gestatten. Je mehr man Sorgfalt auf sein Tier verwendet, desto länger wird man die Annehmlichkeit empfinden, einen erfahrenen Hund zur Seite zu haben, welcher die Gewohnheiten seines Herrn, welcher die Jagd in allen ihren Phasen kennt und sofort herausfindet, um was es sich heute handelt. Man klagt allgemein darüber, daß die Lebensdauer eines Vorstehhundes eine sehr kurze sei, daß der Hund, wenn er einmal anfange, angenehm und verständnisvoll zu werden, auch bald nachlasse, tüchtig auszuhalten — woher kommt das aber? Nicht fehlgehen dürfte ich, wenn ich annehme, daß man dem Hunde in jüngeren Jahren zuviel zumutet, ihn zu wenig vor heftigem, raschem Temperaturwechsel schützt und dadurch seine Kräfte zu frühe aufbraucht. Man glaube ja nicht, daß die Natur eines Hundes für die Einwirkungen der Temperatur, der Überanstrengungen unempfindlich sei — das Nervensystem wird zerrüttet, die einzelnen Sinne lassen nach, und häufig sieht man Hunde, welche im Verhältnis zu ihrem Alter nur mehr Ruinen sind. Der eine verliert das Augenlicht, der andere hört frühzeitig nicht mehr und am meisten leiden die Hunde in vorgerücktem Alter an Gicht oder rheumatischen Erscheinungen. Das ist meistens nur Folge

von Überanstrengung, Einwirkung des raschen Temperaturwechsels, und kommt besonders bei Hunden vor, welche viel ins Wasser gehen oder bei starker Hitze arbeiten müssen.

Kehren wir nach dieser wohlgemeinten Abschweifung wieder zur Hühnerjagd zurück.

Ein pflichttreuer Revierjäger wird bei Aufgang der Hühnerjagd so ziemlich genau wissen, wo Hühnervölker Stand halten und wie weit sie im Wachstum vorgeschritten sind. Darnach reguliert sich die Ausübung des Abschusses.

Man soll nicht planlos über die Felder gehen, denn um auf diese Weise die Hühnerjagd auszuüben, gehört ein gewaltiger Bestand an Hühnern her. Sehr viel richtet sich der Stand und Aufenthaltsort der Rebhühner nach den Verhältnissen des Früchtenstandes auf den Feldern. Kahle, strauchlose Stoppelfelder oder umgearbeitete Sturzäcker werden nur unter besondern, ins Auge zu fassenden Witterungsverhältnissen Hühner beherbergen. Das Rebhuhn sucht Nahrung und Deckung; wo es diese findet, da hält es Stand. Auf Fluren, wo die sogenannte Dreifelderwirtschaft üblich ist, braucht man nicht lange nach Hühnern zu suchen, man wird sie da finden, wo sie bislang am wenigsten beunruhigt wurden. Sind die Felder aber gemischt, dann mag der Jäger stets jene Feldstücke zum Objekte seiner Thätigkeit wählen, wo das Rebhuhn Deckung hat.

Bei starker Nässe wird man eher auf Stoppelfeldern, in Kartoffelstücken die Hühner treffen. Ist's sehr heiß und trocken, mögen Kleefelder und Wiesen, Ödungen und Heiden zuerst in Angriff genommen werden. In vorgeschrittener Zeit, in der Deckung auf Feldern allgemein fehlt, suche man die Hühner in Rübenfeldern.

Dies ist nun mehr oder weniger Anhaltspunkt für die Hühnerjagd im kleineren Betriebe, für Einzelnjagd. Hat man aber eine größere Jagd-Gesellschaft zur Verfügung, dann kann man die Suche auf andere Weise einrichten, indem man entweder eine längere Front bildet oder die Gesellschaft in kleinere Partien abteilt.

Wir haben auf den reichbesetzten ebenen Fluren unseres Leibgeheges um München häufig nur in der Front gearbeitet. Ein Feld wird als Objekt angenommen, man sucht es nach einer vorausbestimmten Richtung ab, verfolgt keine Kette einzeln, sondern streift das Feld ab und beschießt die Hühner, wo und wann sie aufstehen. Diese Art der Hühnerjagd ist nicht immer möglich, auch eine nicht jedem Jäger sympathische Jagdart, es ist eben ein — Hühnerschießen im Großen.

Weit interessanter ist die Arbeit, wenn zwei, höchstens drei ruhige Schützen miteinander arbeiten. Man bespricht sich über das Beschießen der auffstiebenden Kette; der links Gehende nimmt die linke Flanke der Kette, der rechts Gehende die rechte zu seinen Schußobjekten, und da arbeitet sich sicherer und ausgiebiger, als wenn eine Anzahl Schützen beisammen sind, unter welchen stets ein paar Schußneidige oder Schuß-hitzige sich befinden. Kaum steht ein Hund vor, da rennen sie herbei, und kaum hat sich ein Huhn erhoben, krachen schon die Neidschüsse von allen Seiten.

Bei solchen Jagden kommen dann jene bekannten Fälle vor; der eine oder andere Hund wird angeschossen oder gar getötet, ja sogar der eine oder andere Teilnehmer erhält einen Schuß ins Gesicht oder auf den Rücken, von einer Schonung unterwüchsiger Hühner, von einer Schonung der alten Hennen &c. gar nicht zu reden. — Item mein Geschmack ist dies nicht.

Handelt's sich nur darum, dem Jagdherrn oder besonderen Jagdgästen ein Vergnügen zu bereiten und die Hühnerjagd so zu leiten, daß mit wenig Mühe und Zeitaufwand ein möglichst hohes Resultat erzielt werden kann, so gibt es zwei Mittel, dies annähernd zu erreichen, nämlich das Verhören (verlusen sagen die Altbayern) der Hühner und die Vorsuche.

Verhören. Schon bei der Hege habe ich erwähnt, daß die Hühner mit Tagesanbruch den Platz verlassen, auf dem sie genächtigt haben. Zunächst gehen die Hühner auseinander, puddeln sich, fangen zu rufen an und streichen nach irgend einem Punkte ab, wo sie des Morgens zur Weide gehen. Dieser Fall ereignet sich gewöhnlich dreimal und meist erst ist nach dem dritten Einfall die Kette an dem Punkte angelangt, wo sie den Tag über sich aufhält.

Man stellt also an Punkten, wo man weiß, daß Hühner sich aufhalten, verläßige Leute auf, welche durch das Rufen der Hühner aufmerksam gemacht, das Einfallen beobachten, sich so lange an dem Orte aufhalten und überwachen, ob die Kette nicht durch Landleute oder Raubzeug beunruhigt

und zum Wegstreichen veranlaßt wird, bis die Jagdgesellschaft in Sicht kommt. Auf diese Weise kann man den Aufenthalt von zwei oder drei Ketten mit ziemlicher Sicherheit bestättigen, und es wird nicht lange währen, bis die ersten Schüsse knallen.

Vorsuchen.

Es kann aber auch der Fall eintreten, daß die Jagdgesellschaft erst später am Tage ins Revier kommt und man nicht im stande ist, den bei Tagesanbruch erfolgten Einfall der Hühner festzuhalten, so daß man eben auch wieder im Ungewissen wäre. Da greift man nun zu dem Auskunftsmittel, durch verlässige Jagdbedienstete mit ruhigem Hunde Vorsuche halten zu lassen. Ein geübter Jäger wird an dem Benehmen seines Hundes genau erkennen, ob er vor Hühnern steht. In diesem Falle wird der Hund abgerufen, der Platz sich gemerkt oder markiert, und später die Jagdgesellschaft direkt hingeführt. Sollten aber Hühner bei der Vorsuche aufstehen, so weiß der vorsuchende Jäger bestimmt, wo sie wieder eingefallen sind. Bei solchen Anlässen mag es gut sein, wenn der Jäger ein paar Buben bei sich hat, die er dann als Beobachter an solchen Stellen zurückläßt.

Man braucht ja nicht alle oder viele Ketten im Revier auf die angedeutete Weise zu bestatten, zwei oder drei genügen schon, denn nur der Umstand wird für eine Gesellschaft von etwas heiklen Jagdgästen unangenehm, wenn man ein paar Stunden suchen muß, bis man Hühner antrifft. Ist die Gesellschaft einmal richtig zu Schusse gekommen und womöglich recht bald, dann gestaltet sich das Übrige von selbst günstig.

Verhalten des Jägers.

In allerneuester Zeit hört man vielfach die Klage, daß die Hühner schon bei Aufgang der Hühnerjagd so schlecht aushalten und einmal aufgestanden so weit streichen, daß die Ausübung der Jagd sehr erschwert ist. Diese Thatsache ist richtig, und alte Jäger wollen behaupten, daß die Hühner von heute ganz andere, viel empfindlichere seien, als jene vor Zeiten. Auch das mag richtig sein, ist aber ganz in den natürlichen Verhältnissen gelegen. Deckungslose Felder, Art der Bewirtschaftung, stete Beunruhigung durch die weit zahlreichere Bevölkerung machen die Hühner so scheu, daß sie schon bei Aufgang der Jagd vor dem Hunde nicht aushalten, sondern in bekannter Weise zu laufen anfangen und am Ende des Ackers oder in sonst größerer Entfernung aufstieben und weit fortstreichen, bis sie irgend welche Deckung finden und wieder einfallen, gerade so, als wie in der Zeit, in der sie mehrfach schon beschossen wurden. Durch die kurz vorher stattgefundene Abräumung der Felder sind die Hühner vielfach vergrämt; einige Tage nach der Ernte werden sie wieder vertrauter, und an schönen warmen Oktobertagen halten sie bei einiger Deckung oft besser aus, als gleich anfangs bei Aufgang der Hühnerjagd.

Ein Vorzug bei Ausübung der Hühnerjagd ist, um in kurzer Zeit größere Resultate zu erzielen, wenn man trachtet, die Kette so bald als möglich zu sprengen. Dies erreicht man auf verschiedene Weise. Steht der Hund gegen den Jäger her, so ist anzunehmen, daß die Hühner zwischen Hund und Jäger liegen. Der Hund richtet Kopf und Nase meist nach jenem Orte, von woher er die Wittrung am besten erhält, vorausgesetzt, daß der Luftzug nicht ein zu heftiger ist. Im ersteren Falle ist es rätlich, rasch auf den Hund loszugehen, und in den meisten Fällen gelingt es dann, die Hühner auseinanderzusprengen; ist dies der Fall, muß man mit aller Macht bestrebt sein, das Wiedereinfallen der einzelnen Hühner oder der größeren Partien sich zu merken, um dann rasch darauf hinzugehen und den Abschuß fortzusetzen. Es ist dem Hühnerjäger überhaupt zu empfehlen, jederzeit scharfes Augenmerk darauf zu richten, wo die aufgesprengten Hühner wieder einfallen. Auf großen Ebenen, wo der Flug meist weit geht, kann man sich große Erleichterung schaffen, wenn man einen Doppelfeldstecher an kurzer Schnur um den Hals hängen hat, so daß man ihn sehr rasch zum Auge bringen kann.

Steht nun der Hund vom Jäger abgewendet, so ist es besser, wenn man nicht direkt hinter den Hund zutritt, sondern womöglich etwas von der Seite ankommt — ich setze bei allen diesen Regeln voraus, daß der Hund so weit in seiner Dressur vorgeschritten ist, daß derartige Manöver ihn nicht hitzig machen und gar zum Einspringen veranlassen — denn fürs Erste hat ein geübter Schütze von der Seite her besseren Schuß auf die Hühner und fürs Zweite bringt man so die Hühner eher auseinander. Manche intelligente, mit guter Nase ausgestatteten Hunde eignen sich nicht selten in Bälde eine solche Praxis an, daß sie, sobald sie die Gewißheit erlangt haben, wo die Kette liegt, dieselbe im Bogen umgehen und dann direkt gegen den Jäger zu vorstehen, wodurch, wie anfangs erwähnt, die Kette zwischen Hund und Jäger zu liegen kommt (Einkreisen). Diese Eigenschaft ist besonders in der

vorgerückteren Saison, wenn die Hühner schon stark vor dem Hunde laufen, von großem Vorteil — der kluge erfahrenere Hund sucht das Hindernis auf diese Weise zu umgehen.

Sind zwei oder mehrere verlässige Schützen vereinigt und laufen die Hühner schon stark, so kann man dies auch dadurch verhindern, daß ein Teilnehmer, sobald der Hund auffällt und man an seinem Gebahren merkt, daß die Hühner laufen, im Bogen das Kartoffelstück oder den Kleeacker von der Seite aus umgeht, an seinem Ende vorsteht, oder langsam der Gesellschaft resp. dem Hunde entgegenrückt. Allerdings muß man in solchen Fällen sicher sein, daß keiner der Teilnehmer beim Aufstieben der Hühner unvorsichtig schießt.

Für weniger geübte Schützen sind derartige Maßregeln schwieriger; leichter schießt man sich wohl, wenn man gerade hinter den Hund tritt und die Hühner dann in den meisten Fällen gerade vom Schützen wegstreichen; das hat jedoch wieder den Nachteil, daß der Hund, wenn er nicht ganz ferm ist, gerne einspringt.

Das Einspringen des Hundes ist überhaupt eine große Untugend und ein sehr unangenehmer Fall für die Jagd. Junge Hunde springen gerne ein aus Übereifer, aus Hitze; auch bei älteren Hunden kann man das Einspringen auf den Schuß wahrnehmen; bei diesen ist es aber mehr der Eifer, herabgeschossene Hühner rasch greifen zu können. In keinem Falle ist es zu dulden, es ist die unangenehmste und verderblichste Gewohnheit eines Vorstehhundes, die sehr störend wirkt. In der Regel ist der Jäger selbst daran schuld, wenn er selbst hitzig, dem Hunde diese Untugend hingehen läßt und mehr auf die Schießerei, als auf korrektes Verhalten seines Hundes Augenmerk richtet.

Aus diesen Gründen geht hervor, daß dem Hunde schon in der Dressur mit aller Macht das Einspringen untersagt wird. Ich werde auf diesen Punkt noch zurückkommen.

Ich halte für das Beste, wenn der Hund auf den Schuß sich setzt, nicht die geringste Bewegung macht, bis ihn der Jäger durch Kommando zum Apportieren der geschossenen Hühner veranlaßt. Diesen Gehorsam beizubringen und nachhaltig aufrechtzuerhalten, ist eine ziemlich schwere Aufgabe für den Jäger, muß aber strikte durchgeführt werden.

Andere Jäger verlangen vom Hunde, daß er auf den Schuß „daun“ macht, d. h. sich niederlegt. Ich halte dies weniger günstig, denn z. B. in hohem Unterwuchse sieht der liegende Hund nicht, wohin die geschossenen Hühner gefallen sind, wird sich also schwerer beim Apportieren thun. Die Engländer lieben das daun-machen mehr als wir, und die englischen Hunde legen sich meist schon beim Vorstehen. Das hat aber seine Ursache, denn in der Regel verlangt der Engländer von seinem Vorstehhunde das Apportieren gar nicht, sondern hat zu diesem Zwecke seinen Retriever (Apportierhund) zur Hand. Es hat wohl viel für sich, wenn der hochdressierte Vorstehhund vom Apportieren gar nichts weiß, denn das Nachprellen, Einspringen und andere Ausschreitungen werden hiedurch vermieden werden. Wir deutschen Weidmänner arbeiten aber anders, wir haben in der Regel nur einen Hund zur Verfügung und der soll und muß alles leisten. Reinrassige, in England gezogene Pointer und Setter, welche bei uns importiert werden, haben daher auch in der Regel schlechte Anlagen zum Apportieren, und erst, wenn durch Generationen hindurch das Apportieren eingelernt wird, eignen sich englische Hunde zu dieser Arbeit. In Deutschland gezogene englische Vorstehhunde, die nach unserer Gewohnheit abgeführt werden, können auch, wie genügende Beispiele darthun, als Apporteure verwendet werden, sind aber in der Regel schwerer darin abzurichten, was sich beim Greifen von Raubzeug am allermeisten geltend macht.

Wenn eine Kette Rebhühner einmal gesprengt ist — das ist auch der Grund, warum ich das möglichst baldige Sprengen anempfohlen habe — so halten die zerstreuten Hühner gewöhnlich ungemein fest aus, und es ist ein Leichtes, sie mit einem guten Hunde auszumachen und zu erlegen.

Die Windverhältnisse spielen bei der Hühnersuche eine große Rolle, man soll deshalb ein Feld stets so in Angriff nehmen, daß der Hund im guten oder wenigstens im Halbwinde voraussuchen kann. Jeder einigermaßen geführte Vorstehhund wird zwar stets den Wind zu nehmen suchen, wenn man auch mit dem Winde sucht, aber dennoch können Fälle eintreten, welche störend wirken.

Eine bekannte Thatsache ist, daß Hühner gerne größere Wasserläufe überfliegen, wenn sie in deren Nähe aufgegangen werden. Da man dann die Kette nicht mehr verfolgen kann, muß man trachten, sie stets so anzugehen, daß sie nicht gegen die Wasserfläche zu aufgesprengt werden, sondern in der entgegen-

gesetzten Richtung. Wenn man auch nicht immer sein Ziel erreicht, so ist diese Regel doch oft von Vorteil. Ganz ähnlich verhält sich's am Saume von Gehölzen oder Schlägen. Gerne streichen die Hühner nach dem Walde zu, wo man in der Regel nicht mehr viel mit ihnen machen kann; also ist auch hier die Vorsicht zu gebrauchen, nicht gegen den Wald, sondern von ihm hinweg die Suche einzurichten.

Es gäbe nun noch manche Regel, die bei der Hühnersuche zu beachten wäre; die hauptsächlichsten habe ich jedoch berührt und glaube nunmehr weitergehen zu dürfen.

Angeschossene Hühner. Nicht immer gelingt es dem besten Schützen, seine Hühner so herabzuschießen, daß sie sofort verenden. Sehr oft wird man das eine oder andere herabschießen und glauben, es müsse am Platze liegen, während es nur leichter angeschossen oder geflügelt ist. Sobald ein solches Huhn den Boden berührt, wird es mit unglaublicher Raschheit weglaufen und in größerer Entfernung Deckung suchen. Wenn nun der Augenblick gekommen ist, dem Hunde Befehl zum Apportieren zu geben, und er findet an der Stelle, wo das Huhn herabgekommen, dasselbe nicht sofort, beginnt vielmehr nachzuziehen, so ist anzunehmen, daß das Huhn weggelaufen ist. Man gebe daher dem Hunde recht und lasse ihn verloren suchen. — Am Platze findet man nicht selten Federn; der Vorsicht halber lege man an dieser Stelle den Hut oder Rucksack auffällig nieder und folge dem nachziehenden Hunde; sollte er nach längerer Suche oder vielleicht im Eifer das gedrückte Huhn übergangen haben, nähere man sich im Bogen und im guten Wind der Anschußstelle wieder, wo der Hut liegt, und beginne das Nachsuchen von neuem; in vielen Fällen kommt man dann das zweite Mal zum Ziele.

Lassen Hühner auf den Schuß die Ränder hängen, darf man sie nicht mehr aus dem Auge lassen und muß sich genau die Stelle merken, wo sie eingefallen sind. Es sind das meist weidwund geschossene Hühner, welche da, wo sie einfallen, sehr oft bald verenden.

Ebenso ist auf Hühner genaues Augenmerk zu richten, welche sich von der Kette rasch absondern, sie sind in der Regel schwer angeschossen.

Zuweilen kommt es vor, daß Hühner, die getroffen sind, eine kurze Strecke noch wegstreichen, dann zu steigen anfangen und sich hoch in die Luft erheben, von wo sie dann meist verendet herabstürzen. Es sind das entweder weidwund oder durch den Kopf geschossene Hühner, und auf sie ist strengstens der Blick zu richten, damit man den Ort sich merken kann, wo sie herabgestürzt sind.

Bergung der Hühner. Ich habe schon bei der Schnepfe erwähnt, daß die Übung, angeschossenes Geflügel abzufedern, eine etwas langsame und schmerzhafte Tötungsart ist. Ich ziehe vor, das Huhn mit der Hand über den Unterleib zu fassen, die Flügel festzuhalten und den Hinterkopf an den Gewehrschaft oder Stiefelabsatz so rasch und so kräftig hinzuschlagen, daß das Huhn mit einem Schlage betäubt und tot ist, ohne daß sein äußeres gutes Aussehen verdorben und die Todesqual verlängert wird.

Frischgeschossene Hühner soll man, so lange sie noch warm und weich sind, niemals in die Jagdtasche oder in den Rucksack stecken, weil sie beim Aufeinanderliegen ein schlechtes Aussehen annehmen und gerne zu rasch grün werden, d. h. in Fäulnis übergehen. In beiden Fällen wird der Absatz zu gutem Preise erschwert werden.

Am besten hängt man das frischerlegte Huhn an den sogenannten Hühnergalgen, das sind für sich getrennte Riemen mit Ösen, durch welche man eine Schluppe macht, das Huhn mit dem Kopfe durchschiebt und so frei in der Luft trägt. Sind die Hühner am Galgen ausgekühlt, dann mag man, wenn man eine größere Anzahl erlegt, die ausgekühlten wohl in den Rucksack oder die Jagdtasche stecken, sofort aber, wenn man nach Hause gekommen, wieder herausnehmen, dieselben aushackeln, wie ich es bei Auerhahn und Fasan beschrieben habe, und dann mit durch den Schnabel gezogener Feder oder mit Bindfaden frei an kühlem Orte aufhängen. Naß gewordene Hühner sind möglichst rasch an der Luft zu trocknen, denn diese gehen sehr rasch über.

Fang. Ich komme nun zum Fange der Hühner. Derselbe kann auf verschiedene Weise durchgeführt werden. Ich bin jedoch für den Fang der Rebhühner, wenn er nicht besonderen Zwecken, etwa zum Einkammern, Versetzen in andere Revierteile oder zum Verkauf in lebendem Zustande zu erfolgen hat, nicht sehr eingenommen, weil er für den Besatz des Revieres sehr nachteilig wirken kann und immerhin nur da anzuwenden ist, wo der Bestand ein so reichlicher wäre, daß man mit dem Abschusse allein nicht durchkommt.

In den älteren Werken, wie Döbel, Dietrich aus dem Winckell, Jester, sind die Fangapparate so umständlich als nur möglich beschrieben; in diesen Werken ist auch Anleitung zum Anfertigen der Netze und Garne (zum Stricken) gegeben. Ich glaube aber dieses getrost übergehen zu dürfen, da in unserer Zeit wenige Jäger sich der Mühe unterziehen werden, ihre Netze, falls sie notwendig sein sollten, selbst zu stricken, denn es gibt ja Firmen, welche diese Werkzeuge vorrätig haben oder auf Wunsch anfertigen; die mehrfach erwähnte Firma H. Blum in Eichstätt in Bayern liefert um entsprechenden Preis alles.

Nachdem ich den Fang, wie schon eingangs erwähnt, nicht des Massenfanges halber empfohlen haben möchte, sondern nur zu bestimmten ausgleichenden Zwecken, so dürfte auch die Liste der anzuwendenden Apparate eine sehr beschränkte sein. Ich will jedoch des Verständnisses halber die beliebteren Methoden kurz anführen.

Der Fang der Rebhühner kann bewerkstelligt werden:

1) durch das Hochgarn,
2) mit dem Treibzeug,
3) mit dem Glockengarn,
4) mit der Schneehaube,
5) mit dem Tiras,
6) mit dem Steckgarn und
7) mit der Steige.

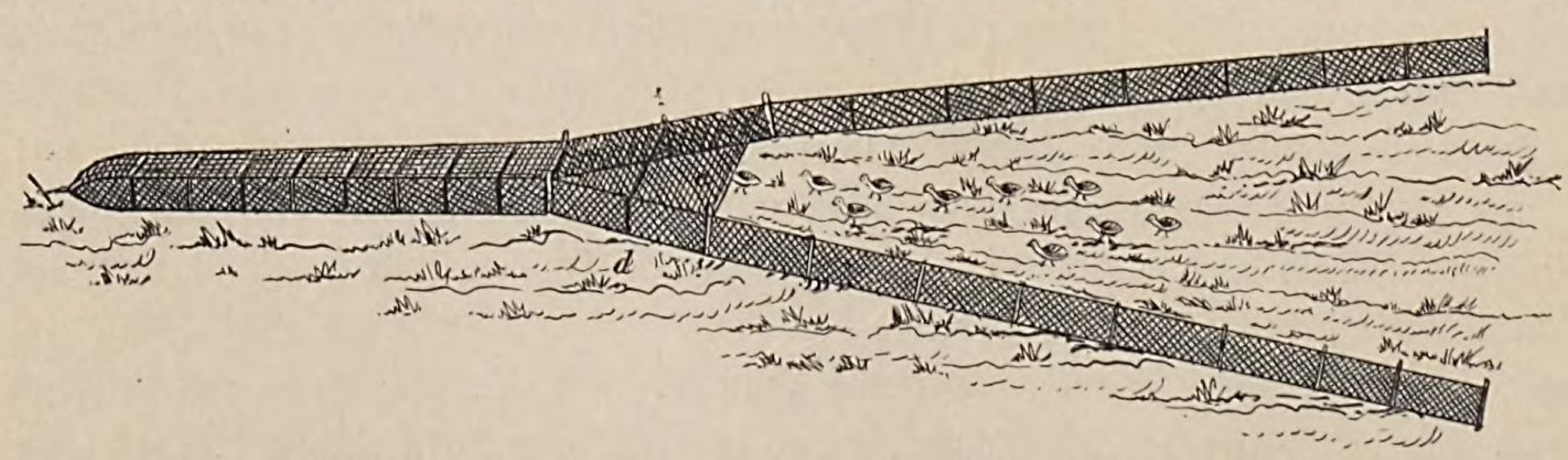
Den Fang mit Laufdohnen will ich als höchst unweidmännische Art gar nicht erwähnen.

ad 1) Hochgarne haben den Zweck, die über der Bodenfläche hinstreichenden Hühner im Fluge zu fangen. Das Hochgarn wird in der Regel am Saume von Remisen, an Hecken ꝛc., welchen die am Felde befindlichen und dort aufgejagten Hühner gerne zustreichen, aufgestellt. An beiden Enden des Hochgarnes ist ein Fänger postiert, welcher solange am Boden liegt, bis eine Kette in das Hochgarn gestrichen ist. In einiger Entfernung gegenüber der Netzstellung nehmen Jäger und Treiber eine Frontstellung ein und rücken, etwa auch mit kurzsuchenden Vorstehhunden, gegen die Stellung vor.

Sobald nun eine Kette Hühner ins Garn gestrichen ist, werfen die beiden Fänger die Reservestangen des Garnes, in welchem die Hühner hängen, um und legen das Garn, indem sie die wechselseitigen Stangen ausheben, rasch nach vorne nieder. Die gefangenen Hühner werden sorgfältig ausgelöst und in einem Sacke, wie ich ihn beim Fange der Fasanen schon beschrieben habe, geborgen.

Dieser Sack hat oben einen Zug, der in einer Schnur läuft, während unten auf seinem Boden ein rundes Brett eingelegt und fest gemacht ist; dieses Brett gibt einer Anzahl Hühner Raum genug zum Sitzen, ohne daß die Hühner sich gegenseitig drücken oder treten und ohne daß sie von dem Träger des Sackes gedrückt werden. In der Mitte des Sackes mögen etliche runde Löcher eingeschnitten sein, die wiederum durch Bindfadengitter das Ausschlüpfen der Hühner verhüten, aber dennoch genügenden Luftzutritt gestatten. Soll der Fang in größerem Maßstabe betrieben werden, müssen außer entsprechend genügenden Säcken noch Transportkörbe für die Hühner in Bereitschaft stehen, denn die Säcke dienen nur für kleinere Anzahl Hühner beim Ausheben aus den Garnen.

ad 2) Der Fang im Treibzeug wird gewöhnlich erst ausgeübt, wenn die Felder schon gänzlich abgeräumt sind, die stark ausgewachsenen Hühner vor dem Hunde nicht mehr halten, also im Oktober oder Anfang November. Bei der Aufstellung des Treibzeuges ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Furchen der vorliegenden Äcker nicht quer, sondern vertikal auf das Treibzeug zu liegen, weil die Hühner nicht gerne quer über die Furchen laufen, ebenso auch nicht gerne mit dem Winde, sondern lieber gegen den Wind.



Zunächst ist das Treibzeug ohne Lärm oder Unruhe sachgemäß aufzustellen; der Hamen des Treibzeuges soll stets in einer Ackerfurche oder in einer grasleeren Vertiefung angebracht und womöglich

mit etwas grünem Reisig verblendet werden. Nun kommt eine sehr schwierige Aufgabe, nämlich die Hühner aufzusuchen und durch kunstreiches Lavieren so gegen das Treibzeug zu drücken, daß sie nicht aufstehen, sondern allmählich nach dem Hamen hinlaufen.

Dieses Geschäft erfordert einen geübten, mit größter Ruhe und Umsicht ausgestatteten Jäger. Man benützt zum Treiben auch einen sogenannten Schirm, ein leicht tragbares Gestell aus Weidenruthen, Tannenposchen oder Leinwand. Manche Jäger benützen einen Schirm, der die Form einer Kuh hat und als solche bemalt ist. Hinter diesem leicht tragbaren Schirm, welcher mit einigen Gucklöchern versehen ist, befindet sich der Jäger und muß damit die Hühner nach dem Treibzeug drücken.

Besonders ist darauf acht zu haben, daß die Hühner nicht seitwärts ausbiegen oder gar zu rasch und heftig gedrückt werden, so daß sie Miene machen, aufzustehen und wegzufliegen; im letzteren Falle hat der treibende Jäger stille zu stehen und so lange sich ruhig zu verhalten, bis die Hühner wieder vertraut werden und etwa zu weiden anfangen. Am schwierigsten ist der Moment, wenn die Hühner am Hamen angekommen sind, da muß solange mit Geduld ausgehalten werden, bis ein paar Hühner unter den „Himmel" hinlaufen, bald werden alle folgen, und sind sie sämtlich im Hamen, dann heißt es räsch vorzugehen und ein Zurückprellen zu verhindern. Ist dies geschehen, so verbinde man mit einer Schnur sehr rasch den Sack in nächster Nähe der Hühner, werfe den Rock über sie und nehme sie vorsichtig mit der Hand unter dem Hamen heraus, um sie im bereitgehaltenen Sacke zu bergen.

ad 3) Das Glockengarn; der Fang mit diesem Garn, welcher in der gleichen Weise wie jener mit der Schneehaube bethätigt wird, ist wohl der geeignetste für unsere Verhältnisse und Zwecke, da mit denselben sehr wenig Mühe verbunden ist, und die Hühner durch denselben leicht und ohne Verletzungen geborgen werden können.

Das Glockengarn, von grüner Farbe, ist über ein Gestell aus festen Holzstäben von etwa 34 cm Höhe gezogen und nimmt ungefähr den Raum eines Quadratmeters ein. Die Stäbe werden so in den Boden getrieben, daß das Ganze etwa 24—25 cm über dem Boden steht und einen viereckigen Raum, ungefähr wie eine niedrige Kiste, einnimmt. An den Seitenwandungen sind etwa 4—6 oder 8 kleine aus Draht gemachte Thürchen, welche so viel Quadratraum haben, daß ein Huhn durchschlüpfen kann, angebracht, welche in einem Scharnier hängen und nur nach innen sich öffnen.

Man wählt zum Aufstellen einen Platz, an dem die Hühner sich gerne aufhalten, ebnet und reinigt den Boden von Gras und Steinen, steckt den viereckigen Netzkasten darüber und bindet für den Anfang die Thürchen nach innen auf. Schon bevor man das Glockengarn aufstellt, sind die Hühner durch Vorlage von Körnung an den Platz anzukirren. Ist nun das Garn aufgestellt, sind die Thürchen aufgebunden, dann streut man unter dem Garn ziemlich dicht Körnung auf und macht von jedem Thürchen aus einen Körnungsgang etwa ein paar Meter lang strahlenförmig nach allen vier Seiten hin mit mäßig aufgelegter Körnung. Die Hühner werden nun an den Körnungsgängen sich zu den offenen Thürchen hinäsen, dort die im Innern stark aufgelegte Körnung wahrnehmen und durch die Thürchenöffnungen aus- und einschlüpfen. Haben die Hühner auf diese Weise das Ganze angewöhnt, dann bindet man die Thürchen los und läßt sie über den Schlupflöchern beweglich herabhängen. Die Hühner drücken die Thürchen nach innen, schlüpfen hinein und hinter ihnen fällt das Thürchen zu, so daß kein Huhn mehr heraus, andere aber immer noch einschlüpfen können.

Um Krähen von der Anstalt abzuhalten, kann man einen auffällig farbigen Bindfaden an eingesteckten Stäbchen um das Ganze herumziehen, derselbe wird verhindern, daß die Krähen die Körnung wegnehmen.

Wenn man das Glockengarn am Abende fängisch gestellt hat, muß man am Morgen nachsehen und die im Garne befindlichen Hühner sorgfältig herausnehmen.

ad 4) Die Schneehaube beruht auf demselben Prinzip, ist nur meist etwas kleiner, von weißer Farbe und wird, wie schon der Name sagt, bei Schnee im Winter aufgestellt. Meist auch hat die Decke der Schneehaube einen größeren Umfang als das aufzustellende Quadrat erfordert; es wird dann ein Stab von etwas mehr Länge als die Seitenstäbe haben in die Mitte der Schneehaube gesteckt und an einer oben am Stabe befindlichen Gabel die Decke in die Höhe gespreizt, so daß das

Ganze einen zeltartigen Eindruck macht. Sind nun Hühner in der Schneehaube, zieht man den Stab aus der Mitte heraus, und das Garn der Decke wird dann auf die gefangenen Hühner hinabsinken, wodurch man sie leichter ohne Verletzung herauszunehmen im stande ist.

ad 5) Das Tirassieren läßt sich wohl auf Hühner anwenden, hat aber eigentlich seine Zwecke besser für die Jagd auf Wachteln. In meiner Jugend habe ich in den niederschwäbischen Feldern sehr viel mit dem „Tiraß" oder „Thraso" gearbeitet, und noch heutzutage wird er dort vielfach angewendet. Zum Tirasieren gehört ein sehr ruhiger, kurz suchender Vorstehhund. Wir arbeiteten meist mit langhaarigen deutschen Vorstehhunden oder auch mit rauhhaarigen, heutzutage stichelhaarig und damals stockhaarig genannten Vorstehhunden, die für diese Jagdart besonders abgerichtet sein müssen, denn auf das Verhalten des Hundes bei dieser Manipulation kommt sehr viel an.

Der Tiraß ist ein ungefähr 4 m langes und 3 m breites Netz, das ringsum an einer starken durchgezogenen Schnur gut verteilte Bleistücke trägt, welche das Netz, wenn es geworfen wird, fest an den Boden halten. An der vorderen Seite ist die starke Schnur etwa 40 cm über das Netz hinaus nach links und rechts verlängert.

Der Tiraß wird von zwei Jägern sorgfältig zusammengenommen so getragen, daß die verlängerte Schnur in der einen, die hintere oder untere Seite des Netzes in der andern Hand ruht. Nun läßt man den Hund suchen; steht der Hund vor, je kürzer, desto besser, so gehen die beiden Jäger links und rechts vom Hunde vor und mit dem zusammengefalteten Netze eventuell über den Hund weg. Man muß beachten, ob der Hund kurz oder weiter vorsteht. Im ersteren Falle läßt man die untere oder hintere Seite ruhig hinter dem Hunde auf den Boden hinabgleiten, der Hund legt sich auf den Anruf daun oder couche platt nieder, und die Jäger ziehen rasch vorgehend das Netz in seiner ganzen Breite auf und decken es über die vor dem Hunde liegenden Hühner hin.

Steht jedoch der Hund weiter vor, dann geht man mit dem zusammengefalteten Netze über den Hund hinweg, und erst wenn das eine oder andere Huhn aufstiebt, läßt man an dieser Stelle rasch den hinteren Teil des Netzes fallen und breitet es mit ein paar raschen Sprüngen über den Platz ganz hin, wo man glaubt, daß die übrigen Hühner sitzen.

Immer gelingt es freilich nicht, die ganze Kette unter das Netz zu bringen, die Übung des einen oder beider Jäger muß natürlich hier zur richtigen Handhabung des Tiraß leiten.

Ist das Netz über die Hühner gedeckt — der Hund darf sich nicht im mindesten bewegen, besonders wenn er ebenfalls gedeckt ist — so versuchen die Hühner in die Höhe zu prellen, und man muß sich dann Mühe geben, dieselben unverletzt unter dem Tiraß hervor und in die bereitgehaltenen Transportsäcke, deren Beschaffenheit schon beschrieben ist, unterzubringen, die alten Hühner läßt man wieder frei.

Man glaubt nicht, wie bald sich ein ruhiger älterer Hund in diese Jagdmethode zu fügen und mit welcher Intelligenz er sehr bald die Bestrebung seiner Führer zu unterstützen weiß.

ad 6) Das Steckgarn. Der Fang mit diesem Garne ist mehr darauf berechnet, in einer Zeit ausgeübt zu werden, in der die Hühner nicht mehr aushalten, und vor dem Hunde laufen. Man stellt das Garn am Kopfende von Kartoffeläckern, in Schlägen, an Waldsäumen oder Hecken auf und treibt die Hühner so darnach hin, daß sie nicht aufstieben, sondern laufend in das Netz gelangen. Es ist diese Fangart ähnlich jener, welche ich schon beim Hasenfange beschrieben habe. Die Länge eines Garnes beträgt 20—24 m. Das Steckgarn besteht aus drei besondern Netzen, von denen die beiden äußeren spiegelig, das mittlere, das Inngarn, zum Fange bestimmt ist.

Die Garne werden sorgfältig auf den Boden gelegt und dann mit Stäben (Spießen), auf je 1 m zwei Stäbe, in den Boden gesteckt.

Diese Art Fang ist am wenigsten zu empfehlen, denn die Hühner werden dabei meistens stark beschädigt und müssen gewöhnlich abgefedert werden.

ad 7) Die Steige ist dem Glockengarn und der Schneehaube in Form und Prinzip ganz ähnlich, weshalb ich nähere Beschreibung übergehe.

Nachdem ich nun die üblichen Fangmethoden kurz beschrieben habe, möchte ich nochmals darauf hinweisen, daß dieselben nicht zum Zwecke des Erlegens der Rebhühner dienen, sondern nur ein Mittel sein soll, um an seiner Hand den Rebhühnerstand zu regulieren.

Findet man beim Fange, daß sich mehr Hahnen als Hennen unter den gefangenen Hühnern befinden, so kann die überschießende Anzahl von Hähnen abgefedert und dem Verkaufe unterstellt werden. Der Fang mag also zur Regulierung des Geschlechtsverhältnisses an Stelle des „Enthahnens" oder des „Behennens" dienen.

Eine sehr zu empfehlende Maßregel beim Fange dürfte sein, daß man von einem gefangenen Volke stets die alte Henne und außerdem mit ihr zwei oder drei junge Hennen wieder der Freiheit übergiebt; die alte Henne allein auszulassen, ist nicht rätlich, weil sie stets nach ihren Familienangehörigen suchen wird, sich jedoch ruhiger und besser verhält, wenn ein paar weitere Glieder der Kette bei ihr gelassen werden.

Ich habe schon erwähnt, daß der Fang dazu dienen mag, aus einem stark mit Hühnern besetzten Revierteile solche nach Orten zu transferieren, wo der Stand ein geringer ist; ferner mag er dienen, um eine gewisse Anzahl Hühner einzukammern und den Winter über zu halten, um sie im Frühjahr an geeigneter Stelle auszusetzen und dadurch den Zweck zu erfüllen, teils weniger gut besetzte Revierteile besser zu bevölkern, teils, sollte der Winter recht strenge werden und viele Hühner zu Grunde gehen, einen gut erhaltenen Stamm in Reserve zu haben; schließlich kann der Fang ausgeübt werden, um Hühner zum Einsetzen in fremden Gebieten etwa lebend zu verkaufen, was immerhin einen höheren Ertrag einbringt.

Nutzung.

Nach all dem Angeführten dürfte über die Nutzung der Rebhühner nicht mehr viel zu sagen sein; das gute Wildbret und sein Feingeschmack ist ja allgemein bekannt. Auch der Preis für Rebhühner ist ein solcher, daß er der Jagdkasse eine schöne Quote einbringt. Im Anfange der Schußzeit sind die Hühner oft sehr verschieden in der Stärke, wer jedoch rationell wirtschaftet und dem Erträgnis mehr Aufmerksamkeit zuwendet als der Schießlust, thut gut, mit dem Abschusse solange anzuhalten, bis die jungen Hühner schön stark herangewachsen sind und höheren Preis eintragen als halbgewachsene. Beim Aufgange der Schußzeit beträgt der Preis gewöhnlich nur die halbe Höhe als später, und dieser Punkt dürfte bei starkem Abschusse wohl sehr ins Gewicht fallen. Gerade aber das Erträgnis aus dem Hühnerabschusse ist ein Punkt, der uns veranlassen muß, unsern Rebhühnerstand auf höchstmögliche Stufe zu treiben.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, noch auf einen Punkt aufmerksam zu machen, der sehr ins Gewicht fällt, es ist die Erkennung junger Hühner von den alten, denn auch hierin liegt ein Punkt, welcher das Erträgnis zu bessern im stande ist, weil junge Hühner meist höher bezahlt werden als die alten.

Erkennungszeichen junger Hühner.

Über dieses Thema, das einen tieferen Grund hat, ist schon vieles geschrieben worden. Ich will mir Mühe geben, kurz und deutlich die hauptsächlichsten Unterscheidungszeichen zwischen jungen und alten Hühnern anzugeben.

1) Junge Hühner, wenn sie auch so herangewachsen sind, daß sie schon Schilde zeigen, haben in der Regel an den Ständern fleischfarbige gelbliche Farbe, während die alten Hühner graue bis schwarzgraue Ständer aufweisen. Hühner, die in Lagen mit moorigem Boden stehen, haben an und für sich etwas dunklere Ständerfarbe. Diese hellere Farbe an den Ständern der jungen Hühner erhält sich sichtbar bis in den Winter hinein und nimmt allmählich die graue Farbe jener der alten an.

2) Bei jungen Hühnern ist der Schnabel hornschwarz, bei älteren wird er blaßbläulich und hell; bei jungen Hühnern läßt sich der Unterschnabel leicht abbiegen; ist derselbe hart und spröde, darf das Huhn sicher als altes angesprochen werden.

3) Als Erkennungszeichen für ein heuriges Huhn dient:

a. die dritte, vierte und fünfte Schwungfeder stehen noch im weichen Kiele;

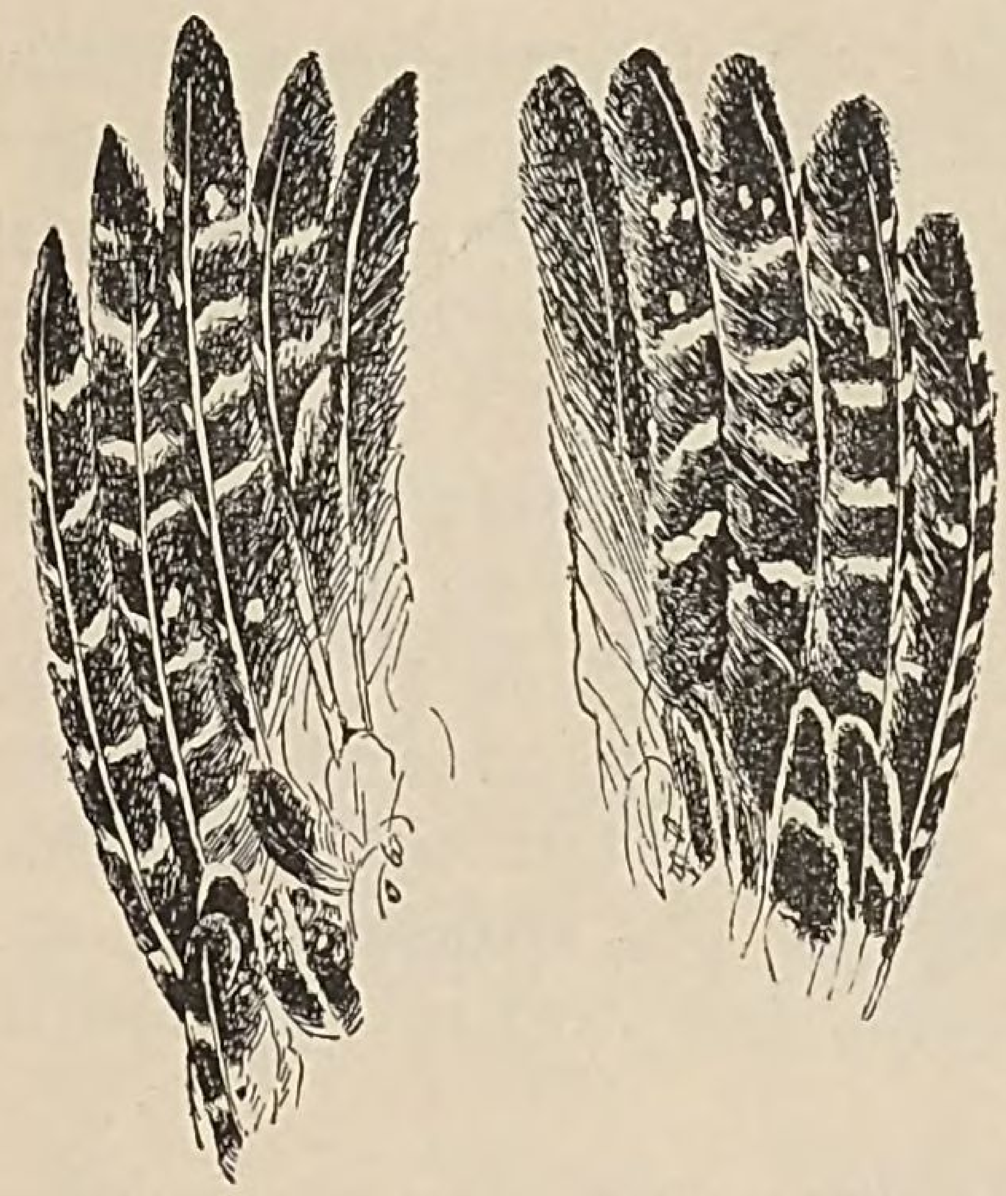
b. die erste und zweite, also die zwei äußersten Schwungfedern setzen dem Ausreißen starken Widerstand entgegen und haben feste Kiele;

c. diese beiden letzteren Federn sind spitz.

4) Als Erkennungszeichen eines 1½ jährigen, also vorjährigen Huhnes dient:

a. die erste und zweite, also die zwei äußersten Schwungfedern stehen noch im weichen Kiele;

b. die beiden äußersten Schwungfedern sind an ihrer Spitze schwach abgerundet, meist noch nicht zur vollen Länge entwickelt.



Flügel des jungen Huhnes. Flügel des älteren Huhnes.

5) Als Erkennungszeichen für ein zweijähriges Huhn dient: Die beiden äußersten Schwungfedern haben feste Kiele und zeigen starke Abrundung.

Was die unterschiedliche Länge der Schwungfedern unter sich betrifft, reguliert sich dieselbe nach der jeweiligen Vermauserungsperiode, ist also für alle Zeit nicht als maßgebendes Erkennungszeichen zu betrachten.

Versendung. Tote zur Versendung gelangende Rebhühner werden in geschlossenen, mit Adresse versehenen Netzchen verschickt. Schöner im Äußern bleiben sie aber, wenn man sie in Tannenreisig einpackt.

Lebende Hühner werden in Transportkörben oder Kasten, ähnlich der beim Fasan erwähnten, verschickt; man soll aber vor dem Wegsenden den Hühnern nichts zum Trinken geben; es genügt, wenn man ihnen etwas mit Wasser besprengten Kohl oder Rüben in den Kasten legt.

Einkammern. Obgleich das Einkammern der Hühner eine sehr einfache Sache ist, möchte ich doch das Kapitel nicht schließen, ohne über dasselbe einige Winke hier anzufügen.

Zum Einkammern kann man jeden geschlossenen, mit Zutritt von Luft und Licht geeigneten Raum herrichten, der nicht zu kalt ist. — Es hat aber das Einkammern sehr viele Nachteile, so daß manche Sachverständige für dasselbe überhaupt nicht eingenommen sind. Man will behaupten, eingekammerte Rebhühner werden zu fett und wohlgenährt, so daß sie sich, wieder in Freiheit gesetzt, zur Nachzucht schlecht anlassen; ferner dürfte das Auslassen aus der Kammer mit Hindernissen verbunden sein. Läßt man die gegen Witterungseinflüsse etwas entwöhnten Hühner zu frühe aus, so riskiert man, daß sie etwa zu Grunde gehen; läßt man sie aber später aus, wenn die Paarung der in Freiheit lebenden Hühner schon vollzogen ist, können Störungen und Selektionskämpfe eintreten, welche das Fortpflanzungsgeschäft zu stören in der Lage wären. Jedenfalls muß man, falls man eingekammerte Hühner in Freiheit setzt, 1) den richtigen Zeitpunkt zu bemessen suchen und 2) darauf Rücksicht nehmen, daß die Hühner nicht an ihrem früheren Standorte, sondern an ganz entfernter gelegenen Revierteilen ausgesetzt werden, um dadurch die Inzucht nicht noch mehr zu fördern, vielmehr auf Blutauffrischung und Kreuzung mit anderem Blute antragen.

Das ist eben sehr schwer; wenn es sich nur um eine einzige Kette handelt, geht es ja, wenn aber Hühner von verschiedenen Ketten und von verschiedenen Revierteilen zusammen in der Kammer überwintert werden, hat es allerdings seine Schwierigkeit. Ein Vergleich mit der Einkammerung der Fasanen kann hier nicht stichhaltig sein, weil der Fasan ein in seinen Verhältnissen ganz anders veranlagter Vogel ist, bei dem die Wintersnot viel mehr ins Gewicht fällt, als bei dem weit mehr widerstandsfähigen Rebhuhn.

Um also auf die Kammer selbst zurückzukommen, soll der Raum in folgender Weise ausgestattet werden. An der Decke soll eine mit etwas Stroh oder Moos leicht gefüllte und busenreich befestigte Leinwand oder Rupf angebracht werden, um zu verhüten, daß die Hühner, welche gerne Flugübungen machen und in die Höhe prellen, sich die Köpfe verletzen oder einstoßen. In den Ecken oder den Seitenwänden entlang mögen Garben von gedroschenem oder ungedroschenem Haberstroh so angebracht und befestigt werden, daß sie auf dem Boden mit der Schnittfläche aufstehen und den Hühnern gestatten, sich hinter und unter denselben zu verkriechen.

Das Fenster, welches man zeitweise zum Lüften benützen kann, muß mit einem engmaschigen, nicht zu straff gespannten Netze verkleidet sein, daß die Hühner nicht gegen dasselbe anschwirren und sich verletzen können. Der Boden der Kammer soll mit Quarzsand belegt sein, in welchem die Hühner

sich gerne pubbeln und auch Quarzkieselchen zur Beförderung der Verdauung aufnehmen. Trinkwasser soll gar nicht oder nur hie und da spärlich gereicht werden. Ein oder zwei Trümmer eines frisch ausgeräumten Backofens, d. h. die herausgenommene Lehmverkleidung des Backofens, mag auf den Boden der Kammer gelegt werden. Die Hühner picken gerne daran herum.

Als Nahrung reiche man den Rebhühnern Gerste, Weizen, etwas Hafer in Wechselfolge, sogenannte Abschöpfgerste, auch hin und wieder Wicken. Ferner reiche man den Hühnern gut benetzten grünen Kohl, hie und da frische Rüben, sowie je öfter desto besser frisch gewonnene Brunnenkresse — diese Stoffe, mit Wasser angefeuchtet, ersetzen das Grünfutter in der Natur und reichen genügend aus, das Trinkwasser, was viele gar nicht reichen, zu ersetzen.

Die Äsung soll den Hühnern nicht im Übermaß, aber doch genügend zur Erhaltung gereicht werden, um zu verhüten, daß dieselben nicht zu feist, für die Nachzucht unbrauchbar werden.

Zum Schlusse möchte ich noch erwähnen, daß man die Eier, welche man zu Brutzwecken gesammelt hat, in Kistchen mit genügender Moosfütterung so lange an kühlem Orte aufbewahrt, bis die genügende Zahl für eine Bruthenne gesammelt ist. Daß dies nicht zu lange währen darf, möchte wohl selbstverständlich sein. In gleicher Weise werden auch die Eier zur Versendung verpackt. **Versendung und Aufbewahrung der Rebhühnereier.**

Somit glaube ich alles angeführt zu haben, was die Erhaltung und Förderung eines Rebhühnerstandes gewährleisten kann. Die Verhältnisse des Rebhuhnes zur Jagd sind so gelagert, daß kein Revier gefunden werden dürfte, welches nicht einer Mehrung entgegengeführt werden könnte.

---

5. Die Wachtel.

Die Wachtel — coturnix communis — auch Scharr-, Sand- und Schlagwachtel genannt, gehört zur Ordnung der Scharrvögel — rasores — und bildet unter der zweiten Familie der Feldhühner — perdicinae — die neunte Sippe. **Naturgeschichtliches.**

Die Wachtel kennzeichnet ein gelblichweißer Längsstreif über der Mitte des Scheitels und über jedem Auge; Oberseite ist braun mit langen, gelblichweißen Schaftstrichen und verschiedenen schwarzen und braunen Querbändern. Die Kehle des Männchens ist schwarz, braun oder rostbraun und dadurch dasselbe leicht vom Weibchen zu unterscheiden, dessen Kehle weißlich und die Brust mit kleinen schwärzlichen Flecken getüpfelt ist; der Schnabel ist braungrau; das lebhafte Auge rötlichgelb; die Füße sind blaß fleischfarbig. Junge Männchen ähneln vor der ersten Mauserung sehr dem Weibchen, doch fehlen ihnen die schwarzen Flecken an der Brust.

Die Länge der Wachtel beträgt 17—20, ihre Flugweite 33—36 cm und die Höhe ihrer Läufe 2,4 cm. Im übrigen ist die Wachtel ein so sehr bekannter Vogel, daß ich glaube, eine weitere Beschreibung ihres Gefieders umgehen zu dürfen.

Die Wachtel bewohnt fast alle Länder der alten Welt, ist vom mittleren Schweden bis zum südlichen Italien in Europa heimisch und gehört in Mitteleuropa zu den Zugvögeln. Manche überwintern schon im Süden Europas, die meisten aber ziehen nach Afrika hinüber. **Verbreitung.**

Die alljährliche Wanderung der Wachteln ist von der anderer Zugvögel sehr verschieden und äußerst merkwürdig, denn sie halten sich nirgends besonders lange auf und sind fast beständig auf dem Zuge; selbst wenn sie sich zum brüten irgendwo niederlassen, verlassen sie das Gebiet keineswegs zu gleicher Zeit. Der Zug beginnt daher schon bei einzelnen Familien im August, wird im September allgemeiner, während im Oktober nur noch einzelne Nachzügler folgen. Im Süden Europas sammeln sie sich an den Küsten des Mittelmeeres zu großen Schwärmen und übersetzen in solchen gemeinsam das Mittelmeer. Leichter Wind in der Zugrichtung fördert ihre Reise, starker oder Gegenwind vereitelt dieselbe. Die Wachteln ziehen in der Nacht, am Tage beobachtet man niemals Wanderflüge. Obgleich die Wachtel durch ihre Flugweise bei der Jagd als schlechter Flieger erscheint, ist dies doch nicht der Fall, ihre großen Reisen und die verhältnismäßig starken Flügel belehren uns eines Andern. Im Herbste gehen sie mit dem Nordwestwinde und im Frühjahr kommen sie mit dem Südostwinde.

Aus dieser Zugweise geht hervor, daß sich an den Küsten des Mittelmeeres ungeheure Massen dieser Zugvögel sammeln und hier werden sie beim Hinzuge wie beim Herzuge von den Küstenbewohnern mit allen erdenklichen Mitteln verfolgt und bilden eine förmliche Erwerbsquelle für diese Leute. Auf der Insel Capri ist z. B. der Wachtelfang so groß, daß derselbe einen Teil des Einkommens des dortigen Bischofes ausmacht, welcher, nach Friedrich, denn auch scherzweise der Wachtelbischof genannt wird.

Durch diesen bedeutenden Fang von Seite der vermehrten Bevölkerung erklärt sich auch die stetige Abnahme der bei uns brütenden Wachteln. Es ist hiebei derselbe Umstand, wie beim Zuge der Waldschnepfe; so lange aber nicht internationale Vereinbarungen diesen Massenfang einschränken, können wir in Deutschland durch besondere Schonung nichts ausrichten.

Die Verfolgung der Wachteln in den Küstenländern des Mittelmeeres, so namentlich auch in Ägypten, hat in neuerer Zeit ungemein zugenommen und nahezu einen Höhepunkt erreicht, der, wenn von Seite der Staaten nicht eingeschritten wird, die gänzliche Ausrottung der Wachteln in absehbarer Zeit zur Folge haben wird.

In England werden die Wachteln als besonderer Leckerbissen sehr geschätzt und hoch bezahlt. Dies veranlaßt Spekulanten, worunter Italiener am meisten beteiligt sein sollen, den Wachteln auf dem Zuge stark zu Leibe zu gehen.

Infolgedessen wird z. B. in Ägypten der Fang en gros betrieben. Nach einer mir zugegangenen Mitteilung hat ein einziger dieser Spekulanten allein eine Netzstallung von 30 Kilometer Länge!

Die Wachteln werden gefangen, in niedrige Käfige eingepfropft, dann auf die Schiffe gebracht und über Marseille — Calais nach London spediert, wo sie die Tafel der Feinschmecker zieren. Im Monat März dieses Jahres (1895) wurden gegen 300 000 lebende Wachteln über Marseille nach London verfrachtet und außerdem ist nachgewiesen, daß jedes Frühjahr ca. 2 Millionen Wachteln Marseille passieren.

Ist in Ägypten keine Transportgelegenheit da, werden die gefangenen Wachteln getötet und dort um Spottpreise verkauft. Wie viele dieser armen Tiere auf dem Transport erbärmlich verschmachten und zu grunde gehen, läßt sich denken.

Um nun diese Massenvertilgung einzuschränken, haben französische Jagdgesellschaften in lobenswerter Weise die Regierung veranlaßt, ein Dekret, welches den Transit zur Frühjahrszeit verbietet, zu erlassen. Die Spekulanten wissen sich aber zu helfen und spedieren jetzt die armen Geschöpfe über Brindisi — Gotthard — Basel — Deutschland — Ostende. Man ist aber daran, in der Schweiz und in Deutschland den Transit auch zu verbieten und so dieser schamlosen Spekulation den Lebensfaden zu unterbinden. Annähernd schätzt man die Zahl der in Ägypten jedes Frühjahr gefangenen Wachteln auf 8—10 Millionen Stück!

Und da wundert es uns, daß wir auf unsern Fluren keinen Wachtelschlag mehr hören, daß die Wachteljagd im Herbste bei uns fast auf Null herabgesunken ist?

Wenn diese 10 Millionen Wachteln jedes Jahr sich über die mitteleuropäischen Fluren verbreiten und dort ihr Brütegeschäft vollziehen könnten, wie anders würde es um die Wachteljagd bei uns bestellt sein?

Ich glaube aber, daß wenn nicht internationale Vereinbarungen den Massenfang im Frühjahr auch in Ägypten verbieten, die Inhibierung des Transites durch Europa in die Länge auch nicht viel nützen dürfte — die Spekulation wird Mittel finden auch diese Maßregel zu umgehen und ihr lukratives Geschäft, vielleicht mit weniger Nutzen, aber doch fürder zu betreiben.

Aufenthalt und Lebensweise.

Bei uns wählt die Wachtel ihren Sommerstand in milden, getreidereichen Ebenen, hochgelegene Länderstriche meidet sie gänzlich; am liebsten hält sie sich in Roggen- oder Weizenfeldern, in Hirsenäckern und auch in Kleefeldern auf. Während des Sommers verläßt sie die Felder nicht leicht und der laute Wachtelruf — „wack, wack, wack“ oder „zuckwerwäck, zuckwerwäck“ ist jedem Kinde bekannt. Wer von uns Weidmännern hätte nicht den Ruf bei Tagesanbruch, wenn man zur Birsche auf den Rehbock hinauszieht, oder des Abends, wenn man von dieser Jagd heimkehrt, mit Vergnügen vernommen?

Im Gegenhalt zu den Rebhühnern bilden die Wachteln kein gemeinschaftliches Familienleben, ihre Vereinigung ist nur von kurzer Dauer und fast könnte man glauben, sie lebten in Polygamie. Sobald das Weibchen zu brüten anfängt, hört die Gemeinschaft mit dem Männchen auf, denn letzteres beschäftigt sich in keiner Weise mit der Brut oder der Aufzucht der Jungen, sondern lebt einsiedlerisch für sich.

Gewöhnlich um Johanni (24. Juni) beginnt die Henne zu nisten und zwar in Getreideäckern, seltener in Gras- oder Kleefeldern. Das Nest bildet eine kleine Vertiefung im Boden, die kunstlos und spärlich mit Grashälmchen ausstaffiert, aber immer gut versteckt ist. Es enthält 8—14 ziemlich große Eier von 28×22 mm Größe. Die Eier sind olivengelb gefärbt und haben schwarzbraune Flecken; die Schale ist sehr porös. In 19 bis 20 Tagen sind die Eier ausgebrütet, welches Geschäft die Henne mit großem Fleiße und so ausdauernd verfolgt, daß sie oft durch die Sense des Mähers zu grunde geht. **Fortpflanzung.**

Gleich nach dem Ausschlüpfen, wenn sie etwas getrocknet sind, laufen die Jungen mit der Mutter davon und werden von derselben im Aufsuchen von Nahrung unterrichtet, die in aufgescharrten Ameisenhaufen aus Larven, später kleinen Insekten, Käferchen, Heuschrecken besteht. Nach 5—6 Wochen sind die Jungen flugbar, sondern sich allmählich von der Familie ab, und bald beginnt die Reise nach wärmeren Gegenden. Eine Brut Wachteln hält sich nur so lange beisammen, bis die Jungen ausgewachsen und selbständig sind, dann ist das Familienleben vorüber und zwar, wie schon erwähnt, ganz im Gegenhalte zu der Gewohnheit der Rebhühner.

Weidmännische Bezeichnungen, Äsung, Feinde und Krankheiten sind dieselben wie beim Rebhuhne. Nur dürften von Seite der Feinde den Wachteln als kleinerer, schwächerer Vogel noch viel mehr Gefahren drohen, als den stärkeren Rebhühnern. **Äsung und Feinde.**

Die Jagd auf Wachteln wird gewöhnlich gelegentlich der Hühnerjagd mit dem Vorstehhunde ausgeübt; eigens auf Wachteln zu jagen lohnt sich nicht mehr, denn sie sind bei uns zu selten und ihr Standort ist zu unbestimmt. Die Wachtel hält vor dem Vorstehhunde sehr gut aus und liegt sehr fest; gewöhnlich erkennt man schon an der Art des Vorstehens des Hundes, ob er Hühner oder Wachteln steht. Die Wachtel streicht meistens sehr nieder weg, weshalb man, falls ein hitziger Hund zur Hand ist, der gerne nachprellt, mit dem Schusse sehr vorsichtig sein soll. Auch ist die Wachtel ein zarter, weicher Vogel und deshalb wird es geraten sein, dieselbe gut hinwegstreichen zu lassen, bis man den Schuß abgiebt, sonst riskiert man ein zu starkes Zerschießen. Die Wachtel streicht nicht weit, fällt rasch und plötzlich wieder ein und hält dann da so fest aus, daß man sie sehr oft nicht mehr hoch bringt. Es empfiehlt sich deshalb den Platz des Einfallens genau zu merken, und dann im guten Winde rasch darauf loszugehen. Da sie aber auch gut läuft, kommt man oft trotz der Beobachtung des Einfallens nicht mehr zum Schusse. **Jagd.**

Der Fang der Wachteln ist für den Jäger in der jetzigen Zeit, wo es wenige Wachteln gibt, ein sehr undankbares Geschäft und lohnt sich nur, wenn man die Wachteln lebendig zum Verkaufe bringen will, denn sie sind auch beliebte Stubenvögel. Im andern Fall wird er, ebenso wie die Jagd nur gelegentlich der Hühnerjagd ausgeübt. Die gewöhnlichste Art ist der Fang mit dem Tyraß, wie ich ihn beim Rebhuhne schon beschrieben habe. In meiner Jugend haben wir diese Jagdart sehr fleißig ausgeübt, damals gab es auch noch mehr Wachteln, als in der jetzigen Zeit. Gewöhnlich kammerten wir die Wachteln ein, um später hin und wieder einen Wachtelbraten zur Abwechslung zu haben, wenn die Feldjagd allmählich geschlossen war. **Fang.**

Wenn ich von der Haltung der Wachtel als Stubenvogel absehe, ist die Nutzung nur für die Küche, denn die Wachtel hat wohlschmeckendes, vielfach gesuchtes Wildpret und gibt mit Sauerkraut oder gerösteten Kartoffeln ein gutes Gericht, weil sie an sich sehr fett ist. **Nutzung.**

Was die sogenannten Wachtelhunde betrifft — spaniels — so lohnt sich's in unserer Zeit nicht mehr, diesen Stöberhund eigens der Wachteljagd halber zu halten.

Es ist schade, daß das niedliche und schmackhafte Flugwild infolge der maßlosen Verfolgung in unseren Mittelmeerländern nach und nach immer mehr abnimmt.

---

6. Wildtauben.

Unter den Wildtauben, die in Mitteleuropa am häufigsten vorkommen, haben wir nur mit zwei Arten zu thun, nämlich: der Ringeltaube und der Hohltaube.

a. Ringeltaube.

Naturgeschichtliches.

Unter der siebenten Ordnung: Girrvögel — gyratores — nimmt die Ringel- wie die Hohltaube die erste Familie — columbinae — ein und zwar in dieser die dritte Sippe.

Die Ringeltaube — columba palumbus, hat folgende Kennzeichen: Ihre Farbe ist aschgrau, auf beiden Seiten des Halses tragen die Alten einen weißen Fleck, die Jungen nicht; ferner ist auf dem vorderen Rande des Flügels ein großer weißer Längsfleck.

Die Ringeltaube wird auch große Wildtaube, Waldtaube, Holztaube genannt; ihre Länge beträgt 41, Flügelweite 74, Schwanzlänge ca. 16 cm, sie ist merklich größer als die Haustaube.

Kopf und Hals sind graublau, die Halsseiten, auf denen ein halbmondförmiger Fleck links und rechts steht, schimmern meergrün; Oberrücken und Flügel sind blaugrau, der Schwanz ist schieferschwarz und hat an der Wurzel eine helle Querbinde; der Unterleib ist bläulichweiß; die Schwanzfedern sind schieferschwarz; der Schnabel geht vom hochrot ins schwefelgelb über, die Nasenhaut ist weiß bestäubt; die Iris ist blaßgelb, Füße sind blutrot.

Das Weibchen ist zwar wenig kleiner, mehr grau als blau, aber schwer vom Männchen zu unterscheiden. Den Jungen fehlt, wie gesagt, der weiße Halsfleck, die Farben sind durchweg matter.

Verbreitung und Aufenthalt.

Die Ringeltaube trifft man vom 65. Grad nördlicher Breite überall in Europa an, am meisten in Deutschland; sie ist Zugvogel und streicht im Herbste nach den Mittelmeerländern, sowie auch seltener nach Nordwestafrika hinüber.

Als echter Baum- und Waldvogel hält sie sich in allen unsern Waldungen auf, sowohl im Laub- als Nadelwalde und auch in den Gebirgsforsten. Nicht selten hält sie sich in kleineren Feldhölzern, sogar an den Dörfern auf und auch in den Gärten einiger größeren Städte, wie Leipzig, Dresden, Berlin, Paris kann man sie als Brutvogel finden. Nadelwaldungen scheint sie der Äsung halber vorzuziehen.

Lebensweise.

Im Frühjahr und Sommer sieht man die Ringeltaube meist paarweise beisammen. Die Nacht bringt das Pärchen in der Nähe des Nestes zu. Schon vor Tagesanbruch sind die Tauben munter und streichen nach ihren Lieblingsbäumen. In der Dämmerung beginnt der Tauber zu „rucksen", welches ungefähr wie: „Ruckucku, rucku, Rucku" — klingt und drei bis viermal wiederholt wird, wobei er den Hals aufbläst und dabei bewegt, ähnlich wie unsere Haustauben. Durch dieses Rucksen werden andere Tauber angelockt, fallen auf benachbarten Bäumen ein und rucksen nun auch mit, so daß sich oft ein hübsches wechselseitiges Konzert entspinnt. Meist sitzen die Tauben sehr hoch in den Baumwipfeln. Das Weibchen kommt nun auch herbei, setzt sich nahe zum Männchen und läßt ein behagliches, zustimmendes „Puh" oder „Huh" vernehmen, das die Hingebung zum Tauber bedeutet. Am Vormittag gehen sie nun auf Äsung aus, besuchen die Salzlecken und gegen Mittag geht es zur Tränke, um dann in der ärgsten Hitze zu rasten. Nachmittags wird wieder Äsung aufgesucht, dann zur Tränke geflogen und hierauf beginnt dann wieder das Abendrucksen, welches mit Sonnenuntergang verstummt.

Äsung.

Die Äsung besteht aus Ölsaat, Getreide, Wicken, verschiedenen Samen, besonders jenen der Nadelholzarten, Gras- und anderen Sämereien, ferner aus Baumknospen, Bucheckern, Eicheln und Heidelbeeren; wie die meisten hühnerartigen Vögel nehmen die Tauben auch kleine Kieselsteinchen, Quarzsand 2c. 2c. zur Verdauung auf.

Sinne.

Die Ringeltaube ist ein schöner, aber sehr schlauer, äußerst vorsichtiger Vogel, den zu berücken dem Jäger schwerfällt, daher auch nicht leicht Verminderung eintritt und die Tauben eher mehr werden. Die Ringeltaube fliegt sehr rasch und gewandt und erheischt beim Abstreichen aus einem Baume stets einen flinken und gewandten Schützen; bei dieser Gelegenheit vernimmt man stets zwei- bis dreimaliges Klatschen mit den Flügeln. Gesellig ist die Ringeltaube weniger als andere Arten, doch findet man sie im Herbste zur Zugzeit und bei der Äsung öfter in größeren Flügen von 6—10 Stück vereinigt.

Bald nach ihrer Ankunft bei uns beginnt, wenn es nicht schon vorher der Fall war, die Paarung. Das Nest, bestehend aus kunstlos zusammengelegten Reisern, hat geringe ovale Vertiefung und ist sehr primitiv auf Fichten, Föhren, Tannen, Eichen, Erlen, Buchen bereitet, meist in mittlerer Höhe des Baumes und am Stamme gut versteckt. Das Gelege der ersten Brut, bestehend aus zwei Eiern, findet man schon Mitte April; die Eier sind verhältnismäßig zur Größe des Vogels klein, jedoch größer, als die der Haustauben, weiß, dünnschalig und werden in 17 Tagen von beiden Geschlechtern abwechslungsweise ausgebrütet. Die zweite Brut findet man im Juli. Die Jungen werden anfangs aus dem Kropfe gefüttert, dann von den Alten zur Äsung geführt und bald sich selbst überlassen. Fortpflanzung.

Feinde der Wildtaube sind Uhu, Habicht und Wanderfalke, kleinere Raubvögel wagen sich nicht leicht an den flinken und starken Vogel, dagegen sind Wildkatze, Marder, Eichhörnchen für die Gelege und junge Brut gefährlich. Feinde.

Die Jagd auf Tauben ist sehr schwierig auszuüben, weil der Vogel sehr schlau und vorsichtig ist und seine Lebensweise keine solch bestimmte Anhaltspunkte gibt, daß man auf gewisse Standorte ꝛc. rechnen könnte. Daher kommt es auch, daß leider unsere meisten Jäger sich mit der Wildtaubenjagd gar nicht befassen und solche nur hin und wieder zufälligerweise erlegen. Es ist schade, daß diese Jagd nicht mehr betrieben wird, denn es giebt Wildtauben in Menge und selbe liefern ein äußerst schmackhaftes Wildbret, zudem auch die Überlistung und Erbeutung eines so schlauen Vogels dem Jäger Freude bereiten muß. In meinen jungen Jahren habe ich den Wildtauben fleißig nachgestellt, ihre Erbeutung hat mir stets große Freude bereitet, größere als das Erlegen etlicher Rebhühner. Man kann die Jagd systematisch durch Anreizen während der Balzperiode, dann durch Anstand an der Sulze, oder durch Anstand am Feldrande am besten ausüben. Allerdings erfordert die Taubenjagd viel Zeit und Geduld, wenn man größeren Erfolg haben will, aber während man den Tauben auflauert, macht man gar viele Beobachtungen im Revier und manchen guten Rehbock oder Fuchs verdankte ich der Taubenjagd. Das Anreizen wird im Frühjahre geübt, wenn man häufig den Balzlaut des Taubers — das „Ruckſen" hört. Man sucht sich anzunähern, gedeckte Stellung zu nehmen und nun fängt man entweder mit der hohlen Hand, oder durch ein gutes Instrument, das man in den Jagdutensilienhandlungen erhalten kann — an, den Tauberruf nachzumachen. Wenn man ihn im Walde von einer Taube hört und einige Übung hat, gelingt das Anreizen nicht selten, wobei man auch mit den flachen Händen das Flügelklatschen nachmachen kann. Jagd.

Mehr Erfolg hat man an der Taubensulze, die man für diesen Zweck einrichtet; sie ist ähnlich vorzubereiten, wie die Salzlecken für Rehe. Statt des gewöhnlichen Lehmes nimmt man gerne solchen, der von alten ausgeräumten Backöfen herrührt. Man feuchtet ihn mit Salzwasser, Häringslacke an, gibt etwas Honig dazu und schlägt diese Masse in den Sulzkasten ein. Um die Tauben mehr anzulocken, setzt man der Sulze gerne Koriandersamen, Meisterwürz, Eisenkraut, Liebstöckel, Fenchel, Eberwürz zu und streut etwas Salz und Anissamen darauf. Neben der Sulze soll man einen Wasserbehälter herrichten, in dem sich Regenwasser hält und zu welchem die Tauben besonders gegen Mittag und Abend kommen, um sich zu tränken. In gewählter Entfernung muß dann ein gut deckender Schirm, womöglich unter Bäumen, angebracht sein, von wo aus man die Sulze und Tränke mit der Flinte gut bestreichen kann. Wenn man auf die Sulze Wicken, Erbsen, Weizen öfter hinstreut, kirrt man die Tauben mehr an. Doch wie gesagt gehört viel Zeit und Geduld dazu, um in dem Schirme lange genug aushalten zu können.

Wenn an Waldrändern, Ölsaat, Wicken oder Erbsen angebaut sind, kann man im Frühjahr bei der Aussaat, später aber im August hier mit größerem Erfolge anstehen, genügende Deckung muß vorbereitet sein. Die Stunden von 8—11 Uhr und von 2—5 Uhr mögen da die besten sein. Im Frühjahre soll man die Tauben womöglich mit der Jagd verschonen, im Herbste wird dadurch der Ertrag an jungen Tauben nur ein um so reichlicherer sein. Die Tauben haben jedoch bei uns in den Monaten April und Mai Hegezeit.

Das Wildbret der Wildtauben ist sehr schmackhaft, und wie bei allem Wildgeflügel, das der Jungen besonders. Manche Liebhaber dieses Wildbratens, worunter ich mich besonders zu zählen gestatte, ziehen die Wildtaube vielem anderem Geflügel vor. Nutzung.

b. Die Hohltaube.

Naturgeschichtliches.

Die Hohltaube — columba oenas — auch Loch-, Blocktaube genannt, unterscheidet sich zwar nicht viel, doch hauptsächlich durch schlankeren und kleineren Körperbau von der vorhergehenden. Ihre Kennzeichen sind: Hauptfarbe mohnblau; auf den mohnblauen Flügeln nur wenig schwarze Flügelbinden d. h. Binde nicht zusammenhängend. — Kopf und Hals sind mohnblau; der Unterhals ist dunkler, schillert grünmetallen, Schultern und Rücken sind aschblau; der Kropf hat auf grauem Grunde Purpurschiller, der Unterleib ist lichter blau. Die Schwingen haben nach dem Rücken hin schwärzliche Flecken; der mit schwarzer Binde eingefaßte Schwanz ist schieferblau. Der Augenstern ist dunkelbraun, der Schnabel an der Wurzel rötlich, an der Spitze gelb; die Nasenhaut ist rötlich bestaubt, Füße sind blutrot.

Die Länge der Hohltaube beträgt ca. 31 cm inkl. des 10 cm langen Schwanzes. Flügelweite mißt ca. 64 cm.

Das Weibchen, welches vom Männchen schwer zu unterscheiden ist, ist matter in den Farben und etwas kleiner; den Jungen mangelt der grüne Schiller am Halse, sie haben braungrauen, vornen etwas gelblichen Schnabel.

Verbreitung und Aufenthalt.

Die Hohltaube ist Waldvogel, wie die Ringeltaube, kommt aber etwas seltener vor; sonst hat sie das gleiche Verbreitungsgebiet, wie diese. Sie lebt in Höhlungen alter Bäume, daher wohl der Name — Hohltaube. Bei uns erscheint sie im März und zieht Ende September und Anfang Oktober nach dem Süden.

Die Hohltaube bewohnt größere Waldungen, in welchem sich alte Eichen, Buchen, Weiden vorfinden, an denen sie die Höhlungen aufsucht. Seltener hält sie sich in Feldköpfen oder einzelnen Feldbäumen auf.

Lebensweise.

Die Hohltaube kommt meist gepaart zu uns, lebt in strenger Monogamie und sucht sofort geeignete Nistplätze auf, die allerdings immer seltener werden. Häufig kommt sie hiebei mit Dohlen, Spechten und anderen Höhlenbewohnern in Streit, wobei sie trotz ausgiebigen Gebrauches ihrer Flügelschläge meist doch den Kürzeren zieht, da ihr Schnabel zu wenig Waffe ist.

Äsung.

Die Äsung der Hohltaube ist dieselbe, wie jene der Ringeltaube.

Fortpflanzung.

Wie schon erwähnt, wohnen die Hohltauben in Löchern und Höhlungen alter Bäume; das Nest ist eine primitive Unterlage von dürren Reisern, Wurzeln und Moos und enthält schon Mitte April gewöhnlich zwei Eier, welche in 17 Tagen ausgebrütet sind. So leicht nun die Ringeltaube von ihrer Brutstätte vertrieben werden kann, um so fester und zäher hält die Hohltaube in ihrem Brütegeschäft aus und wird selten davon ablassen, ja das Weibchen sitzt so fest, daß man es fast vom Neste abheben kann. Wenn die Hohltaube nicht gestört wird, macht sie nicht selten im Jahre drei Bruten. Schon im Juni findet man Eier der zweiten Brut und Anfang August wird die dritte Brut bethätigt. Man sagt, die Hohltauben wählen zu jeder Brut eine andere Höhle, weil die Jungen die Brutstätte ungemein verunreinigen; doch suchen sie im nächsten Jahre die alten Stätten wieder auf.

Sinne.

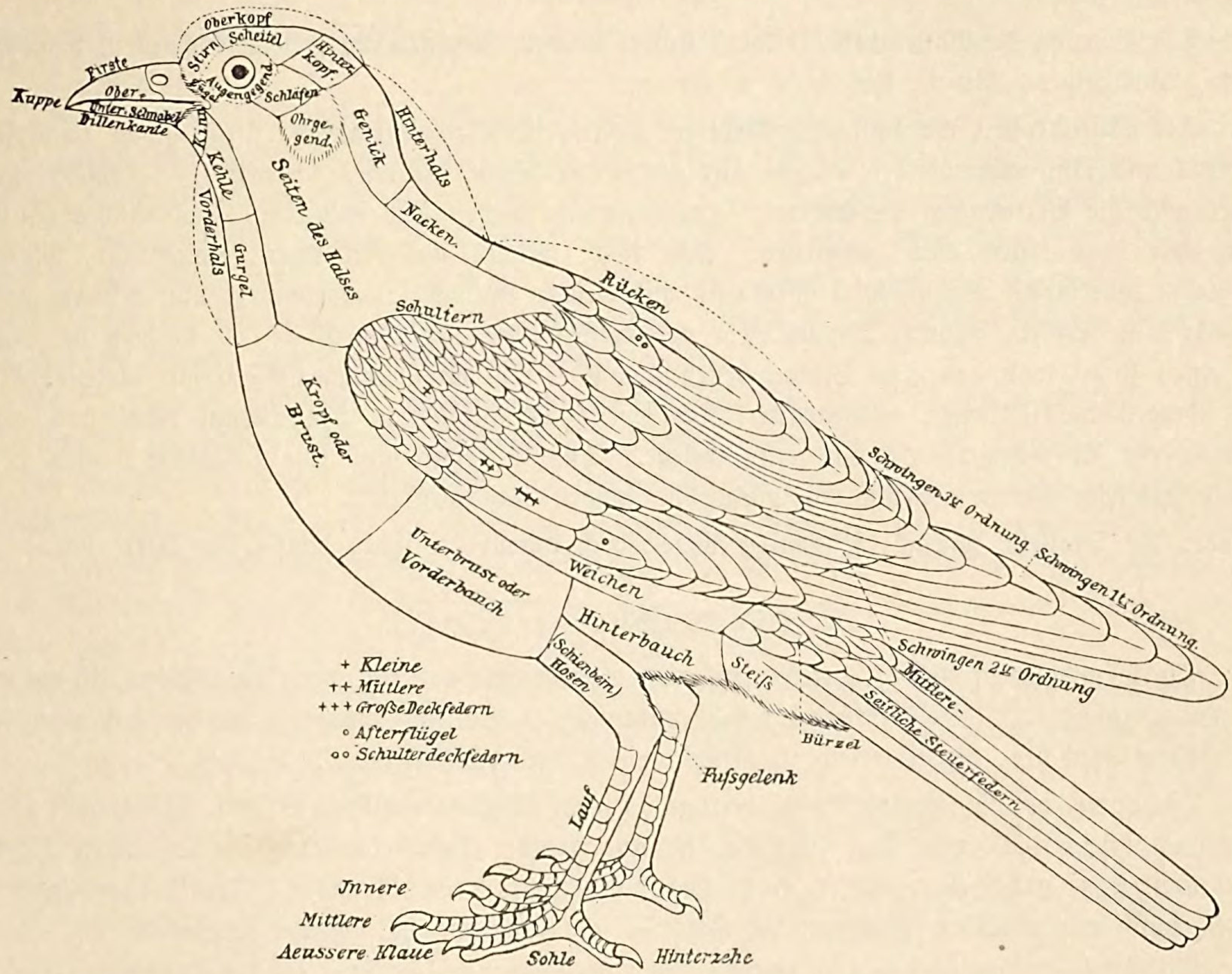
Die Hohltaube ist ein schmucker, reinlicher Vogel, sehr fluggewandt und geselliger als ihre Verwandte, so daß man im Herbste große Flüge vereinigt sehen kann.

Die Stimme ist wesentlich verschieden von der der Ringeltaube; der Hohltauber ruckst viel weicher und eintöniger, so daß man nur ein „huhkuh“ oder hurkuh“ sechs- bis achtmal nacheinander vernehmen kann. Auch gezähmt hält sich die Hohltaube besser, gewöhnt sich aber anfangs sehr schwer daran in Gefangenschaft Nahrung aufzunehmen.

Feinde, Jagd und Nutzung

decken sich mit jenem der Ringeltaube vollständig; auch ist das Wildbret sehr schmackhaft, besonders, wie bei allem Wildgeflügel, das der Jungen, die Alten sind immer zähe. Da die Hohltaube nicht so scheu ist wie die Ringeltaube, gelingt es dem Jäger leichter, dieselbe während des Ruckſens anzubirschen, während sie im Fluge schwerer zu treffen ist, denn ihr Flug ist ein sehr rascher und vehementer. Leider aber werden bei uns die Hohltauben immer seltener; es mag dies am Mangel geeigneter Nistplätze liegen, denn unsere vorgeschrittene Forstkultur duldet alte, knorrige Baumstrunke, in welchen sich Höhlungen befinden, meist nicht mehr.

7. Drosseln.



Benennung der äußeren Teile des Vogels.

Die Drosseln — turdinae — nehmen unter der sechsten Ordnung: Sperlingsvögel — passerinae — die neunte Sippe ein.

Von den auf Tafel 13 aufgeführten Drosselarten und den verschiedenen sehr zahlreichen Drosseln kommen für den Jäger nur zwei Arten in Betracht, nämlich die Misteldrossel und die Wachholderdrossel. Die Drosseln — turdinae sind in vielen Unterarten über die ganze Welt verbreitet; ihr Schnabel ist fast gerade, mittellang, vor der Spitze nicht eingekerbt, der Fuß mittelhoch, schlank, die Flügel nicht besonders lang, laufen spitzig aus, dritte und vierte Schwinge am längsten; Schwanz mittellang, meist gerade abgeschnitten oder seitlich wenig abgerundet, Färbung verschieden.

a. Die Misteldrossel.

Die Misteldrossel — turdus viscivorus, auch Mistelziemer, Schnärrer, Zariger, großer Krammetsvogel 2c. genannt, ist die größte. Naturgeschichtliches.

Kennzeichen: Oben hell olivengrau, die drei äußersten Schwanzfedern an der Spitze weiß, Unterleib, an der Gurgel mit dreieckigen, an der Brust mit ovalen, braunen Flecken besetzt; die untern Flügeldeckfedern sind weiß, die oberen haben weiße Spitzen und zwei helle Querbinden. Länge 26 — 27 cm, Schwanzlänge ca. 10 cm, Länge des Schnabels 2 cm.

Der Schnabel ist blaß, gelbrötlich, der Augenstern dunkelbraun, Füße sind rötlichgelb. Das Weibchen ist heller, matter und schwer zu unterscheiden. Die Jungen, schöner als die Alten, sehen bunter aus und sind oben olivengrün überlaufen.

Die Misteldrossel bewohnt Nord= und Mitteleuropa, im Winter Südeuropa, Nord=Afrika; einzelne bleiben den Winter über bei uns, andere ziehen im Oktober und November nach Süden; sie ist Wald= Verbreitung und Aufenthalt.

vogel, hält sich gerne in Hochwaldungen, namentlich Nadelwaldungen auf, wo sie Mistelbeeren findet, sucht auch Wiesenflecke, freie Waldplätze auf, niemals Dickungen; auch in Weinbergen, wo solche sind, findet man sie.

Nahrung. Die Nahrung der Misteldrossel bilden: Käfer, Larven, Regenwürmer, kleine Schnecken, dann Ebereschen-, Wachholder-, Mistel-, Heidel- u. a. Beeren.

Fortpflanzung. Die Misteldrossel, ein schlauer, flüchtiger Vogel, ist sehr mißtrauisch, fliegt etwas schwerfällig, flatternd und läßt während des Fluges ihre Lockstimme hören, die wie „schnärr" — „schnärr" lautet, woher auch die Bezeichnung „Schnärrer" herzuleiten ist. Schon sehr frühzeitig, gewöhnlich gegen Ende März wird zur ersten Brut geschritten. Das Nest, welches aus Reiserchen, Heidekraut, Moos ꝛc. mit Lehm untermischt besteht, wird sorgfältig mit weichen Hälmchen ausgepolstert und befindet sich gewöhnlich auf Fichten, Föhren, Tannen, sehr gut versteckt, und zwar meist 3—10 m hoch im Baume. Im April findet man das erste Gelege, bestehend aus 4—5 blaßgrünlichen Eiern mit violetten Flecken diese werden in 15 Tagen ausgebrütet. Die zweite Brut fällt in den Monat Juni und enthält meistens ein Ei weniger, als das erste Gelege. Das Weibchen sitzt sehr sorgfältig, wird in der Mittagszeit vom Gatten abgelöst und pflegt die Jungen recht sorgfältig.

Krankheiten und Feinde haben die Drosseln, wie alle jagdbaren Vögel, doch kommt bei ihnen häufig die Darre vor.

b. Die Wachholderdrossel.

Naturgeschichtliches. Die Wachholderdrossel — turdus pilaris — Krammetsvogel, Ziemer, Kranawitter, ist am Kopfe und Bürzel aschgrau; der Oberrücken kastanienbraun, der Schwanz schwarz, an der äußersten Feder mit weißem Bändchen; der Unterleib ist gefleckt, die Flügel haben keine Querbinden.

Die Länge der Wachholderdrossel beträgt 14 cm, die Schwanzlänge 10 cm, Flügelweite 47 cm, Höhe des Laufes 3,4 cm. Der Schnabel ist orangegelb. Beim Weibchen ist der obere Schnabel graubraun, Kopf und Bürzel matter, Füße sind dunkler, als beim Männchen. Die Jungen haben hellgrauen Kopf mit gelblichen Schäften, der Hals ist sehr licht und hat dunkle Herzflecken.

Verbreitung und Aufenthalt. Diese Drossel bewohnt mehr nördliche Teile Europas, kommt aber in Deutschland überall vor, hält sich gerne in Birken- und Nadelgebüschen, namentlich am Wachholdergestrüpp auf und ist Zugvogel. Mitte Oktober und November beginnt der Zug in großen Flügen; ist der Winter nicht zu strenge, bleiben viele bei uns, außerdem wandern sie nach dem europäischen Süden, selbst auch nach Nordafrika. Obgleich Waldvogel, lieben die Krammetsvögel mehr schüttere Bestände, Waldblößen, Viehweiden, wo sie in hohen Bäumen Nachtruhe halten. An Chausseen mit Ebereschenalleen sieht man sie häufig ihrer Nahrung halber.

Nahrung. Die Nahrung der Wachholderdrossel ist im allgemeinen dieselbe wie die der Misteldrossel, nur liebt sie hauptsächlich Wachholderbeeren, woher auch ihr Name, und Vogelbeeren.

Fortpflanzung. Die Hauptbrutplätze des Krammetsvogels sind in den nördlichen Ländern, wie in Schweden, Norwegen, Lappland, Nordrußland und da wieder meist in Birkenbeständen und in größeren Kolonien beisamen. Oft kann man von einem Standpunkte aus 5—6 Nester in nächster Umgebung beobachten.

Bei uns in Deutschland brüten sie mehr vereinzelt oder in kleineren Partien und auch auf Eichen, Erlen, Lärchen und Tannen. Das Nest ist groß, besteht aus Lehmunterlage, Reisern, Halmen ꝛc. und ist teils im unteren Teile der Bäume, teils auch oft sehr hoch angebracht.

Die Wachholderdrossel brütet nur einmal; gewöhnlich findet man ausgangs Mai das Gelege von 5—6 blaugrünen, bräunlich getupften Eiern; das sehr aufmerksam und still behütet wird, so lange keine Störung eintritt. Naht Gefahr, ertönt heftiges Zetergeschrei, das wie „tschäck — tschäck" lautet und in vielen Fällen wurde beobachtet, daß Wachholderdrosseln Feinde, wie: Elstern, Krähen, ja sogar Falken mutig angreifen. Alles Übrige deckt sich mit jenem der Misteldrossel.

Jagd. Die Jagd mit dem Gewehre lohnt sich bei so scheuen Vögeln, wie die Drosseln sind, in den meisten Fällen nicht besonders und beschränkt sich gewöhnlich nur auf einzelne zufällige Ergebnisse, Gleichwohl kann man in der Strichzeit oder in milden Wintern Gelegenheit wahrnehmen, recht ergiebige

Beute zu machen, wenn man die Plätze auszunutzen versteht, wo viel Beerenäsung vorhanden ist und die Flüge sich längere Zeit aufhalten.

In unsern Vorbergen z. B. des Algäues findet man nicht bloß sehr viele Wachholdergesträuche, sondern auch ausgiebige Anpflanzung von Ebereschen (Vogelbeerbäumen), namentlich als Alleen an den Landstraßen.

Hier habe ich im Spätherbste und Winter oft ganz ergiebige Resultate erzielt, besonders, wenn wir zu zweien oder dreien der Straße entlang auf größere Strecken uns verteilt haben. Mächtige Züge von Krammetsvögeln fielen ein; in gut deckendem Verstecke harrten wir des Einfallens und oft gelang es uns mit einem Schusse 5—6 Stück auf einmal zu strecken. Der Schwarm stob ab, strich der Landstraße entlang und fiel in der Regel bei einem der entfernter postierten Kameraden ein. Dort wiederholte sich der Schuß und dann strichen die Vögel wieder zurück. Alle Spätherbste machten wir durch Wochen hindurch sehr reiche Beute auf diese Weise.

Besser denn die Jagd mit dem Schießgewehr lohnt sich der Fang der Krammetsvögel. Es gibt Länderstrecken, in welchen die Verhältnisse für diesen schmackhaften Vogel sehr günstige sind und daher auch sein Vorkommen ein zahlreicheres ist. In einigen Gegenden am Rheine, im Oldenburgischen, dann im ganzen Thüringer Walde wird der Fang sehr lohnend betrieben und zwar im sogenannten Dohnenstiege. Das Reichsgesetz, den Schutz der Vögel betreffend, am 1. Juli 1888 in Kraft getreten, hat, um die Ausbeutung nicht zu fühlbar werden zu lassen, den Fang der Krammetsvögel in § 8 auf die Zeit vom 21. September bis inkl. 31. Dezember beschränkt. Fang.

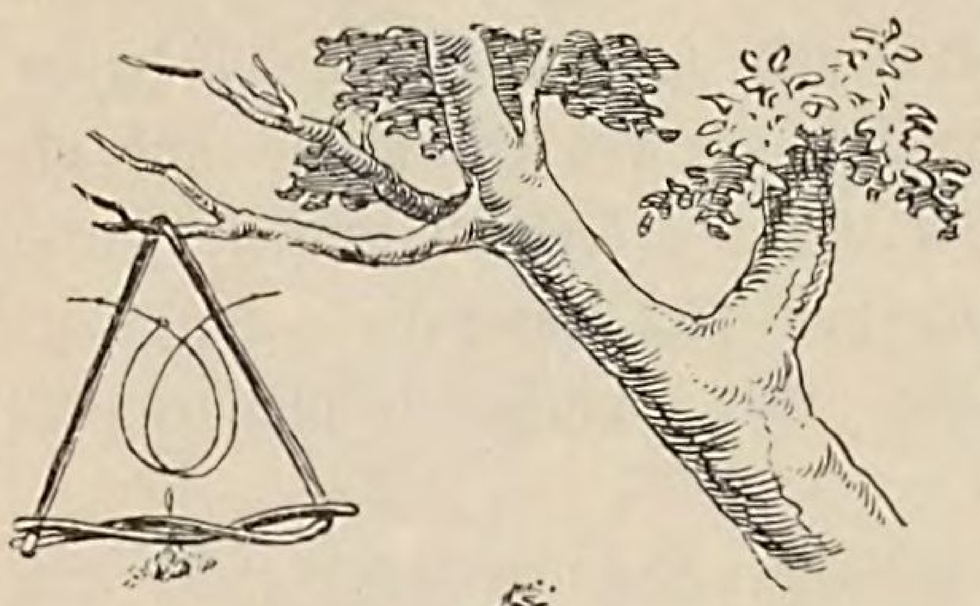
Wie die Wildtaubenjagd, so wird auch die Jagd auf Krammetsvögel bei uns in neuerer Zeit sehr wenig mehr betrieben; nicht als ob diese Wildgeflügel-Gattungen so sehr abgenommen hätten, daß sich deren Jagd und Fang nicht mehr lohnen würden, als vielmehr deshalb, weil der größte Teil unserer Berufsjäger mit dem Fange nicht umzugehen weiß; viele sogenannte „Jäger" wissen wohl Jagd und Wild zu hüten, sind oft recht brave und fleißige Leute, aber nur empirisch herangebildet. Ihre Kenntnisse erstrecken sich auf Handhabung des Gewehres, auf die Kenntnis, Rehbock, Hase oder Rebhuhn zur Strecke zu bringen, aber wirklich in allen Zweigen der Jägerei durchgebildet, findet man nur sehr wenige. Wie viele „Jäger" gibt es, die kaum von der Führung eines Vorstehhundes, geschweige denn der eines Schweißhundes eine richtige Vorstellung haben? Wie viele, die nicht im stande sind, irgend ein Eisen regelrecht zu legen, von Instandsetzung der Prügel-, Boden- oder anderer Fallen gar nicht zu reden! Es liegt eben dies in der Art unseres heutigen Jagdbetriebes, der mehr darauf berechnet ist, in kurzer Zeit größere Strecken zu liefern, als sich mit der kleinen Jagd zu befassen. Unsere Jagdeigentümer geben sich mit derartigem Betriebe nicht ab und die Jagdaufseher haben's nicht gelernt. So kommt es, daß viele Vorrichtungen, die der Jagd Reiz und der Jagdkasse Nutzen bringen, gar nicht mehr ausgeübt werden. Krammetsvogelfang, Wildtaubenjagd, Nachstellung auf kleines Raubzeug, ja sogar die Krähenhüttenjagd kommen in Verfall; die alles überhastende Sucht nach leicht zu erwerbendem Erfolge, Mangel an Zeit und Lust, der Kampf ums Dasein, sie rauben unserer Generation die Poesie der Jagd und so erhebt sich ein großer Teil unserer jetzigen Jägerei nicht über die Schießerei. Je mehr der Jäger im Revier zu thun hat, je mehr er sich dort aufhält, desto genauer wird er alle Verhältnisse kennen. Zum kleinen Jagdbetriebe rechne ich auch den Krammetsvogelfang und deshalb will ich den Fang im Dohnenstiege auch etwas eingehender besprechen.

Der Dohnensteig oder auch Vogelschneiße genannt, ist eine kleine Lichtung im Walde, die man zum Fange der Krammetsvögel dadurch herrichtet, daß man durch das Dickicht von geeigneten Waldteilen eine Art schmalen Gang aussastet; auf diesen schmalen Lichtungen werden auf beiden Seiten oder auch im Verband die Dohnen aufgehängt, welche mit Roßhaarschlingen versehen sind und einen Zweig Vogelbeeren als Köder tragen. Man muß revierkundig sein, um zu wissen, in welchen Waldorten die Krammetsvögel im Herbste und Winter auf ihrem Zuge in größerer Menge einfallen und sich aufhalten. In gemischten Beständen ist der Fang meist lohnender, ebenso an unfreundlichen, nebeligen Morgen, an welchen die Vögel weniger Gelegenheit haben an Insekten und Würmern ihren Hunger zu stillen und deshalb eher nach den Vogelbeeren suchen; auch bei stürmischem Wetter, bei Kälte und Nässe gelingt der Fang besser, indem an solchen Tagen die Vögel nicht gerne ziehen, sondern an Ort Der Dohnensteig.

und Stelle sich länger aufhalten. Man kann auch Altwege, Richtungslinien u. dergl. für den Dohnensteig benützen und ist es gut, wenn der Fangplatz nicht zu weit vom Wohnorte des Jägers entfernt ist, so daß er ihn jederzeit leichter kontrolieren und die gefangenen Vögel auslösen kann.

Die Beeren sind, wenn sie ihre Reife erlangt und recht schön rot geworden sind, im Keller aufzubewahren, damit sie ihre frische Farbe beibehalten. Den Steig selbst soll man in Schlangenwindungen und so anlegen, daß das Ende in die Nähe des Anfanges kommt; also im Kreise, weil man dadurch von beiden Seiten aus die Kontrole vernehmen kann. Auch zeitweise Absprünge sind zu empfehlen, um zufällig auf den Steig gelangenden unberufenen Gästen das Wegnehmen sämtlicher gefangener Vögel zu erschweren. Bis Ende August muß der Steig ausgeastet und vom Reisig gereinigt sein, so daß mit Beginn der gesetzlichen Fangzeit alles in Ordnung ist, um die Dohnen einzuhängen.

Fig. 1.



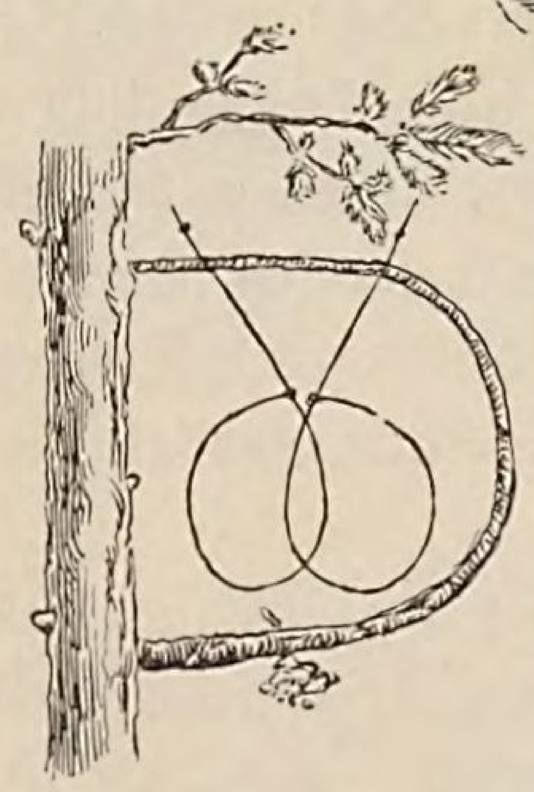


Fig. 2.

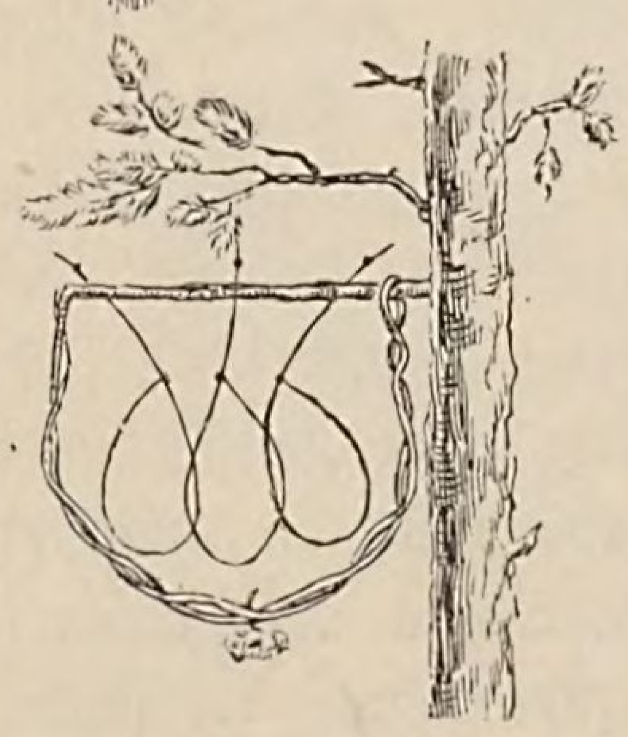


Fig. 2.

Die Dohnen selbst werden nie weiter, als mit je zehn und nie weniger, als mit je fünf Schritte Abstand und in einer Höhe von 4—6 Fuß aufgehängt. Es gibt Hängedohnen (Fig. 1), welche an vom Baume abstehenden und eigens dafür reservierten Ästchen aufgehängt werden, und Steckdohnen (Fig. 2), die man in einem am Stamme anzubringenden Bohrloche befestigt.

Zur Anfertigung der Dohnen schneidet man sich Gerten oder Loden von Weiden, Vogelbeeren, Faulbeeren oder Eichen in der Länge von ca. 60 cm und in der Dicke von höchstens 1 cm Durchmesser und biegt sie, so lange sie noch frisch und saftig sind, überm Knie in die gewünschte Form, entweder länglich rund als Steckdohnen, oder im Dreieck als Hängedohnen. Die Bügel der Dohnen dürfen höchstens 24—25 cm hoch und 15 cm breit sein.

Sind nun die Bügel vorbereitet, so werden sofort, d. h. so lange das Holz derselben noch weich ist, die vorher schon vorbereiteten Schlingen eingesetzt.

Die Schlingen selbst werden auf folgende Art zurecht gerichtet. Man verschafft sich genügenden Vorrat von Roßhaaren, wäscht diese sauber, kämmt die unbrauchbaren und kürzeren Haare heraus und schneidet sie in der gehörigen Länge gleichmäßig ab. Hierauf nimmt man drei Haare zwischen die Finger, faßt die Mitte mit dem Munde und schlägt da einen Knoten. Die drei Haare werden dann doppelt zusammengedreht und am Ende mit doppeltem Knoten versehen. Ist das geschehen, werden die Schlingen am Bügel befestigt. Man schneidet mit einem spitzen, schmalen Messer einen Einschnitt durch das Holz, schiebt über dem Rücken des Messers die Öse der Schlinge durch und zieht sie bis gegen den Doppelknoten herunter. Es ist darauf zu sehen, daß die Schlingen, wenn sie fängisch gestellt sind, nicht ganz auf die Beeren herabreichen, sondern ein Zwischenraum zwischen Beeren und Schlingen von etwa 6 cm übrig bleibt. In jedem Bügel mögen zwei oder drei Schlingen angebracht werden, welche so zu stellen sind, daß sie etwas über einander greifen.

Nicht gleich nach dem Einsetzen werden die Schlingen fängisch gestellt; man läßt sie vielmehr einige Tage in den Dohnen hängen, damit sich das Haar erst aushängt und in der feuchten Waldluft die richtige Drehung annimmt.

Ist nun die Fangzeit (21. Sept.) eingetreten, dann werden die schon mehrere Tage zuvor ausgehängten Dohnen eingebeert, die Schlinge fängisch gerichtet, und der Fang kann beginnen. Zum Einbeeren nimmt man nur kleinere Vogelbeerbolden von höchstens 15—18 Beeren; sind die Fruchtbolden zu voll, so kann man sie in kleinere Partikel zerteilen. Die Dolden werden in den Trittbalken der Bügel eingesteckt, wozu schon anfangs nach Herstellung der Bügel ein Einschnitt gemacht sein muß.

Hat der Fang begonnen und ist alles fängisch gestellt, so begeht man täglich zweimal den Steig, um die gefangenen Vögel auszulösen und dann die Schlingen wieder fängisch zu stellen. Die beste Zeit zum Ausheben ist zwischen 9 und 11 Uhr vormittags und spät abends, so daß über Nacht keine Vögel hängen, weil gerne Fuchs, Marder, Katzen die Vögel wegzunehmen trachten. Spürt man jedoch derart unberufene Räuber, so empfiehlt sich's, einen Vogel hängen zu lassen und unter demselben ein Tellereisen zu legen. Es ist schon angegeben, daß die Dohnen ca. 5 Fuß hoch hängen müssen, um das Wegnehmen durch Raubzeug zu verhüten. Manche Jäger lassen einen mit Strychnin versetzten Ködervogel hängen — es ist dies aber nicht ratsam, denn durch Zufall kann derselbe unter die Marktware gebracht werden und Unheil stiften.

Nutzung.

Die gefangenen Krammetsvögel werden in sogenannte Klubb von je zwei oder vier Stück mit durch die Nasenlöcher geschobenen Federn zusammengebunden und so auf den Markt gebracht. Gewöhnlich hackelt man die Krammetsvögel nicht aus; sollen sie aber länger aufbewahrt werden, dann ist es ratsam, dieselben sofort nach dem Fange bis auf den Kopf und Schwanz zu rupfen.

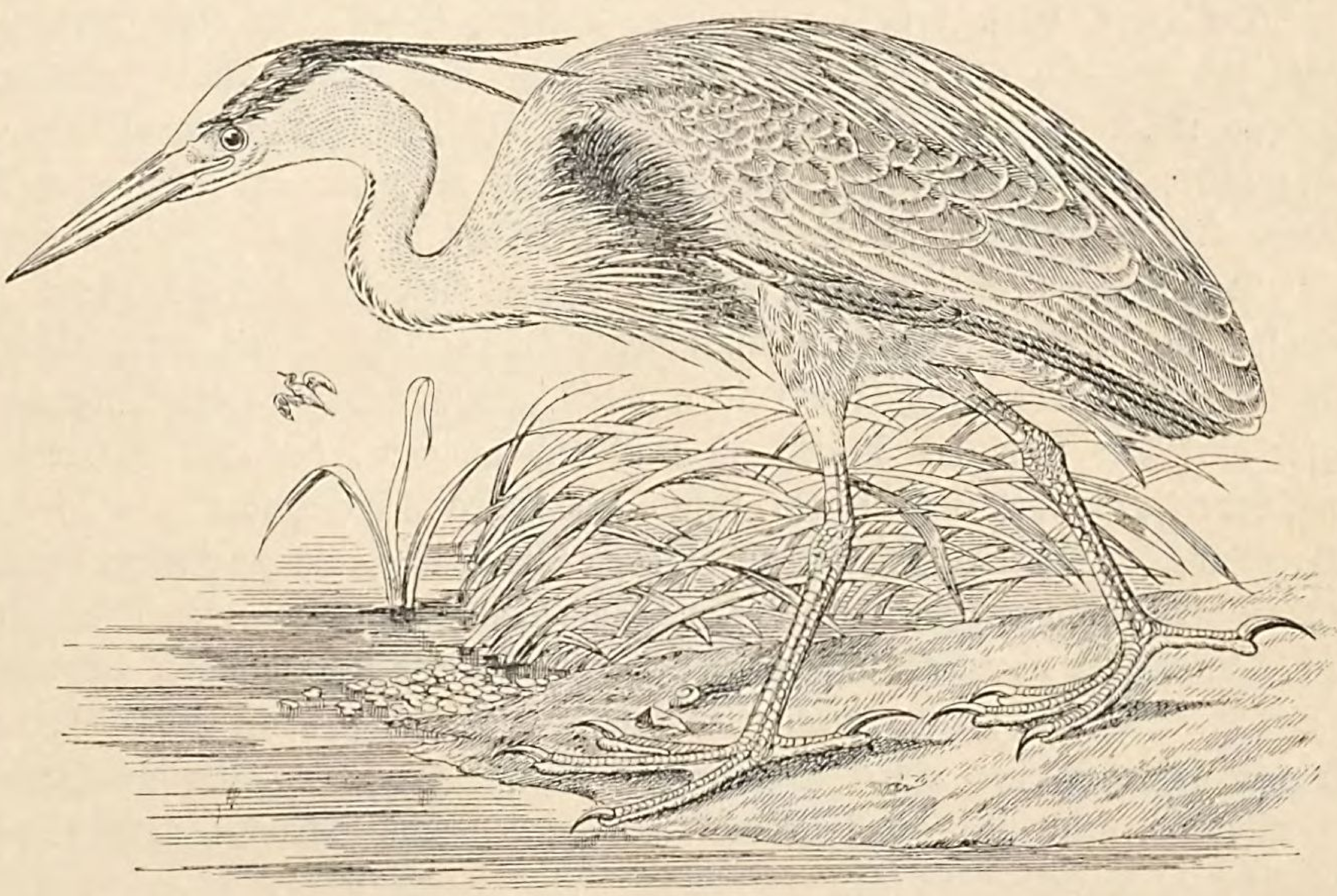
Da wo viele Ebereschenbeeren oder Wachholderbeeren im Reviere sind, wird die kleine Mühe, welche man mit Herstellung der Dohnen und des Dohnenstieges hat, sich bald rentieren, denn die Vögel werden gut bezahlt und das Fangmaterial hält mehrere Jahre her, zudem beim Fange selbst die Mühe für den Jäger nicht groß ist.

Das Wildbret des Krammetsvogels ist sehr schmackhaft und viele Feinschmecker ziehen diesen aromatischen Braten manch anderem Wildgeflügel vor.

Möge diese Ausführung zu fleißigerem Betriebe dieser Jagdmethode Anlaß geben.

Sumpf- und Wassergeflügel.

1. Reiher.



In der zehnten Ordnung: Stelzvögel — grallatores — bilden die neunte Familie die Reiher — ardeidae — diese Familie ist wohl die artenreichste, denn sie zählt über 70 Arten, von welchen in Deutschland nur wenige einheimisch sind.

Am meisten verbreitet ist der graue Fischreiher — ardea cinerea — auch gemeiner Reiher, Reiger, Reigel genannt.

In früheren Zeiten, als die Beizjagd — Falkenbeize, Reiherbeize — noch im Schwunge war, rechnete man den Reiher zur hohen Jagd. Seine Stellung, als für Jagd und Fischerei sehr schädlicher Vogel, ist heutzutage aber derart, daß er verfehmt ist, daß auf seine Erlegung in den meisten deutschen Ländern Prämien ausgesetzt sind; deshalb wird der Reiher auch in neuerer Zeit der Niederjagd einverleibt.

Naturgeschichtliches.

Dieser Reiher kennzeichnet sich auf folgende Weise: Oben aschgrau, unten weiß, über dem Vorderhals schwärzliche Fleckenreihen; der Scheitel ist schwarz und hat weißen Mittelstreif. Die Mittelzehe

ist weit kürzer als der Lauf, die Hinterkralle halb so lang, als die Zehe; die zweite Schwinge am längsten; seine Länge beträgt 90—100 cm, Flügelbreite 170—180 cm, Schwanzlänge 19 cm.

Der alte Vogel trägt drei lange Schopffedern, welche gewöhnlich zum sogenannten Reiherbusch verwendet werden; dem jungen Vogel, welcher überhaupt grauer erscheint, fehlt der Busch. Bei jungen Vögeln sind Männchen und Weibchen schwer zu unterscheiden; später erkennt man das Weibchen durch den schwächeren Körperbau, weniger schön gefärbtes Gefieder und die kürzeren Genickfedern.

Der Schnabel ist bei jungen Reihern oben grau, unten blaß, grünlichgelb, später aber schöner gelb mit schwarzbraunem Firste, ja sogar bei recht alten Vögeln gelb. Das lebhafte Auge ist gelb, die Füße sind bei Jungen schwarzgrau, bei Alten rötlichbraun, Nägel sind schwarz.

Verbreitung und Aufenthalt. Den gemeinen Reiher findet man in der ganzen Alten Welt, nur den hohen Norden ausgenommen, er ist da nicht nur Zug-, sondern auch Brütvogel.

Seinen Aufenthalt nimmt der Fischreiher an fischreichen Gewässern, sowohl fließenden als stehenden, Sümpfe mit hohem Pflanzenwuchs liebt er nicht. Gewässer, besonders klare, welche an Waldungen mit hohen Bäumen angrenzen, sucht der Reiher vorzugsweise auf, um einesteils den Fischen nachstellen, anderenteils auf den hohen Bäumen horsten zu können. Im September sammeln sich die Reiher an passenden Gewässern zu größeren Gesellschaften, um dann die Wanderung nach dem Süden anzutreten, welche sogar bis Afrika ausgedehnt wird. Im Monat März oder April kehren sie zurück, ihr Zug bildet in der Regel eine schiefe Linie oder ein nach rückwärts offenes Dreieck.

Fortpflanzung. Auf hohen Bäumen — Eichen, Buchen, Ulmen, Kiefern — horsten die Reiher meistens und zwar gewöhnlich in größeren Kolonien. In baumlosen Gegenden trifft man auch ihre Horste kolonienweise in Schilf und Rohr, wie z. B. in Ungarn und den Donautiefländern. Solche Reiherstände findet man auch bei uns nicht selten, und oft zählt ein solcher 20—30 und mehr Horste, wie man dies auch bei Saatkrähen sieht.*) Diese Reiherstände verbreiten oft schmählichen Geruch, denn die Überreste der beigeschleppten Fische und das Geschmeiß der Vögel, welches Bäume und Sträucher wie mit Kalk übertüncht beschmutzt, gehen in Fäulnis über, so daß die Vegetation sogar teilweise abstirbt.

Der Horst selbst besteht aus dürren Reisern, Schilf- und Rohrstummeln, hat oft einen Durchmesser von 60—80 cm und ist gewöhnlich flach. Im Monat April findet man 3—4, selten mehr, grünspanfarbige Eier, welche etwas größer sind, als jene unserer Haushühner. In 26 Tagen sind sie ausgebrütet; das Brütegeschäft wird sowohl vom Weibchen als auch vom Männchen besorgt. Die Jungen bleiben im Neste bis zur Flugbarkeit, welche sie in 5—6 Wochen erreichen.

Lebensweise und Äsung. Der Reiher liebt, wie schon gesagt, waldige Gegenden mit Gewässern. Sowohl am Rande der Gewässer, als auf vorspringenden Ästen hoher Bäume läßt er sich gerne nieder und steht oft stundenlang und träge unbeweglich, den Leib senkrecht gestellt und den Hals S-förmig niedergedrückt, wie eine Säule da. Der Flug des Reihers ist matt und langsam, der Hals während desselben S-förmig an den Körper angezogen und hinten stehen die steifen Füße gerade und weit hinaus. Der Gang ist steif; oft geht der Reiher fast bis zum Bauche ins Wasser, um zu fischen, schwimmt aber ungern. Die Stimme ist ein rauher, kreischender Ton, den man nachts beim Zuge öfter hören kann.

Der Reiher ist furchtsam und scheu, sein Charakter heimtückisch und mißtrauisch und oft wird er für Menschen und Hunde durch seine raschen und wohlgezielten Schnabelhiebe gefährlich. Man darf also sehr behutsam sein, einem angeschossenen Reiher zu nahen, oder den Hühnerhund zum Apportieren zu verwenden, denn pfeilschnell schnurrt der scharfe, spitze Schnabel nach dem Auge des Feindes und thut seine gefährliche Wirkung.

Die Nahrung des Fischreihers besteht, wie schon sein Name andeutet, aus Fischen, welche er oft in einer Läuge bis zu 20 cm erbeutet und Kopf voran verschlingt; ferner aus Fröschen, Froschlaich, Larven und Würmern, ja selbst kleine Vögel und Mäuse, wenn er sie erreichen kann, verzehrt er; er schleicht fischend und raubend an den Ufern langsam herum, das scharfe Auge entdeckt alles, was ihm paßt und pfeilschnell schießt der lange Hals hinaus, um seinen Raub zu fassen.

---

*) Eine sehr starke Reiherkolonie befindet sich unter anderem bei Mindelheim im bayrischen Regierungsbezirk Schwaben, sowie bei Langenburg in Württemberg.

Unter den Feinden des Reihers sind besonders die Falken hervorzuheben, die man ehemals auch zur Reiherbeize verwendete. Feinde.

Die Jagd auf den Reiher beschränkt sich, abgesehen von der Jagd an den Kolonien, nur auf Zufälligkeiten, denn der vorsichtige Bursche läßt den Jäger selten näher als auf Kugelschußweite herankommen, wählt deshalb schon auch Standplätze, wo er sicheren und genügenden Ausblick hat, und da der Reiher einen schmächtigen Körper hat, bedingt dessen Treffen schon einen scharfgezielten glücklichen Büchsenschuß. Der Anstand ist nicht ergibig, dagegen kann man am Horste reiche Beute machen. Jagd.

Gewöhnlich ist die Reiherjagd an den Horstkolonien eine Art festliche Veranstaltung. Man muß die Brut durch Tage genau beobachten und sobald man merkt, daß die Jungen im Horste aufrecht stehen und mit den Flügeln schlagen, die Jagd sofort veranstalten. Man nähert sich vorsichtig dem Reiherstande von allen Seiten und trachtet plötzlich und gleichzeitig eine Salve abzugeben, denn sofort beim ersten Schuß streicht alles, was flugbar ist, unter starkem Gekrächze ab und kreist dann außer Schußweite über der Kolonie.

Jedenfalls hat der Jäger die Verpflichtung, den Reiher, wo es ihm gelingen kann, zu erlegen, denn auch bei diesem Vogel verhütet man größeren Schaden, wenn man die Alten vor der Brutzeit erlegen kann.

Die Nutzung ist sehr gering; der Reiherbusch, die sogenannten Reihergraneln und auch weitere Federpartien werden von Schmuckfedernhändlern gerade nicht schlecht bezahlt und als Dekoration der Jägerstube eignet sich der Langbein auch nicht schlecht. Sonst hat er keinen Wert. Nutzung.

Purpurreiher.

Eine weitere Spezies ist der Purpurreiher — ardea purpurea — welcher vornehmlich im Süden und Südosten Europas vorkommt. Nördlicher nur hin und wieder in Norddeutschland, Holland oder England. Im Gegensatze zum Fischreiher, sucht dieser mehr stehende Gewässer, Sümpfe mit Pflanzenwuchs gedeckt, Lacken und ruhige Plätze auf, wo er gedeckt und ungehindert fischen kann.

Seine Kennzeichen sind: der Scheitel schwarz, Hauptfarbe dunkelaschgrau mit Rostrot gemischt; das Jugendkleid ist gelblich rostfarben, dunkelgrau gefleckt, Bauch weißlich, Kehle weiß; der Federbusch fehlt; Mittelzehe sowie Schnabel so lang als der Lauf; vierte Schwinge die längste, erste gleich der fünften. Seine Länge beträgt ca. 90, Flugweite 130, Schwanzlänge 13 cm. Die Männchen sind größer und lebhafter gefärbt, als die Weibchen. Der Schnabel ist etwas länger als beim Fischreiher und schlanker, das Auge ist gelb, die Füße sind in der Jugend blaß grüngelb, im Alter schwärzlich braun und die Zehen länger als beim Fischreiher.

Das Nest des Purpurreiher steht mitten im Sumpfe, im Rohr- oder Weidengestrüpp und ist meist kaum zugänglich; es enthält im Mai vier blaßgrüne Eier in der Größe der Haushühnereier.

Lebensweise und Sonstiges ist wie beim Fischreiher.

Silberreiher.

Der Silberreiher, Edelreiher — ardea alba, ist sehr selten in Deutschland, kommt meist nur in Süd- und Südosteuropa vor, am häufigsten in den Donautiefländern, in Ungarn war er früher häufiger zu treffen, da aber sein schön weißes Gefieder hoch bezahlt wird, wurde er stark verfolgt und ist jetzt eine seltene Erscheinung.

Seine Farbe ist rein weiß; die Länge beträgt 98—100 cm; seine Flugbreite 190, Schwanzlänge 20 cm, den jungen Vögeln fehlen die Schmuckfedern.

Der Silberreiher horstet nur in Rohrdickichten, brütet Ende Mai und anfangs Juni 3—4 blaugrünliche Eier aus, die etwas größer sind, als jene der vorigen; die Brütezeit währt ca. 26 Tage.

Dieser herrliche Vogel ist ungemein scheu, er nährt sich weniger von Fischen, als von Reptilien und Insekten. Gewöhnlich erhalten die Jungen erst im dritten Jahre ihr vollständiges schönes Gefieder. Alles Übrige deckt sich mit jenem der Vorherigen.

Seidenreiher.

Eine weitere Spezies, die zwar zahlreicher vorkommt als die vorige, jedoch in Deutschland ebenfalls sehr selten erscheint, ist der Seidenreiher, kleiner Silberreiher, weißer Zwergreiher — ardea

garzetta. Er bewohnt die gleichen Länder, wie der vorhergehende. Seine Kennzeichen sind: Rein weißes Gefieder, schwarzer Schnabel, Unterkiefer blaugrau, Zehenrücken gelb; Länge ca. 54—60, Flugbreite 110, Schwanzlänge 11 cm. Beim alten Vogel findet man 2—3 schmale und 14 cm lange flatternde Federn am Genicke, im Jugendkleide fehlen sie.

Der Seidenreiher horstet meist im Gipfel hoher Bäume, wo solche ihm passend erscheinen, sonst brütet er auch in Schilf- und Rohrbüscheln. Das locker gebaute Nest besteht aus Reisig, Schilf- und Rohrblättern, enthält gegen Ende Mai 3—4 manchmal 5 Eier von hellbläulicher Farbe. Im Übrigen gleicht er seinen bereits beschriebenen Vettern.

Schopfreiher.

Der Schopfreiher — ardea ralloides, auch Rallenreiher, Mähnenreiher, gelbe Rohrdommel genannt, verfliegt sich selten nach Süddeutschland, er ist Zugvogel und bewohnt, wie die vorigen Süd- und Südosteuropa.

Dieser seltene Vogel kennzeichnet sich durch abgerundeten Schwanz, rostgelbes Gefieder, Bürzel, Flügel und Schwanz weiß; Kopf- und Hinterhalsfedern mit braunem Längsstreif, Füße grüngelblich; Länge ca. 44, Flugweite 75, Schwanzlänge 8 cm, seine Größe entspricht der einer Taube.

Das alte Männchen hat verlängerte Scheitelfedern, die am Hinterkopf und Hinterhals einen mähnenartigen Busch bilden.

Nachtreiher.

Der Nachtreiher — ardea nycticorax, auch Rohrdommel, Schildreiher, Focke genannt, ist weit verbreitet, bewohnt in Europa jene bei den vorigen Spezies genannten Länderstrecken, kommt seltener in Deutschland, öfter in Holland vor. Er zieht in den Monaten April und September und zwar des nachts, wo man seine Stimme aus der Luft herab vernehmen kann, die etwa wie: Koau, Koau, ähnlich dem Schrei des Raben klingt.

Kennzeichen: Aschgraue Flügel, drei schmale verlängerte Kopffedern, Kopf und Rücken schwarz, metallglänzend, Hals und Unterseite sind weißlich; am Oberkopf befindet sich eine tiefschwarze Platte, die weißen Schmuckfedern, die übereinander stehen, sind 10—16 cm lang; am Halse befinden sich wulstige Federn, die sich nach hinten biegen, vornen aber buschig herabhängen und weiß, hinten rötlich grau sind. Der Rücken ist schwarzgrün schillernd, Schwanz und Flügel sind hell aschgrau. Das Weibchen ist kleiner und matter gefärbt. Die Länge des Nachtreiher beträgt 55—60, seine Flugweite 108, die Schwanzlänge 11 cm, der Schnabel mißt 7,5 cm und der ganze Vogel hat ungefähr die Größe eines Raben.

In Deutschland brütet der Nachtreiher wohl selten, sein Horst befindet sich auf mittelgroßen Bäumen, niemals im Rohr. Das Gelege enthält im Monat Mai 4—5 blaßgrüne Eier. Der Nachtreiher lebt meist in größerer Gesellschaft und ist während der Brütezeit nicht so ganz Nachtvogel, denn auch untertags ist nicht immer Ruhe an den Brüteplätzen.

Alles weitere ist wie bei den andern Reiherarten.

Zwergreiher.

Der Zwergreiher — ardea minuta — gewöhnlich Zwergrohrdommel oder bei uns schlechtweg Rohrdommel, auch Mooskuh genannt, trägt die Unterschenkel befiedert bis an die Ferse; die Flügel sind hell rostgelb, Kopf und Rücken sind schwarz, beim Weibchen dunkelbraun, bei Jungen braun und rostgelb gefleckt. Die Länge der Rohrdommel ist 36—40, die Flugweite 55—57, Schwanzlänge 5 cm, so daß dieselbe im Rumpfe eine Größe von einer Turteltaube ungefähr erreicht.

Der gelbe Schnabel ist schlank und gerade, seine Spitze sehr scharf; das Auge gelb, die Füße sind grüngelb.

Die Rohrdommel ist bei uns nicht selten, obgleich sie mehr südlicher Vogel ist. In unsern Mösern und an unsern Seen findet man sie häufig. Ihr Zug erfolgt im April und September zur Nachtzeit.

Die Brutplätze befinden sich in schilf- und buschreichen Rändern von Sümpfen, Flüssen, Altwassern und Teichen. Das aus Rohr- und Schilf, Binsen 2c. hergestellte Nest wird im Juni mit

5—7 hellen blaugrünlichen Eiern belegt, welche die Größe der Taubeneier haben und in 16—17 Tagen ausgebrütet werden.

Die Rohrdommel ist Nachtvogel, lebt sehr versteckt und ist schwer herauszutreiben. Bei Entenjagden macht sie dem Vorstehhund oft viel zu schaffen, wird aber doch am meisten bei solcher Gelegenheit erlegt. Die seenreiche Gegend um den Ammersee beherbergt sie nicht selten und dort habe ich wohl die meisten getroffen, wie auch früher in den Donaumösern Bayerns.

Große Rohrdommel.

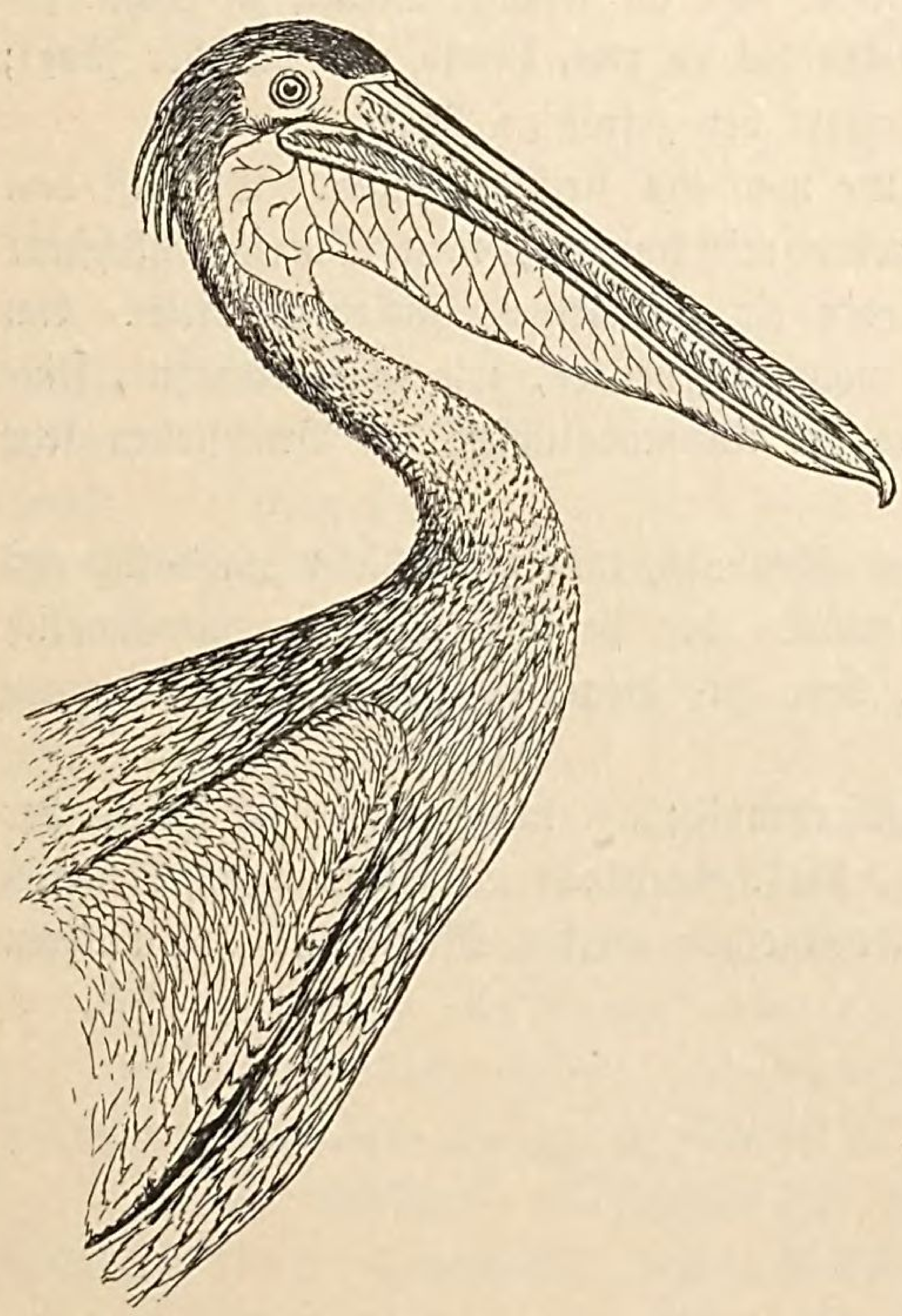
Ähnlich der vorigen, nur wesentlich größer, ist die große, die eigentliche Rohrdommel — ardea stellaris — große Mooskuh; ihre Länge beträgt 66—68 cm, die Flugbreite 110, Schwanzlänge 10, Schnabellänge 7,5 cm, der Körper hat die beiläufige Größe eines Raben, doch läßt das lockere Gefieder den Vogel größer erscheinen.

Diese Rohrdommel kommt im südlichen Deutschland, im südlichen und südöstlichen Europa häufig vor, ist jedoch wohl Zugvogel. Im April erscheint die große Rohrdommel bei uns, im September oder Oktober zieht sie wieder fort; sie ist mehr Tagvogel als die vorige. Das Nest enthält Ende Mai 3—5 bläulichgrüne Eier in der Größe der Hühnereier, die in ca. 20 Tagen ausgebrütet werden. Nicht selten kann man an den Sümpfen bei Nacht ihr Geschrei hören, das dem Brüllen des Hornvieh ähnelt, woher auch vielleicht die Bezeichnung Mooskuh sich ableitet; kaum ist man geneigt, diese Töne von einem verhältnismäßig kleinen Vogel ableiten zu müssen. Ihre Nahrung besteht aus Tieren, Kerfen, Eidechsen, Fröschen, Schlangen, Würmern u. dergl. Auch diese Rohrdommel ist sehr schwer zu Gesicht zu bekommen und wird meist nur bei Gelegenheit von Entenjagden erlegt.

Hiemit dürften die bei uns vorkommenden Reiherarten aufgezählt sein. Die Beschreibung der Störche umgehe ich.

---

2. Der Pelikan.



Ich habe den Pelikan aufgenommen, da er, wenn auch selten in Deutschland, doch im südlichen Europa sehr häufig vorkommt und manchmal in der Schweiz und am Bodensee getroffen wird.

Der Pelikan, auch Pelekan, Kropfgans, Schwanentaucher — pelecanus onocrotalus — bildet in der 13. Ordnung: Ruderfüßler — steganopodes — die sechste Familie und eine einzige Sippe. Naturgeschichtliches.

Seine Kennzeichen sind: Die Befiederung des Kopfes reicht nur in einer Spitze in die Nähe der Schnabelfirste, sonst ist der Kopf nackt; die bläulichen Seitenstücke des Kiefers sind grob geschuppt. Schulterfedern und Schwanz sind weiß, das übrige Gefieder ebenfalls weiß, manchmal bei alten Tieren rötlich; die Füße sind sehr breit; Scheitel und Genick tragen einen schmalen Büschel flatternder Federn; die beträchtliche Mundspalte mißt 46 cm. Größe ungefähr wie der Höckerschwan.

Beim alten Vogel, meist erst im dritten Jahre, ist, mit Ausnahme der Schulter- und Schwanzfedern, das ganze Gefieder rosarot oder blaß fleischfarbig. Der Schnabel ist sehr lang und breit und hat an den zwei dünnen Knochenarmen des unteren Teiles eine nackte, sehr dehnbare Haut, die von der Wurzel bis zur Spitze des Schnabels reicht und sich zu einem ungeheuern Kehlsack ausdehnen läßt.

Die Weibchen sind kleiner, blasser gefärbt und haben einen ganz schwachen Federbusch. Das Jugendkleid ist erdfarbig, düster, der Schnabel schmäler und trüb ockergelb gefärbt. Die Länge des Pelikan beträgt 130—150, seine Flugbreite 200, die Schwanzlänge 16, Schnabellänge 36 cm und das Gewicht 10—12 Kilo, so daß er wohl der schwerste europäische Schwimmvogel sein dürfte.

Aufenthalt und Lebensweise. Außer im südlichen Europa hält sich der Pelikan teilweise in Afrika und Südasien auf; in Europa meist an den Donaumündungen; jedoch kommt er häufig in Ungarn, seltener in Italien und manchmal auch in Deutschland vor. Auf den Schweizer Seen und am Bodensee wurden schon öfter größere Trupps gesehen.

In Europa trifft der Pelikan Ende April oder Anfang Mai als Zugvogel ein und zieht im Oktober weg, um in Afrika zu überwintern. Man beobachtet beim Zuge Gesellschaften von mehreren hundert Stück, die sich aber zur Brütezeit an den Gewässern verteilen.

Weite Flußmündungen, große Seen, Sümpfe, Ströme, Meeresbuchten, wo Bäume, Gesträuch, Rohr und Schilf und Reichtum an Fischen vorhanden, wählen sie zu ihrem Aufenthalte. Auf Baumästen sitzen sie gerne auf, um zu rasten und sich zu putzen.

Das Nest der Pelikane trifft man im Schilfe und wasserreichen unzugänglichen Stellen. Die Sumpfpflanzen werden niedergetreten und auf dieser so entstehenden Unterlage das Nest aus dürrem Rohr, Schilf und Gras bereitet. Die Eier sind für den großen Vogel verhältnismäßig klein, haben ungefähr die Größe der zahmen Ganseier; das Gelege besteht nur aus 2—3 Stück von bläulichweißer Farbe, mit dicker, grobkörniger Schale, und wird in ungefähr 35—36 Tagen ausgebrütet.

Die Jungen kommen sehr klein und nackt aus dem Ei, werden von den Alten mit Aufopferung der persönlichen Sicherheit geschützt und sorgsam gepflegt. Eigentümlich ist die Art der Atzung indem die Jungen aus dem Kehlsacke der Alten, wie aus einem Napfe fressen; die Nahrung besteht aus kleinen Fischen. Der Pelikan erreicht ein Alter bis zu 50 Jahren und darüber.

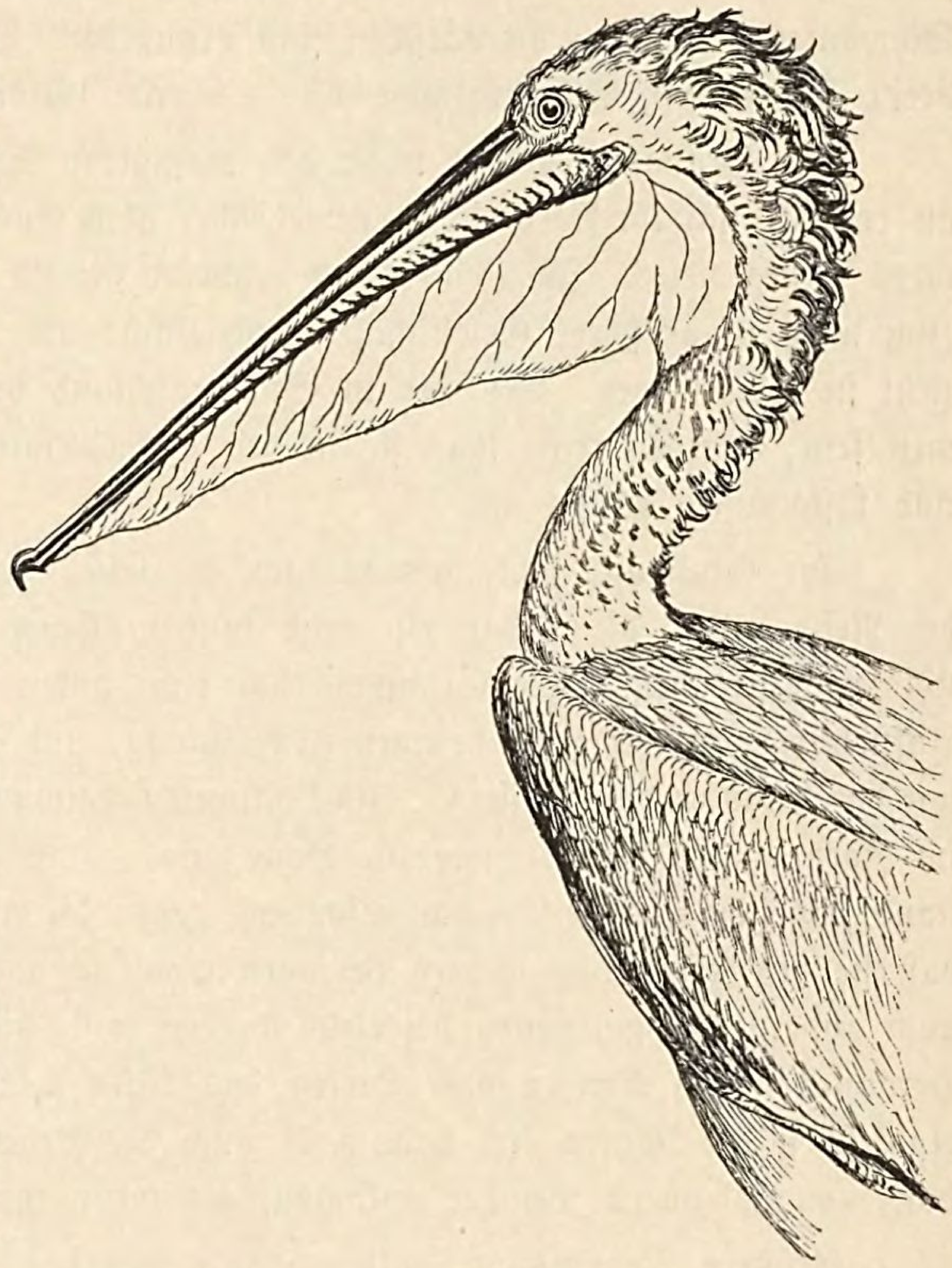
Trotz der Größe und Schwere hat der Vogel doch einen leichten, schönen und sehr fördernden Flug, drückt, wie der Reiher, den Kopf und Hals S-förmig an den Leib und erhebt sich sowohl vom Boden, als auch vom Wasser sehr leicht. Auf dem Wasser schwimmt er schnell und leicht, kann aber wegen des lufterfüllten Bauches nicht gut tauchen, weshalb er nur an seichten Stellen zu fischen gewohnt ist. Die Hauptnahrung sind Fische, welche der Pelikan bis zu zwei Pfund und darüber fängt; auch andere Tiere, wie junge Wasserhühner und Enten verzehrt der gefräßige Vogel.

Jagd. Da der Pelikan der Fischerei sehr gefährlich ist, sollte man ihn fleißiger jagen. Doch ist dem scheuen und vorsichtigen Vogel sehr schwer mit dem Gewehre beizukommen, man kann ihn höchstens mit der Kugel erreichen, für die der starke Vogel immerhin ein genügendes Zielobjekt bietet. Am ehesten kommt man dem Pelikan während der Brütezeit nahe, in der er, wie schon erwähnt, seine Scheu und Vorsicht etwas hintansetzt, es ist aber infolge der Unzugänglichkeit der Brütestellen sehr schwer dort hinzukommen.

Unsere neuen, weittragenden Kugelgewehre mit flacher Flugbahn, mögen zu dieser Jagd sich gut einführen; außerdem kann man, falls die Schlaf- und Ruheplätze der Pelikane nicht zu unzugänglich sind, am Ansitze unter gehöriger Deckung Erfolg haben, denn der Vogel ist sehr empfindlich gegen Verwundungen.

Nutzung. Die Nutzung ist nicht viel; das Wildbret ist zähe und thranig; am meisten wird im Orient der Schnabel verwendet, indem der Kehlsack zu Tabaksbeuteln, der ausgehöhlte Oberschnabel zu Scheiden für Dolche und lange Messer verwendet wird; aus den Armknochen werden Mundstücke und Röhren zu Tabakspfeifen fabriziert.

Der Krauskopf-Pelikan.



Eine weitere Art der Pelikane möchte ich noch erwähnt haben, um allenfallsige Verwechslungen hintanzuhalten, obgleich sie bei uns in Deutschland höchst selten vorkommt, es ist dies: der Krauskopf-Pelikan — pelekanus crispus, Riesenpelikan, welcher eigentlich nur in den untern Donauländern, in Dalmatien, Griechenland, Dobradscha, Süd-Rußland, ums kaspische Meer vorkommt; auch in Ägypten und Nubien wurde er beobachtet.

Kennzeichen: Kleine nackte Stelle um das Auge; die Befiederung des Kopfes geht sehr breit bis an die Schnabelwurzel vor. Hinterkopf und der obere Teil des Hinterhalses ist mit zarten, gekräuselten Federn besetzt, welche im Alter eine Art flatternden Busch bilden.

Länge 140—180 cm, Flugbreite 3 m. Laufhöhe 12,5 cm.

Wie aus den Maßen schon hervorgeht, ist dieser Vogel bedeutend größer, als der gemeine Pelikan, ja ein Riese unter den Schwimmvögeln, so daß er den Albatros noch um Bedeutendes übertrifft. — Hie und da kommt er in Süd-Ungarn in den Moräften des Banates auch vor.

Alles Übrige verhält sich, wie beim gemeinen Pelikan.

---

3. Wildgänse.

Unter den Schwimmvögeln — natatores — nehmen die Zahnschnäbler — Lamellirostres — die 11. Ordnung ein, und bilden die Entvögel — anatidae — eine einzige Familie, welche in mehrere Sippen geteilt werden. Die 2. bis 8. Sippe nehmen die Gänse — anserinae — ein; wir haben es mit der 4. Sippe, Gänse — anser — zu thun. Unter den Gänsen kommen bei uns, außer den beiden Arten: der Graugans und Saatgans, selten andere Exemplare vor; wir haben also jagdlich zunächst nur diese beiden in Mitteleuropa häufiger vorkommenden Arten ins Auge zu fassen. Systematisches.

a) Die Graugans — anser cinereus — Wild-, Stamm-, März- oder Heckgans, kennzeichnet sich durch orangefarbigen Schnabel ohne Schwarz, weiße Nägel, fleischfarbiges Augenlid und fleischfarbige Füße; Unterrücken, Unterflügel und ein breiter Rand des Oberflügels sind hell aschfarbig; bei alten Gänsen ist die Brust schwarz gefleckt, die Flügelspitzen reichen nicht bis zum Schwanzende. Die Hauptfärbung ist grau mit braunem gewässertem Rücken; Schwungfedern haben schwarze Spitzen; Bauch ist weiß. Im Jugendkleide fehlen die schwarzen Brustflecken, wie überhaupt das ganze Gefieder düsterer ist; der Augenstern ist dunkelbraun. Man nimmt an, daß unsere Hausgans von dieser Spezies abstammt. Naturgeschichtliches.

Die Länge beträgt 80—90, die Flugbreite 160—170, die Schwanzlänge ca. 16 cm. Allgemeine Größe etwa die einer Hausgans, Gewicht ca. 7 Pfund.

Von der Hausgans unterscheidet sich die Grau- oder Wildgans nur durch schlankere Figur, ausgebildetere Flugwerkzeuge und größere Gewandtheit in allen ihren Bewegungen.

b) Die Saatgans — anser segetum — Roggen-, Bohnen-, Zug- oder Schneegans, hat folgende Kennzeichen: Der Schnabel ist von jenem der Graugans verschieden, indem er zwischen Nagel und Nasenloch orangefarben, sonst aber schwarz ist; die Augensterne sind tiefbraun; Hauptfärbung ist

braungrau mit helleren Kanten, die Brust bleicher grau und weiß geschuppt, Schwingen sind braunschwarz, der Rücken dunkelbraun, Unterflügel dunkel aschgrau, Flügelspitzen gehen bedeutend über das Schwanzende hinaus; die Latschen sind orangerot. Die Länge beträgt 60—70 cm und darüber, Flugbreite 160—180, Schwanzlänge 13—14 cm; Gesamterscheinung etwas schlanker als die Hausgans.

Aufenthalt und Lebensweise. Die Graugans gehört mehr den mäßigeren Strichen, als dem hohen Norden an; von Norwegen an erstreckt sich ihr Verbreitungsgebiet über ganz Europa und Asien, und der 45. Grad bildet die Grenze ihres Brutgebietes. In Deutschland erscheint sie als Zugvogel gegen Ende Februar und im März, ihr Zug wird in größerer Gesellschaft durchgeführt und gibt sich durch häufiges Geschrei kund; im Herbste zieht sie wieder weg. Bei uns in Süddeutschland brüten sie nicht, früher sollen sie häufiger vorgekommen sein; dagegen trifft man sie in den ausgedehnten Brüchen Nord- und Ostdeutschlands, in Pommern und Ostpreußen häufig an.

Die Graugans lebt monogamisch, die Ehe wird, so nimmt man an, fürs Leben geschlossen. Auf der Reise bildet die Schar ein nach hinten offenes Dreieck, an der Spitze soll gewöhnlich ein alter Gänserich streichen. Die Graugans hat recht guten Flug, der ausdauernd und ziemlich rasch ist; beim Aufstehen vernimmt man heftigen Flügelschlag, und das Niederlassen begleitet ein rauschendes Geräusch, wie das Brausen des Wassers. Als Locklaute vernimmt man ein ausgiebiges „Gahkahkah" oder „Gihkgack", im Zorne zischt dieselbe wie die Hausgans. Das ganze Gebaren der Graugans verrät scharfen Verstand, Vorsicht und Mißtrauen besonders gegen die Annäherung des Menschen, und man will beobachten, daß sie den Jäger von andern Personen wohl zu unterscheiden weiß. Mir will diese Eigenschaft, welche auch andern Wildgattungen beigelegt werden will, nicht einleuchten. Ich glaube eben, daß das harmlose Herannahen des Bauern oder Hirten das Wild weniger stutzig macht, als das gedeckte Schleichen und Anbirschen des Jägers; ich habe z. B. auch bei Rehen auf großen Moosflächen zur Genüge ausprobiert, daß man schleichend weniger ankommt, als wenn man laut und aufrecht gehend, sich harmlos benimmt.

Weidmännische Bezeichnungen. Größere Vereinigung wilder Gänse nennt man — Schar, geringere — Flug; die Glieder eines Geheckes, Junge und Alte, nennt man, solange die Familie zusammenhält — Kette; die durch Schwimmhäute verbundenen Zehen der Ständer werden wie bei allen Schwimmvögeln — Latschen oder Ruder genannt; die Begattung heißt — Treten; wenn die Jungen flugbar sind, heißt man sie — flügge.

Äsung. Die Äsung der Wildgänse besteht aus feinen Gräsern, Klee, Wasserpflanzen, Sämereien, auch Raps. Getreide äsen sie nur so lange, als es nicht in die Halme zu schießen beginnt; frisch angesäte Getreidefelder mögen sie durch Aufäsen der Körner wohl schädigen. Im Spätherbst und Winter bildet Wintersaat und Raps die Hauptnahrung, weshalb sie um diese Zeit meist auf den Saatfeldern einfallen und sich dort aufhalten.

Fortpflanzung. Die Graugänse kommen meist schon gepaart im Februar und März an, suchen dann auf Mösern und Teichen gut geschützte, vom Ufer weit entfernte Stellen als Nistplätze auf und beginnen das Nest zu bauen, das aus Schilf, Blättern, Binsen 2c., auch starkem Reisig besteht und innerhalb mit Federn ausgepolstert wird. Aeltere Weibchen legen 5—10, jüngere weniger Eier, die denjenigen unserer Hausgänse ganz ähnlich sind. Nach 27 oder 28 Tagen fallen die Jungen aus, welche in der Regel schon am zweiten Tage ins Wasser geführt und dort in Aufnahme der Nahrung unterrichtet werden. Des Abends geht die Brut ins Nest zurück und wird von der Mutter vor Kälte und Nässe geschützt. Während der Mauserung zieht sich die ganze Familie ins tiefste Gestrüpp oder Röhricht zurück, und bis diese vollendet ist, werden auch die Jungen flügge.

Jagd. Die Jagd auf Wildgänse ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft, denn wie schon angeführt, ist dieses Wild sehr vorsichtig und scheu, und kaum dürfte bei einer andern Wildgattung so viel Pulver und Blei nutzlos verschossen werden, als wie bei der Jagd auf Wildgänse. Man schießt gewöhnlich auf Geratewohl, auf die unsinnigsten Entfernungen, und wenn man auch recht groben Hagel schießt, durchdringt derselbe dann selten den dicken Federpolster mit genügender Durchschlagskraft; gute Kugelschützen mögen wohl im Sitzen bei der Gans einigen Erfolg haben, im Fluge aber ist unendlich schwer, die Kugel richtig anzubringen.

Unter solchen Umständen ist, wie gesagt, die Jagd mit großen Schwierigkeiten verbunden. Am meisten Erfolg wird man in Sümpfen und auf Teichen erzielen zu der Zeit, in der die Jungen beginnen flügge zu werden, d. h. zu der Zeit, in der sie sich wohl über den Wasserspiegel und das Geröhricht erheben, aber doch noch nicht zu weit streichen können. Es gehört nun große Aufmerksamkeit des Hegers dazu, den richtigen Augenblick, d. h. die richtigen Tage zur Jagd herauszufinden, denn kommt man zu früh, erheben sich die Jungen nicht, kommt man aber zu spät, streichen sie zu weit ab.

Eine weitere Methode, die Gänse ergiebiger zu bejagen, ist der Ansitz an den Strich- und Einfallplätzen. Hat man die Richtung des Striches vom Wasser zu den Einfallplätzen genügend ausgekundschaftet und auch die Zeit des Striches beobachtet, so kann man sich, falls Deckung vorhanden ist, hier anstellen und am Vorüberstreichen einige Schüsse anbringen. Auch durch Antreiben nach solchen Plätzen hat man schon Erfolge erzielt. Bei Nebel, Schneegestöber und an windigen Tagen wird der Erfolg ein besserer sein.

Findet sich am Einfallplatze oder in der Strichlinie nicht genügende Deckung, kann man sich auch durch Ausheben von Erdlöchern Schutz verschaffen. Selbst bei einiger Deckung durch Gestrüpp, Gräben und Erdhügel ist die Annäherung an eine Schar sehr zweifelhaft. Bei Schneelage kann man sich wohl etwas mit Überhängen von weißen Hemden helfen, es nützt aber auch nicht viel. Der Anstand am Wasser, wo die Gänse des Abends in der Dämmerung einfallen, um sich zu tränken, kann größeren Erfolg versprechen, wenn man den Ort gehörig ausgekundschaftet und an demselben einen gut deckenden Schirm angebracht hat.

Ich erinnere mich, daß wir in meiner Heimat an den Donaualtwassern und den denselben zufließenden warmen Bächen, an welchen wir den Entenfall sehr fleißig frequentierten, in strengen Wintern sehr häufig auf Gänse zu Schuß kamen, und in den ersten Jahren der Ausübung meiner Jägerpraxis gelang es mir als ganz jungem Bürschchen einmal, vier Gänse mit einem Schuß beim Entenabendfall zu strecken. Ich hatte, der Anleitung meines Vaters folgend, meinen Schuß auf die Köpfe und Krägen der Gänse abgegeben. Allerdings gab es in jener Zeit der vierziger Jahre noch mehr Gänse bei uns, und es scheint, daß mit Fortschreiten der Kultivierung unserer Sümpfe und Möser auch diese Wildgattung mehr verdrängt wurde und an Zahl abgenommen haben mag.

Was nun die weiteren Jagdarten durch Maskeraden, wie Tragen von Körben und Weiberkleidung, ebenso durch Vorschieben von Wischen oder Schildern in Form von Tierbildern betrifft, so mögen diese noch weit weniger Erfolg versprechen, als das Anfahren mit verblendeten Wägen und Schlitten.

Auf großen Teichen in Ostpreußen und in den Ostseeprovinzen, auch hin und wieder in Schlesien und Ungarn mögen Jagden, die gut vorbereitet und gut angelegt sind, größere Erfolge erzielen, wie uns ja die Berichte in den Fachblättern beweisen; bei uns in Mittel- und Süddeutschland beschränkt sich aber die Jagd auf Wildgänse meist nur auf zufällige Ergebnisse.

Was nun den Fang der Gänse betrifft, will ich von Schlingen und Garnen absehen und höchstens noch das Legen von Eisen erwähnen. Hievon kann man zweierlei anwenden, nämlich die Weberschen Eisen mit Abzugsbrocken und die Teller- oder Tritteisen. **Fang.**

Erstere versenkt man so tief, daß sie mit dem Boden gleich liegen, bedeckt dann das Eisen ca. 2 cm hoch mit Boden oder wenn Schneelage ist, mit Schnee und legt den Abzugsbissen (Rübe) recht leicht sichtbar auf. Vorherige Ankirrung durch aufgelegte Rüben mag zu sichererem Erfolge führen.

Um Tritt- oder Tellereisen anzuwenden, wird man gut thun, einige Tage vorher an der Fangstelle zu kirren, indem man Rüben, Kohlblätter 2c. auflegt. Findet man, daß der Fangplatz angenommen ist, so versenkt man die Tellereisen ca. 5 cm tief im Boden, bedeckt sie mit Boden, Kohlblättern oder Schnee und harrt dann der Dinge. Großen Erfolg wird man nicht erzielen, denn wenn sich eine Gans gefangen hat, wird nicht bloß die ganze Schar sofort abstreichen, sondern auch, wie es bei den Krähen der Fall ist, der Platz auf längere Zeit gemieden werden.

Die Nutzung der Wildgänse beschränkt sich hauptsächlich auf Gewinnung der Federn; das Wildbret selbst ist wohl von jungen Gänsen gut und brauchbar, von alten aber zähe, hart wie Stiefelsohlen und kann nur durch besondere Zubereitungen genießbar gemacht werden. Zur Zeit des Flüggewerdens geben allerdings junge Gänse einen guten Braten. **Nutzung.**

4. Wildenten.

Systematisches.



Die Wildenten, welche in ein und dieselbe Reihe, Ordnung und Familie wie die Wildgänse gehören, bilden die 9.—12. Sippe dieser Einteilung und mögen durch etwa 26 Arten vertreten sein, die sich einesteils von den Gänsen hauptsächlich durch die niederen Füße, andernteils von den Schwänen durch den kurzen Hals unterscheiden.

Für uns ist zunächst die Stockente von größter Wichtigkeit, denn sie hat die größte Verbreitung und von ihr leitet man auch die Abstammung unserer zahmen Hausenten ab. Aber auch als Jagdobjekt spielt die Stockente eine große Rolle; zunächst bietet die Mannigfaltigkeit und der Reiz der Enten-Jagd großes Vergnügen, und wenn sie auch mehr Stand- und Strichvogel, als Zugvogel ist, so wird sie doch mehr oder minder stets als gute Beute zur Bereicherung der Jagdkasse betrachtet.

Obgleich die Veränderung unserer Kulturverhältnisse durch Austrocknung und Kultivierung von Sümpfen und Mooren, ferner die intensivere Ausnützung dieser Flächen und auch die zu starke Verfolgung in manchen Gegenden durch die Entenfänge ꝛc. eine bedeutende Abnahme dieses schönen und nützlichen Wildes hervorgerufen hat, so zwar, daß in manchen Gegenden die Enten ganz verschwunden sind, so gibt es doch wieder Länderstriche, in welchen die Entenjagd mäßig, in andern sogar sehr ergiebig sein kann. Meine alte Leidenschaft für die Reize der Entenjagd, die ich von frühester Jugend an mit besonderer Vorliebe ausübte, veranlaßt mich neben der Wichtigkeit der Sache, das Kapitel der Wildenten einer breiteren Behandlung zu unterziehen, als vielleicht mancher Bruder in Huberto neueren Datums für nötig finden könnte. Ich werde daher die Stockente als Hauptgegenstand, andere bei uns nur sporadisch vorkommenden Arten aber nur kursorisch behandeln.

Naturgeschichtliches.

1) Die Stockente — anas boschas, März-, Gras-, Busch-, Moosente, schlechthin Wildente genannt, hat folgende Kennzeichen: Der Schnabel ist schmutzig gelbgrün, der Spiegel glänzend blaugrün mit violettem Metallglanze, oben und unten schwarz, dann weiß begränzt; die Zahl der Schwanzfedern, gewöhnlich 16—20, ist veränderlich. Ihre Erscheinung ist etwas geringer als die der Hausente, die Länge beträgt 52 cm, die Flugweite 86—90 cm, die Schwanzlänge 9 cm, das Gewicht ca. $2^1/_2$ Pfund; die weibliche Ente ist gewöhnlich schwächer.

Obgleich das Gefieder der Stockente so allgemein bekannt ist, daß ich dasselbe gänzlich zu beschreiben unterlassen kann, möchte ich doch auf einige Hauptpunkte hinweisen. Der schön grünschwarze Kopf und Hals mit Metallschimmer beim Enterich hat in der Mitte des Halses einen weißen Ring; der ganze Kropf ist schön kastanienbraun und verläuft sanft in das Lichtgraue der Brust und des Bauches. Der graue Flügel hat in der Mitte großen blauschimmernden Spiegel, welcher oben und unten schwarz eingefaßt ist und durch weiße Streifen abgegrenzt wird. Die mittleren Schwanzfedern sind tiefschwarz und weiß eingefaßt; auf dem Bürzel trägt der alte Enterich zwei Paare spiralförmig aufgerollte Ringelfederchen, junge Entvögel haben in der Regel nur ein Paar. Die Latschen, mit etwas schwärzlicher Schwimmhaut versehen, sind bei alten Enten tief orangegelb, schön leuchtend, bei jüngeren Enten heller orange, bei ganz jungen mehr braungelb.

Das alte Weibchen ist lichtbraun gefärbt, mit dunkleren Flecken, Schaftstrichen und Federrändern, der Spiegel ist etwas matter als wie beim Erpel, der Schnabel mehr rötlich, Brust und Bauch sind fleischfarbig, mit braunen Flammen gezeichnet. Die jungen Enten gleichen vor der ersten Mauser ohne Unterschied des Geschlechtes der weiblichen Ente, nur sind die Latschen etwas heller und matter rot und der Schnabel olivengrün; nach der ersten Mauser zeigt sich im Gefieder erst der Geschlechtsunterschied, aber Ende Oktober sind die jungen Entvögel erst völlig ausgefiedert. — Naturforscher wollen

einige Varietäten der Stockente in Größe und Färbung annehmen und erwähnen auch reinweiße Stockenten, eine Färbung, die bei allen Wildgattungen ja vorkommt.

Weidmännische Bezeichnungen. Die männliche Stockente heißt — Entvogel, Enterich, Erpel; die weibliche schlechthin — Ente; ein mit Eiern belegtes Nest wird — Gelege genannt; jungen Enten unter Führung der Alten bilden das — Geheck, Schoof; die gesellige Vereinigung größerer Anzahl von Enten heißt — Flug, Schaar, auch Kette, besonders solange die Familie noch vereinigt ist. Wenn zu Anfang der Paarzeit mehrere Entvögel der voranfliegenden Ente in gerader Reihe folgen, sagt man — sie reihen; die Begattung nennt man — züchten. Ständer und die mit Schwimmhäuten verbundenen Zehen heißt man — Latschen oder Ruder; die Enten — fallen ins Wasser oder auf Saatfelder ein, daher Ort und Zeit, an denen dies stattfindet — Entenfall genannt wird. Die Ente zieht, streicht; die Enten — stürzen, wenn sie wie die zahmen mit dem Körper so ins Wasser tauchen, daß nur mehr der Steiß sichtbar wird.

Verbreitung, Aufenthalt und Lebensweise. Die Stockente hat, wie schon erwähnt, eine sehr große Verbreitung und kommt auf der nördlichen Erdhälfte überall sehr zahlreich vor, wo sie die ihr zusagende Ruhe, Lebensbedingungen und nicht zu übermäßige Verfolgung findet, bewohnt also ganz Europa, Asien, Amerika bis Mexiko und auch Nordafrika; sie ist bei uns Stand-, Brut- und Strichvogel.

Die Stockenten überwintern bei uns, suchen jedoch im Oktober und November von nördlicheren Lagen aus mildere Gebiete auf, gehen bis Italien, Spanien und Griechenland, selten nach Nordafrika. Daher kommt es, daß man während des Winters außer unseren Standenten sehr viele Zugenten antrifft, ja auf italienischen, spanischen, griechischen Seen, besonders wenn strenger Winter unsere süddeutschen Seen mit dichter Eiskruste überzogen hat, tausende von Enten verschiedenster Gattung finden kann. Im Februar und März beginnt der Rückzug nach Norden. Der Zug wird meist in größeren Flügen während der Nacht vollzogen, doch kann man solche in strengen Wintern auch bei Tage sehen, die gewöhnlich in schiefer Linie oder im Dreieck ziehend über das Land hinwegstreichen. Die Spitze des Dreieckes soll in der Regel ein alter Entvogel bilden.

Ihren Aufenthalt wählt die Wildente am liebsten auf schilfreichen Seen, Teichen, Altwassern und in Brüchen. Gewässer von Wald, Gebüsch und Sumpfpflanzen umgeben, welche in der Mitte freies Wasser haben, behagen ihr besonders gut. Von hier aus zieht die Wildente besonders des Abends und Morgens in der Dämmerung nach kleineren Gewässern, Bächen, Gräben, Quellwassern, sogar nach den Getreidefeldern, um Nahrung aufzunehmen. Hat der Winter erstgenannte Gewässer mit Eis bedeckt, sammeln sich die Enten in größeren Scharen auf den offenen Flüssen, wo sie sich tagsüber herumtummeln, um dann gegen Abend in warmen Quellen und Bächen, die nicht einfrieren, der Nahrung halber einzufallen.

Nicht selten unternehmen die Enten Wanderungen zu Fuß über Feldflächen oder durch Waldteile von einem Gewässer nach dem andern und dies kommt am meisten während jener Zeit vor, in der die Brut noch nicht flügge ist, oder bei den Alten die Mauserung beginnt.

Wesen und Gewohnheiten zeigen die Wildenten wie ihre Stammesgenossen oder Abkömmlinge, unsere zahmen Hausenten. Die Wildenten fliegen sehr gut, erheben sich leichter und rascher aus dem Wasser als die zahmen Enten; sie tauchen, schwimmen sehr gut und schnattern wie diese. Die Stimme ist das bekannte „Quack" des Weibchens, das dumpfere und rauhere „Quäck" des Enterichs und das lockende „wack, wack"; im erschreckten Zustande stößt die Wildente ihr bekanntes „rätsch-rätsch" aus.

Die Sinne sind sehr scharf, die geistigen Fähigkeiten hoch entwickelt, infolgedessen die Wildente stets äußerst vorsichtig, schlau und scheu ist, so daß ihr ein Feind nicht leicht nahen kann.

Die Ente vernimmt ungemein scharf, äugt sehr gut und wenn es auch von mancher Seite bestritten werden will, windet auch gut. Gerade über letzteren Punkt sind die Ansichten etwas geteilt, aber es sind Beweise gesammelt, welche mit Sicherheit darthun, daß die Ente gut windet. Ich selbst habe mich zum öfteren davon überzeugt; am meisten beim Anstand auf dem Falle.

War der Wind gut, d. h. zog er vom Wasser hinweg oder von der Richtung ab, in der die Enten anstrichen, so fielen sie anstandslos ein, ist aber das Gegenteil vorhanden gewesen, strichen sie über den

Schirm und Platz pfeifend hinweg und fielen nicht ein. Ja sehr häufig kam es mir vor, daß bei ungünstigem Winde die Enten einfielen, kurze Zeit wie gewöhnlich sicherten und dann sich rasch wieder erhoben und wegstrichen, ohne daß ein anderer Grund angenommen werden konnte, als das Aufnehmen des Windes.

Außer dieser Beobachtung vieler erfahrener Entenjäger hat sich auch unser verdienstvoller Ornithologe und Naturforscher weiland Pfarrer Jäckel in Windsheim, welcher kein ausübender Jäger war, von der Richtigkeit der Sache überzeugt und als Forscher Versuche über diesen Gegenstand angestellt, welche ihn zu der entschiedenen Annahme bestimmten, daß die Wildente recht gut winde, wenn auch dieser Sinn unter den hochentwickelten andern etwas zurückstehe.

Fortpflanzung. Zu Ende des Monat Februar beginnen die Enten zu reihen und sich zu paaren; das Paar hält sich enge zusammen, wenn auch die heftige Brunft des Entvogel Veranlassung zu Überschreitungen der ehelichen Treue gibt. Unter großem Spektakel, Schwimmkünsten und Geschrei findet die Begattung stets auf dem Wasser statt. Später dann sucht sich die Ente einen passenden Platz für das Nest aus. Dasselbe ist sehr einfach angelegt, bildet eine Vertiefung aus trockenen Stengeln, Binsen, Schilf, Gras und Laub und wird meist an buschreichen Ufern unter Weiden, Erlen, auch im Schilf, Rohr oder in Grasflächen angelegt, nicht selten auf, aus der Wasserfläche emporstehenden Binsenhoppen. Diese Anlage ist oft sehr ungünstig, denn ist trockenes Frühjahr und der Wasserstand ein sehr niedriger und weit zurückgegangener, so kann bei späteren Regengüssen, beim Steigen des Wassers oder bei Überschwemmungen manches Gelege zu Grunde gehen, denn die Ente brütet mit Vorliebe sehr nahe am Wasserrand.

Außerdem hat man aber auch schon die Beobachtung gemacht, daß Wildenten ihr Gelege auf die in unsern Mösern bekannten Streuhaufen hinauf verlegten oder in bebuschten Brüchen auf Weidenstrunke (Felber) anbrachten, doch sind das seltenere Fälle. Man will annehmen, daß diese Vorsicht von der Ente gebraucht werde, um während des Brütegeschäftes vor dem heißblütigen Erpel mehr Ruhe zu haben als in der Nähe des Gewässers.

Das Gelege besteht aus acht bis sechzehn schmutzigweißen, ins Olivengrün spielenden Eiern in der Größe der Hausenteneier, welche in ca. 26 Tagen mit großer Hingebung der Ente ausgebrütet werden. Verläßt die Ente das Nest, so deckt sie es meist mit ausgerupften Dunen, mit Laub u. dergl. zu und verteidigt auch dasselbe tapfer gegen die Nesträuber.

Sofort nach dem Ausschlüpfen trachten die Jungen ins seichte Wasser zu kommen. Man ist im Zweifel, ob die Ente ihre Jungen, falls sich das Nest auf einem erhöhten Punkte, wie Baumstrünken oder Streuhaufen, befindet, von dort im Schnabel herabtrage oder ob die Jungen selbst herabkollern. Da aber analoge Fälle bei Schnepfen und anderem Wilde schon beobachtet wurden, möge auch hier diese Annahme gestattet sein. — Kurz gesagt, die Jungen halten sich in der ersten Zeit ihres Daseins in Schilf und Wasserpflanzen versteckt auf und die niedlichen, pipsenden Dingerchen sehen in ihrem dunkelgelben Dunenkleide mit dem fleischfarbigen breiten Schnabel allerliebst aus und schwimmen vorzüglich. Erst wenn sich die Flugwerkzeuge zu entwickeln beginnen, zeigt sich das Geheck auf dem freien Wasser. Die jungen Enten entwickeln sich sehr rasch, denn schon nach 6 Wochen sind sie bereits flügge.

Der Papa Enterich gibt sich aber, während die Ente brütet und das Geheck führt, einem sehr leichtfertigen Lebenswandel hin; kann er nicht Liebesverhältnisse mit andern Entenweibchen anknüpfen, so lungert er doch, unbekümmert um die Brut, mit seinesgleichen herum und fängt dann bald an, sich zu vermausern; da auch die Vermauserung bei den Jungen beginnt, so vereinigt sich die ganze Gesellschaft in tiefer Verborgenheit.

Da wo Gehecke ausgekommen sind und Mauserenten zusammenleben, kann man am Wasserrande die Aussteigstellen finden, und von hier aus führen durch Schilf, Gras, Getreide, Kleefelder, Wiesenflächen ganze Gänge nach benachbarten Gewässern oder nach den Getreidefeldern zu. — Wer nach Entengehecken sucht, kann durch diese Steige auf das Vorhandensein dieser oder jener Kette aufmerksam werden.

Wie weit oft ein Geheck in den Wald oder die Flur hineinwandert, habe ich mich im vorigen Jahre wieder überzeugt. Als ich den Eisenbahndamm entlang am Waldsaume zur Abendbirsche ging,

beobachtete ich eine Ente mit 9 Jungen, wie sie die beiden Gräben, den Eisenbahndamm und die Schienen überschritt; die Bahnlinie ging hier mitten durch den Wald. Das nächste Gewässer, das Würmflüßchen, ist mehr als eine Viertelstunde hier vom Orte der Beobachtung entfernt und im dortigen Forste und darüber hinaus ist weit und breit kein Gewässer. Es mußte sonach diese Wanderung eine reine Landexkursion gewesen sein.

Die Stockente ist, wie auch die Hausenten beweisen, ein sehr gefräßiger Vogel, ein Allesfresser, der Blätter, Gräser, Saaten, Sumpfpflanzen ebenso gern annimmt, wie Getreidekörner, Sämereien, Knollengewächse, und nebenbei Würmer, Lurche, Insekten, Käfer, Fischlaich, Fleisch u. dergl. frißt, solange er etwas findet. Durch Verzehren des Fischlaiches mögen auf vielen Gewässern die Enten auch der Fischerei schädlich werden, denn auch kleine Fische suchen sie nach Möglichkeit zu verschlingen. Äsung.

Wie bei allen Bodenbrütern sind auch die Gelege der Wildenten sehr der Beraubung durch die bekannten Nesträuber ausgesetzt. Ich zähle darunter Füchse, Fischotter, Marder, Iltis, Wiesel, Igel und auch den harmlosen Meister Grimbart, den Dachs, der großer Freund von Eierspeisen ist. Auch die Weihen, namentlich die Rostweihe, werden auf unsern großen Moosflächen, wo weniger Gestrüppe und Deckung vorhanden ist, den Entengelegen sehr gefährlich. Feinde.

Außer diesen Feinden der Gelege werden auch Fuchs, Fischotter, Marder, dann alle größeren Falkenarten, ferner Seeadler und vor allen der Habicht den alten Enten gefährlich. Die Ente, ein kluger Vogel, weiß sich auch gegen die verschiedenen Feinde auf verschiedene Arten zu schützen. Naht ein Falke, wird getaucht, naht ein Seeadler, erhebt sich alles und fliegt unruhig am Wasser hin und her, denn letzterer schlägt nicht im Fluge und ersterer ist gerade für die streichende Ente am gefährlichsten.

Gegen den Habicht aber sucht sich die Ente im Geröhricht zu verbergen, denn er schlägt sowohl im Sitzen wie im Fliegen mit Vehemenz und Erfolg. Der schlimmste Feind jedoch ist und bleibt immer der Mensch — darum sei auch für ihn speziell der nächste Abschnitt bemerkenswert — die Hege.

Man glaubt gewöhnlich, da die Ente auch Zugvogel ist, eine besondere Hege nicht eintreten lassen zu müssen; das ist aber falsch, denn die Ente ist bei uns Stand- und Strichvogel und bei richtiger Schonung und Hege kann man sich eine bleibend gute Entenjagd sichern, die sich umso besser lohnt, als sich zur Zugzeit zu den Standenten eine Menge Zugenten gesellen. Was kann aber der Jäger zur Hege seines Entenstandes thun? Es ist hier, wie beim Hasen, die Hege mehr nur eine passive als eine aktive. Hege.

Um die Standenten sich zu erhalten, muß die Frühjahrs- und Sommerjagd mit gewisser Mäßigung betrieben und dürfen die Standorte nicht zu oft und zu verheerend beunruhigt werden.

Vor allem ist zu jeder Zeit möglichste Schonung der weiblichen Enten anzuempfehlen. Unser Jagdgesetz hat ja für die Enten an und für sich schon eine Schon- oder Hegezeit vom 1. März bis inkl. 30. Juni vorgesehen. Da aber Ende Februar die Enten schon reihen, mögen in dieser und der Zugzeit namentlich bei der Birsche die weiblichen Enten so viel als möglich geschont und nur die Erpel aufs Korn genommen werden, was ja nicht sehr schwierig ist, indem man auf Schußweite die beiden Geschlechter sehr leicht an der Verschiedenheit des Gefieders erkennen kann. Jede geschonte Entin lohnt sich zehnfach bei der Sommerjagd, und nicht genug kann man darauf sehen, sich so viel als möglich Gehecke heranzuziehen.

Ein weiterer Hauptpunkt der Hege soll sein, daß man die Brüteplätze so viel als möglich intakt sich erhält. Man kaufe das Schilf, um es stehen zu lassen und die Beunruhigung durch Gewinnung desselben hintanzuhalten. Der geringe Kostenpunkt lohnt sich später reichlich durch den größeren Anfall von erlegten Enten, die immerhin (2 Mark pro Stück) eine schöne Einnahme bilden.

Weiter kann man auch die Enten durch geeignete Vorlagen das ganze Jahr über ankirren. Aussaat von Eicheln, Gerstenkörnern, Mais, Malzkeimen, Abschöpfgerste u. dergl. am Ufer der Gewässer oder an seichten Stellen, wo die Ente zukann, thut herrliche Dienste. Selbstverständlich ist die Ausrottung und Fernhaltung alles Raubzeuges, das unter den Feinden erwähnt ist, Hauptgegenstand. — Weitere Anhaltspunkte zur Hege werde ich bei Gelegenheit des Abschnittes von Jagd und Fang einfließen lassen.

Jagd. Die Jagd auf Wildenten wird ausgeübt:

a) durch die Sommerjagd auf halbflügge und Mauserenten;

b) durch Birsche oder Beschleichen;

c) durch Anstand.

a) Die Sommerjagd. Jeder Jäger, welcher Gewässer und Brüche für den Entenstand zur Verfügung hat, wird sich das Frühjahr über zu vergewissern trachten, ob er an geeigneten Stellen Paare und Bruten hat. Von Juni an, je nachdem das Früjahr und die Legezeit früher oder später eintritt, muß er, ohne Störung zu verursachen, sich von dem Wachstum der Gehecke und deren Standort stets überzeugt halten, damit er genau berechnen kann, wann die günstigste Zeit zur Abhaltung einer größeren Jagd eingetreten sei. Es ist nicht gut, die jungen Enten zu frühe abzuschießen, weil sie nicht gut im Wildbret sind; schlimmer jedoch ist es, wenn man den richtigen Augenblick verpaßt und die Enten schon so flügge sind, daß sie beim ersten Schuß aufstieben und das Weite suchen. Ebenso ungünstig ist, wenn man die Hauptjagd erst über die erste Flüggezeit hinausverlegt und dieselbe abhält, wenn die Mauserung eingetreten ist, denn in diesem Falle halten sich die Enten sehr verborgen, und die Resultate werden in der Regel geringer ausfallen. Wie gesagt, ist die beste Zeit, wenn die jungen Enten so flügge sind, daß sie sich kurz über das Wasser erheben, rasch wieder einfallen und nicht weit streichen; diese Zeit ist knapp, und ein paar Tage früher oder später kann ein günstiges Resultat sehr in Frage stellen. Sollte man den richtigen Moment verpaßt haben, dann ist es freilich besser, mit der Jagd zu warten, bis die Mauserung eingetreten ist, denn diese Zeit ist für den Ertrag einer Jagd immerhin noch günstiger, als wenn die Kette nach dem ersten Schuß aufsteht und das Weite sucht.

Zur Jagd auf junge Enten sind schon im Juni die Vorbereitungen zu treffen. An geeigneten Stellen der Ufer des Teiches, Sees oder Gewässers sind für die zu verwendende Anzahl von Schützen gute Schirme aus Schilf oder Reisig zu errichten. Vor dem Schirm ist eine oder zwei strahlenförmig durch das Schilf oder Gestrüpp bis ins freie Wasser hinausführende Gasse in der Breite von 2—3 m zu schneiden, die bei der Jagd dem dort postierten Schützen genügende Ausschußfläche bietet, wenn die Enten auf dem Wasser durch die Gasse rinnen. Sind die Ufer ungünstig oder das Schilf vom Lande aus bis zur offenen Wasserfläche zu breit, so können auch Schützen statt am Ufer, in Kähnen an die Gassen postiert werden.

Wenn nun alle Schützenstände besetzt sind, dann wird die Treiberwehr angelegt. Für die Treiber und die unter dieselben eingeteilten Jäger ist die Entenjagd eine beschwerliche Arbeit. Diese Leute müssen meist im Wasser gehend und sogar oft sehr tief arbeiten, sich durch Schling- und Wasserpflanzen, Schlamm 2c. hindurcharbeiten oder mit Kähnen sich durch das Schilf hindurchzwängen. Wenn das Schilf hoch ist, müssen sie darauf bedacht sein, stets gute Linie zu halten, was durch Zurufe, Pfeifen u. dergl. bewerkstelligt werden kann.

Als Vorsicht wegen des Schießens sind lange Stangen mit Wisch oder Fähnchen an der Spitze zu empfehlen, welche über das Schilf hinausragen, von den Treibern getragen werden und den jeweiligen Standort der Treiber anzeigen.

Von seiten der Schützen ist größte Vorsicht zu beachten. Man soll im Fluge nicht zu niedrig schießen wegen des Rikoschettierens der Schrote auf der Wasserfläche. Der Schütze darf niemals nach der Richtung Feuer geben, in welcher die Treiber anrücken, oder wenn sie vorbei sind, in welcher sie stehen; ebenso dürfen die in der Treiberkette eingeteilten Jäger nur nach rückwärts und nie in der Richtung der besetzten Schützenstände Feuer geben.

Werden Hunde in Gebrauch genommen, was sich während der Mauserzeit sehr empfiehlt, so haben die Schützen größte Sorgfalt beim Schuß anzuwenden und niemals Feuer zu geben, bevor sie sich nicht bestimmt überzeugt haben, daß der das Schilf bewegende Gegenstand wirklich eine Ente und nicht der Kopf des meist schwimmenden Hundes sei.

Geht nun die Treiberkette vor, so kommen gewöhnlich die Ketten angeschwommen und rinnen durch die ausgeschnittene Gasse. Zuerst bemerkt man schon die Bewegung im Schilfe — man mache sich dann schußfertig — voran rinnt gewöhnlich die alte Ente — diese schone man nach Möglichkeit

und gebe erst Feuer, wenn die Jungen durchrinnen. Erlegte oder angeschossene Enten lasse man ruhig im Wasser liegen, bis der Trieb vorüber ist; einesteils werden die erlegten Enten von den anrückenden Treibern aufgenommen, anderenteils nach dem Trieb die angeschossenen durch Hunde gesucht und apportiert.

Sehr gerne nehmen angeschossene Enten das Ufer an, rudern an einlaufenden Gräben hinaus und gehen auf das Land, wo sie sich im Gras und Gestrüpp zu bergen suchen.

Leicht angeschossene Enten tauchen auch gerne vor dem Hunde und da tritt der Fall ein, der stets zu Kontroversen in der Jägerwelt führt, nämlich das sogenannte „Verbeißen" der angeschossenen Enten unter Wasser. Ich kann mich nicht der Ansicht anschließen, daß eine Ente taucht, sich mit dem Schnabel festhält und in diesem Zustande gewissermaßen einen Selbstmord begehen soll. Diese landläufige Annahme beruht meiner Ansicht nach auf ungenügend beobachteten Umständen. Eine angeschossene Ente taucht gerne im deckungslosen, freien Gewässer, wird unter Wasser nach der Richtung hinrinnen, wo sie Deckung findet, sei es durch überhängendes Ufer, durch Gestrüpp, Wurzeln, Sumpfpflanzen, Schilf 2c.; lange hält es der Vogel unter Wasser nicht aus, er wird unter Benützung der Deckung auftauchen und Schnabel und Köpfchen über Wasser halten, um dann bei nahender Gefahr sofort wieder zu tauchen und an anderer Stelle an die Oberfläche zu kommen.

Ich habe diese Gewohnheit des schlauen Vogels schon unzähligemal beobachtet, und da in vielen Fällen das Köpfchen nicht gesehen wird, die Ente endlich Land oder guten Schutz gewinnt, vom Hunde nicht mehr gefunden wird, so glaubt mancher Bruder in Huberto, die Ente habe sich unter Wasser verbissen.

Sollte nun wirklich die Ente sich so verbeißen können, daß beim Festhalten eines genügenden Gegenstandes der Schnabel so geschlossen wäre, um den schweren Vogel festzuhalten und so, daß kein Wasser in den Schnabel eindringen kann, so müßte doch im Todeskampf und im Moment des Verendens der Schnabel auslassen und die Ente dann verendet an die Oberfläche des Wassers kommen.

Die gläubigen Anhänger des Verbeißens wissen sich aber auch darüber hinwegzuhelfen, indem sie den Starrkrampf als Auskunftsmittel herbeiziehen, welcher bei der Ente das Festhalten und nicht Emporkommen bewirken soll. Ich kann mich jedoch trotz dieser Argumente nicht zum Gläubiger dieser Theorie bekennen, und überlasse es dem freundlichen Leser, sich selbst die Sache nach Gutdünken klarzumachen.

Wenn beim Treiben einzelne alte Enten unruhig auf- und hin- und herflattern, dann unterlasse man schon gleich den Schuß, denn in der Regel haben solche Enten ein noch sehr junges Geheck, das der Führung der Alten äußerst bedürftig ist. Überhaupt muß in allen Fällen der Jäger stets das Objekt erst betrachten, auf das er Feuer gibt, und nicht auf zu kleine Enten schießen; man soll sich Mühe geben zu sehen, ob die jungen Enten den weißen Spiegel schon haben; ist das nicht der Fall, sind sie in der Regel noch zu klein zum Beschießen. Es gibt aber recht schußhitzige Herren, welche auf alles, was sich regt, krumm machen, und so kommt es ja, daß nicht selten ein Beeren suchendes Weib oder die Jagdtasche des Kameraden, die mit Rehläufen ausstaffiert ist, mit Hagel bedacht werden — kein wirklich verständiger Jäger wird auf einen Gegenstand Feuer geben, den er nicht genau als jagdbares Objekt angesprochen hat — unser Herrgott hat aber verschiedene Kostgänger und darum sei diese Mahnung so oft als möglich angebracht!

Bei größeren Treiben auf Enten ist es nicht ratsam, die Hunde zum Treiben mit zu verwenden, denn die Arbeit ist sehr aufreibend, und nach dem Triebe hat der Hund zum Aufsuchen angeschossener Enten noch Arbeit genug. Die Hunde werden auch durch derartige Arbeit stark mitgenommen, indem sie der längere Aufenthalt im Wasser sehr anstrengt, und Nase und Augen durch scharfe Schilfgräser oft recht heftig verletzt werden. Anders ist es wohl bei der Einzelnjagd, und da ist auch der Hund der Gefahr des Anschießens nicht so sehr ausgesetzt.

Daß man zur Entenjagd ein Gewehr führe, welches nicht bloß gut deckt, sondern auch guten Durchschlag hat, ist wohl selbstverständlich, denn die im Wasser schwimmende Ente bietet nur kleines Treffen, und die ausgewachsenen Enten sind zählebige Vögel, welche kräftigen Durchschlag brauchen. Auf junge Enten möge Korn Nr. 4 oder 5 der neueren Einteilung in Verwendung genommen werden, denn zu feines Korn durchdringt das nasse Gefieder nicht mit der gehörigen Kraft.

Schließlich habe ich noch zu erwähnen, daß man nicht immer die genügende Anzahl von Schützen auf großen Gewässern zur Verfügung haben mag. In solchen Fällen besetzen die vorhandenen Schützen

die zunächst des Anfanges liegenden Gassen. Ist die Treiberlinie nahe genug herangerückt, so daß man annehmen darf, daß keine Enten mehr zunächst vor ihr liegen, so greifen die ersten Schützen vor und besetzen die weiter vorwärts liegenden Gassen, was auch beim Triebe in umgekehrter Richtung, falls das nötig werden sollte, wieder geschehen mag.

Wenn die Vermauserung der Enten vorüber ist, dann ist eine auf obige Art geschilderte Treibjagd wohl nicht mehr am Platze; man wird dabei weiter kommen, wenn ein Jäger am Ufer mit gutem Hunde birscht und die übrigen sich in ein oder zwei Kähnen durch das Schilf so geräuschlos als möglich hindurcharbeiten und dann auf die aufstehenden Enten Feuer geben.

Hiemit komme ich zur zweiten Jagdart:

b) Das Beschleichen oder Birschen — während der Sommermonate — wird, wenn der Jäger von einem fleißigen Hunde begleitet ist, an schilfreichen, Deckung gewährenden Gewässern stets zu mäßigen Erfolgen führen. Bei dieser Jagdart ist aber die Führung gröberen Schrotes zu empfehlen und möchte ich zu Nr. 2 oder 3 raten, denn die nunmehr ausgewachsenen Enten verlangen einen kräftigen, gut durchschlagenden Schuß. Eine derartige Birsche lohnt sich am ehesten um die Mittagszeit.

Vom Monat Oktober an liegen die Enten schon untertags in größeren Scharen auf Blänken oder Sandbänken größerer Gewässer. Hier ist nun selbstverständlich die Annäherung sehr schwierig. Man kann aber mit dem Schießpferd oder dem Wisch, wenn man gut damit zu operieren versteht, auf Schußweite ankommen, wenn andere Deckung nicht mehr möglich ist, oder auch hin und wieder einen wohlgezielten Büchsenschuß anbringen.

Auf unseren Mösern der Münchener Hochebene, in denen sich sehr viele Wassergräben, Tümpel, Torfstiche, Bäche befinden, gestaltet sich die Entenbirsche als eine äußerst interessante Jagdart, die sich dort vom Monat Juli an bis zum Schluß der Schußzeit stets ausüben läßt und mir schon viel Vergnügen Jahre hindurch bereitet hat. Die Jagd ist allerdings anstrengend, aber ein passionierter Jäger frägt nie darnach, ob er sich plagen muß oder nicht, sondern nur, auf welche Weise er am besten sein Streben erreichen kann. Keine Jagd ist interessanter als eine solche Moosbirsche im Sommer und Herbst. Die Mannigfaltigkeit des Wildes — Enten, Spielgeflügel, Rebhühner, Fasanen, Moosschnepfen und sonstiges Moosgeflügel, Hasen, ja sogar nicht selten ein guter Rehbock oder gar der Schlaumeier Meister Reineke haben uns die Anstrengungen des Tages oft versüßt und sind schon wert, daß mancher Schweißtropfen über die Stirne rinnt.

Bei der mannigfaltigen Deckung und Bodenbeschaffenheit des Mooses ist auch das Ankommen an alle genannten Wildarten oft ein sehr leichtes, und reich mit Beute beladen zog ich gar oft nach Hause. Man darf sich's aber nicht verdrießen lassen, wenn man manchmal in den Sumpf einsinkt, daß Schlamm und Wasser in die langen Stiefel eindringt. Wir bedienen uns in der Regel bei dieser Jagd auch nicht der Stiefel, denn bei der sehr schwierigen Beschaffenheit des Bodens ermüdet man mit den langen Stiefeln nur zu bald. Besser eignen sich alte Schuhe, in welchen das Wasser aus- und einläuft. Hat man dann im Rucksack nach Schluß der Jagd ein paar gute trockene Strümpfe und Hosen in Reserve, so ist die Unannehmlichkeit bald wieder ausgeglichen.

Nicht selten passierte mir bei solchen Jagden, daß ich mich gänzlich verschossen hatte und nun unfreiwillig den Heimweg antreten mußte, und das war in einer Zeit, wo man noch den Vorderlader führte, wo man Pulver und Schrotreserve im Rucksack nach Belieben mit sich schleppen konnte; in der Mittagspause wurde sogar der stark angebrandete Zwilling am nächsten besten Wassertümpel ausgewaschen, um neuerdings drauf losknallen zu können.

Heutzutage, wenn auch unsere Möser immer noch interessante Jagdgebiete sind, beherbergen sie doch infolge der fortschreitenden Austrocknung und Kultur nicht mehr diese Mannigfaltigkeit und reiche Zahl an verschiedenem Moosgeflügel.

Ist nun der Winter ins Land gezogen, dann ändert sich auch die Entenbirsche, und man kann oft am Vormittage recht gute Resultate erzielen. Die Enten lagern dann an lustig fließenden Gewässern, die nicht einfrieren, ebenso in warmen Quellen und Bächen, und da gibt es durch hohe Uferränder, Gestrüpp ꝛc. immer Deckungsmöglichkeit; besonders aber lohnt sich die Birsche, wenn frischer Schnee

liegt, der noch keinen Harst hat und nicht kracht. Auch bei Wind und Schneegestöber ist die Birsche gut auszuführen. Immerhin aber hat der Jäger bei der Birsche, wie ich schon eingangs erwähnt habe, auf guten Wind sein Augenmerk zu richten.

Das Anschleichen an jene Stellen, wo Enten liegen, hat viele Schwierigkeiten, besonders wenn keine Deckungen da sind und die Ufer nicht hohen Rand haben, die Enten werden den anschleichenden Jäger bald gewahr werden und aufstehen, wenn sie nicht schon das Geräusch des Annäherns vernommen oder Wind bekommen haben. Ist aber der Uferrand hoch oder hat man einige Deckung, ist es gut unter Benützung dieser Hilfsmittel so geräuschlos als möglich vorzurücken, wenn man aber dann nahe an das Wasser gekommen ist, soll man nicht mehr lange zögern, sondern mit raschem Sprunge vorrücken; oft gelingt dieses Manöver so gut, daß man die Enten fast noch im Wasser überrascht und so seine beiden Schüsse recht wirkungsvoll abgeben kann. Wenn die Möglichkeit gegeben, soll man die Enten stets so anbirschen, daß man die Sonne hinter sich oder seitwärts hat, damit die aufstehenden Enten nicht in die Richtung der Sonnenstrahlen kommen und so der Schuß durch die Blendung dem Schützen sehr erschwert wird.

Beim Schusse auf aufstehende Enten selbst, beachte man sehr die Regel, wie beim aufstehenden, resp. steigenden Fasan, daß man womöglich erst den Schuß abgibt, wenn der Vogel die Höhe erreicht hat und horizontal weiterstreicht, weil man auf diese Weise sichereren Schuß hat; außerdem aber, sollte der Schuß noch während des Steigens abgegeben werden müssen, beachte man, daß man nicht zu kurz darunter hinwegschießt. Es ist aber immer ein kritischer Schuß, denn will man den steigenden Vogel nicht unterschießen, muß man ihn gewissermaßen mit den Gewehrläufen zudecken und das bleibt immer ein unsicherer Schuß, ebenso wie jener auf einen Vogel, der spitz auf den Schützen zustreicht; auch hier ist derselbe Umstand störend. Wer ein gut schießendes Gewehr hat, braucht sich nicht zu übereilen, er wird mit Ruhe seine Ente leichter und auch auf größere Entfernung noch herabholen; aber gewöhnlich wird, besonders der weniger erfahrene Schütze, durch den Spektakel der herausfahrenden Enten hitzig und übersieht in dem Bestreben rasch Feuer zu geben, die günstigere Gelegenheit zu sichererem Schuß.

c) Der Anstand oder Entenfall. Gewiß die schönste Jagdart auf Wildenten im Spätherbst und Winter ist der Anstand und Fall. Während und unmittelbar nach der Ernte fallen die Enten sehr gerne nach Sonnenuntergang und die Nacht hindurch, oft scharenweise auf Haber- und Gerstenfeldern ein, besonders wenn diese in der Nähe von Gewässern sind, die die Enten gerne zum Aufenthalte nehmen.

Macht man die Wahrnehmung solcher Einfälle, so kann man, falls natürliche Deckung in nächster Umgebung nicht vorhanden ist, sich durch unauffällige Schirme zu helfen suchen oder schießlich Schießlöcher in den Boden graben, welche so angelegt sind, daß man die ausgehobene Erde rings um das Loch zu einer Art Schutzwall benützt, welcher 1—2 Fuß über das Niveau des Bodens hervorragt; das Ganze wird dann mit etwas Reisig so bedeckt, daß man bequem darunter hinausschießen kann. Von hier aus mag dann der erste Schuß im Sitzen, der zweite beim Abstreichen auf die Enten abgegeben werden. Die Einfälle auf solch abgeräumten Getreidefeldern halten aber in der Regel nicht lange her.

Mit größerem Reize umgeben und weit lohnender ist der Früh- und Abendfall am Gewässer.

Untertags tummeln sich die Enten in der Regel auf Flüssen, Seen und größeren Wasserflächen herum, während sie dann gegen Abend, d. h. nach Sonnenuntergang warme Bäche, Quellwasser und in Wald und Gestrüpp versteckte Tümpel aufsuchen, in denen es Wasserpflanzen 2c. gibt; in diesen bleiben sie die Nacht über und mit Tagesgrauen streichen sie dann wieder den anderen Standorten zu.

Daher verspricht der Morgeneinfall an ersteren Orten, der Abendeinfall an letzteren besseren Erfolg.

Für beide Einfälle muß der Jäger Vorbereitungen zu einer Zeit treffen, in der er den Fall noch nicht frequentieren will, also im Spätsommer, daß sich die Enten an alles gewöhnen, ehe der Beschuß beginnt.

Zunächst sind gut deckende und bequemen Sitz bietende Schirme herzustellen, sei es nun aus Schilf oder Strauchwerk, das sich von der Umgebung nicht zu sehr abhebt. Will man feste Bretterhütten anlegen, um im strengen Winter auch Schutz gegen Witterungsunbilden zu haben, so müssen diese mit Schilf oder Reisig so verblendet werden, daß sie nicht zu auffällig erscheinen.

An vom Schirme aus leicht zu bestreichenden Stellen des Ufers und im seichten Wasser ist nun Kirrung vorzulegen und stets wieder zu erneuern. Hiezu verwendet man Leckerbissen für die Enten, nämlich: Eicheln, Malzkeime, Biertreber, Mais, Gerste oder auch sogenannte Abschöpfgerste aus den Brauereien. Bald werden die Enten diese Kirrung entdeckt und angenommen haben, und regelmäßig an diesen Stellen einfallen.

Wenn man nun sieht, daß genügende Anzahl von Enten einfällt, mag die Frequentierung des Falles beginnen.

Zum Abendfall begibt man sich so rechtzeitig, daß man ungefähr eine halbe Stunde vor Eintritt der Dämmerung ruhig im Schirme sitzen kann. Der Schirm mag Raum genug bieten, daß auch der Hühnerhund genügend Platz darin findet und gute warme Unterlage hat.

Ruhig legt sich nun die Abenddämmerung über die Auen und wenn von den nächstgelegenen Ortschaften der Klang der Abendglocken in den stillen Wald hereintönt, dann steht es nicht mehr lange an, bis Enten fallen. Zunächst hört man gewöhnlich das pfeifende Geräusch der Flügel; die Enten streichen ein paarmal, gewöhnlich dem Wasserzuge entlang auf und ab, und in der Ferne hört man nicht selten das „Quack, Quack“, dann fallen sie unter brausendem Geräusch auf der Wasserfläche ein. Gut ist es, wenn der Wind vom Wasser gegen den Schirm zieht, d. h. gut steht.

Nach dem Einfallen ist es ein paar Minuten ganz ruhig, die Enten sichern und man sieht höchstens im Abendglanze die Schwallringe des Wassers sich bewegen. Finden die eingefallenen Enten nichts Auffälliges und nehmen sie keinen Wind vom Jäger auf, in welchem Falle sie sich sofort wieder erheben, so beginnt nun das Schnattern, Puddeln und Herumrinnen und man kann dann den sich bewegenden dunklen Gegenstand auf der Wasserfläche wahrnehmen. Es gehört überhaupt einige Übung dazu, in der Dunkelheit die Enten von andern dunklen Gegenständen, wie das grasreiche Ufer, Hoppen, Strünken &c. zu unterscheiden, gar mancher Schuß ging schon statt auf die Ente, auf irgend einen andern Gegenstand. Man beobachte daher sehr scharf, ob sich der Gegenstand da, wo die Enten eingefallen sind, bewegt und erst dann kann man Feuer geben. Immerhin muß der Jäger nicht gleich beim Einfallen Feuer geben, das ist zu unsicher; man wartet, ohne die geringste Bewegung zu machen, das Sichern der eingefallenen Enten ab und fangen sie an sich zu bewegen, trachte man den Schuß so anzubringen, daß man etwa zwei oder mehrere gleichzeitig treffen kann.

Nach dem Schusse und nach gewechselter Patrone verhalte man sich ganz ruhig im Schirme, weil in kurzer Zeit wieder andere Enten fallen können. Wenn auch manchmal eine größere Anzahl gleichzeitig einfällt, des Abends kommen die Enten meist paarweise.

Erst wenn man den Platz zu verlassen gedenkt, mag man zur Bergung der erlegten Enten schreiten und hier thut neben einer mit einem Haken versehenen langen Stange, die man sich in der Nähe versteckt bereit hält, ein fermer Apportierhund mit guter Nase vorzügliche Dienste. Man sehe sich aber vor, daß der Hund auch die Uferumgebung absuche, denn angeschossene Enten suchen, wie schon oben erwähnt, sehr gerne das Land zu gewinnen und sich dort zu verbergen.

Manche Jäger lassen, besonders wenn sie merken, daß die eine oder andere Ente angeschossen ist, den Hund sofort apportieren. Je nachdem nun die Temperatur ist und besonders im Winter bei Frost und Schnee, ist es aber eine grausame Maßregel, vom braven Hunde zu verlangen, wenn er die Enten apportiert hat, sich um und um naß wieder ruhig in den Schirm hineinzulegen und wenn man auch durch trockene Streu, ja sogar durch Decken den Hund zu schützen sucht, so holt sich doch auf diese Weise der arme Kerl sehr häufig bleibende Mängel, wie Gicht, Taubheit, Blindheit, Erkältungen des Unterleibes &c. — wem sein braves Tier lieb und wertvoll ist, der wird erst nach Schluß des Falles den Hund apportieren lassen und ihm dann am Nachhausewege solche Bewegung gewähren, daß Nässe und Kälte ihm keinen Nachteil bringt.

Gleichwohl leiden aber auch trotz aller Vorsicht Hunde, welche häufig hiezu verwendet werden, schon durch die niedrige Temperatur des Wassers und den Temperaturwechsel überhaupt so, daß sie frühzeitig hinfällig werden. Zu solcher Arbeit eignet sich der langhaarige deutsche Vorstehhund oder der Gordon-, auch Irischsetter am besten, denn das dichte, fette Haar, besonders des ersteren, nimmt das

Wasser nur schwer an und wenn er sich ein paarmal abpuddelt, ist in der Regel die vorhandene Unterwolle und auch die Haut wieder trocken. Man glaubt, daß sogenannte stichel- oder rauhaarige Hunde sich am besten hiezu eignen; ich habe aber in meiner Praxis gefunden, daß dies nicht immer der Fall ist, daß vielmehr die stichelhaarigen Hunde durchschnittlich weit empfindlicher sind als man glauben sollte, und in dieser Beziehung dem langhaarigen deutschen Vorstehhunde weit nachstehen.

Immer und immer wieder zeigt sich, daß für den Berufsjäger, der viel in Wald, Wasser, Regen und Schnee zu arbeiten hat, der langhaarige deutsche Vorstehhund der geeignetste Hund sein dürfte. Ihm zunächst möchte ich den grobbehaarten, kurzhaarigen deutschen Vorstehhund gestellt wissen.

Mein Großvater führte zum Entenfall, der damals an den Lechauen und Griesern bei Augsburg stark frequentiert wurde, eine starkgebaute, große Pudelrasse. Aber dem Pudel fehlt häufig die scharfe Nase, die der Hund beim Aufsuchen der angeschossenen Enten nach dem Falle sehr nötig hat.

Wie nun der Abendfall an kleinen, so wird der Morgenfall gewöhnlich an größeren Gewässern, an Flüssen u. dergl. in ähnlicher Weise ausgeübt.

Allerdings hat der Morgenfall die unangenehme Seite, daß man sich frühzeitig aus den Federn herausarbeiten muß, in der kalten Nacht oft weit gehen und dann, wenn erhitzt, am dampfenden Wasserrande in der empfindlichen Morgenkälte bei Tagesanbruch ruhig sitzen muß. Für unsere vielen Treibjagd-Hasenschützen und Jagdbummler ist dieses Geschäft allerdings nichts, aber der passionierte Jäger muß auch diese Unbilden zu ertragen wissen.

Da nun beim Morgenfalle gewöhnlich fließende Wasser zum Orte des Anstandes gewählt werden müssen, hat man manche Vorkehrung zu treffen, um die erlegten Enten sicher zur Hand zu bekommen, denn das Wasser treibt sie häufig fort. Um dies zu verhüten, muß flußabwärts entweder ein Mann im Kahn mit langer Stange postiert werden, der die dahertreibenden Enten sammelt, oder man muß quer über die Oberfläche des Wassers einen Balken spannen, an dem die treibenden Enten sich fangen und wo man sie dann nach Schluß des Falles aufnimmt, sonst ist man gezwungen, jede im Wasser erlegte Ente durch den Hund sofort apportieren zu lassen, wodurch man aber denselben den schon erwähnten Gefahren aussetzen würde.

Der Frühfall lohnt sich insoferne meist besser, als er länger in den Tag hinein ausgedehnt werden kann, dann, daß man besseres Schußlicht hat und schließlich dadurch, daß beim Morgenfall die Enten in der Regel in größeren Schwärmen einfallen. Ein geübter Entenjäger wird dabei stets die Gelegenheit abwarten, daß mehrere Enten zusammenrinnen und er auf diese Weise mit einem Schusse gleichzeitig mehrere Enten erlegen kann.

Ist der Fall ein recht guter, dürfte dem Jäger zu empfehlen sein, sich mit zwei Doppelflinten zu versehen und mögen zu dieser Arbeit großkalibrige Gewehre, welche grobe Schrote gut schießen, gewählt werden. Zum Falle im Winter muß man überhaupt ziemlich grobe Schrote führen, die Ente ist ein zäher Vogel und im Spätherbst und Winter hat sie dichtes, zähes Gefieder, das durch die Nässe ohnehin dem Schrot starken Widerstand entgegensetzt.

Der Entenfall gestaltet sich während des strengen Winters überhaupt am ergiebigsten. Durch Zufrieren sehr vieler Gewässer sind die Enten mehr zusammengedrängt und vereinigen sich infolgedessen mehr an den offenbleibenden Stellen; zu dieser Zeit nehmen sie auch in Folge knapperer Nahrung die Kirrungsstellen fleißiger an und obendrein kommen in strenger Winterszeit sehr viele Zugenten zu uns; man läuft also nicht die Gefahr, die Standenten zu sehr zu dezimieren und hat sehr häufig das Vergnügen, Entenarten zu erlegen, welche bei uns sehr selten vorkommen. Neben dem Abend- und Frühfalle lohnt sich auch im Winter der Tagfall nicht schlecht.

Wenn man an Stellen, wo die Enten des Tages über sich tummeln, gute Schirme angebracht hat, kann man den ganzen Vormittag über zum Schuß kommen.

Dieser Fall läßt sich auch noch besser ausbeuten; wenn z. B. ein, zwei oder mehrere Schützen in verschiedenen Schirmen postiert werden und ein Jäger den Fluß oder Bach abbirscht, dort die Enten rege macht, so tritt der Umstand ein, daß sie dorthin streichen und einfallen, wo die Schirme besetzt sind. Auch läßt sich am Tage von guten Flugschützen mancher erfolgreiche Schuß im Vorüberstreichen der Enten anbringen, wenn etwa der Wind das Einfallen stören sollte, denn die Enten haben die

Gewohnheit, ein paarmal den Ort zu umkreisen, an dem sie einfallen wollen. Wir haben auch häufig zur Verbesserung des Tagfalles künstliche Enten im Wasser ausgesetzt, welche an einer langen Schnur befestigt, durch das treibende Wasser hin- und herbewegt werden. Man bekommt solche Enten aus Kautschuk zum Aufblasen oder auch aus Holz, welche sehr täuschend nachgeahmt sind.

Bei dieser Jagdart darf aber der im Schirm sitzende Schütze mit dem Schusse nicht lange zögern, denn die schlauen Enten haben sofort die Täuschung los und wenn sie auch durch die Lockenten zum Einfallen sich hinreißen lassen, rasch merken sie die Täuschung und stieben ebenso rasch wieder auf, wie sie eingefallen sind.

Eine nicht schlechte Übung beim Tagfalle dürfte beobachtet werden, die gute Erfolge bringen kann.

Wenn eine Schar Enten herbeistreicht, so machen sie in der Regel vor dem Einfallen eine Drehung; benützt man diesen Moment, in den dichten Kneuel seinen Schuß abzugeben, kann eine größere Anzahl getroffener Enten den Erfolg lohnen. Ebenso günstig ist der Moment, wenn sich die Enten aufs Wasser herablassen, auch hier kann man gleichzeitig mehrere erlegen. Allerdings erfordern derartige Schüsse einen geriebenen und erfahrenen Schützen, der minder flinke wird besser zum Ziele kommen, wenn er die Enten erst einfallen, zusammenrinnen läßt und dann den ersten Schuß in den Knäuel, den zweiten aber auf die auffstiebenden Enten abgibt.

Noch möchte ich eine Jagdmethode der Vollständigkeit halber kurz erwähnen, welche ältere Schriftsteller erwähnen, es ist dies die Jagd mit dem fuchsähnlichen Hunde. Ich halte diese Jagdart für eine viel zu unsichere und wenig praktischen Sinn bietende; sie kann hin und wieder wohl einmal zu einem vorübergehenden Erfolg führen, ist aber auf zu unsicheren Grundfesten aufgebaut. Nach dieser Regel soll sich der Schütze gut verbergen und von seinem Verstecke aus einen dem Fuchse ähnlichen Hund zeitweise hin- und herrevieren und dann wieder verschwinden lassen. Die das Tier beobachtenden Wildenten sollen nun, da wo der Hund verschwand, „aus Neugierde" herzuschwimmen und sich bei dieser Gelegenheit erlegen lassen! Bei Wildenten habe ich diese Versuche noch nie gemacht, dagegen bei Brachvögeln, Kibitzen und anderem Moosgeflügel, wenn sie lustig hassen, habe ich schon manchen Erfolg auf solche Weise erzielt.

Fang. Ich komme nun zum Entenfang, den ich jedoch nur als ein notwendiges Übel der Vollständigkeit wegen hier anzuführen gezwungen bin, denn beim allgemeinen Rückgang dieser herrlichen Wildgattung möchte ich lieber den Fang ganz aus der Welt geschafft haben.

Anders war die Sache gelagert in jenen Zeiten, in denen Wild die Hülle und Fülle, fast zur Landplage geworden war, wo mangelhafte Schußwaffen die Erbeutung schwierig machten, in Zeiten, in welchen die Anzahl der „Jäger" noch eine sehr mäßige gewesen ist.

Wenn man aber dahin gelangt ist, daß die Ausrottung einer Wildgattung als Gespenst schon vor Augen steht, da muß der sorgsame Weidmann mehr auf die Hege, als auf die Vernichtung bedacht sein. Es ist noch nicht lange her, daß ein mir sehr zweifelhafter Heger und Weidmann die Frage an mich stellte, wie er am besten den Entenfang betreiben könne, ich antwortete ihm: „Durch Hegen und Heranziehen besserer Bestände!" und so möchte ich auch in diesem Abschnitte lieber vor dem Massenfang gewarnt, als ihn der Durchführung empfohlen haben. Es paßt aber eines nicht für alle und so mag es ja auch Lagen und Orte geben, an welchen in der Zugzeit so viele Enten erscheinen, daß eine Ausnützung des Fanges angezeigt wäre. — Wir in Süddeutschland haben ihn aber gewiß nicht nötig, denn unsere guten Schußwaffen lassen uns im Verhältnis zum Stande an Beute gerade genug einbringen, um den nachhaltigen Stand damit nicht zu gefährden.

Die einfachsten Fangmethoden zum Einzelnfange sind immerhin die Schlageisen.

An großen Seen, welche seichten Grund ringsum haben, lassen sich in einer Tiefe, welche die Ente beim Stürzen erreichen kann, kleine Schlageisen anbringen, die mit Fröschen, Fischchen oder Eicheln beködert werden. Die stürzende Ente erfaßt den Köder, das Eisen klappt zu und wenn es nicht sofort den Halswirbel abschlägt, erstickt die unglückliche Ente sehr rasch.

Das ist noch eine humane Fangweise. Schlimmer sind die mit Ködern ausgelegten Angeln. Faßt die Ente den Köder und verschlingt ihn in ihrer bekannten Gefräßigkeit, so ist das unglückliche Geschöpf an die Angel gefesselt und erduldet elende Qualen, bis es dem Angelmann einfällt, dasselbe

aufzunehmen und völlig zu töten. Es ist eine sehr verwerfliche Fangmethode, die aus dem Programm eines weidgerechten Jägers verschwinden muß und nicht anders charakterisiert werden kann, als das verwerfliche und erbärmliche Geschäft des Schlingenlegens beim Haarwilde.

Anders verhält sich die Sache beim großen Entenfang, auch Entenkoi genannt. Mehrere ältere Jagdschriftsteller führen an, daß sich solche namentlich in Baden und Württemberg befänden. Das mag in früherer Zeit der Fall gewesen sein; es scheint, daß ein Schriftsteller dem andern nachgeschrieben hat, denn in der Neuzeit existieren solche Fanganlangen en gros in Süddeutschland meines Wissens nicht mehr. Bei Karlsruhe findet man noch Reste eines Entenfangs; in Württemberg spricht man nur von „ehemals“, und alles was ich hierüber erfahren konnte, ist, daß bei Colmar und Memprechtshofen im Elsaß ein Entenfang noch besteht. Einige verwandte Fangvorrichtungen sollen bei Straßburg, Rastatt, Illingen und anderen Orten bestehen. Ein Herr P. Leverkühn gab sich Mühe, über den Entenfang in der ganzen Welt eine Schrift herauszugeben und hat diesbezügliches Material gesammelt, ich konnte aber weiter darüber nichts mehr erfahren. Dagegen schrieb mir dieser Herr einst, daß nach seiner Ermittlung in den Niederlanden 170 solcher Entenfänge bestehen. An den deutschen Küsten der Nord- und Ostsee wird der Fang der Enten in Entenkoien und sonstigen Vorrichtungen in großem Maßstabe betrieben. Außerdem wird diese Jagdmethode auch in England, ferner in Indien, China und dem südlichen Nordamerika häufig durchgeführt.

Der Entenfang.

Ich habe im Jahre 1887 den „Entenfang in Holland“ im „Deutschen Jäger“, 1. Dezember 1887 nach der Mitteilung eines Freundes umfassend beschrieben und werde darüber nachfolgend berichten, so viel zum Verständnis notwendig ist.

In einer ruhigen Niederung fern von Straßen und Wohnorten legt man einen kleinen, seichten Teich an, welcher etwa 36—40 m im Gevierte mißt (Fig. 1). Von den vier Ecken dieses Teiches führen in halbmondförmiger Anlage je 25 m lange Kanäle nach auswärts. Die Ufer der Kanäle werden mit hochwachsendem Rohr, das Ufer des Teiches mit Schilf- und Wasserpflanzen bepflanzt, wozu das der Stockente so sympathische Mannagras zu rechnen ist. An diesen Teich sucht man nun die Enten anzuködern.

Die Kanäle haben im Anfang eine Breite von 4 oder 5 m, verengern sich aber allmählich so, daß sie am Ende kaum 1 m messen und das Wasser ganz seicht nach dem Ende des Kanals zu aufs Land verläuft.

Die Ufer der Kanäle werden etwas mit Brettern verschachtet. Über die Kanäle werden in angemessenen Zwischenräumen Reife oder Weidenstangen im Bogen gespannt und zwar so, daß die höchste Bogenspannung am Anfang etwa 4 m über der Wasserfläche mißt, sich jedoch so verjüngt, daß die Spannung am Ende des Kanales höchstens noch 1 m Höhe hat.

Die Überspannung des Kanales wird mit Schilf oder Weidenruten der Länge nach eingedeckt, wie eine Gartenlaube; doch muß links und rechts vom Boden auf 1 m Höhe die Eindeckung fernbleiben. Den beiden Seiten des Kanals entlang werden schmale Schilf-Schirmwände in solchen Abständen von einander gesetzt, daß sie etwa stehen wie die Kulissen eines Theaters (Fig. 2).

An den letzten Reif der Kanaleindeckung (Fig. 3) wird ein die Öffnung gut schließender und sich wie eine Fischreuse verengender Fangbeutel aus Spagat oder Draht angebracht, der an seinem spitzen Ende durch einen eingeschlagenen Pflock gut gespannt wird (Fig. 4). — So weit die Zurichtung der Anstalt. Auf dem Teiche selbst setzt man sogenannte Lockenten aus, d. h. wilde Enten mit gelähmten Flügeln, die etwa zahm aufgezogen wurden. Diese Enten werden daran gewöhnt, nur am Ende eines der Kanäle gefüttert zu werden. Das Signal zur Fütterung wird durch das Erscheinen eines womöglich fuchsroten mittelgroßen Hundes unterstützt, der zu dieser Arbeit gut dressiert ist.

Wenn sich nun die Lockenten und auch die zugestrichenen Enten an alle diese Vorrichtungen gewöhnt haben, mag der Fang beginnen.

Zu diesem Zwecke begibt sich der Jäger, falls Enten auf dem Teiche sind, ungesehen von diesen zur ersten Koulisse auf der guten Windseite. Hier schickt er den Hund an den Rand des Kanales, so daß die Lockenten denselben gewahr werden. Hierauf ruft er ihn zu sich, läßt ihn dann bei der zweiten Koulisse erscheinen und wieder verschwinden. Gleichzeitig wirft er eine Handvoll Hanfkörner auf die Wasserfläche. Der Hanf schwimmt und bald werden die Lockenten, vom Erscheinen des roten

Hundes aufmerksam gemacht, in den Kanal rinnen, dort unter Schnattern den Hanf aufnehmen und so auch die wilden Enten mit sich heranbringen.

Inzwischen begibt sich der Jäger zur dritten Kouliſſe, läßt dort den Hund auftauchen und wieder verschwinden, und so fort bis zum Ende des Kanales. Sind nun die Enten über die Mitte des Kanales hineingelockt, dann springt der Jäger hinter den Koulissen bis zum Anfange des Kanales zurück und zeigt sich den im Innern des Kanales befindlichen Enten. Durch die Erscheinung des Jägers am

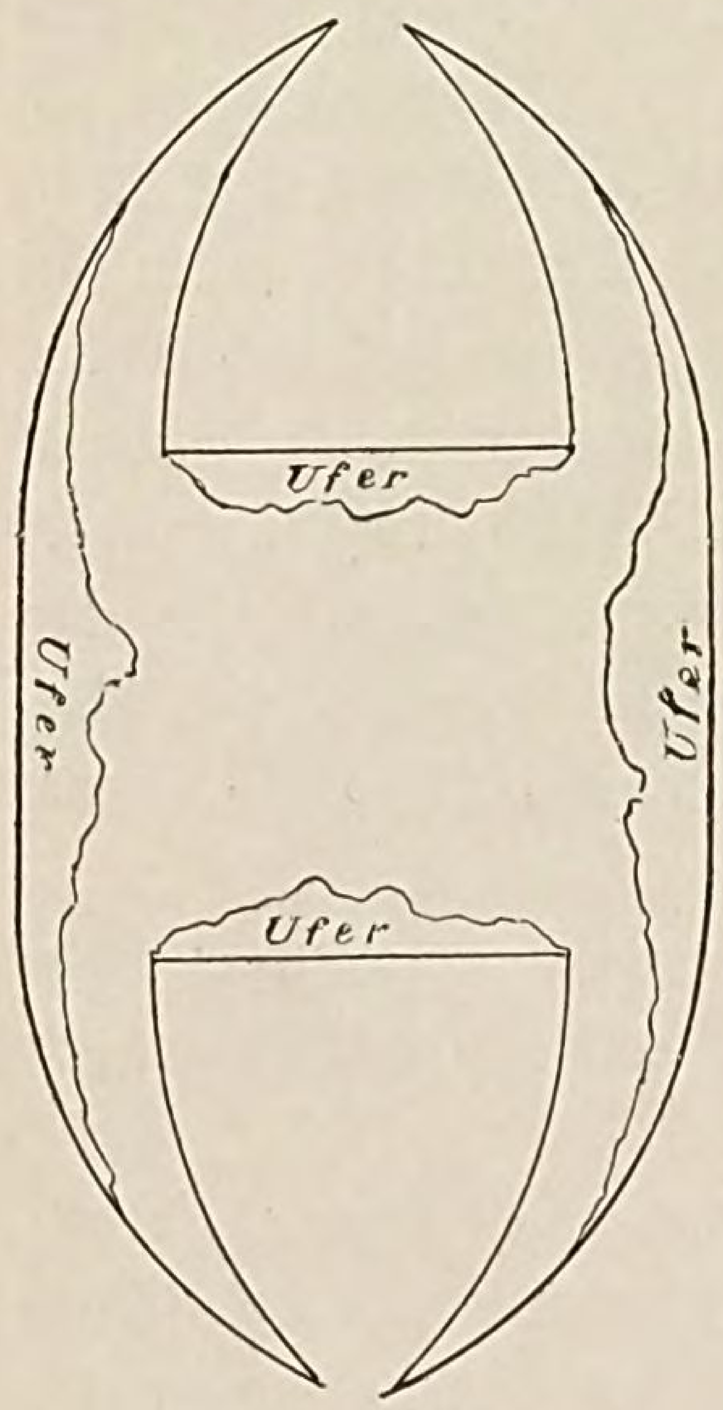


Fig. 1.

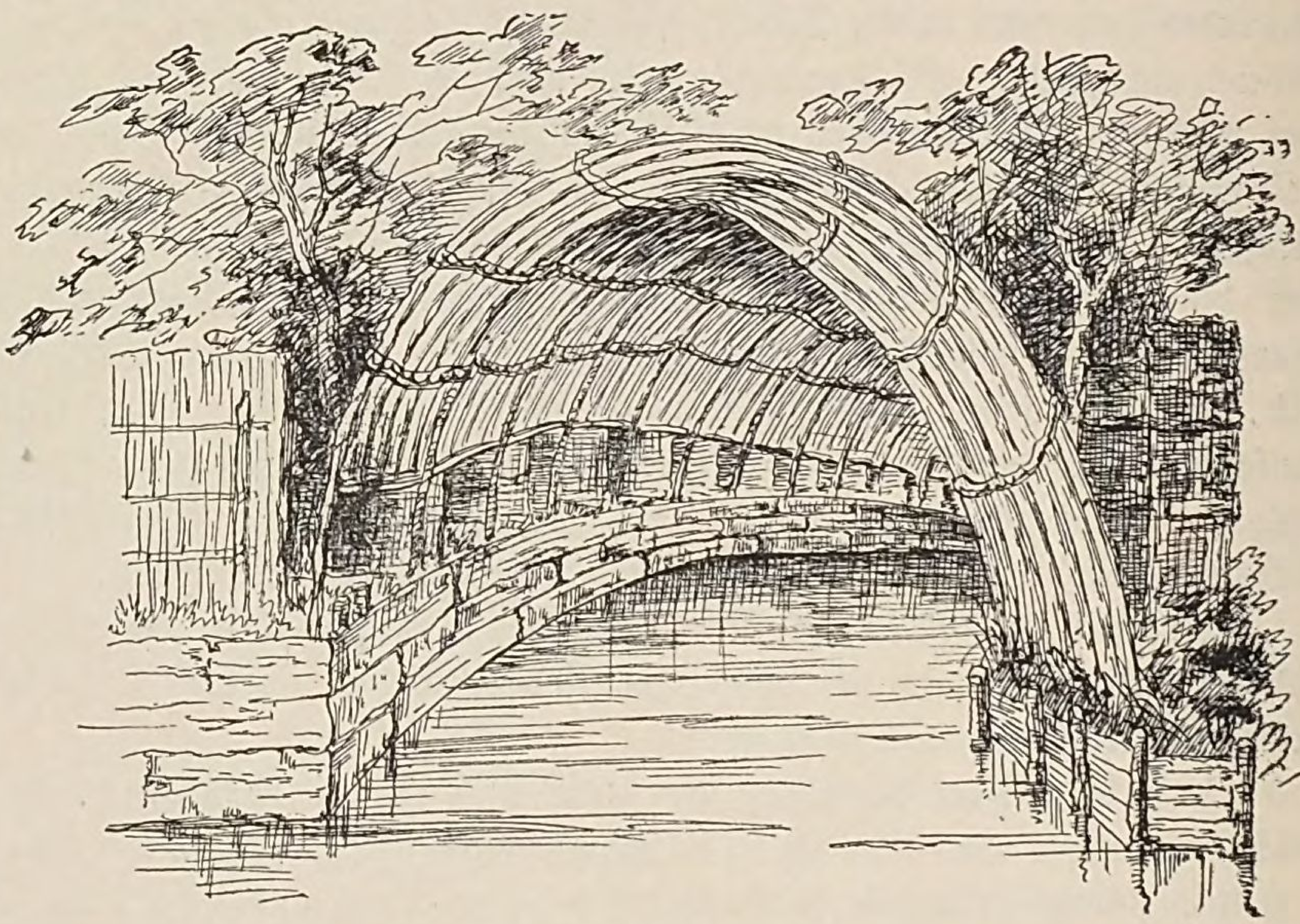


Fig. 2.

Anfange des Kanales erschreckt, werden die Enten teils rudernd, teils flatternd in die Tiefe des Kanales hineingedrückt und da der Jäger sichtbar nachrückt, gezwungen, am Ende resp. der Spitze des Kanales durch den Ausgang in den Fangbeutel zu schlüpfen, wo sie gefangen werden, indem man den Beutel von der Kanalröhre loslöst und dann die Enten herausnimmt.

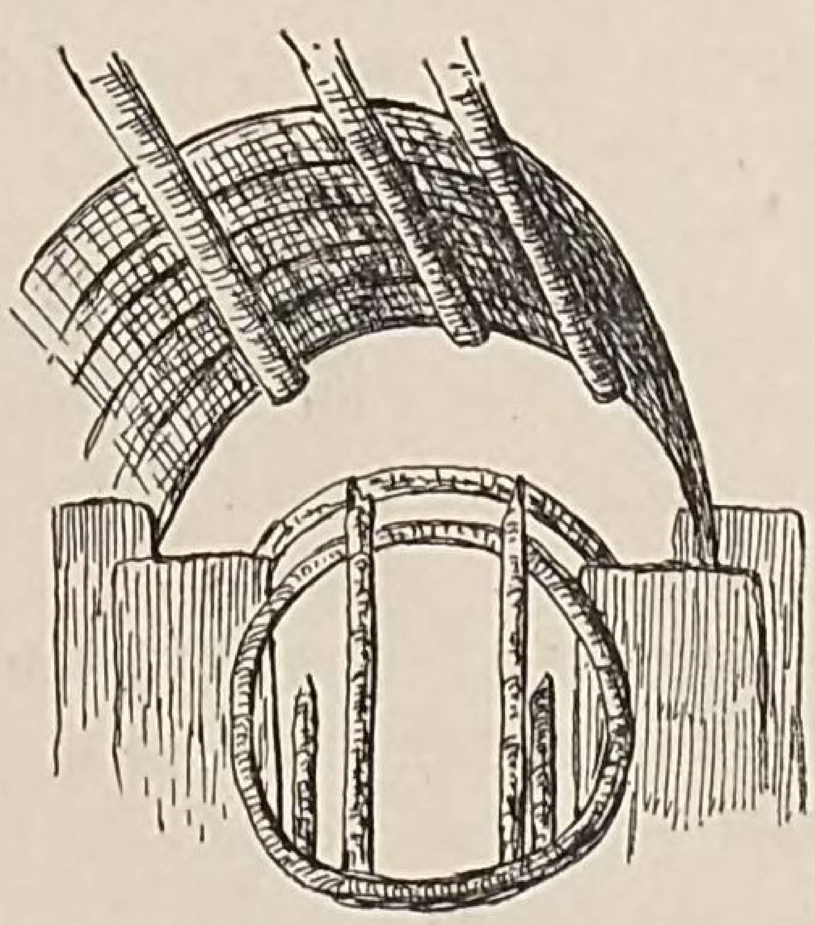


Fig. 3.

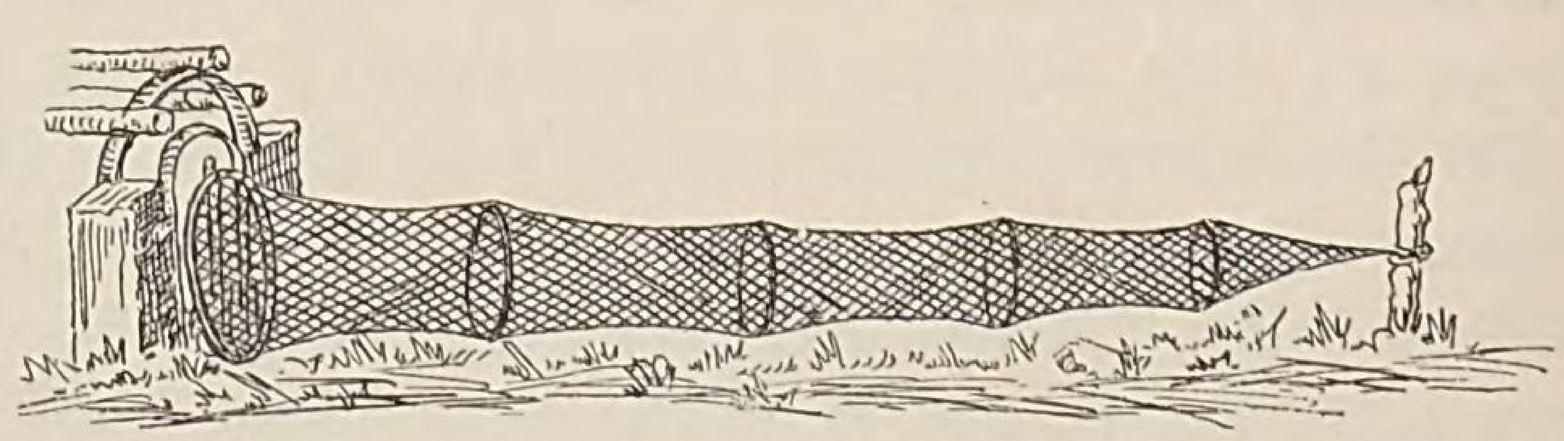


Fig. 4.

Das Resultat solcher Fänge, die so oft wiederholt werden können, als Enten auf dem Teiche einfallen, hängt natürlich von der Anzahl der anwesenden Enten ab und kann sich bei geschickter Manipulation des Jägers sehr lohnend gestalten.

Nach einem Berichte meines Gewährsmannes werden während der günstigsten Zeit in Holland oft bis zu 1000 Stück in der Woche auf einer solchen Fanganlage erbeutet.

R. v. Dombrowski berichtet, daß in Österreich noch drei solcher Entenfänge existieren und zwar zu Rampersdorf, zu Bisenz und bei Holitsch in Ungarn, welch letztere Anlage durch Maria Theresia 1759 gegründet wurde. Dort wurden durchschnittlich im Jahre 5400 Enten gefangen, im Jahre 1831 sogar noch 13 300 Stück.

Daß bei solchen Fängen der Stand an Enten endlich abnehmen muß, besonders wenn der Zugang durch verminderte Brütegelegenheiten ein geringerer wird, läßt sich denken. Schließlich werden sich auch die Entenfänge nicht mehr rentieren, denn die Unterhaltungs- und Betriebskosten erfordern immerhin einigen Aufwand, und so wird sich auch bei dieser Wildgattung ein Stück ums andere alter Jagdvorrichtungen abbröckeln. Der Entenfang mit Schlagnetzen, welchen ältere Schriftsteller noch anführen, ist ganz aus der Übung gekommen.

Wer die Entenjagd die ganze Schußzeit über rationell betreiben kann, schafft sich nicht bloß immerwährendes Vergnügen, sondern auch eine nicht zu verachtende Einnahme für seine Jagdkasse, denn wenn auch der Preis (2 Mark) für eine Stockente nicht hoch ist, so sammelt sich doch nach und nach ein hübsches Sümmchen zusammen. Je nach Lage des Fallortes kann man auch mit wenig Zeitverlust, neben seinen Berufsgeschäften, diese Jagdart fast täglich frequentieren. Gerade in der besten Zeit des Falles hat man gegen Abend seine Geschäfte erledigt, vor Eintritt der Dämmerung begibt man sich an den Ort und je nach Lage kann man in 1 oder $1^1/_2$ Stunden wieder zu Hause sein. Man hat dabei einen Spaziergang von ein paar Stunden gemacht, sich angenehm abgespannt und bis man die Lampe anzündet, kann man wieder an seiner Arbeit sitzen. Zudem fällt die Entenjagd zum großen Teile in eine Zeit, in welcher anderes Wildgeflügel fast gar nicht mehr oder nur spärlich erbeutet wird und so hat man auch für seine Küche stets einen schmackhaften Bissen in Reserve, denn im Winter hält sich die Ente sehr lange. Nutzung.

Zum Aufbewahren wird die Ente mit einer durch die Nasenlöcher gezogenen und verknüpften Schwungfeder ungerupft an kühlem Orte aufgehängt, und mag da im Sommer natürlich nur kurze Zeit, im Winter aber 8—10 Tage getrost hängen. In diesem Zustande halte ich das Aushackeln resp. Ausnehmen des kleinen Gescheides für überflüssig und eher für besser, dies nicht vorzunehmen, weil dadurch der Luftzutritt ins Innere des Vogels verhindert und raschere Zersetzung hintangehalten wird. Im Sommer und besonders bei jungen Enten dürfte sich das Aushackeln, das ich schon an anderer Stelle beschrieben habe, eher empfehlen. Die Ente im Winter an die Luft zum Ausfrieren zu hängen, ist nur dann zu empfehlen, wenn größere Anzahl auf einmal erbeutet wird und man nicht genügenden Absatz findet, denn das Ausfrieren entzieht dem Wildbret allen Saft und Geschmack und taut ein einmal gefrorenes Stück auf, so ist es rasch dem Verderben ausgesetzt.

Wenn sämtliche Enten völlig ausgewachsen sind und das Gefieder der alten und jungen Enten gleich ist, so hat es einige Schwierigkeit, junge von alten Enten zu unterscheiden. Wie bei allem Wildgeflügel ist der Unterschied zwischen der Weichheit und Schmackhaftigkeit alter und junger Stücke ein ganz gewaltiger. Der Jäger wird aber seine Erkennungszeichen beachten und für sich und besondere Zwecke nur junge Enten auswählen.

Zunächst sind junge Enten etwas schwächer im ganzen Körpervolumen; die Farben junger Enten sind in allem nicht so lebhaft wie die der alten. Schnabel und Latschen sind wenig satt in ihrer schönroten Farbe, spielen bei jungen Enten etwas ins Dunkle. Die Innenseite der Flügel, welche bei alten Enten ganz silberweiß ist, zeigt sich bei jungen Enten mehr oder weniger schmutzig gelblich. Außerdem fühlt man bei den Enten oberhalb der beiden Füße je eine kleine vorstehende Knorpel unter dem Federflaum, welche sehr biegsam ist. Man nimmt diese Knorpel zwischen zwei Finger und biegt sie um, bei jungen Enten wird sie rasch mit einem fühlbaren Klaps brechen, bei alten Enten aber nicht, sondern sich zähe hin- und herbiegen lassen, ohne zu brechen. Weibliche Enten sind meist, so nimmt man an, weicher und feiner im Geschmacke als die Erpel.

Das Wildbret der Enten ist zwar nicht immer gleich fein, denn solche Enten, die in stagnierenden Sümpfen und Altwassern leben, haben einen stark thranigen Geschmack — sie „möseln", wie man bei uns sagt; dagegen sind Enten, die in fließenden und in reinen Quellwassern sich mehr aufhalten, ausgezeichnet schmackhaft.

Dietrich a. d. Winckell empfiehlt, die Enten sofort auszunehmen, zu rupfen und sie in diesem Zustande aufzuheben, weil er glaubt, das Gefieder zehre an der Saftigkeit des Wildbrets.

Wenn nun die Enten genügend ausgehangen haben, so rupfe man sie erst, nehme sie gründlich aus und schlage sie einen oder zwei Tage in ein mit warmem leichtem Essig angefeuchtetes Tuch ein, bevor man sie zur Zubereitung bringt, welche auf verschiedene Weise durchgeführt werden kann, die ich

jedoch der Praxis der Köchin überlassen will. Recht stark thranige Enten können durch etwas kräftigere Beize, die ich aber im allgemeinen nicht empfohlen haben möchte, von diesem Beigeschmacke einigermaßen befreit werden.

Abgesehen vom Wildbret ist aber auch die Ausnützung des Gefieders der Ente von Nutzen; besonders im Winter und bei vollem Gefieder ergeben die Wildenten hübschen und wertvollen Federflaum für die Betten.

Nunmehr erübrigt mir noch einige bei uns öfter vorkommende weitere Entenarten kurz zu erwähnen.

2) Die Krick-Ente — anas crecca — auch Kriech-, Wachtel-, Krugente, schlechthin bei uns als „Halbente" bekannt, ist jene Entenart, welche nächst der Stockente bei uns am häufigsten vorkommt.

Kennzeichen: Schöner, verhältnismäßig großer, vorn samtschwarzer, hinten leuchtend grüner Spiegel, der unten schwach, oben breit weiß und rostfarben eingefaßt ist. Schwarzer Schnabel 3,6 cm lang, aschgraue Latschen, Augenstern braun, Schwanz 16 Federn. Die Länge beträgt ca. 32 cm, Flugweite ca. 58 cm. Hinterkopf und Genick haben etwas verlängerte Federn; Scheitel, Wangen und Oberhals sind rostbraun; über die Schläfen zieht sich ein grünschillerndes Band; Rücken, Unterhals und Flanken weißlichgrau mit dunkler Wellenlinie; Brust bräunlich mit dunklen Flecken, Bauch weiß.

Das Weibchen ist ganz dunkelbraun, mit rötlich und gelblich geränderten Federn, der Spiegel ist grünschillernd; es ist etwas kleiner als der Entvogel. Die Jungen gleichen dem Weibchen. Die Krick- oder Halbente ist bei uns Strich- und Brutvogel. Das Gelege zählt in der Regel 8—10 Eier, die rötliche Farbe haben; diese Ente kommt bei uns das ganze Jahr über auf unsern Mösern und Flüssen vor, meist aber nur in kleineren Flügen als die Stockente.

Nahrung, Lebensweise, Aufenthalt u. s. f. verhalten sich wie bei der Stockente, nur ist die Krickente nicht so scheu und deshalb leichter zu erlegen. Beim Aufstieben vernimmt man in der Regel den Laut: „Kreck, Kreck".

Das Wildbret dieser Ente ist nicht schlecht, schmeckt jedoch etwas thranig, wie bei Stockenten, die sich viel in Altwassern aufhalten.

3) Die Knäckente — anas querquedela — Halb- oder Winterhalbente, ist etwas größer als die vorige, ihre Kennzeichen sind: Schnabel 4 cm lang, schwärzlich; Füße grau; Spiegel klein, dunkelgraubraun, schwach grünlich glänzend, oben und unten weiß eingefaßt. Länge 35 cm, Flugbreite 62 cm, 14 Schwanzfedern. Der Kopf und Nacken sind dunkelbraun, über dem Auge ein weißer Strich, der im Bogen bis zum Nacken reicht; Hals hell rostbraun, Kropf blaß gelbbraun, Brust und Bauch rein weiß, Rücken- und Flügeldeckfedern hell aschblau.

Das Weibchen ist schwarzbraun gefleckt, der Spiegel wenig glänzend, Oberflügel dunkel aschgrau. Das Jugendkleid ist dem der alten Weibchen ähnlich, gewöhnlich aber dunkler.

Die Knäckente brütet manchmal bei uns, ist aber seltener wie die Krickente; das Gelege enthält 9—12 bräunlichgelbe Eier. Sonst alles wie bei den vorigen. Bemerkenswert ist, daß man von dieser Ente außer der gewöhnlichen Entenstimme häufig ein scharfes „Knäck-Knäck-Knäck" oder „Klerrel" vernimmt, das viel Ähnlichkeit mit dem Tone der sogenannten Kinderratschen hat. — Das Wildbret ist nicht schlecht und schmeckt wie das der Krickente.

4) Die Spießente — anas acuta — Fasan-, Schwalben-, Mittelente, kommt manchmal auf dem Zuge zu uns, aber nicht zahlreich.

Kennzeichen: Spiegel beim Entvogel klein, kupferfarben, grünlich schillernd, oben rostfarbig, unten schwarz und weiß gesäumter Querstreif. Schnabel 5 cm lang, bläulich; Latschen grau; 16 Schwanzfedern, von denen die beiden mittleren schwarzen bedeutend verlängert und scharf spießartig zugespitzt sind — daher wohl der Name. Länge 66 cm, Flugweite 90 cm, Gewicht ca. $2^1/_2$ Pfund. Der Kopf ist schön braun, an den Schläfen grün glänzend, zu beiden Seiten des Halses ein weißer Streifen; Rücken und Körper im allgemeinen blaugrau.

Das Weibchen ist bedeutend kleiner und lerchenfarbig befiedert. Die Spießente brütet bei uns in Deutschland auf schilfreichen Seen und Sümpfen; das Weibchen legt Ende April 8—10 bedeutend kleinere Eier als die Stockente. Diese Ente ist durch ihren langen Hals und den zugespitzten Schwanz leicht von allen andern Arten zu unterscheiden.

5) Die Pfeifente — anas penelope — bei uns hauptsächlich Bläßente, Rothals genannt; ihre Kennzeichen sind: Nicht sehr großer dunkelgrüner Spiegel, samtschwarz eingefaßt; das Weibchen hat dunkelgrünen, weiß eingefaßten Spiegel. Brust und Bauch sind weißlich ohne Flecken. Der 14 fedrige Schwanz spitzt sich merklich zu; Schnabel klein und bläulich; Latschen blaugrau; Länge 45 cm, Flugbreite 84 cm, Gewicht 1$^1/_2$ Pfund. Das Weibchen ist düster entenfarbig, matt dunkelbraun gefleckt. Diese Ente ist bei uns Zugvogel, brütet sehr selten in Deutschland, ihre Heimat ist der gemäßigte Norden. Ihr Zug beginnt im September, an der Nordseeküste kommt sie sehr zahlreich vor.

6) Die Löffelente — anas clypeata — kommt wohl auf dem Zuge zu uns, ist aber sehr selten; ihre Heimat ist die nördliche Erdhälfte. Die Kennzeichen sind: großer, breiter, löffelartiger und dunkler Schnabel; orangefarbige Füße; Spiegel mittelgroß, schön grün, oben weiß eingefaßt, beim Weibchen mehr schmutzig graugrün. Kopf und Hals sind schwarz, grün schimmernd, Kropf und Unterhals rein weiß, Brust und Bauch kastanienbraun, Oberflügel beim Entvogel glänzend himmelblau, beim Weibchen aschgrau. Länge 43 cm, Flugbreite 80 cm, Schwanzlänge 7 cm. Im Sommerkleide wird der Entvogel entenbraun und ähnelt sehr der Entin; das Weibchen ähnelt viel der Stockente.

In Schleswig-Holstein, Dänemark, Braunschweig, Mecklenburg und Holland brütet sie häufig; im Monat Mai findet man ihr aus 7—14 Eiern bestehendes Gelege in Schilf und Binsen. Ihre Stimme, die man oft hören kann, ist ein heiseres „woack, woack".

7) Schnatterente — anas strepera — bei uns sehr seltener Zugvogel, gehört eigentlich dem Norden Europas und Asiens an, wird aber doch während der Zugzeit bei uns gesehen und brütet häufiger sogar in Holland und in der Dobrudscha. Ihren Zug macht sie teils einzeln, teils familienweise.

Kennzeichen sind: Alter Entvogel: Schnabel schwarz, Augenstern lichtbraun, Latschen orangegelb, Hauptfarbe des Gefieders grau, Kopf und Oberhals braun gefleckt, Rücken und Brust halbmondartig schwarz gefleckt, an den Seiten dunkle Zickzacklinien, Flügeldecken rostfarben, Schwanz tiefschwarz, Spiegel rein weiß. Länge 45 cm, Flugweite 80 cm, Schwanzlänge 7 cm mit 16 Federn, Gewicht ca. 880 Gramm.

Das Weibchen hat braunen Schnabel, Rücken schwarzbraun, untermischt mit rostgelb, Brust rötlich mit schwarzen Flecken. Die Zickzacklinien des Entvogel fehlen.

Das Nest enthält 8—9 grünliche Eier und befindet sich an schilfreichen Seen und Pfützen auf trockenem Grunde. Die Schnatterente gibt im Sitzen und Schwimmen, sowie im Fluge ein eigentümliches fortwährendes Schnattern von sich; ihr Lockruf lautet: „quäck, quäck", als Lockvogel für Entenherde thut sie infolge des beständigen Schnatterns gute Dienste; auch das Wildbret hat angenehmen Geschmack.

8) Die Marmelente — anas marmorata — auch Marmorente genannt, ist in Deutschland und Österreich-Ungarn sehr selten. Nach Mitteilung des K. Rittmeisters Baron v. Besserer wurden zwei Exemplare bei Wasserburg am Inn in Bayern erlegt. Eine mir zugegangene Meldung bestätigte ich im „Deutschen Jäger", wonach im Jahre 1893 eine solche in Böhmen erlegt wurde. v. Besserer fand die beiden genannten Stücke bei Präparator Korb in München, dem sie völlig unbekannt waren. Auf dem Velenzer See in Ungarn wurde 1893 nach Blasius eine solche erlegt. v. Besserer glaubt, daß sie öfter vorkommen, aber nicht erkannt werden.

Die Marmelente kennzeichnet sich: Ganze Oberseite aschfarbig braun, jede Feder weißen Spitzenfleck; Außenfahne der Schwingen gräulichbraun, die der zweiten Ordnung blaßbraun, Brust und Unterseite schmutzigweiß; Schnabel ziemlich lang, dunkelbraun und schmal, Füße ebenso. Hauptsächlich kommt sie in Sardinien und der asiatischen Küste vor. Brutvogel soll sie in den Donaumündungen und am kaspischen Meere sein. Größe ungefähr wie die der Knäckente. Es wäre zu wünschen, daß bei uns vorkommende Exemplare der Seltenheit halber gemeldet würden. In den Münchener Sammlungen befindet sich ein Weibchen.

9) Die Brautente — anas sponsa — auch Schmuckente, erwähnt Brehm auch noch als zu den Schwimmenten gehörig; ich zweifle aber, ob sie bei uns in Deutschland vorkommt. Ihre Kennzeichen sind nach Friedrichs Beschreibung sämtlicher Vogelarten Mitteleuropas: Schnabel jederseits spitzwinklig in die Stirnbefiederung sich hinein erstreckend, Kehle rein weiß, Zügel glänzend schwarz oder

braungrau, den Kopf ziert eine schöne Haube; Länge 42 cm, Breite 65 cm, Schwanzlänge 9,5 cm. Größe der Pfeifente. Hauptsächlich soll sie sich auf den nordamerikanischen Seen, in Mexiko und Westindien befinden, Brutvogel ist sie aber in den nördlichen Staaten.

10) Die Eiderente — anas molissima — gemeine Eiderente, Eidervogel 2c., gehört den arktischen Kreisen an, erscheint, aber nur sehr selten, in strengen Wintern bei uns.*)

Schnabel ist mattgrün, Augenstern braun, Latschen graugrün, Band über den Augen, Flügeldecken, Bauch, After und Steiß sind samtschwarz, Scheitel und zwei Bänder am Hals sind mattgrün, sonst das Gesamtgefieder rein weiß. Länge 58 cm, Flugbreite 107 cm, Schwanzlänge 9,7 cm, Laufhöhe 5 cm, Gewicht Männchen bis $2^1/_2$ Kilo, Weibchen ca. $1^1/_2$ Kilo.

Das Weibchen ist entenartig gefärbt, hat Bauch und After dunkelbraun mit schwarzen Streifen, die grünliche Zeichnung an Hals und Scheitel fehlt. — Sehr scheuer Vogel, fliegt schwerfällig. Diesem Vogel wird ob der zarten Federn — Eiderdunen — in seiner Heimat stark nachgestellt, wobei gewöhnlich die Brut zu Grunde geht, infolgedessen wird die Eiderente von Jahr zu Jahr seltener.

11) Die Trauerente — anas nigra — Mohrenente, Rabenente 2c., bewohnt die Polarküsten Europas, Asiens und Amerikas, verfliegt sich im Winter oft bis Italien, an den Küsten Hollands und Frankreichs ist sie im Winter in starken Scharen zu treffen. Auch an unsern Seen wird sie hin und wieder beobachtet.

Kennzeichen: Beim Entvogel ist der Schnabel schwarz, an der Wurzel höckerartig aufgetrieben und rot; Augenstern braun, der nackte Augenring goldgelb, Latschen dunkelbraun; das Gefieder samtschwarz, Kopf und Hals schimmern grünlich violett. Länge 46 cm, Flugweite 84 cm, Schwanzlänge 9 cm, Schnabellänge 4,8 cm, Laufhöhe 4,2 cm. Etwas kleiner als die Stockente. Das Weibchen hat schwarzen Schnabel mit nur schwachem Höcker, Augenring braun, Latschen schmutziggelb, Hauptfarbe schwarzbraun, Kopf und Hals dunkel aschgrau.

Die Trauerente fliegt schwerfällig, schwimmt und taucht aber vorzüglich, ist sehr scheu, ihr Wildbret hat widerlichen Geschmack.

12) Die Tafelente — anas ferina — auch Rotkopf, gehört dem hohen Norden an, wo sie auch nistet. Deutschland besucht sie auf dem Durchzuge im Oktober und November in geringerer Anzahl, überwintert auch hie und da bei uns, geht aber in strengen Wintern weiter südwärts, um dann im März und April wieder nach Norden bei uns durchzuwandern.

Kennzeichen: Langer Schnabel, schwarz mit dunkelblauer Querbinde; Augenstern orangerot, Latschen blaugrau; Kopf und Hals rostrot, Rücken, Brust und Steiß mattschwarz, Flügel, Flanken, Schenkel und After sind grauweiß mit dunkleren Linien, Bauch grauweiß; Spiegel grau mit doppelter weißer Querbinde. Länge 40 cm, Flugbreite 70 cm, Schwanzlänge 6 cm, Schnabellänge 4,8 cm, Laufhöhe 4,2 cm. Bedeutend schwächer als die Stockente.

Das Weibchen hat helleren Schnabel, Kehle und Vorderhals weiß mit rostbraunen Flecken, Bauch schmutzigweiß, Rücken rostbraun.

Wegen des besonders schmackhaften Wildbrets mag sie den Namen Tafelente erhalten haben.

13) Die Schellente — anas clangula — auch Klingel- oder Brillenente, ist nordischer Vogel, kommt im Winter auch nach dem Süden herab, brütet auch an den norddeutschen Küsten und jenen Frankreichs und Hollands.

Kennzeichen: Mehr weiß als schwarz in großen Flecken, Kopf schwarzgrün, bei jüngeren Individuen schwarzbraun; rundlicher weißer Fleck neben dem Schnabel, Schultern weiß, Spiegel groß, weiß, durch grauen Querstreif begrenzt. Länge 43 cm, Flugweite 70 cm, Schnabellänge 3,6 cm, Laufhöhe 3,8 cm.

Das Weibchen ist schiefergrau, Kopf ohne weißen Fleck, Spiegel oben durch schwärzlichen Streifen getrennt, Schnabel schwarz, Latschen orangegelb mit schwarzen Schwimmhäuten. Der Flug dieser Ente ist mit einem eigentümlichen Geräusche verbunden, das mit dem Klappern von blechenen Schellen vergleichbar ist, daher der Name Schellente.

*) Im vorigen Jahre wurde mir ein in der bayrischen Oberpfalz erlegtes Exemplar zur Einsicht und Bestimmung eingesendet. D. V.

14) Die Eisente — anas glacialis — isländische Spießente, Langschwanz, besucht auf dem Winterzuge Deutschland, ihre Heimat ist der Norden — Grönland, Lappland.

Kennzeichen: Kurzer schmaler Schnabel, schwarz mit orangerotem Querbande in der Mitte; Latschen gelb. Kopf weiß, Hals, Bauch und After weiß, an beiden Seiten des Halses kastanienbraunen Fleck, die mittelsten schwarzen Schwanzfedern sind bedeutend verlängert. Länge 55 cm, Flugbreite 74 cm, Schnabellänge 2,8 cm, Laufhöhe 3,8 cm.

Das Weibchen hat bläulichen Schnabel mit gelblichem Querbande, Füße bleifarben, Augenstern hellbraun, Kopf schwarz und weiß gefleckt, Brust braun mit grauen Federn untermischt. Schwanzfeder nicht wie beim Männchen verlängert.

5. Brachvögel.

Naturgeschichtliches.

In der zehnten Ordnung: Stelzvögel bilden die Schnepfenvögel — scolopacidae —, die dritte Familie und darunter die Brachvögel — numeniinae — die 17. Sippe.

Für uns kommen hauptsächlich nur zwei Arten in Betracht, nämlich:

a. der große Brachvogel — numenius arquatus — auch Moosgrille, Doppelschnepfe, Regenvogel, Grüel, Geißvogel genannt, und dann

b. der Regen-Brachvogel — numenius phaeopus — auch kleiner Brachvogel, Regenschnepfe, kleiner Keilhaken genannt.

Sowohl in Gestalt, Farbe, Betragen, Stimme und Lebensweise sind sie so übereinstimmend, daß nur die Größe Unterschiede macht, ersterer hat eine Länge von ca. 70 cm, Flügelweite ca. 125 cm, Schwanzlänge 12 cm und Schnabellänge 18—20 cm; letzterer eine Länge von 50 cm, Flugbreite 90 cm, Schwanzlänge 11 cm und Schnabellänge ebenfalls 11 cm.

Kennzeichen: Schnabel bis zur Mitte gerade, von da an stark abwärts gebogen, olivenbraun, an der Spitze dunkler; Augenstern dunkelbraun; Ständer bleifarbig, 8 cm hoch.

Die Färbung ist am ganzen Körper erdfarbig, jede Feder weiß gefleckt, Bürzel weiß mit braunen Längsflecken, Schwanz ebenso, mit schmalen dunkelbraunen Querbinden. Das Weibchen, das schwer vom Männchen zu unterscheiden ist, soll lichter gefärbt sein.

Verbreitung, Aufenthalt und Lebensweise.

Die Heimat des Brachvogels ist der Norden der alten Welt; die südlichere Hälfte Europas sein Winterquartier. Den Herbstzug beginnt die Moosgrille im August und September. Ende Februar und Anfangs März, je nach der Witterung, erscheint sie bei uns; sie ist einer der ersten Ankömmlinge und kündigt sich sofort durch ihr weithörbares, unermüdliches Geschrei an.

Die Paarung beginnt auf der Wanderschaft, so daß gleich nach Ankunft am Brüteplatz das Brutgeschäft beginnen kann. Seinen gewöhnlichen Aufenthalt nimmt der Brachvogel auf Mösern, Heiden, den an selbe anstoßenden Feldern, an Wasserbächen und seichten Teichen. Das Nest befindet sich meist in Saatfeldern, Wiesen und Hutweiden; dasselbe enthält 4—6 olivengrüne Eier mit einigen dunklen Flecken, welche in ca. 21 Tagen ausgebrütet sind.

Der Brachvogel ist mit vorzüglichen Sinnesorganen ausgestattet, sehr scheu und schlau, läuft stolz und rasch, ist stets mobil und fliegt sehr gewandt.

Die Nahrung besteht aus Würmern, Larven, Insekten, dann aus Heidel- und Rauschbeeren.

Jagd.

Die Jagd auf Brachvögel ist nicht uninteressant, und wird schon im Frühjahr gleich nach Ankunft begonnen; April und Mai hat aber der Brachvogel bei uns, wie alles auf Mösern brütende Federwild, Schonzeit. Man sollte vor der Brütezeit die Jagd nicht ausüben; denn später, also von Juni an, lohnt sie sich viel besser und bietet für einen guten Flugschützen viel Interesse.

Wie schon erwähnt, ist der Vogel stets mobil und Tag und Nacht kann man sein eintöniges, langweiliges tui-tui-tui-tirrirriri oder auch „tloibit“ hören. Geht man vor Tagesanbruch zur Birthahnbalze ins Moos, hört man ihn schon und wenn man des Abends auf Schnepfen und später auf Rehböcke ansteht, wird man seinen Sang nicht los.

Doch ist die Annäherung an den mißtrauischen Vogel sehr schwer; schwerfällig schaukelt er einher, so daß man nach der Flinte greift und aber, noch nicht in Schußnähe, wendet er rasch und umkreist den getäuschten Jäger.

Leichter wird man der Jungen habhaft, die weniger scheu sind. Eine gute Maßregel, den Brachvogel in Schußnähe zu bringen, ist, wenn Baumgruppen oder Gesträucher in der Nähe sind. Plötzlich verschwindet der von den Brachvögeln außer Schußweite umkreiste Jäger und da er dem Vogel aus dem Gesichtskreise gekommen, mag Neugierde ihn veranlassen, in die Nähe der Gesträuche zu fliegen, wo ihn dann das sichere Blei ereilt.

Auch ist eine gute Maßregel, sich im Gestrüpp rasch zu verstecken, den Hühnerhund ins Freie zu schicken und dort revieren zu lassen. Da hassen die Brachvögel unter lebhaftem Geschrei nach dem Hunde, vergessen sich und kommen so in Schußnähe.

Das Wildbret ist nicht sonderlich fein, schmeckt etwas thranig und fett, alte sind sehr zähe, junge bald nach dem Flüggewerden besser. — Immerhin bietet jedoch die Jagd auf den Brachvogel gerade wegen seiner Schlauheit für den Jäger ein hübsches Vergnügen und ist nebenbei eine sehr gute Schießübung; zu viel der Brachvögel wird man aber niemals erlegen. Auf unseren Seen, wenn ich im Schiffe auf Enten jagte oder zur Birsche darüber hinwegfuhr, da umkreisten die Brachvögel stets das Schiff, selten aber kommen sie so nahe heran, daß man einen wirksamen Schuß abgeben kann und meist geht der Schuß ins Blaue.

---

6. Regenpfeifer.

Naturgeschichtliches.

Die Regenpfeifer — charadriinae — bilden in der zehnten Ordnung der Stelzvögel — grallatores — die zweite Familie und fünfte Sippe. In Mitteleuropa kommen von etwa 40 Arten gewöhnlich nur 6 oder 7 vor, welche ich kurz erwähnen und allgemein beschreiben werde.

Die Regenpfeifer im engsten Sinne haben als Kennzeichen: mäßig langen, verschieden dicken, an der Wurzel weichen, an der Spitze kolbenförmigen, harten Schnabel; ziemlich hohe, gewöhnlich dreizehige, bis gegen das Fußgelenk herab befiederte Füße; spitze Flügel, erste Schwinge längste, mäßig langen, abgerundeten Schwanz und buntes, je nach Jahreszeit verschiedenes Gefieder.

Die Regenpfeifer bewohnen Gewässer, Sümpfe, Moore, doch halten sie sich auch auf trockenen Feldern und in Steppen auf. Im Spätherbst wandern sie in zahlreichen Gesellschaften nach wärmeren Gegenden, kehren im Frühjahr wieder zurück. Sie sind sehr mobile Vögel, welche nicht bloß morgens und abends, sondern auch in hellen Nächten ihrer Nahrung nachfliegen, Insekten, Würmer, Beeren, Sämereien aufnehmen. In stoßweisen Absätzen laufen sie sehr schnell, ihr Flug ist mit den sichelförmigen Flügeln leicht, rasch und wiegend. Ohne besonderen Nestbau legen sie vier buntgefleckte Eier auf den bloßen Boden, welche meist so geordnet liegen, daß die stumpfen Spitzen sich berühren.

Ihre Stimme ist helles Pfeifen, das sehr weit hörbar ist und gewöhnlich vor dem Regen häufiger vernommen wird, woraus der Name Regenpfeifer abzuleiten sein dürfte.

Jagd.

Die Jagd auf Regenpfeifer ist eine sehr beschränkte und dürfte sich mehr auf zufälliges Erlegen bei Moosjagden erstrecken, eine eigentümliche Betriebsweise ergibt sich nicht, wenn gleich Dietrich a. d. Winckell den Fang auf einem Art Herde in Gegenden, wo sie zahlreicher vorkommen, empfiehlt und beschreibt.

Während der Moosjagd umschwärmen sie meist Jäger und Hund in großen Bögen mit lautem „tia-tia“, wissen sich aber recht gut in mehr als schußmäßiger Entfernung zu halten. Das Wildbret der Regenpfeifer ist fein und schmackhaft.

Bei uns werden sie, wie alles Moosgeflügel, immer seltener. Ich lasse hier die Beschreibung einiger dieser Zugvögel folgen:

1) Der Goldregenpfeifer — charadrius pluvialis — auch mittlerer Brachvogel, ist in ganz Europa, Asien und Amerika verbreitet. Den Sommer bringt er mehr an nordischen Küsten zu, während er im Winter südlichere Länder aufsucht. Bei uns überwintert er niemals, geht im Spätherbste fort und kommt im März und April wieder zu uns.

Seine Länge beträgt ca. 28 cm, Schnabel ist dunkelbraun, Augenstern dunkelrot, Ständer sind ca. 4 cm hoch; Kopf, Rücken, Schwingen und Stoß sind rußfarbig, mit unregelmäßigen, goldgelben Flecken gesprenkelt, Vorderhals und Brust sind etwas lichter, Kehle, Bauch und Schenkel weiß, Schwungfedern schwarz, Füße sind mattschwarz.

2) Der Mornell-Regenpfeifer — ch. morinellus — kleiner Brachvogel, auch Bergschnepfe genannt, hat seine Heimat im Norden Europas und Asiens, kommt zu uns nur selten im Herbste auf dem Zuge nach den Mittelmeerländern und kehrt von dort im März nach dem Norden zurück.

Seine Länge beträgt 22 cm, Flugweite 45 cm, Schwanzlänge 7 cm, Körpergröße etwa wie Drosseln; Schnabel schwarz, Augenstern kastanienbraun, Ständer schmutzig grüngrau; Kopf schwärzlich, im Gesicht etwas weiß punktiert, über die Augen ein gelblicher, im Nacken vereinigter Streifen; Oberkörper schwärzlichgrün mit rostfarbenen Flecken; Brust und Flanken graubräunlich, Unterleib weiß, am Stoßende weiß gebändert.

Das Sommerkleid zeigt das Rostfarbige des Oberkörpers lebhafter, den Bauch schwarz.

Das übrige wie beim Goldregenpfeifer.

3) Der Halsband-Regenpfeifer — ch. hiaticula — ebenfalls im Norden Europas, Asiens und Amerikas heimisch, kommt auf dem Zuge im März und April, dann im September und Oktober bei uns durch. Seine Länge beträgt 18—20 cm, Schnabel orangegelb, an der Spitze schwarz, Augenstern braun, Ständer orangegelb, Kopf schwarz mit weißem Stirnband, Hals schwärzlich mit weißem Ring, Unterseite weiß, Oberseite bräunlichgrau.

4) Der weißstirnige Regenpfeifer — ch. cantianus — auch Seeregenpfeifer, bewohnt Europa zum Teil, und zwar Gebiete, die ans Meer anstoßen, dann das nördliche Afrika und Asien; an der Ost- und Nordsee, in Ungarn kommt er häufig vor, im Innern Deutschlands selten, zur Zugzeit im April und Oktober. Länge 16,5 cm, Flugbreite ca. 36 cm, Schwanzlänge 4,8 cm, Schnabellänge 1,4 cm, Höhe des Laufes 2,8 cm; Feldlerchengröße, Stirn, Augenbrauen, Band im Nacken und die unteren Körperteile weiß; zwischen Schnabel und Auge ein dreieckiger Fleck auf dem Kopfe, ein Fleck an jeder Seite der schwarzen Brust; ein großer, schwarzgrauer Fleck hinter dem Auge; zwei äußere Steuerfedern weiß, übrige braun.

Sehr wohlschmeckendes Wildbret; der Vogel ist sehr scheu und lebendig, daher schwer zu erlegen.

5) Der kleine Regenpfeifer — ch. minor — Seelerche, auch Flußregenpfeifer; er bringt den Sommer in Mitteleuropa, den Winter in Südeuropa zu, erscheint bei uns im April und verläßt uns nach vollendetem Brutgeschäfte Ende August oder Anfang September; Länge 15,5 cm, Flugbreite 36 cm, Schnabellänge 1,2 cm, Schwanzlänge 6 cm, Höhe des Laufes 2,2 cm; Lerchengröße. Oben erdgraubraun, Gesicht, Hals und Unterseite weiß, auf dem Scheitel ein schwarzes Stirnband; von einem Auge zum andern ein schwarzer Streifen; schwarzes Brusthalsband; Schwingen dunkelaschgrau, mit schmalem, weißem Bande, die äußern Schwanzfedern weiß; Wildbret sehr schmackhaft.

Das Nest befindet sich am Ufer von Seen, Teichen und Flüssen im Grase und enthält 3—5 hellgelbe, dunkel gestrichelte Eier.

6) Der Triel — oedicnemus crepitans — Dickfuß, Steinpardel, Brachhuhn, auch lerchengrauer Regenpfeifer, bildet zwar eine eigene, die erste Sippe der Regenpfeifer, ich will ihn hier erwähnen, weil er bei uns sehr häufig vorkommt.

Kennzeichen sind: Lerchenfarbig, über den Flügeln zwei weißliche, dunkel begrenzte Querstreifen, Kehle, Zügel und Augenpartie weiß, Schnabel 4 cm lang, gelbgrün, mit schwarzer Spitze, Augenstern blaßgelb, Kopf groß und unförmlich, rostbraun, dunkelgestreift. Schwanz bis auf die äußersten Seitenfedern, die weiß sind, grau und dunkel gebändert; Unterseite hell rostfarbig, mit etwas weiß. Länge 38 cm, Flugbreite 81 cm, Schwanzlänge 12 cm, Laufhöhe 7,5 cm; Größe einer Haustaube.

Dieser Vogel ist weit verbreitet, kommt bei uns auf Steppen und Ödungen vor, brütet im Süden Deutschlands seltener. Bei uns erscheint er im März und April, wo sofort die Paarung erfolgt. Das Nest bereitet das Weibchen in einer kleinen, mit den Füßen ausgescharrten Vertiefung des Bodens an trockenen, sandigen Stellen, es enthält 2—3 grünliche, dunkelgefleckte Eier, die in drei Wochen ausgebrütet sind.

Die Äsung besteht aus Gewürm, Fröschen, Käfern, Blindschläuchen, Larven, sogar auch aus Mäusen und zarten Grasarten, Sand und kleinen Kieseln.

Der Triel ist ein scheuer, vorsichtiger Vogel, mit scharfen Sinnen ausgestattet, welcher schwer zu beschleichen ist, da er meist auf freien, Ausblick gewährenden Stellen sich aufhält; er läuft sehr rasch und umschwärmt, meist wohl außer Schußweite den Jäger mit dem weithörbaren Laute: „Krälith, Krälith“; sein Wildbret ist vorzüglich.

7) Der Sumpfwasserläufer — totanus calidris — obgleich die Wasserläufer zu den Schnepfenvögeln gehören, möchte ich dieses Vogels doch hier Erwähnung thun, weil er in unsern Mösern und an unseren Seen sehr häufig vorkommt und gelegentlich der Moosjagd oft erlegt wird; im Volksmunde wird er Rotfüßel, Rotschenkel genannt. Seine Länge beträgt 27 cm, Flugbreite 49 cm, Schwanzlänge 7 cm; Oberteil ist gräulichbraun, Kopf und Hals durch große, runde, schwarze Flecken gezeichnet, Unterrücken und Bürzel sind weiß, Seitenhals und Kropf graugelblich, mit schwarzen, braun eingefaßten Flecken besetzt, Unterteil weiß, Schwanzfedern weiß; das Auge ist graubraun, der gerade Schnabel an der Wurzel blaßrot, dessen Spitze schwarz, Füße auffällig zinnoberrot. Diesen Vogel findet man mehr im Norden Deutschlands, ist aber doch bei uns Brutvogel; sein Nest findet sich auf Binsenkufen oder auf Wiesboden, es ist versteckt angelegt und enthält Ende April vier Eier, etwas kleiner, aber ähnlich den Kibitzeiern, welche in etwa 16 Tagen ausgebrütet sind.

Die Nahrung besteht aus Würmern, Insekten, Käfern, Heuschrecken und Pflanzenteilchen. Bei der Schnepfenjagd umschwärmt der Rotfüßel meist außer Schußweite, die er bei seinem raschen Fluge sehr gut zu bemessen weiß, den Jäger mit fortwährendem Geschrei, das etwa wie „dalid-blid-blid“ lauten mag. Doch vergißt er sich manchmal und fällt zur Beute. Sein Wildbret ist schmackhaft.

---

7. Kiebitz.

Naturgeschichtliches.

Unter den Regenpfeifern nimmt der Kiebitz — vanellus — cristatus die zweite Sippe ein. Es gibt verschiedene Kiebitze, für uns kommt aber nur der gemeine Kiebitz in Betracht, welcher auch Gaisvogel, gehaubter Kiebitz, Riedschnepfe genannt wird.

Der Kiebitz, wer kennte ihn nicht, bewohnt in großen Scharen unsere Möser und Seen, und ist so landläufig, daß ich eine detaillierte Beschreibung ersparen kann und mich nur auf die Hauptkennzeichen beschränke. Diese sind:

Stumpfer, breiter Flügel ohne Dorn. Den Hinterkopf ziert ein langer, schmaler, aufwärts gebogener Federbusch; ober der Schwanzwurzel befindet sich eine schön rostfarbene Binde; die drei ersten Schwingen haben Schaft und sehen vor der Spitze weiß, sonst sind sie braunschwarz, untere Flügeldeckfedern braunschwarz; Oberseite metallschimmernd, dunkelgrün; auf der Schulter ein purpurroter Fleck, Bauch weiß, Ständer schmutzig rot, Augenstern nußbraun. Größe: schwach Feldtaubengröße, Länge 30—35, Flugweite ca. 90, Schnabellänge 2,5, Laufhöhe 4,5 cm.

Das Weibchen ist etwas matter gefärbt und schwächer, sein Federbusch etwas geringer.

Aufenthalt und Lebensweise.

Den Kiebitz trifft man vom 62. Grad nördlicher Breite an bis zum Wendekreis fast in allen Ländern, Europas und Asiens; er bewohnt tiefliegende, sumpfige Gegenden mit Wasserflächen. Im März erscheint dieser Zugvogel bei uns, die Reise erfolgt gewöhnlich untertags und zwar in größerer Gesellschaft. Im September scharen sie sich zu großen Flügen zusammen und ziehen allmählich über Möser und Fluren nach südlicheren Ländern.

Die Paarzeit beginnt gleich nach Ankunft und kündigt sich durch den bekannten Ruf „qui vive“, „Kiebit“, „Kiewit“, an. Im Fluge hört man auch hin und wieder ein schwaches „Meckern“ ähnlich wie bei der Beccassine, woher auch der Namen Gais-Mecker-Vogel abzuleiten wäre. Nach der Paarung sucht sich das Weibchen die Brütestelle, welche gewöhnlich eine mit den Füßen ausgescharrte, runde Vertiefung bildet, die mit Gras, Moos etwas ausgefüttert wird.

Diese Niststätte wird häufig öfter an verschiedenen Stellen angelegt, so daß man glaubt, mehrere verlassene Nester zu sehen. Ist nun eine Stelle bleibend gewonnen, so wird sie mit 3—4 schmutzig

grünen Eiern, die braun und schwärzlich gefleckt sind, belegt. In 18—21 Tagen sind sie ausgebrütet, und zwar vom Weibchen allein, während das Männchen sorgsam als Wächter dient und jede nahende Gefahr durch Geschrei und Umhergaukeln in der Luft verkündet.

Die unselige Leidenschaft vieler Feinschmecker nach Kiebitzeiern hat die Ausbeutung der Nester in übergroßer Zahl und dies namentlich an den Küsten Hollands und Norddeutschlands zur Folge. Doch der Eier beraubt, schickt sich der Kiebitz sofort wieder an, ein neues Gelege zu machen, das sich im Beraubungsfalle mehrmals wiederholt. Wird das Gelege nicht gestört, folgt in der Regel noch ein zweites.

Die Geschichte der Getreuen von Jever, welche jedes Jahr unserem eisernen Kanzler, Fürsten Bismarck, zu seinem Geburtsfeste 101 Kiebitzeier zusenden, möge hier erwähnt sein, obgleich sie weltbekannt ist.

Der Kiebitz ist ein gewandter Flieger, er übertrifft in seinen Flugkünsten alle Sumpfvögel, ist scheu und vorsichtig und gestattet selten schußmäßige Annäherung.

Mit einer Kühnheit verfolgt er Jäger und Hund, die sich dem Nistplatze nähern und fällt deshalb hiebei häufig zum Opfer seiner Sorgfalt.

Die Äsung besteht aus Würmern, Schnecken, Insekten, selten auch Kräutern und durch diese Vertilgung so vieler Würmer und Insekten sind diese harmlosen Vögel auch nützlich, denn sie begeben sich häufig auf die an Sümpfe und Moore angrenzenden Felder, wo man im Herbste Flüge nach Hunderten beobachten kann.

Jagd

Bei uns fällt es niemand ein, den Kiebitz zu erlegen, es müßte nur der Übung im Flugschießen gelten, oder um einzelne zur Dekoration der Stube ausbalgen zu lassen. Mehr wird, wie schon erwähnt, auf Eier Jagd gemacht, denn das Wildbret des Kiebitz ist kein sonderlich schmackhafter Braten, höchstens kann man noch von jungen Kiebitzen, die nicht so zähe sind und nicht so stark — „möseln“ wie man bei uns sagt, ein Gericht bereiten. Die Eier werden, wie schon bemerkt, allerdings teuer verkauft.

8. Moosschnepfen.

Naturgeschichtliches.

Die zweite Sippe der dritten Familie unter den Stelzvögeln nehmen die Sumpfschnepfen — gallinago — ein.

Unter denselben haben wir drei Gattungen zu beachten, nämlich: 1) die gemeine Moorschnepfe, 2) die Haarschnepfe und 3) die Doppelschnepfe.

ad. 1. Die gemeine Moorschnepfe — scolopax gallinago — Beccassine, Heerschnepfe, Himmelsziege, auch Meckerschnepfe genannt.

Kennzeichen: Erste große Schwinge hat schwarzen Schaft und weiße Außenfahne; die Flügeldeckfedern zeigen schmale, graugelbliche in der Mitte geteilte Spitzflecken; Schwanz abgerundet, 14fedrig, äußerste Seitenfedern weiß; heller Längsstreifen über dem braunschwarzen Scheitel; Schnabel 8 cm lang, braun; Augenstern braun, Oberkörper schwarz und rostgelb gefleckt; Vorderhals und Brust gelb mit schwarzen Längsflecken; Flanken, Bauch und After weiß, wenig schwarz gewellt.

Länge 21—24, Flugbreite 44, Laufhöhe 3,5 cm. Größe der Singdrossel. Weibchen etwas kleiner. Der Schnabel hat stumpfe Spitze, Unterschnabel an der Spitze etwas löffelartig ausgehöhlt; Füße sind schmutzig fleischfarben, etwas ins Gräuliche schimmernd; Junge haben mehr trübgraue Füße.

Aufenthalt und Verbreitung.

Die Moosschnepfe ist in ganz Europa verbreitet, geht nicht sehr weit nach Norden, bewohnt auch in Asien die gleichen Striche. Im Herbst und Winter zieht sie nach Süden oft bis Nordafrika. Im Frühjahr trifft sie zeitig bei uns ein, in der Regel mit oder kurz vor der Waldschnepfe.

Bei uns hält sich die Moosschnepfe in Sümpfen und Brüchen auf, seltener an Teichrändern, nassen Wiesen und Bachufern. Oft bleibt die Moosschnepfe bei uns bis der Frost die Wasser erstarren macht. Seichte Moostümpel mit Graswerk, ebenso sumpfige Wasserlacken und inundierte Mooswiesen liebt sie zeitweise sehr gerne, wie auch alle Torfstiche.

Gewöhnlich trifft die Beccassine im März bei uns ein und paart sich dann bald, wobei Männchen und Weibchen in interessanten Flugkünsten sich üben; blitzschnell fahren sie schief in die Höhe, ziehen weite Kreise, fallen in raschem Bogen wieder wellenförmig herab, um sich wieder aufwärts zu drehen und da vernimmt man bei diesem Balzfluge aus der klaren Frühlingsluft einen eigentümlichen, sehr prägnanten Ton, eine Art Meckern, das vermutlich durch Flügel- und Stoßfedern hervorgebracht wird und Ähnlichkeit mit dem Meckern einer entfernt stehenden Ziege hat. Hievon leitet sich wohl die Bezeichnung „Himmelsziege" ab. Über diesen Punkt ist schon viel geschrieben und gestritten worden.

Manche Forscher wollten geltend machen, dieses Meckern sei Stimme und werde mit dem Schnabel hervorgebracht; da es aber meist ertönt, wenn die Beccassine im Fluge sich rasch abwärts dreht und andere Flugrichtung annimmt, so ist wohl die oben erwähnte Annahme, daß Schwung- und Schwanzfedern den immerhin sehr starken Ton hervorbringen, gerechtfertigt. Oft habe ich im Frühjahr diesen Ton vielfältig auf unsern Mösern vernommen, er ist so auffällig, daß man bei klaren Tagen die ganze Zeit ringsum dieses Meckern über der Moosfläche vernehmen kann, was mit dem eintönigen, langweiligen Gesange der Brachvögel der ganzen Mooslandschaft ein eigenes charakteristisches Gepränge gibt.

Wie gesagt, leitet dieser Balzflug das Brütegeschäft ein. Ende April oder anfangs Mai wird das Nest bereitet. Man findet es im Sumpf auf Gras- und Binsenbüscheln; die Gräser werden zu einer kleinen Mulde niedergedrückt und wenig mit dürren Halmen ausgepolstert. Gewöhnlich finden sich im Neste 4, seltener 5 birnförmige, graugrünliche und dunkelgesprenkelte Eier, die verhältnismäßig für den kleinen Vogel groß sind, annähernd wie Rebhühnereier, und in ca. 16 Tagen ausgebrütet werden.

Die Nahrung der Moosschnepfe besteht aus Insekten, Larven, Fliegen, Nacktschnecken, Würmern, kleinen Käfern und auch aus Heidelbeeren.

Die Beccassine ist ein stiller Vogel, furchtsam, wohl scheu, aber nicht immer vorsichtig, denn häufig drückt sie sich im Sumpfe nieder und glaubt dadurch dem nahenden Feinde zu entgehen. Bei ruhigem, warmem Wetter oder ruhigem, feinem Regen liegt sie fester, als bei windigem Wetter, wo sie den Hund und die Annäherung des Jägers gewöhnlich nicht aushält, sondern in größerer Entfernung aufsteht.

Das Erheben aus dem Sumpfe geht mit ausgebreiteten Flügeln langsamer; wenn sie aber Luft gewinnt und ein oder zwei Fuß hoch über dem Boden sich erhoben hat, streicht sie rasch im Zickzack hinweg und steigt in diesen Wellenlinien seitwärts sehr rasch in die Höhe, um in großem, weitem Bogen dann wieder einzufallen. Halten die Moosschnepfen die Annäherung nicht aus, streichen sie auch oft lange in großem Bogen hoch in der Luft umher; dagegen fallen sie an jenen Tagen, an denen sie gut halten, auch sehr bald wieder ein, indem sie plötzlich in scharfem Winkel sich abwärts senken. Beim Aufstehen stößt die Moosschnepfe einen scharfen, wie „kätsch — kätsch" lautenden Ton aus, sonst aber kann man nur hin und wieder einen Lockton, etwa wie „Dickuh" vernehmen.

Naturgeschichtliches.

ad 2. Die Haarschnepfe — scolopax gallinula, kleine, stumme Beccassine, Halbschnepfe, kleine Haarschnepfe, Bockerle ꝛc. Im allgemeinen der vorigen ähnlich, aber bedeutend kleiner und auch seltener vorkommend.

Kennzeichen: Kopf schwarz, rostfarbig gefleckt, über den Augen ein gelblicher Streifen; Oberkörper schwarz, grünschillernd, mit rostfarbigen Längsflecken; Unterkörper gräulich weiß; Schwanz spitz abgerundet; zweite Mittelfeder länger und spitzer als die andere; Augenstern braun; Ständer schmutzig grau.

Länge 18, Flugbreite 35, Schnabellänge 4,5, Fußhöhe 2,5 cm. Körpergröße wie die Haubenlerche.

Aufenthalt und Lebensweise.

Die Haarschnepfe ist über ganz Europa, aber seltener verbreitet wie die Beccassine, sie kommt bei uns mehr als Zug-, denn alle Brutvogel vor. In Spanien, Italien, Griechenland und Kleinasien sollen die Haarschnepfen in großer Menge vorhanden sein.

Aufenthalt, Lebensweise, Brütegeschäft, Äsung ist alles wie bei der Beccassine; beim Aufstehen vernimmt man nur hin und wieder ähnlichen Ruf, wie bei dieser, aber nur sehr selten, daher wohl der Name stumme Moosschnepfe; auch das Meckern hört man bei dieser Schnepfe nicht.

Diese Schnepfe ist weniger scheu, läßt den Jäger näher ankommen, hält sich auch mehr an Gebüsch und Gestrüpprändern, denn im Sumpfe auf.

ad. 3. Die Doppelschnepfe — scolopax major — Pfuhl-Mittel-Schnepfe, große Beccassine, ist bei uns sehr selten und kommt meist nur auf dem Zuge vor. Ihre Heimat ist der Süden, den Sommer bringt sie im hohen Norden zu. Auf der Hinreise erscheint sie bei uns im April, auf der Herreise im September und Oktober. Naturgeschichtliches.

Kennzeichen: Schnabel 6 cm lang, rötlich braun; Augenstern braun; Ständer gelblichgrün, oft schwärzlich; Kopf schwarz mit rostgelben Streifen; über den Augen ein hellgelbes Band; Oberkörper schwarz mit rostfarbigen Flecken und Streifen, Unterkörper braungelb mit schwarzer Zeichnung; Stoß 16 Federn, rostrot, schwarz gebändert mit weißen Spitzen.

Länge 24—25, Flugbreite 50, Schnabellänge 6, Fußhöhe 3,6 cm, Größe der Turteltaube. Weibchen größer als das Männchen.

Ihren Aufenthalt nimmt die Doppelschnepfe in strauchleeren Sümpfen, auf ausgetretenen Viehweiden, mit wenig Wasser. Nicht selten trifft man sie auf trockenen Mooswiesen und meist auf Stellen, wo man gewöhnlich Moosschnepfen nicht sucht. Aufenthalt und Lebensweise.

Das Gelege enthält 4 nicht sehr große Eier, die olivengrün, braungraue Flecken haben und in 17 Tagen ausgebrütet sind.

Seltener traf ich die Doppelschnepfe in unsern Mösern um München an, mehr in der Nähe des Ammersee und des Raistinger Mooses, an der Amper und deren angrenzenden Viehweiden, aber stets nur vereinzelt.

Diese Schnepfe ist weniger scheu als ihre Verwandten, hält auch besser aus, fliegt gerade aus und fällt bald wieder ein. Äsung dieselbe, wie bei den Vorhergehenden.

Unsere Moosschnepfen haben viele Feinde, von denen aber die Nesträuber die gefährlicheren sind, denn der Vogel selbst zeigt sich außer der Balzzeit nur wenig und ist ob seiner versteckten Lebensweise auch schwer zu entdecken. Dagegen mögen die Nesträuber manchen Schaden bringen. Da ist zunächst die Rostweihe ein gefährlicher Vogel, der gerade in jenen Territorien sich aufhält, wo die Moosschnepfen heimisch sind. Feinde.

In trägem Gaukelfluge streicht dieser mit scharfem Sinne ausgerüstete Nesträuber ein paar Fuß hoch über dem Moor einher und kaum dürfte ihm irgend ein Gelege entgehen. Auch unsere Raben- und Krähenvögel sind gefährlich, sie durchstreifen zu Fuß die Möser in Scharen und stoßen sicher auch bei ihrer Suche und ihrem scharfen Auge auf die Moosschnepfengelege. Nicht zu verachten als Feinde dürften die verschiedenen Eulengattungen sein, besonders die gemeine Mooseule, welche vielfach und in größerer Zahl in unsern Mösern haust.

Weniger gefährlich sind die Nesträuber aus der Reihe des Haarraubwildes, in sumpfigen Lagen treiben sie sich nicht gerne herum.

Daß Falken und Habichte schädlich sind, bedarf keiner Erwähnung; all dies Gelichter treibt sich auch in den Moorflächen vielfach herum und der schützende Jäger hat schon in Rücksicht auf andere Wildgattungen die Verpflichtung, auch diese Strecken sorgfältig vom Raubzeuge zu säubern.

Die Jagd auf Moosschnepfen bietet einem guten und flinken Flugschützen sehr viel Vergnügen, wenn er die mit derselben verbundenen Anstrengungen nicht scheut. Sind nur wenige Schnepfen da, oder halten sie nicht aus, so sollte man sich ausschließlich mit dieser Jagd nicht plagen, denn die Ausbeute steht an solchen Tagen in keinem Verhältnisse zu den Mühen. Dagegen kann man im Juli und auch wenn gute zahlreiche Flüge zur Herbstzeit zugestrichen sind, recht schöne Resultate erzielen und oft knallen, daß die Flintenrohre heiß werden. Allerdings haben, wie alles Sumpfwild, auch die Moosschnepfen an Zahl bedeutend abgenommen und in unsern Mösern, wo man noch vor 20 und 25 Jahren Dutzende erlegen konnte, wird man sich jetzt mit wenigen begnügen müssen. Jagd.

Die Abnahme hat ihren Grund in der Kultivierung der Moore und viel mag auch die Frühlingsjagd, welche hin und wieder gleich nach Ankunft der Moosschnepfe betrieben wird, zur Verminderung beitragen. Man sollte dieses Wildgeflügel im Frühjahr, vor der Brütezeit nicht bejagen, denn wo man im März und April 4 oder 6 Stück erlegt, mag man im Juli 20—25 Stück erbeuten können.

Zur Suche auf Moosschnepfen, wie überhaupt zur Moosjagd ist ein kurzsuchender Vorstehhund mit guter Nase sehr zum Vorteil, nicht so fast wegen des Aufsuchens und Vorstehens allein, sondern auch wegen des Apportierens, denn eine in das Riedgras hineingefallene Beccassine ist, selbst wenn sie sofort tot ist, oft schwer zu finden und ferner giebt es Möser und einzelne Stellen in denselben, die sehr tief und weich sind, in welche der Jäger oftmals nicht hineingehen kann, ohne sogar das Leben zu riskieren, während der leichtere Hund weniger leicht durch die Pflanzenschichte (an unsern Seen Kuhwanne genannt) durchbricht, und wenn auch, sich doch schwimmend wieder herausarbeiten kann.

Gewöhnlich liegen eine größere Anzahl Moosschnepfen an günstigen Stellen beisammen. Wenn man solche Stellen schon kennt, halte man den Hund sehr kurz, oder nehme ihn ganz herein und birsche sich so leise als möglich an. Gewöhnlich stehen, wenn der Hund in die Stelle hineinplätschert, sämtliche Schnepfen unter Geschrei auf einmal auf, während, wenn der Jäger selbst so ruhig und so nahe als möglich herankommt, meist erst einzelne Schnepfen aufgehen, der größere Teil aber nach dem Schusse herausstreicht, oder nach und nach sich einzeln erhebt, so daß man zwei, drei und vier Schüsse anbringen kann. Nach dem Schusse sofort den Hund apportieren lassen, ist nicht ratsam — erst wenn man sich vergewissert hat, daß in dem Tümpel oder an dieser Stelle keine Schnepfen mehr liegen, lasse man den Hund zum apportieren vorgehen. Ein Hund, der intelligent ist und Passion hat, wird bei öfterem Gebrauche bald so viel Praxis sich aneignen, daß er fast mit Sicherheit weiß, wo die getroffenen Schnepfen herabgefallen sind, und wird mit Hilfe seiner guten Nase sehr bald den Vogel finden, denn die Moosschnepfe hat sehr feine Wittrung. Bei dieser Jagd thut der deutsche Vorstehhund die besten Dienste. Hunde, die auf den Schuß nachprellen, sind ebenso, wie auf der Hühnerjagd, auch bei der Moosjagd sehr unangenehm und dazu angethan die Resultate zu verringern. Es sei daher schon hier darauf hingewiesen, mit aller Macht dem jungen Hunde das Nachprellen oder die Schußhitze bei der Dressur abzugewöhnen. Der junge Hund muß dressiert sein, auf jeden Schuß sich zu setzen und in dieser Stellung so lange zu verharren, bis der Befehl seines Herrn ihn zum Vorgehen und Apportieren veranlaßt. Ist dies dem jungen Hunde angewöhnt, wird man in allem gewaltig leichter mit ihm arbeiten und bessere Resultate erzielen.

Viele Vorstehhunde, und besonders trifft man das bei englischen, haben förmlichen Widerwillen, Moosgeflügel zu apportieren. Der thranige Moosgeruch mag die Schuld daran tragen, selbst Wildenten nimmt ein junger Hund nicht gerne auf. Es sind deshalb die Hunde sehr frühzeitig dazu anzuhalten und abzurichten, Moosgeflügel zu apportieren, denn bei der Moosjagd ist Verlässigkeit hierin ein Hauptvorzug des Hundes; daß er nicht drücken oder quetschen darf, ist wohl selbstverständlich, denn die kleine Moosschnepfe würde dadurch völlig unbrauchbar.

Betreffs des Einsinkens möchte ich dem jungen Jäger sehr große Vorsicht anraten, denn dies kann, wie bemerkt, manchmal, besonders an Seen gefährlich werden. Der Zugang zu unsern Seeufern, ferner die Beschaffenheit vieler Möser, besonders unserer Hochmoore im Gebirge oder Gebirgsvorland ist oft derart beschaffen, daß im Laufe von Dezennien sich über dem Wasser eine Pflanzenschichte gebildet hat, welche infolge von Alluvion und Zuwachs von Pflanzen aussieht wie eine Wiese, während sie in Wirklichkeit nichts weiter ist, als eine schwimmende und schwankende Pflanzenschichte, die durchgedrückt, den Jäger insoferne verschlingen kann, als unter ihr nicht selten das Wasser so tief ist, daß ein Mann den Grund nicht erreicht.

Unsere Hochmoore, welche der Torfgewinnung unterzogen werden, weisen zuweilen eine Mächtigkeit von 15—20 Fuß Torflager auf, bis man auf den festeren Kies- oder Mergelboden kommt. Die Torfstiche werden also so tief ausgestochen und in dem Tümpel sammelt sich das braune Mooswasser, über welches sich nun auch die Pflanzenschichte bilden kann, welche dem Jäger die schon geschilderte Gefahr bietet. Ich hatte bei der Moosschnepfenjagd zweimal während meiner Jägerpraxis große Lebensgefahr zu bestehen. Das einemal in einem großen Torfstiche des Algäues, das anderemal in einem Ampermoos in der Nähe des Ammersees. Beidemal brach ich durch die sogenannte Kuhwanne ein und schwebte sehr lange in Lebensgefahr, bis ich endlich die Füße aus der Pflanzenschichte herausarbeiten und so auf allen Vieren weiterkriechen konnte. Daß ich in einer Verfassung ans feste Ufer kam, die ich hier zu schildern überflüssig finde, ist selbstverständlich und mit der Jagd war's aus, denn im einen

Fall war die für den Vorderlader noch bestimmte Munition völlig inundiert, im andern der Hinterlader-Patronenvorrat völlig unbrauchbar geworden. Gewiß hat jeder ältere Bruder in Huberto hierin seine Erfahrungen gleich mir gemacht.

Zur Moosjagd bedarf es keiner besonderen Ausrüstung. Hohe, sogenannte Wasserstiefel, die man übers Knie heraufziehen kann, mögen sich wohl nur im Spätherbste empfehlen. Bei der großen Hitze während der Sommerjagd sind sie lästig, machen heiß und ermüden den Jäger vorzeitig. Wadenstiefel reichen sehr oft nicht aus. Es ist deshalb das Beste, man ziehe, wie schon kurz erwähnt, alte Schuhe an, aus denen das Wasser wieder ausläuft, binde alte Hosen über den Schuhen zusammen oder ziehe leichte Gamaschen an, während man dann nach Schluß der Jagd trockene Schuhe, Strümpfe und Hosen in Reserve hat. Barfuß zu gehen, rate ich entschieden ab, schon wegen der Verletzungen, die man sich zuziehen kann, und außerdem liegt noch die Gefahr nahe, durch Ungeziefer verletzt zu werden. In unsern Mösern gibt es viele Kupfernattern und bei bloßen Füßen ist man deren Bissen ausgesetzt. Unsere Mäher, die mit nackten Beinen in den Mösern arbeiten, tragen stets die sogenannte Natternschnur um den Leib geschlungen in Reserve mit. Werden sie gebissen, unterbinden sie mit der Schnur die Stelle.

Was nun den Schuß auf die Moosschnepfe betrifft, sind die Ansichten der besten Flugschützen geteilt. Der eine empfiehlt sofort beim Aufstehen Feuer zu geben, der andere abzuwarten, bis die Schnepfe ihren Zickzackflug vollendet, geradeaus zu streichen beginnt.

Ich habe schon erwähnt, daß die Moosschnepfe sich etwas langsamer erhebt, dann in den Zickzackflug verfällt und erst nach einiger Zeit seitwärts geradeaus fliegt. Ich für meine Person habe die besten Erfolge gehabt, wenn ich den Schuß sofort nach dem Erheben und vor dem Zickzackfluge abgab, da hat man das sicherste Abkommen auf kürzere Distanz.

In München lebten zwei berühmte Flugschützen in früheren Jahren, die passionierte und berühmte Moosjäger waren — Graf Ricciardelli, Generaladjutant Sr. Majestät, und K. Hofgarten-Inspektor v. Effner der ältere. Letzterer empfahl mir die später von mir angewendete und oben angedeutete Art des Schusses und ich war damit auch erfolgreich. Man muß aber, um den Schuß sofort abgeben zu können, das Gewehr stets schußfertig in beiden Händen haben, sonst kommt man zu spät und thut dann besser, zu warten, bis die Schnepfe geradeaus streicht, was zwar allerdings etwas weit wird.

Auf Moosschnepfen muß man sehr feinen Hagel schießen, den sogenannten Schnepfen- oder Lerchendunst, und eine nicht zu starke Pulverladung, so daß der Schuß, der ja nicht weit abgegeben wird, sowohl gut streut, als auch gut deckt, denn die Beccassine ist ein sehr kleines Treffen.

Den Fang von Moosschnepfen in Sumpfherden habe ich nie gesehen, er wird bei uns nicht ausgeübt.

Wie schon erwähnt, ist die Moosjagd oder Moosschnepfenjagd sehr anstrengend. Wenn man die Sonnenhitze bedenkt, die in den Mösern sehr lästig und erschlaffend wirkt, da die stagnierenden Wasser erschlaffende Ausdünstung haben, die Sonnenstrahlen in dem Schilf und Gestrüpp die Hitze noch verdoppeln, dazu der unsichere, schwankende Schritt, das Überspringen der Gräben, Einsinken in den Morast, so gehört gewiß ein passionierter Jäger dazu, um sich all den Strapazen einiger kleiner Vögel wegen zu unterziehen, und all das wird noch erhöht durch die Belästigung von Seite der Stechfliegen und derartigen Ungeziefers, das in Schilf und Mösern millionenweise sein Unwesen treibt.

Die Nutzung der Moosschnepfe ist lediglich für die Küche. Sie gibt aber auch einen ganz delikaten Braten, und nimmt man von zwei oder drei Moosschnepfen die Eingeweide zusammen, so bilden diese auch einen ganz respektablen „Schnepfendreck", der jenem der Waldschnepfe um kein Haar nachsteht. Friedrich erzählte in seiner Naturgeschichte der deutschen Vögel, daß Naumann die Güte des Schnepfenbratens in folgender Weise klassifiziert habe: „Die Waldschnepfe ist die schlechteste, dann kommt die gemeine und zuletzt die kleine Beccassine" — befremdet hätte ihn dann ein Freund gefragt, was dann mit der großen Beccassine sei, worauf er die scherzhafte Antwort erhielt: „die behalte ich für mich selbst, weil sie nur dem Schützen zukommt". Nutzung.

In der That ist es bei uns in vielen Revieren auch Sitte, daß Beccassinen und Wachteln dem Erleger als Eigentum verbleiben.

9. Rallen.

Naturgeschichtliches.

In der zehnten Ordnung der Stelzvögel nehmen die Rallen die fünfzehnte Familie ein, die sehr viele Arten aufweist, von welchen aber nur einige für uns in Betracht kommen. Die Rallen kennzeichnet ein schlanker, geschmeidiger Leib, seitlich zusammengedrückter Schnabel, dessen haarige Bekleidung nicht in die Stirn eingreift, wie bei den Blaßhühnern, ferner lange dünne Zehen und kurzes Schwänzchen. Die Flügel sind kurz und schwachknochig; der Kopf ist klein, Schnabel etwa in Kopfeslänge von verschiedener Gestalt, das Gefieder ist reichlich und wasserdicht.

Die Rallen bewohnen schilf- und grasreiche Gewässer, feuchte Wiesen, laufen mit ihrem schmalen Körper sehr rasch durch das Graswerk, schwimmen und tauchen gut, fliegen aber nur ungern und schwerfällig. Sie halten sich sehr versteckt, lassen ihre Stimme mehr oder weniger ofter hören, nähren sich von Insekten, Schnecken, Sämereien und auch von — Vogeleiern.

Ihre Nester befinden sich meist nahe am Wasser, sind gut vorbereitet und enthalten 4—12 Eier. Man kennt etwa 130 Arten von Rallen, die über alle Erdteile verbreitet sind, aber für uns kommen nur etwa vier oder fünf Arten in Betracht.

1. Die Wasserralle — rallus aquaticus — gemeine Ralle, deutsche Ralle, Rohrhühnlein ꝛc. genannt, ist der einzige Vertreter dieser Art in Europa.

Ihre Kennzeichen sind: Roter Schnabel, an der Spitze und am Rücken des Oberkiefers braun; Augenstern orangegelb, Ständer fleischfarbig, Gefieder des Kopfes, des Halses, der Brust und des Bauches sind bleifarbig, Kehle etwas weiß. Oberkörper dunkelbraun; Flanken und After schwarz mit weißen Querbinden; Schwanz weiß. Länge 24, Flugbreite 40, Schnabellänge 3,5, Laufhöhe 4,5 cm. — Wachtelgröße.

2. Die getüpfelte Sumpfralle — rallus porzana — kleines Wasserhühnchen, Grieshandl ꝛc.

Kennzeichen: Schnabel 1,8 cm lang, vorn schwarz, nach der Stirn zu rot, oben ein weißes Korn. Kopf und Halsseiten sowie die ganze Oberseite auf olivenbraunem Grunde weiß punktiert; Weichen dunkelbraun und weiß punktiert; Länge 20, Flugbreite 37, Laufhöhe 3,2 cm. — Wachtelgröße.

Kommt in Deutschland allenthalben vor; Zugzeit April und September.

3. Die kleine Sumpfralle — rallus pusillus — kleines Rohrhuhn, kleiner Heckenschnarrer ꝛc.

Kennzeichen: Oben olivenbraun, Rücken schwarz mit wenig weißen Flecken, Hals, Brust und Weichen hellgraublau. Weibchen: weiße Kehle, vordere Weichen roströtlich. Füße grün.

Länge 18 cm, Flugbreite 30, Schnabellänge 1,8, Laufhöhe 3 cm. — Größe der Haubenlerche.

4. Die Zwergsumpfralle — rallus pygmaeus — Zwergrohrhuhn.

Kennzeichen: ähnlich dem vorigen, Füße hell rötlichgrau.

Länge 17, Flugbreite 28, Schnabellänge 1,4, Laufhöhe 2,8 cm. — Feldlerchengröße.

5. Der Wachtelkönig — gallinula crex — Wiesenschnarrer, Schnerzer, Grasrätscher, sansculot, im Volksmunde Sanskittel ꝛc. gehört eigentlich zu den Wiesenrallen.

Dieser Vogel kommt bei uns überall und sehr oft vor und ist allgemein bekannt. Er kommt im Mai zu uns, bleibt den ganzen Sommer über da um zu brüten und zieht von September an zugleich mit den Wachteln ab. Die Bezeichnung „Wachtelkönig“ ist eigentlich falsch, denn er hat mit den Wachteln nichts gemein und gehört nicht zu dieser Gattung.

Kennzeichen: Schnabel graubraun, unten fleischfarbig, seitlich zusammengedrückt, Ständer hell bleifarben, Augenstern braun, Kopf bräunlich mit gelben und schwarzen Flecken, über den Augen ein grüner Streifen, Kehle, Hals und Unterleib grau und braun gefleckt, Oberleib braunrot mit gelb und braunen Schaftstrichen. Das Weibchen hat die Augenbinde heller, den Bauch hellgrau. Länge 25, Flugbreite 42,5, Schnabellänge 1,9, Laufhöhe 3,6 cm, Schwanz kurz. — Turteltaubengröße.

Dieser Zugvogel ist ein eigentümlicher Einsiedler; trotz des scheinbar schwerfälligen Fluges macht er große Reisen und setzt sogar nach Nordafrika über.

Die Paarzeit fällt in den Monat Mai; das sehr primitive Nest enthält 8—12 weißliche, punktierte Eier, welche in drei Wochen ausgebrütet sind.

Die Nahrung besteht aus Würmern und Insekten. Die lautschnarrende Stimme kann man zu jeder Tageszeit hören, sie lautet wie „Kräck, Kräck"; bei Eintritt regnerischen Wetters soll er sich meist hören lassen, daher er bei den Landleuten als Wetterprophet gilt.

Der Wachtelkönig läuft sehr rasch, ist nur schwer in die Höhe zu bringen; da er aber sehr fest liegt und starke Wittrung hat, bringt er den Vorstehhund und den Jäger manchmal fast zur Verzweiflung. Der Hund wird ungeheuer aufgeregt und kaum versucht er ihn vorzustehen, ist er flugs wieder weggelaufen. Selbst wenn man ihn einfallen sieht, gelingt es sehr oft nicht, ihn wieder hoch zu bringen.

Sein Wildbret ist schmackhaft, ähnelt dem der Wachtel und ist ziemlich fett. Bei Ausübung der Feldjagd trifft man ihn sehr häufig in Niederungen und feuchten Wiesen an. Besonders in den niederbayerischen Wiesenthälern des Rotthales habe ich viele davon erlegt.

Hier mögen auch noch weitere Rohrhühner eingereiht werden, welche bei uns häufiger vorkommen, nämlich die Bläßhühner — fulicinae.

6. Das schwarze Wasserhuhn — fulica atra — großes Wasserhuhn, Bläßhuhn, Bläßling 2c. genannt.

Kennzeichen: Stirnblässe weiß, Schnabel an den Seiten stark zusammengedrückt, Augenstern kastanienbraun; die stark gelappten Floßfüße 5,5 cm hoch, dunkel olivenbraun; ganzes Gefieder schwarz, unten heller, Blässe beim Männchen größer als beim Weibchen.

Länge 40, Flugbreite 70, Schnabellänge 3, Laufhöhe 6 cm. Größe einer kleinen Haushenne.

Das Bläßhuhn ist ein plumper Vogel, der nur im Schwimmen Gewandtheit besitzt, im Fluge erhebt es sich kaum über das Geröhricht und fällt bald wieder ein, bei besonderer Gefahr taucht es auch, kann sich aber nicht lange unter Wasser halten. In ungestörter Ruhe schwimmt es beständig mit dem Kopfe nickend im Sumpf und Rohr herum.

Das Nest bereitet es im dichten Schilf auf Binsenkufen u. dgl., es ist kunstlos aus Schilf- und Binsenstengeln hergerichtet und enthält 7—12 bräunlichweiße, etwas bespritzte Eier, die in ca. 3 Wochen ausgebrütet sind. Das Geheck bleibt bis August beisammen, wenn jedoch die Jungen ausgefiedert sind, dann sammeln sie sich in größeren Gesellschaften und beginnen dann die Weiterreise.

Die Stimme des Wasserhuhnes kann man häufig hören und klingt wie „Köw — Köw".

Die Nahrung der Wasserhühner besteht aus Insekten, Larven, Fisch- und Froschlaich, Würmern und einigen Pflanzen.

Bei Gelegenheit der Wasserjagd wird das Blaßhuhn öfter erlegt, obgleich es als scheuer Vogel sich gerne zu verstecken sucht.

Das Wildpret schmeckt thranig, kann aber wohl genossen werden.

7. Das gemeine Teichhuhn — gallinula chloropus — auch grünfüßiges Wasserhuhn, rotes Blaßhuhn, Rotbläßchen genannt, ist überall in Europa bekannt; bei uns erscheint es im März und verläßt uns im Spätherbste.

Kennzeichen: Blässe rot, Schnabel bis auf die gelbe Spitze orangenrot; Augenstern braunrot, Ständer grasgrün, Kopf sammtschwarz, Hals und Brust rußgrau, Bauch, Flanken und Schenkel bläulichgrau, Oberleib dunkel olivenbraun; rein weiße Längsflecken an den Flanken.

Länge 30—32, Flugbreite 55, Schnabellänge 2,7, Laufhöhe 4,8 cm. — Taubengröße.

Das Weibchen ist schwächer und lichter gefärbt.

Das Teichhuhn oder grünfüßige Rohrhuhn wird meist auf schilfbewachsenen Teichen und Weihern angetroffen, während des Zuges manchmal auf Wiesen und Hutweiden. Im Laufen und Schwimmen ist es gewandt, taucht auch, der Flug ist schwerfällig.

Die Paarzeit fällt in den März. Das Nest wird korbförmig aus Binsen, Rohr und Gras an Teichrändern hergestellt und enthällt 5—8 graugrünliche gefleckte Eier, die drei Wochen bebrütet werden. Sobald die Jungen einigermaßen herangewachsen sind, kümmern sich die Alten nicht mehr um sie und machen Anstalten zu einer zweiten Brut.

Asung wie beim vorigen, Wildbret thranig.

10. Scharben.

Naturgeschichtliches.

In der dreizehnten Ordnung, Ruderfüßler, bilden in der fünften Familie die Scharben eine einzige Sippe.

Der Cormoran — graculus carbo — carbo cormoranus — schwarzer Pelikan, Seerabe, Scharbe ꝛc. hat folgende Kennzeichen: Schnabel, so lange als der Kopf dünn, an der Wurzel stärker als an der Spitze, Gesicht und nackte Kehlhaut gelblich; weißer Federkreis vom Auge ab rings um die Kehle; Augenstern bläulich, Latschen stark, mit Schwimmhäuten versehen, schwarz; Körperbau ähnlich den Sägetauchern; Kopf schwarz mit mäßig verlängertem Federbüschel am Hinterkopfe; Hals, Brust, Bauch, After und Schwanz glänzend schwarz; Rücken und Schwingen dunkelbraun, grün und purpur metallschimmernd, an den Flanken je ein großer rundlicher, weißer Fleck.

Länge 80, Flugbreite 130, Schwanzlänge 16, Schnabellänge 7,5, Laufhöhe 5,8 cm.

Im Brautkleide charakterisiert den Vogel silberweißer Flaum, welcher über Kopf und Hals hinabreicht, sich aber während der Brutzeit verliert. Hin und wieder finden sich auch weißgescheckte Cormorane.

Der Schnabel ist bis hinter das Auge gespalten, graurötlich ins gelbe spielend und ist am Unterkiefer mit einem graugrünen Kehlsack versehen.

Aufenthalt und Lebensweise.

Der Cormoranscharbe ist in Europa und Asien heimisch, war früher bei uns sehr selten, kommt aber nunmehr häufiger vor. Er ist Zugvogel, kommt gewöhnlich von März bis Oktober vor, überwintert aber auch manchmal bei uns. Er ist ein vorzüglicher Taucher und Schwimmer, am Land aber unbeholfen. Man findet ihn auf großen Flüssen, besonders auf unsern größeren Seen; im Sitzen macht er durch seine aufrechte Haltung eine auffällige Erscheinung; im Fluge, der geräuschvoll und schnell ist, streckt er Hals und Kopf gerade aus.

Der Cormoran ist ein großer Fischräuber, flink und geschickt im Fange, und verzehrt Fische bis zu 30 cm Länge, bei seiner Gefräßigkeit kann er der Fischerei sehr schädlich werden und ist deshalb eifrig zu verfolgen.

Der Horst des Cormoran befindet sich gewöhnlich auf hohen Bäumen in der Nähe der Gewässer; es bildet einen großen Klumpen aus Reisern, Seegras, Schilf und Binsen, ist beständig naß und unsauber. Der Horst enthält 3—4 längliche, blaugrünliche Eier, die Brütezeit währt 4 Wochen. Gewöhnlich macht der Cormoran zwei Bruten, wovon die erste im Juni, die zweite im August ausfliegt.

Jagd.

Die Jagd auf den Cormoran ist sehr schwierig, er läßt den Jäger nicht herankommen, taucht auch sehr rasch. Man muß trachten, ihn mit der Kugel zu erlegen, wo man kann, auch die Horste und Bruten zu zerstören suchen.

Das Wildbret dieses an sich sehr unreinlichen Vogels ist schlecht, thranig und daher nichts wert. In China und Japan soll er zum Fischfange abgerichtet werden.

---

11. Säger.

Naturgeschichtliches.

Die Säger — mergus — bilden in der elften Ordnung — Zahnschnäbler, die neunzehnte Sippe. Man zählt drei Gattungen, nämlich den großen, mittleren und kleinen oder Zwergsäger.

1. Der große Säger — mergus merganser, auch gemeiner Säger, Gänsesäger, Tauchgans ꝛc. genannt, kennzeichnet sich: Schnabel dunkelrot, lang und schmal, zu beiden Seiten mit einer sägenartigen Zahnreihe versehen, am oberen Teil eine scharf abwärts gebogene Spitze. Kopf und Oberhals glänzend dunkelgrün, stark verlängerte Federn am Hinterkopfe. Augenstern rot, ganze Unterseite gelblichweiß; Schulterfedern und Spiegel rein weiß; letzterer mit zwei schwarzen Querbändern versehen; Oberrücken tiefschwarz; Unterrücken, Schwungfedern und Steiß aschgrau; Latschen schön rot.

Länge 70, Flugbreite 100, Schwanzlänge 7, Schnabellänge 3,8, Laufhöhe 4,5 cm. — Hausentengröße.

Das Weibchen hat helleren Schnabel, Kopf und Oberhals rostbraun, Kehle weiß, Unterhals, Brust, Flanken und Schenkel graulichweiß, Bauch gelblichweiß, Oberseite dunkelgrau, Spiegel grau gerändert, Latschen gelblichrot.

Aufenthalt und Lebensweise.

Der große Säger bewohnt den hohen Norden Europas, Asiens und Amerikas in großer Zahl. Er kommt bei uns fast jeden Winter an der Donau sowie auf unsern Seen vor und ist häufiger als seine beiden kleineren Vettern.

Seine Nahrung besteht aus Fischen und Fischlaich, weshalb er der Fischerei schädlich ist.

Sein Brütegebiet ist der Norden; das Gehorst wird auf der Erde zwischen Steinen, in Felsenlöchern oder hohlen Bäumen getroffen und enthält 12—14 Eier.

Der Säger ist ein schöner, stattlicher Vogel, scheu und vorsichtig; schwimmt und taucht vorzüglich, fliegt wie die Stockente und läßt seine Stimme in einem knarrenden „körr=körr“ vernehmen.

Jagd.

Die Jagd auf den Säger verhält sich ebenso wie die auf Wildenten; der Vogel ist sehr zähe und bedarf eines guten Schusses; angeschossen taucht er sofort und ist dann schwer wieder zu finden.

Das Wildbret ist zähe, schmeckt thranig und ist nicht viel wert, dagegen findet das gute Gefieder vielfache Verwendung.

2. Der Mittelsäger — mergus serrator — rotbrüstiger Säger, Meerachen, Sägetaucher.

Schnabel zinnoberrot, Augenstern rot, Kopf und Federbusch sowie Hals schwarz, grün schillernd, in der Mitte ein weißer Ring; Brust rostfarben, Rücken tiefschwarz mit einigen weißen Flecken, Bauch weiß, Schenkel und Steiß grau; Spiegel weiß mit schwarzen Querbändern; Latschen orangerot.

Länge 54, Flugbreite 82, Schnabellänge 7, Laufhöhe 4,5 cm. — Größe der Stockente.

Weibchen hat hellere Latschen, Kopf und Hals rotbraun mit weißer Kehle, Brust aschgrau mit weißen Wellen, Unterkörper weiß, Oberseite rußgrau.

Alles übrige wie beim großen Säger.

3. Der Zwergsäger — mergus albellus — weißer Säger, Schneetaucher, Eiskönig 2c.

Kennzeichen: Blaugrauer Schnabel, Kopf und Oberrücken sowie zwei halbmondförmige Bänder auf der Brust tiefschwarz; Flanken, Steiß und Schenkel hellgrau, der übrige Körper weiß, Latschen blaugrau.

Länge 40, Flugbreite 70, Schnabel vom Mundwinkel ab 4,4, Laufhöhe 3,4 cm. — Etwas größer als die Knäckente.

Alles übrige wie bei den vorigen.

---

12. Taucher.

Naturgeschichtliches.

Die vierzehnte Ordnung bilden die Taucher — urinatores; Dr. Brehm teilt sie in vier Familien, von welchen bei uns in Mitteleuropa nur zwei Sippen vorkommen, obgleich die Taucher gegen 90 Arten aufweisen, die größtenteils aber dem hohen Norden und Meere angehören. Manchmal verschlägt der strenge Winter die eine oder andere Spezies zu uns, gewöhnlich aber kommen bei uns nur die beiden Sippen — Steißfüße — podicipidae und Seetaucher — colymbidae vor. Die Steißfüße teilen sich in fünf, die Seetaucher in drei Arten, welche wir kurz besprechen wollen.

1. Der Haubensteißfuß — podiceps cristatus — großer Haubentaucher, Meerrachen, Seeteufel, gehaubter Steißfuß, gehört den nördlicheren Teilen der alten Welt an und zeichnet sich von den andern Familien durch den besondern Kopfputz, sowie durch seine Größe, welche die einer Wildente erreicht, aus.

Kennzeichen: Spitzer, langer, schmutzigroter Schnabel, Augenstern karmoisinrot, Latschen schwärzlich; Vorderkopf weißlich mit Rostanflug. Der Scheitel ist schwärzlich und zeigt einen großen, weithin sichtbaren zweiteiligen Federbusch; der Halskragen, eine besondere Zierde des Vogels, wird durch große, rostbraun und schwarz eingefaßte Federn gebildet. Wangen, Kehle und Unterleib sind silberweiß; Rücken, Flügel und Steiß dunkelgrau mit braun vermischt.

Länge 55, Flugbreite 74, Schnabellänge 4, Laufhöhe 6 cm.

Die Weibchen, welche gleich befiedert sind, unterscheiden sich nur durch mattere Farben, kürzeren Federbusch und Halskragen und etwas geringer Stärke. Den jungen Vögeln fehlt anfangs Federbusch und Halskragen.

Aufenthalt und Lebensweise. Der Haubensteißfuß ist als plumper Vogel auf dem Lande unbehilflich, hält sich deshalb ausschließlich im Wasser auf, schwimmt und taucht vorzüglich, kann sich aber doch nicht lange unter Wasser halten; seine Flügel gebraucht er nur im Notfalle. Am Rhein, Main, dem Bodensee, Chiem- und andern Seen kommt er häufig vor und brütet auch dort. Mitteldeutschland verläßt er im September, begibt sich dann auf eisfreie Gewässer und kehrt im März wieder auf seine Brutstätten zurück.

Das Nest befindet sich in Rohr, Schilf, am Rande von Gebüschen; in der zweiten Maihälfte findet man 3—4 Eier von der Größe der Hausenteneier, welche in drei Wochen ausgebrütet sind, an welchem Geschäft beide Geschlechter sich beteiligen.

Der Haubensteißfuß ist ein ungeselliger Vogel und wandert meist allein herum. — Die Jungen sind unbehilflich und müssen anfangs von den Alten gefüttert und gehegt werden. Als Stimme hört man häufig einen Ton, welcher wie: Kroar-Kroar tief lautet und scherzweise bei uns am Chiemsee mit — „o goar" bezeichnet wird. Der Lockton ist Köck, Köck.

Den vorsichtigen, scheuen Vogel gelingt es nur selten anzubirschen, den Kahn läßt er sich niemals nahe kommen. Oft habe ich auf dem Staffelsee versucht, im Geröhricht anzukommen, aber stets war die Mühe vergeblich und höchstens kann man mit scharf und weitschießender Büchse hin und wieder zu Schuß kommen.

Das Wildbret schmeckt nicht gut, ist stark thranig, dagegen wird der Balg mit dem Gefieder abgezogen und zu Pelzwerk, namentlich zu Mützen und Müffen für Damen, verwendet, weshalb für ihn auch ein guter Preis von 3—4 Mark erlöst wird.

2. Der kleine Steißfuß — podiceps minor — Zwergtaucher, Duckantel, kommt nächst dem vorigen am meisten bei uns vor. Er ist als Standvogel zu betrachten, denn er bleibt Sommer und Winter bei uns, ist weniger scheu und daher auch auf kleineren Gewässern anzutreffen.

Kennzeichen: Weder Federbusch noch Halskragen, Schnabel schwarz, Augenstern rotbraun, Latschen schwarzgrün, Kehle, Scheitel und Nacken tiefschwarz; Wangen und Vorderhals leuchtend rostrot, Brust und Flanken olivenbraun; Unterkörper schmutzig grau.

Länge 23, Flugbreite 42, Schnabellänge 1,7 cm. Größe kaum die einer Wachtel. Beide Geschlechter gleich befiedert. Dieser kleine Vogel fliegt rasch, taucht und schwimmt vorzüglich.

Weder Wildbret noch Gefieder haben besondern Wert.

3. Der Hornsteißfuß — podiceps cornutus — kommt selten vor.

Kennzeichen: Schnabel schwarz, Augenstern rotgelb, Latschen schwarz, Scheitel und langfedriger Kragen tiefschwarz, über den Augen je ein großer, hornförmiger, rostfarbener Federbüschel; Unterkörper weiß, Oberkörper dunkel aschgrau.

Länge ca. 32, Flugbreite 57, Schnabellänge 2 cm.

4. Der geohrte Steißfuß — podiceps auritius — gehört eigentlich dem Norden an und ist bei uns nur Zugvogel. Er gleicht dem vorherigen sehr, nur unterscheidet er sich durch verschiedene Stellung der Federbüschel am Kopfe.

5. Der graukehlige Steißfuß — podiceps rubricollus — auch rotkehliger Steißfuß, erscheint bei uns im März und kehrt nach Vollendung seines Geheckes im Spätherbste wieder nach dem Osten zurück.

Kennzeichen: Schnabel schwarz, an der Wurzel goldgelb, Augenstern rotbraun, Latschen schwarz, die über die Ohren herabhängenden Federbüschel schwarz, Kehle grau, Hals und Brust rostfarbig. Unterkörper rein weiß.

Länge 46, Flugweite 71, Schnabellänge 2,4 cm.

Seetaucher — colymbi.

1. Der Eistaucher — colymbus glacialis — schwarzhalsiger Seetaucher, Riesentaucher, Ententaucher, gehört den arktischen Kreisen an; er kommt im Winter bei uns vor, hält sich aber nie lange auf; an unsern Seen, so lange sie eisfrei sind, wird er öfter beobachtet.

Kennzeichen: Schnabel schwarz, Augenstern braun, Latschen schwarzbraun, Kopf und Hals schwarz und grün schillernd; unter der Kehle ein weißes Querband; auf dem Hinterhalse breiter weißer, schwarzgestrichelter Halbring; Bauch, Brust und Schenkel rein weiß.

Länge 87, Flügelbreite 144, Schnabellänge 8,3 cm. — Größe der Hausgans.

2. Der Polartaucher — colymbus arcticus — schwarzkehliger Taucher, ist seltener.

Kennzeichen: Schnabel schwarz, Augenstern braun, Latschen braun; Kopf und Nacken graubraun, Kehle und Vorderhals schwarz mit violettem Schimmer; unter der Kehle ein weißes, schwarzgestricheltes Band, Rücken, Steiß und Flanken sammtschwarz; Bauch, Schenkel und After rein weiß.

Länge 77, Flugbreite 130, Schnabellänge 6—7 cm. Größe der Wildenten. Beide Geschlechter gleich gefärbt. Kommt im übrigen dem vorigen gleich.

3. Der rotkehlige Seetaucher — colymbus septentrionalis — auch Nordseetaucher; kommt dem vorigen gleich.

Kennzeichen: Schnabel schwarz, Augensterne hellbraun, Latschen grünlichschwarz, Seitenkopf, Kehle und Seitenhals aschgrau, Scheitel schwarz gefleckt, Hinterkopf und Hals weiß mit schwarzen Längsstreifen, Kehle und Gurgel lebhaft braunrot; Brust, Bauch und Schenkel weiß, Flügel, Rücken und Flanken schwarzbraun mit kleinen weißen Punkten.

Länge 57, Flugbreite 105, Schnabellänge 6 cm. — Größe der Hausente.

Eine eigentliche Jagdart auf die verschiedenen Taucherarten gibt es nicht, bei uns werden sie eben nur gelegentlich anderer Wasserjagden erlegt. Jagd.

---

13. Seeschwalben.

Die Seeschwalben gehören zur Ordnung der Seeflieger — Longipennes — und ihre erste Familie bilden die Möven — Laridae. Naturgeschichtliches.

Für uns Jäger bilden die Seeschwalben kein besonderes Jagdobjekt, und haben mehr ornithologisches als jagdliches Interesse. Ich greife aus der reichen Anzahl dieser Arten nur die Lachmöve heraus, welche bei uns in großer Anzahl vorkommt und auch hin und wieder als Jagdobjekt dient, obgleich als Nutzvogel dieselbe eher geschont als verfolgt werden soll.

Es gibt aber Gegenden und Orte, wo diese Möve in solcher Zahl vorkommt, daß jährlich eine größere Jagd darauf gemacht wird, die altem Herkommen gemäß eine Art Jagdfest bildet.

Die Lachmöve — larus ridibundus — Kappenmöve, braunköpfige Möve, Mohrenkopf, rotfüßige Möve, irrtümlich Fischervogel im Volksmunde genannt, auch Giritz, kennzeichnet sich durch: Nußbraunen Kopf; Schnabel, Augenlidrand, Füße lackrot. Schäfte der beiden äußersten Schwingfedern bis auf die Spitze weiß, Schwingen um ca. 6 cm länger als der Schwanz. Im Winter fehlt die braune Kappe; Mantel aschgrau, Unterkörper und Schwanz weiß.

Länge 48, Flugbreite 95, Schwanzlänge 13, Schnabellänge 3,3 cm. Größe etwas mehr als die Haustaube.

Die Lachmöve ist Brutvogel an allen Binnengewässern Europas, Asiens und Nordamerikas; im Winter geht sie nach dem Südosten — Griechenland und Kleinasien, kommt auf ihrem Brutplatze im März an und verschwindet vom August ab allmählich wieder bei uns. In milden Wintern erscheint sie bei uns oft plötzlich, wie wir im englischen Garten unmittelbar an der Stadt in München sehr häufig beobachten. Auf unsern größeren und kleineren Seen kann man Möven nach Tausenden zählen und ihr lustiges Spiel macht heiteren und freundlichen Eindruck über den vielen Gewässern. Aufenthalt und Lebensweise.

Bald nach Ankunft beginnt schon die Paarung und das Brütegeschäft. Es gibt kleinere Seen, an denen die eigentlichen Brutkolonien sich befinden und zwar in großer Vereinigung. Man kann am Wasserrande im Schilfe dicht nebeneinander Hunderte von Nestern finden, welche gewöhnlich 2—3 mattgrüne Eier enthalten, die in 17 Tagen ausgebrütet sind. Über die Brutstätten wachen die alten Möven mit großer Sorgfalt; nähert sich irgend ein Feind, stößt die ganze Gesellschaft unter heftigem Geschrei und Gekreische auf ihn los und selten widersteht ein Raubvogel dem hundertfältigen Angriffe.

Die Lachmöve, welche infolge ihrer eigentümlichen Stimme, die wie Kriä in gemütlicher Stimmung, in Erregung aber wie Kirr Kräck, Kräck Kräck ertönt, diesen Namen ableitet, ist ein harmloser, sogar sehr nützlicher Vogel, denn von den Brutplätzen weg streicht sie weit ins Land hinaus, folgt dem pflügenden Landmann mit Vorliebe und verzehrt die bloßgelegten Larven, Engerlinge, Käfer, Würmer, Heuschrecken 2c. in Menge. Dieser Nutzen dürfte den wenigen Schaden an kleinen Fischchen, welche sie etwa aufnimmt, um vieles übersteigen.

Die Möve ist ein gewandter, eleganter Flüger, sie macht kühne Wendungen, schaukelt dann wieder gemächlich einher, und wer dem muntern Spiele und den kühnsten Flugübungen, wie man es am Wasserfall des englischen Gartens bei München oder an unsern zahlreichen Seen beobachten kann, gelauscht hat, wird stets seine Freude an diesem schönen Vogel haben.

Auch auf dem Lande läuft die Möve nicht schlecht beim Insektenfange, während sie im Wasser auch sehr gut schwimmt. Aus allen diesen Gründen soll man sie eigentlich nicht verfolgen, denn ihr Wildbret ist nicht viel wert, obgleich man sie z. B. in München auf dem Markte das Paar zu 20 Pfennige erstehen kann.

Das Wildbret hat thranigen, moosigen und süßlichen Geschmack. Einst nach einer größeren Mövenjagd, zu der ich geladen war, nahm ich mir ein paar Junge mit nach Hause, konnte aber die aufs sorgfältigste zubereitete Speise nicht genießen. Ich gab meinem Dachshunde einen Bissen und als Charakteristikum mag dienen, daß dieser den Bissen aus dem Fang warf und sich darauf zu wälzen begann.

Jagd. Da ich nun einmal die Möve als Jagdobjekt aufgeführt habe, möge so kurz als möglich eine der herkömmlichen Mövenjagden beschrieben werden.

Im Gebiete des Ammersees befinden sich eine Anzahl größerer und kleinerer Seen, von welchen sich der Wörth-, Walchstadter- oder Maussee bei Inning, ca. 1400 Tagwerk groß, durch seinen bedeutenden Stand an Möven auszeichnet. Dieser See gehört, wie die umliegenden herrlichen Waldungen und Jagdgründe, zur Herrschaft Seefeld — den Reichsgrafen von Törring, einem alten bayrischen, berühmten Adelsgeschlechte, zuständig. Da ist nun eine kleine Insel mitten im See, auf welcher sich ein kleines Schlößchen befindet, das sich 1446 ein Münchner Patrizier Katzmaier, ein Sonderling, erbauen ließ. Von diesem Schlößchen geht die Sage wie vom Mäuseturm bei Bingen am Rhein: Man will hievon auch den Namen Maussee ableiten.

Unter der Törringschen Herrschaft war es nun von alters her üblich, einmal im Jahre eine große, prunkvolle Mövenjagd abzuhalten, an die sich dann im Schlößchen ein Schmauß anschloß, der als Hauptgericht den im See heimischen Waller (Fisch) auf die Tafel setzte, gewöhnlich ein recht ansehnliches Exemplar dieser Fischart.

Der Anfall von Möven bildete ein Deputat des dortigen Revierjägers.

Die Insel wie der südwestliche Teil des nicht kleinen Sees ist mit dichtem Schilfe umgeben, in welchem ich manche schöne Entenjagd gemacht habe. Die Schilfumränderung der Insel ist das Dorado unserer Möven; hier nisten sie in tausend und aber tausend Exemplaren.

Schon vor der Jagd hat der jüngst verstorbene Reichsgraf Erlaucht Clemens v. Törring gewöhnlich ein paar hundert Möveneier zur königlichen Tafel geliefert.

Sobald nun die Brut flügge ist, gewöhnlich anfangs Juni, wird die Jagd anberaumt, zu welcher nicht selten unter andern Gästen auch königliche Prinzen erscheinen.

Bei ruhigem Wetter wird früh morgens in Schiffen aufgebrochen, ein Kahnführer und gewöhnlich zwei Schützen besetzen ein Schiff. In großem Bogen wird das Schilf umfahren und wenn die Schiffe alle am Platze sind, dann wird konzentrisch gegen das Schilf vorgerückt, während von der Insel aus einige Treiber ins Schilf eindringen.

Bald erheben sich die Möven unter großem Geschrei und oft steigen sie einer Wolke gleich aus der grünen, hohen Schilfdeckung auf, so daß ein förmlicher Schatten über die nächsten Schiffe sich hinzieht. Nun beginnt das Gewehrfeuer von allen Seiten. Es werden auf Anordnung des Jagdherrn nur Flugschüsse gemacht. Auch außer den Möven streichen Wildenten, Taucher, Blaßhühner auf und werden erlegt.

Wenn man auch kaltblütig der Schießerei entgegengeht, ich gestehe es offen, kann man sich doch in die Länge einer gewissen Aufregung nicht entziehen und der Jagdeifer wächst, so daß man lustig drauf los schießt. Mancher schöne Flugschuß erfreut uns.

Doch bald haben die Vögel den Rummel los und unter tausendfältigem Geschrei steigen sie immer höher und höher und umkreisen hoch in den Lüften die beunruhigte Insel oder fallen weit draußen im blanken Wasser des See's ein, so daß das Geknatter der Flintenschüsse allmählich schwächer wird und schließlich ganz verstummt.

Nun wird auf Signal die Arbeit beschlossen, die Schiffe nähern sich dem Ländeplatz und die Gäste begeben sich zum üblichen Schmauße ins Schlößchen.

Inzwischen legt die Jägerei, nachdem die Möven gesammelt sind, die Strecke und nach dem Mahle wird dieselbe abgenommen. Neben anderem Wassergeflügel bilden oft 5—600 und mehr Möven die Strecke. Dies ist der Verlauf dieser Mövenjagd. —

Außer hier findet auch auf den großen Weihern der bayr. Oberpfalz im Jagdgebiete der Freiherrn v. Künsberg jährlich eine ähnliche Jagd, dort „Geierschlag“ genannt, statt und auch in Norddeutschland sollen ähnliche Jagden abgehalten werden.

Dr. Brehm nennt das Mövenschießen eine Barbarei und wünscht die Möve gänzlich geschont zu wissen. Wenn man aber die überreiche Zahl dieser Vögel sieht und bedenkt, daß der Anfall eine nicht schlechte Fleischnahrung für ärmere Leute bildet, so möchte doch, wenn in mäßiger Weise betrieben, ein einmaliger Abschuß einige Berechtigung haben. Der jetzige Majoratsherr Graf Hans v. Törring hat aber das alte Herkommen aufgehoben. Unter seinem Herrn Vater, dem erwähnten Grafen Clemens, hatte ich öfter Gelegenheit, zur Jagd als Gast zugezogen zu werden, an der auch Se. K. Hoheit Prinz Ludwig von Bayern gewöhnlich teilnahm.

Gewiß bietet das Weidwerk so viele und mannigfaltige Abwechslung in unsern bayrischen Gauen, sei es nun auf den Kuppen der Felsriesen, wo die flüchtige Gemse haust, sei es im dunkeln Forste, wo der reckenhafte Hirsch orgelt, oder sei es im schwankenden Kahne auf der glitzernden Fläche unsrer schönen Seen — überall erfreut sich das Herz des wahren Jägers am rüstigen Thun!

Außer den Möven kommt besonders am Ammersee und Umgegend die zu den Mövenvögeln gehörige grauflügelige Seeschwalbe sehr zahlreich vor, von denen ich dorten viele erlegt habe.

Die grauflügelige Seeschwalbe, Trauerseeschwalbe — sterna nigra — auch Amselmöve, Girrmöve, spaltfüßige Seeschwalbe genannt, kennzeichnet sich: Kopf und Hals schwarz, der schlanke Schnabel schwarz, der schwach gegabelte Schwanz aschgrau; die grauen Flügel überragen den Schwanz um 5 cm; Füße sind rötlichschwarz.

Länge 21, Flugbreite 63, Schnabellänge 3 cm. — Größe der Drosseln.

Diese Schwalbe ist über viele Striche Europas, Asiens, Afrikas und Amerikas zahlreich verbreitet; sie kommt Ende April zu uns und verläßt uns im Herbste wieder.

Ihre Nester befinden sich auf Schilf- und Binsenufern meist in größerer Anzahl beisammen, sind aus Schilf und Grashalmen gebaut und enthalten 3—4 Eier von blaß olivenbrauner Farbe und einigen dunkleren Flecken. Ihre Stimme ist ein klagendes „gick“, das oft in „kliiä“ übergeht, wenn sie in raschem, kühnem und unermüdlichem Fluge den Jäger umschwärmen.

In dem hohen Schilfe des Anfanges vom oberen Ammersee habe ich sie in großer Anzahl angetroffen und manche davon erlegt. Ihr Wildbret ist schwärzlich, etwas zähe und thranig, doch gerade, wenn gut zubereitet, nicht schlecht. Immerhin gehört ein guter Flugschütze dazu, wenn er sie erlegen will, da sie auch die Entfernung vom Jäger wohl zu berechnen wissen und ihn meist außer Schrotschußweite schreiend umschwärmen.

c) Behaartes Raubwild.

1. Der Fuchs.

Systematisches.



Unter dem behaarten Raubwilde, das zur Niederjagd gerechnet wird, nimmt der Fuchs die erste Stelle ein. In der vierten Ordnung: Raubtiere — carnivora — bilden die Hunde — canidae — die zweite Familie und deren siebente Sippe nehmen die Füchse ein. Für uns kommt der gewöhnliche Fuchs — canis vulpes oder vulpes vulgaris in Betracht.

Weidmännische Bezeichnungen.

Den männlichen Fuchs nennt man bei engerer Bezeichnung — Rüd, die Füchsin — Fähe, Fähin, auch Betze; der Fuchs hat — Lichter oder Seher, nicht Augen; er hat — Lauscher oder Luser, nicht Ohren; seine Füße heißen — Läufe, deren unterer Teil, die Zehen — Pranten. Die Haut des Fuchses heißt — Balg, derselbe wird — abgeschürft oder gestreift; der Schwanz heißt — Standarte, Rute, Lunte, Stange, dessen Spitze — Blume, die an der Rute befindliche Drüse — Viole. Das männliche Glied ist — Fruchtglied, auch — Rute, das weibliche — Schnalle. Der Fuchs — schleicht, wenn er langsam oder vorsichtig geht, er — schnürt oder trabt in rascherer Gangart, wird — flüchtig, wenn er läuft; er — bellt; im Zorne — keckert oder — murrt er; sein Schmerzlaut heißt — klagen.

Folgt der Fuchs dem Locktone, dem nachgemachten Klageton des Hasen (Hasengeschrei) oder dem Fipplaut der Mäuse — dem „Mäuseln“, so — läuft er, oder kommt aufs — Reizen — er läuft an.

Der Fuchs — beschleicht seine Beute, schlägt sie, und indem er sie zerbeißt — reißt er sie.

Die Begattung heißt — Ranzen oder Rollen, daher Ranzzeit, Rollzeit; wenn die Fähin hitzig wird — rennt sie; sie geht — dick, wenn sie trächtig ist; sie — wirft oder wölft, wenn sie Junge bringt.

Die Wohnung des Fuchses heißt — Bau, er hat — Röhren, Kessel oder Kammern; der Fuchs — kriecht zu Bau, fährt ein; es gibt — Hauptbaue und Notbaue oder Fluchtbaue; wenn er sich vor dem Hunde im Bau vergraben will, so sagt man, er — verklüftet oder versetzt sich.

Hilfsmittel zum Fange sind: Vorwurf, Brocken, Schleppe, Abzugsbissen, Anbiß. Der Fuchs — nimmt an, er frißt nicht. Dagegen — raubt er seine Nahrung und — frißt den Raub.

Naturgeschichtliches.

Der Fuchs ist eine so bekannte Erscheinung, daß ich eine allgemeine Beschreibung seines Äußeren füglich übergehen kann und mich nur auf einige besondere Merkmale beschränke.

Der Fuchs erreicht in ausgewachsenem Zustande eine Höhe von 36—40 cm; seine Länge beträgt von der Nase bis zur Blume 1,30—1,40 m, das Gewicht 7—10 Kilo. Sein Gebiß weist 42 Zähne auf, die Zahnformel lautet: $\frac{2 \cdot 1 \cdot 3 \cdot 1 \cdot 6 \cdot 1 \cdot 3 \cdot 1 \cdot 2}{2 \cdot 1 \cdot 4 \cdot 1 \cdot 6 \cdot 1 \cdot 4 \cdot 1 \cdot 2} = 42$ Zähne, nämlich: von der Mitte des Gebisses ab gerechnet 12 Schneidezähne, 4 Fangzähne, 14 Lückenzähne, 4 Reißzähne, 8 Höckerzähne.

Die Pupille der Lichter hat länglichrunde Form und ist etwas schief gestellt; die Lauscher haben eine dreieckige, ziemlich spitze Form. Die Zehen an den Vorderläufen zeigen stark entwickelte Bindehäute, die höherstehende fünfte jedoch einen nackten Ballen. Die nackten Ballen sind stark entwickelt. Die Läufe sind verhältnismäßig kurz, die Behaarung ist dicht mit starker Grundwolle versehen, die Rute ist buschig behaart, hat am Ende eine schwarz eingefaßte, weiße Spitze (Blume); auf der Oberseite der Rute, etwa 6 cm von ihrer Wurzel entfernt, befindet sich eine mit brandrot gefärbten, borstenartigen Haaren besetzte Drüse, Viole genannt, welche eine nach Veilchen riechende Flüssigkeit enthält.

Die Färbung ist im allgemeinen fuchsigrot, hie und da gelblich und weißlich gestrichelt; die Unterwolle ist grau, der Bauch graulichweiß. Brust und Kehle sind weißlichgrau; Kinnlade, Oberlippen und Backen sind weiß. Die Farbe der Lauscher ist rückwärts schwarz, etwas ins braune spielend, die Ohrmuschel ist weiß und gelblich behaart.

Die Pranten der Vorder- und Hinterläufe sind schwarz und dieser schwarze Streifen zieht sich an der Vorderseite hoch hinauf, während die Hinterseite rot erscheint.

Varietäten. Bei uns gibt es zwei Varietäten des Fuchses und zwar den „Birk- oder Rotfuchs“ und den „Brand- oder Kohlfuchs“; sie haben das gleiche Verbreitungsgebiet, vermischen sich geschlechtlich, vererben aber dennoch die individuelle Färbung des Balges konstant.

Der Birkfuchs ist meist heller in der Färbung, zeigt an einzelnen Teilen viel weiß, hat eine weiße Blume an der Standarte, während der Brandfuchs mehr schwärzlichgraue Färbung, tieferes Rot, fast schwarzen Bauch und schwarze Spitze (Blume) an der Rute zeigt.

Außer diesen gewöhnlichen Formen kommen bei uns hie und da Spielarten vor von semmelgelber Hauptfarbe, dann weißlich gesprenkelte und sogar ganz weiße Füchse, welche nicht immer unter die Albinos zu rechnen sind. Unsere Jagdzeitungen melden mehrfach solche Abnormitäten. In Europa kommen außer diesen Füchsen noch andere Arten vor, nämlich:

1) Der Kreuzfuchs, hin und wieder im Norden Deutschlands, welcher einen schwarzen Längsstreifen, der von der Nase über Kopf und Rücken entlang bis zur Wurzel der Rute reicht und durch einen zweiten, den ersteren kreuzenden Querstreifen über Schultern und Rücken gekennzeichnet ist.

2) Der graublaue Fuchs, in Schweden, Norwegen und Grönland heimisch, variiert in der Farbe, die mit Beginn des Winters ins rein Weiße übergeht.

3) Der aschgraue Fuchs, welcher in der russischen Tartarei lebt, äußerst selten vorkommt und dessen Balg so kostbar ist, daß er stets an den kaiserlichen Hof abgeliefert wird.

4) Der schwarze Fuchs, ebenfalls sehr selten in Rußland vorkommend, dessen Balg 200 bis 300 Rubel wert ist.



Fig. 1.



Fig. 2.

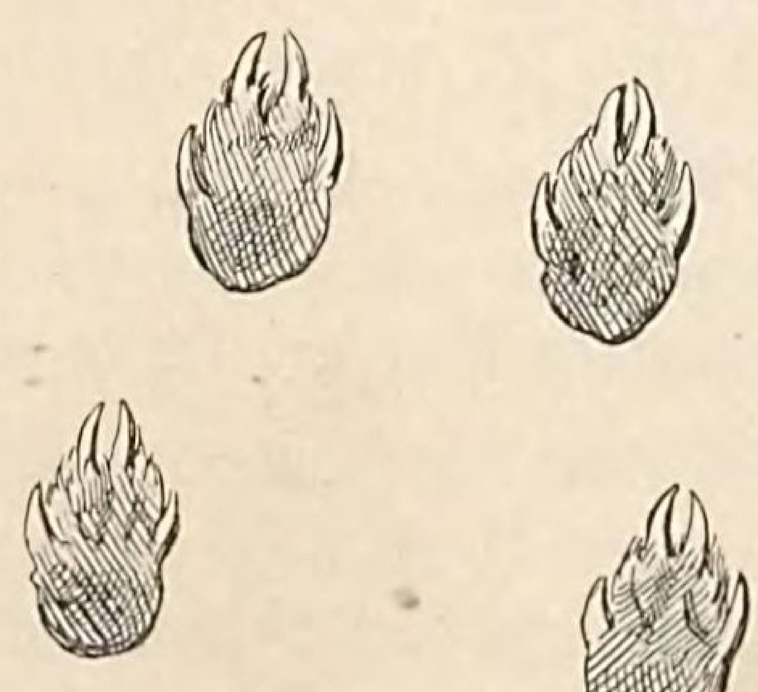


Fig. 4.

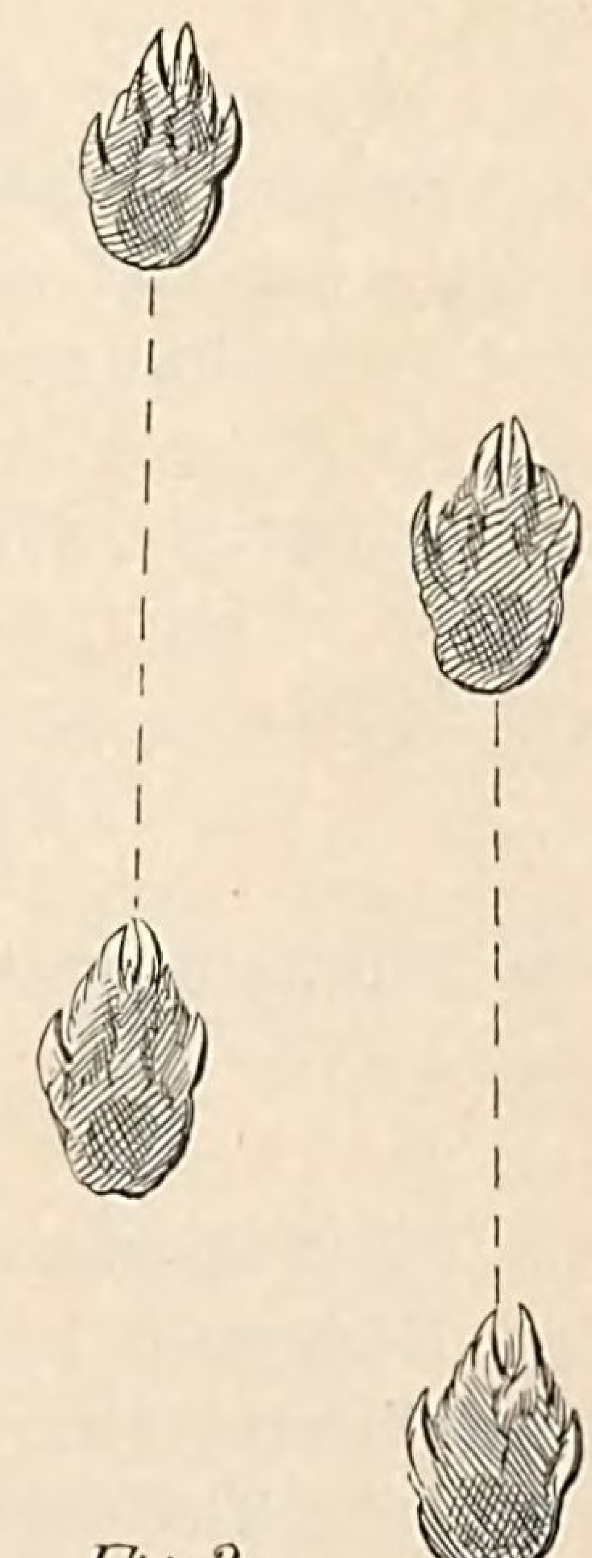


Fig. 3.

Fuchsspur. Die Spur des Fuchses zeichnet sich je nach der Gangart verschieden ab. Der einzelne Tritt (Fig. 1) ähnelt jenem eines kleinen Hundes so ziemlich, jedoch ist er etwas weniger rundlich und mehr länglicher als jener des Hundes, auch stehen die mittleren Zehen mit ihren Klauen etwas weiter nach vorne.

Die gewöhnliche, ruhige Gangart des Fuchses ist das „Schnüren“ — „Traben“ (Fig. 2), indem er genau einen Tritt hinter den andern setzt; bei weichem Schnee zeigt sich manchmal an den Tritten ein kleiner Streifen, welcher vom Nachschleppen der Rute herrührt.

Schleichend, ich möchte sagen — anbirschend — schränkt der Fuchs etwas und die Tritte stehen etwas übers Kreuz nebeneinander (Fig. 3) und in der Flucht setzt er die vier Tritte eng zusammen, je zwei etwas enger, die andern beiden etwas weiter von einander (Fig. 4).

Verbreitung. Der Fuchs hat große Verbreitung; er bewohnt nicht bloß die gemäßigten Himmelsstriche der alten Welt, sondern lebt auch im hohen Norden bis zur Grenze der Waldvegetation; im Osten verbreitet er sich bis zu den Südabhängen des Himalaya, findet sich auch in West- und Nordasien, wie auch in Nordafrika.

In Peru kommt nach Tschudi der azarische Fuchs vor und auch in Brasilien fand der gleiche Forscher einen dem europäischen Fuchse sowohl in Gestalt, als Farbe ganz ähnlichen. Allerdings üben klimatische Verhältnisse großen Einfluß auf Gestalt, Farbe und Behaarung aus, wie wir bei den Varietäten bereits gesehen haben.

Die Füchse der Länder mit gemäßigtem Klima, welch letztere allerdings die eigentliche Heimat Meister Reinekes bilden, zeichnen sich wohl durch ihre bedeutendere Stärke jenen gegenüber aus, welche Himmelsstriche bewohnen, die kälteren oder wärmeren Zonen angehören.

Geistige Veranlagung. Schon der lebendige, scharf markierte Kopf mit den lebhaften, stechenden Augen, die ganze Körperhaltung, alle Bewegungen, seien sie nun im vertrauten oder erregten Zustande, verraten auf den ersten Blick, daß der Fuchs ein außerordentlich begabtes Tier ist. — „Zierlicher als seine Verwandten in Tracht und Haltung, feiner, vorsichtiger, berechnender, biegsamer, von großem Gedächtnis und Ortssinn, erfinderisch, geduldig, entschlossen, gleich gewandt im Springen, Schleichen, Kriechen und Schwimmen, scheint er alle Erfordernisse des vollendeten Strauchdiebes in sich zu vereinigen und macht, wenn man seinen geistreichen Humor hinzunimmt, den angenehmen Eindruck eines abgerundeten Virtuosen in seiner Art“ — führt Tschudi aus, und — „Reineke verliert seine Besonnenheit, seine kühle Überlegung — die richtigen Vorläufer einer kühnen, raschen That — nicht leicht“ — schreibt R. v. Dombrowski in seiner Monographie über den Fuchs — „und versteht es, selbst in der ärgsten Klemme ein Hinterthürchen zu finden oder — sich zu schaffen.“

„Es würde,“ meint ferner Dr. Brehm, den Raum unseres Buches überschreiten, wollte ich alle die Listen und Verstellungskünste hier wieder erzählen, welche man ihm bei Beobachtung seiner Jagdausflüge nach und nach abgesehen hat.“

Vieles thut allerdings die Fabel und die Vindikation übergroßer Schlauheit, die den Fuchs umgibt und dies geht so weit, daß selbst die Poesie sich den Meister Reineke zum Vorwurfe genommen hat. Bekannt ist Göthes „Reineke Fuchs“ — ich möchte aber nur zum Beweise der Geriebenheit des Burschen anführen, daß Göthe, der wohl ein großer Dichter, aber vielleicht kein berühmter Weidmann war, schrieb:

„Würde die Leinwand von Gent, so viel auch ihrer gemacht wird,
Alle zu Pergament, sie faßte die Streiche nicht alle . . .“

und Wildungen, der vielleicht besseren Bescheid wußte, schreibt:

„O des Buben! Über seinen Ränken
Geh'n mir Sprache schier und Odem aus!“

R. v. Dombrowski will dem Fuchse jedoch etwas weniger Ehre zu teil werden lassen und faßt seine Gedanken in der Thesis zusammen: „Der Fuchs überragt weder mit seinen Sinnen, noch durch deren Gebrauch die freien Tiere des Naturhaushaltes“ — und weiter bemerkt er: „wer je im tiefverschneiten Waldrevier den Fuchs schußrecht heranschnüren sah, wer ihm je verdutzt nachblickte, als er blitzschnell umschlug, oder lautlos wie ein Gedanke über die engste Stelle der Schneuße fuhr, mit seiner nur eben noch sichtbaren Standartenblume ein Adjeu winkend; wer bei guter Neue all' seinen schlauen Kreuz- und Querzügen auf der schnürenden Spur folgte; wer ihn im Feuer niederschoß und sei es auch das Hundertstemal, der wird es nicht leugnen: der Fuchs sei eines der interessantesten Jagdtiere, die

Zierde einer Waldjagdstrecke, eine verdienstvolle Jagdtrophäe des hegenden Weidmannes, an rauhen, bitterkalten Wintermorgen — das alles zugegeben, müsse er doch dem ungebührlichen Kultus entgegentreten, welcher dem Fuchse gezollt wird."

Vergleichsweise führt R. v. Dombrowski in der beregten Monographie an: „ist ein Fuchs in irgend einer Schonung bestattet, dann wird der erfahrene, revierkundige Jäger mit ziemlicher Sicherheit den Wechsel bezeichnen können, auf welchem der Fuchs zu Schusse kommen werde. Ist jedoch ein alter Hirsch oder Rehbock bestattet und selbst eingelappt, dann wird nur ein präpotenter oder noch — sehr grüner Jäger mit jener ruhigen Sicherheit einen Erfolg voraussetzen, wie dies beim Treiben des Fuchses der Fall ist."

Mag dem nun so sein — immerhin ist der Fuchs ein aufgeweckter, berechnender Bursche und bei allen seinen Unternehmungen ist er strenge auf seine Sicherheit bedacht — glaubt er sich vollkommen sicher, dann geht seine Vorsicht in Frechheit über, wittert er aber den geringsten Unrat, dann salviert er sich mit ebensoviel Klugheit als Raschheit und weiß alles auszunützen, um sich in Sicherheit zu bringen.

So viel steht fest, seine Sinne sind außerordentlich gut entwickelt. Der Fuchs windet scharf, vernimmt außerordentlich gut und äugt auch gut. Sein Lauf ist schnell, ausdauernd und gewandt, er kann unhörbar schleichen, vehement rennen und die kühnsten Sätze machen.

Unser Altmeister v. Kobell, der manchen Fuchs ins Jenseits geliefert hat, spricht sich dahin aus, daß genauer betrachtet, am Fuchs doch eigentlich der Fehler hafte, daß er gescheiter sei als anderes Wild, und daß er keine Maus fresse, wenn er ein Rebhuhn verspeisen könne, wobei ihm jedoch immer gar hoch angerechnet wird, daß er sich nicht von jedem Juchtenstiefler totschießen lassen wolle.

Der Fuchs ist kein geselliges Tier, er unterscheidet sich dadurch von seinen Verwandten wesentlich. Lebensweise. Gewöhnlich lebt er einsiedlerisch, wenn ihn nicht der Geschlechtstrieb in der Rollzeit veranlaßt, seinesgleichen aufzusuchen. Selten trifft man alte Füchse, mehr als einen, in einer Dickung oder in einem Baue an. In Zeiten der Not führt der Raub öfter mehrere zusammen, aber hier gibt es Hader und Streit und nicht selten enden solche Balgereien mit dem Tode des einen oder andern Komplizen. Erst jüngst habe ich im „Deutschen Jäger" eine mir zugekommene Mitteilung veröffentlicht, worin erzählt wird, daß über einem gefangenen Rebhuhn zwei Füchse so ins Geräufe kamen, daß der schwächere totgebissen wurde.

Auch ist nachgewiesen, daß Füchse in Zeiten der Not Kannibalismus übten. Zu wiederholtenmalen wurden im Eisen hängende Füchse von ihren Stammesgenossen teilweise oder ganz aufgefressen. Ein gleicher Fall wurde mir kund durch Herrn Förster Staudigl in Forst Kasten. Er hatte mir zum Dachshundschliefen des Vereines zur Züchtung reiner Hunderassen in München zwei lebende Füchse reserviert. Sie waren im Stande eines Pferdestalles eingesperrt und eines schönen Morgens, als der Förster die Füchse an mich absenden wollte, da war der eine mehr als halb von seinem Keuchengenossen aufgezehrt.

Der Fuchs hält sich teils im Baue, teils im Freien auf, je nachdem ihm Witterung und Umstände das eine oder andere begehrlicher erscheinen lassen. Ich habe ihn im Moos, versteckt und ruhend in Schilf und Buschwerk gefunden, wie auch in den sogenannten Moos-Batzen ohne Deckung. Einst schoß ich einen vor mir flüchtig werdenden Fuchs, der an einem Busche im hohen Riedgras geruht hatte, und um den Busch herum waren 3—4 Lager, woraus ich ersah, daß er bei der heißen Sonne stets dem Schatten, welchen der Busch warf, wieder nachgerückt war.

Bei schlechtem Wetter, bei Wind, oder zur Zeit des Laubfalles fährt der Fuchs zu Baue, dort ist er beruhigter.

Nicht gerne unterzieht sich der Fuchs der Mühe, einen Bau zu graben. Er findet deren ja genügend vor und außerdem genügt ihm irgend ein Loch, eine Fluchtröhre, ein hohler Baum, sogar Durchlässe an Wald- und Feldwegen benützt er zum zeitweiligen Aufenthalte; im Gebirge genügen ihm Felsspalten, woran kein Mangel ist.

Aber auch sein Vetter — Meister Grimbart, der Dachs, arbeitet ihm sehr willkommen voraus. Nicht selten benützt der Fuchs die Dachsbaue und da selbe viele Röhren, Kessel und Verklüftungen

aufweisen, findet man manchmal, aber selten, Fuchs und Dachs in ein und demselben Baue. Doch ist der Fuchs ein unreinlicher Geselle, während Grimbart die Ordnung selbst ist und so kommt es vor, daß letzterer seinem übelriechenden Vetter den Bau überläßt, den er mit vieler Sorgfalt gereinigt und ausgezogen hatte.

Der Fuchs vollendet sein Wachstum erst gegen Ende des zweiten Jahres, obgleich er nach Ablauf des ersten schon zeugungsfähig ist.

Gegen Abend verläßt der Fuchs seinen Bau oder Ruheplatz und beginnt auf Raub auszugehen. In Winterszeiten, wo die Nahrung knapp ist, kann man ihn auch untertags antreffen, ebenso während der Aufzucht seines Geheckes.

Die Raubzüge gelten allem möglichen Getier vom Rehkitz herab bis zum Käfer. Mäuse bilden ein Hauptgericht, doch glaube ich, daß es dem Fuchse mit den Mäusen ergeht, wie dem Teufel mit den Fliegen. Solange Reineke besseren, ergiebigeren Schmaus findet, nimmt er Mäuse nicht an.

Mit großer Frechheit und List stellt der Fuchs den Rehkitzen nach, obgleich er sich durch die wachsame Geis oft eine tüchtige Tracht Prügel von deren stahlharten Vorderläufen holt.

Ich sah in einem niederbayrischen Forste einer solchen Episode aus nächster Nähe zu. Mein Zweck galt einem guten Rehbock. Auf der vor mir liegenden Wiese tummelten sich eine Geis mit zwei Kitzen herum. Aus irgend welchem Grund zog die Geis sich ins Dickicht zurück und bald sah ich Meister Reineke heranschleichen, um die im Grase ruhenden Kitzchen zu reißen. Ich war schußbereit, um im entscheidenden Momente abwehrend einzugreifen — plötzlich aber stürmte die besorgte Mutter der Kitze heran und hieb erbarmungslos auf den sich kaum wehrenden Fuchs ein, der vor Schmerz und Aufregung laut keckerte — als die Geis nachließ und der Fuchs sich salvieren wollte, da ereilte ihn sein Schicksal aus dem Schrotlaufe meiner Büchsflinte.

Außerdem plündert der Fuchs alle ihm zugänglichen Nester der Bodenbrüter, indem er Eier oder Junge verzehrt, sogar im Sumpfe brütende Vögel sind vor ihm nicht sicher.

Daß Reineke dem Hausgeflügel gefährlich ist, bedarf ich wohl nicht besonders zu erwähnen. Aber in Hausgärten hat er noch verschiedenes andere zu suchen, Maikäfer, Heuschrecken, Käfer, Wespen, Birnen, Pflaumen, Trauben, nichts verschmäht er. Fische bilden ein sehr gesuchtes Gericht und kommen Zeiten der Not, nimmt er auch mit Aas und alten Knochen vorlieb. Eine alte Jägerregel bildet die Annahme, daß ein Fuchs im Laufe eines Jahres 60 Hasen raube. Wenn man die Überreste von Geflügel, Hasen, Rehkitzen &c. sieht, welche man beim Ausgraben junger Füchse im Baue findet, so möchte diese Ziffer nicht zu hoch gegriffen sein.

Wenn der Hunger beim Fuchse nicht zu groß ist, so verlustiert er sich auch an seiner lebenden Beute und spielt oft lange und grausam mit ihr vor dem Erwürgen. Doch steht so viel fest und zum Ruhme des Spitzbuben sei es gesagt, er raubt nicht aus reiner Mordlust, wie wir das bei anderen Raubtieren beobachten, er nimmt nur so viel, als er mitschleppen kann, und falls sein Hunger gestillt ist, vergräbt er den Rest des Raubes, um später wieder dahin zurückzukehren.

In strengen Wintern macht man auch die Beobachtung, daß mehrere Füchse sich vereinigen, um sozusagen gemeinsam zu jagen.

Hier wird nun der Fuchs für den Rehstand besonders gefährlich. Zunächst kann der Fuchs an kleinerem Raube seinen Hunger nicht stillen, da hoher Schnee alles deckt und so mag es sehr nahe liegen, daß er trachtet, am Rehwild sich zu vergreifen, dem er aber in vielen Fällen allein nicht gewachsen ist. Die gefährlichsten Momente sind, wenn tiefer, schwerer Schnee den Boden deckt, und etwa an dessen Oberfläche sich eine Kruste gebildet hat, wie ich dies schon beim Kapitel des Rehwildes beschrieben habe.

Infolge Nahrungsmangel, Kälte und der Anstrengung des Fortkommens im tiefen Schnee werden die Rehe bald matt. Die Kruste verletzt die Läufe des Rehwildes, so daß in der Fährte sehr oft Schweiß zu finden ist, und diese Schweißfährte leitet den Fuchs, welcher leichthin über die Kruste hinweggeht, zum Lagerplatze des ermatteten Stückes. Solche Stücke werden nun angefallen und mit vereinten Kräften so bedrängt, daß es seinen Peinigern zum Opfer fällt und gerissen wird.

Die verschienen Rehrisse geben dem aufmerksamen Jäger zu denken genug und müssen ihn anspornen, besonders zu dieser Zeit so rasch als möglich sein Revier von den Unholden zu befreien, wenn nicht ein großer Prozentteil seines Rehstandes zu Grunde gehen soll.

In solchen Zeiten, wo die Kommunikation im Revier sehr schwierig ist, und wo es sich meist um eingewechselte Füchse aus andern Gegenden handelt, da mag Zuflucht zum Giftbrocken die einzige rasche Abhilfe sein.

Eigentümliches Benehmen des Fuchses beobachtete ich öfter beim Angehen seiner Beute.

Ich saß einst an einem ruhigen Juni-Abend in einer Amper-Au auf dem Anstande am Waldessaum; draußen auf der Wiese äsete sich ein Hase und weiter oben spazierte munter balzend ein prächtiger Fasanhahn herum. Nicht lange währte es, da schnürte Meister Reineke von der Au aus an einem Grabenrande auf den Hasen zu, ohne eine besondere Vorsicht im Anschleichen zu zeigen. Der Hase mußte den auf etwa 15 Schritte herangekommenen Fuchs längst beobachtet haben, flüchtete aber nicht, wie ich erwartete, sondern blieb ruhig sitzen. Auch der Fuchs machte keine Anstalt, auf den Hasen loszufahren, sondern näherte sich ihm ganz gemach; wahrscheinlich war ihm der Zwischenraum noch zu groß und hetzen wollte er nicht. Endlich machte der Hase ein paar Rucker seitwärts, der Fuchs folgte und das wiederholte sich ohne gegenseitige Aufregung 3—4 mal. Es hatte somit der Hase keine Furcht vor seinem Todfeinde, wie man etwa annehmen möchte.

Mag nun der Fuchs genug an diesem Spiel gehabt haben oder reizte ihn der balzende Fasan, er ließ vom Hasen ab und trabte gegen den Fasan zu. Auch hier keine Aufregung. Der Fasan streckte sich, lief ein paar rasche Sprünge seitwärts und blieb ruhig. Der Fuchs folgte abermals ganz ruhig und so mehrmals. Doch hatte auch ich genug und um einem ungünstigen Zufall, der dem unvorsichtigen Hahn etwa das Leben kosten konnte, vorzubeugen, schoß ich mit der Kugel nach dem Fuchse, fehlte denselben, aber Meister Reineke mochte die Kugel doch haben pfeifen hören und sich beunruhigt fühlen, er ging flüchtig ab und Fasan wie Hase freuten sich ihres Daseins.

Eine bekannte Thatsache dürfte Erwähnung finden, nämlich, daß der Fuchs in der Nähe seines Baues nicht raubt. Ich habe allerdings zu wiederholtenmalen ganz in der Nähe befahrener Baue Hasen und anderes Wild aufgegangen, welche gewiß durch die ein- und ausfahrenden Füchse beunruhigt worden wären, wenn die erwähnte Thatsache nicht bestehen würde.

Vielfach ist schon darüber berichtet worden, mit welcher Frechheit der Fuchs oft raubt. Vater Diezel führt eine Reihe sehr gravierender Fälle an. Ich habe aber in meiner Praxis auch einige Fälle mitangesehen, die erwähnenswert sind und diese Charaktereigentümlichkeit des roten Freibeuters bekunden.

So raubte ein Fuchs während des Kesseltriebes einen angeschossenen Hasen ganz in der Nähe der Schützenkette und obgleich der Kreis schon ziemlich enge war; doch erfreute Meister Reineke sich nicht lange seines Sieges — ein paar Minuten darauf lag auch er auf der Strecke.

Ein anderer Fall passierte mir auf der Frühbirsch auf Rehböcke in der Nähe des Staffelsees. —

Noch während des Morgengrauens, ca. 3 Uhr früh, ging ich und der mich begleitende Jäger am Waldsaum einer Wiese, die ans Feld stieß, entlang, auf welcher wir Tags zuvor abends 9 Uhr, bei der Rückkehr von der Abendbirsche, eine Geis mit dem Kitze stehen sahen. Als wir nun vorübergingen, wurde die Geis flüchtig und sprang ca. 150 Schritte abwärts. Die Wiese hatte sehr hohes Gras, war aber zur Hälfte schon abgemäht. Ich sagte noch zum Jäger, das ist die Geis von gestern Abend, wo hat sie wohl ihr Kitz? Dieser meinte, es werde halt im Grase liegen. Während wir dies sprachen, trabte ein kapitaler Fuchs aus dem hohen Grase auf den abgemähten Wiesenteil heraus, etwas im Fange tragend, so wie ein Vorstehhund den Hasen regelrecht apportiert. Sofort riefen wir beide — das Kitz! und sprangen nach zwei Seiten hin ab, um dem Fuchs den Paß abzuschneiden oder wenigstens ihm das Kitz abzujagen. Als er uns bemerkte, wurde er flüchtig und ich schoß deshalb die Kugel nach ihm ab, während der Jäger noch lief. Ich war etwas kurz abgekommen und die Kugel schlug unmittelbar vor dem Fuchse ein, so daß die Erde in die Höhe geworfen wurde. Auf dies hin ließ der Fuchs das Kitz fallen und flüchtete ein paar Sprünge, dann mußte es ihn gereut haben, er drehte um und wollte das Kitz nochmals greifen, da schoß auch der Jäger mit der Kugel nach ihm, aber nur mit dem Erfolge, daß der Fuchs ohne seinen Raub weiterflüchtete.

Dieser Fuchs mußte sonach schon längere Zeit Geis und Kitz beobachtet haben und benützte den kurzen Moment, in dem die Geis unsertwegen absprang, das im Grase ruhende Kitz zu greifen, obgleich der Schlaumeier uns ebensogut eräugt haben mochte, wie dies bei der Geis der Fall war. — Das Kitz hatte von den vier Fängen am Rücken ziemlich starke Verwundungen, die etwas schweißten. Wir legten es an einem Strauche nieder und da es sehr heftig fiepte, hofften wir, würde die Mutter die weitere Sorgfalt übernehmen. Als wir nach drei Stunden von der Birsche zurück wieder des Weges kamen, war das ziemlich starke Kitz dem Verenden nahe, von der Geis sahen wir nichts.

Gleichzeitig diente mir dieser Fall als Beweis, daß der Fuchs nicht, wie viele annehmen, einen etwas größeren Raub, wie Hasen, Enten oder Rehkitze, über den Rücken geworfen forttragen. Ich halte dies für eine naturgeschichtliche Fabel, wie man ja so viele von verschiedenen Tieren und namentlich dem Fuchse lesen kann, ohne daß sie der praktischen Wirklichkeit entsprechen. Ich nehme dies um so mehr an, als ich nirgends in der Litteratur eine Bestätigung dieser Legende finde.

Auch Diezel, welcher die hiefür etwa sprechenden Umstände in Rechnung zieht, kann sich zu dieser Annahme nicht bequemen. Außer dem schon erwähnten Falle sieht man ja hin und wieder im Schnee die Spuren des geschleppten Raubes neben der Spur des Fuchses. — Noch manch andere Fabel wird über den Fuchs verbreitet, die ich füglich übergehen kann, denn sie geben für ein praktisches Handbuch keine weiteren Anhaltspunkte, um über Leben — Treiben, Nutzen — Schaden und die Jagd Aufklärung zu bringen.

Sehr häufig findet man im Revier ausgegrabene Wespen- und Hornissennester und nicht selten in deren Nähe die Fuchslosung. Es bedarf keiner weiteren Bestätigung, der Fuchs ist Liebhaber der von Honig strotzenden Waben und kümmert sich dabei sehr wenig um die Angriffe der erregten Insekten.

Jung aufgezogene Füchse werden sehr zahm und sind wirklich recht nette Geschöpfe. Ich habe hierin verschiedene Beobachtungen gemacht. So hatte mein Bruder auf seinem Reviersitze im bayrischen Wald einst einen jungen Fuchs aufgezogen. Als er etwas größer geworden war, wurde er an Kette und Halsband gelegt, und zwar mitten unter den Jagdhunden. Des strengen Winters halber wurden die Hunde so placiert, daß in der Grundmauer des Stadels die Schlupflöcher angebracht waren und die Hunde auf diese Weise an der Kette in das Innere des Stadels kriechen konnten. Innerhalb war ein in verschiedene Fächer eingeteilter Bretterkasten errichtet, mit aufnehmbarem Deckel, um die einzelnen Fächer reinigen und mit Stroh versehen zu können und während des Winters war dieser Kasten gut mit Streu bedeckt.

Eine solche Abteilung wurde auch dem Fuchse eingeräumt. Sein Nachbar zur Rechten war ein Hühnerhund, der zur Linken ein Dachshund und alle vertrugen sich ganz gut. Die wütende Grablust des Fuchses, der Kasten und Mauer in jeder Nacht ruinierte, veranlaßte uns aber, Meister Reineke zu deplacieren und an einer Hundehütte außerhalb anzubringen.

Dieser einjährige Fuchs war nun so zahm, daß er auf den Ruf „Hansl" folgte, daß er mit uns spielte, wie ein junger Hund. Oft wenn wir des Abends von der Birsche heimkehrten, da hatte er uns schon von ferne wahrgenommen, sprang aufgeregt hin und her und stieß eine Art Freudengelächter aus, das von ferne lautete wie hi—hi—hi! — An Nahrung nahm er nicht viel zu sich, trockenes Fleisch ging gar nicht. Es scheint, daß der Fuchs wenig Speichel besitzt und stets blutiges Fleisch nötig hat, um es leichter verschlingen zu können. Milch nahm er sehr gerne an und regelmäßig, wenn er den Holznapf, in welchem sie gereicht wurde, ausgelegt hatte, drehte er ihn vollständig um, so daß der Boden aufwärts gerichtet war.

Fast in jeder Nacht grub er sich unter die Hütte ein und wenn wir des Morgens kamen und Erde und Gestein wieder ebneten, da drückte er sich in eine Ecke seiner Hütte und blinzelte recht falsch heraus. Doch ließ er sich niemals hinreißen, nach uns zu beißen. Anders verhielt sich aber die Sache mit dem Hausgeflügel. Die Hühner ließen sich hinreißen, die Reste der Hundenäpfe und auch des Fuchses gerne aufzupicken — und da kam nun die Fuchsnatur wieder an die Oberfläche.

Hatte sich eine Henne zu nahe gewagt, da kam ein rascher Sprung, ein Griff und das Huhn war verloren und wurde vom „Hansl" verscharrt. Ebenso machte er es mit gereichten Vögeln, die

wir ihm zeitweise schossen. Schließlich war keine andere Rettung mehr, als daß wir um die Fuchshütte ein Gitter anbrachten, durch welches die Hühner abgehalten waren, in das Bereich des Fuchses zu kommen.

Eines schönen Morgens war Füchsl fort mit samt Halsband und Kette. Der Klöpel mußte sich aus dem Loche an der Hütte ausgelöst haben, denn er war mit der Kette verschwunden. Lange suchten wir nach Hansl, aber vergebens. Das Revierhaus stand auf einer kleinen Blöße und war von drei Seiten mit Wald umgeben. Als wir nach 6 oder 8 Wochen einmal nach Schnepfen buschierten, da fanden wir in einem Schlage nahe dem Revierhause das Skelett des Fuchses und nur einige Rudera des Balges. Das Skelett hing noch an Halsband und Kette; der Klöpel hatte sich in einer Baumwurzel festgekeilt gehabt. Auf diese Weise ist der arme Hansl, mit dem wir vielen Spaß hatten, zu Grunde gegangen.

Bei Betrachtung der Fortpflanzug des Fuchses ist schon mehrfach die Frage aufgeworfen worden, ob der Fuchs in Monogamie oder Polygamie lebe. Erst vor kurzem hat Oberforstrat Dr. Fürst, Direktor der Forstlehranstalt in Aschaffenburg, eine Enquete im „Deutschen Jäger“ veranlaßt, um Material über diese Frage zu gewinnen. So reichthaltig die Mitteilungen eingingen, so sehr stunden sich die Ansichten der verschiedenen Beobachter gegenüber. Nach Erwägung aller dieser Verhältnisse sprach sich Dr. Fürst in Nr. 13 des „Deutschen Jäger“ vom 1. Mai 1894 dahin aus, daß „ein zwingender Grund für die Annahme, der Fuchs lebe monogam, nicht bestehe und darum wolle ihm auch dieselbe nicht als wahrscheinlich erscheinen.“ Fortpflanzung.

R. v. Dombrowski spricht sich in seiner schon erwähnten Monographie dahin aus: „Für die Monogamie — wenn auch mit zeitweiligem Irren (im Getümmel!) — spricht die treue Sorge des männlichen Fuchses für seine Deszendenz.“

Es würde mich in dieser Arbeit zu weit führen, dieses Thema eingehender zu behandeln — ich bemerke nur, daß die Analogie bei den dem Fuchse verwandten Spezies uns anders belehrt, daß ferner die Annahme der Monogamie als ziemliches Unikum in der Säugetierwelt dastehen würde, und ferner, daß Dr. Fürst die Akten nicht als geschlossen betrachtet, sondern zu weiteren Beobachtungen und deren Bekanntgabe auffordert, die etwa mehr Klarheit in die Sache bringen könnten.

Die Ranz- oder Rollzeit der Füchse beginnt, je nach den jährlichen Witterungsverhältnissen, bald nach hl. Dreikönig (6. Januar). Man darf nicht glauben, daß alle Fähinen zur gleichen Zeit hitzig werden; alte Fähinen werden gewöhnlich früher, jüngere später ranzig, während beim Rüden die Ranzwittrung der Fähe den Geschlechtstrieb sofort wachruft — er ist jederzeit fertig. So zieht sich die Ranzzeit von Mitte Januar bis gegen die Mitte Februar hin. Ranzzeit.

Ein fleißiger Beobachter des Fuchses, Herr Lehrer Becher in Hohenpolding (Oberbayern), teilt die Ranzzeit in drei Perioden ein, welche zusammen etwa 18—21 Tage währen. Die Vorperiode mag ungefähr 10 Tage währen; die Fähe wird unruhig, frißt wenig, zieht sich in den Bau zurück. Da erscheinen nun schon die Herrn Kurmacher, aber sie ist noch spröde und deshalb wechseln die Rüden hin und her, um nach andern Schönen zu suchen, die willfähriger sind, geben aber in der Regel am Baue ihre Visitenkarte in echter Hundemanier ab. —

Der Fähin schwillt die Schnalle an und allmählich beginnt sie, wie die Hündinnen, zu färben, d. h. es sondert sich durch die Schnalle Schweiß ab und damit mag der Höhepunkt der Hitze ungefähr am 11. oder 12. Tage erreicht sein. Die Rüden werden begehrlicher, beginnen die Fähe zu bestürmen, mit ihresgleichen Raufereien abzumachen und endlich verläßt die bedrängte Fähe den Bau und beginnt zu — rennen. Die Rüden folgen, gewöhnlich der begehrlichste zur Seite der Fähe, die übrigen folgen geduldig der Spur ihres bevorzugten Rivalen, einer hinter dem andern und so regelmäßig, daß ein Fuchs in die Spur des andern tritt. Das Rennen geht durch Wald und Feld, die ganze Nacht hindurch, gegen Morgen fährt die Fähe zu Baue. Der begehrlichste oder siegende Rüd ranzt die Fähe, wann und wo er sie haben kann. Unrichtig ist die Annahme, daß die Begattung nur im Baue vor sich gehe. Was sich dort zuträgt, bleibt dem Jäger verborgenes Geheimnis, aber man hat zu jeder Tageszeit im Wald und auf Feldern gebundene Füchse beobachtet und erlegt.

Sollte der Fall eintreten, daß eine ranzige Fähe Mangel an Liebesbewerbern leidet, so beginnt sie auch in entferntere Reviere zu rennen, was heutzutage im Zeitalter des Giftbrockens, wohl öfters vorkommen mag. Auch der einer Geliebten entbehrende Rüde drückt neben seiner Unruhe seine Sehnsucht nicht selten durch Geschrei aus, das dem widerlichen Schrei des Pfauen etwas ähnelt und das man nicht selten in mondhellen Winternächten vernehmen kann.

Ist nun eine Fähe befriedigt, wird sie wohl noch umworben, aber gleich der Hündin beißt sie die begehrlichen Bewerber ab und diese suchen nun ihrerseits nach andern, noch nicht befriedigten Fähen — wo sollte da das monogamische Verhältnis bleiben —? Becher nennt diese Zeit die Nachperiode.

Wenn nun die Fähe von den Strapazen ihrer Brautzüge ausgeruht und erholt ist, beginnt sie sich in ihrer Toilette und Körperverfassung zu retablieren und ihren Bau, der manches Derangement erlitten hat und nichts weniger als nach Kölnischem Wasser riecht, wieder in Ordnung und für die Wochen zurecht zu richten, d. h. der Bau wird „ausgezogen“ — gereinigt und geputzt.

Je nach der Zeit des vollzogenen Begattungsaktes, der sich nach Art der Hunde durch „Binden“ vollzieht — gewöhnlich nach einer Tragezeit von 60—63 Tagen, bereitet sich die Fähe in dem Baue, wo etwa die Begattung vollzogen wurde, zum Wochenbette vor. Gewöhnlich wölft die Fähe 6—7 plump geformte Junge, die mit grauer Wolle versehen, blind zur Welt kommen.

Ich habe jedoch Beispiele, daß manchmal mehr Junge geworfen werden, und in einem Falle entnahmen wir dem Tragsacke einer kurz vor dem Wölfen erlegten Fähe 13 ganz hübsch ausgebildete Junge. Nach 14 Tagen hört die Blindheit auf und die bis dahin nur mit dem Gesäuge ernährten Jungen werden allmählich daran gewöhnt, Raub anzunehmen, mit welchem nunmehr der sorgsame Papa sowohl die Fähe, welche während des Säugens den Bau selten verläßt, als auch die Jungen versorgt. Wie nach ca. 14 Tagen die Seher sich öffnen, so bilden sich auch in dieser Zeit rasch die Zähnchen der Jungen, und dadurch ist erklärlich, daß die Mutter nicht gerne mehr das Gesäuge reicht, sondern selbst auf den Raub ausgeht und diesen in Überfülle den Jungen zubringt.

Allmählich, so nach ca. 4 Wochen, verlassen auch die Jungen zeitweilig den Bau und tummeln sich an der Haupteinfahrtsröhre, gewöhnlich um Mittag, in Sonne und Freiheit herum.

Um nun die Racker und ihren Appetit zu befriedigen, leisten die beiden Alten, besonders die Fähe, Erstaunliches im Stehlen und Rauben. Anfangs werden Kerbtiere und Mäuse zugetragen, später erweitert sich das Menu. Die frühjahrliche Natur bietet auch hier das Geeignetste, denn junge Häschen, junge Vögel und später auch Rehkitze zieren die Tafel in Menge.

Man staunt, wenn man ein Fuchsgeheck ausgräbt, was sich alles Mögliche in Überfluß in und am Baue vorfindet. Wir hatten einst im bayrischen Walde zwei Schnepfen spät abends herabgeschossen und konnten sie der Dunkelheit halber nicht mehr finden, begaben uns des Morgens nochmals an den Ort zur Nachsuche, fanden aber nichts. Da stieß ein Gehilfe zu uns, brachte uns Schnepfenfedern, die er am Eingange eines naheliegenden Baues gefunden hatte. Nach Beschaffung von Schanzmaterial gruben wir den Bau aus, fanden 5 junge Füchse vor und unter anderem eine Menge Schnepfenfedern, ja sogar eine erst halbverzehrte Schnepfe — es waren wohl die am vorhergehenden Abend von uns angeschossenen Schnepfen, welche die alten Füchse zu Baue getragen hatten.

Je nach der Zeit der Begattung richtet sich auch die Zeit des Wölfens und so kann man denn im Mai Gehecke von ganz verschiedener Stärke vorfinden. Einzelne Fähinen mögen schon Ende März wölfen, während andere erst in der zweiten Aprilhälfte ihre Nachkommenschaft zur Welt bringen.

Wenn die junge Sippschaft etwas größer geworden ist, dann unterweist sie die Mutter in allen für das Fuchsleben nötigen Kenntnissen und man hat beobachtet, daß verschiedene Kreaturen lebend zugetragen wurden und die jungen Füchse eine Zeit lang mit den armen Wesen spielten, bis sie endlich verzehrt wurden.

Obwohl nun die Monogamie des Fuchses bezweifelt wird, so bestehen doch Beweise und ich habe darüber schon Erwähnung gethan, daß der Rüde sowohl die Fähe im letzten Stadium der Trächtigkeit mit Nahrung versieht, als auch nach dem Wölfen diese und die Jungen.

Da drängt sich die Frage auf, ob, nachdem der Rüde ca. 8—9 Wochen die Fähe verlassen hat und an andern Früchten sich zu laben bestrebt war, ob er und welche von den Beglückten wieder

auffucht, um da die Vater- und Ernährerpflichten zu übernehmen —? das ist noch ein Kapitel zur Frage der Monogamie — ein offenes Rätsel!

Man will auch dem Fuchs nachsagen, daß er zeitweilig ein herzloser Vater sei und sich nicht entblöde, die Produkte seiner eigenen Liebe zu — verzehren —!

Aber wir haben auch schon die Beobachtung gemacht, daß irgendwie durch Zufall verletzte und etwas schweißende junge Füchse von ihren Geschwisterten aufgezehrt wurden. Es ist ein eigentümliches zwar drakonisches Naturgesetz, das man fast bei allen Gliedern der Tierwelt finden kann, daß kranke oder verstümmelte Stücke aus der Gesellschaft ausgeschlossen und dem Verderben preisgegeben werden — warum sollte da bei diesem gierigen Raubtiere dieses Streben nicht zu einer gänzlichen Vernichtung, in Kannibalismus ausarten?

Doch spricht sich „Lederstrumpf" in seiner bei Neumann in Neudamm erschienenen Broschüre (2. Auflage) „Der Fuchs, seine Jagd und Fang" dahin aus, daß viele alte Jäger den Fuchs zu einem besorgten Familienvater stempeln wollten, indem sie behaupten, der Fuchs trage seinen Kindern Raub zu. „Lederstrumpf" meint, es beruhe dies auf Täuschung; die Fähe lasse, wenn sie Junge habe, keinen Rüden in die Nähe der Jungen kommen. Auch ergreife der Rüde, wenn ihm Junge in die Nähe kommen, die Flucht. — Dieser Autor meint, der alte Rüde lebe in der Zeit, wo es junge Füchse gebe, in Überfluß, und da er gewohnt sei, den Rest seines Raubes nach einem Baue zu tragen und dort zu verscharren, käme es öfter vor, daß er seine Beute nach einem von jungen Füchsen bewohnten Bau schleppe.

Diesen Ausführungen stehen nun viele Beobachtungen anderer Jäger entgegen. Ich habe aber schon oben meinen Zweifel ausgesprochen, daß der Fuchs, welcher in der Ranzzeit jeder ranzigen Fähe nachstreicht und wahrscheinlich öfter die Früchte seiner Umwerbung erntet, plötzlich sich einer Fähe anschließen soll, die ein Geheck hat?

Ich kann mir die Sache nur erklären, daß der Rüde sich überhaupt um junge Füchse annimmt, wo er solche weiß, ob das nun seine eigenen Abkömmlinge sind oder nicht, gleichviel — er muß eben allgemein für die Erhaltung seiner Sippschaft sorgen.

Wie ich anführte — es bleibt dies noch eine offene Frage. Beim Fuchsgraben, das ich ja so oft mitmachte, hatte ich selten Gelegenheit zu sehen, daß außer der Mutter noch ein Fuchs im gleichen Baue sich befand und wenn ich oder ein anderer Jäger am Baue die Rückkehr der abwesenden Alten erwartete und wirklich von Erfolg gekrönt war, hatte ich stets nur die Fähe erlegt. Doch hierüber noch später.

Während nun die jungen Füchse am Baue allmählich größerer Selbständigkeit entgegengeführt werden, kommt die Zeit heran, in der die Fluren sich mit Feldfrüchten zieren, das Getreide hoch wird und nun führt die Mutter ihre Sprößlinge hinaus ins Feld und hauset mit ihnen im hohen Getreide, um sie allmählich selbst zum Raube und Fange von Beute zu veranlassen.

Die Flur bietet genügende Objekte — junge Rebhühner, junge Fasanen, junge Hasen, Frösche, Mäuse, Käfer aller Art bilden die ersten Jagdobjekte der gut veranlagten Diebsgesellschaft und bis das junge Zeug einen energischeren Räuber erfordert, sind die jungen Freibeuter auf dieser Hochschule auch schon so weit herangebildet, daß sie sich selbst rehabilitieren können, das Familienleben aufheben und jeder seine eigenen Wege wandelt.

Über das Alter, welches ein in Freiheit lebender Fuchs erreichen kann, wenn es ihm gelingt, sich allen Nachstellungen zu entziehen, ist man wohl im Zweifel, weil ein Nachweis sehr schwer zu erbringen ist. Dagegen ist bestätigt, daß in Gefangenschaft gehaltene Füchse ein Alter von 14—16 Jahren erreichen. Es stimmt dieser Zeitraum auch mit der Lebensdauer seines Verwandten, des Hundes, welcher unter günstigen Verhältnissen diese Lebensdauer erreichen kann, wie uns viele Beispiele lehren. Der Fuchs ist auch abgesehen von äußeren Einwirkungen vielen Krankheiten unterworfen, die meist zur Vernichtung führen. Alter, Krankheiten und Feinde.

Eine der gewöhnlich und am meisten vorkommenden Krankheiten ist die Räude. Diese kommt wie beim Hunde in verschiedenen Formen vor und ist sehr ansteckend. —

Mich wundert nur, daß man verhältnismäßig wenig mit Räude behaftete Füchse antrifft, denn warum sollte sie nicht wie beim Hunde leicht übertragbar sein? Möglicherweise hat die Natur in irgend

welcher Art Vorsorge getroffen, die von Räude befallenen Tiere wieder davon zu befreien, ohne eine Übertragung auf die Stammesgenossen auszuüben, sonst dächte ich, müßten fast alle Füchse räudig sein. Gerade in Anbetracht dieser Krankheit hat der Jäger bei seinen Hunden, die mit Füchsen in Berührung kommen, große Vorsicht anzuwenden. Namentlich ist der Dachshund bei der Bauarbeit der Ansteckungsgefahr sehr ausgesetzt, und die Vorsicht dürfte niemals außer acht gelassen werden, nach solcher Thätigkeit den Hund durch ein entsprechendes desinfizierendes Bad zu reinigen.

Mir wurde einstmals durch Herrn Grafen Alban von Quadt ein Fuchs zugesendet, welcher eine eigentümliche Erscheinung zeigte — nämlich zwischen den Lauschern eine Art Perücke. Ich packte in meinem Atelier den Fuchs aus der Kiste, legte ihn auf den Boden, um die Erscheinung zu untersuchen. Sofort sah ich, um was es sich handelte — der Fuchs, ein kapitaler Kerl, war im höchsten Grade von Akarusräude befallen. An den eiterigen Ausschwitzungen hatte sich Sand angesetzt und die Sache nahm solche Dimensionen an, daß der Fuchs wie gesagt eine Art Perücke am Kopfe trug. —

Meine beiden Dachshunde, die am Ofen lagen, hatten natürlich nichts notwendiger, als sofort herbei zu kommen und ihren Todfeind zu beschnüffeln. Obgleich ich sie sofort entfernte, den Fuchs wieder in die Kiste steckte und wegschaffte, hatte doch mein alter Bürschl, während ich das Dienstmädchen zum Reinigen des Bodens holte, den ganzen Platz genau abschnüffeln müssen. Nach etwa 10 Tagen war der Hund in hohem Grade am Kopfe von Akarusräude befallen und ich hatte 3 volle Wochen zu thun, ihn gründlich zu heilen. Also wolle in dieser Hinsicht große Sorgfalt beachtet werden!

Eine weitere öfter auftretende Krankheit der Füchse ist die Tollwut. Krankheitssymptome und Sektionen haben ergeben, daß diese Tollwut identisch mit der bekannten Hundswut ist.

Auch an Auszehrung oder Darrsucht gehen Füchse zu Grunde. Das Tier magert vollständig ab und geht langsam seinem Ende entgegen.

Mehr als durch Krankheiten wird das edle Fuchsleben durch Feinde bedroht; man sollte nicht glauben, daß deren Anzahl dem roten Freibeuter gegenüber so groß ist. Wenn wir zunächst bei den — lieben Verwandten anfangen, so finden wir, daß der Hund, dessen Lebensgewohnheiten sein Vetter canis vulpes so vielfach teilt, ein grimmiger Feind ist; diesem reiht sich der andere Vetter — canis lupus — der Wolf an. Wie der Fuchs selbst eine Katze als besonders gute Beute ansieht, ebenso betrachtet der dem Katzengeschlechte angehörige Luchs den Meister Reineke als gute Beute.

Unter den befiederten Räubern haben wir den Adler, besonders den Steinadler, als grimmigen Feind des Fuchses zu betrachten; auch Uhu und Habicht sind dem Familienstande gefährlich, da sie den jungen Füchsen nachstellen.

Oberjäger Leo Dorn, der mehrfach schon genannte Adlerjäger zu Hindelang im Algäu, beschrieb mir einmal umständlich den Kampf zweier Steinadler mit einem Fuchse. Nur die Gewandtheit Reinekes, den Stößen der beiden Adler auszuweichen, rettete ihm das Leben.

Aber unter allen Feinden steht wohl der Mensch obenan und unter diesen ist in neuerer Zeit der Apotheker leider der gefährlichste geworden. Ich werde später bei der Jagd noch hierauf zurückkommen.

Jagd. Die Jagd auf den Fuchs bietet dem sachkundigen Jäger eine Fülle von Reizen, die durch das Bewußtsein erhöht werden, mit Erbeutung eines Fuchses der Hege des Nutzwildes Vorschub geleistet zu haben.

Wir haben verschiedene Arten, den Fuchs zu dezimieren:

1) die Jagd mit der Schußwaffe;
2) die Jagd am Baue durch Graben;
3) die Parforcejagd und
4) den Fang.

Wollen wir alle diese weidmännischen Verrichtungen der Reihe nach durchgehen und schließlich noch einer 5. Vertilgungsmethode Raum geben — dem Legen des Giftbrockens.

1) Die Jagd mit der Schußwaffe. Diese Jagdart möchte ich des leichteren Verständnisses halber wieder einteilen

a. in Einzelnjagd und b. in kombinierte Jagd.

a. Die Einzelnjagd kann man durch Birschen, Anstand und Sprengen, letzteres mit Hilfe von Dachshunden, durchführen.

Beginnen wir mit dem Frühjahr. Im richtigen Verhältnis zum Schlusse der Ranzzeit muß der Jäger darauf bedacht sein, ausfindig zu machen, ob im einen oder andern der ihm bekannten Baue*) ein Geheck aufgekommen ist. — Zunächst hat also der Jäger unter Anwendung größter Vorsichtsmaßregeln zu sehen, ob Baue befahren sind und ob sich dort Anzeichen finden, daß Junge dort zur Welt gebracht wurden. Ob ein Bau befahren, ist leicht auszumitteln, schwerer ist zu erforschen, ob er junge Füchse enthält. Gewöhnlich ist die ausgezogene Erde an der Hauptröhre frisch eingetreten, alle Hindernisse, wie dürre Ästchen, überhängendes Gras entfernt und bei weichem Sandboden finden sich auch frische Trittspuren nach aus- und einwärts. Findet man einzelne Federn oder sonstige Rudera von Raub am Eingang der Röhre, so ist es schon ein Anzeichen, daß sich junge Füchse im Bau befinden. Bemerkt man aber das Aus- und Einfliegen der bekannten grünschillernden Aasfliegen, so darf man mit Sicherheit darauf rechnen und den Anstand riskieren.

Man soll sich den Bauen nur mit größter Vorsicht nähern, niemals einen Hund mit hinnehmen, womöglich die Stiefelsohlen mit Heringslacke verwittern, denn bekommt die Fähe Wind, so darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß bis zum andern Tag die ganze Gesellschaft verschleppt ist und in seltenen Fällen wieder gefunden wird.

Hat sich nun der Jäger vergewissert, daß junge Füchse im Baue sind und kann und will er den Bau nicht graben, die Sippschaft aber doch vernichten, so muß er zunächst trachten, die Jungen totzuschießen. Er muß also darauf bedacht sein, einen gedeckten dominierenden Ansitzplatz in gutem Winde auszumitteln. Am besten ist es freilich, wenn er einen passenden Hochstand ausmitteln kann, von welchem er freies Schußfeld nach dem Baue hat.

Hier möchte ich vor allem einfügen, daß, obgleich der Fuchs für die Jagd ein sehr schädlicher Patron ist, der Jäger doch niemals grausam gegen ihn und seine Jungen vorgehen soll.

Jedes Tier hat im Haushalte der Natur seine Berechtigung und wir Jäger sollen niemals so weit gehen, eine Spezies gänzlich auszurotten, welche durch weidmännische Mittel auf das Maß des Notwendigen zurückgeführt werden kann.

Anders ist es freilich bei großen Raubtieren, die allgemein gefährlich sind und nicht bloß der Niederjagd, sondern auch der hohen Jagd, der Landwirtschaft und sogar den Menschen gefährlich werden können. Das ist nun beim Fuchse wohl nicht der Fall; wir haben Mittel genug, ihm auf weidmännische Art das Handwerk zu legen, infolgedessen soll der Jäger nur in ganz außerordentlichen und dringenden Fällen seine Zuflucht zum Giftbrocken nehmen. Näheres hierüber werde ich an dortiger Stelle ausführen.

Im Verfolge dieser Einschaltung möchte ich jedem Jäger empfohlen haben, wissentlich niemals die Fähe von ihrer unmündigen Sippschaft wegzuschießen, ohne letztere nicht sofort auch vernichten zu können, denn die hilflose Gesellschaft ginge auf diese Weise meistens einem jammervollen Hungertode entgegen.**)

Nach dieser Abschweifung nun zurück zur Jagd. Wenn die jungen Füchse so herangewachsen sind, daß sich die Seher geöffnet und die Zähnchen gebildet haben, wenn sie der Milch entwöhnt, den von der Fähe beigeschleppten Raub bereits annehmen, haben sie auch das Bedürfnis, zeitweilig aus dem Baue zu gehen und vor der Eingangsröhre sich zu sonnen, zu spielen und sich zu balgen; gewöhnlich geschieht dies um die Mittagszeit. Der am Baue ansitzende Jäger hat nun neben peinlichster Ruhe — obgleich selbst eifriger Raucher, muß ich doch die Unterlassung desselben am Baue sehr empfehlen — sein Augenmerk auf den Bau zu richten; kommt das eine oder andere Junge an die Oberfläche, dann soll man ruhig zuwarten, bis womöglich das ganze Geheck aufgetaucht ist. Gewöhnlich besteht es aus 4—7 Jungen. Dann aber nehme man den dichtesten Knäuel aufs Korn und sei bereit, auch den zweiten Schuß rasch abgeben zu können, falls mit dem ersten Schusse nicht sämtliche Junge getötet wären.

Daß man zu dieser Arbeit das richtige Blei wähle, darf ich einem erfahrenen Jäger nicht wohl in Erinnerung bringen. Starke Hühnerschrote und davon eine tüchtige Ladung, daß sie streut und deckt,

*) Ein braver Revierjäger muß jeden Bau im Revier genau kennen und stets im Auge behalten.

**) Allerdings sind Beobachtungen gemacht worden, daß sich der Rüde verwaister junger Füchse mit Sorgfalt annahm und ihnen Raub zutrug.

mag genügen. Wiederholung dieser Arbeit wird höchstens noch am folgenden Morgen mit Tagesgrauen von Erfolg sein, denn später, sollten Junge noch übrig geblieben sein, wird man keines mehr finden, da die Fähe, sobald sie Unrat wittert, wie schon erwähnt, den Rest ihrer Familie in Sicherheit bringen und verschleppen wird.

Schon zu öfterenmalen ist mir dieser Fall begegnet. Einst ging ich mit dem Gehilfen des Revieres zur Abendbirsche, da saßen vier junge Füchse auf dem Rande eines hohlen Stockes und sonnten sich. Ich wollte sofort mit dem Schrotlauf meiner Büchse Feuer geben, aber mein Begleiter hielt mich ab, indem er meinte, nächsten Tag seinen jungen Dachshund anbringen zu können. Um die Stelle wieder zu finden, legte er auf unserm Wege ein paar Brüche. Als er aber des andern Morgens mit Dachshund, Schaufel und Pickel zur Stelle kam, war das Nest ausgeflogen.

Wenn man nun die jungen Füchse am Bau erschossen hat, muß man sie sofort wegschaffen, auf dem Ansitzplatz aber womöglich so lange ausharren, bis auch die Fähe erscheint, was gegen Abend jedenfalls der Fall sein wird, um auch ihrer habhaft zu werden. Diese Aufgabe ist jedoch nicht so leicht, als man glaubt, besonders wenn man keinen Hochsitz hat und viel Unterwuchs um den Bau herum vorhanden ist.

Wohl sieht man die Hauptwechsel der Füchse, welche zum Baue führen, aber Mama ist sehr vorsichtig und gewöhnlich umkreist sie in weiterem Bogen, dem Jäger unsichtbar, die Baustatt und tritt erst näher, wenn sie sich überzeugt hat, daß alles sicher ist.

In sehr vielen Fällen gelingt der Ansitz nicht, denn sehr oft nimmt die Fähe Wind auf und man kann sie sogar in der Dickung heulen hören, bekommt sie aber nicht zu Gesicht. Oft schon saß ich nach dem Graben oder nach Tötung der Jungen bis zur völligen Dunkelheit am Baue ohne Erfolg; gestehe aber offen, daß ich ebenso oft bei günstigen Orts- und Windverhältnissen durch Erfolg erfreut wurde. Ist es dem Jäger nicht möglich, so lange auszuhalten, muß er für Ablösung durch einen Kollegen sorgen.

Es gibt aber auch noch eine andere Art, die jungen Füchse auszuheben, als durch Schießen und Graben, eine Methode, die unser fleißiger und geriebener Fuchsjäger, der vor einigen Jahren allzufrüh verstorbene Weidmann, Freiherr Konstantin von Podewils, k. Oberst in Landshut, anwendete und auch seiner Zeit im „Deutschen Jäger" beschrieb. Es ist dies der Fang der jungen Füchse in der Grube.

Zu diesem Zwecke hat man folgendes zu thun. Am Nachmittag, wenn die Fähe auf Raub aus ist, verkeilt man sämtliche Röhren des Baues in dem die jungen Füchse stecken sorgfältig und läßt nur die Hauptröhre, an der die Jungen zu spielen pflegen, offen.

Unmittelbar am Ausgang der Röhre sticht man eine etwa 1 m tiefe und etwas breitere Grube aus, als der Platz vor der Röhre ist, und zwar so, daß die Grube an deren Sohle etwas breiter ist als am oberen Rand, so daß also die Wände nicht senkrecht, sondern in spitzem Winkel von der Grubenbasis aufwärts gehen.

Da wo die Röhre abgestochen ist, steckt man einige dünne, etwa 20—30 cm freistehende Weidenruten horizontal in das Erdreich, so daß sie eine Art Podium oder Verlängerung des Röhrenausganges über der Grube bilden, und legt etwas Moos und Erde darauf. Die jungen Füchse werden sich aus der Röhre auf dieses Podium begeben, durch ihre eigene Schwere dasselbe durchdrücken und in die Grube fallen. Sobald nun ein Junges in die Grube gekollert ist, wird es anfangen zu bellen und dadurch die Geschwister herbeilocken, so daß die ganze Gesellschaft in die Grube kollert und gefangen ist.

Will man außerdem noch auf dem Ansitz ausharren, so wird man sicher die Fähe, ja vielleicht auch noch andere Füchse — und sollte der Rüde sich wirklich an der Aufzucht beteiligen — den Herrn Papa zu Schuß bekommen, denn das Klagen der jungen Füchse wird die alten veranlassen, ihre sonst gewohnte Vorsicht etwas hintanzusetzen.

Jeder Fuchsbau ist eigentlich für den Fuchs eine Falle, denn hier hat der Jäger den sichersten Anhaltspunkt, dem Fuchse auf den Leib zu kommen. Infolgedessen soll man niemals solche Hauptbaue durch Graben oder Räuchern ruinieren, denn am Baue schießt man den Fuchs zur Ranzzeit, am Baue schießt man ihn beim Aus- und Einfahren, am Baue sprengt man ihn mit dem Dachshunde und am Baue vernichtet man das Geheck.

Es ist daher gut, wenn man sich den Bau und dessen Umgebung zur rechten Zeit praktisch vorbereitet. Störende Büsche sind, allerdings mit einiger Vorsicht, zu entfernen; ferner lohnt die Bauarbeit immerhin, wenn Gelegenheit dazu da ist, die Errichtung eines stabilen Hochsitzes, der ja nach Umständen sehr einfach herzustellen ist.

Ein weiterer Betrieb der Einzelnjagd ist der Ansitz auf Füchse am Bau. Je nachdem das Wetter erwarten läßt, daß der Fuchs im Baue steckt, oder wenn der Jäger sicher abgespürt hat, daß ein oder mehrere Füchse im Baue stecken, was in der Winterszeit besonders bei einer Neue ja leicht auszumachen ist, indem man in weiterem Umkreise die Spuren abzählt, wie viele hinein und wie viele heraus führen, oder dadurch, daß man das Erdreich an der Einfahrtsröhre stets mit Reisig oder einem bereitgehaltenen Besen locker erhält um abspüren zu können, kann der Anstand sehr lohnend sein. Ansitz.

Man begibt sich des Nachmittags an den Bau, spürt vorsichtig ab und setzt sich dann an. Gewöhnlich gegen Eintritt der Dämmerung fährt der Fuchs aus, um auf Raub auszugehen.

Alte Jagdschriftsteller empfehlen, dem Baue sich nur auf „Stelzen" zu nähern; wer das aber nicht kann, soll niemals an den Bau so treten, daß er in der Richtung der Ausfahrtröhre hingeht, vielmehr soll man nur von der entgegengesetzten, oberen Seite und nur im guten Winde sich nähern; jedenfalls darf der Jäger nicht fest auftreten, husten u. dergl., so daß der Fuchs in keiner Weise von der Anwesenheit seines Feindes über dem Baue Kenntnis hat. Im letzteren Falle würde er sich hüten auszufahren.

Während des Anstandes muß man aber stets schußfertig sein, denn das Ausfahren geht oft sehr rasch und da meist in nächster Nähe der Ausfahrtsröhre Deckung ist, benützt diese der Fuchs mit Vorliebe.

Entgegengesetzt ist aber darauf Rücksicht zu nehmen, daß man nicht sofort Feuer gibt, wenn das Spitzbubengesicht am Ausgang der Röhre erscheint — man muß den Fuchs gut herauslassen und dann sichern Schuß anbringen, sonst riskiert man, daß er sofort wieder in die Röhre zurückfährt.

Man hat auch die Vorsicht zu gebrauchen, sich stets so an die Röhre anzustellen, daß man nicht in dieselbe hineinsieht, sondern auf der entgegengesetzten Seite steht, weil sonst der ausfahrende Fuchs die geringste Bewegung des Jägers wahrnehmen könnte, was im andern Falle nicht eintreten wird, wenn der Fuchs vom Jäger abgewendet ausfährt.

Hin und wieder vernimmt man ehe der rote Balg in der Röhre erscheint, ein leises, dumpfes Poltern und das ist der Moment, die Schußwaffe anzuschlagen.

Ebenso wie des Abends der Anstand beim Ausfahren, kann in der Morgendämmerung der Anstand beim Einfahren des Fuchses frequentiert werden.

Im Winter, auch bei mondhellen Nächten, läßt sich der Anstand auch auf sichern Wechseln im Revier ausüben. Der Jäger muß aber hier den Fuchspaß genau kennen.

Außer diesen Jagdarten ist eine sehr lohnende das Sprengen des Fuchses aus dem Baue mit dem Dachshunde. Sprengen.

Ich habe schon öfter erwähnt, daß Dachshunde zweierlei Eigenschaften besitzen. Der eine Hund ist sehr brauchbar zum Graben, weil er ausdauernd vorliegt und im Bau den Fuchs festmacht, der andere aber weiß den Fuchs so zu beunruhigen, daß er so rasch als möglich den Bau verläßt, d. h. springt.

Manchmal sind das die kleineren, schwächeren Dächsel — man nennt sie bei uns Gligerhundeln. Diese sind unruhig, fahren ein, verbellen, kommen an die Oberfläche, suchen eine andere Röhre, fahren dort wieder ein u. s. f. In vielen Fällen weicht der Fuchs einem solchen Quälgeiste sehr rasch und ich habe schon solche Dächsel gesehen und selbst geführt, bei denen oft die ganze Prozedur nur einige Minuten dauerte, bis der rote Balg an der Oberfläche erschien. Ja in leichten Fluchtbauen hatte ich oft kaum Zeit, mich zu postieren und schußfertig zu machen, war Urian schon da.

Es ist dies eine der amüsantesten Jagden auf den Fuchs und gewiß die lohnendste; ein Dächsel, der dies Geschäft gut versteht, ist nicht mit Gold aufzuwiegen; denn abgesehen von dem Nutzen, den er der Jagd, der Jagdkasse und seinem Herrn bringt, bereitet er letzterem recht viel Vergnügen. Ich hätte oft meinen alten „Bürschel", der Meister hierin war, und dessen Porträt in Lebensgröße von mir gemalt, über meinem Schreibtische paradiert, umhalsen können, wenn er mir durch eine solche glückliche Jagd viel Freude bereitet hatte!

Bei dieser Jagdart ist ein sehr guter Behelf, eine mindestens 2—2½ m lange, dünne Rute so in die Röhre zu stecken, daß die Spitze derselben etwa 20—30 cm über der Röhre ersichtlich ist.

Jeder meiner verehrten Freunde der grünen Farbe, der diese Jagdart schon praktiziert hat, weiß genug davon zu erzählen, wie schnell Meister Reineke, wenn er einmal springt, aus dem Bau ist, und kaum hat man die schwarzen Lauscher auftauchen sehen — flugs ist der Kamerad schon hinter einem Stamme oder Busche gedeckt und der übereilte Schuß fährt hinten vorbei! Es sind ja die Fuchsbaue gewöhnlich im rauhesten Zeug der Waldungen versteckt und nicht immer hat der Jäger Gelegenheit, die Umgebung für die Baujagd günstiger herzurichten.

Die besprochene Rute hat den Vorteil, daß wenn der Fuchs sich dem Ausgange nähert, er die Rute berührt und da beginnt ihre über der Erde sichtbare Spitze zu vibrieren, der Schütze weiß, daß hier etwas kommt, kann das Gewehr in Anschlag nehmen und erscheint wirklich der Fuchs — und nicht der Hund — dann ist er auch rasch fertig.

Ich möchte aber bei dieser Gelegenheit hitzige Schützen davor warnen, nicht zu rasch Feuer zu geben, vielmehr recht vorsichtig zu sein, denn oft ist die Nasenspitze, die nach der Bewegung der Rute erscheint, nicht die des Fuchses, sondern jene des Dachshundes. Besonders wenn man rote oder gelbe Dächsel führt, ist diese Vorsichtsmaßregel sehr zu beachten.

Gewöhnlich hat ja ein Hauptbau eine größere, oft sehr große Anzahl von Röhrenausgängen und für einen Jäger wird es schwer sein, alle zu gleicher Zeit genau beobachten zu können. Gerade für diese Fälle bieten die eingesteckten Ruten herrliche Anhaltspunkte, man sieht schon im voraus, in welcher Röhre Meister Langschwanz erscheint.

Beim Sprengen des Fuchses gebrauchen auch manche Fuchsjäger die Vorsicht, den Dachshund, wenn er nach einigen Lauten an die Oberfläche kommt, sofort abzufangen und anzuleinen, weil in diesem Falle der Fuchs sehr bald den beunruhigten Bau verläßt und das Weite suchen will.

Man hat aber in solchem Falle die peinlichste Ruhe und Aufmerksamkeit zu wahren, denn die geringste Beunruhigung, ein Tritt oder das Winseln des Hundes nimmt Reineke wahr und dann kann man lange stehen, bis er springt.

Gelingt das Sprengen aus irgend einem Grunde nicht, z. B. wenn der Fuchs den Jäger wahrgenommen hat, oder falls er gefehlt, in den Bau zurückging u. s. f., so kann der Jäger nichts anderes thun, als den Bau zu verkeilen, eine, z. B. die Hauptröhre, offen zu lassen und hier ein Tellereisen einzubetten oder eine Legbüchse anzubringen. Es ist darum gut, wenn man bei solcher Jagd stets ein Tellereisen im Rucksack als Reserve mit sich führt.

Hat man es aber nicht zur Hand und will man den Fuchs nicht auskommen lassen, so muß man die Röhren sämtlich verkeilen oder verblenden, bis ein Eisen herbeigeschafft ist. Nächsten Morgen kann Urian im Eisen sein.

Hier möchte ich noch über das Verblenden der Röhren ein paar Worte anfügen.

Um kurze Zeit den Fuchs im Baue zurückzuhalten, genügt oft schon ein Stückchen Zeitungspapier, das man in ein Stäbchen einzwängt und vor der Röhre sichtbar in den Boden steckt — diese Warnungstafel überschreitet der Fuchs in den ersten 24 Stunden nicht leicht.

b. Die kombinierte Jagd mit dem Schießgewehr wird als Riegeljagd oder als wirkliche Treibjagd durchgeführt. Beide Jagdarten unterscheiden sich nur dadurch, daß das Riegeln mit weniger Schützen und Treibern und ohne Lärm durchgeführt werden kann, wodurch anderes im Revier stehendes Wild nicht beunruhigt wird.

Das Riegeln der Füchse kann man deshalb das ganze Jahr über, auch in der Schonzeit, ausüben, während die größere Jagd mit der allgemeinen Treibjagd in Verbindung gebracht wird. Ich habe mich deshalb nur darauf zu beschränken, das Fuchsriegeln etwas genauer zu beschreiben.

Fuchsriegeln. Wenn die Hauptjagden beschlossen sind und man mit Anstand auf Füchse nicht genügend zurecht kommt, kann man sich durch Riegeln helfen. Besonders zu Beginn der Ranzzeit, wo fremde Füchse gern einwechseln und sich in den Dickungen herumtreiben, führt das Riegeln zu oft mehrfachen Erfolgen.

Hat man gute Neuen und etwa am Morgen Füchse in dieser oder jener Dickung bestättigt, dann besetzen etwa zwei oder drei Schützen die Hauptfuchswechsel, welche dem Revierjäger ja gewiß bekannt sind, so geräuschlos als möglich — redselige Jagdgenossen taugen zu dieser Arbeit nicht.

Am entgegengesetzten Ende des Bogens — ich setze voraus, daß auf die Windrichtung schon ab initio Rücksicht genommen ist — mögen ein oder zwei Treiber bereit sein, nach der vorher bestimmten Zeit ohne Lärm, aber doch nicht geräuschlos und recht langsam vorzugehen. Der in der Dickung bestättigte Fuchs wird sehr bald das halblaute Brechen im Bestande vernehmen und sofort auf gewohntem Wechsel aus der Dickung zu entwischen suchen.

Es ist eine eigentümliche Sache, daß bezüglich der Fuchswechsel eine Art instinktmäßiger Genauigkeit besteht, denn wenn man noch so viele Füchse erlegt und weggeschafft hat, etwa neue eingewechselte — jeder hält den bekannten Paß mit vorherbekannter Sicherheit ein und wird da, falls der Schütze seiner Sache sicher ist — gestreckt. Wie es bei den Balzständen der Auerhahnen, beim Stande der guten Rehböcke der Fall ist, so auch beim Fuchs mit dem Paß. Ist einer weggeräumt, bald ist der Stand wieder eingenommen, und so jedes Jahr, wenn nicht namhafte Bestandesveränderungen am Walde vorgegangen sind.

Die sichersten Wechsel sind da, wo eine Deckung mit der andern am engsten und dichtesten verbunden ist, besonders wenn Richtungsgräben u. dergl. vorhanden sind.

Auf dem Stande angekommen, macht sich der Schütze sofort schußfertig und steht so lange ruhig und schußbereit, bis ihn der Leiter der Jagd abruft. Ist ein Wechsel so gestaltet, daß man die Annäherung des Fuchses hin und wieder gewahren kann, so rate ich unbeweglich zu verbleiben und erst in dem Momente mit dem Gewehre aufzufahren, in dem man den Schuß abgeben will; sind unmittelbar vor diesem Platze Baumstämme oder dichte Sträucher, hinter welchen der Fuchs vorbeipassiert, ehe er die zum Schusse ausgewählte Lücke betritt, so kann man auch während der Fuchs gedeckt ist, das Gewehr aufnehmen, es muß aber rasch und geräuschlos vor sich gehen.

Niemals darf man sich, wenn der Wechsel frei ist und der Jäger vom vertraut anlaufenden Fuchse überrascht wird, hinreißen lassen, irgend eine Bewegung zu machen, bevor der Fuchs nicht so weit auf der Freiung ist, daß man, selbst wenn er durch die Bewegung aufmerksam gemacht, umschlagen sollte, dennoch mit dem Schusse fertig wird.

Neulinge haben die Gewohnheit, sofort bei ansichtigwerden des Fuchses aufzufahren — blitzschnell schlägt Reineke um und ist, ehe man fertig ist, hinweg — man nennt dies: „den Fuchs verstechen“ — ein kühner Luftschwung der Standarte ist der Abschiedsgruß an den unvorsichtigen und verblüfften Schützen!

Es giebt aber auch Fuchsriegel oder Fuchswechsel, z. B. zwischen zwei Fichtenschonungen, auf welchen man nicht den geringsten Einblick in die vorliegende Dichtung hat. Auf solchem Riegel muß sich der Schütze auf das Gehör verlassen und beim geringsten Geräusch, z. B. Knistern des Laubes 2c., mit dem Gewehr nach jener Richtung zur Wange fahren, von der man das Annähern des Fuchses vernahm. Ist auf solchen Wechseln die zum Schusse gegebene Lichtung eine sehr schmale und die Gefahr nahe, daß Meister Reineke, wie es häufig der Fall ist, langsam bis an die Lisiere vorrückt, einen Moment verhofft und dann mit einem Satze die Lichtung überfällt, so bleibt nichts anderes übrig, als sich so zu stellen, daß man nur nach der einen Richtung, gewöhnlich nach der linken zu ausschaut und also nicht nötig hat, erst mit dem Körper eine Wendung zu machen, in welchem Falle man mit dem Schusse gewiß zu spät kommen würde. Solche Vorsichtsmaßregeln sind schon vom anstellenden Leiter des Riegelns, welcher die Verhältnisse kennt, ins Auge zu fassen und darnach Disposition zu treffen.

Ich möchte jedoch nicht mißverstanden werden; niemals soll man das Gewehr so in Anschlag bringen, daß man nicht mehr freien Ausblick über die Gewehrläufe hinaus hat, denn manchmal ändert der Fuchs ohne Grund seine Richtung und würde somit verpaßt oder er sichert ein paar Minuten und der Schütze ist nicht mehr im stande, ohne zu vibrieren das Gewehr ruhig zu halten.

Manchmal, besonders bei großen Jagden, erscheint der Fuchs auch auf dem Rückwechsel — dies ist aber nur der Fall, wenn er an den vorderen Wechseln „verstochen“ wurde, oder dort die Schützen nicht ruhig waren. Immerhin hat der Leiter größerer Jagden für solche leicht eintretenden Fälle Vorsorge zu treffen und am Rückwechsel einen verläßigen Schützen zu postieren.

Das Riegeln kann auch mit Zuhilfenahme eines Dachshundes vorgenommen werden, welcher verlässig ist und womöglich nur den Fuchs jagt, während er anderes Wild unbehelligt läßt. Es ist dies eine sehr amüsante und spannende Jagdart. Gewöhnlich geben solche Dachshunde nicht viel Laut, anfangs ein paar Quickser, dann hin und wieder ein solcher, näher und näher kommt die Jagd, mit Spannung steht der Jäger auf seinem Riegel, merklich höher geht der Pulsschlag — da, ein schwaches Rascheln im Laube und in der nächsten Sekunde erscheint das Spitzbubengesicht des Fuchses — ein Knall und die Jagd ist vorüber.

Unsere Hochgebirgsjäger führen nicht selten hochläufige Dachshunde — Dachsbracken —, welche Fuchs und Hase sehr anhaltend jagen. Der Jäger gebraucht sie zum Riegeln auf den Fuchs. Er stellt sich auf dem ihm bekannten Fuchspaß im Bergwalde oder an einer Felsspalte an, schickt den Hund, der das Spiel genau kennt, in den Bogen hinein und harrt ruhig der Dinge. Der Hund wird laut, die Jagd geht bergab, bergauf, oft hört der Jäger lange Zeit nichts mehr — endlich passiert der Fuchs den Riegel und der unverdrossene, ausdauernde Jäger streckt ihn mit sicherem Schusse.

Im allgemeinen soll man einen im Rauche gestreckten Fuchs, falls man hiemit den Stand nicht verdirbt, sofort aufnehmen und unmittelbar vor sich hinstrecken, denn nicht selten stürzt der Fuchs im Feuer, bleibt wie mausetot liegen, kommt aber nach einiger Zeit zu sich und ist so schnell verschwunden, als er kam.

Ein geübter Fuchsjäger ist jedoch seiner Sache so sicher, daß er diese Maßregel nicht immer nötig hat, denn er weiß, wo und wie er abgekommen und immer ist es besser, ruhig auf dem Stande zu bleiben, weil beim Riegeln manchmal ein zweiter Fuchs im Anzuge sein kann, und auf diese Weise vergrämt würde.

Ein Revierjäger, welcher das Fuchsriegeln versteht und sein Revier kennt, der wird durch diese Jagdart sich und bevorzugten Gästen manch schönes weidmännisches Vergnügen schaffen können.

Ich erinnere mich noch mit wahrer Wonne an die verschiedenen Fuchsriegeljagden, welche ich mit dem freiherrl. v. L.'schen Revierjäger H. in N. bei München machte. — Gewöhnlich war das ganze Aufgebot: Revierjäger H., dann zwei Jagdgäste und ein alter Treiber mit einem kleinen, alten Dachshündlein. Diese Jagden machten wir von Mitte Januar bis Mitte Februar, wo fast jede Woche einmal geriegelt wurde. Nicht selten erlegte ich 3—4 und 5 Füchse an einem Tage — es waren meist Wonnetage für mich, die ich stets mit besonderer Vorliebe in meinem Jagdbuche verzeichnete.

Zu H.'s Zeiten war das Giftbrockenlegen noch nicht im Schwunge — was würde der alte, geriebene Fuchsjäger wohl sagen, wenn er die jetzigen Verhältnisse plötzlich wieder sehen könnte —?

Eine Treibjagd im größeren Styl auf Füchse allein wird wohl selten durchgeführt werden, es verbindet sich diese Jagdart mit der allgemeinen Treibjagd, welche ich in andern Kapiteln mehrfach schon besprochen und das Verhalten des Leiters, der Schützen und der Treiber geschildert habe. Birgt das Revier oder ein zunächst abzutreibender Bogen Füchse, so ist, wie überhaupt, möglichste Stille und Ruhe sowohl im Kreise der anzustellenden Schützen, als auch in der Treiberrotte nötig. Auch bei größeren Treibjagden hält der Fuchs seinen Paß, wenn nicht besondere Zufälligkeiten eine Abweichung von der Regel herbeiführen. Es hat also der Leiter der Jagd, d. h. der Anstellende, darauf Rücksicht zu nehmen, daß die verschiedenen Fuchspässe sowohl richtig besetzt sind, als auch durch Schützen eingenommen werden, welche mit entsprechender Ruhe nötige Fertigkeit im flinken Schießen verbinden, d. h. gute Fuchsschützen sind.

Wie sich die Schützen auf dem Stande zu verhalten haben, ist anderwärts in diesem Buche schon besprochen, bei der Fuchsjagd sind die Regeln nur um so genauer zu befolgen. Namentlich haben die am Fuchspasse stehenden Schützen sich sofort schußfertig zu machen und dann ruhig zu verhalten. Wo eine so große Anzahl Menschen — Schützen, Treiber, Hunde versammelt sind, ist ein Lärm nicht immer zu verhüten und selbst wenn der Treiberführer seine schwatzende Kohorte noch so sehr im Zaume hält, wird es ihm nicht immer gelingen, ihre Redewerkzeuge gänzlich zu stopfen. Aber gerade aus diesem Grunde müssen die am Fuchspasse postierten Schützen sofort nach Anstellung schußbereit sein, denn leicht macht das Geräusch den Fuchs vorzeitig rege, und Urian kommt auf dem Wechsel angeschlichen, ehe der Trieb etwa angeblasen ist.

Beginnt nun der Trieb und ist ein Fuchs in demselben, so wird in der Regel der allererste Schuß auf der der Treiberwehr entgegengelegenen Seite knallen und jeder erfahrene Teilnehmer der Jagd denkt sich — aha, ein Fuchs!

Viele Jagdfreunde haben die Gewohnheit, wenn sie auf ihrem Stande postiert werden, sofort mit Ausasten desselben ihre Schußlücken sich zu verbessern. Wenn dies auch im Grunde keine schlechte Maßregel ist, so empfiehlt sich doch, dieselbe lieber ganz zu unterlassen, wenn sie nicht mit äußerster Vorsicht vorgenommen wird, denn das Knacken der abzuschneidenden Äste kann den guten Verlauf des ganzen Bogens verderben, Veranlassung geben, daß der Fuchs oder gute Rehbock nicht vorwärts zu bringen ist, sondern sofort nach Beginn des Treiberlärms auf die Treiberkette zuflüchtet und rückwärts oder doch wenigstens seitwärts ausbricht und so weniger verlässigen Schützen in Anlauf kommt.

Um unserer jüngeren Generation, welche im Zeitalter des Giftbrockens lebt, einen Begriff beizubringen, welch schöne Anzahl Füchse in früheren Tagen manchmal die Strecke zierte, erwähne ich nur, daß z. B. in den Isarauen unterhalb Landshut die Zahl der Füchse so groß war, daß auf dem Jagdgebiete des Herrn Baron v. Beck in Au manchmal in zwei Tagen 40—50 Füchse erlegt wurden. — Baron v. Beck hatte die Liebhaberei, viel Füchse zu erlegen und köderte sie in diesem Aurevíere stets durch Vorlagen von Luder an, um dadurch auch Schaden an Nutzwild zu verhüten. Mein verehrter Freund, Oberst Baron v. Podewils, antwortete mir einstmals auf die Frage, ob er bei der Jagd des Herrn Baron v. Beck glücklich gewesen sei — „nicht besonders, ich schoß in den zwei Tagen n u r acht Füchse und zwei Rehböcke" — nur acht Füchse! Wie schaut sich dies heutzutage an?

Man darf aber nicht glauben, daß die Jagd des Baron v. Beck ob der vielen Füchse schlecht war, denn trotz derselben war der Stand an anderem Wilde ein ganz vorzüglicher. Mag nun die künstliche Ernährung der Füchse durch Pferde- und andere Kadaver den Schaden an Nutzwild verhütet haben — gleichviel, es gab eben dort Füchse in solcher Zahl, wie wir uns gegenwärtig kaum vorstellen können.

Immerhin bleibt es fest stehen, daß ein paar erlegte Füchse stets eine Zierde für eine schöne Strecke bilden und daraus mag auch der bekannte Vers entstanden sein:

Was der Schnurrbart beim Kuß,
Was der Suppe das Salz,
Und der Rede der Witz —
Ist im Jagen der Fuchs!

Als eine weitere Art der Jagd mit dem Schießgewehr möchte ich noch das Reizen des Fuchses betrachten. Man kann das bei verschiedener Gelegenheit und auch auf verschiedene Art anwenden. Jederzeit, bei jedem Reviergange, im Sommer zur Birschzeit, im Winter oder im Frühjahr, sieht man da oder dort einen Fuchs schnüren oder an klaren Wintertagen auf den Feldern in der Nähe des Waldes beim Mauspassen beschäftigt. Hat der Fuchs den Jäger nicht wahrgenommen und steht der Wind gut, so sucht sich der Jäger zu decken und beginnt dann mit den Lippen, oder mit flach am Munde aufgedrückter Hand, das Vogelgeschrei nachzumachen oder zu „mäuseln", d. h. das Pfeifen der Mäuse nachzuahmen. Das Gehör des Fuchses ist so scharf, daß er auf 200—300 Schritte diesen Ton vernimmt und wenn nicht ganz besondere Umstände vorliegen, wird er ziemlich rasch und auf geradestem Wege der Stelle zueilen, woher er es vernommen hat. Manchmal bleibt Reineke unterwegs auch stehen und sichert, oder will sich vergewissern, ob er sich nicht getäuscht habe; eine schwache Wiederholung genügt, um ihn ins Schußbereich heranzubringen, doch muß sich der Jäger so lange ganz ruhig verhalten, bis der Fuchs in sicherste Schußnähe herangekommen ist, so daß er mit sicherem Erfolge beschossen werden kann, auch wenn er etwa umschlagen sollte. Reizen.

Eine weitere Art des „Reizens" ist das mit der Hasenquäcke oder dem Hasengeschrei. — Viele Jäger machen dies mit den Lippen, an welche der Daumennagel kräftig aufgedrückt wird; es gibt aber auch in allen Jagdutensilienhandlungen sogenannte Hasenquäcken, welche mehr oder weniger gut gestimmt, den Zweck erfüllen können. Ich habe durch Anwendung des Hasengeschreies manchen Rotrock mir herbeigelockt und dann ins Jenseits befördert.

Am günstigsten arbeitet man mit der Hasenquäcke zur Winterszeit, wenn dem Fuchse die Tafel etwas spärlich gedeckt ist.

Man kann da den ganzen Tag über seine Versuche machen; am ehesten aber wird man in der Abenddämmerung zurechtkommen, wenn der Fuchs den Bau oder seinen Ruheplatz verläßt, um auf Raub auszugehen. Man stellt sich an den besten Fuchspässen oder Fuchsriegeln der Dickungen an und zwar so, daß man möglichst bis an die Dickung hin für einen sicheren Schrotschuß freies Schußfeld hat, und deckt sich gut hinter Stämmen oder Sträuchern.

Oft kommt der Fuchs in voller Flucht auf das Geschrei zu, meist aber nur schnürend und vorsichtig sichernd. Sehr oft habe ich „Geschrei" und „Mäuseln" mit einander verbunden.

Wie schneidig der Fuchs aufs „Mäuseln" oft geht, beweist nachstehender authentischer Fall, der wegen seiner Besonderheit hier Erwähnung finden soll.

Mein Freund, Herr Kunstmaler A. H., saß einst mit seinem Jäger an einem Gemswechsel im Hochgebirge auf dem Heimgarten an. Die beiden Jäger waren auf geringe Kugelschußweite unter einer Wand postiert und zwar saßen sie so, daß ihre Beine im rechten Winkel von einander ausgestreckt waren.

Nach einiger Zeit schnürten zwei Füchse hintereinander unter der oberhalb der Jäger befindlichen Wand einher. Freund H. begann mehr aus Laune, als um die Füchse zu erlegen, zu „mäuseln". Da machte der erste Fuchs kehrt, sprang in voller Flucht den steilen Berg herab und direkt auf die beiden ruhig sitzenden Jäger so los, daß er dem Jagdaufseher über die Beine und meinem Freunde H. im vollen Sinne des Wortes auf den Bauch sprang. Ein derber Schlag von dieser Seite mit der Faust warf den Fuchs zurück und betäubte ihn einen Moment, in welchem aber der Jagdaufseher rasch zugriff und den Fuchs mit beiden Fäusten um den Hals packte. Nun wehrte sich der Fuchs aber furchtbar mit den Branten, erwischte den Jäger an der Wange und brachte ihm mit den Klauen eine sehr starke Wunde bei; der Mann ließ aber nicht aus. Von rückwärts mußte Herr H. mit der Hundeleine dem Fuchse die Branten zusammenschnüren und als dies geschehen war, meinte der Jäger — ein geborener Tyroler — Herr, darf ich den Fuchs heimtragen? Man ging. Nach einiger Zeit war der Mann nicht mehr im stande, den Fuchs in der Luft frei zu tragen und legte den geknebelten, um auszuruhen, auf den Boden — aber siehe da, der Fuchs rührte sich nicht mehr — die beiden tyroler Fäustlinge hatten ihn schön langsam erdrosselt. Der zweite Fuchs hatte nach der Affaire seines Kameraden das Weite gesucht.

Das Hasengeschrei hört der Fuchs natürlich weiter als das Mäuseln. Es ist ersteres nichts anderes, als das Klagen eines Hasen, der etwa durch Raubwild gefangen oder in eine Schlinge gekommen ist und Reineke denkt da wohl mit leichter Mühe sich seinen Hunger stillen zu können.

Auch beim Rehblatten ist mir nicht selten der Fuchs angelaufen, wenn das Fiepen recht zart gemacht wurde. Es läßt sich also auch der Rehblatter zum Reizen des Fuchses im Winter verwenden.

Verlappen. Mit Anwendung von Lappen kann man auf Füchse auch sehr gute Erfolge erzielen, wenn das Verlappen mit großer Ruhe vorgenommen wird. Diese Jagdart hat den Vorzug, daß man bei ihrer Anwendung einem einzigen Schützen den Fuchs sicher vors Rohr bringen kann, und eignet sich gut, wenn man z. B. dem Jagdherrn oder einem besonderen Gaste ein Vergnügen bereiten will.

Ist ein Fuchs in einer Dickung bestattet, so stellt man den betreffenden Schützen auf dem Hauptwechsel im guten Winde an und beginnt dann von der entgegengesetzten Seite des Bogens aus die Lappstatt aufzurichten. Je zwei Mann nach jeder Seite hin gehen möglichst geräuschlos vor, der eine trägt die Lappenbunde und wickelt sie ab, der andere befestigt sie. Ist das geschehen, so gehen die Leute an den Anfangspunkt der Lappstatt zurück und bringen von hier in das Dickicht ein. Selten wird ein Fuchs die Lappen durchbrechen, je ruhiger er vorwärts gedrückt wird, desto sicherer respektiert er die Lappen und schnürt auf den besetzten Wechsel zu, wo ihn das Unheil erwartet.

Es genügt aber oft beim ruhigen Riegeln, die Wechsel nur mit einem Stück weißen Papiers oder dem Taschentuche zu verblenden, wenn man etwa nicht so viele Schützen zur Verfügung hat, um alle Wechsel besetzen zu können.

Der zur Verblendung des Wechsels angewendete Gegenstand muß auffällig, vom Wechsel aus gut sichtbar angebracht werden, auch so, daß er vom Luftzug etwas bewegt wird. Selten wird es vorkommen, daß der Fuchs diese Verblendung nicht respektiert.

Wechsel, welche im schlechten Winde liegen, kann man dadurch auch sperren, daß man einen überflüssigen Treiber dorthin postiert.

Eine weitere Jagdart mit dem Schießgewehr ist der Anstand am Luderplatze. Gewöhnlich richtet man sich einen Luderplatz da zurecht, wo man eine bequeme Unterkunft für sich selbst findet, denn am besten rentiert sich die Luderjagd in strengen Winternächten. Man kann das Luder in der Nähe von schon bestehenden Krähenhütten oder von guten Heustadeln, auch von einzeln stehenden Wohngebäuden errichten. Außerdem kann man sich selbst eine ständige Luderhütte an geeignetem Platze errichten. Luderplatz.

Die Jagd am Luder erfordert allerdings große Ausdauer und Passion des Jägers, denn oft kann er von der Dämmerung ab bis tief in die Nacht hinein in der Hütte sitzen, bis endlich einmal ein Fuchs erscheint. Kann man sich die Luderhütte so einrichten, daß ein Ofen, der Wärme spendet, angebracht werden kann, wird man in kalten Winternächten leichter auszuhalten im stande sein; doch wird immerhin der Kampf mit dem Schlafe in Rechnung gebracht werden müssen.

Ich habe jedoch auf dem Luderplatze bei Eintritt der Dämmerung schon recht gute Erfolge erzielt und ein Jäger, der Passion hat, wird gegen Kälte und Schlaf gewiß so widerstandsfähig sein, daß er am Abende ein paar Stunden auszuhalten im stande ist.

Die Luderhütte, wenn man sie nicht als stabile opulenter ausstatten will, kann aus alten, verwitterten Brettern oder aus unentrindeten Rundhölzern hergestellt werden. Man wird sie am besten an Rainen oder Terrainabschnitten anbringen, so daß sie, auch des Schutzes gegen Kälte halber, zu drei Seiten in den Erdboden eingelassen ist. Auf der vierten, der Frontseite, mag eine Thür angebracht sein, in welcher sich die nötige Schußlücke befindet. Das Innere der Hütte hat nur einen bequemen Sitz zu enthalten; der Boden ist der Ruhe und Kälte halber gut mit trockenem Heu zu belegen.

Vor dieser Hütte legt man nun in entsprechender, nicht zu naher, aber auch nicht zu weiter Schußentfernung das Luder auf. Dieses mag nun bilden: Teile eines toten Pferdes, ein Schaf oder frisches Fallwild, ja sogar eine Katze kann genügen.

Nach Auslegung des Luders soll man die Hütte ein paar Tage nicht besetzen, da der Fuchs im Anfange mißtrauisch das Luder in großem Bogen umgeht, und auf diese Weise vom Jäger Wind bekommen könnte. Wenn er aber einmal sich am Luder ungestört gesättigt hat, ohne den geringsten Verdacht zu schöpfen, wird er sicherer und rascher dasselbe in den folgenden Nächten annehmen.

Um die Annahme des Luderplatzes von Seite der Füchse rascher zu bewerkstelligen, ist es auch zu empfehlen, vom Luderplatze aus, natürlich in entgegengesetzter Seite der Hütte, ein paar Gänge mit frischem Geschleppe zu machen und dies kann man besonders am Nachmittag jener Tage durchführen, an deren Abend man die Hütte besetzen will.

Hat man nun Gelegenheit, einen Fuchs am Luder zu strecken, so rate ich, denselben ruhig liegen zu lassen, so lange man in der Hütte verbleiben will, denn nicht selten erscheint ein zweiter, oder dritter Fuchs noch, welcher aber durch die Wittrung des Jägers, der den erst erlegten Fuchs hinwegnahm, vergrämt werden würde. Erst wenn man die Sitzung aufheben will, nehme man erlegte Füchse ab.

Als Vorsichtsmaßregel in strengen Winternächten möchte ich dem die Hütte frequentierenden Jäger noch geraten haben, einen guten Fußsack für die Füße und einen guten Jagdmuff für die Hände mitzunehmen, denn je weniger man von der Kälte bei dem ruhigen Sitzen zu leiden hat, desto länger wird man im stande sein, auszuhalten.

Bevor ich die Jagd auf den Fuchs mit dem Schießgewehr beschließe, möchte ich noch einige allgemeine Winke gegeben haben. Es ist Thatsache, daß man den Fuchs mit einem wohlgezielten Schusse so strecken kann, daß er im Feuer überschlägt und kein Glied mehr rührt, viel mehr als dies beim Hasen der Fall ist. Doch darf man dem Fuchse nicht immer trauen, hin und wieder überschlägt er im Feuer, rührt sich nicht mehr, und doch ist schon der eine oder andere Fuchs wieder zu sich gekommen und hat sich dem sorglosen Jäger zu entziehen gewußt.

Es ist deshalb keine unnötige Vorsicht, wenn man den Fuchs sofort nach dem Schusse aufnimmt, nötigenfalls mit einem Ast oder Prügel einen derben Schlag über den Nasenrücken versetzt und vor sich am Stande streckt, wenn man durch diese Vorsichtsmaßregel sich den Stand nicht verdirbt. Mein schon genannter, vor ein paar Jahren verstorbener Freund, Oberst Freiherr v. Podewils, als gewiegter Fuchsjäger, hatte stets in seinem Rucksacke, wenn er auf Füchse jagte, einen kleinen eisernen Hammer bei sich, den er stets zum bewußten Schlage applizierte.

Schußzeichen. Der Fuchs gibt wohl Zeichen beim Schusse, von Anfängern aber werden sie sehr oft ganz gegenteilig aufgefaßt. Wenn der Fuchs auf den Schuß mit auffälliger Bewegung die Rute schwänkt, dann ist er in den meisten Fällen gefehlt. Klagt ein Fuchs auf den Schuß — es ist ein lautes Kreischen — so sind ihm meist Röhrenknochen der Hinterläufe zerschmettert und ein zweiter Schuß ist zu empfehlen.

Manchmal gibt der Fuchs auch einen käckernden Laut von sich und fährt gleichzeitig beißend mit dem Kopfe nach rückwärts, dann sitzt der Schuß weidwund oder auf den Keulen und ein zweiter Schuß empfiehlt sich.

Wird der Fuchs nach dem Schusse langsam und geht mit gesenktem Kopfe ab, dann kommt er nicht weit und wird bald verendet gefunden. Bricht der Fuchs im Feuer zusammen und versagen die Läufe jeden Dienst und jede Bewegung, darf man annehmen, daß er sofort verendet.

Bricht er aber im Feuer zusammen und ist wie man sagt — steif, oder bewegt er noch die Läufe, dann ist ein zweiter Schuß nötig oder der schon erwähnte Schlag.

Überschlägt sich ein Fuchs und geht sofort flüchtig weiter, so fehlt ihm nicht viel und wenn ein zweiter Schuß nicht erfolgreich angebracht werden kann, dann wird Meister Reineke die Strecke nicht zieren.

Nicht immer fährt Reineke, wenn er gejagt wird, zu Baue, doch ist es gut, wenn man in der Nacht vor einer größeren Treibjagd zur rechten Zeit die Baue verkeilt, schon um die ausgefahrenen Füchse zu verhindern, mit Tagesanbruch einzufahren, sie so veranlaßt, außerhalb des Baues sich ein Versteck zu suchen und dann im Treiben zu erscheinen. Die rechte Zeit ist aber nach dem Aus- und vor dem Einfahren der Füchse aus dem Baue — sie richtet sich nach der Jahreszeit. Wenn das Verkeilen gegen Mitternacht erfolgen kann, ist's am besten. Abends oder morgens könnte man durch das Verkeilen das Gegenteil erzielen und die Füchse im Baue einsperren.

Ausgraben. Ich komme nun zur zweiten Art der Jagd auf den Fuchs, zur Jagd ohne eigentliche Anwendung der Schußwaffe — zum Graben.

Es gibt Baue, welche an steilen Berglehnen, unter Felsen oder so situiert sind, daß man sie nicht graben kann und auch der Erhaltung der Baue wegen nicht graben will. Dagegen sind Baue, welche in ebenen Lagen angelegt sind, meist nicht so tief unter der Oberfläche des Bodens, daß man nicht leicht bis auf die Röhre oder den Kessel hinuntergraben kann, um die Füchse auszuheben. Das Graben wird gewöhnlich vorgenommen, um ein Fuchsgeheck auszunehmen, das man durch Anstand oder auf sonstige Art nicht vernichten konnte. Auch während der Ranzzeit wird nicht selten gegraben, weil man Gelegenheit hat, vielleicht mehrere Füchse gleichzeitig zu erbeuten. Das Graben ist eben nach Umständen ein mühsames Geschäft und lohnt sich für einen einzigen Fuchs nicht so fast. Doch gibt es Baustatten, die leicht zu graben sind und an denen man rasch zum sichern Ziele gelangt.

Will man graben, so sind erforderlich: Axt, Rodehaue, Brecheisen, Schaufeln — will man die Sache etwas praktischer durchführen, so gehören noch dazu vier oder fünf Decknetze, auch Dachs- oder Fuchshauben, und Fuchszange. Letztere Requisiten sind jedoch nicht absolut nötig und können durch andere Mittel ersetzt werden.

Was jedoch zum Graben unabweisbar notwendig ist, das ist ein guter Dachshund, welcher möglichst lange vorliegt und anhält und ein paar verständige, kräftige Arbeiter.

Mit solcher Ausrüstung begiebt sich der Jäger — wenn es zwei oder drei sind, ist es nur besser, zum Baue, an welchem er sich womöglich schon vorher überzeugt hat, daß Füchse eingefahren oder ein Geheck vorhanden ist.

Am Baue angekommen, deckt man die Seitenröhren mit den Fuchshauben oder Decknetzen vorsichtig zu, indem man die mit Bleikugeln versehenen vier Ecken so weit als möglich auseinanderzieht. Allenfallsige weitere Röhren werden verschlagen und die Haupt-Einfahrtsröhre bleibt zunächst offen.

Nun läßt man den Dachshund einfahren. In kurzer Zeit wird man den Laut des Hundes an der Oberfläche vernehmen. Man läßt jedoch dem Hunde Zeit, denn oft fällt er den Fuchs in einer seichteren Röhre an und drängt ihn dann tiefer in den Bau oder er bringt ihn zum Springen, so daß er sich in der einen oder andern Haube fängt.

Ein Mann muß stets mit der Zange parat sein, so daß er, falls ein Fuchs in die Haube fuhr, denselben sofort am Halse mit der Zange fassen kann, worauf dann die Auslösung stattfindet.

Außer dem mit der Zange bewaffneten Manne muß jedoch einer oder zwei Jäger mit der Flinte schußfertig parat sein, so daß, falls ein Fuchs unerwartet springen würde, der Schrotschuß denselben strecken kann.

Merkt man nun an den Lauten, daß der Hund den Fuchs in den Kessel oder in eine Sackröhre getrieben hat und hier vorliegt, so daß der Fuchs festgemacht ist, dann kann man zum Einschlag übergehen.

Der „Einschlag" oder die „Wanne" wird gewöhnlich so angelegt, daß man da, wo man den Laut des Hundes hört, quer über den Gang der Röhre den Boden im Rechteck und so weit aushebt, daß man auf die Röhre hinabkommen und dieselbe bloßlegen kann. Am besten geschieht das unmittelbar **hinter** dem vorliegenden Hunde.

Daß die Arbeiter mit ihren Instrumenten vorsichtig umgehen müssen, um nicht etwa den Hund zu verletzen, ist wohl selbstverständlich, besonders wenn man schon hübsch tief im Boden ist.

Zuweilen hat man das Glück, gleich beim ersten Durchschlag an den Hund und Fuchs zu kommen, öfter aber, wenn die Konfiguration des Baues dies gestattet, zieht sich der Fuchs nach rückwärts oder an einen andern Ort und man ist dann gezwungen, nachdem man den ersten Einschlag wieder sicher verkeilt hat, einen zweiten, ja sogar dritten zu machen, bis man endlich den Fuchs fest hat.

Ist nun letzteres der Fall, trachtet man den Hund auszuheben und dann den Fuchs wenn möglich mit der Zange zu fassen und herauszuziehen.

Reineke wehrt sich und stämmt sich gewaltig gegen diesen Eingriff in seine Souveränitätsrechte und das Klappern der Bisse nach der Zange kann man genügsam hören. Reicht die Zange nicht aus, muß entweder nachgegraben werden oder man behilft sich mit dem sogenannten Bohrer.

Es ist dies eine ziemlich starke, spitz zulaufende Gerte, deren Spitze jedoch gerade abgeschnitten und am Abschnitte 3—4 cm eingekerbt, d. h. gespalten wird. Mit dieser Spitze fährt man dem Fuchse rasch in die Wolle und wenn man fühlt, daß man solche hat, so dreht man die Gerte um ihre Achse und fesselt sich auf diese Weise den Fuchs sehr fest an die Gerte. Reicht eine Gerte nicht aus, um den widerstrebenden Rotrock herauszuziehen, dann kann man ihn der Sicherheit halber mit einer zweiten Gerte anbohren und dann gelingt das Ausziehen sicher. So wird auf die gewöhnlichste Art Meister Reineke ans Tageslicht gefördert.

Oft macht auch ein Schuß mit halber Pulverladung der Sache ein rascheres Ende und man soll zu diesem Zwecke stets ein paar schwach geladene Patronen hergerichtet mit sich führen.

Will man nun den gefangenen Fuchs dazu benutzen, z. B. junge Dachshunde schneidig zu machen, oder älteren Hunden das Abwürgen ihres Todfeindes gestatten, so fördert ein einfaches Mittel dieses Streben.

Man nimmt einen etwa 3—4 cm dicken und etwa 20 cm langen Prügel von frischem Holze, befestigt an seinem einen Ende eine genügend starke Schnur so dauerhaft, daß sie unter keinen Umständen abrutscht und diesen Knebel hält man dem Fuchse vor den Fang hin — rasch wird der wütende Fuchs zugreifen und den Knebel fest im Gebisse halten, aber ebenso rasch zieht man eine Schlinge über die Schnauze des Fuchses und schließt sie fest, so daß der Fuchs den Knebel nicht mehr auslassen und auch nicht mehr beißen kann. Mittelst der Schnur wird der Fuchs nun aus der Wanne gezogen und so gehalten, daß er nicht flüchten kann, dann hetzt man die Hunde an ihn und läßt sie ihren Mut kühlen — der ungleiche Kampf ist in der Regel bald durch Erwürgen des geknebelten Fuchses von seiten der Dachshunde vorüber.

Allerdings sind derartige Mittel immer sehr grausam und ich ziehe jederzeit vor, den Fuchs durch einen Schuß oder Schlag auf den Kopf so rasch als möglich zu töten und dann den Hunden ihr Vergnügen am Toten zu gönnen, als den wehrlosen Fuchs durch sie erwürgen zu lassen.

Niemals soll der Jäger, selbst wenn ein besonderer Zweck damit verfolgt werden will, jeglichem Wilde, selbst dem Raubzeuge, unnötige Qualen und Angst bereiten, vielmehr diese nach Möglichkeit eher zu verkürzen suchen.

Hat man nun einen Fuchs ausgehoben, so vergesse man aber über dem Rummel nicht, daß leicht zwei oder mehrere Füchse im Baue stecken können und übe Vorsicht.

Nach der ersten Katastrophe lasse man nun den Hund neuerdings, etwa bei einer andern Röhre einfahren und dies so lange, bis man sicher ist, daß wirklich nichts mehr im Baue steckt.

Bei von Gehecken bewohnten Bauen ist die Sache natürlich anders gelagert. Seltener ist die Fähe oder ein alter Fuchs untertags beim Geheck im Baue. Man muß also hier trachten, womöglich sämtliche junge Füchse auszugraben.

Erfahrene Dachshunde würgen in der Regel die jungen Füchse ab oder zerren sie aus der Röhre heraus und man hat nur darauf Rücksicht zu nehmen, daß der Bau gänzlich ausgehoben ist.

In unseren Mösern befinden sich Streu- und Torfhütten in Menge, ebenso in unseren Gebirgen, und diese Streuhütten werden sehr gerne von Füchsen und auch Dachsen als Wohnplätze benützt. Gewöhnlich machen sich die Tiere eine Einfahrtsröhre unter den Bretterboden der Hütte, denn da haben sie geräumigen und warmen Unterschlupf. Vor ein paar Jahren kam der Fall vor, daß während der Ranzzeit unter einem Heustadel im Giggenhauser Moos bei München — sieben, sage sieben Füchse sich eingelagert hatten, welche von den anwesenden Herrn sämtliche beim Ausfahren erlegt wurden.

Oft kommt es vor, daß ein Dachshund nicht veranlaßt werden kann, aus dem Baue zu gehen, sei es nun, daß noch in einem unerreichbaren Winkel des Baues ein Fuchs steckt, oder daß der Hund infolge der starken Wittrung anhält. Bricht nun die Nacht herein und ist man gezwungen, den Bau zu verlassen, so hat man zuvor alle erdenkliche Sorgfalt zu beachten, ob der Hund nicht etwa verklüftet ist, was er gewöhnlich durch Winseln kund gibt. Um aber einen etwa noch im Bau steckenden Fuchs nicht entkommen zu lassen, muß man alle anderen Röhren verkeilen und vor die offene Hauptröhre eine brennende Laterne stellen. Diese respektiert der Fuchs, während der Hund daran vorübergeht.

Bevor man einen gegrabenen Bau verläßt, soll man niemals unterlassen, denselben wieder schön in Ordnung zu bringen und so herzurichten, daß er von neu einwechselnden Füchsen angenommen werden kann. Zunächst ist da, wo Einschläge gemacht wurden, die Erde aus der offenen Röhre zu entfernen und dann ist die Röhre entweder durch Steinplatten, Bretter oder Prügel zu überbrücken, so daß die Röhrenverbindung nicht mehr unterbrochen ist. Nach dieser Arbeit wirft man mit der ausgegrabenen Erde den Einschlag oder die Wanne zu, ebnet die Oberfläche, deckt den Boden mit Moos oder Laub, so daß von der ganzen Arbeit nichts mehr zu sehen ist. Auf diese Weise wird und kann der Bau bald wieder von Füchsen befahren sein.

Die alten Einschläge, die man sich ja merken kann und die lange Zeit an der Oberfläche ersichtlich sind, dienen auch bei fernerem Graben zu leichterer Arbeit, indem man sie wieder zum Einschlagen benützen kann.

Ausräuchern. Manche Jäger trachten, falls sie durch Graben den Fuchs nicht habhaft werden können, denselben auszuräuchern, indem sie bis auf eine Röhre alle andern verkeilen und dann an der Hauptröhre ein stark qualmendes Feuer anzünden. Der Luftzug zieht den Rauch in die Tiefe des Baues und zwingt den Fuchs zum Ausfahren. Überrascht den Jäger bei dieser Arbeit die Nacht, so muß er auch die letzte offene Röhre luftdicht verkeilen, und meistens erstickt dann der Fuchs im Baue.

Die Erfahrung lehrt, daß der Fuchs vor dem Ersticken, wenn am Baue alles ruhig ist, trachtet an die Oberfläche zu kommen, da ihm aber der Verschlag dies unmöglich macht, so verendet er meistens unmittelbar hinter dem Verschlage am Ausgange der Röhre, wo man ihn leicht bekommen kann.

Man kann das Ausräuchern auch auf andere, kürzere Weise bewerkstelligen, indem man eine starke Pulverpatrone einlegt, an welcher man einen glimmenden Zündfaden oder Feuerschwamm befestigt, den Bau dann sorgfältig und luftdicht verschlägt und ruhig seiner Wege geht. Später wird die Explosion erfolgen und der Fuchs durch den Rauch erstickt werden.

Auch durch Entzünden und Einlegen von Schwefelbändern kann die Räucherung durchgeführt werden. Schwefelband um die Pulverpatrone gelegt, verstärkt die Wirkung derselben.

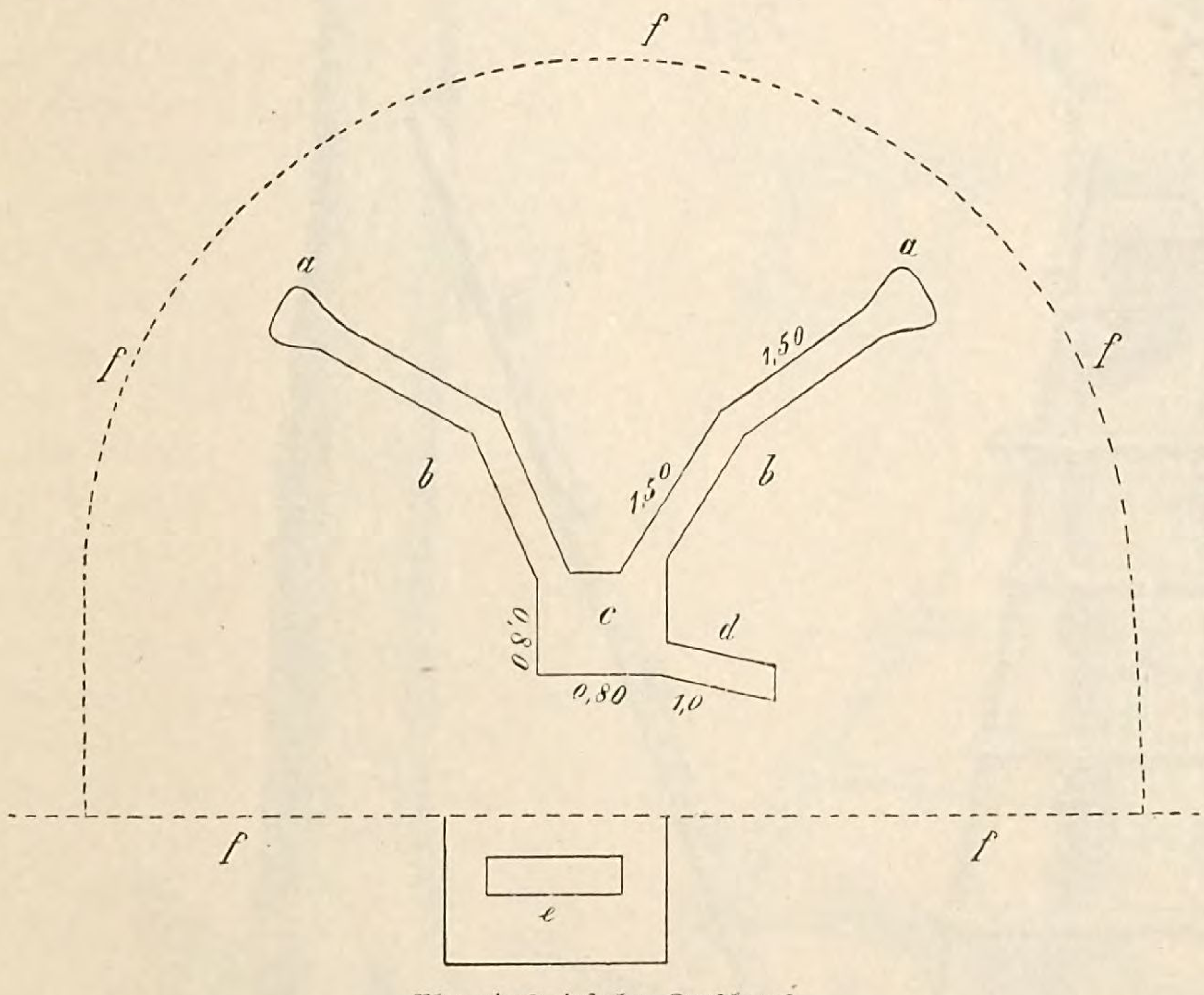
Ich bin jedoch kein Freund des Ausräucherns, denn durch dies wird der Bau auf längere Zeit verdorben, und warum ich einen guten Bau nicht verdorben haben möchte, wurde oben schon angeführt.

Sollte ein Fuchs, wie bemerkt, noch im Baue stecken, wenn der Eintritt der Dunkelheit alle Arbeit unmöglich macht, so greife man zu dem schon erwähnten Mittel, den Bau zu verblenden und an der offen bleibenden Hauptröhre ein Tellereisen oder einen Selbstschuß zu legen. Hierüber später beim Fange.

Wie ich der Intakt-Erhaltung der natürlichen Fuchsbaue im Revier das Wort geredet habe, so möchte ich auch in Revierteilen, in welchen sich natürliche Baustatten nicht befinden, Füchse aber doch vorkommen, die Anlage von Kunstbauen empfohlen haben. Künstliche Baustatten.

Diese sollen den Zweck verfolgen, daß sie zeitweise an jenen Tagen von den Füchsen zum Aufenthalte gewählt werden können, an welchen überhaupt der Fuchs den Bau aufsucht. Man glaube ja nicht, daß durch Anlage des einen oder andern Kunstbaues Füchse in größerer Zahl herangezogen würden — so viel aber ist sicher, daß der Jäger, wenn die Füchse einmal den Kunstbau angenommen haben, bei schlechtem Wetter, beim Laubfall und sonstigen Tagen, an denen der Fuchs zu Baue fährt, sicher weiß, wo er den Fuchs aufsuchen und erlegen kann. Ich wiederhole, die Anlage von Kunstbauen empfehle ich nur da, d. h. in jenen Revierteilen, in welchen bei größerer oder kleinerer Entfernung ein Naturbau nicht vorhanden ist.

Bei Anlage dieser Kunstbaue hat man nicht nötig, sich die Sache dadurch zu erschweren, daß man komplizierte Anlagen herrichtet, welche Finessen bieten wie ein ausgedehnter Naturbau — man muß den Kunstbau vielmehr so anlegen, daß sowohl der Anstand an demselben bequem ausgeübt werden kann, als auch, daß man den Fuchs mit Hunden leicht zu sprengen und etwa auch zu graben im stande ist. Man wähle also hiezu einen Ort im Revier, der genügend entfernt von Waldwegen oder Fußsteigen und vom Felde abliegt und soviel Freiheit bietet, daß man von gedecktem Stande aus den Bau gut überschießen kann.



a) Ein- und Ausfahrt.
b) Röhren 20—24 cm Lichtweite.
c) Kessel 0,80 im Gevierte.
d) Sackröhre.
e) Schirm.
f) Waldumgebung.

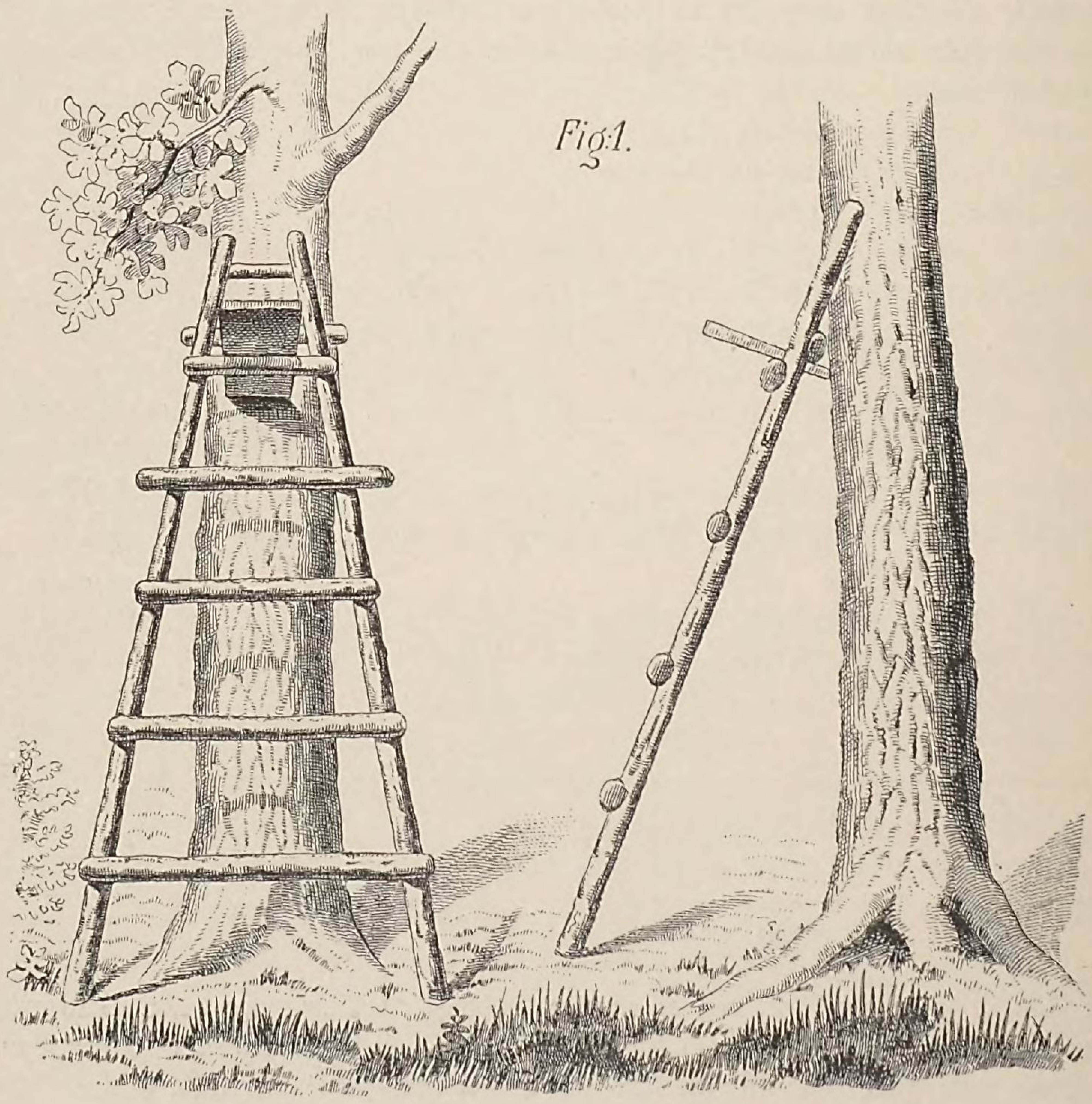
Plan eines einfachen Kunstbaues.

Der Bau ist so zu placieren, daß er an eine Dickung, an Staudenwerk oder Baumgruppen mit dem Rücken anstößt und die Röhren nach der entgegengesetzten Seite ausmünden. Dieser Bau, welcher mehr die Stelle einer Fluchtröhre erfüllen soll, mag auf ebenem Plane oder leicht gesenkter, sonnseitiger Terrainabdachung angebracht werden und soll nicht mehr enthalten, als eine Einfahrtsröhre, in der Mitte einen Kessel und etwa von da im stumpfen Winkel ausgehend, eine Ausfahrtsröhre.

Die Sache kann so primitiv als möglich angelegt werden, so daß ein jeder praktische und findige Jäger nach seinem Gutdünken damit verfahren kann.

Der Erleichterung wegen will ich aber ein kurzes Beispiel geben: Man hebt auf einer kleinen Waldblöße den Rasen in der Form ab, in welcher man den Fuchsbau herrichten will und legt sich die abgestochenen Rasenstücke zur späteren Eindeckung zurecht; dann gräbt man den Kanal aus und zwar so weit und tief, als man gesonnen ist, die Röhre einzurichten. Die Röhre darf höchstens eine Lichtweite von 20—24 cm im Gevierte haben, muß aber so tief gelegt werden, daß nach Eindeckung mit Brettern, Erde und Rasen das Ganze der Bodenoberfläche gleichkommt. Will man den Bau dauerhafter machen, kann man die Seitenwände mit Dielen verschlagen, was sich in kiesigem oder sandigem Boden als Notwendigkeit ergibt. Die Sohle mag mit feinem Kies oder Sand belegt werden.

Die Ein- und Ausfahrtsöffnung legt man so an, daß sie trichterförmig zur Röhre hinführt, etwas über die Eindeckung des Baues hinausgeht und eine kleine Höhlung bildet, so daß Fuchs und Hund bequem einfahren können. Von der Einfahrt ab soll die Röhre etwa 1¹/₂ oder 2 m lang gerade führen, dann eine Biegung machen und nach der gleichen Länge mit etwas Senkung in einen Kessel münden, welcher mit seiner Basis etwas tiefer liegt, als die Röhre am Eingang. Der Kessel mag etwa 30 cm tief sein und ca. 80 cm im Quadrat haben, die Sohle des Kessels mag mit Erde oder Sand belegt sein. Nach entgegengesetzter Seite führt nun eine Ausfahrtsröhre in derselben Art, wie die Einfahrtsröhre vom Kessel hinweg. Will man noch eine Sackröhre vom Kessel aus anbringen, so mag dies in einer Länge von höchstens 1 m gut sein. Die vorstehende Zeichnung wird das Verständnis und die Situation erleichtern.



Wenn nun der ganze Kanal ausgehoben, Röhren- und Kesselwände mit Brettern verschalt sind, dann werden beide mit Prügeln oder Schwartlingen eingedeckt, auf dieselben eine Schichte Erde gebracht und darüber die reservierten Rasenausstiche so gelegt, daß die ganze Bodenoberfläche gleich wird.

An der Rückseite des Baues kann man in der Dickung eine Art Schirm mit Sitzbank sich herrichten oder einen Hochstand vorbereiten.

Solche Kunstbaue, so einfach und kunstlos sie auch angelegt werden, können ihren Zweck vollständig erfüllen und dienen auch dazu, junge Dachshunde zur Bauarbeit abzurichten und einzuhetzen.

Die ganze einfache Anlage eines solchen Baues gestattet auch jederzeit die Eindeckung auszuheben, falls man einen Fuchs in der Sackröhre festgemacht hätte.

Ein auf diese einfache Weise hergestellter Bau wird mit einiger Nachhilfe immerhin mehrere Jahre herhalten. Will man ihn komplizierter und dauerhafter machen, läßt sich dies durch eichene Dielen oder Mauerwerk, am besten aber durch Betonierung erreichen. Ein paar Stecker aus eingepaßten Brettern sind vorzubereiten und können in der Dickung versteckt werden; sie dienen dazu, mit leichter Mühe den Fuchs einzusperren.

Transportable Hochsitze.

Ich kann nicht umhin, hier einer Vorrichtung Erwähnung zu thun, welche Herr Mecker in Ulm sich konstruiert und im Gebrauche hat, nämlich eine Vorrichtung zur sofortigen Herstellung von Hochsitzen, die sich wie zu jeglichem Ansitze, namentlich für den Anstand am Fuchsbaue ganz vortrefflich verwenden läßt. Diese Vorrichtung wird an einem passenden Orte im Walde versteckt und aufbewahrt und kann je nach Bedürfnis leicht an den Ort geschafft werden, wo man sie momentan nötig haben sollte. Es ist dies eine Art Doppelleiter, welche man zusammensteckt. Fig. 1 stellt eine einfache, oben sich verjüngende Leiter aus 6—8 cm starken, 2,5—4 m langen Fichtenstangen dar, die, an jedem Baume angelehnt, bequemes Sitzen gestattet. Der Sitz selbst, ein loses Brettchen, wird, nachdem man die entsprechende Höhe erstiegen, zwischen den Beinen durchgeschoben, liegt vorn auf der Leitersprosse auf und wird durch eine zweite, auf der Rückseite des Holms angebrachte, in einem Abstand gleich der Dicke des zu benutzenden Sitzbrettes sich darüber befindlichen Quersprosse festgehalten. Dies kann hinter jeder Sprosse angebracht werden, so daß in jeder beliebigen Höhe das Sitzbrett eingeschoben werden kann; allerdings erschweren mehrere derartige Sprossen die Leiter, so daß für gewöhnlich immer nur eine Sitzsprosse empfehlenswerter ist. Weiter ist zu berücksichtigen, daß der Abstand der Sprossen von einander so gewählt werde, daß beim Sitzen die Füße bequem auf der nächsten untern Sprosse aufgestellt werden können, weshalb es auch gut ist, jene Sprosse, auf welcher gewöhnlich die Füße stehen sollen, beiderseits über die Holmen vorstehen zu lassen, damit man mit der Stellung der Füße, bei längerem Ansitze, wechseln kann. Die Sprossen selbst, 6—7 cm stark, sind da, wo sie auf den Holmen aufzuliegen kommen, angeplattet und etwas in die Holmen eingelassen, sie erhalten dadurch mehr Festigkeit.

Fig. 2.

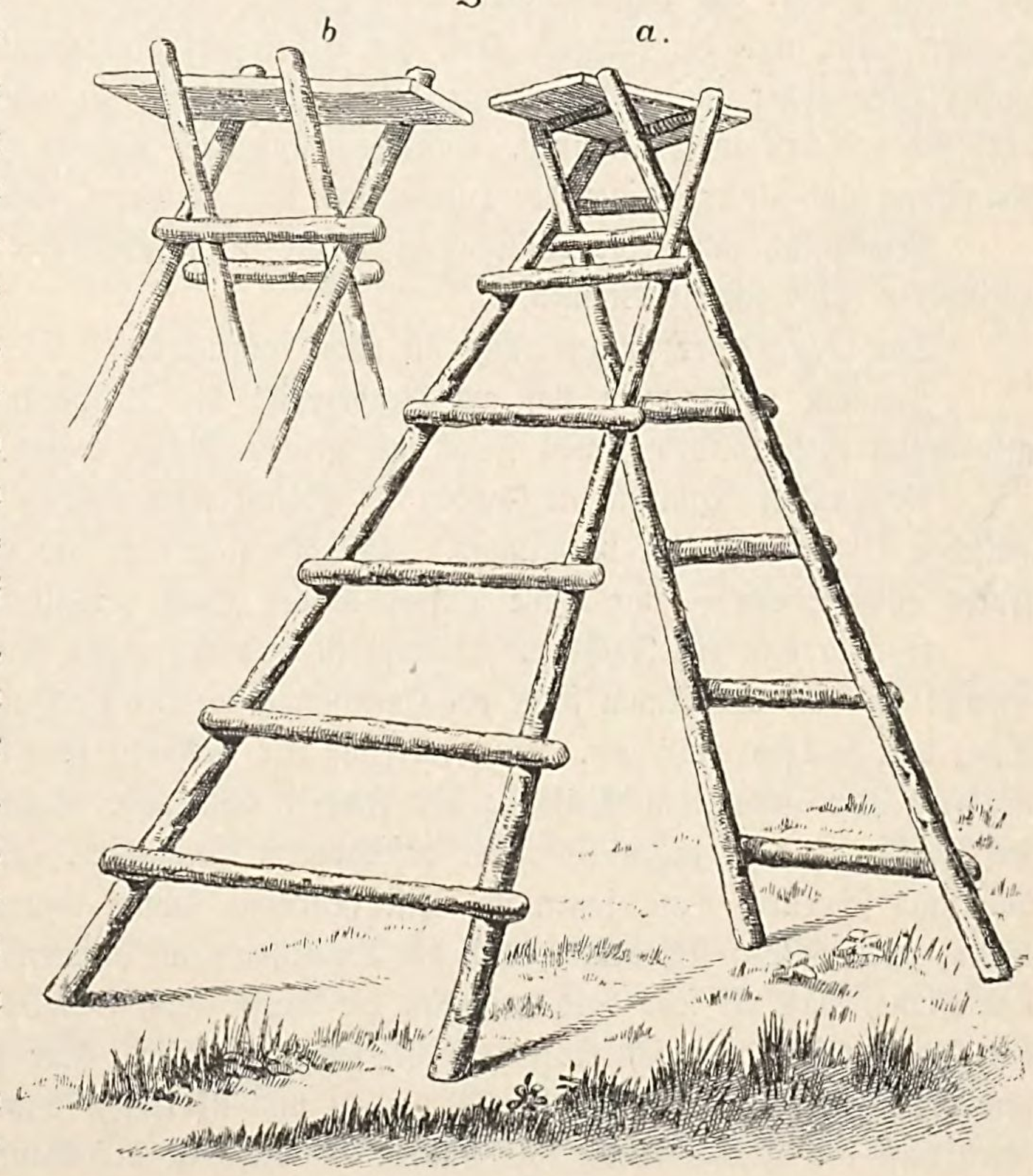


Fig. 2, die Doppelleiter, kann da aufgestellt werden, wo kein passender Stamm zum Anlehnen der Leiter zur Verfügung steht. Dieser Hochsitz besteht aus zwei wie vorher beschriebenen Leitern, von denen die eine etwas weiter als die andere sein muß, damit dieselben in einander geschoben werden können. Eine der Auflegsprossen muß links und rechts über ihre Holmen vorstehen, so daß sich die Leitern gegenseitig

stützen. Das Sitzbrett kann, wie Fig. 2a zeigt, oben darauf oder aber, wenn die oberste Sprosse weggelassen wird, wie Fig. 2b quer in die Holmengabel eingelegt werden, so daß man dann rittlings darauf sitzt.

Diese einfache Vorrichtung kann nach Maßgabe der Ortsverhältnisse einfach oder doppelt Verwendung finden.

3) Die Parforcejagd. Die Parforcejagd oder das Hetzen der Füchse kann auf zweierlei Weise durchgeführt werden; entweder mit der Meute von Foxhunden oder mit Windhunden. Beide Arten gehören mehr der Geschichte an, da unsere landwirtschaftlichen und Kultur-Verhältnisse die Durchführung dieser Jagdart nur mehr bei besondern Verhältnissen gestatten. Namentlich erstere Jagdmethode, die in England noch häufiger betrieben wird, rangiert eben weniger in das Gebiet des Weidwerkes, als vielmehr in den Reitsport und bildet so eigentlich ein kavalleristisches Vergnügen.

Die Parforcejagd mit der Meute erfordert eine große Equipage und gehörigen Aufwand; die Unterhaltung einer Fuchsmeute und des dazugehörigen Jagdpersonales, dann die Pferde und Stallungen, sowie der übrigen Räumlichkeiten sind eine kostspielige Sache. Deshalb werden Meuten zum Teil von reichen Privaten, teils von Aktiengesellschaften oder vom Staate unterhalten. In Deutschland existieren nur wenig Meuten mehr. Die bestunterhaltene mag wohl diejenige des Reitinstituts in Hannover sein, welche von der Armee unterhalten wird, um den Reitsport in derselben zu fördern und die Offiziere in demselben auszubilden. Eine weitere Meute wird vom k. Hof unterhalten, die ihre Übungen meist im Grunewalde bei Berlin abhält. — Von seiten der k. Equitations-Anstalt der bayr. Armee wird gleichfalls eine kleinere Meute von Foxhunden in München unterhalten und in den österreichischen Kronstaaten bestehen mehrere meines Wissens, wie z. B. die Pardubitzer Parforce-Jagdgesellschaft.

Bei solchen Meuten ist der »Master of the Hounds« der oberste Leiter des Institutes und der Jagden. Der Leiter des Zwingers und Führer der Meute ist der „Huntsman“, welchem zwei Gehilfen zur Seite stehen, die sogenannten „Einpeitscher“ (Wippers), von welchen der erste vorn neben den Hunden reitet und die Aufgabe hat, die Arbeit des Huntsman überall zu unterstützen, während der zweite Einpeitscher hinter der Meute reitet und darauf zu achten hat, daß keine Hunde zurückbleiben oder sich von den andern trennen. Außerdem sind noch mehrere Zwingerwärter nötig, welchen Fütterung, Reinigung und Unterhaltung der Hunde und des Zwingers obliegt.

Gewöhnlich zählt eine vollständige Meute 30 Koppeln = 60 Hunde. Man kann aber auch mit geringerer Zahl zurecht kommen.

Der Gang einer solchen Jagd ist etwa folgender:

Zunächst versammeln sich am Rendezvous die Teilnehmer der Jagd — das Feld —, welche gewöhnlich eine Uniform, roten Frack mit grüner Mütze, tragen.

Gewöhnlich beginnen die Jagden im August nach Schluß der Ernte und beginnt der „Meeting« zwischen 10 und 12 Uhr vormittags. Zunächst zieht nun der Huntsman mit der Meute aus, um den Fuchs aufzustöbern — die Baue müssen in der Nacht verkeilt sein —, das Feld folgt dann langsam.

Sobald nun ein Fuchs aufgestöbert ist und ins Freie flüchtet, ertönt der Ruf tally ho! yone away! und der Huntsman bläst ein Hornsignal, welches die Hunde zusammenruft und dieselben dann der Spur des Fuchses nachjagen. Der Fortgang der Jagd ist nun sehr vom Wetter, vom Terrain, von der stärkeren oder geringeren Wittrung des Fuchses abhängig. Solange die Hunde die Spur und Wittrung des Fuchses haben, jagen sie unter beständigem Lautgeben, kommen sie dem Fuchse näher und geht die Jagd schneller, dann jagen sie meist gedrängt stumm weiter. So geht die Jagd über Stock und Stein, und es läßt sich denken, daß die Teilnehmer gut beritten und fest im Sattel sein müssen. Lassen den Fuchs, was oft sehr bald geschieht, die Kräfte aus, so wird er von der Meute überrollt und wenn der Huntsman nicht rasch zur Stelle ist, sofort zerrissen. Der Huntsman hebt den Fuchs aus, trennt ihm die Lunte ab, wirft ihn der Meute zu und überreicht dann dem zuerst Ankommenden der Jagdgesellschaft den Fuchsschwanz (die Lunte). — Dies ist der Gang der Jagd.

Ludwig Beckmann schreibt in seinem schon mehrfach erwähnten vorzüglichen Werke: „Geschichte und Beschreibung der Rassen des Hundes“*): „vom Standpunkte des deutschen Jägers können die

*) Verlag von Vieweg & Sohn in Braunschweig 1894.

„englischen Fuchsjagden nicht beurteilt werden; die Erlangung des Fuchses ist Nebensache, und es ist „nicht Aufgabe des Huntsman, den Fuchs unter allen Umständen und möglichst bald zu töten, sondern „der folgenden Jagdgesellschaft Gelegenheit zu ‚einem guten Galopp‘ und zur Überwindung der ver„schiedensten Hindernisse zu geben. Kein anderer Sport erfreut sich in England einer solchen allgemeinen „Beliebtheit — die Fuchsjagd bildet gewissermaßen ein nationales Institut und ist als die Krone des „englischen Sports zu betrachten.“ —

Daraus geht schon hervor, daß das weidmännische Interesse Nebensache ist, der Fuchs dient nur als Mittel dazu, den reiterischen Zweck zu fördern. Es fällt auch deshalb in England niemand ein, des Jagdschutzes wegen den Fuchs zu verfolgen oder gar auszurotten, im Gegenteil, er wird gehegt und gepflegt, um als Objekt weidmännisch-reiterischen Vergnügens zu dienen — ein paar Hasen oder Hühner mehr oder weniger, auf das kommt es dem Engländer nicht an, wenn er nur sein Vergnügen in der Fuchsjagd finden kann.

Unsere Anschauungen sind anders, sind mehr kleinkrämerisch — bei uns wird nicht das besondere Vergnügen der Fuchsjagd in Rechnung gezogen, sondern der Ertrag der Hasenjagd, und da dieselbe der Jagdkasse mehr einträgt, als das weit höhere Vergnügen einer guten Fuchsjagd — wird auf dieses verzichtet und das freudenlose Legen des Giftbrockens kultiviert.

Wenn ich auch der englischen Parforcejagd nicht das Wort reden will und mit unserm Altmeister v. Kobell übereinstimme, wenn er schreibt:

„Laß das Rot den englischen Reitern,
Deutsche Jägerfarb' ist grün,
Wie die Farbe stolzer Eichen,
Dran die wilden Ranken blühn —“

so kann ich nur dem Ausspruche R. v. Dombrowskis zustimmen: „geht ihm vernünftig und ehrlich, als Weidmänner zu Leibe, nicht als Giftmischer mit dem Brocken, nicht als herzlose Quäler mit der perfiden Angel!“ ja verfolgen wir den Fuchs auf weidmännische Art, reduzieren wir ihn auf erträglichen Stand, aber rotten wir ihn mit Gift nicht aus!

Die zweite schon berührte Art der Hetzjagd des Fuchses ist die mit den Windhunden.

Auch diese Jagd wird bei uns nur mehr selten ausgeübt. Auf einigen größeren Gütern Mecklenburgs, im Pommerschen und Magdeburgschen, wo die großen Ebenen die Jagd erleichtern, wird hie und da noch mit Windhunden gehetzt. Am besten gelingt die Jagd bei hinreichendem Schneefall, wo der Fuchs sich unterwegs auf den Feldern herumtreibt. Auch in mondhellen Winternächten läßt sich diese Hetzjagd durchführen. Man nimmt die Hunde in den Schlitten, fährt den Fuchs an, welcher den Schlitten gut aushält und oft bis auf hundert Schritte nahe kommen läßt; dann zeigt man den Hunden den Fuchs und hetzt sie an. Meister Reineke begreift oft nicht gleich, was die Geschichte bedeutet, er ist auch nicht so flüchtig wie der Hase und bald wird er von den Windhunden gegriffen.

Es bestand auch bis vor kurzem ein Verein „Norddeutscher Hetzklub“, welcher nach englischem Muster arbeitete. Jedoch ging der Klub bald wieder ein.

Zu Ende des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts war auch an den damaligen üppigen Fuchsprellen.
Höfen das sogenannte „Fuchsprellen“ im Schwunge, eine sehr grausame und rohe Prozedur, die Flemming umständlich beschrieben hat.

Gewöhnlich versahen sich ein Herr und eine Dame (!) mit einem sogenannten Prellnetze. Dies war eine ca. 20 cm breite und etwa 8—10 m lange Gurt, welche an beiden Enden mit Knebeln versehen war. Bei diesen griffen die Herrschaften die Gurt mit beiden Händen. Der Fuchs wurde in einem Kasten auf den Laufplatz gebracht und ausgelassen; sobald nun der Fuchs über die Gurt sprang, wurde selbe rasch und mit großer Kraft straff gezogen und der Fuchs schnellte in die Höhe und wurde so lange geprellt, bis er verendet war.

Ich will mich über dieses schöne und zarte Vergnügen, das den Verirrungen damaliger Zeit entsprach, nicht weiter aussprechen und danke nur dem Schöpfer, daß diese Roheit längst von der Tagesordnung verschwunden ist. —

4) **Der Fang.** Nachdem in früheren Abschnitten der Fang des Fuchses am Baue mit Deck- und Prellnetzen schon behandelt ist, erübrigt mir nur, jene weidgerechten Arten des Fanges zu beschreiben, die mit Eisen und Fallen bethätigt werden.

Ich schicke voraus, daß alle Beschreibungen, selbst mit erläuternder Illustration der Vorrichtungen versehen, meist nicht genügend aufklären — daß die Vorrichtung oft *viel einfacher und leichter zu handhaben* ist, als man nach der Beschreibung glaubt und rate daher jedem Freunde des Fanges an der Hand der betreffenden Maschinen sich durch einen erfahrenen Mann die Sache erklären zu lassen. Auf diese Weise wird jeder Anfänger sofort sich klar sein und die ganze Geschichte viel weniger als eine unübersteigliche Schwierigkeit ansehen, daher eher zum Fange schreiten.

Zum Fange des Fuchses sind folgende Apparate die geeignetsten:

1) der gewöhnliche Schwanenhals, auch Berliner Eisen genannt;
2) der Schwanenhals mit Tellerstellung;
3) das Teller- oder Tritteisen;
4) die Webersche Raubtierfalle;
5) die Hansteinsche Hohlfalle;
6) Hantuschs Raubtierschlag;
7) die Fuchsgrube und außerdem noch eine Anzahl verschiedener Vorrichtungen, welche ich nicht wohl alle einzeln anführen kann.

Die Fuchsangel will ich übergehen, sie ist als grausamstes Mittel aus dem Programm eines braven Jägers zu streichen.

Vor Beginn der eigentlichen Fangperiode, welche etwa von Mitte Oktober bis in den Februar hinein währt — in der vorgeschrittenen Ranzzeit ist der Fang nicht mehr ratsam — müssen alle Vorbereitungen schon getroffen sein, d. h. die Eisen müssen gründlicher Reinigung unterzogen und an denselben jegliche Rostflecken gründlich entfernt sein, sie müssen auch auf ihre Funktionstüchtigkeit geprüft werden.

Weiter sind die Fangplätze im Revier auszumitteln und vorzubereiten, und endlich sind Wittrungen, Brocken und Schleppen herzurichten.

ad 1) *Der gewöhnliche Schwanenhals oder das Berliner Eisen* besteht aus A der Feder, B den Bügeln, C dem Schlosse mit dem Abzuge, D der Abzugsröhre, E dem Abzugsfaden und F dem Köder oder Abzugsbrocken (siehe Fig. 1 und 2).

Es giebt verschiedene Größen von Schwanenhälsen; für den Fuchs dürfte die mittlere Größe von ca. 40 cm Bügellänge die geeignetste sein.

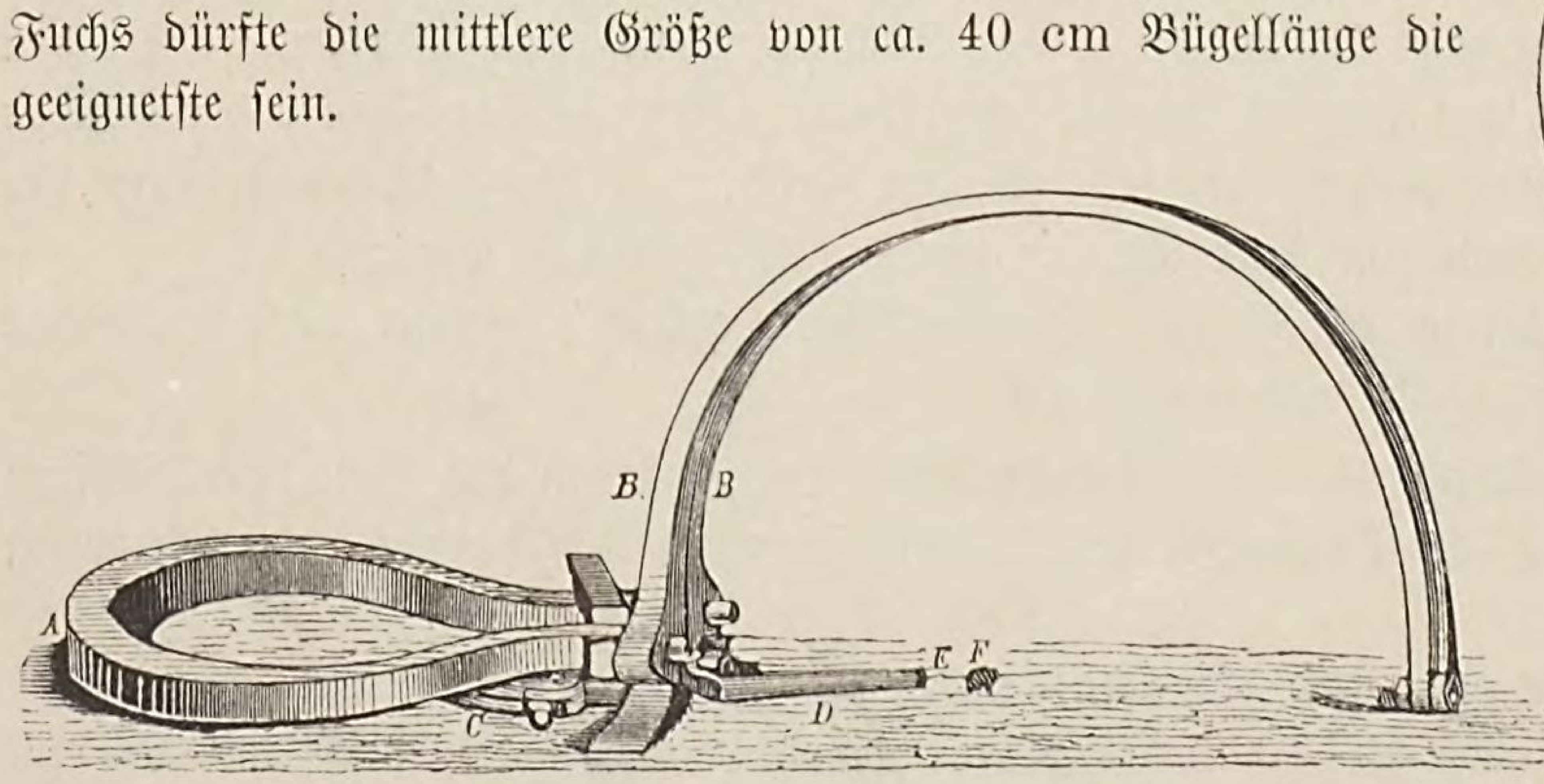


Fig. 1. Der abgezogene Schwanenhals.

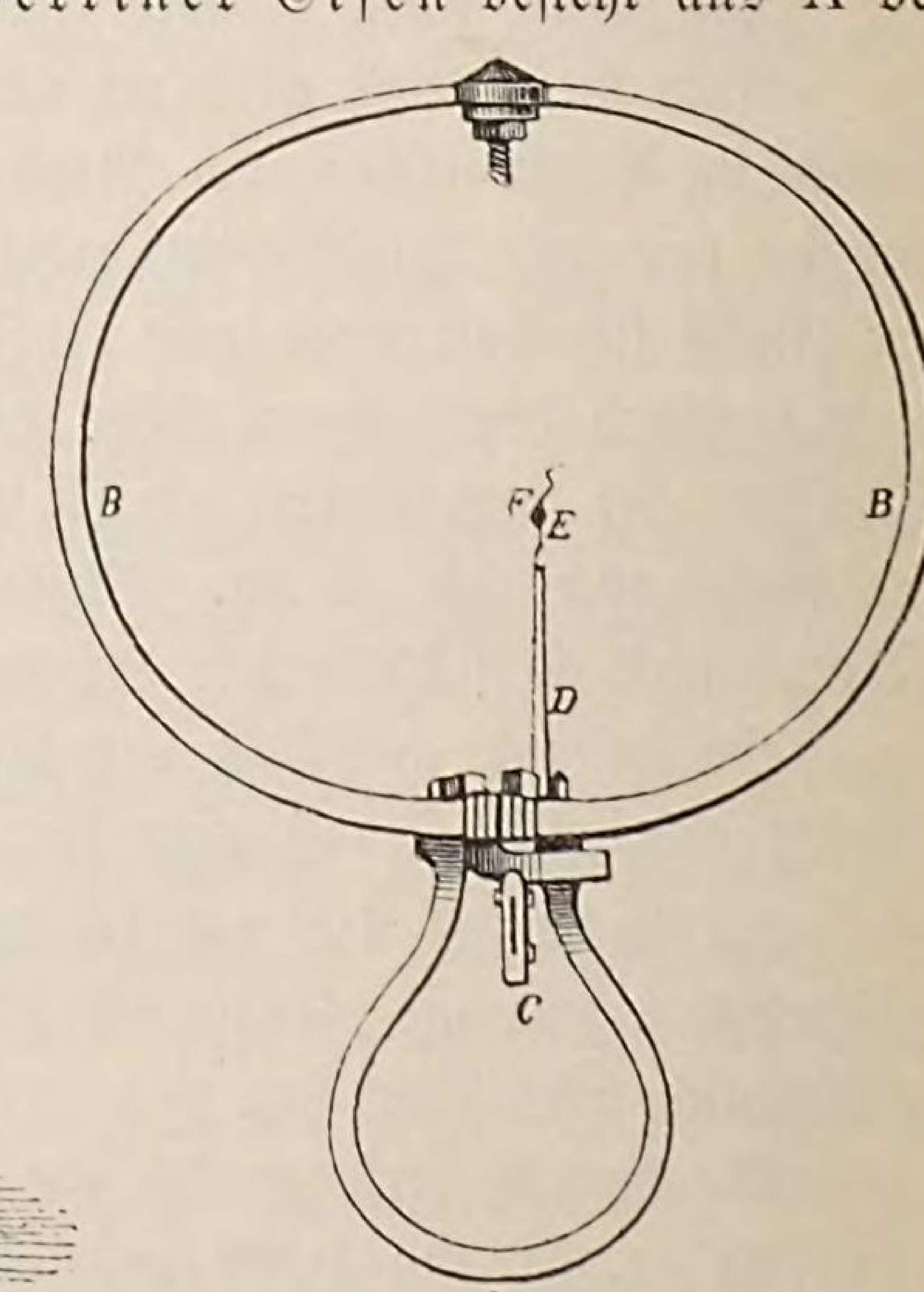


Fig. 2. Der gespannte Schwanenhals.

Vorzüge eines guten Eisens sind: größte Sauberkeit, feinste Politur und starke Feder.

Vor dem Gebrauch ist das Eisen auseinander zu nehmen, mit reinem Wasser und feinem Sand abzureiben, dann in heißem Wasser abzuspülen und schließlich mit einem reinen, trockenen Lappen, an welchem keinerlei Geruch haftet, trocken und blank zu reiben. Man soll hiezu weder Öl noch Schmirgel u. dergl. verwenden.

Das Eisen wird auf folgende Weise fängisch gestellt: Zunächst legt man den Schwanenhals auf ein ca. 8 cm hohes Stück Holz, kniet vor den Bügeln nieder, faßt mit jeder Hand einen solchen und drückt beide so weit auseinander, daß man das Knie in dieselben zwingen kann und nun sie gänzlich öffnet. Liegen die Bügel horizontal, dann schiebt man der Sicherheit halber einen Keil von hartem Holze in die Feder, schlägt die hinter den Bügeln befindliche kleine Zunge oben hinüber, unter die am Bügel befestigte, drückt letztere auf die erstere, legt hierauf die obere zwischen den Stellungshaken eingeschraubte Zunge, an welcher sich ein rundlicher Knopf befindet, auf jene große am Bügel befestigte, drückt dann das hinten an der Stellung herunterhängende Zünglein aufwärts, das vorn an den Bügeln am untern Teile des Schlosses herunterhängende Häkchen fest daran und dann steht das Eisen fängisch.

Die Wahl guter Fangplätze ist ein Haupterfordernis für das Gelingen des Fanges. Man wähle daher Orte, welche nicht zu weit vom Wohnhause des Jägers, der Kontrolle halber, entfernt sind und lege 3—4 Fangplätze an Stellen an, wo man weiß, daß die Füchse gerne wechseln. Anlage des Fangplatzes.

Hoch und frei gelegene Stellen auf Feldern, nahe am Holze, eignen sich deshalb gut, weil sie dem Winde ausgesetzt im Winter vom Schnee abgeweht werden und der Fuchs solche Stellen gerne besucht. Außerdem sind zwischen Dickungen gelegene Ödungen, Wiesen und junge Schläge sehr günstige Plätze. Die Fangplätze sollen möglichst schon vorbereitet sein, bevor harter Frost eintritt, welcher die Herrichtung erschwert und auch für den Fang nicht so günstig ist, wie milderes Herbstwetter.

Zunächst ist der Platz herzurichten, um einige Tage als Kirrungsplatz zu dienen; hat der Fuchs denselben an-, die Brocken weggenommen, dann wird erst das Eisen zum Fange gelegt.

Am Kirrungsplatz wird der Boden in der Größe des Eisens von Gras, Steinen 2c. gereinigt und etwas aufgelockert. Dann legt man das gespannte und gut versicherte Eisen so auf den Boden, wie es zur Zeit des Fanges liegen soll, d. h. die Feder soll nach Nordost oder Nordwest liegen, um das Bett des Eisens nun in den Boden einzuschneiden. Zu diesem Zwecke zeichnet man sich die Form des Eisens nach demselben mit dem Messer auf den Boden ein und schneidet dann den Boden so aus, daß das Eisen später hineingebettet werden kann. Die ausgeschnittene Erde ist zu entfernen und der ganze Platz mit Reisig sauber abzukehren. Zum Zwecke der Eindeckung des Eisens muß man sich mit einem Säckchen Spreu, Heublumen oder Erde von Ameisenhaufen versehen oder Roßäpfel beischaffen lassen. Man füllt damit das ausgeschnittene Bett des Eisens aus, ebnet den Boden mit Reisig sehr genau und legt hier die Brocken besonders an der Stelle, wo beim Fange der Abzugsbissen seinen Platz finden wird. Etwas Dornenreisig soll schon jetzt neben den Kirrungsplatz gelegt werden, dasselbe hat später den Zweck, den Fuchs abzuhalten, von der hintern Seite des Eisens den Brocken wegzunehmen.

Bevor man aber zu allen diesen Arbeiten am Kirrungs- resp. Fangplatze schreitet, gebietet die Vorsicht, die Stiefelsohlen recht gut abzuwischen und nötigenfalls dieselben an Ameisenhaufen oder auf frischen Fichten- oder Birkenzweigen gehörig abzustreifen; manche Jäger verwittern sie auch mit Heringslacke oder Gänsefett. Am Fangplatze darf unter keinen Umständen geraucht werden und ist überhaupt alles zu vermeiden, was dem Fuchse die Anwesenheit des Jägers verraten könnte.

Andere Fänger, besonders solche der neueren Zeit, sind der Ansicht, daß ein Verwittern der Hände und Stiefel gar nicht nötig sei, ebenso sei das Rauchen nicht gefährlich, ja sogar Zigarrenasche, die bei der Arbeit am Fangplatze fast neben den Abzugsbrocken fiel, hätte den Fang in keiner Weise gestört.

Ich gebe das zu und bin selbst kein großer Freund von all dem geheimnisvollen Hokuspokus, aber Vorsicht bei der Arbeit nach allen Seiten hin schadet nie.

Graf Hegnenberg erzählt über die dumme Dreistigkeit des Fuchses verschiedene Fälle. So fing sich eine Fähe eines Morgens, nachdem eine Stunde vorher das fängisch gesteckte Eisen mit einem Taschentuche gedeckt war. Ein anderer Fuchs fing sich zwischen 12 und 2 Uhr mittags in ebenso gedecktem Eisen. Ein Fuchs, welchen das Eisen leicht an der Schnauze faßte, so daß er wohl wieder frei wurde, aber stark schweißend sich entfernte, fing sich 14 Tage später in demselben Eisen, am gleichen Fangplatze u. s. f.

Die Kirrungsbrocken sind womöglich erst abends zu legen, damit sie nicht von Krähen u. dergl. weggenommen werden. Hat sie in der Nacht der Fuchs nicht genommen oder bleiben sie über Tag

liegen, so gebietet die Vorsicht, sie mit dem wie oben angedeutet vorhandenen Reisig zu decken, des Abends aber wieder freizulegen.

Schleppe.

Ist der Kirrungsplatz in Ordnung, so wird die Ankirrung des Fuchses wesentlich dadurch gefördert, daß man vom Fangplatze hinweg in den Wald hinein, nach ein paar Seiten zu, und womöglich von einem Kirrungsplatze zum andern, eine Schleppe zieht.

Die Schleppe wird auf folgende Weise durchgeführt. Man bereitet sich eine in Gänsefett gebratene Katze oder in Fett gebratenen Hering; auch frisches Gescheide von Wild, besonders Hasen, erfüllt den Zweck. — Diese Gegenstände werden in ein feinmaschiges Netz gethan und dasselbe an einer längeren Schnur befestigt, an welcher man die Schleppe hinter sich herzieht und zwar so, daß die Schleppe womöglich die eigene Spur überfährt.

Wie weit man die Schleppe ausdehnen will, wird jeder Jäger aus den örtlichen Verhältnissen selbst zu ermessen in der Lage sein. Während des Schleppens lege man auch etwa von 80 zu 80 Schritten einen Brocken, wie sie am Kirrungsplatze liegen. Soweit ist nun alles vorbereitet. Bevor ich jedoch weiter gehe, möchte ich mich über Witterung und Brocken genauer aussprechen.

Witterung und Brocken.

In früheren Zeiten hielten die Jäger sehr viel auf die Art und Weise der Bereitung der Witterung und der Kirrungsbrocken. Sie bewahrten die mit allen möglichen Finessen zusammengesetzten Rezepte mit großer Geheimnisthuerei vor Veröffentlichung, ließen sich auch zeitweise dieses Geheimnis abkaufen und teuer bezahlen und machten sogar daraus ein Geschäft.

Die Sache ist aber nicht so schwierig, man kommt mit jedem Rezepte, wenn es nur solche Ingredienzien enthält, die der Fuchs gerne annimmt und weit wittert, zum Ziele. Je einfacher die Witterung ist, desto leichter kann man sie sich bereiten.

Das Einfachste ist Katzen oder Hasengescheide, ferner ein in Butter gebratener Hering. Der Vollständigkeit halber will ich aber ein Witterungsrezept als Beispiel anführen, das gute Dienste leistet.

Man nimmt kleingeschnittene Zwiebel, legt sie mit frischem unausgelassenem Gänsefett in einen neuen glasierten Topf, läßt es über gelindem Kohlenfeuer langsam kochen und rührt während des Kochens die Masse mit einer reinen Holzspatel so lange um, bis die Masse bräunliche Farbe bekommt. Nun setzt man dieser Masse ein etwa haselnußgroßes Stückchen Kampher zu und legt einige in Würfelform geschnittene Brotstücke hinein, welche man einige Zeit in der Masse läßt, daß sie von derselben gut durchtränkt sind. Mit der Spatel nimmt man dann die Brocken wieder heraus, legte sie auf reines Papier zum Trocknen und wickelt sie dann in einen reinen Lappen ein, um sie so mitzunehmen und als Köderbrocken zu verwenden.

Die übrige Masse wird aufgehoben und kann zum Verwittern des Eisens, falls man dies überhaupt thun will, und zum Verwittern der Stiefelsohlen verwendet werden.

Legen des Eisens.

Wenn der Fuchs den Kirrungsplatz sicher angenommen und die Brocken ein paar Nächte nach einander aufgenommen, vielleicht auch in der Nähe seine Visitenkarte — Losung — abgegeben hat, welch letztere sehr zu hüten ist, so kann man das Eisen legen.

Wer von dem Grundsatze ausgeht, daß eine Verwittrung des Eisens notwendig sei, der mag dasselbe mit der Kirrungsmasse verwittern, indem er von der Masse eine Quantität auf ein reines Läppchen drückt und mit demselben dann das Eisen bestreicht.

Das Eisen wird an einem Stabe auf der Schulter aufgehängt zum Fangplatze verbracht. Hierauf wird der Abzugsbissen an der aus Roßhaaren oder starkem schwarzen Zwirn bereiteten Abzugsschnur befestigt. Man macht durch den Abzugsbissen ein Loch, zieht den Abzugsfaden zur Hälfte durch, bindet beide Hälften fest am Bissen zusammen und zieht beide Schnurenden von vorn durch die Abzugsröhre des Eisens und knüpft sie zum Schlusse an dem Stellhaken fest. Der Abzugsbissen hat dicht vor dem Röhrenende zu liegen.

Nun wird der Eisenausschnitt im Boden freigelegt und das Eisen eingestellt. Um ein Nachgeben des Eisens zu verhüten, versieht man sich zu Hause mit vier Stückchen einer Dachziegel, etwa 12—15 cm im Gevierte. Diese Stückchen werden unter das Eisen gelegt 1) unter das hintere Federteil, 2) unter den Bügelwirbel und 3) je unter jeden Bügel, da wo die größte Biegung ist.

Um zu verhüten, daß beim Zuschlagen des Eisens Teile der Füllung Hindernis bieten, legt man auf die Bügelschraube und auf die Krapfen ein Stückchen steifen Papiers und drückt es fest auf. Ist das geschehen, füllt man den Ausschnitt mit der schon genannten Füllung (Spreu, Stroh von Mäusenestern, Erde von Ameisenhaufen, Roßäpfel ꝛc.) aus und deckt alles etwa 2 cm hoch zu, so daß man vom Eisen nichts sieht und spürt. Den Abzugsbissen legt man sorgfältig an seinen Platz, legt links und rechts davon noch einen weiteren Brocken und entfernt schließlich den Sicherheitsstift aus dem Eisen. Dies ist alles mit peinlichster Vorsicht zu thun, daß das Eisen nicht zuschlägt. Das Eisen ist nun fängisch gestellt und der Fänger hat nur noch den ganzen Platz mit Reisig abzukehren, alles Fremde zu entfernen und auch, indem er rückwärts geht, die Eindrücke seiner eigenen Spur zu verwischen.

Um zu verhüten, daß der Fuchs von der Seite der Feder aus auf das Eisen zugeht, kann man das schon oben erwähnte Reisig auf dieser Seite des Eisens auflegen, es wird den Fuchs veranlassen, von vornen oder von der Seite her den Abzugsbissen zu fassen und so sich schön zu fangen.

Am frühen Morgen des nächsten Tages muß der Fangplatz kontolliert werden. Sollte der Fuchs die Brocken nicht genommen haben, ist das Eisen den Tag über mit einer verwitterten Holzkiste oder mit Reisig zu decken, was abends wieder entfernt wird. Befindet sich am Fangplatz alles in Ordnung, zieht man nochmals die Schleppe.

Geht der Fuchs auch in der zweiten Nacht nicht ein, dann mag irgend ein Fehler vorliegen, der zu suchen und zu reparieren ist.

Es kommt auch vor, daß der Abzugsbissen an der Abzugsschnur vom Fuchse abgekaut ist. In diesem Falle geht das Schloß zu strenge und ist sofort feiner zu stellen.

Sollte nun wieder kein Erfolg sein, nimmt man das Eisen weg, ködert den Fuchs aufs neue ohne Eisen an und ist er sicher, so wird nach einigen Tagen das Eisen nochmals gelegt.

Nach einem gelungenen Fange muß man genau darauf sehen, ob das Eisen nicht schmutzig oder von Schweiß verunreinigt wurde. Ist dies der Fall, muß es vor dem neuen Legen sauber in der schon angegebenen Weise gereinigt und dann wieder frisch gelegt werden.

In der Zeit des Fanges ereignet sich wohl öfter, daß Schnee fällt. — Man hat in diesem Falle das Eisen entweder nur in den Schnee zu legen oder den Fangplatz von Schnee zu reinigen und dann das Eisen einzubetten.

ad 2) Der Schwanenhals mit Tellerstellung ist eine Erfindung des Raubtierfallenfabrikanten Weber in Haynau in Schlesien. Weber hat ein sehr instruktives Schriftchen über die Anwendung seiner Fangapparate herausgegeben, welches bei der Firma zu haben ist. Wer sich mit dem Fange befassen will, dem rate ich, das Schriftchen zur Hand zu nehmen, denn ich bin nicht im stande, in einem allgemeinen Handbuche zu sehr in die Details einzugehen, wie dies in Spezialwerken der Fall sein kann.

Zum Verständnis nehme ich nur so viel aus der Schrift, als nötig ist. Fig. 3 zeigt uns den Schwanenhals fängisch gestellt, Fig. 4 den Teller mit Tellerkasten.

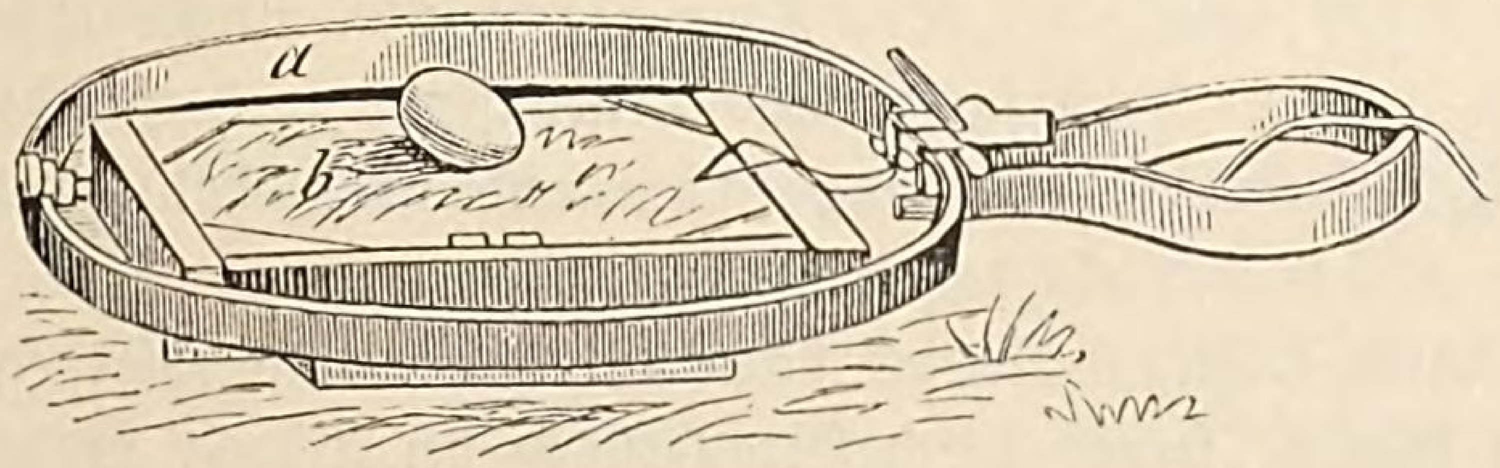


Fig. 3. Der gespannte Schwanenhals mit der Tellerstellung.

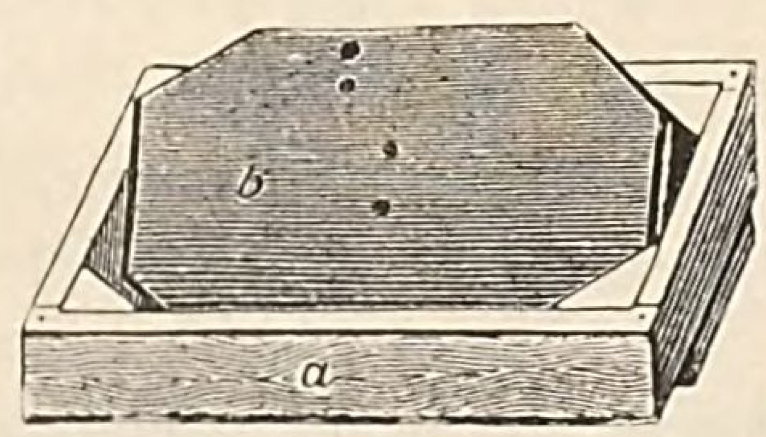


Fig. 4. Der Kasten mit dem Teller.

Die Anwendung dieses Eisens beruht auf denselben Grundsätzen, wie jene des Vorherbeschriebenen, nur ändert sich einiges durch die Tellerstellung, worüber Weber uns aufklärt.

Will man diesen Schwanenhals probeweise aufstellen, so schraube man zunächst die Abzugsröhre los, stecke für diese die Unterlagschraube auf den Zapfen und drehe die Mutter wieder so fest auf, daß das Schloß nicht lose sitzt.

Ist der Schwanenhals gespannt und mit Sicherheitsstift versehen, so nehme man den Abzugsfaden unter die Bügel hindurch und ziehe denselben durch das dem Rande zunächstliegende Loch im Teller von oben nach unten hindurch, dann noch einmal durch das zweite Loch von unten nach oben und schürze ihn, während man gut straff anzieht, beim ersten Loche fest.

Nun ist alles bis auf das Herausziehen des Sicherheitsstiftes vorbereitet. Man sei aber vorsichtig, denn die leiseste Berührung des Tellers oder das Darauffallen irgend eines Gegenstandes kann das fängisch gestellte Eisen losschlagen.

Beim Fange selbst versenke man den kleinen Kasten, worauf der Teller ruht, so tief, daß der Teller in horizontaler Lage 1 cm tiefer steht als die Erdoberfläche; dann lege man den Schwanenhals mit den Bügeln gespannt und gut versichert wie einen Kranz um den Kasten, das Schloß muß selbstverständlich an der Seite des Kastens sein, wo an der Kante des Tellers die Löcher zum Anbinden des Abzugsfadens sich befinden.

Der Einschnitt in den Boden wird wie bei 1) vollzogen, nur muß der Schwanenhals wie der Teller 1 cm unter der Erdoberfläche liegen. Dann binde man den Abzugsfaden in oben beschriebener Weise an den Teller, bedecke diesen auch mit verwitterter Füllung, doch nur so hoch, daß er nicht ersichtlich ist und drücke die Füllung um den Kasten herum fest ein, daß das Tier beim Zutreten nichts fühlt. Schließlich gibt man dem Platze das Aussehen der ganzen Umgebung. Nun entsichert man das Eisen und verkehrt den Platz und die eigene Spur, wie oben angegeben.

Auch die Dornensträucher mögen so gelegt werden, daß der Fuchs nur von vornen oder von der Seite den Teller betritt.

Will man außer Brocken auch einen Köder auf den Teller festlegen, so bindet man selben über das Teller mit Hilfe der Löcher und mache aber den Knoten unterhalb des Tellers fest.

Hier möchte ich auch noch den deutschen Schwanenhals erwähnt haben, wie ihn R. Weber oder Grell in Haynau fabrizieren.

ad 3) Das Teller- oder Tritteisen besteht aus a der Feder mit dem Ringe, b den beiden Bügeln und den Stellstiften, c dem hölzernen oder eisernen Teller mit scharfkantigen Stellzungen, d der Unterlage, auch Kranz genannt, mit dem Sicherheitshaken und zwei eingezapften eisernen Ständern, in denen sich die Löcher für die Kugelzapfen befinden, und e aus der Kette mit Anker (Fig. 5).

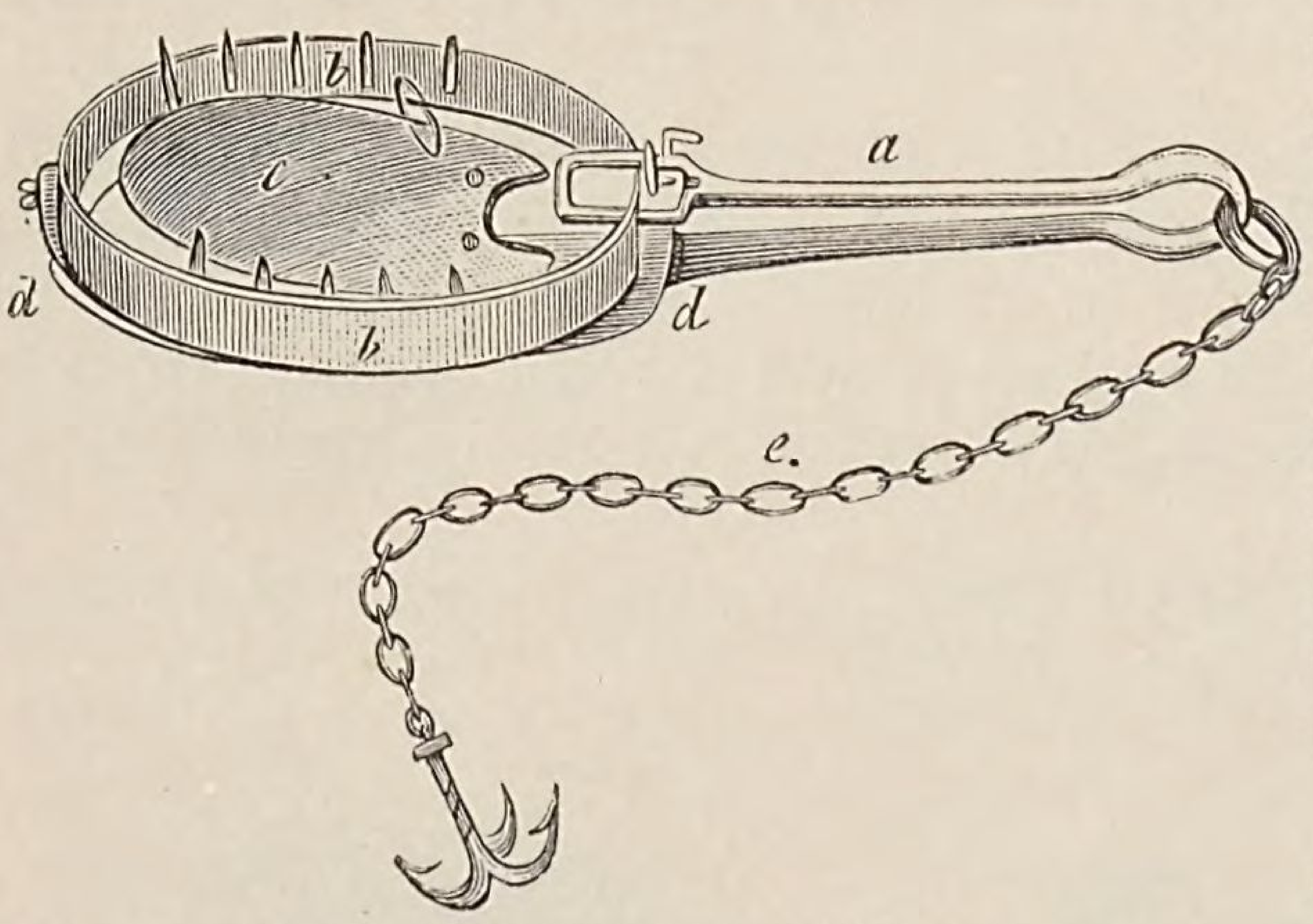


Fig. 5. Das gespannte Teller- oder Tritteisen.

Vorzüge eines guten Tellereisens sind: starke Feder, gut aneinanderschließende gezahnte Bügel, lieber gezahnte als mit Dornen versehene Bügel und eine recht feine Stellung. Für den Fuchsfang wähle man Tellereisen in der Länge von 60—64 cm, weil diese höher greifen — kleinere sind für Iltis, Marder, Wiesel besser geeignet.

Der Fang des Fuchses in Tellereisen ist einfacher. Das Tellereisen kann verschiedentliche Anwendung finden und ist deshalb praktischer als der Schwanenhals.

Das Spannen dieses Eisens erfolgt durch kräftiges Niederdrücken der Feder und zwar so weit, daß die Sicherheitshaken angedreht werden können, ferner durch Herabdrücken der Bügel, so daß die oberen und unteren Stellzungen auf einander ruhen.

Zur Probe des Zuschlagens nehme man ein Zehnpfennigstück, lasse es auf den Teller des gespannten Eisens fallen und schlägt dieses dann los, genügt das Eisen. Um das Schwachwerden der Feder zu verhüten, soll man das Tellereisen nur so lange gespannt lassen, als absolut nötig.

Anwendung des Tellereisens.

Das Tellereisen kann gebraucht werden, um nur durch den Tritt des Fuchses zu fangen, es kann aber auch mit Köder oder Brocken versehen werden. Zu letzterem Zwecke bindet man den Brocken wie bei 2) beschrieben, auf den Teller. — Stets wird die Vorsicht, das Tellereisen mit einer Ankerkette zu

versehen, von Vorteil sein, denn 1) schleppt der Fuchs das Teller nicht weit, was am Baue sehr störend wäre, und 2) ist es besser als das Festlegen des Eisens, denn der gefangene Fuchs trachtet selbst mit dem Eisen fortzukommen, während er im festliegenden Eisen gefangen, sich herausschneiden, d. h. den eingezwängten Lauf sich abbeißen würde.

In den gewöhnlichen Fällen hat man mit Einbettung des Tellereisens und der Ankerkette ebenso zu verfahren, wie mit dem Schwanenhalse und dabei auch alle jene Vorsichtsmaßregeln zu gebrauchen, wie dort.

Besonders günstig ist das Tellereisen anzuwenden an Fuchsbauen, bei Luder oder halbaufgezehrten Rissen, in Vogelschneußen (Dohnenstieg), auf Hasensteigen, dann auf dem Fuchspasse und auch in seichten Bächen.

Ich habe schon bei der Jagd am Fuchsbaue die Anwendung des Tellereisens erwähnt und füge jetzt nur einige Vorsichtsmaßregeln bei.

Will man am Fuchsbaue das Tellereisen legen, so daß sich der im Baue befindliche oder ein in den Bau einfahrender Fuchs fängt, so ist das Eisen am Eingange der Röhre in das Erdreich einzubetten und darüber so viel Erde oder Laub rc. zu legen, daß der Fuchs dasselbe nicht gewahr wird. In solchen Fällen ist kein Abzugsbrocken nötig. Dagegen muß die Ankerkette außerhalb des Baues so festgelegt werden, daß der Fuchs nur wenig Spielraum hat, das Eisen zu schleppen. Es könnte ja der Fall eintreten, daß der Anker nicht rasch genug eingreift und dadurch Fuchs und Eisen so tief in den Bau kommen, daß man es ohne zu graben nicht mehr fassen könnte. Entweder keilt man die Kette fest oder man versieht sie mit einem so langen Prügel, daß derselbe am Eingang der Röhre sich fängt und der Jäger jederzeit im stande ist, die Kette zu fassen und den Fuchs herauszuziehen.

Am Luderplatze kann man 2—3 Tellereisen in Nächten legen, in welchen man entweder des fehlenden Mondlichtes oder anderer Ursachen halber den Ansitz nicht frequentieren will. Man legt da meist die Eisen an verschiedenen Seiten des Luders, von denen man die Annäherung des Fuchses erwartet.

Auf dem Dohnenstieg läßt man, falls man die Entdeckung gemacht hat, daß der Fuchs denselben besucht, übernacht einen Krammetsvogel hängen und legt unmittelbar darunter das Eisen. Bei den Versuchen, den Vogel zu erlangen, fängt sich Meister Reineke.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß Füchse nicht selten Quellen, schmale, seichte Bäche rc. besuchen, sie haben da gar manches zu suchen. Auch hier kann man das Tellereisen anwenden, indem man es einfach, fängisch gestellt, so tief unter Wasser legt, daß letzteres 3—4 cm darüber hinwegspült. Um den Erfolg zu erhöhen, steckt man am obern Ende des Eisens eine Gabel in den Grund des Baches und hängt Gescheide oder sonstigen Köder daran, was über der Wasseroberfläche hängen soll. Zur Verstärkung des Erfolges kann man noch links und rechts vom Eisen, das in den Bach versenkt ist, Schleppen ziehen.

Auf Feldern schnürt der Fuchs gerne den tiefen Furchen entlang. Um hier den Fang zu erzielen, steckt man eine ca. 2 m hohe Stange in den Grund und hängt an dieselbe Gescheide. Vor und hinter der Stange bettet man ein Tellereisen mit der Feder gegen die Stange in die Furche und hindere durch Einstecken von Reisig um die Stange herum den Fuchs, von der hintern Seite des Eisens in dasselbe zu treten. Verstärkung des Erfolges geben Schleppen, die von der Stange weg der Furche entlang und in derselben je eine Strecke weit gezogen werden. — Das Tellereisen ist dabei mit Ankerkette zu versehen.

ad 4) Die Webersche Raubtierfalle ist eine äußerst sinnreiche Erfindung, welche viele Erfolge gewährt und dies besonders beim Fange von Iltis und Marder.

Die Falle (Fig. 6) besteht: 1) aus den beiden Bügeln a a, 2) der hufeisenförmigen Feder b, 3) aus Schloß und Stellung c, 4) aus dem zweiteiligen Kasten, dessen einer Teil das untere, der andere das obere Rahmenstück heißt. Die mit C und D bezeichneten Figuren sind Sicherheitsstifte. A A sind Schrauben zum Festschrauben des oberen Rahmenstückes. Das bei A befindliche Loch in der linken Kastenwand dient der Aufnahme des Sicherheitsstiftes C, B B sind die Schraubenlöcher für die Deckelschrauben zur Befestigung des Kastendeckels.

Die ganze Bedeckung der Raubtierfalle besteht aus zwei Teilen (Fig. 7).

Der innere Teil E mit dem eiförmigen Ausschnitt für den Abzugsbissen und dem kleinen Loche, durch welches der Abzugsfaden geleitet wird und der äußere Teil F. Dieser besteht aus vier schmalen Brettchen, von denen zwei die genaue Länge des Kastens haben und zwei die breiten Seiten desselben decken. Alle vier sind mit Scharnieren auf den äußern Kastenwänden befestigt. Ist nun die Falle aufgestellt, der Deckel E darauf befestigt, und diese vier Brettchen niedergeschlagen, so sieht es aus, als bestände der ganze Deckel aus einem Stück.

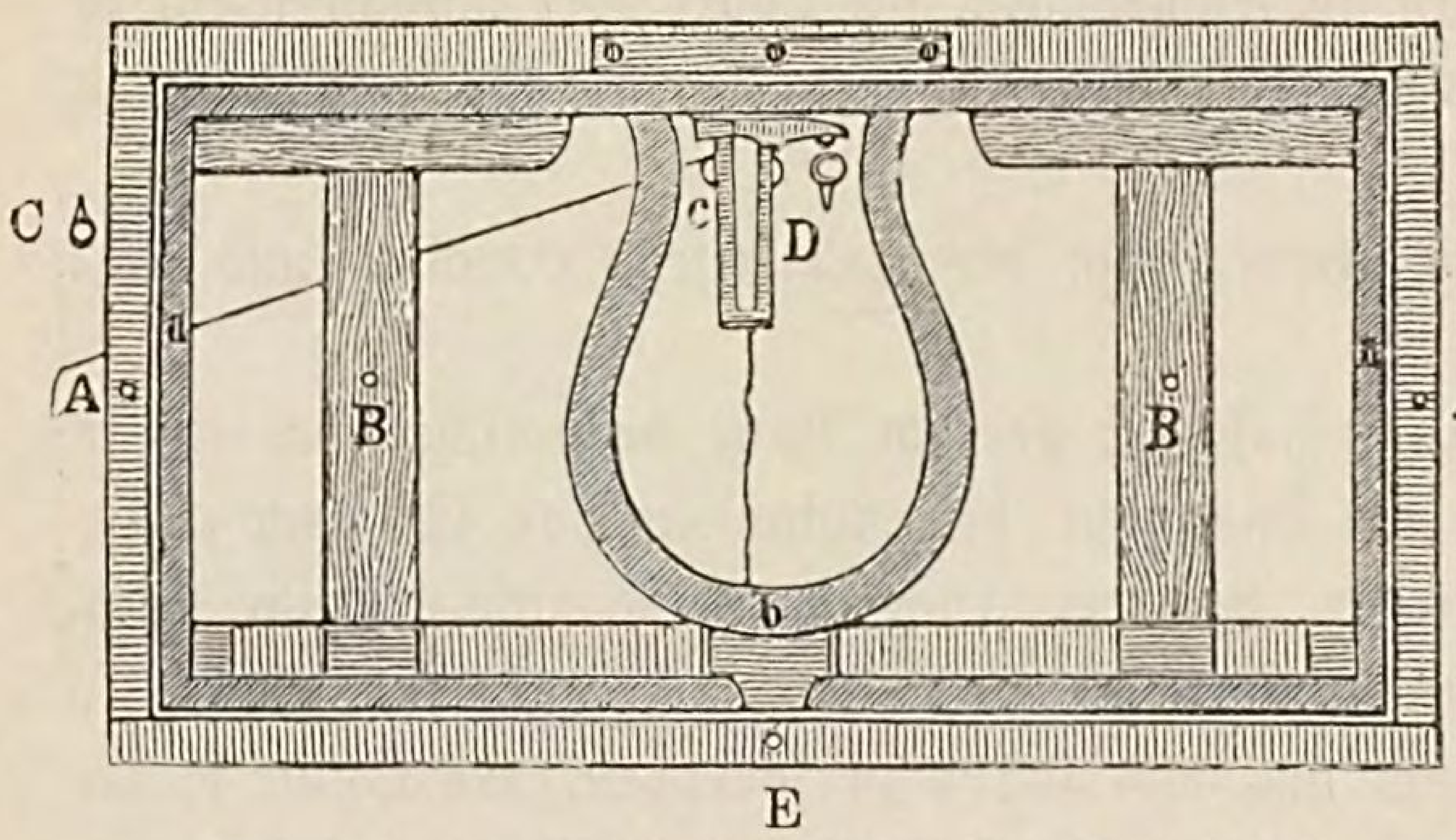


Fig. 6. Innere Ansicht der Weberschen Raubtierfalle.

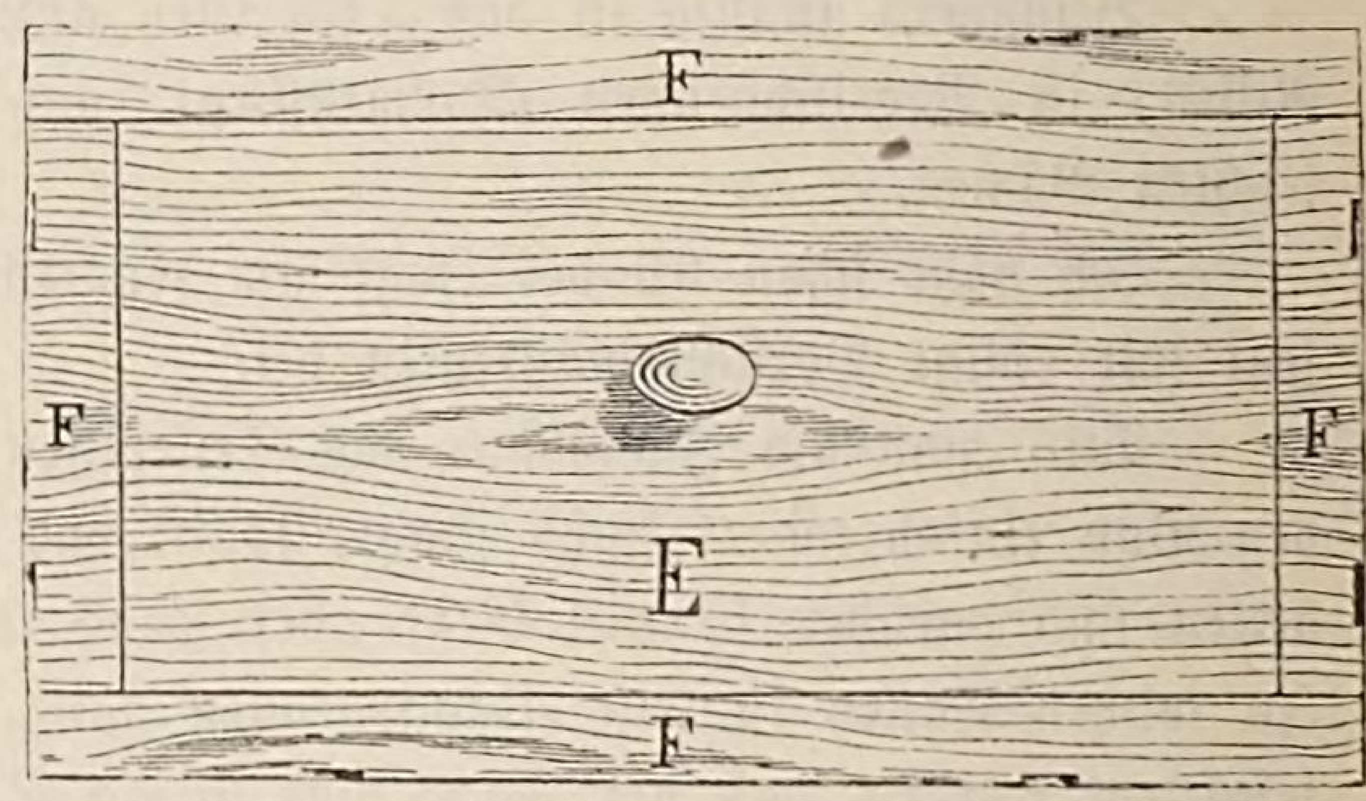
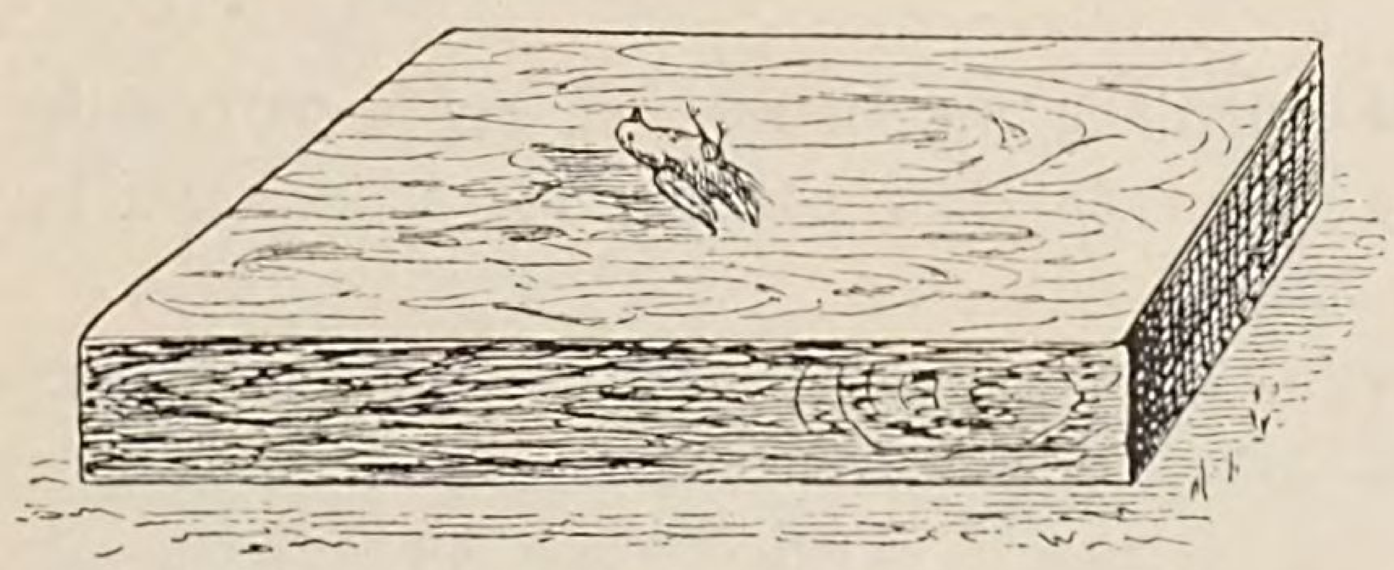


Fig. 7. Äußere Ansicht derselben.

Die Falle hat noch einen zweiten mit dem Schlosse in Verbindung stehenden Faden, dieser wird durch das kleine Loch des eiförmigen Ausschnittes im Kastendeckel gezogen und dient zum Anbinden des Köders. Berührt das Tier den Köder, so wird dadurch das entsicherte Schloß aufgezogen und die Bügel schlagen, indem sie die erwähnten Seitendeckel emporschnellen, mit ungeheurer Kraft zusammen.


Fig. 8. Die fängisch aufgestellte Raubtierfalle.

Die fertig gestellte Falle zeigt nebenstehende Figur 8.

Um nun die wirkliche Falle nicht so lange den Witterungseinflüssen aussetzen zu müssen, wenn man den Fuchs erst ankirrt, kann man sich blinde Fallen, d. h. hölzerne Kasten in der gleichen Form anfertigen lassen und bestreicht sie wie die eigentlichen Fallen mit Lehm- oder Zementbrei. Hat nun das Tier den Köder mehrere Nächte angenommen, dann erst setzt man die wirkliche Falle ein.

Die Handhabung, das Putzen, Reinigen, Stellen der Falle kann ich im allgemeinen Handbuche nicht so ausführlich beschreiben, als es nötig ist, es würde zu viel Raum beanspruchen; ich muß mich daher auf die Erwähnung beschränken und dem Interessenten raten, sich die Webersche Broschüre oder das Werk v. d. Boschs: „Fang des einheimischen Raubzeuges," Berlin, Verlag von Wiegand, Hempel u. Parey, anzuschaffen, in welchem alle notwendigen und weitläufigen Manipulationen umständlich beschrieben sind.

Nur möchte ich zu diesem Abschnitte anführen, welche Vorzüge diese Raubtierfalle bietet:

1) ist die Aufstellung leicht und einfach;
2) sind die Eisenteile durch die Holzverkleidung nachteiligen Witterungseinflüssen weniger ausgesetzt und da die Schlußteile von Messing und die Bügel mit eisenfarbigem Lacke überzogen sind, ist Rosten ausgeschlossen;
3) größere Gefahrlosigkeit beim Aufstellen durch die Sicherung im Schlosse und den Kontrafaden;
4) leichte Verwitterung durch den dicken Anstrich mit Lehm- oder Zementbrei;
5) durch Anwendung blinder Fallen ist das Bekirren gleichzeitig an verschiedenen Fangplätzen erleichtert;
6) durch die Vielseitigkeit dieser Falle, mit der man nicht nur Haarraubwild, sondern auch Raubvögel, ja sogar wilde Gänse fangen kann.

ad 5) Die Hansteinsche Hohlfalle ist nicht so sehr häufig im Gebrauche. Sie hat den Zwecke, in die Fuchsbaue, seien es nun natürliche oder künstliche, eingeschoben zu werden.

Man richtet den Bau, d. h. den Eingang des Baues so her, daß die Falle sehr genau hineinpaßt. Will man nun die aus- und einpassierenden Füchse fangen, wird die fängisch gestellte Falle in den vorbereiteten Eingang der Röhre hineinplaciert.

Der ein- oder ausfahrende Fuchs muß die Falle passieren und während er durch die Falle kriecht, schließt sie sich vor und hinter dem Fuchse, wie die gewöhnliche Kastenfalle (siehe Fig. 9).

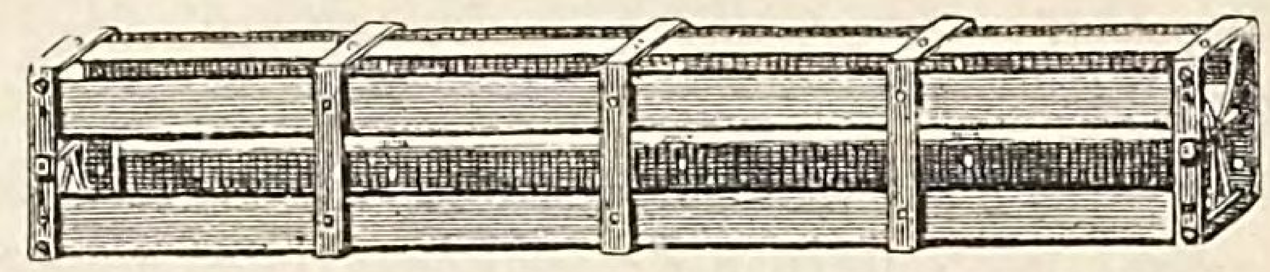


Fig. 9. Die eiserne Hohlfalle von A. v. Hanstein.

Das oben citierte Werk v. d. Boschs enthält genaue Beschreibung der Herstellung und Anwendung dieses Fangapparates.

ad 6) Hantuschs Raubtierschlag. Der Vollständigkeit halber erwähnte ich unter den Fangapparaten für den Fuchs diese Einrichtung. Der Raubtierschlag ist ein sehr einfacher und praktischer Fangapparat, den jeder Jäger sich selbst herstellen oder herstellen lassen kann, ohne große Ausgaben dafür zu machen. Wie schon anfangs bemerkt, ist die Beschreibung viel komplizierter als die Ausführung und Aufstellung, und da die Sache billig ist, kann man sich leicht mehrere solche im Reviere herstellen lassen, welche nicht bloß für den Fuchs, sondern auch für den Dachs, Marder, Iltis, Wiesel, als auch für wildernde Hunde gute Fangvorrichtungen bilden.

Nach der Beschreibung v. d. Boschs, welche ich seinem genannten Werke entnehme, besteht derselbe (Fig. 10) aus:

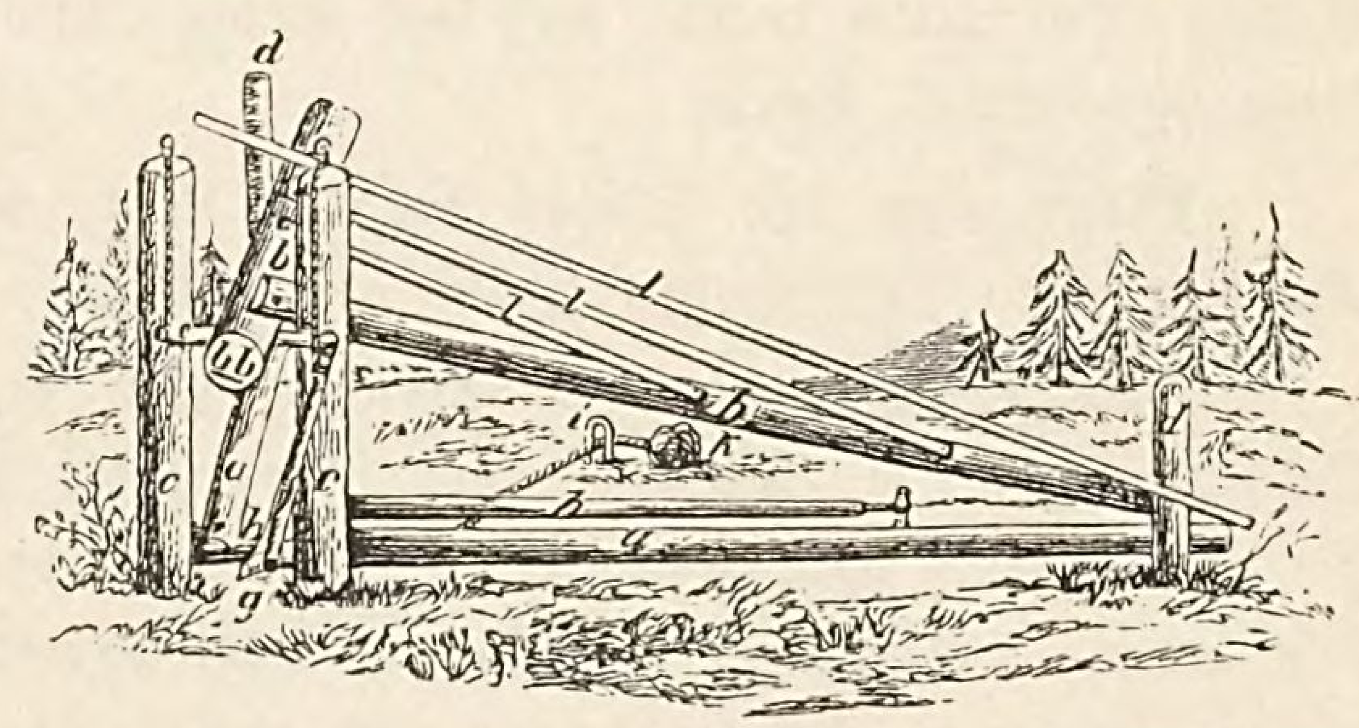


Fig. 10. Der Raubtierschlag nach C. Hantusch, ohne Verblendung mit Reisig.

a a zwei Stangen (Unterlage) 1,30 m lang und 0,07 m Durchmesser;

b b zwei Stangen (Schlagbaum) 1,30 und 1,50 m lang mit 0,07 m Durchmesser; ferner

c c und d d aus vier Pfählen, welche das Abbdrücken des Schlagbaumes verhindern, von denen die vordern zwei c c 0,45 m hoch über dem Erdboden stehen und 0,06 m stark sein müssen, die hinteren zwei d d mögen kürzer und schwächer sein;

e ist das Querholz, 0,15 m lang und 0,02 m dick;

f ist das Stellholz, 0,28 m lang und $0{,}01^3/_4$ m dick;

g ist der Hebel (Abzugsstellung) mit Faden;

h die Abtrittsstellung, 0,50 m lang und 0,02 m dick;

i die Holzklammer, um Hebel und Faden für den Köder durchzuziehen;

k ist der Köder am Faden der Abzugsstellung;

l l l sind die Latten, worauf das Verdeck kommt;

b b ist der hervorstehende Teil des Schlagbaumes zum Heben desselben: f f ist der Kopf des Stellfalzes (siehe Fig. 11).

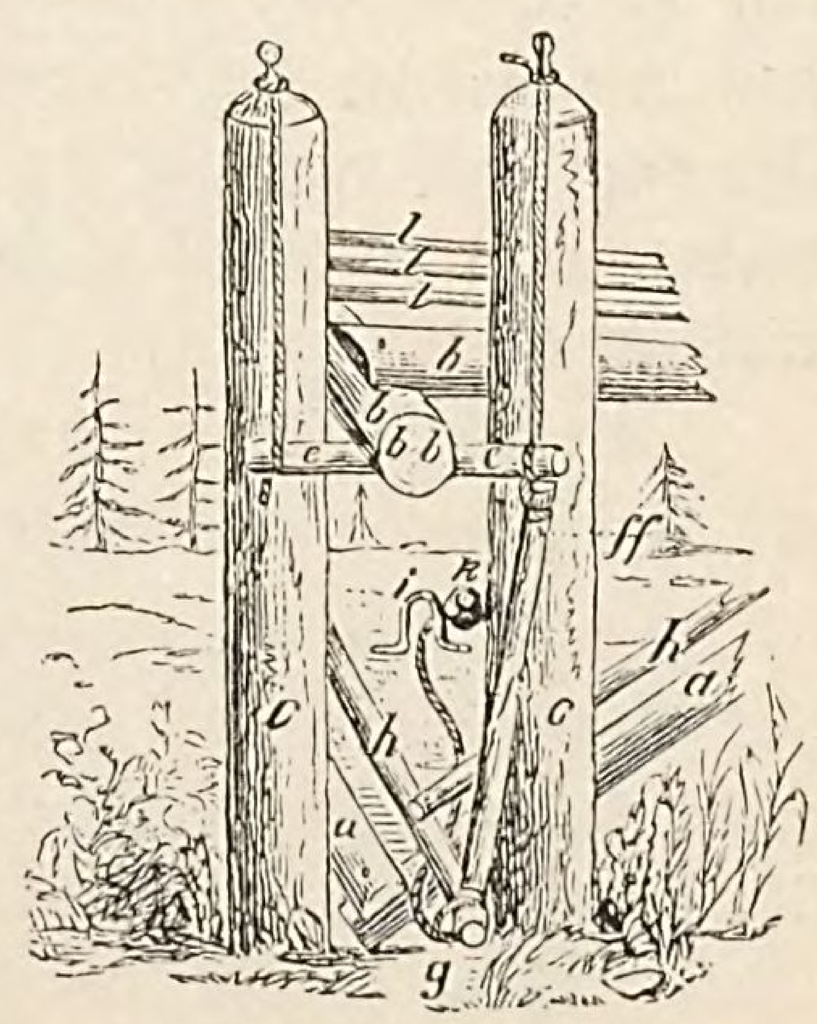


Fig. 11. Der Stellungsteil des Raubtierschlags.

a a sind zwei Stangen als Unterlagen von 1,30 m Länge, welche an jeder Ecke eingefalzt und mit einem Nagel zusammengeschlagen sind; b b sind zwei Stangen (Schlagbaum), welche parallel mit der Unterlage auf einander passen müssen; diese Stangen müssen ebenso stark sein, wie die Unterlage, die linke b b dagegen 0,25 m länger als die Unterlage. c c und d d sind vier Pfähle, welche das Abrücken des Schlagbaumes verhindern, von denen die vordern zwei c c 0,45 m hoch über der Erde stehen und 0,06 m stark sein müssen; die hinteren zwei d d können schwächer und kürzer sein. An den linken Pfahl c wird oben eine Leine befestigt in der Stärke einer Hundeleine, woran das Querholz, welches 0,15 m lang und 0,02 m Durchmesser hat, worauf der Schlagbaum zu liegen kommt, befestigt wird. —

An den rechten Pfahl wird ebenfalls in derselben Höhe eine solche Leine angebracht, woran das

Stellholz f, 0,28 m lang und $0{,}01^3/_4$ m dick, angebracht wird. h ist die Abtrittsstellung, 0,50 m lang und 0,02 m dick, muß genau so gefertigt sein wie der Schlagbaum und braucht der hervorstehende Teil der Abtrittsstellung nur 0,18 m länger zu sein, damit man die Stellung anbringt. Die Abtrittstellung kommt inwendig an beiden Seiten der Unterlage zu liegen und muß von der Unterlage im aufgestellten Zustande $0{,}01^1/_2$ m abstehen. Die Abtretstange h muß hinten an beiden Seiten, inwendig der Unterlagen, dicht an denselben an ein Pfählchen mit schwachem aber gutem Messingdraht befestigt sein. g ist der Hebel (Abzugsstellung) mit Faden; letzterer muß aus grauem Pferdehaar befestigt sein und von der Stellung nach der innern Mitte durch die Holzklammer i ca. 0,35 m lang sein. k ist der Köder, welcher an der Haarschnur befestigt ist; will der Fuchs den Köder wegnehmen, so dreht sich der Hebel g, welcher bei aufgestelltem Zustande nach auswärts gestellt sein muß, und bringt das Stellholz aus dem Lager der Abtretstange h, wodurch das Zuschlagen des Schlagbaumes erfolgt und das Tier augenblicklich getötet wird. Ist man mit der Abtret- und Abzugsstellung fertig, dann nagelt man einige Latten l quer über den Schlagbaum und verwischt dann alle Sägenschnitte und lichten Stellen mit dunkler Erde, damit alles recht natürlich aussieht, legt Deckreisig auf den Schlag und bedeckt dann die ganze Oberfläche mit frischem Rasen; auch werden beide Seiten von hinten nach vorn so weit versetzt, daß von der Stellung nach hinten bloß eine Öffnung von 0,45 m bleibt.

Ist dies alles in Ordnung, dann legt man so viel Reisig und Strauchwerk ungleich auf den Schlag und darum herum, daß das Ganze einem Reisighaufen gleichsieht, nur lasse man vorn an den Eingängen etwas Raum.

Bevor man den Schlag fängisch stellt, verwittere man Hände und Stiefelsohlen mit frischen Tannen- oder Fichtenspitzen tüchtig und unterlasse auch das Rauchen während der ganzen Arbeit.

Zum Fängischstellen des Schlages stecke man einen Knüttel unter den hervorstehenden Teil des Schlagbaumes b b, hebe denselben in die Höhe und stecke ein Stück Holz unter den Knüttel, so daß der Schlagbaum hoch genug zu ruhen kommt; dann nehme man den Abzugsfaden, an dem der Hebel g befestigt ist, heraus und befestige an dem andern Ende den dazu bestimmten Köder; man steckt den Hebel g durch die Holzklammer i und zwischen der Unterlage und Abtretstange durch bis an die Stellung, ziehe den Köder bis an die Holzklammer an, dann bedecke man den Abzugsfaden, wie auch den Köder leicht mit derjenigen Bodenmasse, worauf der Schlag steht, nur lasse man den Köder etwas ersichtlich sein. Beim Marderfang, falls man mit Ei ködert, kann dasselbe frei liegen.

Man begibt sich nun mit der linken Schulter unter den Knüttel, der den Schlagbaum hochhält und nehme die Stütze darunter fort, dann ziehe man den Hebel g an, lege selbigen an den Korb der Abtretstange h und lege das Querholz e quer unter den vorstehenden Teil des Schlagbaumes b b, stütze das Stellholz f mit dem Kopf f f unter das Querholz e und vereinige dann das Stellholz f so, daß der Abzugshebel g zwischen die Narbe der Abtretstange h und dem Stellholz f kommt; nun läßt man vorsichtig die Hebelknüttel langsam zurück, worauf die Stellung fester zum Stehen kommt. Wenn dies alles recht vorsichtig und genau gemacht ist, so kann die schwerste Last durch ein Wiesel abgetreten werden. Im aufgestellten Zustande mag die Öffnung zwischen Unterlage und Schlagbaum an der Stellung ca. 30 cm sein.

Als Abzugsbissen nimmt man von einem frischgeschossenen und frischausgeworfenen Hasen Herz und Lunge, das übrige Gescheide verwendet man zur Schleppe,

ad 7) Die Fuchsgrube. Nachdem wir in neuerer Zeit außer den geschilderten Apparaten eine Menge neuerer und praktischer Fangwerkzeuge besitzen, die weniger umständlich sind, als eine Fuchsgrube, so unterlasse ich die genaue Beschreibung derselben, um so mehr, als sie für Menschen und Tiere sehr gefährlich und auch nach unserm Jagdgesetze polizeilich verboten ist.*)

*) § 14 Allerh. Verordnung, poliz. Vorschriften über Ausübung und Behandlung der Jagden vom 5. Okt. 1863 besagt: Zum Jagdbetriebe dürfen keine hochbeinigen, weitjagenden Hunde gebraucht, keine Schießbaumwolle oder keine vergiftete Köder (!), sowie keine Fang- und Fallgruben und keine Schlingen — jene für den Fang von Zugvögeln ausgenommen — angewendet werden.

Ich habe die gewöhnliche Klappfalle beim Fuchsfange eigens deshalb nicht aufgeführt, weil sie so allgemein bekannt ist, daß ich ihre Anwendung als selbstverständlich betrachte und letztere beim Schutze anderer Wildgattungen schon Erwähnung fand.

Die kleine Broschüre von Rud. Weber bietet so viel Auswahl in Fangapparaten, daß jeder Freund des Fanges sich nach derselben das Nötige beschaffen kann.

Außer Weber ist auch noch die Fallenfabrik von Grell & Comp. in Haynau in Schlesien, ferner jene von Pieper in Mörs zu erwähnen, so daß Auswahl genug vorhanden ist.

Wie in der Fußnote des vorigen Abschnittes angegeben ist, daß das Legen von vergifteten Ködern polizeilich verboten sei, so möchte ich auch vom weidmännischen Standpunkte aus das Vergiften der Füchse durch Brocken, wie ich schon mehrfach zu bemerken Gelegenheit hatte, nicht gerne empfohlen haben. Das Vergiften.

Es können jedoch Fälle und Umstände eintreten, welche selbst den gerechtesten Jäger zwingen können, rasch mit dem Gifte einzutreten, und in solchen Fällen mag das Legen vergifteter Brocken, wenn auch nicht gerechtfertigt, doch entschuldbar sein.

Ich will nur als Beispiel anführen, daß ein recht strenger, schneereicher Winter plötzlich viele Füchse aus Nachbarrevieren herbeiziehen kann, die in wenigen Tagen einen guten Rehstand gewaltig schädigen können; ferner mag man ein verwahrlostes Revier antreten, auf dem das Raubzeug bislang freien Paß hatte. Um nun das Raubzeug in kurzer Zeit zu verringern, reicht die gewöhnliche Verfolgung nicht aus. Eine einmalige Säuberung durch Gift mag genügen und wird so regulieren, daß man für die Folge unter Anwendung gewöhnlicher Schutzmaßregeln ganz gut zurecht kommt.

Das Legen von Giftbrocken soll jedoch niemals ein Förderungsgrund zur Bequemlichkeit des Hegers sein! Sehr viel Unheil haben die Giftbrocken schon angerichtet und manchmal ist schon der eigene Jagdhund des Brockenlegers dem Gifte zum Opfer gefallen. Außerdem begibt man sich mit dieser Maßregel in die Gefahr, die Folgen der polizeiwidrigen Maßnahme tragen zu müssen, was empfindliche Bestrafung nach sich ziehen kann. Ist nun jemand gezwungen, zum Gifte seine Zuflucht nehmen zu müssen, so möge er der Vorsicht halber sich polizeiliche Erlaubnis erholen.

Strychnin bleibt immer das wirksamste Mittel, indem, wenn es richtig angewendet wird, in sehr vielen Fällen der Fuchs nicht mehr weit geht, so daß sein Balg Verwendung finden kann und die Gefahr nicht vorliegt, durch andere vergiftete Tiere weiteres Unheil anzurichten.

Die Sache ist aber nicht so ganz einfach, als man sich vorstellt. Am besten legt man bei Frostwetter die Brocken auf, merke oder bezeichne sich genau die Plätze, wo vergiftete Brocken gelegt wurden, um sofort andern Tages Revision vornehmen zu können, ob die Brocken vom Fuchse aufgenommen wurden und der Fuchs auch wirklich sein Ende fand.

Gut wird es immer sein, wenn man Köder zum Vergiften benutzt, die nicht leicht von Hunden und andern Tieren angenommen werden.

Sehr oft kommt es vor, daß Häher oder Rabenkrähen die Brocken verschleppen — also hierin große Vorsicht!

Am wenigsten gefährlich dürfte der Heringskopf sein oder ein toter Sperling. Sie wirken zwar nicht so rasch als andere Brocken, weil das Gift nur rasch wirkt, wenn es in den Speisebrei oder in den Speichel des Fuchses kommt, aber sie werden von unberufenen Liebhabern nicht so leicht aufgenommen wie Gescheide 2c.

Den Sperling versetzt man auf die beste Weise, wenn man das Strychnin, das gut und frisch sein soll, in Gelatine-Kapseln, wie man es zu diesem Zwecke in verschiedenen Apotheken bekommt, dem toten Vogel in den Schnabel resp. den Kropf hinabschiebt und ihn dann vorlegt. Ebenso verfährt man mit dem Heringskopf.

Auch gibt es fertige Strychnin-Kapseln von Sterain, welche ohne weiteres vorgelegt werden und die nur der Fuchs aufnimmt.

Will man aber andere Brocken nehmen, wie Hasenleber, Nieren, Lunge, Herz, und hat man keine Gelatine-Kapseln zum Einführen, so ist doppelte Vorsicht nötig. 1) Vorsicht, daß man das Strychnin nicht an die eigenen Finger oder gar in den Mund bringt, 2) daß dasselbe so in den Köder gebracht wird, daß keinerlei Teile davon äußerlich am Brocken haften, denn der bittere Geschmack wird den Fuchs veranlassen, den Brocken sofort wieder wegzuwerfen.

Bevor man vergiftete Brocken legt, soll man den Fuchs durch gewöhnliche unvergiftete gleicher Substanz anködern. Erst wenn der Fuchs ein paar Tage letztere sicher aufgenommen hat, dann mag man vergiftete legen und hat dadurch die annähernde Sicherheit, daß sie recht bald vom Fuchse aufgenommen, verschwinden.

Es ist auch die Gefahr vorhanden, daß vergiftete Tiere weit ab gehen, bis das Strychnin seine Wirkung thut, und daß dann diese Tiere wieder von andern angenommen, verzehrt und dadurch getötet werden. Es ist deshalb auch beim Streifen eines durch Gift zu Grunde gegangenen Fuchses oder andern Tieres größte Vorsicht nötig, sich selbst vor Unheil zu bewahren.

Wenn ich hier das Legen vergifteter Brocken beschrieben habe, so möchte ich mich im voraus vor dem Verdachte bewahren, diese unweidmännische Vertilgungsart empfohlen zu haben, ich möchte vielmehr eher davor gewarnt haben!

Unsere Industrie hat dafür gesorgt, daß Eisen, Fallen und sonstige Hilfsmittel zur Reduzierung der Füchse um billiges Geld zur Verfügung stehen, daß wir in gewöhnlichen Fällen die Anwendung des Giftes nicht nötig haben.

Häufig klagt man wohl, daß die Eisen leicht gestohlen werden können; wenn man aber in der Art und Weise des Legens vorsichtig ist, wird man diesem Übelstande begegnen können.

Noch möchte ich darauf aufmerksam machen, daß man den Kern eines abgebalgten und durch Gift getöteten Tieres recht sorgfältig und tief vergraben und etwa mit Steinen einbauen soll, damit nicht durch Ausgraben desselben von seiten anderer Tiere neues Unheil geschaffen werde.

Nutzung des Fuchses.

Die Nutzung des Fuchses besteht lediglich in Gewinnung des Balges. Es ist daher sehr darauf Rücksicht zu nehmen, daß der Fuchsbalg möglichst intakt erhalten bleibe und schön präpariert werde, denn ein guter Winterbalg trägt dem Jäger stets ein gutes Trinkgeld ein.

Der Balg eines durch Strychnin vergifteten Fuchses soll jedoch sehr leicht die Haare verlieren.

Viele Jagdeigner haben die Maßregel genommen, dem Jäger für einen Winterfuchs kein Schußgeld zu gewähren, um zu verhüten, daß aus Rücksicht auf Verwertung des Balges im Sommer kein Fuchs erlegt wird, wenn sich auch hiezu Gelegenheit bieten würde.

Wer sich nun auf seinen Jagdhüter nicht verlassen kann, dem rate ich allerdings zu der Maßnahme, nur für Füchse, auch junge, welche von der Ranzzeit an bis zum Oktober erlegt werden, Schußgeld zu gewähren, aber in solcher Höhe, daß es dem Preise des Winterbalges gleichkommt. Damit wird einem Aufsparen der Füchse bis zum Winter vorgebeugt und die Schädigung des Nutzwildes durch Füchse den Sommer über hintangehalten werden.

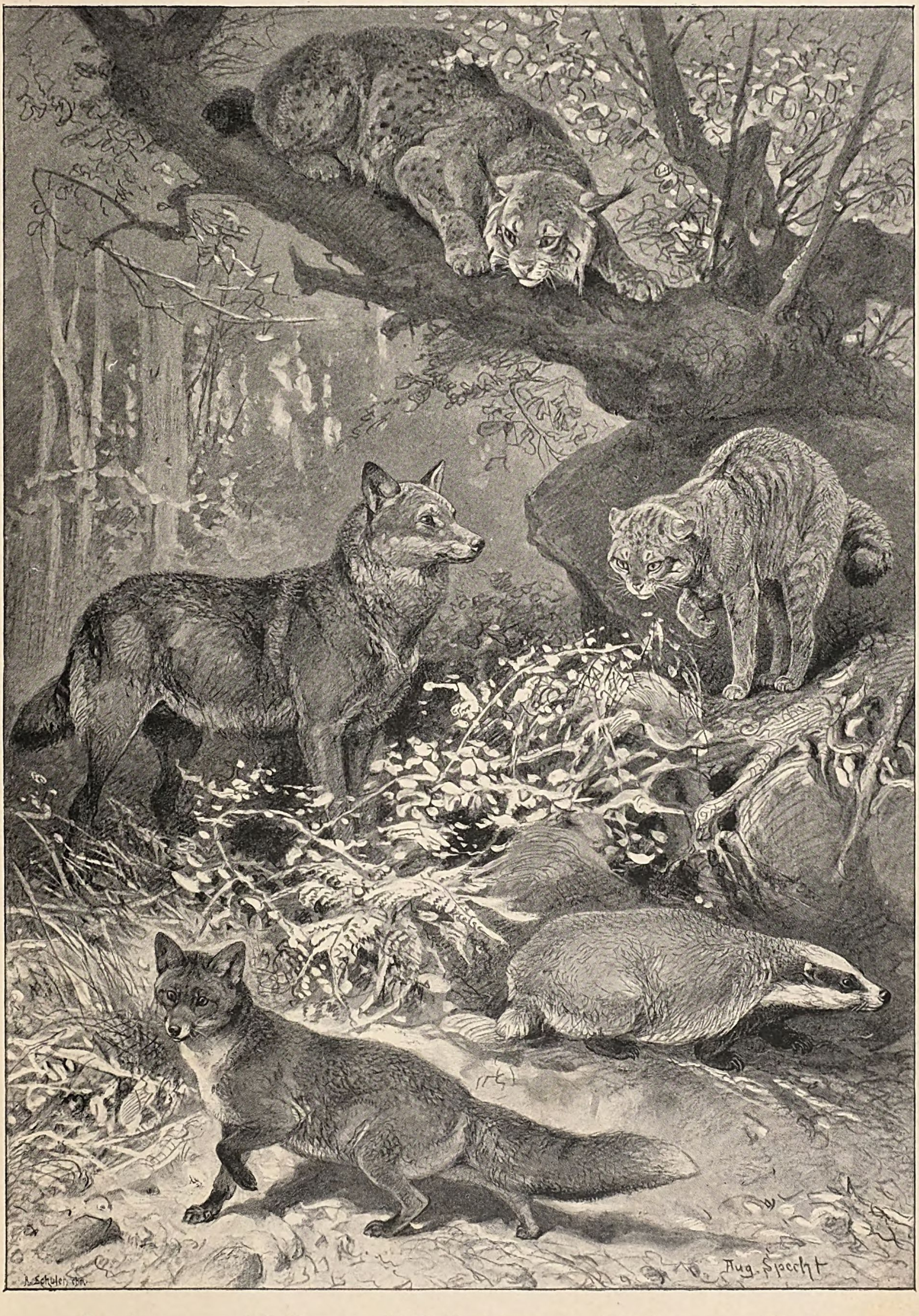
Immerhin soll für den Fuchs gutes Schußgeld bezahlt, der Erlös aus den verkauften Bälgen aber dem Jäger nicht überlassen werden.

Das Verfahren des Streifens des Fuchses verhält sich genau so, wie ich es beim Kapitel des Wolfes Seite 177 schon beschrieben habe.

Ich habe auch schon erwähnt, wie ein angeschossener und noch lebender Fuchs vollständig am leichtesten getötet werden kann — ein kräftiger, wohlgezielter Schlag auf den Nasenrücken des Fuchses mit einem Hammer, Prügel oder Steine hilft sehr rasch.

Manche Jäger haben auch die Gewohnheit, und ich selbst habe mangels an richtigen Gegenständen dieses Mittel schon angewendet, den noch lebenden Fuchs an der Rute oder den Hinterläufen zu packen, ihn in die Luft zu schwingen und den Kopf mit raschem, kräftigem Schlage an einen genügend starken Baumstamm oder auf den hartgefrorenen Boden zu schlagen. Doch gehört zu diesem Verfahren genügende Kraft und einige Vorsicht, denn Meister Reineke ist mit seinen scharfen Fängen äußerst flink und gewandt!

Möge nun dieses Kapitel seine Wirkung nicht verfehlen, dem Fuchse, wenn er auch ein großer Strauchdieb und Sünder ist, weidmännische Behandlung zu teil werden zu lassen und nicht zu vergessen, daß die Jagd nicht bloß Nutzen, sondern auch weidmännische Freuden gewähren soll, die Jagd auf den Langschwanz aber ob ihrer Vielseitigkeit große Genüsse uns bietet.



Luchs. Wolf. Wildkatze. Dachs. Fuchs.

2. Der Dachs.

In der vierten Ordnung: Raubtiere — carnivora — bilden die Marder — mustelidae — die fünfte Familie und unter diesen nimmt der Dachs die zehnte Sippe ein. Naturgeschichtliches.

Obgleich der Dachs sonderbarerweise unter die Marder gezählt wird, bildet er eigentlich das Übergangsglied vom Bären zum Marder.

Der Dachs — meles taxus, meles vulgaris, ursus taxus — erreicht eine Höhe von ca. 30 cm am Widerrist, eine Länge von 75 cm und ein Gewicht bis zu 20 Kilogramm, ist also größer und stärker als der Fuchs. Der Dachs hat ein äußerst kräftiges, scharfes Gebiß, die Zahnformel lautet: $\frac{1 \cdot 1 \cdot 3}{1 \cdot 1 \cdot 4} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6}{6} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{3}{4} \cdot \frac{1 \cdot 1}{1 \cdot 1} = 38$ Zähne. Da der erste Backenzahn oben und unten meist ausfällt, was nicht vom Alter abhängig ist, werden in der Regel nur 34 Zähne gefunden.

Das Haar des Dachses, welches die dicke Schwarte bedeckt, ist borstenartig, glänzend, hüllt den ganzen Körper, auch die Lauscher ein und fühlt sich immer schmierig, fettig an. Die Grundfarbe des Kopfes ist weißlich, an jeder Seite der Schnauze fängt hinter der Nase ein schwarzer Streifen an, welcher über Backen, Seher und Lauscher hinwegläuft und sich am obern Teile des Halses verliert, so daß der Nasen- und Stirnrücken eine Art weißer Blässe bildet.

Das Rückenhaar grau, gelbrötlich und schwarz meliert, hat weißgraue Spitzen. Selten trifft man gefleckte oder weiße Abzeichen an. Kinn, Brust und Bauch sind schwarz, der Pürzel, die wollige Gegend ums Weidloch und Läufe gelblich, die fünfzehigen Pranten schwarz.

Die Dächsin trägt meist hellere Farbe, hat das Weißliche mehr gelb und ist kleiner und schmächtiger im Körperbau; sie trägt acht Saugwarzen, vier an der Brust, vier am Bauche.

Als besondere Eigentümlichkeit besitzt der Dachs zwischen Pürzel und Weidloch einen 3 cm tiefen, innen mit Haaren und kleinen Drüsen besetzten Beutel, genannt „Stinkloch", „Saugloch" oder „Schmalzröhre", welcher eine weißliche, klebrige und stark übelriechende Feuchtigkeit absondert. Dieser Beutel soll einer alten Legende nach in seiner Feuchtigkeit den Stoff liefern, von welchem der Dachs sich während seines langen Winterschlafes nährt, indem er die Nase tief ins Stinkloch setze und so sein eigenes Fett auffauge. Diese Annahme ist ganz unbegründet und wird schon von Dietrich a. d. Winckell, sowie von allen neueren Forschern entschieden verneint.

Die Annahme, der Dachs zehre während des Winterschlafes von seinem eigenen Fett und sauge sich das durch das Stinkloch aus, mag wohl dadurch entstanden sein, daß der Dachs bald nach Verlassen des Baues, wo er den Winterschlaf hielt, sehr vom Fett abfällt und hager erscheint. Dies ist aber die Folge der um diese Zeit meist sehr knappen Äsung und stellt sich erst einige Tage nach Verlassen des Baues allmählich ein. Das Körpergewicht des Dachses und sein Fettansatz richtet sich sehr nach den jeweiligen Äsungsverhältnissen und wird in jener Zeit am besten, in der dem Dachse der Tisch am besten gedeckt ist. Man kann daher im Spätherbste unter der Schwarte eine ca. 8 mm starke Fettschicht über Rücken und Flanken finden, dann folgt ein dünner Streifen Wildbret und unter diesem wiederum eine zweite, manchmal 2—2½ cm starke Fettlage, welche sich über dieselben Körperteile erstreckt. Man hat gefunden, daß das Netz ein bloßes Gewebe von Fettstriemen bildet, daß das Gescheide klein und dünn ist, daß der Magen viel Ähnlichkeit mit dem des Menschen, nach andern mit dem des Schweines habe und daß das Herz in einem förmlichen Fettbeutel stecke, so daß man glauben könnte, diese Überlast müßte die Lebensfähigkeit des Tieres beeinträchtigen. Dietrich a. d. Winckell behauptet, daß der Dachs durchaus nicht abgemagert nach der viermonatlichen Winterruhe den Bau verlasse, die eigentliche Abmagerung erst in den ersten Wochen nach dem Winterschlafe erfolge, in denen er wieder regelmäßig die Weide annehme.

Die Bezeichnung des Dachses — Gräving oder Greifing, die in manchen Gegenden noch üblich ist, dürfte eine altdeutsche Überlieferung sein.

Die Augen des Dachses nennt man — Seher, seine Zähne — Gebiß, die Eckzähne — Fänge; er legt — Fett, nicht Feist auf, seine Läufe enden mit — Pranten, dieselben haben starke und scharfe — Klauen; der Schwanz wird — Pürzel oder — Zain genannt, die Haut — Schwarte; Weidmännische Bezeichnungen.

der Dachs — schleicht und trabt; seine unterirdische Wohnung heißt — Bau, Baustatt, der eigentliche Wohnraum — Kessel, die Zugänge sind — Röhren, Einfahrt, Geschleife; er — sitzt im Kessel, bewohnt den Bau; er — verklüftet sich oder — versetzt sich, indem er beunruhigt durch den Hund, in einem Teile des Baues sich verschanzt. Der Dachs geht zur — Weide, weidet, wenn er Vegetabilien aufnimmt, wobei er ähnlich wie das Schwarzwild mit der Nase den Erdboden aufwirft, was man — stechen, wurzeln nennt, d. h. der Dachs — sticht, er — wurzelt. Außerdem — schlägt er und frißt, wenn er von seinem Gebisse im Sinne dessen zoologischer Einteilung Gebrauch macht. Die Begattungszeit heißt — Ranzzeit oder Rollzeit, er ranzt oder rollt. Der Dachs wird — totgeschlagen, aufgebrochen, die Schwarte — abgeschärft, die Fettlage — abgelöst; verwundet der Dachs den Hund, so hat er ihn — geschlagen, beißt er sich am Hunde fest, so — hat er sich verfangen.

Varietäten. Alte Jäger und Jagdschriftsteller, so auch Döbel, sprechen von zwei Dachsarten — dem Hundedachs und dem Schweinedachs. Neuere, genaue Forschungen haben ergeben, daß diese vermeintlichen Arten nicht verschiedene Spezies, ja nicht einmal Varietäten sind. Wohl gibt es Abweichungen in Farbe und Körperbau, aber diese dürften auf Einwirkungen der Jahreszeit und des Alters zurückgeführt werden.

Bechstein führt als Spielarten auf: 1) den weißen Dachs, welcher oben weiß und unten gelblich gefärbt ist; ein solcher soll nach Jester vor einigen Dezennien in Preußen gegraben worden sein.

Im vorigen Jahre wurde auch, wie ich in Wort und Bild im „Deutschen Jäger" berichtete, in Württemberg im Revier Sittenhard von Förster Faas ein weißer Dachs erlegt. Dieser Dachs war Albino, hatte rote Seher und rote Klauen.

2) Den gefleckten Dachs, wovon ein Exemplar in Sachsen vorgekommen sei.

Ich halte diese Spielarten, die ja bei allen Tieren vorkommen, für Neigung zum Albinismus.

Alter, Verbreitung und Aufenthalt. Über das Alter, welches ein Dachs unter normalen Verhältnissen erreichen kann, ist man nicht ganz klar, man glaubt dasselbe wohl auf 12—15 Jahre schätzen zu können, obwohl er auch ein noch höheres Alter, vielleicht bis zu 20 Jahren, erreichen mag.

Die Verbreitung des Dachses erstreckt sich mit Ausnahme der Insel Sardinien und des Nordens von Skandinavien über ganz Europa, ebenso Asien von Syrien an bis Japan und Sibirien bis zur Lena.

Seinen Aufenthalt nimmt der Dachs hauptsächlich im Baue, den er sich selbst meist an bewaldeten, sonnseitigen Hängen mit seinen starken Klauen anlegt und aufs bequemste und säuberste einrichtet. In allen Gegenden, wo Dachse vorkommen, fehlt es nicht an Baustatten, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterben, wenn sie nicht absichtlich von Menschen ruiniert werden. Es kommt also der Dachs nicht so sehr oft in die Lage, seinen Bau erst anlegen zu müssen. Dagegen hat er öfter Veranlassung, längere Zeit von seinesgleichen verlassene Baustatten, die er sich zur Residenz auswählen will, von den Verunreinigungen des Fuchses 2c. zu säubern und sich wieder bequem einzurichten; in der Jägersprache heißt man dies — den Bau ausziehen. Man findet da auch vor den meisten Röhren frische Erde, welche der Dachs aus dem Innern herausgeschafft hat.

Gewöhnlich führen vom Baue weg zwei Steige nach entgegengesetzter Richtung, die der Dachs bei seinen nächtlichen Spaziergängen stets einhält und so austritt, daß man sie durch Gras, Gestrüpp und Unterwuchs eine lange Strecke hin verfolgen kann.

Meister Grimbart, wie Göthe den Dachs in seinem „Reineke Fuchs" nennt, ist ein ordnungsliebender Geselle und hat auch in der Nähe des Baues seinen bestimmten Losungsplatz, wohin er sich stets begibt, um das Geschäft zu verrichten und die Losung zuzudecken. An diesem Merkmale kann man auch erkennen, ob der Bau von Dachsen bewohnt ist. Vorhölzer, welche an Felder anstoßen, ja sogar unbewaldete Gehänge, Felslagen an tief eingeschnittenen Flußbetten, aber meist stille, einsame Orte sind es, die der griesgrämige Einsiedler sich zur Wohnstätte aussucht, um dort ein beschauliches, gemächliches Leben zu führen und seine eigene Selbständigkeit in ausgedehntester Weise zu bewahren. Nicht alle Röhren eines Baues werden vom Dachse befahren, gewöhnlich sind es nur zwei Hauptröhren, die nach entgegengesetzter Richtung vom Kessel hinausführen. Die andern Röhren dienen als Flucht- und

Luftröhren. Meist haben Dachsbaue große Ausdehnung und sind sehr schwer zu graben, da der Kessel 1—2 Meter tief unter dem Boden liegt.

In solchem Baue bringt nun der Dachs den größten Teil seines Lebens zu, auch außer der Zeit des Winterschlafes, welcher in der Regel von November bis Februar währt. Untertags steckt er meistens im Baue und verläßt ihn gewöhnlich erst, wenn die Nacht vollkommen hereingebrochen ist. Im Hochsommer treibt er sich hin und wieder schon am Nachmittag in geschlossenen Waldungen herum, so daß man ihn bei Birschgängen auf den Rehbock nicht selten antreffen kann. Mir ist er sehr oft bei solcher Gelegenheit, sowohl während der Abend- als auch während der Morgenbirsche begegnet.

Einst birschte ich im Revier Schöngeising in einem tiefen Grunde eines schönen Buchenwaldes, wo eine kleine, etwas feuchte Wiese eingesprengt war, welche ein Graben im rechten Winkel durchzog. Der Abendnebel hatte sich schon stark über den stillen Grund gelegt und da sah ich, da ich am Grabenrande stand, in der Ferne etwas in den Graben schlüpfen. Ich glaubte im Nebel einen Fuchs vor mir zu haben, machte mich mit dem Schrotlaufe der Büchsflinte schußfertig und blieb ruhig stehen. Da kroch der Dachs im engen Graben auf mich her, der Wind stand gut und Meister Grimbart bekanntlich mit keinem scharfen Gesichte ausgerüstet, trabte an mich heran, so daß er fast meine Schuhe beschnuppern konnte. Sehr erstaunt äugte er ein paar Sekunden in komischer Weise mich an, dann mochte ihm die Erscheinung doch nicht ganz geheuer vorgekommen sein, denn rasch wendete er und empfahl sich mit größerer Schnelligkeit, als man der plumpen Masse zutrauen sollte, im Graben zurück, um dann quer über den Wiesgrund zu flüchten.

Man glaube ja nicht, daß der Dachs langsam sei, denn im Treiben kommt er oft so flüchtig angerollt wie ein Fuchs und überfällt eine Lichtung so rasch, daß immerhin ein flinker Schuß dazu gehört, ihn zu strecken.

Nicht wie der Fuchs, rasch und unvermittelt, verläßt Grimbart den Bau; zunächst vernimmt der ansitzende Jäger ein dumpfes Gerumpel in der Röhre — er schüttelt sich den Staub und Sand ab, dann rückt er langsam mit halbem Kopfe aus der Röhre, sichert einen Augenblick, verschwindet wieder und kommt dann nach einiger Zeit wieder zum Vorschein, um langsam sichernd allmählich herauszutreten und wenn sich nichts Verdächtiges zeigt, langsam weiterzutrollen. Ich werde bei der Jagd auf diesen Punkt zurückkommen.

Seine Exkursionen erstrecken sich dann zum Zwecke der Weide oder zur Aufsuchung einer Dächsin, wenn die Rollzeit im Anzuge ist.

Die Nahrung des Dachses ist sehr verschieden, er ist ein Allesfresser; sie besteht im Frühling und Sommer aus Wurzeln und Früchten jeglicher Art, ebenso aus Engerlingen, Schnecken, Regenwürmern, Eidechsen, Mäusen; junge Hasen, die er bei seinen Schleichgängen antrifft, ja sogar Rehkitze verzehrt er nicht minder als andere kleine Säugetiere, sehr liebt er aber Vögel, deren Nestbrut und besonders Eier. Nahrung.

Im Herbste besteht seine Nahrung aus Eicheln, Bucheln, Feldobst, Weintrauben, Rüben und Getreidekörnern. Hievon soll er sich Vorrat für den Winter sammeln und in den Bau verbringen? Es ist natürlich, daß er bei einem so reichlichen und umfassenden Speisezettel im Herbste sehr fett wird und zwar so, daß man oft 6—7 Pfund Dachsschmalz von einem starken Burschen gewinnen kann. Im Notfalle nimmt der Dachs Fallwild, ja sogar Aas an.

Was nun die Streitfrage über Nutzen und Schaden des Dachses betrifft, namentlich ob er vom Standpunkte der Jägers aus, was doch für uns der Hauptpunkt sein dürfte, zum Nutzwilde oder zum Schädlichen zu zählen sei, glaube ich die letztere Eigenschaft als maßgebend ansehen zu dürfen. Wir sind dem Dachse gegenüber in einer ganz ähnlichen Lage, wie sich's mit dem Bussard unter den Raubvögeln bisher verhielt, bloß mit dem Unterschiede, daß letzterer bis vor ganz kurzer Zeit sogar gänzlichen Schutz durch das Gesetz fand, während dem Dachse gewöhnlich nur eine mehr oder minder lange Schonzeit gewährt wurde.

Allgemein rangiert der Dachs mit Recht unter dem behaarten Raubwilde, dem gewöhnlich keinerlei Schonzeit in den Gesetzen gewährt ist, da aber Meister Grimbart dennoch eine bestimmte Hegezeit genießt, möchte das Gesetz den richtigen Standpunkt eingenommen und uns den Weg vorgezeichnet

haben, den wir ihm gegenüber einschlagen sollen — es ist mit wenigen Worten ausgedrückt — nicht ausrotten, aber auch nicht zu stark überhand nehmen lassen — und daß beides nicht geschehen kann, dafür bürgt uns die in unserm bayrischen Jagdgesetze vorgesehene, ziemlich kurz bemessene Schußzeit für den Dachs, welche ohnehin größtenteils in einen Zeitraum fällt, in dem man ihm nicht zu sehr wehe thun kann, denn seine Spaziergänge hören im November auf.

So viel steht fest, daß vor einigen Dezennien noch dem Dachse sehr stark nachgestellt wurde und zwar weniger, um den von ihm an der Niederjagd angerichteten Schaden zu verhüten, als vielmehr des Gewinnes halber, denn ehemals trug die Dachsschwarte dem Jäger ein hübsches, nicht zu verachtendes Sümmchen Geld ein.

Das war noch in jener Zeit, in der eben unsere gegenwärtig geltenden Jagdgesetze kreiert wurden. Da aber die Gesetze zum Schutze und zur Erhaltung der Jagd und des Wildes geschaffen werden mußten, mag wohl der Gesetzgeber von dem Grundsatze ausgegangen sein, daß der Dachs, obgleich er zum Raubwilde zähle, doch insofern einer Schonzeit würdig sei, als seine Verfolgung des Gewinnes halber damals sehr stark betrieben wurde und die Lebensweise des Dachses eine derartige ist, daß mit einiger Sachkenntnis seine Verfolgung leicht zur gänzlichen Ausrottung dieser Spezies führen könnte.

Gewiß haben unsere älteren Jagdschriftsteller und Altmeister im Weidwerke recht gut den Schaden gewußt und erkannt, den Grimbart der Niederjagd beibringt, aber 1) das Gespenst der gänzlichen Ausrottung und 2) die geringere Aufmerksamkeit, welche man damals, wo es noch Hochwild in Masse gab, der Niederjagd in specie der Flugwildjagd zuwendete, mögen Anlaß gegeben haben, dazumal den Dachs in ein Licht zu stellen, welches ihm etwas mehr Schutz gewähren sollte.

Unsere Zeit- und Jagdverhältnisse haben sich gewaltig verändert, das Hochwild ist zurückgedrängt und wird kaum mehr geduldet, und der Jäger von heute muß sein Hauptaugenmerk jenen Wildgattungen mehr zuwenden, welche unsere heutigen Kulturverhältnisse gestatten.

Daß unter diesen der Dachs schädlich auftreten kann, wissen wir alle. Einstens galt eine gute Dachsschwarte 3—4 Kronthaler, das ist nach unserem jetzigen Gelde 15—18 Mark, bei den früheren Geldverhältnissen war diese Summe aber noch respektabler, denn das Geld hatte höheren Wert. Wenn nun ein Jäger sich durch Erlegen eines Dachses eine Summe von 10 Gulden erwerben konnte, so fiel dies schon sehr ins Gewicht, und damals war die Nachfrage nach Dachsschwarten eine sehr rege. Man verwendete dieselbe hauptsächlich, neben anderem, als Schmuck für die Geschirre der Pferde und ein stolzer Bauer fuhr nicht leicht zur Stadt, ohne daß sein Handpferd die schöne Dachsschwarte als Zierde am Kummet trug. Diese Mode hat aufgehört, wie überhaupt das große Fuhrwerk auf den Landstraßen, und mit diesem Aufhören war auch die Dachsschwarte so entwertet, daß man heutzutage kaum ein paar Mark für sie erlöst, nicht so viel, als ein einziger Waldarbeiter für einen halben Tag Graberlohn beansprucht. Der Rückschlag trat ein, denn von nun an konnte sich die Sippe Grimbart eines ungestörten Daseins erfreuen und jetzt trifft man wieder in den meisten Revieren Dachse in genügender Anzahl an.

Wir müssen bei unserm heutigen Stande der Jagden von andern Gesichtspunkten ausgehen. — Zunächst geht das allgemeine Streben dahin, unsere Wald- und Feldhühnerbestände zu heben, nicht weniger den für die Jagdkasse so sehr ins Gewicht fallenden Hasenstand.

Meister Grimbart ist Allesfresser — er zieht in der Nacht aus, nicht wie Reineke Fuchs um zu rauben, sondern um zu weiden, d. h. Äsung zu suchen, sei sie nun welch immer einer Art. Der Geruchssinn des Dachses ist, wie man annimmt, gut entwickelt. Wenn nun Grimbart die ganze Nacht über durch Wald und Flur streicht, so wird ihm sein Geruchssinn den im Grase sitzenden jungen Hasen ebenso verraten, wie die brütende Auer-, Birk-, Hasel-, Fasan- und Rebhenne, und da er bekanntlich ein großer Freund frischer Eierspeise ist, verschmäht er einen solchen Fund, und wenn er ihn nur en passant gemacht hat, durchaus nicht. Wir haben thatsächliche Beweise, daß Grimbart betreten wurde, wie er ein frischgesetztes Rehkitz als willkommenen Raub weiterschleppte. — Wie groß mag aber der Schaden sein, den er, der Freund der Eierspeise, den ganzen Sommer über an den Gelegen unserer Hühnerarten anrichtet. Seine Gefräßigkeit ist groß — ein Fasan- oder Birkhahngelege wird auf einen Satz

total zerstört und wägt man nur den Wert eines einzigen zerstörten Geleges mit jenem des Dachses selbst ab, oder des Nutzens, den er durch Vertilgung schädlichen Gewürms bringt, so dürfte das Urteil über Grimbart gesprochen sein.

In einer Fasanerie ist er schon ab initio nicht zu dulden, sei sie nun eine künstliche oder wilde — und rechnet man auch noch zu seinen Sünden, was er an Getreide, Obst, Weintrauben dem Landwirte vernichten mag, so müssen wir zufrieden sein, daß sein Auftreten nicht in größerer Zahl vorkommt.

Wenn ich nun den Dachs als ein schädliches Tier betrachte, so sei damit doch noch lange nicht ausgesprochen, daß wir ihn ausrotten sollen — wie ich überhaupt und auch beim Fuchse schon erklärt habe, glaube ich, daß jedes Tier im Haushalte der Natur seine volle Berechtigung habe, und der Jäger soll nur so weit ausgleichend einwirken, daß ein Ausarten nach der einen, wie nach der andern Seite hin ausgeschlossen ist.

Liegen aber auf der Strecke einer Oktoberjagd neben dem Nutzwilde Reineke und Grimbart in stiller Passivität und mäßiger Zahl vereinigt, so zieren sie die Strecke und erhöhen die weidmännischen Freuden.

Stimme und Sinne.

Wenn den Dachs auch ein großes Quantum Phlegma umgibt, so sind seine Sinne im allgemeinen doch gut entwickelt. Der Dachs vernimmt und windet sehr gut, am schlechtesten ist sein Gesichtssinn entwickelt, wie Erfahrungen lehren und auch aus oben erwähntem Beispiele praktisch nachgewiesen ist.

Das vollendetste Bild eines selbstsüchtigen, mißtrauischen, übellaunischen und gleichsam mit sich selbst im Streite liegenden Gesellen ist der Dachs, führt Dr. Brehm an, und Diezel nennt ihn einen griesgrämigen, lichtscheuen, aber harmlosen Gesellen, zu dessen charakterisierenden Eigenschaften überaus große Reinlichkeit gehört.

Was nun die Stimme des Dachses betrifft, so vernimmt man von ihm nicht viele Laute. Der bezeichnendste dürfte das dumpfe, mürrische und bös klingende Murren oder Brummen sein, das man hört, wenn er in seiner Behaglichkeit, namentlich vom Dachshunde, gestört wird. Manchmal hört man auch beim Ausfahren aus dem Baue ein kurzes, behagliches Grunzen.

Die Dächsin soll einen andern, helleren, aber doch ähnlichen Laut von sich geben, wenn sie Schmerzen empfindet, doch habe ich bei meinen vielen Jagden auf den Dachs, bei Ansitz und Graben, wie auch beim Erlegen im Treiben, niemals einen solchen vernehmen können.

Krankheiten und Feinde.

Von Krankheiten des Dachses ist nicht viel bekannt. Vielleicht ist bei seiner sonstigen Gefräßigkeit die lange Hungerkur während des viermonatlichen Winterschlafes ein Vorbeugungsmittel. Von Bandwürmern, die man bei seiner ganzen Lebensweise bei ihm erwarten könnte, haben Forscher nichts gefunden; wohl aber traf man einige Arten Rundwürmer an; aber der ganze Bau der Eingeweide des Dachses sei nicht dazu angethan, Würmer in größerem Umfange zu beherbergen, welche wegen des vielen Fettes nicht wohl fortkommen könnten. Häufiger wird der Dachs von Räude befallen, welche durch seine träge Lebensweise und den langen Aufenthalt im Baue entstehen mag. Auch kann hiezu beitragen, daß der Fuchs, welcher zur Räude sehr geneigt ist, infolge zeitweisen Zusammenlebens in einem Baue, die Krankheit auf den Dachs überträgt. Von Tollwut hat man zwar nicht viel gehört, doch soll einmal in der Nähe von Dresden eine Frau durch einen Dachs gebissen worden sein, bei welcher später diese böse Krankheit zum Ausbruch kam. Die Möglichkeit liegt nicht ferne, daß der Dachs durch einen tollen Hund oder Fuchs infiziert war.

Bei seiner geheimnisvollen Lebensweise hat der Dachs nicht viel von Feinden zu leiden.

Fortpflanzung.

Man nimmt an, daß der Dachs in Monogamie lebe, man findet ihn aber außer der Ranzzeit nicht wohl mit der Dächsin zusammen. Sobald die Ranzzeit eintritt, sucht er die Dächsin auf und ranzt mit dieser zur Nachtzeit vor dem Baue. Der Begattungsakt selbst geht mit dem ihm eigenen Phlegma von statten. Verläßt nun der Dachs nach der Befruchtung sein Ehegespons auch nicht gleich und bewohnt noch einige Zeit mit ihr den Bau, so verhält er sich doch teilnahmslos und lebt als Griesgram für sich allein.

Über die Zeit des Eintrittes der Ranzperiode ist man sehr verschiedener Ansicht. Analog anderer Tiergattungen dürfte der Zeugungstrieb zu solcher Zeit am intensivsten auftreten, wenn durch die Menge vorhandener Nahrung das Tier am wohlgenährtesten ist. Man glaubte deshalb die Ranzzeit des Dachses

in den Herbst verlegen zu sollen, in die Monate Oktober, November oder gar in den Dezember. Nach dieser Annahme betrüge die Tragzeit der Dächsin nur 9—10 Wochen, da im Februar und März schon junge Dachse vorhanden sind.

Neuere Forschungen und Thatsachen haben aber ergeben, daß diese Annahme nicht richtig ist. Nach Angabe Winckells soll die Tragzeit mehr als drei Monate, der Wahrscheinlichkeit nach aber sieben Monate währen, weil zur Zeit des Einfangens der Dächsin die äußeren Genitalien derselben angeschwollen vorgefunden wurden. Auf Grund dessen, schreibt Forstmeister Böhmerle, hat Dr. Fries in Göttingen mehrere Untersuchungen an beiden Geschlechtern gemacht und gefunden, daß bei einer am 30. Juli erlegten Dächsin bereits die Genitalien mit Spermatozoen angefüllt waren und daß sich eine ältere Dächsin am 6. August noch im unbefruchteten, wohl der Ranzzeit nahen Zustande befand, daß aber bei einer am 31. August geschossenen älteren Dächsin die Befruchtung wirklich stattgefunden hatte. Hieraus wären nun folgende Schlüsse zu ziehen: 1) die Ranzzeit des Dachses liegt nicht, wie früher angenommen wurde, im Monat November, sondern in den Monaten Juli und August; 2) die jüngeren Dächsinnen treten früher als die älteren in die Ranzzeit ein; 3) aus der Beschaffenheit der Eier während der Tragzeit läßt sich vielleicht schließen, daß beim Dachse ebenso wie beim Reh nach der Befruchtung eine Ruheperiode vor der Differenzierung des Embryo eintritt.

Infolgedessen dürfte die Annahme gerechtfertigt sein, daß die Begattungszeit Ende Juli oder Anfang August je nach Witterung erfolgt, die Tragzeit 32 Wochen beträgt und die Jungen im Februar und März, je nach Verhältnis, zur Welt kommen.

Als Kommentar zu diesen Forschungen diene eine Mitteilung, welche das Organ des N.-österr. Jagdschutzvereins vom September l. J. (1895) enthält; darin schreibt ein Herr Milo Weitmann: „Auf die vielfach erörterte Frage der Rollzeit und des Dickgehens der Dachse dürften nachstehende Thatsachen ein interessantes Streiflicht werfen. Am 4. Oktober 1894 fing mein Jäger in einer Kastenfalle eine Dächsin, welche in einer für Raubgesindel aufgestellten Voliere untergebracht wurde. Nachdem sie hier den Winter verschlafen, brachte sie am 3. März 1895 fünf Junge zur Welt. Nehme ich nun bloß die Dauer der Gefangenschaft zum Ausgangspunkte meiner Berechnungen, so fällt die Rollzeit spätestens in die ersten Tage des Oktobers und ergibt sich ein Zeitraum von mindestens 21 Wochen und 3 Tagen für das Dickgehen der Dächsin. Nach den Erklärungen der Jagdschriftsteller und Naturforscher liefert nun der vorliegende Fall den Beweis, daß wir noch immer nicht zur Genüge in die intimen Familienverhältnisse derer von Grimbart eingedrungen sind." Die neueren Forschungen des Dr. Fries scheinen dem Herrn wohl nicht bekannt gewesen zu sein und somit wollen wir uns diesen anschließen.

Die Dächsin setzt 3—5 während 9 Tagen blinde Junge, welche sie 3 Wochen säugt, hierauf mit entsprechender Äsung versieht und schließlich mit auf die Weide nimmt.

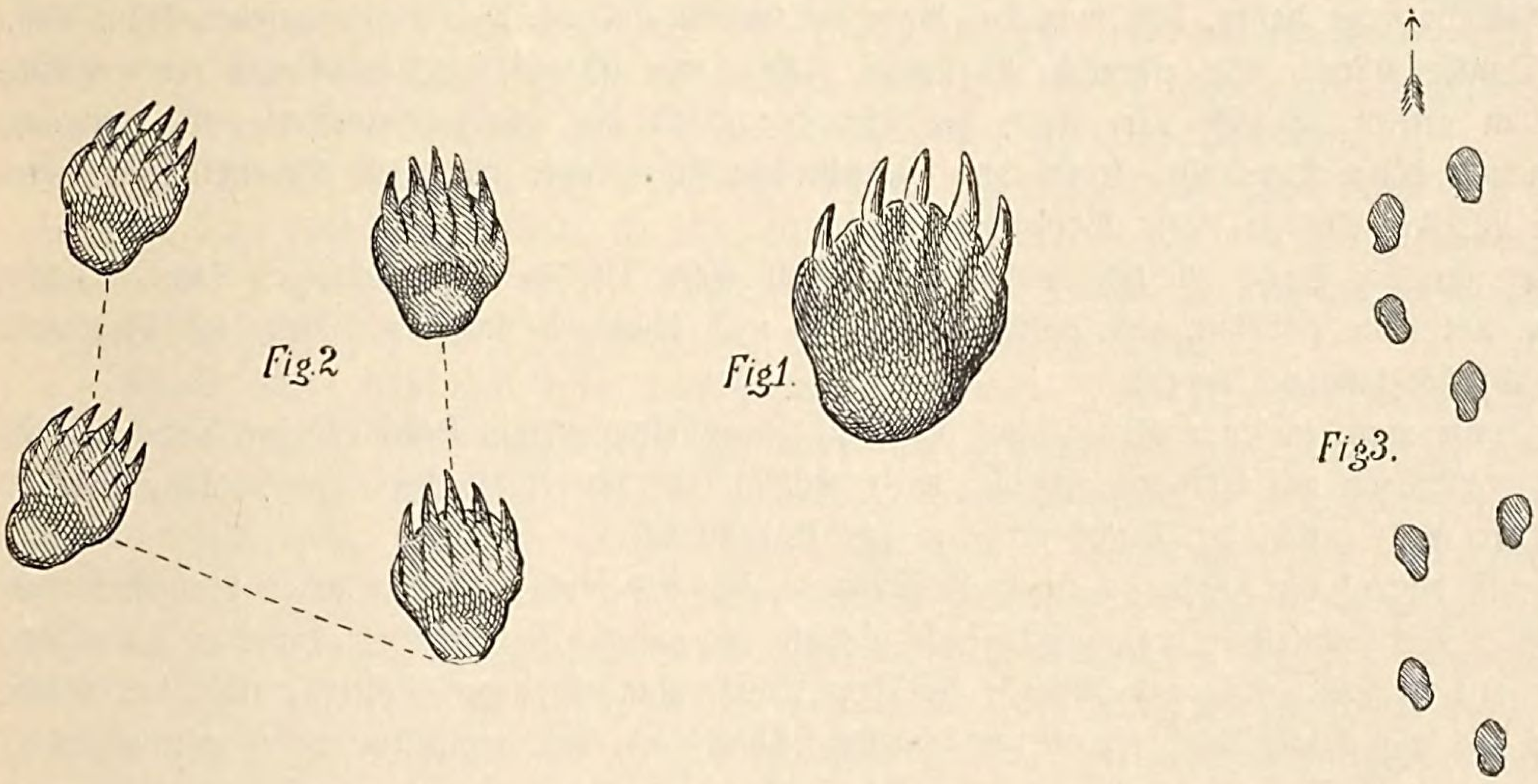
Die Jungen, welche in ihrer wolligen Behaarung einen fast komischen Eindruck machen, sind leicht zu zähmen, werden nach und nach von der Mutter ignoriert und verlassen dann den Bau, ihre Geburtsstätte, um sich ein eigenes Heim zu gründen. Im zweiten Jahre sind sie vollkommen ausgewachsen und erlangen dann die Fortpflanzungsfähigkeit.

Winterschlaf. Eine Eigentümlichkeit des Dachses, die mit jener des Bären viele Ähnlichkeit hat, ist der mehrfach erwähnte Winterschlaf. Einige Schriftsteller führen an, daß der Dachs sich Nahrung in den Bau eintrage, wie ich dies auch erwähnt habe. Ich habe aber niemals Beweise hiefür finden können. Auch D. a. d. Winckell bemerkt, er könne nicht begreifen, warum dies geschehen solle, da der Dachs im milden Spätherbst dann und wann noch auf die Weide geht.

Mitte November oder überhaupt, wenn der erste Frost eintritt, zieht sich der Dachs ganz in den Bau zurück und lagert sich zum Schlafe gerollt im Kessel ein, welchen er nur hie und da verläßt, um sich zu lösen oder wenn ihn recht milde Winterwitterung veranlaßt, zur Tränke zu gehen. Diese Ruhezeit währt bis Mitte Februar. Länger kann wohl der Dachs ohne Nahrung nicht gut aushalten, wenngleich eine alte Bauernregel besagt: „Am Lichtmeßtage (2. Februar) verläßt der Dachs den Bau, scheint ihn die Sonne an, dann geht er wieder zurück und bleibt noch vier Wochen in demselben." Allerdings ist um die Mitte Februar der Tisch sehr spärlich gedeckt, aber der Hunger treibt ihn auch

bei jeder Witterung ins Freie. Folge dieses Umstandes ist, daß der sonst sehr fette Dachs jetzt bedeutend abmagert und bei Begegnung um diese Zeit viel höher und schmächtiger erscheint, aber während des Winterschlafes im Baue ist dies nicht der Fall und er zehrt nicht von seinem Fett, wie man schlechthin annimmt.

Über die Spur des Dachses ist nicht viel zu bemerken; dieselbe ist leicht erkenntlich. Wenn der Spur. Tritt (Fig. 1) auch einige Ähnlichkeit mit dem des Hundes und Fuchses hat, so ist derselbe doch etwas breiter in den Ballen und besonders auffallend sind die Eindrücke der starken Klauen an den Vorderpranten.



Im Trabe schränkt der Dachs (Fig. 2) und um so mehr, je mehr Fett er angesetzt hat. In der Flucht bilden die Tritte ungefähr ein irreguläres Dreieck (Fig. 3).

Die Jagd auf den Dachs ist nicht so mannigfaltig und interessant, wie die auf den Fuchs, bietet Jagd. aber doch manchen Reiz und manche unerwartete Episode, welche weidmännische Genüsse bringt. Ich möchte sie in drei Hauptverrichtungen einteilen, nämlich:

1) die Jagd mit der Schußwaffe;
2) das Graben am Bau und
3) den Fang.

ad 1) Die Jagd mit der Schußwaffe beschränkt sich hauptsächlich auf den Ansitz am Baue, welchen man, wenn die Umstände günstig sind, in mondhellen Nächten ausüben kann. — Hiebei ist vornehmlich zu berücksichtigen, daß man sich darüber klar sei, ob ein Dachs den Bau bewohne und daß man ferner seine Wechsel kennt. Zu diesem Zwecke lockert man mit einem Besen die Erde an der Baustatt vor den Röhren auf und kehrt sie sauber ab, so daß von da ab jede Spur sich in dem weichen Boden abdrückt. Man wird mit leichter Mühe dann ersehen können, ob der Dachs aus- und namentlich einpassiert ist.

Ein weiteres Erkennungszeichen ist das beim Fuchs schon erwähnte Aufstellen von starken Grasschmälen an jeder Röhre. Gewöhnlich wird der Dachs beim Ausfahren die Schmäle nach auswärts schieben, beim Einpassieren aber entweder abdrücken oder doch einwärts nach dem Baue schieben.

Außerdem ist der Dachs ein sehr ordnungsliebender Geselle, daß er stets seinen Wechsel eine große Strecke vom Baue ab genau einhält und infolgedessen einen ganz hübsch ausgetretenen Steig, ähnlich, aber stärker wie die Hasensteige, austritt. Gewöhnlich führen zwei Steige vom Baue weg und zwar nach den entgegengesetzten Richtungen. Wie man also einen Bau an der frischen Erde vor der Röhre oder sonstigen Merkmalen als befahren erkennen kann, so ersieht man durch die ausgetretenen Steige, daß der Bau nicht vom Fuchse, sondern vom Dachse befahren ist, um so mehr, als sich ganz in der Nähe der Ausfahrtsröhre auch noch der Losungsplatz (Abtritt) des Dachses vorfindet.

Daß man bei Annäherung und beim Aufenthalte am Dachsbaue alle jene Vorsichtsmaßregeln anwenden muß, wie beim Fuchsbaue, glaube ich kaum noch näher ausführen zu müssen. Hat man nun sicher ausgespürt, daß der Dachs eingefahren ist, so kann man sich des Abends am Baue anstellen.

Das Geschäft ist zwar nicht sehr angenehm, doch machte es mir im Herbste stets großes Vergnügen. Man wählt seinen Platz so, daß man womöglich beide Röhren, die der Dachs zur Ausfahrt gewöhnlich benutzt, mit dem Schusse bestreichen kann. Aber selbst in mondhellen Nächten darf man nicht glauben, daß der Schuß und das Schußlicht so einfach ist, wie man wünschen möchte; die Dunkelheit im Walde, der Schatten der Bäume, alles das bietet Schwierigkeiten. Zunächst ist nötig, ein richtiges Abkommen zu haben, daß man das Ende der Gewehrläufe, d. h. das Korn, sehen kann, wenn man ins Dunkle visiert. Als einfachste Maßregel hiefür habe ich auf die Laufschienen einen weißen Papierstreifen geklebt, welcher vom Korn bis über die Mitte der Läufe hereinreicht. Es gibt auch Glühkörner mit Magnesiummasse, ferner das Witzlebensche Korn, aber alle diese Vorrichtungen bieten nicht mehr, als der einfache weiße Papierstreifen.

Fährt nun der Dachs wirklich aus, was oft erst gegen 10 Uhr nachts erfolgen kann, so hört man zuvor, wie schon erwähnt, das Poltern und dann nach längerem Zaudern erscheint erst die dunkle Masse, welche sich langsam bewegt.

Nun lasse man, ehe man Feuer gibt, den Dachs womöglich ein gut Stück von der Röhre herausgehen und trachte ihn mit kräftigem Schuß, wenn möglich auf den Kopf, sicher zu strecken, denn ist dies nicht der Fall, rutscht der Dachs gerne in den Bau zurück.

Ich saß einmal im Algäu an einem Felsenhange, der sehr steil gegen die unten vorbeiströmende Iller abfiel. Die Dunkelheit war groß, doch glaubte ich auf 6—8 Schritt Entfernung den Dachs richtig vor mir zu haben und gab Feuer. Auf den Schuß ging ein arges Poltern, als wenn Steine abrutschten, los und sofort hetzte ich meinen scharfen Hühnerhund, der unangeleint neben mir saß, nach; da ging unten ein Höllenspektakel los, der Hund gab Standlaut, schrie hierauf im Schmerze laut auf, packte aber dann um so schärfer an. In der Dunkelheit konnte ich an dem steilen, steinigen Abhang nicht so rasch folgen, aber als ich hinzukam, würgte eben mein Hund den Dachs ab. Der Hund hatte an der Seite des Kopfes einen starken Schlag erhalten, der eine Behang war durchgebissen und am Halse hatte er auch einen heftigen Biß, doch wurde Feldmann endlich Meister, da den schwer angeschossenen Dachs allmählich die Kräfte verließen. Durch die Nähe des Schusses gab derselbe noch keine Streuung und der ganze Schrotschuß bildete ein großes Loch hoch am Widerrist des Dachses und warf ihn über den Hang hinab. Hätte ich nicht den auf Raubzeug sehr scharfen Hund bei mir gehabt, wäre wohl Meister Grimbart für mich verloren gewesen.

Ich führe diese Episode nur als Beweis an, wie schwer es auch bei Mondlicht ist, den Schuß gut anzubringen.

Man kann auch beim Morgeneinwechsel den Dachs auf dem Baue erwarten, wenn er von der Weide zu Baue trabt. Hat man sich am Baue überzeugt, daß der Dach ausgegangen ist, so stellt man sich morgens zwischen 2 und 3 Uhr an. Zur Vorsicht kann man die offenen Röhren mit Dachshauben belegen, welche noch gute Dienste leisten, wenn der Schuß nicht gelingen sollte. Man muß aber einen derben Knüttel bereithalten, um den in der Haube steckenden und sich heftig wehrenden Dachs rasch noch zu erschlagen.

Wie gesagt, ist die Sache mit dem nächtlichen Ansitze nicht so leicht, als man glauben könnte und der Hindernisse treten gar viele unerwartet ein.

Eine weitere Anwendung der Schußwaffe auf den Dachs ergibt sich bei Treibjagden im Herbste. Sind Dachse in einem Revier, das bejagt werden soll, so muß man in der Nacht vor dem Treiben die Baue gut verschlagen, daß der Dachs sozusagen hinausgesperrt ist und morgens, wenn er zum verkeilten Baue zurückkommt, nicht einfahren kann, sondern in der Dickung eine Unterkunft suchen muß. Das Verkeilen hat aber in der Zeit um Mitternacht und vor 2 Uhr morgens zu erfolgen. In solchem Falle wird der Dachs beim Treiben auf dem Passe geschossen.

In einem Reviere in der Nähe von Dachau gelang es uns vor einigen Jahren fünf Dachse herauszusperren, welche alle andern Tages anliefen, vier wurden gestreckt, einer gefehlt und entkam.

ad 2) Etwas lustiger ist die Jagd am Baue durch Graben und mit Anwendung von Dachshunden. Graben.

Im allgemeinen ist das Graben nach dem Dachse in derselben Weise durchzuführen wie das Graben nach dem Fuchse; bloß hat es einige größere Schwierigkeiten, weil die Dachsbaue in der Regel größere Ausdehnung haben und tiefer liegen, als die gewöhnlichen Fuchsbaue. Auch gelingt es dem Hunde nicht so leicht, den Dachs fest zu machen; oft setzt er sich an einem Orte längere Zeit zur Wehre und hört er dann das Graben, so flüchtet er weiter oder er überrollt den Hund und sucht sich anderswo im Baue festzusetzen und dort sich zu verklüften. Es ist daher ratsam, dem Laute des Hundes längere Zeit zuzuhören, dann mit dem Fuße auf das Erdreich zu stoßen oder mit starkem Knüppel darauf zu schlagen und erst dann den Einschlag zu machen, wenn man glaubt sicher zu sein, daß sich die Jagd an einem Orte wirklich festgesetzt hat und der Dachs nicht mehr ausweichen kann.

Der Einschlag erfolgt in derselben Weise, wie ich das beim Fuchse schon beschrieben habe.

Die beste Zeit zum Graben ist der Spätherbst, wo der Dachs das meiste Fett angesetzt hat. Zur Zeit der jungen Dachse soll man nicht graben, denn die Dächsin ist während dieser Zeit furchtbar bös und beißt schrecklich um sich, wodurch die Hunde sehr gefährdet sind.

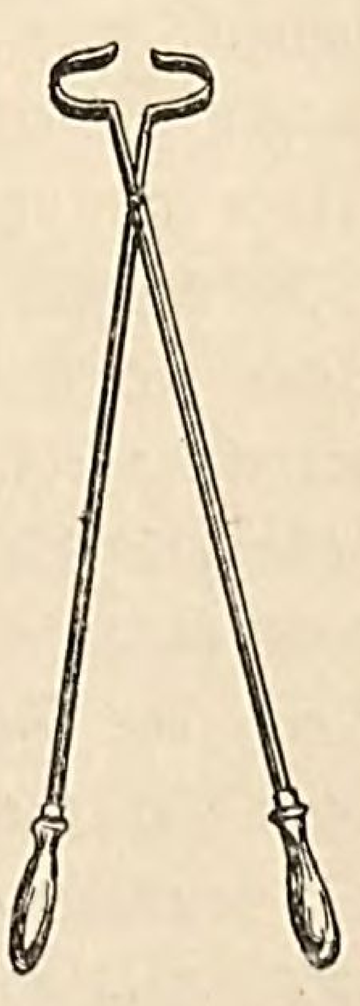
Manche Jäger empfehlen, beim Dachsgraben zwei Hunde in den Bau zu schicken. Ich kann mich dieser Methode nach meinen vieljährigen und vielseitigen Erfahrungen nicht anschließen, weil sie sehr viele Gefahren für die Hunde mit sich bringt. Trotz seines Phlegmas ist der Dachs ein böser Kerl, wenn er gestört wird, nimmt er es sehr übel. Nach meinen Erfahrungen, die ich bei Preisschliefen und auch in der wirklichen Praxis zur Genüge gemacht habe, sitzt der Dachs im Baue, wenn er sich noch nicht verklüftet hat, was oft sehr schnell geht, und zieht den Kopf so ein, daß dieser zwischen oder hinter den Vorderläufen liegt. Wird nun der vorliegende Hund hitzig und greift am Widerrist zu — so fährt plötzlich der Kopf vor und ehe sich der Hund versieht, hat er einen kräftigen Schlag oder er wird überrollt, dabei geschlagen und mit den scharfen Klauen verletzt.

Läßt man nun zwei Hunde hinter einander in die Röhre einfahren, so ist der unmittelbar vor dem Dachse liegende Hund durch den nachfolgenden in seinen Bewegungen gehemmt, er kann nicht rasch retirieren, wenn der Dachs zufährt und wird so sicherlich bös geschlagen. Und was solle es auch bedeuten, daß zwei Hunde hinter einander liegen, der zweite, hintere, kann ja gar nichts thun, als höchstens Laut ausgeben und wird er hitzig, so habe ich schon gesehen, daß er seinen vor ihm arbeitenden Kameraden sogar am Hinterteile durch Bisse verletzt hat, um auf diese Weise an den Dachs zu kommen. Die meisten Röhren sind aber nicht so weit, daß zwei Hunde neben einander den Dachs zu attackieren im stande wären.

Manche Hunde haben die Gewohnheit, in den Bau einzufahren, den Bau oberflächlich abzugehen, dann wieder an die Oberfläche zu kommen, um nach dem Herrn zu sehen und auch sich zu lösen und dann wieder einzufahren. Wer seinen Hund kennt, wird je nach dessen Gebahren schon wissen, wie er daran ist. Durch dieses Herauskommen darf man sich nicht verführen lassen, zu glauben, der Bau sei schließlich nicht befahren. Der Hund sucht in der Regel eine andere Röhre, fährt wieder ein und bald kann man dann Laut hören, er hat den Dachs gefunden.



Krätzer.



Zange.

Hunde, die gleich beim Einfahren Laut geben, sogenannte Falsch- oder Weidlaute, taugen in der Regel nichts, der Hund soll im Baue nicht wegen Aufnahme von Witterung laut werden, sondern erst dann, wenn er dem Dachse wirklich vorliegt.

Beim Dachsgraben kann der Fall eintreten, daß man zwei-, dreimal durchschlagen muß, bis man Meister Grimbart endlich fest hat.

Das Herausnehmen verhält sich so, wie ich es beim Fuchse schon beschrieben habe. Auch beim Dachse thut der Bohrer, wie geschildert, sehr gute Dienste, wenn Zange und Gabel nicht ausreichen sollten.

Um die Hunde recht scharf auf den Dachs zu machen und besonders junge Hunde anzubringen, kann man auch dem Dachse, wenn man ihn in der Zange hat, einen Holzknebel in den Fang geben und festbinden, um dann die Hunde anzuhetzen. Werden Hunde geschlagen, ist es notwendig, die Wunden so bald als möglich mit Essigwasser gründlich zu reinigen und durch antiseptische Mittel zu desinfizieren, wozu sich Karbollösung oder besser noch Kreolinlösung eignet.

Kommt man beim Graben nicht zurecht, indem der eintretende Abend die Arbeit zu vollenden unmöglich macht, bleibt nichts anderes übrig, als die Seitenröhren gut zu verkeilen und an einer oder zwei Hauptröhren Tellereisen einzubetten, worauf ich beim Fange zu sprechen kommen werde. Sämtliche Röhren zu verschlagen, um dann am Morgen mit dem Graben weiterfahren zu können, wird zu keinem Resultate führen, denn der Dachs, der im Graben sehr rasch und gewandt ist, wird sich in der Nacht sicherlich durchgraben, wenn auch nicht durch den Keilverschluß, so doch neben demselben.

Das Dachsgraben ist eine zwar anstrengende aber ungemein aufregende und so sehr durch verschiedene Vorkommnisse gewürzte weidmännische Thätigkeit, daß sie in den meisten Fällen die Beteiligten in helle Aufregung versetzt und zu einem Eifer hinreißt, den sich niemand vorstellen kann, wenn er nicht in Wirklichkeit daran teilgenommen hat. Doch soll man sich von der begreiflichen Jagdlust nicht so weit hinreißen lassen, die nötige Vor- und Umsicht zu vergessen. So kann der Fall eintreten, daß zwei Dachse in einem Baue stecken, und während man dem aus der Wanne (dem Einschlag) herausgezogenen in der Aufregung alle Aufmerksamkeit zuwendet, der zweite Dachs sich zu salvieren sucht, denn in solchen Dingen ist der sonst langweilige Patron verflucht flink.

Man wird daher immer vorsichtshalber einen flinken und sicheren Schützen an der Wanne und am Baue schußfertig stehen lassen, um unvorherzusehenden Fällen gewachsen zu sein.

Wenn man mit dem Durchschlag glücklich zwischen Hund und Dachs hinabgekommen ist, so ist die erste Arbeit, den Hund aus der Röhre und dem Einschlag herauszunehmen, während ein Teilnehmer schußbereit am Einschlag steht. Schließlich entfernt sich alles aus dem Einschlag und der Schütze ist gewärtig, ob der Dachs nicht zum Vorschein kommt, worauf er ihn mit einem wohlgezielten Schusse auf den Kopf zu strecken sucht.

Wie ich übrigens schon erwähnt habe, gibt es Baustatten, die man ob ihrer Beschaffenheit nicht graben kann, z. B. an steilen Hängen oder in felsigem Boden, — ferner Baue, die man ihrer Erhaltung wegen nicht graben will. Bewohnt nun ein oder ein paar Dachse einen solchen Bau, so kann man sich dadurch helfen, daß man den Dachs in der Nacht herauszusperren sucht und ihn zwingt, etwa in Fluchtröhren oder leichteren Bauen Zuflucht zu suchen. Man hat dabei folgendermaßen zu verfahren. Um Mitternacht, wenn der Dachs den Bau verlassen hat, steckt man am Baue Feuer an und verkeilt die Röhre mit Strauchwerk, oder man steckt an die Einfahrt der Röhre ein Stück weißes Papier leicht sichtbar, an ein Stäbchen eingeklemmt, in den Boden — oder noch besser einen mit Petroleum getränkten Lappen. Diese Vorkehrungen werden den des Morgens zum Baue zurückwechselnden Dachs vom Einfahren abhalten und zwingen, anderswo Unterkunft zu suchen. Aufgabe des Jägers ist es dann, den Versteck des Dachses mit einem guten Hunde ausfindig zu machen, was nicht so schwer ist, als man sich etwa vorstellt. Doch halte ich in schwierigen Baustatten den Fang des Dachses mit dem Tellereisen immer für die bessere Fangmethode und damit bin ich nun beim Fange angekommen.

Fang. ad 3) Der Fang des Dachses kann bethätigt werden mittelst gelegter Eisen, wie: Berlinereisen, deutscher Schwanenhals, Tellereisen, ferner mit Webers Raubtierfalle, mit Schlagbäumen und Raubtierschlag, schließlich auch mit der Dachshaube.

Ich habe Beschreibung und Einrichtung der Eisen beim Fuchse schon genau erwähnt, habe also dies hier nicht mehr zu wiederholen und kann mich kürzer fassen.

Die Schwanenhälse eignen sich beim Fange des Dachses weniger gut, man kommt mit den Teller- oder Tritteisen am Baue besser zurecht, weil es der kleineren Bügelspannung halber leichter in der Einfahrtsröhre zu verwenden ist.

Das Eisen auf den Dachs wird nicht auf Abzug mit Köder gestellt wie beim Fuchse, sondern stets nur auf den Tritt. Wittrungen u. dergl. sind nicht nötig und daher die Arbeit viel einfacher. Doch gehört immer eine gewisse Vorsicht und Akkuratesse zum Fange.

Zum Dachsfange ist das Universaltellereisen Nr. 11a das geeignetste. Man kann das Eisen in die Einfahrtsröhre oder in Entfernung von 30—40 Schritte vom Baue auf den Paß legen; ersteren Platz halte ich für den sicherern.

Zunächst reibt man als Verwittrung das Eisen mit Blättern oder Tannennadeln der nächsten Umgebung gut ab, das genügt vollständig. Das Eisen muß mit einer 1$^1/_2$—3 m langen Kette versehen sein, die ein paar Wirbel hat, und welche an einem Baumstamm in der Nähe oder in Ermangelung dessen an einem fest eingeschlagenen Pfahl so befestigt ist, daß der gefangene Dachs mit demselben wohl noch in die Röhre kommen kann, aber nur so weit, daß man ihn bequem herausziehen kann, ohne zu befürchten, den Dachs vom Eisen loszureißen. Manche Röhre bildet bald eine Biegung, über dieselbe hinein darf der Dachs mit dem Eisen nicht gelangen können.

Hat ein Bau mehrere Röhren, muß man sich vergewissern, welche Röhre der Dachs als Ausfahrtsröhre gewöhnlich benutzt, was man leicht erkennen kann, besonders wenn man sich durch Vorstellen von Schmellengrashalmen zuerst versichert hat.

Die andern Röhren sind gut zu verkeilen und das Eisen in die Ausfahrtsröhre zu betten. Hat man ein paar Eisen zur Verfügung, kann man an zwei Ausfahrten dieselben stellen. Die Verkeilung der andern Röhren kann man noch verstärken, indem man mit Petroleum getränkte Lappen unter die Verkeilung steckt.

Vor der Ausfahrtsröhre schneidet man das Lager für das Tellereisen und die Kette so aus, daß der Dachs keinenfalls neben dem Eisen vorbeikommen kann, sondern bestimmt über dasselbe treten muß. Ist die Ausfahrt so weit, daß das Eisen zur Deckung derselben nicht ausreicht, muß durch Einschlagen von Pfählen oder Einrammen von Steinen die Öffnung entsprechend verengt werden. Das Eisen selbst ist so zu legen, daß die Stellung nach außen zu liegen kommt. Unter das Eisen müssen feste Steine oder Teile von Ziegelplatten als feste Unterlage gelegt werden, das Teller selbst erhalte eine gute Unterfütterung mit Moos oder weichem Sande und außerdem sind Bügel und die ganze Stellung mit Moos oder Sand leicht aber gut auszufüttern.

Hierauf bedecke man das Eisen 1 cm hoch mit dem ausgehobenen Materiale, aus welchem zuvor Holzstückchen, Steinchen ꝛc. zu entfernen sind, daß sie sich nicht zwischen die Bügel einklemmen. War der Eingang mit Laub überdeckt, so empfiehlt sich's, solches leicht auch über das Eisen zu legen. Zuletzt werden die Sicherungshaken auswärtsgedreht und das Eisen steht fängisch. Bevor man den Bau verläßt, ist alles sauber zu entfernen und der Platz sowie die eigene Spur zu verkehren — je natürlicher die ganze Umgebung erscheint, desto sicherer der Fang.

Ein junger Dachs kann schon am ersten Tag im Eisen sein, aber ein alter, vorsichtiger Schlaumeier wird selten am ersten Tage eingehen, es steht oft zwei bis drei und mehr Tage an, bis er durch Hunger getrieben die Vorsicht hintansetzt und sich fängt.

Will man den Dachs auf dem Passe und nicht am Baue fangen, dann ist an passender Stelle das Eisen zu legen und der Paß durch Einschlagen von Pfählen auf beiden Seiten so zu verrammeln, daß der Dachs nicht ausweichen kann, sondern über das Eisen im Passe treten muß.

Die übrigen Fangvorrichtungen, wie Raubtierschläge und andere Fallen, habe ich beim Fuchse schon beschrieben. Mit unsern guten und einfachen Eisen kommt man immer mit weniger Mühe und Umständlichkeit durch. Mehr oder weniger sind die andern Fangmethoden veraltet und werden ebenso selten angewendet, als der Fang mit der Dachshaube.

Ich will jedoch der Vollständigkeit halber die Dachshaube kurz schildern. Die Dachshaube ist ein um einen Ring an der Spitze gestricktes Maschennetz — Sacknetz —, welches etwa 1$^1/_2$—2 m lang ist und Ähnlichkeit mit einem Fischreusen hat. Dachshaube.

Dieselbe soll gelegt werden, wenn der Dachs ausgefahren ist, also ungefähr um Mitternacht, so daß er bei der Morgeneinfahrt sich fängt. Zu diesem Zwecke steckt man das Netz, so lang es ist,

mit dem Ringe voran in die Röhre und bindet die am weiteren Ende des Sackes verlängerte Schnur an einem Baumstamme oder eingerammten Pfahle fest. Fährt nun der Dachs ein und drückt am Netz, zieht die am Ende befindliche Leine den Sack hinter dem Dachse zusammen und Meister Grimbart ist gefangen. Da aber der Dachs, wenn er vertraut zum Baue trabt, an dem Netze Anstand nehmen könnte, so wird die Wirkung dadurch verstärkt, daß man den Dachs im Walde mit Hunden aufsucht und hetzt und ihn auf diese Weise zu unüberlegter Flucht nach der Röhre veranlaßt. Es ist dies eine Kombination zu dem früher beliebten Hetzen mit Hunden in der Nacht; was aber heutzutage niemand mehr ausführen wird, dem die Ruhe im Revier in anbetracht anderer Wildgattungen erwünscht ist. —

Ich habe somit die gebräuchlichen Jagd- und Fangarten beschrieben und möchte nochmals zum Schlusse anfügen, daß der Dachs kein solches Raubtier ist, das zu stark zu verfolgen wäre; eine gewisse Hege ist angezeigt, denn sie bringt in die Ausübung des Weidwerkes eine sehr erwünschte Abwechselung wenn auch der Wert des Dachses jetzt nicht mehr so hoch ist wie früher, so bietet er uns doch manches, was keine andere Spezies reicht. — Damit bin ich bei der Nutzung angelangt.

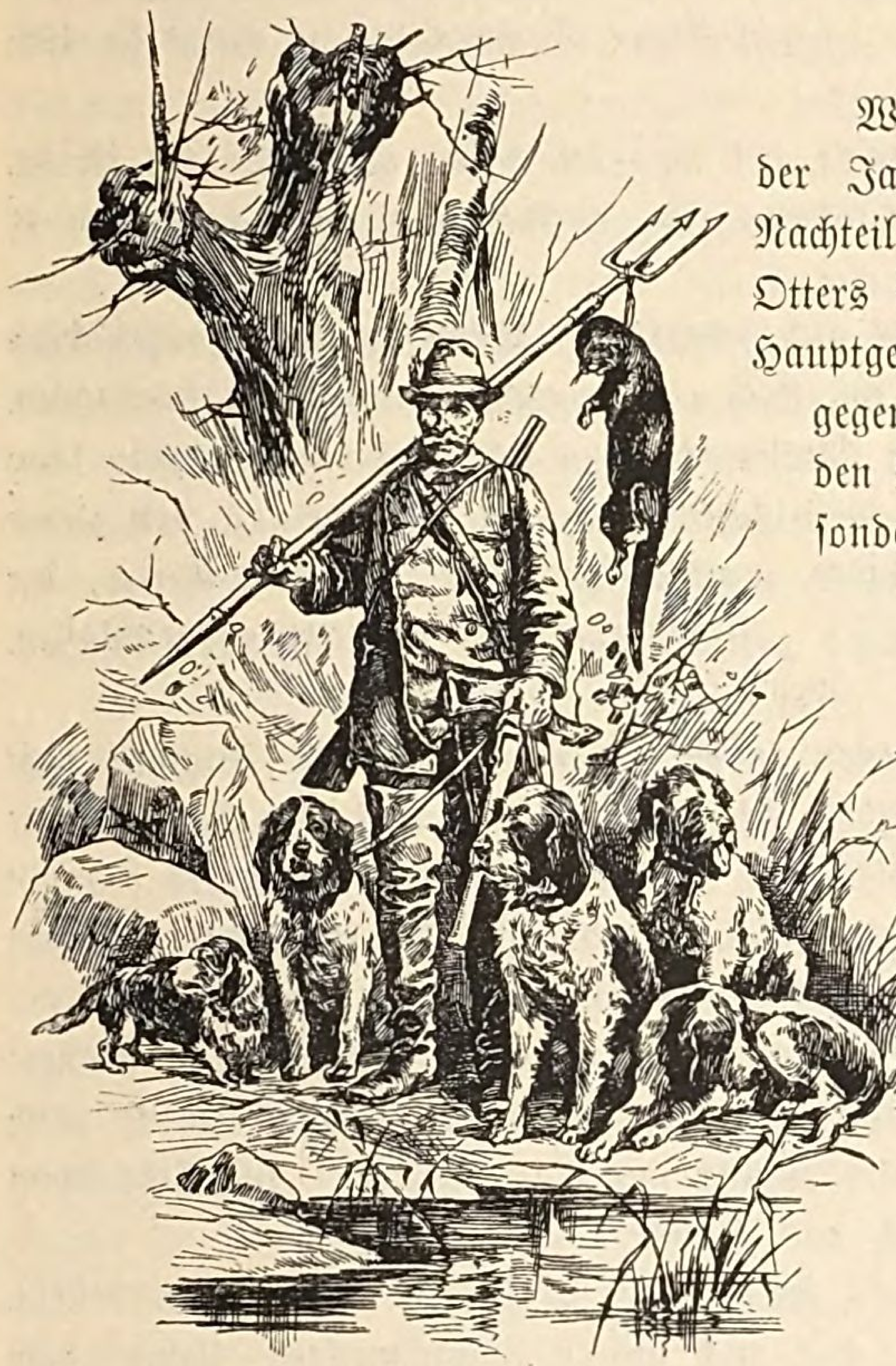
Nutzung. Abgesehen von der Schwarte, ist das Wildbret des Dachses nicht schlecht und wenn auch die meisten Menschen, ohne Grund, davon nicht genießen mögen, gibt es doch viele, welche einen geräucherten Dachsschinken als besondern Leckerbissen betrachten.

Das Dachsfett wird aber sehr gesucht; es gibt ein vorzügliches Mittel zum Schmieren von Schuhwerk und Lederzeug und wird auch sehr häufig als Medikament gegen manche Krankheiten, ob mit Recht, will ich dahingestellt sein lassen, angewendet.

Die Schwarte, wenn sie auch nicht mehr in der oben angedeuteten Weise Verwendung findet, dient doch zu verschiedenen Zwecken. Es werden daraus Überzüge von Reisekoffern, Militärtornistern, Jagdtaschen u. dergl., die sehr dauerhaft sind, gemacht. Ferner dienen die Haare zu Bürsten, Maler-, Rasier- und andern Pinseln, so daß es sich immer lohnt, die Schwarte sorgfältig zu präparieren.

Das endgültige Totschlagen des Dachses vollzieht man am besten durch ein paar kräftige Schläge mit einem Knüppel über die Nase. Zerwirken, Aufbrechen und Zerlegen wird in derselben Weise vollzogen, wie es beim Wildschwein geschildert ist.

Nach dem Abschwarten nagelt man die Schwarte gut ausgespannt, mit den Haaren nach innen, auf ein breites Brett oder sonstigen Laden, bestreicht die rohe Seite mit einer Mischung von Salz und Holzasche und läßt sie so gut trocknen.



3. Der Otter.

Wir haben es hier mit einem bösen Räuber zu thun, der der Jagd zwar weniger, der Fischerei aber um so größeren Nachteil bringt. Die Verfolgung, ja möglichste Ausrottung des Otters ist für den Jäger eine um so ernstere Pflicht, da der Hauptgeschädigte, der Fischer, insofern diesem Schädlinge machtlos gegenübersteht, als in den meisten Staaten die Jagd auf den Otter nicht in das Bereich des Fischereiberechtigten zählt, sondern der Jägerei überlassen ist.

Naturgeschichtliches.

In der 4. Ordnung: Raubtiere — carnivora, nehmen die Marder — mustelidae, die 5. Familie ein und deren 5. Sippe bilden die Otter — Lutra.

Wir haben uns nur mit dem Fischotter zu befassen.

Der Fischotter — Lutra vulgaris, auch Fluß-, Landotter, Fischmarder genannt, ist die einzige Art, welche Europa bewohnt. Seine Länge beträgt inkl. der Rute bis zu 1,20 m, seine Höhe 28—30 cm und sein Gewicht durchschnittlich 15 Kilo. Diese Bestimmungen wechseln natürlich je nach Alter und Stärke des einzelnen Exemplars. Die Zahnformel lautet: $\frac{1 \cdot 1 \cdot 3}{1 \cdot 1 \cdot 3} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6}{6} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{3 \cdot 1 \cdot 1}{3 \cdot 1 \cdot 1} = 36$ Zähne. Der Kopf des Otters ist länglichrund, die Schnauze abgerundet, das Auge klein, aber lebhaft, das kurze, abgerundete, durch eine Hautfalte verschließbare Ohr ist fast ganz im Pelze versteckt, der Leib schlank, hat sehr kurze Läufe, deren Zehen durch bis zu den Nägeln vorgezogene Schwimmhäute miteinander verbunden werden und mit der ganzen Sohle auftreten. Der Pelz ist kurz anliegend, dicht, derb und glänzend, von dunkelbrauner Farbe mit einem Schimmer ins Graue; manchmal trifft man heller gefärbte, ja sogar auch gesprenkelte Ottern an.

Weidmännische Bezeichnungen.

Der männliche Otter heißt Otter, auch Rüde, der weibliche — Otterin, auch Fähe; er hat — Lauscher, nicht Ohren, — Seher, nicht Augen, — fett, nicht feist, — Fänge, nicht Eckzähne, sämtliche Zähne heißen — Gebiß; seine Vorder- und Hinterläufe nennt man auch — Schwimmer; der Schwanz heißt — Rute, die Haut — Balg; der weibliche Geschlechtsteil — Nuß; der Otter bewohnt einen — Bau, er — fischt, geht über Land, steigt ins Wasser, er fällt oder fährt ins Wasser; der Platz, wo er aus- und einsteigt, heißt — Ausstieg, Einstieg; der Laut, den er von sich gibt, heißt — Pfiff, er — pfeift; die Begattung wird — Ranzen genannt, er — ranzt, Ranzzeit; die Otterin — bringt Junge; das Fleisch heißt — Wildbret; der Otter wird — totgeschlagen, gestreift, aufgebrochen, ausgeweidet und zerlegt.

Verbreitung und Aufenthalt.

Der Fischotter bewohnt ganz Europa, den größten Teil von Nord- und Mittelasien, scheint aber in den Polarländern nicht weit nach Norden zu gehen, obwohl er einzeln in Lappland noch lebt. Bei uns, sowie in Südeuropa kommt er in allen Nahrung bietenden Gewässern vor, wie Flüssen, Bächen, Seen und auch ohne Unterschied selbst in stark bevölkerten Gebieten.

Waldige Ufer von Flüssen mit zerrissenen Gestaden, Bäche, welche durch Moore fließen, Mühlwehren u. dergl. sind seine liebsten Aufenthaltsorte, sofern die Gewässer mit Fischen gut besetzt sind und unter diesen liebt er immerhin die edleren Fischsorten mehr. Gewöhnlich hält er sich in Bauen, überhängenden Gestaden, unter rauhen Baumwurzeln, welche ins Wasserr reichen, auf. Der Bau, dessen Mündung gewöhnlich unter der Wasserfläche liegt, hat verschiedene Länge, führt aufwärts zum Kessel, welcher gut ausgepolstert mit trockenem Gras den Wohnraum bildet. In der Regel geht eine zweite

Röhre vom Kessel hinweg, welche gewissermaßen als Luftröhre dient und über dem Wasserspiegel ausmündet. Zur Not trifft man ihn auch hin und wieder in verlassenen Fuchsbauen an, wenn sie ihm günstig liegen.

Alter und Lebensweise.

Das Alter, welches ein Fischotter erreichen kann, wird auf 15—16 Jahre geschätzt. Es ist da, wie bei andern Tieren und wie ich schon wiederholt erwähnte, eine Bestimmung meist nur nach in Gefangenschaft lebenden Exemplaren möglich.

Die Lebensweise des Otters ist eine sehr bewegte und unruhige. Wenn er auch hauptsächlich bloß des Nachts seinem Raube nachgeht, so kann man ihn doch auch manchmal untertags beobachten. Nicht selten liegt er auf Brücken, Balken, Steinen, am Wasserufer, um sich zu sonnen, ebenso kann man ihn auf dem Lande untertags antreffen und zwar wahrscheinlich auf der Wanderung von einem Flußgebiete zum andern. Da aber der Otter ein gefräßiges, mordgieriges Tier, wie sein Vetter, der Marder, ist, und er heißt ja selbst in manchen Gegenden — „Fischmarder“, so ist nicht ausgeschlossen, daß er auch untertags teilweise dem Raube nachgeht.

Der Otter legt bei seinen Raubzügen große Strecken zurück, fischt oft mehrere Stunden weit flußaufwärts, kommt aber in der Regel wieder auf seinen Standort zurück. Auf dem Lande ist er unbehilflich, hat schlechten Gang, dagegen ist das Wasser sein Element und hier bewegt er sich mit einer Gewandtheit und Beständigkeit gleich einem Aal, die staunenswert ist. Er schwimmt auf dem Bauche, auf dem Rücken, auf der Seite, wie's ihm gerade paßt und nötig ist, und sein ganzer Körper zeigt sich dabei ungemein biegsam und elastisch. Selbst ohne Atem zu holen schwimmt er größere Strecken unter Wasser, taucht nur mit der Schnauze auf, um Atem zu holen, und ist ebenso rasch wieder und lautlos verschwunden. Manchmal hört man im Wasser nur einen Plätscher und sieht dann die Ringe und einige Luftblasen, wo er untergetaucht hat, das ist alles.

Nahrung.

Es ist wohl selbstverständlich, daß die Hauptnahrung des Otters in Fischen und Krebsen besteht. Forellen, Karpfen, überhaupt edlere Fischsorten sind ihm, wie auch unsern Feinschmeckern, lieber, doch verschmäht er deshalb andere gemeine Sorten nicht. — Man hat übrigens thatsächliche Beweise, daß der Otter auch Geflügel raubt, namentlich Enten, die stets am Wasser sind, daß er sie greift und rasch damit untertaucht. Zur Not nimmt er auch mit Wasserratten, Fröschen und andern Amphibien vorlieb. Man sagt, daß der Otter täglich 2—3 Pfund Fische verzehre.

Diezel glaubt, daß der Otter auch Gelege von verschiedenem Geflügel ausraube, wenigstens will er in der Otterlosung, die gewöhnlich aus Fischgräten, Krebsschalen 2c. besteht und sehr thranig und übel riecht, Reste von Eierschalen gefunden haben; ich schließe mich dieser Anschauung aus eigener Erfahrung an und glaube, daß der Otter für am Wasser brütendes Geflügel ein böser Nest- und Eierdieb sei.

Man behauptet, der Otter fische meistens Wasser aufwärts — kleinere Fische verzehrt er im Schwimmen, mit größeren schwimmt er Wasser abwärts, steigt dann aus und verzehrt sie teilweise oder ganz am Lande. Wie der Marder raubt der Otter nicht immer, um bloß seinen Hunger zu stillen, sondern auch aus reiner Mordlust. Gefangene Fische verzehrt er oft nur teilweise, läßt den Rest liegen und fängt wieder andere.

Auch unter dem Eise fischt der Otter ebenso sicher, wie im offenen Wasser, dabei benutzt er offene Wasserstellen, Luftlöcher im Eise zum Einsteigen und weiß auch solche zum Aussteigen wieder zu finden. Herr Hubert Vogler, Fabrikbesitzer zu Ravensburg in Württemberg, hat im Laufe dieses Jahres eine Schrift herausgegeben, „Die Otterjagd mit Hunden“ betitelt, in welcher er anführt, daß der Otter runde Löcher ins Eis selbst mache, um ins Wasser zu gelangen. Bewußte Schrift, sehr hübsch illustriert, ist das beste, was wir in dieser Sache besitzen. Sie gründet sich auf reiche praktische Erfahrungen, die der eifrige und rüstige Otterjäger in langjähriger Praxis gesammelt hat; ich werde zu wiederholtenmalen auf dieses Werk zurückkommen.

Herr Vogler erwähnt, daß der Otter ständig wandert, ja daß in kleineren Flüssen und Bächen oft wochen- und monatelang keine Spur von ihm zu finden ist; plötzlich aber ist er wieder da, man spürt ihn, aber ehe man sich's versieht, ist er auch schon wieder verschwunden. Er macht so seine Tournees oder Rundreisen, von denen er zu einer bestimmten Zeit wieder in die alten Gewässer zurückkehrt. Ein aufmerksamer Beobachter kann die Rückkunft eines und desselben Otters, bei gleichmäßigen

Wasserverhältnissen, sogar auf den Tag hin zum voraus bestimmen. Herr Vogler führt als Beweis hiefür an, daß ein erfahrener Jäger, Fallensteller und Fischer aus seiner Gegend, der klaren Verstand und scharfe Beobachtungsgabe besitzt, sich Notizen darüber machte, wenn ein Otter die Ache hinauf gewechselt sei, und aus diesen Notizen hat er dann ganz genau die Nacht angegeben, in welcher der Otter wieder herunter kam und zwar mit der bezeichnenden Bemerkung: „natürlich wenn er unterwegs nicht verunglückt oder wenn kein Hochwasser eintritt". Anfangs glaubte Herr Vogler, der Mann wolle ihm einen „Bären" aufbinden, im Laufe der Zeit hat er sich aber von der Richtigkeit der Behauptung überzeugt und selten hat die Berechnung um einen oder zwei Tage differiert.

Hindernisse, wie Wehre, Wasserfälle 2c. umgeht der Otter stets zu Lande, klettert nicht darüber, dagegen wenn Stangen oder Balken quer über das Wasser liegen, schwimmt er nicht darunter durch, wenn er auch Platz genug hätte, sondern steigt darüber hinweg oder umgeht sie auf dem Lande. Unter Berücksichtigung dieser Gewohnheit wurden des öftern Otter mittelst Legbüchsen oder in Fallen gefangen.

Während des nächtlichen Fischens pfeift der Otter öfter sehr scharf und weithin hörbar, besonders zur Ranzzeit oder wenn mehrere Otter beisammen sind. Es ist dies wohl der einzige Laut, den man vom Otter vernimmt, doch soll er, wenn er sich recht behaglich fühlt und im warmen Sande am Ufer wälzt, eine Art leises Lachen von sich geben und ferner in der höchsten Wut, im Kampfe oder bei heftigem Schmerze einen scharf kreischenden Ton ausstoßen.

Ich habe schon erwähnt, daß der Otter über Land geht. Vor ein paar Jahren hatten wir Gelegenheit, in einem Waldtriebe, ungefähr eine halbe Stunde von der Glonn weg, einen Otter zu erlegen. Herr Vogler erzählt, daß der Otter sogar über hohe Bergrücken und Gebirgspässe wandere und gibt hiefür Beispiele. Auch bei Schnee scheut er sich nicht zu wandern, wobei seine Spur furchenartig im Schnee zu sehen ist, da er sehr niedrig auf den Läufen steht.

Fischreiche Teiche, z. B. Karpfenteiche, wenn ein Otter angenommen hat, werden total ausgefischt, ebenso unsere kleinen Forellenbäche, die er auf Jahre hinaus ganz ruinieren kann.

Bei dem weiten Umfange seiner Streifzüge, bei seiner Gewandtheit und Mordlust ist es nun sehr natürlich, daß der Otter ein starker Schädling der Fischwasser ist und deshalb sind auch in fast allen Staaten Prämien auf dessen Erlegung ausgesetzt. In früheren Zeiten und auch noch heutzutage ist in manchen Staaten die Otterjagd auch teilweise oder ganz der Fischerei überlassen. Doch hat man die Erfahrung gemacht, daß die Freigabe der Otterjagd nicht immer bloß zum Vorteile der Fischerei dient, sondern auch sehr häufig zum Nachteile der Jagd und des Wildes ausartet, denn unter der Firma, den Otter zu jagen und wäre es selbst auch nur ohne Anwendung von Schußwaffen, sind alle möglichen Allotria im Walde angestellt worden, so daß sich sehr viele Streitigkeiten zwischen Jäger und Fischer entsponnen haben.

Von seiten der Fischereivereine wurde z. B. bei uns in Bayern angestrebt, den Fischern den Fang des Otters, resp. die Jagd auf den Otter ohne Anwendung von Schußwaffen freizugeben — aber unsere Jagdschutzvereine haben sich, leicht begreiflicher Weise, dieser Freigabe sehr entgegengestellt, da in verschiedener Beziehung dadurch die Jagd und die Ausübung der Jagd gestört würde.

Unsere Jagdschutzvereine haben jedoch ebenso wie Staat und Fischereivereine zur Aneiferung zur Jagd auf den Otter Prämien ausgesetzt und streben durch reichlichere Vertilgung der Otter von seiten der Jäger an, dadurch den Fischereibesitzern den Vorwand wegzunehmen.

Gerade aus diesem Grunde ist es aber auch Sache der Jäger, und besonders der Berufsjäger, dem Otter nach Kräften auf den Leib zu gehen, um das größere Übel zu verhüten.

Mit einer Prämie von 5—6 Mark, dann der Verwertung des erlegten Otters, kann sich auch der Jäger für seine oft nicht geringe Mühe schadlos halten.

Über die Ranzzeit des Otters sind die Gelehrten nicht ganz einig. Da nun bei allen Marderarten ungefähr im Februar der Begattungstrieb sich einstellt, und man um diese Zeit während der Nächte die Otter vielfach pfeifen hört, die meisten jungen Otter aber im April und Mai gefunden werden, so war man geneigt, den Beginn der Ranzzeit auch beim Otter in den Monat Februar verlegen zu müssen. Nun werden aber fast zu jeder Zeit des Jahres junge Fischotter gefunden und so kam man zu der Ansicht, daß der Otter keine bestimmte Ranzzeit habe. Für diese Anschauung spricht noch ferner, daß Fortpflanzung.

der Otter das ganze Jahr über gut bei Leibe und sein Balg das ganze Jahr über gleich gut ist, während bei andern Tiergattungen mit bestimmter Begattungszeit der Fortpflanzungstrieb sich einstellt, wenn der Kulminationspunkt der Feistzeit erreicht ist.

Dietrich v. d. Winckell bemerkt schon: „die gewöhnliche und wahre Ranzzeit fällt in den Monat Februar; doch muß der Begattungstrieb aus besondern, unbestimmbaren Gründen zuweilen auch im Sommer und Herbst erwachen, da man nach verschiedenen Beobachtungen im August und Dezember Junge gefunden hat.“ Dr. Brehm gibt keine bestimmte Ranzzeit an, „weil man in jedem Monat des Jahres junge Ottern antreffe“; Corneli erzählt in seiner Schrift über den Otter, er habe auch im Monat September blinde Junge gefunden und will daraus schließen, daß eine doppelte, aber bestimmte Ranzzeit bestehe, nämlich einmal im Monat Februar und März und das anderemal Ende Juli.

Da nun letztere Ansicht mit der Bemerkung über Feistzeit und Güte des Balges nichts gemein hat, so möchte wohl die Ansicht des Herrn Vogler die richtige sein, wenn er schreibt: „Eine bestimmte Ranzzeit hat der Otter nicht; man findet zu jeder Jahreszeit blinde Junge. Mitten im Winter habe ich z. B. am 9. Januar 1893 in einem fürstlich Wolfegg'schen Reviere vier Junge gegraben, welche höchstens 4—5 Wochen alt waren; ebenso am 12. Dezember 1893 zwei junge noch blinde Otterchen im Revier Weißenau. Die meisten jungen Otter wurden im April und Mai gefunden, so daß anzunehmen ist, daß die Hauptranzzeit, wenn man so sagen darf, in die Monate Februar und März fällt.

Diese Auslassung stimmt nun mit der Ansicht Winckells überein, der die „wahre“ Ranzzeit in den Februar verlegt, dagegen dürfte Cornelis Ansicht über eine zweite, bestimmte Ranzzeit widerlegt sein und wollen wir uns der Ansicht Voglers anschließen, daß der Otter eine bestimmte Ranzzeit nicht einhalte.

Der ausgewachsene Otter lebt gewöhnlich einzeln. Einer ranzenden Fähe ziehen oft mehrere Rüden nach, wobei nicht selten auch Kämpfe unter den Rivalen entstehen. Im Baue trifft man selten mehrere alte Otter beisammen, selbst nicht einmal in der Ranzzeit. Die Begattung findet wohl in der Nacht oder in früher Morgenstunde statt.

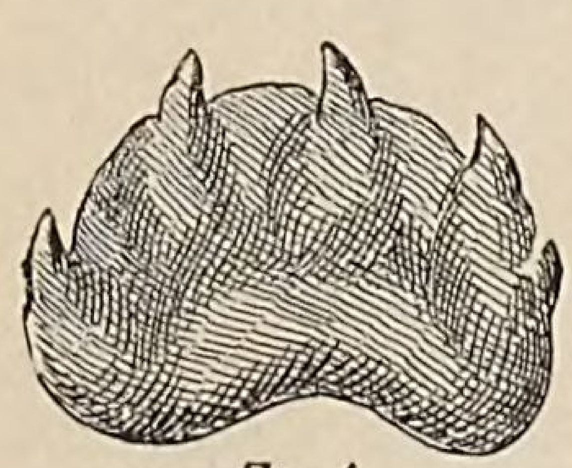


Fig. 1

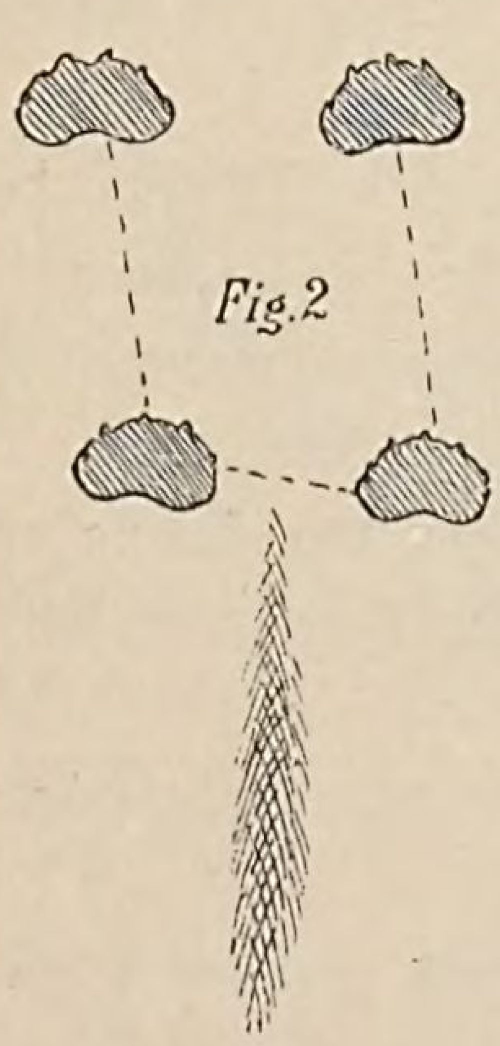


Fig. 2

Als Seltenheit erwähnt Herr Vogler, daß ihm ein Fall bekannt wurde, in welchem ein Rüde die in einem Eisen hängende Fähe geranzt habe, trotzdem Leute in unmittelbare Nähe kamen.

Die Otterin trägt 9 Wochen und bringt dann im dichtesten Gestrüpp, an einsamen, verborgenen Orten oder in Uferhöhlungen 2—4 blinde Junge, welche nach 9—10 Tagen sehen. Ungefähr 8 Wochen werden die Jungen gesäugt, dann zieht die Mutter mit ihnen aus, um sie an andere Nahrung zu gewöhnen, welche aus Fröschen, Krebsen, Fischen ꝛc. besteht. Die Jungen gehen anfangs nicht gerne ins Wasser, weshalb sie die fischende Mutter am Ufer entlang begleiten.

Gegen Feinde verteidigt die Otterin ihre Jungen mit verzweifeltem Mut, und so scheu und furchtsam der Otter auch ist, im Kampfe zeigt er sich mutvoll, kräftig und gefährlich, denn seine Bisse mit den scharfen Fängen geben böse Verwundungen. Man nimmt an, daß junge Otter im zweiten Jahre ausgewachsen und fortpflanzungsfähig sind.

Junge Otter lassen sich leicht zähmen und werden recht possierliche Tiere. Man hat der Beispiele gar viele, daß gezähmte Otter sogar zum Fischen abgerichtet wurden und dabei herrliche Dienste leisteten. Erst vor ungefähr einem Jahre veröffentlichte ich einen derartigen Bericht, der mir durch einen langjährigen Mitarbeiter in Holland eingesendet wurde, über einen gezähmten Otter, welcher Bericht auf Thatsachen beruht.

Spur. Die Spur des Otters unterscheidet sich wesentlich von jener andern Wildes, indem die Abdrücke der fünf Zehen, welche eine ovale nach vorne zugespitzte Form mit scharfen Klauen zeigen, in welchem Grunde auch die Abdrücke der Schwimmhäute geben. Der Ballen ist nicht rund wie beim Fuchse, sondern nach innen herzförmig. Im Schnee macht der Otter infolge seiner niedrigen Bauart, wie schon erwähnt, eine Art Furche oder Geschleppe, in dem man auch das stückweise Nachziehen der Rute bemerken kann.

Die Jagd auf den Otter wird verschiedentlich ausgeübt; ich kann aber nur drei Hauptarten bezeichnen, nämlich 1) Ansitz, 2) Jagd mit Hunden und 3) den Fang. Jagd.

1) Der Ansitz. Ich habe schon erwähnt, daß der Otter ein höchst unstäter Geselle sei, der große Wanderungen unternimmt, heute auftaucht und rasch wieder verschwunden ist, um dann etwa nach Verlauf einiger Tage wiederum zu erscheinen, aber dann wieder längere Zeit ganz verschwindet. In anbetracht dieser Umstände ist der Ansitz oder Anstand auf den Otter eine unsichere, zeitraubende und mühsame Arbeit, die sich insoferne weniger lohnt, als man durch Legen von Eisen mit weit weniger Zeitaufwand und Mühe besser zurechtkommt.

Der von Herrn Vogler gegebene Wink, daß nämlich der Otter in bestimmtem Intervallen wieder zurückkomme, wenn er flußaufwärts gefischt hat, möchte einen bestimmten Anhaltspunkt bieten.

Wenn man nun sichere Anhaltspunkte hat, daß der Otter sich an einem Gewässer herumtreibt, Anhaltspunkte als da sind: frische Spur, frische Losung, frische halbverzehrte Fische 2c., so möchte sich's schon lohnen, einige Nächte dem Ansitze zu opfern. Am besten eignen sich mondhelle Nächte. Es ist nicht schwer, am Ufer die Ausstiegstellen des Otters auszukundschaften. Hat man nun bevorzugte Stellen gefunden, so muß man die Windrichtung ins Auge fassen und die Richtung, von welcher der Otter mit Wahrscheinlichkeit herwechselt.

Besondere Vorrichtungen sind zum Ansitze nicht nötig, doch mag es selbstverständlich sein, daß man sich nach gehöriger Deckung umsieht. Bei der Otterjagd ist stets zu empfehlen, einen kräftigen Stock oder Knüppel mit sich zu führen, denn nicht immer gelingt es, den Otter mit dem Schusse so zu treffen, daß er sofort verendet; meistens ist ein kräftiger Schlag auf die Schnauze oder den Hinterkopf sehr vonnöten, denn der noch wehrfähige Otter beißt wie der Satan um sich.

Bei dem Ansitze resp. beim Schusse auf den Otter soll man sehr vorsichtig sein; wenn möglich, soll man nicht auf den schwimmenden Otter ins Wasser schießen, weil das Treffen sehr klein ist und selbst wenn der Schuß tödlich sein sollte, der Otter sofort untergeht und dadurch meist verloren geht. Man lasse also, wenn immer möglich, den Otter gut und vollständig ans Land steigen und gebe den Schuß dann auf den Kopf oder das Blatt sicher ab, so daß das Stück womöglich am Platze bleibt. Andernfalls riskiert man, daß der angeschossene Otter zurück ins Wasser flüchtet und da, wie gesagt, verloren geht, selbst wenn man einen scharfen Hund zur Seite haben sollte.

Grobe Schrote, etwa 0 oder 1 nach der heutigen Skala, und ein gut deckendes Gewehr sind so selbstverständlich, daß ich darüber keine weiteren Worte mehr verlieren will.

Als Beispiel zu dem eben Gesagten will ich nur anführen, daß ich einstmals im Vereine mit zwei Freunden in einem Moose der hiesigen Gegend auf Moosschnepfen jagte. Da gingen wir in der Nähe eines mit Weidenstauden dicht umgebenen Baches einen Otter auf, der in eine Art Insel, welche die Weidenstauden bildeten, flüchtete. Sofort wechselte ich meine Patronen, wir umstellten den Platz und schickten unsere drei Vorstehhunde hinein, von denen der meinige sehr scharf aufs Raubzeug war. An der Stelle, wo ich stand, war der Bach sehr tief und etwa drei Meter breit, mir gegenüber hingen die Stauden und Wurzeln über das Ufer herab in den Bach hinein. In diesem Gestrüppe erschien der Otter und sofort gab ich auf die kurze Entfernung Feuer, ich sah und hörte nur den Platsch ins Wasser, welches sich auch vom Schweiße des getroffenen Otter etwas rötete, aber den Otter fanden wir trotz vieler Mühe und langen Suchens nicht mehr, obgleich das Wasser ganz klar war. Hier möchte ich erwähnen, daß Jester in seiner kleinen Jagd bei Gelegenheit des Schusses auf den Otter bemerkt, er verbeiße sich unter Wasser an Wurzeln u. dergl. Ich halte diese Ansicht ebenso für unwahrscheinlich, als die gleiche Annahme vielfach bei der Wildente Platz greift. Ich habe mich dorten schon über dieses Thema ausgesprochen und meine Ansicht geltend gemacht, die beim Otter nur um so größere Wahrscheinlichkeit finden dürfte.

2) Die Jagd mit Otterhunden. Ich kann unmöglich in diesem Werke die Verschiedenheit und Durchführung dieser Jagdart in ihrem ganzen Verlaufe und all' ihren Zufälligkeiten und Formen schildern, der mir zugewiesene Raum gestattet dies nicht, und so muß ich mich nur auf Hauptpunkte beschränken, verweise jedoch den freundlichen Leser, welcher sich für diese Jagdart besonders interessieren

sollte, auf die einschlägige Spezial-Litteratur, insbesondere auf das schon mehrfach erwähnte Werk meines sehr verehrten Freundes, Hubert Vogler in Ravensburg.

Dieser Autor beginnt seine Schrift mit folgenden Worten: „Keine Jagdart auf Raubzeug gibt es wohl, welche unlohnender sein kann, als die Suche nach Fischottern mit Hunden. Darunter verstehe ich aber nicht etwa das gelegentliche Nachsuchen auf frischer Spur oder das zufällige Auffinden eines oder mehrerer Otter durch einen Hund, was vielleicht jedem alten Jäger in seiner Praxis schon vorkam, sondern ich meine das systematische Absuchen ganzer Flußgebiete mit der Meute, d. h. mit eigens für diesen Zweck gezüchteten und dressierten Hunden.“

Die größte Schwierigkeit zu sicherem Erfolge liegt in dem unstäten Wesen des Otters, der heute da, morgen dort ist und in dem Umstande, daß der Otter stundenweit den Fluß abfischt und bald da, bald dort sich mit Tagesanbruch einlagert. Diese Unstätheit ist so groß, daß er, besonders bei den vielen kleineren Jagdbezirken unserer Gegenwart, durch zwei, drei Jagdgebiete hindurchgewechselt sein kann, und sonach die Folge dem Jäger Schwierigkeiten bereitet, wenn er an der Grenze seines Gebietes angekommen ist.

Es muß demnach der Otterjäger, welcher mit der Meute jagen will, schon im voraus sich versichert haben, daß er alle dem Flußgebiete entlang laufenden Jagdgebiete zu diesem Zwecke mit seiner Meute und seinen Gehilfen betreten darf.

In England ist die Jagd mit Meuten, in specie auch die Otterjagd mit Otterhundmeuten in größerem Schwunge und werden auch zu diesem Zwecke dorten verschiedene Ottermeuten gehalten. Bei dem Abschnitte über Otterhunde werde ich diesem Thema etwas näher treten.

Bei uns in Deutschland hat diese Art Jagd, wenn schon in etwas anderer Form, mehrfache Anwendung gefunden. Jedoch existiert bei uns mit Ausnahme einiger aus England importierter Otterhunde keine bestimmte Form solcher Hunde und auch keine größere Meute mehr. Vielfach gab sich Freiherr Cl. von Fürstenberg in Eresburg bei Niedermarsberg in Westfalen Mühe, zwei Formen von Otterhunden zu züchten, um sie in Deutschland zu verbreiten und einzubürgern — es waren dies eine größere, dem englischen Otterhunde ähnliche und eine kleinere, mehr dem rauhhaarigen Dachshunde nahekommende Form. Obgleich nun Freiherr von Fürstenberg durch Jahre hindurch mit diesen Hunden die Otterjagd systematisch betrieb, fand er doch die nötige Anerkennung nicht und gab sein Streben wieder auf.

In dem Jahrgange 1885/86 des Deutschen Jäger, Nr. 4—7, veröffentlichte ich verschiedene Aufsätze aus der Feder dieses Herrn über die Otterjagd mit Hunden.

Mit mehr Konsequenz und Ausdauer verfolgten die Brüder Ewald und Wilhelm Schmidt aus Schalksmühle in Westfalen den Betrieb der Otterjagd mit Hunden und gaben auch in Süddeutschland, gerade in der Gegend um Ravensburg und am Bodensee Gastrollen in diesem Sporte. Doch starb Ewald sehr bald und nun übt Wilhelm Schmidt die Jagd in seiner Heimat allein mit guten Erfolgen aus.

Später erwarb der Rittergutsbesitzer, Herr Sperber in Ensleben, eine englische Ottermeute von ca. zehn Koppeln, hinter welcher ich seinerzeit bei Hannover auch eine Otterjagd, wenn auch mit negativem Erfolge, mitmachte. Leider verstarb auch Herr Sperber sehr bald und die Meute ging in verschiedene Hände über. Einen Teil erwarb Herr Krupp in Essen, einen andern Herr Vogler in Ravensburg und auch Herr Förster Jäckel in Cunersdorf, welch' letzterer in der bayrischen Oberpfalz auf Anregung des Fischereivereines in Regensburg mehrere Jagden dort abhielt. Auch dieser Herr gab den Sport bald wieder auf und so befassen sich heutzutage meines Wissens nur mehr Herr W. Schmidt und Herr Fabrikant H. Vogler in Ravensburg mit Ausübung dieser Jagd in größerem Maßstabe. Beide Herren führen aber durchaus nicht gleichartige, einer bestimmten Rasse angehörige Hunde, sondern Hunde jeglicher Form und Rasse, welche eben Anlagen und Passion zur Otterjagd zeigen. Nach dieser kleinen Abschweifung gehe ich etwas näher auf die Art der Jagd selbst ein.

In verschiedenen Werken findet man bei Ausübung der Otterjagd die Ausrüstung des Otterjägers beschrieben, und hiebei spielt die Harpune eine große Rolle. Auch in Diezels Niederjagd ist dieser Waffe eine große Bedeutung beigelegt.

Herr Vogler nennt sie aber nur ein „respekteinflößendes Dekorationsstück", welches keinen besonderen praktischen Wert hat. Diese Harpunen oder Geren bestehen aus einem $1^1/_2$ Meter langen Schaft aus Eschenholz, der am untern Ende eine 25 Centimeter lange Stahlspitze trägt. Oben befindet sich eine Metallverschraubung, in welche eine dreizackige Gabel mit Widerhaken eingeschraubt wird, die scharf geschliffen, in einem Lederüberzug getragen wird. Dieser Wurfspieß soll nun als Stich- und Schleuderwaffe auf den Otter Anwendung finden. Herr Vogler schreibt aber — „heutzutage schießt man den Otter mit besserem Erfolge, denn mit der Harpune ist das Treffen des Otters eine so unsichere Arbeit, besonders unter Wasser, daß die Autoren, welche darüber berichten, wohl kaum jemals die Anwendung selbst mit angesehen haben; auch Diezel erzählt in seiner Niederjagd Seite 433 dieses Märchen."

Soweit der erfahrene Otterjäger Vogler — mir will die Geschichte einen ähnlichen Eindruck machen, als wenn man zum Fuchs- oder Dachsgraben statt des Gewehres diesen Spieß mitnehmen sollte. Doch findet er mehrfach mit der unteren Stahlspitze Anwendung, um den Otter aus dem Baue oder den Uferschlupfwinkeln herauszutreiben.

Außer dieser Harpune trägt der Otterjäger ein scharfes Beil, ähnlich jenem der Feuerwehrmänner, das zur Entfernung von Wurzeln und Gestrüpp am Uferrande gute Dienste leistet. Im übrigen ist der Otterjäger auch noch mit einigen Feuerwerkskörpern, wie „Schwärmer" und „Fröschen" versehen, welche zum Austreiben des Otters aus dem Baue und sonstiger Deckung recht gute Dienste leisten.

Das Prinzip bei dieser Jagdart ist, mittelst der Hunde den Otter im Baue oder am Wasser aufzuspüren und so lange zu verfolgen, bis er entweder die Beute der vorgestellten Schützen oder von den Hunden gehetzt und erwürgt wird. Welche Einzelnheiten, heitere und ernste Episoden bei dieser Jagd vorkommen, welche Mühen und Anstrengungen die Jäger manchmal durchzumachen haben, wie leicht aber manchmal auch das Ziel erreicht wird, das schildert uns in seinen Spezialwerken Herr Vogler sehr schön und mit vielem Humor.

3) Der Fang. Für den einzelnen schlichten Jäger ist der Fang des Otters eigentlich die Hauptjagdart, weil er hiezu weder große Apparate nötig, noch sich der besonderen Anstrengungen und Zeitverluste wie beim Ansitzen auszusetzen hat.

Ein gutes, entsprechendes Tellereisen sich anzuschaffen und dasselbe in gutem Stande zu erhalten, wird jedem Jäger möglich und in besonderen Fällen wird der Jagdbesitzer oder Jagdherr die nötigen Mittel gewähren.

Es gibt verschiedene Fangwerkzeuge und Vorrichtungen für den Otterfang, das beste und einfachste Werkzeug, das auch für anderes Raubwild in Gebrauch genommen werden kann, ist und bleibt immerhin das Tellereisen. Ihm zunächst dürfte die Otterstange zu empfehlen sein, während Schwanenhals, Weberſche Raubtierfalle, Otternklappfalle, Raubtierschlag schon größere Schwierigkeiten in Anschaffung und Handhabung bieten.

Das Tellereisen hat den Vorzug, daß es leicht zu transportieren ist und leicht allerorten Anwendung finden kann. Man hat aber darauf zu sehen, daß das Tellereisen recht kräftige Federn und die entsprechende Stärke hat, denn kein Raubtier kleinerer Art wütet so sehr im Eisen, als der Otter. Es ist auch besser, eher Tritteisen zu verwenden als Abzugseisen, denn die Ankirrung des Otters, dem es nicht leicht an Raub fehlt, hat seine Schwierigkeiten, um so mehr, als der Otter meist nur lebendigen Raub annimmt. Tellereisen.

Das Tellereisen kann nun am Lande oder im Wasser gelegt werden. Der Hauptfangplatz ist ein beliebter Ausstieg, der recht leicht am Ufer zu finden ist und in dessen Nähe, sobald der Otter sein Unwesen treibt, auch frische Losung gefunden wird. Ob nun das Eisen auf dem Lande oder im, d. h. unter Wasser gelegt werden soll, müssen die Wasser- resp. Grundverhältnisse ergeben. Das Legen unter Wasser hat den Vorzug, daß man keine besondern Vorkehrungen mit Einbetten, Einfüttern oder gar Verwittern zu treffen hat. Im Schleißheimer Moos legten wir stets an günstigen Stellen das Eisen unter Wasser und hatten damit ohne Verwittrung die besten Erfolge.

Beim Legen unter Wasser hat man darauf zu sehen, daß das Eisen eine feste und ebene Unterlage habe und falls der Grund schlammig oder sandig ist, kann man sich mit Einlegen von kräftigen Steinplatten oder Ziegelsteinen helfen. Das Wasser soll nie mehr als zwei Hand hoch über das Eisen

hinwegspülen. Gewöhnlich macht aber der Otter seine Ausstiege unmittelbar von tiefen Stellen des Gewässers aus. Man kann also dann nur unter Wasser Eisen legen, wenn sich ein entsprechender Unterbau durch Steine, Pfähle, Rasenausschnitte herrichten läßt, diese sollen aber nicht auffällig sein und keine Veränderung der Lokalität mit sich bringen, sonst wird der vorsichtige Schlaumeier einen andern Ausstieg wählen oder längere Zeit brauchen, bis er sich an die Vorrichtung gewöhnt hat. An solchen Orten thut man dann gewiß besser, das Eisen am Lande einzubetten.

Unter Wasser soll das Eisen stets so plaziert werden, daß die Feder dem Lande zugekehrt ist und selbe etwa auf dem Ufergrunde eingebettet werden kann. Eisen mit zwei Federn legt man besser parallel mit dem Ufer.

Daß das Eisen auch unter Wasser mit Kette versehen und verankert werden muß, ist wohl selbstverständlich. Kann man keinen festen Gegenstand zur Verankerung finden, so empfiehlt sich, mit einer starken Leine einen Ziegelstein an den Kranz des Eisens zu befestigen, besonders wenn das Eisen nicht sehr schwer ist, und diese Leine darf nur so lange sein, daß der Stein und das Eisen den Otter unter die Oberfläche des Wassers hinunterziehen und dort ertränken kann.

Da uns jedoch im stark fließenden Wasser der Otter mit dem Eisen manchmal zu weit abgekommen ist, so daß der Ort, wo er tot im Eisen hing, schwer zu finden war, haben wir stets eine zweite, dünne Leine angebracht, die jedenfalls länger war als die tiefste Stelle des Gewässers, und haben an das Ende der Schnur ein Stück Kork oder unauffälliges Holz befestigt.

Wenn nun der Otter von der Schwere des Eisens benebst Ziegelstein unter Wasser gezogen, dort am Ende sich noch hin und her bewegen konnte und schließlich erstickte, so schwamm stets das Korkstückchen auf der Oberfläche des Wassers und mit Hilfe der daran befestigten Leine konnte man die Stelle, wo der Otter lag, leicht ausfindig machen, ja denselben sogar damit ans Ufer ziehen. Steigt der Otter vom tiefen Wasser aus ans Land, wird er zunächst mit den Vorderpranten den Uferrand fassen und mit den Hinterpranten den Grund zu finden suchen, um sich dann hinaufzuarbeiten. In solchem Falle mag das Eisen auch tiefer liegen, und wird der Otter sich an den Hinterpranten fangen.

Ich habe schon erwähnt, daß beim Legen des Eisens unter Wasser eine Verwittrung nicht nötig ist. Solche Eisen brauchen auch nicht blank zu sein; im Gegenteil thun rostige Eisen hier bessere Dienste, weil sie nicht glänzen. Das Verblenden glänzender Eisen unter Wasser hat eben Schwierigkeiten, besonders wenn die Strömung stark ist, die alle Deckungsmittel, wie Schilf, Schlamm, Wasserpflanzen, Weidenlaub ꝛc. wegschwemmt.

Als Förderung zur Ankirrung des Otters an die Stelle, wo das Eisen unter Wasser liegt, dürfte sich ein in der Nähe eingesteckter Weidenzweig empfehlen, der mit Wittrung (asa foedita) bestrichen ist. Auch raten manche Jäger, die Fische in die Nähe des gelegten Eisens anzukirren, indem man Erbsen oder Fleischstückchen ins Wasser legt.

Ist nun das Legen des Eisens unter Wasser ganz und gar unmöglich, so muß man es beim Ausstiege am Lande legen. Hier nun ist zu beachten, was schon beim Fuchsfange erwähnt ist, daß größte Vorsicht und Sauberkeit angewendet werde, denn so wenig Vorsicht der Otter im Wasser anwendet, so sehr aufmerksam und schlau ist er am Lande.

Zunächst ist das Bett des Eisens so auszuschneiden, daß die Bügel hart an den Rand, die Feder aber landeinwärts zu liegen kommen. Legt man das Eisen nicht gleich, wird der Ausschnitt mit Weidenlaub eingedeckt. Legt man das Eisen selbst, so muß es ungefähr 2 cm unter dem Boden liegen und leicht mit Sand, Erde oder Weidenlaub überdeckt sein. Verwittrung des Eisens kann niemals schaden, wenn sie auch gerade nicht absolut nötig ist. Ist Losung in der Nähe, soll man sie aufbewahren und nach Fertigstellung des Fangplatzes wieder an den alten Ort legen. Ein verwitterter Weidenzweig, sei er nun mit Asa foedita oder später gegebner Wittrung bestrichen und eingesteckt, oder ein frischer Fisch, Krebs oder Vogel mögen den sicheren Fang fördern.

Wenn alles fertig ist, kehre man, in der beim Fuchsfange angegebenen Weise, den ganzen Platz rückwärts gehend sauber ab.

Das am Lande liegende Eisen soll mit der Ankerkette versehen sein, für welche man eine kurze Rinne ausschneidet, in der sie eingebettet wird. Der Ziegelstein mit Leine mag so angebracht sein, daß

er nahe dem Ufer unter Wasser liegt, denn der ins Eisen tretende Otter wird sofort das Wasser wieder zu gewinnen suchen und hier viel sicherer und rascher durch Ertrinken seinem Ende entgegengehen. Will man jedoch die Kette verankern und festlegen, so muß man ein Loch graben, hier einen festen Pfahl einrammen, die Kette mit etwas Spielraum daran befestigen und alles wieder leicht so decken, daß von Kette und Pfahl nichts ersichtlich ist.

Fängt sich der Otter nicht in der ersten Nacht, so ist dies durchaus nicht auffällig und man verzweifle nicht am Erfolge, denn oft erfolgt die Rückkehr des Otters erst nach mehreren Tagen und wenn das Eisen gute Federn hat, verliert es selbst während ein paar Wochen nicht an seiner Kraft. Jedoch muß der Jäger jeden Morgen den Fangplatz revidieren und da ist es gut, wenn man sich dem Fangplatze erst von der jenseitigen Ufergegend naht, in welchem Falle man, falls der Otter noch nicht ins Eisen gegangen ist, nichts verderbt.

Sind zwei Gewässer naheliegend und hat man Anhaltspunkte, daß der Otter von einem zum andern wechselt, was durch eine Art Steig, den er sich austritt, bald ersichtlich ist, so kann man auch auf diesem Wechsel am Lande das Eisen einbetten, man muß aber dann das Eisen so legen, daß die Bügel auf den Steig quer zu liegen kommen, die Feder seitwärts steht, weil man ja nicht weiß, von welcher Seite der Otter herwechselt.

Der Vollständigkeit halber will ich noch ein paar Rezepte zur Zubereitung von Wittrungen an- **Wittrungen.** geben, wie sie unsere Altmeister empfehlen, ich nehme aber nur solche heraus, welche leicht zu beschaffen und herzustellen sind und überlasse dem einzelnen, die Finessen der alten Jäger nach Gutdünken etwa zu befolgen und auszuwählen.

1) Ca. 125 Gramm reines Schweinefett werden in einem neuen Tiegel ausgelassen, dazu eine Handvoll Baldrianwurzel, $^1/_4$ Gramm Bibergeil und $^1/_5$ Gramm Kampfer dazugethan; unter beständigem Rühren mit einem reinen Holzspahn läßt man die Masse kochen bis sie bräunliche Farbe annimmt; dann seiht man die Masse durch ein reines, seifenfreies Leinwandtuch in einen glasierten, neuen und reinen Tiegel ab, verschließt ihn recht gut und hebt die Sache an kühlem Orte auf.

2) Fischotterlosung, Roger von Karpfen, 4 Gramm gestoßene Baldrianwurzel unter 125 Gramm weißen Fischthran gemengt, verwahre man wie 1.

3) Hechtleber, Karpfengalle, Krebseier und Otterlosung werden in gut gereinigtem Mörser gestoßen und damit Eisen, Kette und Leine eingerieben.

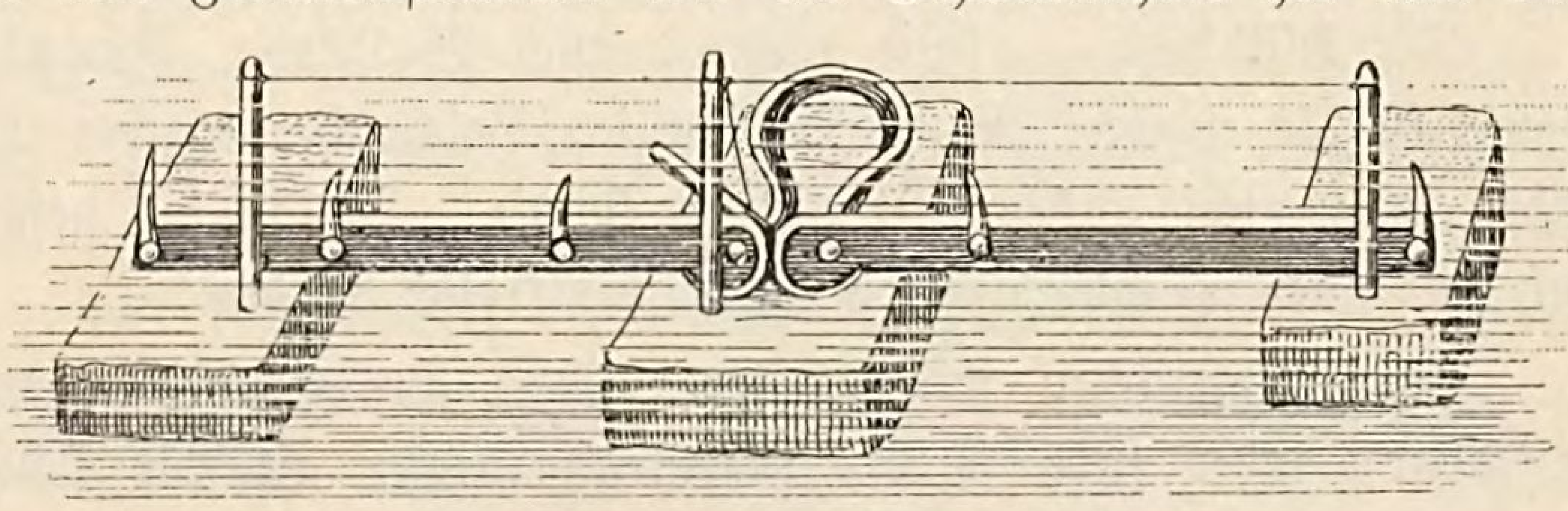
4) Asa foedita (Teufelsdreck) dient zur Verwittrung und auch zu Schleppen von einem Ausstieg zum andern.

5) Karpfenroger mit reinem Sand vom Fangplatze vermischt, dient zur Einreibung des blanken Eisens, der Kette und Leine.

6) Urin aus der Blase eines frischgefangenen Otters wird in ein Fläschchen gefüllt, das dann gut verkorkt und mit Siegellack luftdicht verschlossen wird; diese Flüssigkeit dient zum Besprengen des Fangplatzes; kann der Urin einer ranzigen Fähe gewonnen werden, wird die Wirkung besser sein.

7) v. d. Borne empfiehlt als Ankirrungsmittel: man schneidet Aale oder Forellen, auch andere Fische in kleine Stücke, verwahrt sie in einer reinen, lose verkorkten Flasche, hängt diese 2—3 Wochen in die Sonne und bestreicht mit dieser eine Art Öl bildenden Flüssigkeit einen Stab, der am Fangplatze eingesteckt wird, mit einigen Tropfen. Ist auch zum Ankirren vom Wiesel sehr brauchbar.

Die Otterstange ist ein Eisen, das eine Federkonstruktion wie der Schwanenhals hat und durch **Otterstange.** eine Haarstellung losgedrückt wird. Die Stange wird an ihren beiden Enden und in der Mitte unter dem Schlosse auf drei Ziegelsteine gelegt. Man verblendet die beiden Enden und die Mitte, wo das Schloß sitzt, durch einen kleinen aufgesteckten Zweig und zwingt so den



Otter, an den Abzugsfaden zu stoßen. Beim Aufstellen ist größte Vorsicht nötig, ehevor der Sicherungshaken eingesteckt oder wenn derselbe entfernt ist. Im Wasser muß die Stange so plaziert werden, daß

der Abzugsfaden mit der Oberfläche des Wassers gleich steht. Am Lande mag er 8—10 cm über der Bodenfläche stehen. Nach dem Stellen muß der Platz sauber gereinigt, abgekehrt und verwittert werden.

Der Fang mit Netzen

ist sehr prekär und wird nur mehr selten ausgeübt. Man kann sich auch der Netze bei der Otterjagd mit Hunden bedienen, um ein gewisses Fluß- oder Bachgebiet, in dem sich der Otter befindet und bestättigt ist, abzuschließen, das Wasser darf aber nicht zu breit und tief sein, sonst versagt das Netz seinen Dienst.

Nutzung.

Nachdem ich nun die Jagd- und Fangmethoden unserer Zeit angeführt habe, möchte ich noch einige Worte über Totschlagen und Streifen, sowie Nutzung des Otters anfügen.

Am besten und raschesten wird der Otter durch ein paar kräftige Hiebe auf den Nasenrücken oder auch ins Genicke getötet. Wenn er erkaltet ist, streift man ihn wie alles Raubwild, hat dabei aber sorgfältig zu verfahren, um Lauscher, Nase und Pranten schön abzulösen; die Rute wird vom Weidloch bis zur Spitze aufgeschärft. Je schöner und reiner der Balg abgeschärft und präpariert wird, desto besser wird er die Mühe des Jägers lohnen und mit andern Bälgen eine schöne, empfehlenswerte Dekoration des Jägerheims bilden.

Der abgeschärfte Balg wird mit den Haaren nach innen recht straff auf die Spreng, welche etwas länger sein muß als der Balg, gespannt, die Innenseite des Balges wird mit Holzasche und Salz gut eingerieben und dann an luftigem Orte getrocknet. Später, wenn ganz trocken, wird der Balg in schon beschriebener Weise umgewendet. Daß Pranten, Läufe und Rute mit starkem Papier, wie beim Fuchsbalge beklebt sein müssen, ist selbstverständlich und verhindert deren Zusammenrollen.

Der Otterbalg ist wertvoll und kann bis zu 10 Mark Preis erreichen, er dient zu verschiedenen Pelzwaren.

Das Wildbret, der Kern, ist sehr gesucht; bekanntlich haben sich die geistlichen Herrn dadurch geholfen, auch in der Fastenzeit ein Fleischgericht zur Verfügung zu haben, daß das Wildbret des Otters als Fastenspeise erklärt wurde.

Unsere Fischereivereine sind bestrebt, die Fischzucht möglichst zu heben und die planlose Ausbeutung der Fischwasser durch Schonvorschriften zu verhindern — möge auch der Jäger das seinige dazu beitragen, durch Vertilgung der Otter dies schöne Streben zu unterstützen.

---

4. Die Wildkatze.

Systematisches.

Die vierte Ordnung bilden die Raubtiere — carnivora, und in derselben die 1. Familie die Katzen — felidae, deren 7. Sippe auch die Wildkatze, felis catus, in sich schließt.

Weidmännische Bezeichnungen.

Die männliche Katze wird — Kater oder Kuder, die weibliche — Kätzin, Kietze, auch schlechthin — Katze genannt; die Füße heißen — Pranten, die Nägel an den Zehen — Waffen oder Krallen; die Eckzähne heißen — Fänge, der Schwanz — Rute oder Lunte; die Wildkatze — ranzt, bringt Junge; das Fell wird — Balg genannt; im übrigen sind alle bei den Raubtieren der Niederjagd gebräuchlichen weidmännischen Bezeichnungen auch für die Wildkatze geltend.

Naturgeschichtliches.

Die Wildkatze — felis catus, auch Waldkater, Baumkatze, Baumreiter, Kuder oder Kuter genannt, ist die einzige Art ihrer Familie, welche in unserem Vaterlande zwar seltener vorkommt, aber bisher doch nicht ausgerottet werden konnte. Sie ist ein gefährlicher Räuber für die Niederjagd und muß mit allen weidmännischen Mitteln verfolgt werden.

Ihre Kennzeichen sind: Sehr runder, kurzer Kopf, Krallen stark gekrümmt, in die Hautscheide einziehbar, daher stets scharf; bedeutend größer als die Hauskatze, Länge 50—55 cm, Rutenlänge 30 cm, Höhe ca. 42 cm, Gewicht je nach Alter bis zu 20 Pfund; Zahnformel $\frac{1 \cdot 1 \cdot 2}{1 \cdot 2} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6}{6} \cdot \frac{2 \cdot 1 \cdot 1}{2 \cdot 1}$ = 30 Zähne. Der letzte untere Backenzahn ist zweispitzig, nicht dreispitzig wie beim Luchs. Die Wildkatze ist wie der Hund Zehengänger.

Die vorwiegende Farbe der Wildkatze ist ein dunkles Grau; an Unterhals und an der Brust geht die Färbung etwas ins Rötliche über und an der Kehle befindet sich ein gelblich weißer Fleck; über den Rücken zieht sich ein schwärzlicher Streifen, und einige Querstreifen laufen über die Seiten und Rippen bis zum Bauche; die Läufe sind oben graugelblich, unten um die Zehen schwarzbraun; die Rute, in der ganzen Länge gleichmäßig lang behaart, trägt drei bis vier undeutliche, unten nicht immer durchgehende schwarze Ringe, die Rutenspitze ist schwarz und dick, so daß die Rute zum Unterschiede von jener der Hauskatze stumpf erscheint.

Die Behaarung ist fein und weich, im Winter dicht und lang und unterscheidet sich wesentlich von der feineren der Hauskatze. Die Kätzin ist schwächer in Kopf und Körper und mehr aschgrau in der Farbe.

Man war früher der Ansicht, die Hauskatze stamme von der Wildkatze ab, sei also nur eine domestizierte Wildkatze: neuere Forschungen haben aber ergeben, daß die Wildkatze eine eigene Sippe repräsentiert, welche allerdings manchmal verbastardiert wird durch Kreuzung mit verwilderten Hauskatzen.

Sehr häufig werden verwilderte Hauskatzen oder Bastarde mit der echten Wildkatze verwechselt, doch sind die Unterschiedsmerkmale sehr auffällig. Abgesehen von der bedeutenderen Stärke zeichnet sich die Wildkatze von der Hauskatze durch verschiedene Merkmale ab. Zunächst ist der schwarze Rückenstreifen mit den Querstreifen, ferner die Rute dadurch bezeichnend, daß die Ringe bei der wilden Katze sich deutlicher abzeichnen und unten besser geschlossen sind, als bei der Hauskatze; außerdem ist die Rute gleichmäßig dick behaart und spitzt sich nicht so zu, wie jene der Hauskatze, erscheint auch im Verhältnis zu dem starken Körper kurz und abgestumpft; die Nasenhaut der Wildkatze ist stets fleischfarben, Lippen und Fußsohlen sind schwarz; außerdem haben Naturforscher die Entdeckung gemacht, daß das Gescheide der echten Wildkatze um ein Dritteil kürzer ist, als das der Hauskatze.

Im übrigen sind die beiden Sippen doch schwer von einander zu unterscheiden, da verwilderte Hauskatzen auch rauher im Haar werden und mehr dem Wesen der Wildkatzen nahe kommen; zudem kommen häufig Bastarde vor, die wiederum in Erscheinung und Wesen der Wildkatze sich nähern. Beste Kennzeichen bleiben immer Stärke, schwarzer Rückenstreifen, Form und Ringe der Rute, fleischfarbige Nase, stets schwarze Lippen mit borstigen Barthaaren und schwarze Sohlen.

Verbreitung, Aufenthalt und Lebensweise. Die Wildkatze kommt in ganz Europa mit Ausnahme des höheren Nordens vor; in Skandinavien und Rußland tritt an ihre Stelle der Luchs. In Deutschland bewohnt sie, wenn auch nicht in größerer Zahl vereinigt, alle waldreichen Mittelgebirge, besonders den Thüringer Wald, Spessart, Odenwald, die Haardtgebirge, Vogesen und den Schwarzwald; nach Osten zu wird sie immer seltener, in Brandenburg und Ostpreußen kommen nur ganz vereinzelte Wildkatzen zeitweilig noch vor. Dagegen erscheint sie in Österreich, Ungarn, Kroatien, Slavonien, Bosnien, Serbien und in den Donaufürstentümern als bekanntes stabiles Raubtier.

Die Wildkatze lebt versteckt und einsiedlerisch in dichten ausgedehnten Waldungen, besonders wenn dieselben mit felsreichen Partien unterbrochen sind, in denen sie am besten ihre Schlupfwinkel findet. Manchmal findet man sie in hohlen Bäumen, ja sogar in Fuchs- und Dachsbauen. Baue oder Schlupflöcher bezieht sie mehr in der kälteren Jahreszeit, im Sommer liebt sie freieres Lager in den Bäumen.

Wenn auch zeitweise die Wildkatze untertags im Freien betroffen wird, so tritt sie doch meist erst in der Dämmerung ihre Raubzüge an. Mit ungemein scharfen Sinnen ausgestattet, ist sie vorsichtig, scheu und hinterlistig und kann geduldig lauernd ihre Opfer erwarten oder auch geräuschlos anschleichend reißen. Größeren Tieren springt sie in den Nacken, haut die Krallen ein und tötet ihr Opfer durch Zerbeißen der Schlagadern. Die Wildkatze ist im Verhältnis zu ihrer Größe ein sehr gefährliches Raubtier, da sie nicht raubt um bloß ihren Hunger zu stillen, sondern in ihrer Mordlust soweit geht, alles zu töten, was ihr in den Weg kommt. In einem Hühnerstalle z. B. vernichtet sie den ganzen Besatz. Manche Naturforscher wollen die Wildkatze als nützliches Tier für die Forst- und Landwirtschaft betrachten, weil sie sehr viele Mäuse und Ratten, auch Eichhörnchen, ja sogar Iltis und Marder verzehre.

Ich kann mich jedoch nicht zu dieser Anschauung bekennen, denn ich stehe auf dem reinen Boden des Jägers und Hegers, und von da aus betrachtet ist die Wildkatze gewiß ein für die Niederjagd

sehr schädliches Tier, weil sie alle ihr zugänglichen brütenden Vögel und deren Nesthocker, sowie junge und alte Hasen, ja Rehkitze und sogar Edelwildkälber tötet. Bei ihrer zähen Ausdauer ist sie unsern Waldhühnern unendlich schädlich und in einem Bestande, in dem eine Wildkatze haust, wird kaum ein Auerhahn- oder Birkhahngelege aufkommen; nicht minder schädlich ist sie den brütenden Fasanhennen. Durch ihr geräuschloses unheimliches Schleichen kann sie sich jedem brütenden Vogel nähern und durch einen kühnen Satz ist derselbe verloren.

Vor der Wildkatze ist auch kein Vogelnest auf Bäumen sicher, denn sie klettert ja rasch und leicht wie der Marder und lauert, an die Baumäste gedrückt, stundenlang ihrer Beute auf.

„Wer kennt nicht," meint Dietrich a. d. Winckell, „das spitzbübische Schleichen der zahmen Katze, wenn es ihr darauf ankommt, ein armes Vögelchen zu erhaschen? Genau ebenso benimmt sich die Wildkatze, wenn sie auf Beute ausgeht; im scharfen Äugen, selbst bei Nacht, zu welcher Zeit ihre Seher wie brennende Kohlen funkeln, im höchst leisen Vernehmen wird sie von keinem Tiere übertroffen und in ebenso scharfem Wittern."

Letzterer Sinn dürfte jedoch bei der Katze, ohne dem erfahrenen Autor nahe treten zu wollen, am wenigsten gut entwickelt sein.

Wie gefräßig die Wildkatze ist, geht aus der Angabe Tschudis hervor, der in dem Magen einer Wildkatze die Überreste von 26 Mäusen fand.

Auch die Nähe der Gehöfte scheut die Wildkatze nicht immer; man hat die Erfahrung gemacht, daß sie zur Winterszeit sogar die Scheunen der Bauernhöfe zum Wohnplatze sich gewählt hat.

So scheu nun die Wildkatze ist und ihren Feinden rechtzeitig aus dem Wege geht, so gefährlich kann sie im Kampfe werden und nicht bloß Hunde, sondern auch Menschen sind im Falle der Notwehr vor ihren Angriffen nicht sicher; man muß daher bei Verfolgung der Wildkatze stets sehr vorsichtig sein, denn auch ihre Lebenszähigkeit ist eine ungemein große. Im Kampfe mit Hunden beißt sie wie wütend um sich und teilt mit ihren scharfen Waffen ungemein rasch gefährliche Hiebe aus, die gewöhnlich nach den Augen des Hundes gerichtet sind. Eine angeschossene Wildkatze ist daher mit größter Vorsicht anzugehen, besonders wenn sie gebäumt hat, denn nicht selten springt sie vom Aste auf ihre Feinde herunter und bringt ihnen böse und gefährliche Verwundungen zu. Man darf daher bei einer angeschossenen Wildkatze niemals den zweiten Schuß sparen, wenn man seinen Hund oder sich selbst vor Nachteil schützen will.

Fortpflanzung. So sehr nun die Wildkatze das Einsiedlerleben liebt, so beginnt doch der Kater zu Anfang der Ranzzeit, welche gewöhnlich im Februar, in recht strengen Wintern im März eintritt, die Kätzin aufzusuchen. Durch lautes und klägliches Miauen locken sich die Geschlechter gegenseitig an und da beginnt nun derselbe erbärmliche Tanz, wie wir ihn bei den zahmen Hauskatzen zum Überdrusse kennen. Kommen mehrere Kater zusammen, was wohl in Anbetracht der Seltenheit dieses Geziefers in wenigeren Fällen vorkommen mag, so gibt es gewiß derbe Raufereien und ein Gezänk, das, wie das bekannte Gedicht besagt, „Steine erweichen könnte", denn das Gemurr und Gekrächze spielt sich ebenso ab wie nachts auf den Hausdächern.

Man hat, wie schon erwähnt, vielfach Beweise, daß sich die Wildkatzen mit verwilderten Hauskatzen paaren und Blendlinge zur Welt bringen, welche mehr oder minder den Typus und die Eigenschaften der Wildkatzen an sich tragen. — Die meisten älteren Jagdschriftsteller glauben, daß das Ranzen zur Nachtzeit meist im Baue stattfinde. Ich kann aus eigener Erfahrung dieser Behauptung nicht entgegentreten, glaube aber annehmen zu dürfen, daß die Wildkatze, welche des nachts sowohl auf den Raub als auch auf den „Strich" geht, in Anbetracht der Seltenheit ihrer Sippschaft ihre Liebesbewerbung eben da vollziehen wird, wo sich die gleichgesinnten Seelen finden.

Nach 9 Wochen bringt die Kätzin (also April oder Mai) 3—6 Junge zur Welt, welche 10 bis 14 Tage blind bleiben und gesäugt werden. Später versorgt die Mutter, welche ihre Jungen höchst zärtlich und sorgsam vor dem Herrn Papa versteckt hält, dieselben mit lebendem Raube, welcher anfangs aus Mäusen und kleinen Vögeln besteht. Das Wochenbett befindet sich meist in Bauen, Felsspalten u. dgl., seltener in hohlen Bäumen. Wenn die Jungen sehen und größer geworden sind, unterrichtet die Mutter dieselben in allen Künsten der Räubernatur und geht mit ihnen auch untertags auf Raub aus.

Schon im nächsten Frühjahr sind die jungen Wildkatzen fortpflanzungsfähig, wenngleich sie im zweiten bezw. dritten Jahre erst ausgewachsen sind. Junge Kater bedürfen in der Regel längere Zeit zu ihrem Wachstum. Übrigens verlassen die jungen Wildkatzen die Mutter sehr bald, wenn sie im Rauben und Klettern völlig geübt sind und drücken sich auf eigene Faust durch.

Spur.

Der Tritt (Fig. I) der Wildkatze ist der bekannten Spur der zahmen sehr ähnlich, nur hat er etwas rundere Form, markiert sich infolge des größeren Gewichtes der Wildkatze etwas tiefer und deutlicher und ist auch etwas größer. Im Schleichen schränkt die Wildkatze etwas wenig, ihre Schnur (Fig. II) ist auch nicht so egal und gerade, wie die des Fuchses, denn die Tritte stehen nicht so scharf in einer Linie; in der Flucht kommt die Wildkatzenspur der Form jener des Fuchses nahe.

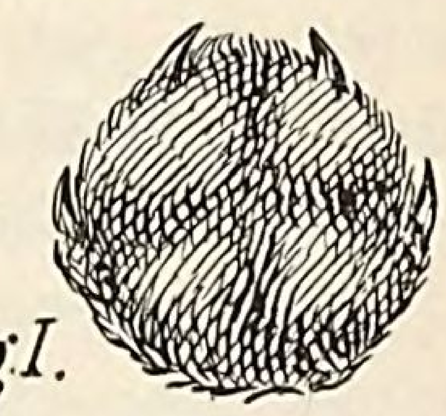


Fig. I.

Jagd.

Von einer eigentlichen Jagdmethode auf die Wildkatze kann wohl keine Rede sein, schon ihres seltenen und vereinzelten Vorkommens halber, und wenn auch die Katze nach weiten Streifereien zu ihrem Standorte zurückkehrt, so ist doch kein bestimmter Anhaltspunkt gegeben, wie bei manch anderen Tieren. Es beschränkt sich daher die Jagd mehr auf zufällige Ergebnisse, die beim Reviergang, bei Treibjagden 2c. eintreten können.

Treiben.

Im Treiben erscheint die Wildkatze ähnlich dem Fuchse sehr vorsichtig auf dem Wechsel und der Schütze muß äußerste Ruhe beobachten, wenn er nicht Gefahr laufen will, die Katze zu vergrämen oder, wie man sagt, zu versteuchen, denn in diesem Falle ist sie flugs hinweg und da sie nicht bloß auf dem Boden flüchtet, sondern auch bäumt, wenn sie sich von den Treibern bedrängt wähnt, so kann eine unvorsichtige Bewegung des Schützen den Erfolg gänzlich vereiteln.

Beim Schusse auf die Wildkatze muß man mit allem Fleiße auf den Kopf antragen, denn angeschossen, kann sie im Triebe an Mensch und Hund Unheil stiften.



Fig. II.

Einkreisen.

Mehr systematische Übung von Seite des Jägers verlangt das Ausmachen und Einkreisen der Wildkatze bei einer Neuen. Jeder erfahrene Jäger kennt die Mühen und Schwierigkeiten des Ausmachens und Einkreisens von Wild; diese Arbeit erfordert große Aufmerksamkeit und Ausdauer des Jägers. Wenn er aber in dem aufgeschlagenen Buche der Neuen auf die Spur einer Wildkatze stößt und der Mann Pflichtgefühl und Liebe für das ihm anvertraute Nutzwild hegt, dann darf er keinen Schritt mehr abseits thun, bis er diesen gefährlichen Räuber unschädlich gemacht hat. — Ist schon das Ausmachen des Marders eine schwierige Arbeit, bei der Wildkatze ist sie noch größer, denn die Katze macht sehr viele Wiedergänge.

Wenn es nicht zu lange in die Nacht hinein schneit oder das Schneien gut vor Tagesanbruch aufhört, so mag der Jäger mit dem Grauen des Tages am Waldsaum stehen. Zunächst umkreist man die Waldlisière, dann sucht man möglichst breite Schneußen und Geräumte abzugehen, auch Waldwege, die so breit sind, daß Katze oder Marder sich nicht hinüber bäumen können und wendet sein Augenmerk den Spuren zu, vorzüglich aber jenen der Wildkatze und des Marders.

Ich setze voraus, daß bei der Seltenheit des Vorkommens der Wildkatze der Jäger entweder Kenntnis von der Anwesenheit einer solchen hat, oder daß er gelegentlich eine Katzenspur findet, jedenfalls aber verbindet er das Einkreisen des Marders damit.

Immerhin, falls man beim Einkreisen eines Bogens mehrere Spuren gefunden hat, wählt man die anscheinend frischeste. Kommt man an eine Stelle, wo eine Spur die andere kreuzt, wo die Katze einen Wiedergang gemacht hat — da hat man scharf zu äugen, welche Spur die ältere ist. Gewöhnlich wird die spätere Spur reiner sein und in der ersten können sich dann bei genauer Besichtigung kleine Schneeklümpchen finden lassen; ist dies der Fall, so ist die Entscheidung bald getroffen. Sehr gut ist, wenn man beim Ausmachen die Tritte, welchen man nachhängt, vertritt. Nun wird es auch vorkommen, daß die Spur nahe an einem Baumstamm aufhört; in diesem Falle hat wohl das Objekt aufgebäumt und der Jäger hat darauf zu sehen, ob an der andern Seite des Stammes die Spur nicht wieder abwärts führt, oder ob das Tier fortgeholzt hat. Dies erkennt man an den frisch abgefallenen Schnee-

klümpchen, welche das Tier beim Fortholzen von den Ästen losmachte. Ist dies der Fall, so folge man diesem Zeichen, bis man die Spur wieder findet; wenn nicht, ist anzunehmen, daß die Wildkatze oder der Marder auf dem Baume sich irgendwo gedrückt hat. Immerhin ist gut, ehe man weitere Maßnahmen ergreift, den Baum einigemal spiralförmig zu umkreisen, um nach den Schneeklümpchen zu suchen und hat man nun das Tier fest auf dem Baume ausgemacht, dann muß man vorsichtig den Stamm, alle Äste und Zwuseln abäugen, auch darauf sehen, ob der Stamm kein Loch zeigt, in welchem das Objekt stecken könnte.

Wildkatze wie Marder sind schwer zu eräugen, doch wenn erstere sich auch platt auf den Ast drückt, ist sie infolge ihrer Körperstärke doch leichter zu eräugen als der schlanke Marder.

Manchmal findet man auch Horste oder Kobel von Raubvögeln 2c. auf dem Baum und falls man das Tier nirgend anderswo eräugen kann, ist die Wahrscheinlichkeit nahe, daß es im Kobel eingelagert ist. Man findet auch in diesem Falle unter den Bäumen einiges herabgefallene Genist und ist man nun sicher, dann frisch eine scharfgezielte Kugel in den Horst oder einen kräftigen Schrotschuß mit Nr. 0 oder 00.

Hier möchte ich erwähnen, daß die Sage geht, einen Marder oder die Wildkatze könne man an den Ort, wo man sie entdeckt hat, dadurch längere Zeit bannen, daß man den Rock, Wettermantel oder Rucksack auffällig an einen Baum oder Strauch aufhängt und sich dann möglichst ungesehen entfernt, wenn man etwa kein Schießgewehr bei sich haben sollte. Dieses Gespenst veranlasse den Räuber, unter beständiger Beobachtung des aufgehängten Gegenstandes sogar stundenlang an dem Orte auszuhalten, bis man sich mit Schußwaffe versehen, leise anschleicht und denselben mit sicherem Schusse herunterholt. Ich habe diese Regel niemals angewendet, obgleich ich manchen Marder ausmachte, da ich stets bei dieser Arbeit mit der Schußwaffe versehen war und kann daher auch nicht die Stichhaltigkeit verbürgen.

Befindet sich der Räuber in einem Baumloche, was man an dem weggeschobenen Schnee und dessen herabgefallenen Klümpchen mit einiger Sicherheit beurteilen kann, so empfiehlt sich, tüchtig an den Stamm zu klopfen, dabei aber stets schußfertig zu sein. Den Baum selbst zu fällen, falls mit Klopfen nichts erreicht wird, kann aus naheliegenden Gründen nicht immer statthaben. In solchem Falle gibt es nicht wohl einen anderen Weg, als den Baum ersteigen zu lassen und mit einer Gerte den Räuber auszutreiben oder mit Schwefelbändern heraus zu räuchern; doch muß man bei dieser Manipulation vorsichtig sein, einen Waldbrand nicht zu entfachen.

Ansitz. Der Ansitz auf die Wildkatze ist eine sehr unzuverlässige Arbeit, erfordert viel Geduld und Ausdauer des Jägers, denn die Wildkatze verläßt nicht so regelmäßig wie der Fuchs den Bau oder Schlupfwinkel in dem sie sich aufhält, kehrt auch nicht so regelmäßig in der Morgendämmerung zurück. Auch den Luderplatz nimmt die Wildkatze nur im äußersten Notfalle an.

Besser kann man etwa mit der Schleppe zurecht kommen und dazu wähle man Kaninchen, Hasen oder Eichhörnchen.

Mit Reizen kann man sogar mehr bei der Wildkatze ausrichten als beim Fuchse. Hiezu verwendet man die Hasenquäcke oder wendet das Vogelgeschrei und das Mäuseln an. Die Windrichtung ist jedoch dabei ebenso wie gute Deckung zu berücksichtigen.

Die Arbeit am Baue, falls man mit Sicherheit eine Wildkatze hineingespürt hat, ist wesentlich dieselbe wie beim Fuchse, doch läßt sich die Katze nicht leicht vom Dachshunde festmachen, sondern wird eher den Bau verlassen. Es ist daher gut, wenn man zu dieser Arbeit stets auch einen auf Raubzeug scharfen Vorstehhund zur Stelle mitnimmt, denn gelingt etwa der Schuß auf die ausfahrende Wildkatze nicht, so wird der nachgehetzte Hund dieselbe, welche kein besonders guter Läufer ist, bald zum Aufbäumen zwingen und hier thut dann der ruhige Schuß seine Schuldigkeit.

Fang. Bei der Unzuverlässigkeit der Wildkatze und dem dadurch erschwerten Ansitz wird man mit dem Fange immer bessere Resultate erzielen. Im allgemeinen sind alle jene Fangwerkzeuge bei der Wildkatze in Anwendung zu bringen, wie beim Fuchse. Jedoch eignet sich zu diesem Fang immer das Teller- oder Tritteisen am besten, außerdem ist die Prügelfalle oder der Schlagbaum und die Bodenfalle stets ein gutes Fangmittel.

Das Tellereisen legt man unter Berücksichtigung aller jener Vorkehrungen, wie sie bei anderer Gelegenheit, namentlich beim Fuchsfange beschrieben sind, auf den Wechsel der Wildkatze oder, falls sie im Baue bestättigt ist, an der Ausfahrtröhre; ferner, falls die Wildkatze im hohlen Baume sich befindet, unter dem Stamme und zwar so, daß die Katze, wenn sie abbäumt, sicher ins Tellereisen springen muß. Zwei Tellereisen verbürgen an solchem Platze besseren Erfolg. Sind Eisen gelegt, muß man täglich den Fangplatz kontrolieren und nicht verzagen, wenn in der ersten Nacht die Katze sich nicht fing.

Zur Verwittrung der Eisen für den Katzenfang verwendet man am besten Kaninchenlosung oder den Urin einer Wildkatze, welcher im Falle Mangels durch solchen einer zahmen Katze ersetzt werden kann.

Schleppen, die recht gute Dienste leisten, werden auch mit Hasengescheide, überhaupt Gescheide von frisch getöteten Tieren gezogen.

Die beste Fangart für die Wildkatze bleibt immer die Prügelfalle oder der Schlagbaum. In **Prügelfalle.** einem geordneten Reviere müssen ohnehin an mehreren passenden Orten in den Dickungen jahraus jahrein einige Prügelfallen vorrätig sein und in gutem Stande erhalten bleiben.

Auch die Bodenfallen sind für diesen Zweck sehr passend.

Da nun diese beiden Fangapparate bisher noch keine besondere Besprechung gefunden haben, aber sehr wichtige Hilfsmittel für den hegenden Jäger sind und auch für anderes Raubwild, besonders den Marder, Anwendung finden, will ich sie hier etwas genauer beschreiben und beim Marderfange dann nur auf diesen Abschnitt hinweisen. Die Prügel= wie die Bodenfalle sind zwar so einfach und leicht herzustellen, daß jeder halbwegs gelernte Jäger deren Herstellung kennt. Für Anfänger möge jedoch dieser Abschnitt Anhaltspunkte bieten.

a) Die Prügelfalle wird von Wildkatze und Marder sehr gerne angenommen, weil beide bäumen, sie hat aber den Nachteil, daß sie, wenn man sie an Stämme anbringt, beim Sturmwind infolge des Bewegens der Bäume leicht zufällt; außerdem nehmen Elstern, Eichelhäher und Krähen gerne den Köder an und bringen die Falle zum Zuklappen; auch ist die Prügelfalle, da sie hoch steht, leicht ersichtlich und kann von Holzsammlern 2c. ausgeraubt werden. Daher muß man bei Auswahl des Ortes vorsichtig sein und sie in abgelegenen Dickungen und Stangenorten anbringen.

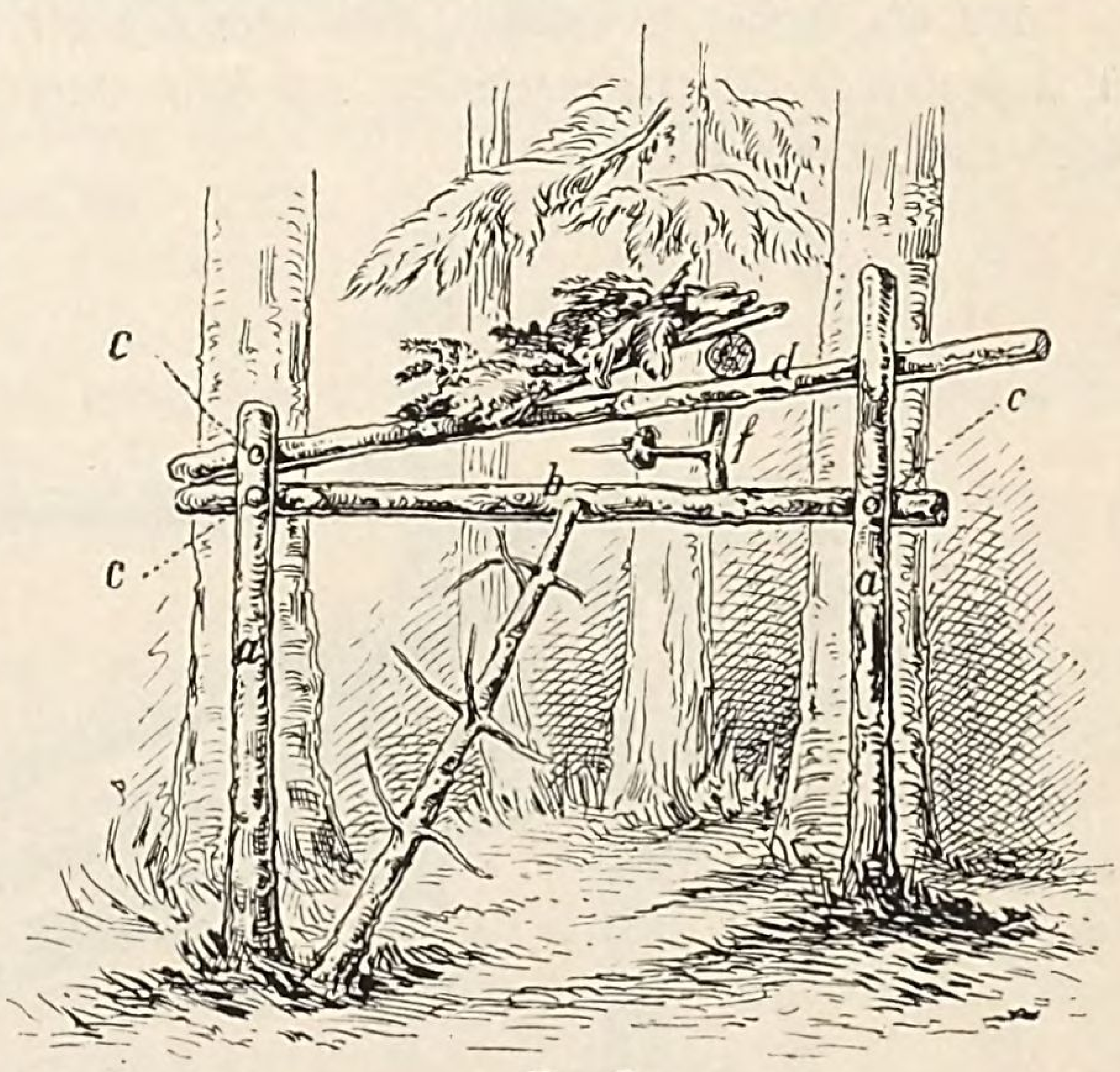


Fig. I.

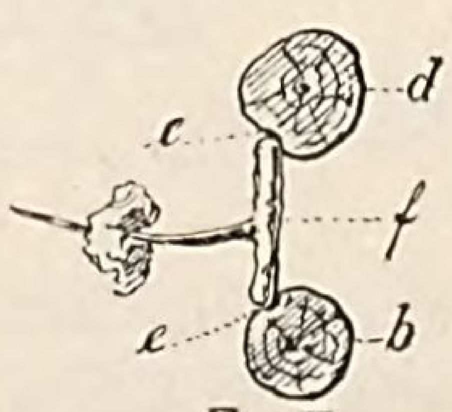
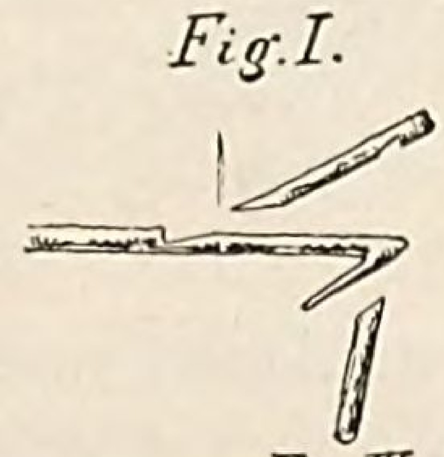
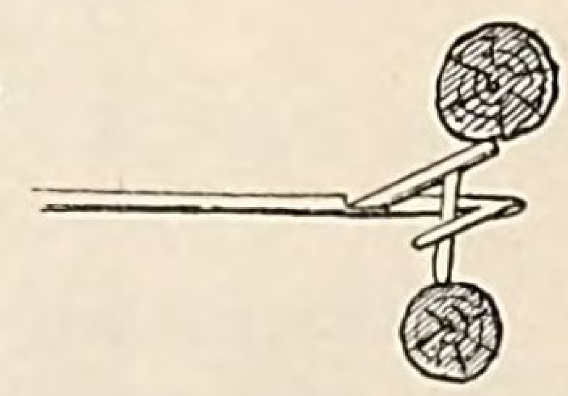


Fig. II.


Fig. III.


Fig. IV.

Um das Zufallen durch Wind zu verhüten, muß man nicht zu leichte Stangen als Stützpunkte wählen, sondern eher kräftigere Bäume, deren Stämme von der Windbewegung nicht zu sehr hin= und hergeschoben werden.

In einem halbdunklen Stangenorte, der in Dickungen einspitzt, wählt man zwei, etwa $1^1/_2$ m von einander stehende Stämme. Neben diese werden je ein Pfahl eingeschlagen, derart, wie nebenstehende Zeichnung a beweist. Nun werden zwei gerade etwa armsdicke Stangen so abgeschnitten, daß die eine ein wenig länger, beide aber in horizontaler Lage über die beiden Pfähle a etwas hinausragen, sonach etwa $1^3/_4$ m lang. Die kürzere Stange wird als festliegender Riegel b benützt und in Brusthöhe durch ein vorgebohrtes Loch mit einem hölzernen Nagel c beiderseits fest am Pfahle a mit dem Stamme verbunden. Hierauf kommt der längere Fallriegel d zu liegen, der an der Berührungsfläche den untern Riegel genau decken muß. Rechts muß er etwas vorstehen, um ihn beim Stellen bequem fassen zu können. Dieser

Riegel wird auf der linken Seite wie der andere angebohrt und angenagelt, doch darf der Bolzen die Bohröffnung nicht ganz und fest ausfüllen, damit der Riegel sich leicht wie in einem Charnier bewegen kann, d. h. daß der Riegel leicht von selbst herabfallen kann.

Um aber dem Fallriegel beim Niederfallen genaue Richtung zu geben, muß er eine Art Führung haben; es muß der rechte Pfahl a genügend hoch sein und darf nicht viel mehr vom Stamm abstehen, als der Fallprügel dick ist.

Zur Verrichtung des Stellholzes muß der Riegel b und d (Fig. 2) beiläufig im ersten rechten Drittel auf der Innenseite mit kleinen, nach oben und unten abfallenden Kerben e versehen sein, die zur Aufnahme des Stellholzes f bestimmt sind. Das Stellholz wird aus daumenstarkem, etwa 15 cm langem, oben und unten abgerundetem Buchenaststummel mit einem Seitenaste hergestellt.

Man kann das Stellholz auch auf andere Weise herstellen, die leichter funktioniert und bei dem die Kerben e nicht nötig sind (Fig. 3 und 4), weil es zwischen die beiden Riegel zu stehen kommt; jedoch ist die Einstellung etwas langwierig und empfindlich gegen den Wind. Hierauf wird auf den oberen Fallriegel eine längere Stange, die mit dem andern Ende an einem nicht allzuweit entfernten Stamme befestigt wird, aufgelegt; über diese Stange und den Fallriegel legt man noch 2—3 schwache Prügel und oben drauf grünes Fichtenreisig, um dem Fallriegel mehr Schwere beim Zuklappen zu geben und gleichzeitig das Raubtier abzuhalten, den Stellbolzen von einer andern Seite wegzunehmen. Zum Schlusse wird eine astige Stange an dem untern Riegel festgemacht und schief angelehnt, um dem Raubtier das Anklettern zu erleichtern und es so auf diese Weise gleich an den richtigen Platz zu leiten; die Stange darf aber über den untern Riegel nicht übergreifen, sonst könnte sie den Schluß des Fallriegels stören.

Als Köder benütze man einen Teil eines Eichkätzchens oder Gescheide von Hasen 2c.

Ist dies alles vorbereitet, wird die Falle fängisch gestellt, der Boden sauber abgekehrt, von allem gereinigt und etwa auch durch Katzenurin verwittert.

Um den Erfolg zu erhöhen, ziehe man von der Prügelfalle hinweg eine oder mehrere Schleppen mit Rehaufbruch oder Hasengescheide und falls mehrere Schlagbäume in der Nähe sind, von einem solchen auch zu den andern.

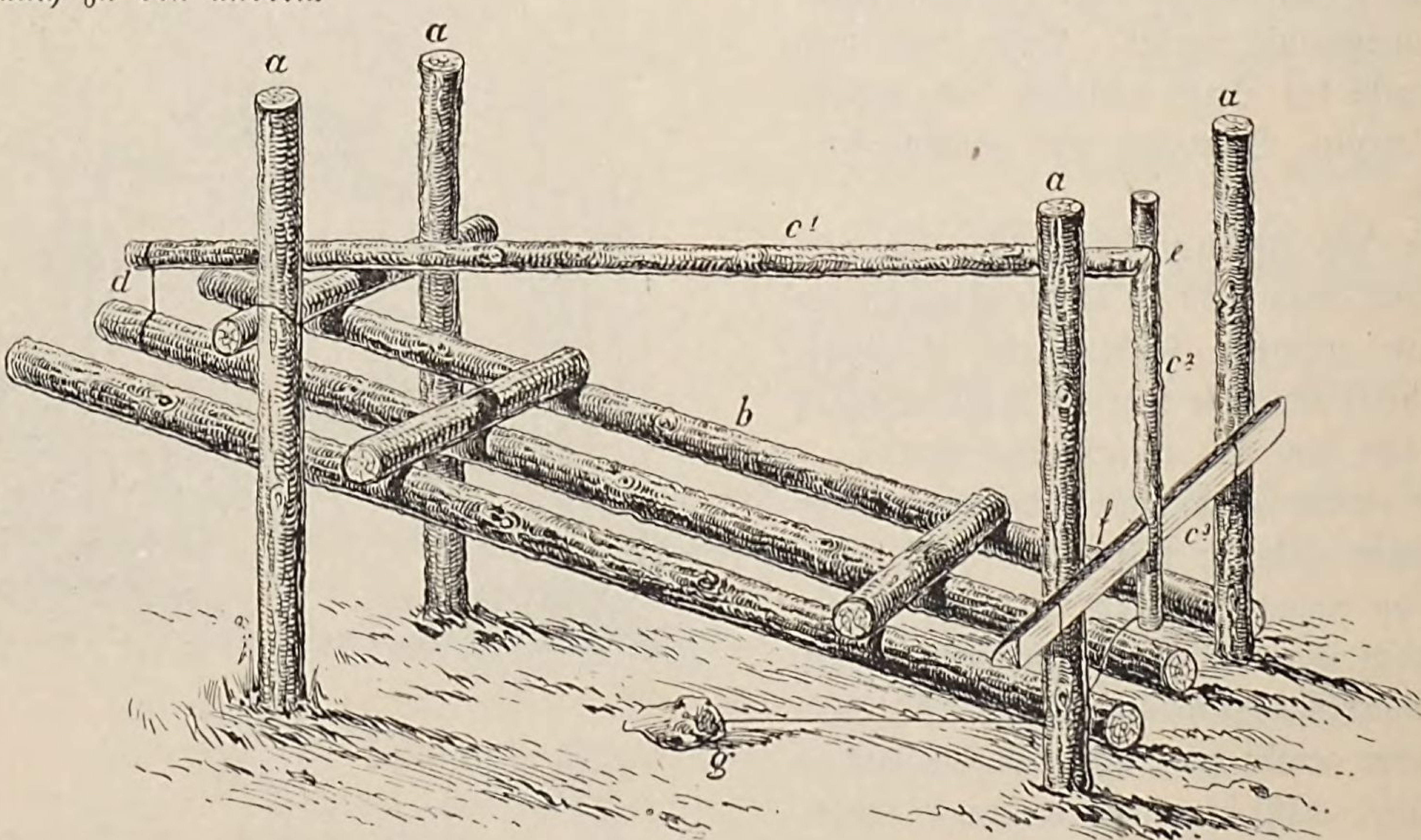


Fig. V.

Während der Aufrichtung und Herrichtung der Prügelfalle solle man nicht rauchen oder gar bewußt oder unbewußt in der Nähe etwa die Pfeife ausklopfen. Ein einigermaßen geübter Arbeiter ist leicht imstande, ein paar Prügelfallen im Tage herzurichten; es sind deshalb die Anlagekosten nicht der Rede wert und decken sich hinlänglich schon durch den ersten Fang.

Bodenfalle. b) Die Bodenfalle kann auf verschiedene Weise hergestellt werden, ich kenne wohl mehr als ein halb Dutzend verschiedener Modelle, die alle aufzuführen zu weitläufig wäre. Ich will nur die

allereinfachste Art beschreiben, dem findigen Jäger aber überlassen, Bodenfallen mit mehr oder weniger anderer Konstruktion sich zurechtzulegen. Die beigefügte Zeichnung (Fig. V) erläutert die Herstellung mehr als die Beschreibung, welch letztere in der Regel komplizierter ist, als das Instrument selbst.

Die Prügelbodenfalle besteht aus einem Gestell a, einer Falldecke b und der Stellung c. Die Stellung setzt sich zusammen aus dem Stellprügel c^1, dem Stellholz c^2 und einem Querprügel c^3. Der Stellprügel ist bei d mit der Falldecke durch eine Schnur verbunden, die obere Kerbe des Stellholzes greift über das hintere Ende des Stellprügels e, die untere Kerbe unter den hinteren Querprügel, welcher rückwärts, um das Übergreifen des Stellholzes zu ermöglichen, abgekantet ist f. Die Schnur zum Köder g wird durch die Falldecke gezogen.

Um zu verhüten, daß das Raubtier von der Seite aus den Köder greift und dadurch etwa von der Falldecke nicht genügend getroffen werden könnte, kann man links und rechts vom Falldeckel etwas Dornen oder anderes Reisig auflegen und dadurch bewirken, daß das Tier von vorne und vollständig unter den Falldeckel gerät. Rücksicht ist darauf zu nehmen, daß die Prügel der Falldecke enge genug beisammen stehen, um das Tier sicher zu treffen.

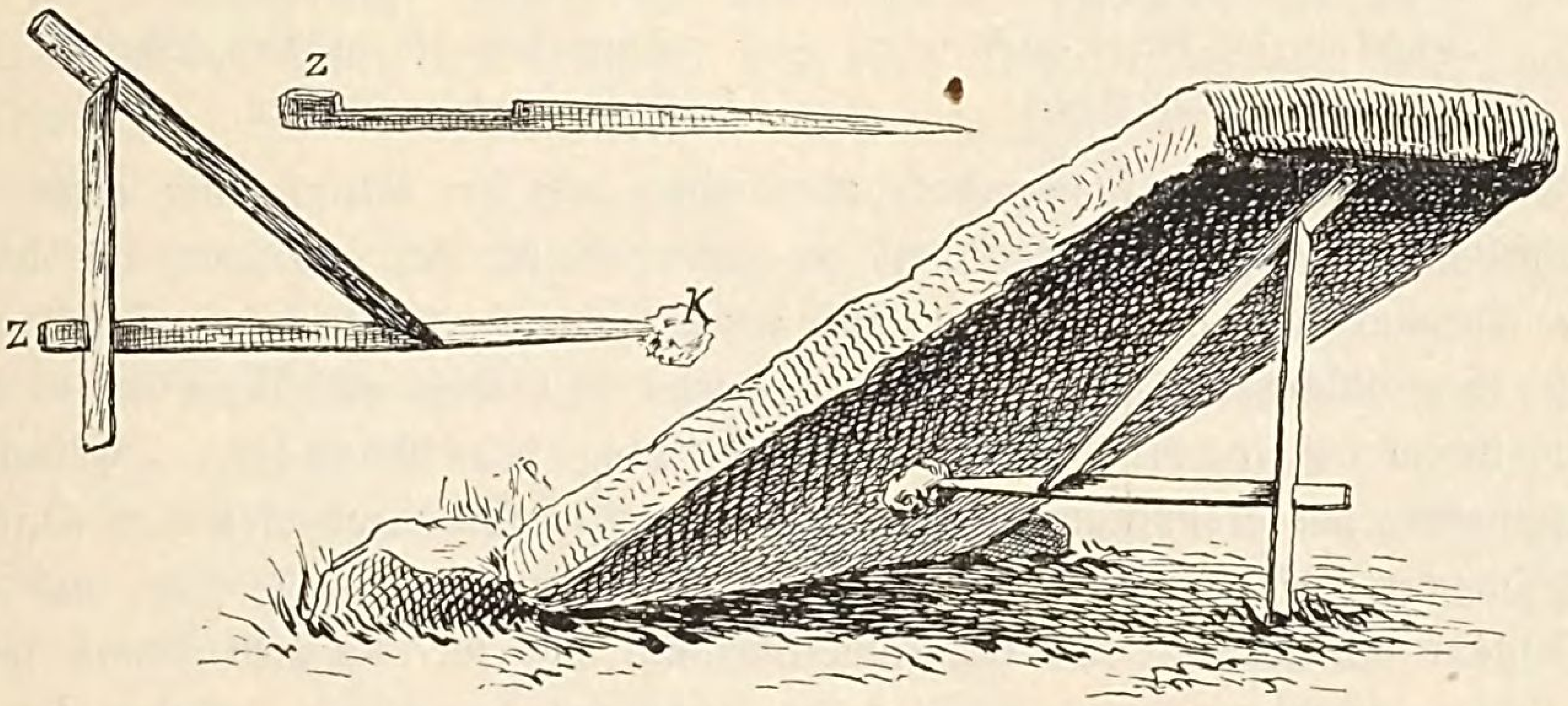


Fig. VI.

Die allereinfachste Bodenfalle bleibt jedoch immer eine Vorrichtung, wie man sie beim Mäusefang im Hause mit den gewöhnlichen Dachziegeln einrichtet. Hiezu kann man einen großen glatten Stein oder ein Gestell aus Prügeln herrichten, welche mit Steinen und Rasen gedeckt werden. Man versichert diesen Falldeckel an seinem hinteren unteren Ende durch zwei Pfähle oder Steine, daß er nicht nach rückwärts ausrutscht und stellt ihn fängisch durch drei Stäbchen, welche das Stellholz bilden, an dessen Zunge der Köder befestigt ist (siehe Fig. VI).

Allerdings eignet sich diese Bodenfalle besser für kleineres Raubzeug als die Wildkatze, z. B. für Iltis, Wiesel 2c.

Mit diesen Beispielen will ich das Thema der Fangvorrichtungen für die Wildkatze zwar nicht erschöpft haben, aber beschließen. Wenn sich nun in einer dieser Fangvorrichtungen eine streunende oder verwilderte Hauskatze fängt, so ist das Unglück auch nicht groß, man muß nur fleißig kontrolieren und das gefangene Stück so rasch als möglich den Augen unberufener Beobachter zu entziehen suchen.

Die herumstreunenden Hauskatzen sind überhaupt eine Landplage für die Jagd und ihre Wegräumung möchte dem Heger sehr ans Herz gelegt werden. In wie weit er sich der Bevölkerung gegenüber dabei zu verhalten hat, darüber läßt sich keine andere Regel geben, als der Rat, kein Aufsehen damit zu machen.

Die im Eisen gefangene oder die angeschossene Wildkatze wird vollends getötet, indem man ihr ein paar derbe Hiebe auf den Nasenrücken mit dem Stocke erteilt. Nach Erkalten wird der Balg in der bei allen Raubtieren der Niederjagd gebräuchlichen Weise abgestreift und behandelt. Das Fett wird vielfach als Hausmittel, mehrfach auch als Brennmaterial verwendet, der Kern selbst hat keinen weiteren Wert, als daß man ihn gebraten gelegentlich zum Fuchsfange verwenden kann. Der gut präparierte Balg einer Wildkatze liefert gutes Pelzwerk und wird vom Händler gerne gekauft und auch nicht schlecht bezahlt. Nutzung.

5. Der Steinmarder.

Systematisches. In der vierten Ordnung: Raubtiere — carnivora — bilden die 5. Familie die Marder — mustelidae — und in deren erste Sippe gehört der Steinmarder — mustela foina — auch Hausmarder genannt.

Seine Kennzeichen sind: Kurzer Schädel mit gedrungenem Hinterkopf, von der Seite gesehen flach gebogen, nach vorn zugespitzt. Füße kurz, Schwanz rund, kürzer als die halbe Körperlänge.

Zahnformel: $\frac{1}{1} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{3}{4} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6}{6} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{3}{4} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{1}{1} = 38$ Zähne.

Länge eines ausgewachsenen Rüden ca. 60 cm, wovon etwa ein Dritteil auf den Schwanz kommt.

Naturgeschichtliches. Obgleich Stein- und Edelmarder zu ein und derselben Sippe gehören, unterscheiden sie sich doch in manchem von einander; v. Kobell hat in zwei Strophen die beiden Vettern so nett charakterisiert, daß ich nicht anstehe, die Verse zu erwähnen:

Stein- und Edelmarder sind
Wohl zu kennen beide,
Jenem ist die Kehle weiß,
Dem, wie gelbe Seide;

Willst du aber Raub und List
An dem Paar vergleichen,
Darzuthun den größern Schelm,
Weiß ich keine Zeichen.

Ein Haupterkennungszeichen ist demnach allerdings, daß der Steinmarder einen sehr in Form und Größe wechselnden, weißen Kehlfleck hat, der immer kleiner sich abzeichnet, als der größere und gelbliche des Edelmarders; auch ist der Kopf des Steinmarders nicht so gestreckt und außerdem weicht der dritte obere Lückenzahn und der obere Reißzahn in Gestalt und Verhältnissen von denen des Edelmarders ab, indem letzterer beim Steinmarder zweilappig, beim Edelmarder abgerundet ist.

Der Steinmarder hat graubraunen Pelz, zwischen dessen Grannenhaaren das einfärbig weißliche Wollhaar durchschimmert, die Läufe, welche etwas niedriger im Verhältnisse sind, als die des Edelmarders, sind dunkler behaart. Die Pranten sind fünfzehig, mit einer behaarten Haut halb verwachsen und sind mit kurzen, scharfen Klauen besetzt. Am Ausgange des Afters befinden sich zwei eirunde Drüsen, die bisamartigen Geruch verbreiten.

v. Riesenthal erwähnt als ein, bei älteren Schriftstellern nicht erwähntes wesentliches Erkennungszeichen, daß nämlich die Behaarung der Fußsohle beim Edelmarder so dicht ist, daß die rundlichen Ballen auf jeder Sohle kaum zu erkennen sind, während die losere Behaarung des Steinmarders sie deutlich hervortreten läßt. Da nun beide Marderarten fruchtbar mit einander ranzen (?), steht dann die Behaarung der Fußsohle bei den Blendlingen zwischen der dichten und der losen beider Arten.

Verbreitung, Aufenthalt und Lebensweise. Der Steinmarder findet sich in ganz Mitteleuropa und Italien, mit Ausnahme von Sardinien, England, Schweden. Das gemäßigte europäische Rußland beherbergt ihn bis zum Ural, ebenso Krim und Kaukasus, dann Palästina, Syrien und Kleinasien. Im Gebirge steigt er im Sommer bis über den Tannengürtel hinauf, im Winter zieht er sich nach tiefer gelegenen Orten zurück.

Der Steinmarder kommt häufiger vor als der Edelmarder, er hält sich auch mehr in und bei den menschlichen Wohnungen auf. Scheunen, Ställe, Gartenhäuser, altes Gemäuer, Holzstöße benutzt er gerne als Wohnplätze. Im Walde haust er vorwiegend in hohlen Bäumen, während er in den Scheunen sich in Heu- und Strohlagern einnistet und an der Wand in und unter den Balken seine Gänge macht, die zu einer Art ausgedrücktem rundem Kessel führen, welcher teilweise mit Federn, Wolle und Haarwerk ausgepolstert ist. Der Steinmarder ist, wie unser v. Kobell schon sagt, ebenso listig, mutig und mordsüchtig, als sein edlerer Vetter, er macht die gleich gewandten Sprünge, klettert mit gleicher Leichtigkeit, weiß zu schleichen und zu schwimmen und überall sich durchzudrücken, wo nur der immerhin verhältnismäßig starke Kopf durchkommt.

Während des Winters schläft er bei Tage, wenn er nicht beunruhigt wird, im Sommer aber kann man ihn auch zeitweilig bei Tage seinem Raub nachgehen sehen. Der Marder huscht wie ein Schatten dahin, kann sich hinter allem, was nur in den Weg kommt, decken und die geringsten Vertiefungen ausnützen und wenn er überrascht wird, ohne flüchten zu können, setzt er sich sofort in Verteidigungsstellung und zeigt die scharfen weißen Fänge.

Der Raub des Steinmarders ist derselbe, wie der des Edelmarders, er ist aber gefährlicher für den Landwirt, weil er sich mehr an den Gehöften aufhält und dem Hausgeflügel nachstellt. Kommt er in einen Hühnerstall oder Taubenschlag, so wird alles Lebendige kurz und klein gemordet und den Opfern das Blut ausgesaugt. Daher kommt auch die Legende, daß den Marder von übermäßigem Genusse warmen Blutes eine Art Trunkenheit befalle und er nicht selten mitten unter seinen Opfern einschlafe, was ihm gar oft schon den Balg gekostet habe. Bei solchen Mordschlachten verschmäht er den Fleischgenuß, höchstens verzehrt er das Gehirn des Geflügels. Außerdem fängt der Marder Ratten, Mäuse, Kaninchen und kleine Vögel, Eichhörnchen, Kriechtiere und Lurche und verzehrt auch recht gerne Eier. Neben dieser animalischen Nahrung bilden für den Marder auch Vegetabilien willkommene Speise, so Kirschen, Birnen, Pflaumen, Weintrauben, Stachelbeeren, Hanf und Vogelbeeren, von welchen man dann auch Reste in der Losung findet.

Daß der Marder außer dem Erwähnten auch kleines Haarwild wie Kaninchen, junge Hasen angreift, ja sogar sich an alte Hasen und Rehkitze wagt, ist erwiesene Thatsache. Vor einigen Jahren kam ich zu einem alten tüchtigen Jäger, dem k. Förster K. zur Birsche und sah da einen frischen Edelmarderbalg auf der Spreng. Auf meine Frage wurde mir der Bescheid, daß dieser Balg von einem Marder stamme, den er vom Halse eines Rehkitzes, das heftig klagte, abgetrieben und dann erlegt habe.

Auer-, Birkgeflügel, sowie deren Gelege sind vor dem Marder so wenig sicher, als die brütende Fasanhenne und selbst aufgebäumte Stücke greift er an. Oberförster St. berichtete mir von einem Falle, den er beobachtete, indem ein Marder einen in der Baumkrone stehenden Auerhahn angefallen habe und in dessen Nacken eingebissen, mit ihm zu Boden ritt.

Weidmännische Bezeichnungen.

Die weidmännischen Bezeichnungen sind wesentlich dieselben wie bei dem übrigen kleineren Raubwilde; der Marder hat — Lauscher, Seher, Fett; seine Zähne heißen — Gebiß, die Eckzähne — Fänge, die Füße mit den Zehen werden auch — Pranten genannt. Die Begattung heißt — ranzen; jene Stelle, wo der Marder beim Abbäumen die Vorderpranten aufsetzt, nennt man — Absprung, dagegen den Punkt, von welchem aus er an irgend einem Gegenstande in die Höhe klettert — Aufstieg.

Spur.

Die Spur der Marder ist jener der Katzen ziemlich ähnlich und auch in Größe nicht sehr verschieden (Fig. I), doch sind die Ballen mehr länglich und durch weiter nach vorn hinausragende Mittelzehen von der Katzenspur zu unterscheiden. In der Flucht kommt die Marderspur manchmal der Hasenspur in ihrer Stellung sehr nahe (Fig. II). Den Unterschied der Spur des Stein- und Edelmarders habe ich schon Eingangs erwähnt.

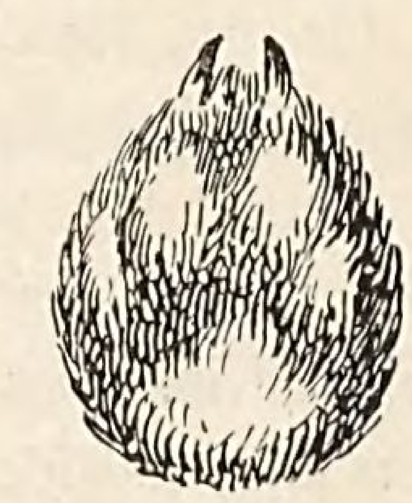


Fig. I.

Fortpflanzung.

Der Stein- oder Hausmarder ranzt im Monat Februar oder Anfangs März; während dieser Zeit sieht man ihn häufig auf Dächern, Mauern 2c. umhersuchen und hört öfter das katzenartige Miauen der Rüden und auch ein Murren und Zanken der verliebten Rivalen unter sich. Die Fähe geht ca. 9 Wochen dick und bringt in der zweiten Hälfte des Monat April meistens drei, selten vier oder fünf blinde Junge von mausgrauer Farbe und weißgefärbter Kehle und Brust zur Welt, welche ca. 3 Monate gesäugt werden. Bis zum Herbste bleibt das Geheck beisammen, dann geht jedes seiner Wege und im nächsten Frühjahre sind die Jungen zeugungsfähig, während ihr Wachstum erst im Laufe des zweiten Jahres vollendet wird.

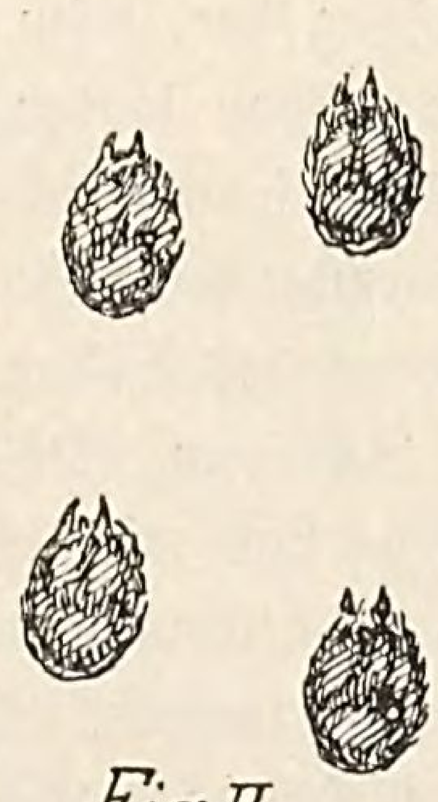


Fig. II.

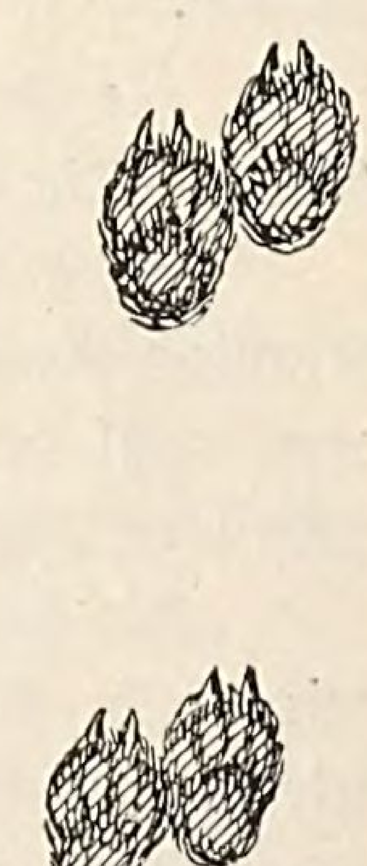


Fig. III.

Das höchste Alter der Marder schätzt man auf ca. 12 Jahre; Krankheiten, mit Ausnahme der Räude, kennt man nicht; die Jungen lassen sich leicht zähmen.

Jagd.

Eine eigentliche Jagdart auf den Steinmarder gibt es wohl nicht, man müßte nur das Auspochen oder Austreiben aus seinem Schlupfwinkel in Scheune oder Löchern hiezurechnen. Ich habe schon erwähnt, daß der Steinmarder seinen Aufenthalt gern in Scheunen und Heustadeln 2c. nimmt. Wenn man ihn nun droben bestättigt hat und mehr oder weniger seinen Wechsel kennt, auf dem er in

der Scheune aus- und einwechselt, so postiert man einen oder mehrere aber verlässige und nicht zu hitzige Schützen rings um die Scheune und trachtet den Marder aus dem Innern auszutreiben. Dieses Geschäft verrichtet man am besten, wenn man ein paar Jungens dazu nimmt, welche mit Klappern oder irgend welchen Blechgegenständen, wie Pfannen, Deckeln oder auch mit eisernen Ketten versehen sind und damit im Innern des Heuschobers rasseln, denn der Marder verträgt solche Töne durchaus nicht. Auch lassen sich scharfe Dachshunde dazu verwenden, wenn man sie an die Schlupflöcher der Marder im Heu oder Stroh hinaufträgt und dann einkriechen läßt. Geht im Innern der Spektakel los, so wird sich der Marder in der Regel auf das Dach hinauszuflüchten suchen und von hier aus wird er von den postierten Schützen mit einer guten Ladung Schrot Nro. 3 oder 4 herabgeschossen.

Bei dieser Arbeit muß jedoch jeder Schütze bedacht sein, den Gegenstand, welcher etwa in einer Dachlucke erscheint, genau erst anzusehen, ehe er Feuer gibt, denn manchmal erscheinen Katzen, auch der dazu verwendete Hund oder gar der Kopf eines Jungen und man könnte Unheil anrichten. Auch kann ein auf Raubzeug scharfer Hund in Bereitschaft gehalten werden, der sofort zugreift, wenn der Marder auf den Boden herabspringt, um sich zu flüchten.

Daß man in mondhellen Nächten auf den Marder anstehen kann und sich Plätze hiezu auswählt, über die er sichtbar wechselt, brauche ich nicht eigens zu erwähnen. Gewöhnlich erscheint er des Abends zwischen 9 und 11 Uhr, auch nach Mitternacht, wo er wieder zurückwechselt.

Das Ausneuen oder Einkreisen des Marders im Walde habe ich beim Abschnitte der Wildkatze schon erwähnt und das Verhalten des Jägers bei dieser Arbeit schon besprochen, ich habe daher dieser etwas anstrengenden, aber doch mehr Erfolg versprechenden Jagdmethode nichts Weiteres mehr beizufügen.

Fang. Interessanter und lohnender als die Jagd mit der Schußwaffe, ist der Fang dieses geheimnisvollen Räubers.

Zum Fang des Marders gibt es sehr vielerlei Vorrichtungen. Da nun der Steinmarder meist in und an Gehöften am sichersten zu erwarten ist, richten sich auch die Fangapparate darnach. Zum Fang für den Steinmarder besonders innerhalb der Gehöfte erachte ich als die geeignetsten Fangapparate: 1. das Tellereisen, 2. die Webersche neue Raubtierfalle und 3. die Klappfalle oder Kastenfalle. Hiermit soll jedoch die Anwendung der schon beschriebenen Prügelfalle und der Bodenfallen, sowie des Schwanenhalses mit Tellerstellung und auch des Raubtierschlages von Hantusch nicht ausgeschlossen sein. Da nun alle diese Apparate und ihre Anwendung schon in früheren Kapiteln behandelt sind, möchte ich nur noch auf einige besondere Punkte beim Steinmarderfange aufmerksam machen.

Die Behandlung der Eisen, des Fangplatzes zc. verhält sich beim Marderfange ebenso, wie beim Fuchse. Die Eisen müssen sauber gehalten und verwittert sein, wozu Marderlosung gute Dienste leistet.

Zu Fangplätzen im Freien wähle man die Wechsel des Marders oder jene Stellen, wo er seinen Aufstieg oder Absprung hat. Ein Haupterfordernis zu sicherem Fange ist die Ankirrung, nach welchem man wohl zum Legen des Eisens oder der Falle schreitet. Außerdem kann der Fang mit Erfolg stattfinden in Gärten, Scheunen, Ställen, an altem Mauerwerke und im Dohnenstiege.

Die Fangplätze sind wie beim Fuchsfange vorzubereiten; das Lager des Eisens wird eingeschnitten, mit Laub, Spreu, Ameisenhaufenerde oder leichtem trockenen Sande ausgefüllt und dann können die Kirrungsbrocken gelegt werden. Diese mögen bestehen aus Backobst, Eiern, Heringskopf, kleinen toten Vögeln und auch Gescheide. Dornenzweige links und rechts vom Eiseneinschnitte eingesteckt, fördern den spätern Fang dadurch, daß der Marder gezwungen wird, über das Eisen zu treten und nicht seitwärts auszuweichen.

Schleppen zum oder vom Fangplatze ab fördern ebenfalls. Es bleibt mir nur übrig, Rezepte für Wittrungen, Brocken und Schleppen anzuführen.

Wittrungen. Da gibt es nun, wie ich schon anderwärts erwähnte, eine Menge von Abwechslungen und Geheimnissen, ich will aber nur einzelne erprobte und möglichst leicht herzustellende anführen, die uns in allen älteren Werken empfohlen sind und an denen nicht wohl etwas zu ändern oder beizusetzen ist.

1) $^1/_5$ gr besten Moschus,
6 gr Anisöl,
6 gr Bilsenöl in ein Glas gethan und tüchtig umgeschüttelt; von dieser Wittrung bringt man ein paar Tropfen auf ein reines Läppchen und bestreicht damit das gut geputzte Eisen an allen seinen Teilen; kann sowohl im Freien, als auch in Gebäuden benützt werden.

2) 250 gr Gänsefett, nebst den davon erhaltenen Grieben, klein zerschnittenen weißen Zwiebeln und klar gehacktem Hühnerfleisch, thue man in einen reinen Tiegel und lasse die Masse tüchtig kochen unter beständigem Umrühren mit einem reinen Holzspahn, bis die Masse gelb wird. Wenn die Masse vom Feuer genommen ist, mische man zerstoßenen Kampfer, etwa in der Größe eines Welschkornes bei.

3) Wenn man sicher ist, daß Hauskatzen nicht zukommen, ersetzt Katzenkraut — marum verum, womit das Eisen eingerieben wird, jede Wittrung.

4) Wasser eines gefangenen Marders wird in gut versiegelter Flasche an kühlem Orte aufbewahrt und damit das Eisen eingerieben.

Der beste Fang- und Kirrungsbrocken für Marder ist und bleibt stets das Ei, besonders im Innern von Gebäuden; man hat aber dabei einige Vorsicht mit sicherem und unverfänglichem Befestigen zu gebrauchen, um den Marder damit nicht zu vergrämen. Man bindet in der Mitte eines feinen aber dauerhaften Zwirnfadens ein kleines hölzernes Knebelchen von ca. 1 cm Länge. In das als Belegungsbissen bestimmte Ei wird mit einer Nadel in der Mitte ein feines Loch, jedoch nicht größer, als daß man das Knebelchen hindurchschieben kann, eingebohrt. Ist dies eingeschoben, zieht man mit den beiden Zwirnfäden das Knebelchen vorsichtig an die Schale fest, daß es im Innern des Eies quer liegt, verklebe dann das Loch mit irgend welchem Kitt, wie Cement oder Gyps, daß das Eiweiß nicht ausrinnen kann; auch ein kleines Stückchen Papier, auf den Faden gereiht, wird sich mit dem Eiweiß fest verbinden und das Loch verschließen. Mit dem Faden wird nun das Ei auf dem Eisen befestigt. Der Marder nimmt nicht gerne faule Eier an. Um nun zu verhüten, daß Eier durch längeres Liegen faul werden und dem Marder vergrämen könnten, behilft man sich damit, daß das frische Ei ausgeblasen und mit feinem Sande gefüllt wird, die Löcher verklebt man dann mit Gyps. **Brocken.**

Außer dem Ei sind gebackene Pflaumen oder Birnen (Hutzeln) gute Kirrungs- und Abzugsbrocken; sie haben den Vorteil, daß Hunde und Katzen dieselben nicht annehmen.

Will man Tellereisen im Freien legen, kann auch Hasengescheide, das neben dem Eisen so hoch an ein in den Boden gestecktes Stäbchen festgemacht wird, daß der Marder, nach dem Gescheide springend, ins Eisen treten muß, angewendet werden.

Im Freien mögen frischgeschossene Sperlinge als Abzugsbissen verwendet werden; in Gebäuden sind sie jedoch wegen der Hauskatzen nicht anzuwenden.

Schleppen leisten nur beim Fange im Freien Dienste und mögen in schon beschriebener Weise mit frischem Gescheide, mit Hering, mit gebratenen Katzen oder Eichhörnchen ausgeführt werden. **Schleppen.**

Bevor ich auf die beim Fange Eingangs erwähnten Fangarten näher eingehe, möchte ich an den Fänger eine kleine Mahnung ergehen lassen. Besonders in Gehöften und Scheunen ist das Legen der Eisen mit vielen Gefahren für die Hauseinwohner und das Gesinde verbunden. Der Fänger hat daher alle mögliche Vorsicht zu gebrauchen, daß jede Person im Hause unterrichtet ist, wann, wie lange und wo die Eisen liegen, um so einem Unglücksfalle möglichst vorzubeugen. Ganz besonders ist dies beim Legen der Weberschen Raubtierfalle nötig, denn dieselbe hat sehr starke Federn und das Aussehen einer solchen Kastenfalle, welche mehr einem kleinen Kasten ähnlich sieht, als einem gefährlichen Fangwerkzeuge, ist so verführerisch, daß Unberufene leicht versuchen könnten, das Ei zu ergreifen und sich dadurch schwere Verletzung an den Armen zuzuziehen. **Das Legen der Eisen und Fallen.**

ad 1) Das Tellereisen. Wenn man sich möglichst viele Fangplätze vorbereitet und gehörig angekirrt hat, wähle man die bestangenommenen Kirrungsplätze zum Legen der Eisen aus. Das sauber geputzte und verwitterte Eisen wird in den gereinigten Einschnitt eingebettet, wie das beim Fuchsfange beschrieben ist und dann ordne man den Platz sorgfältigst. In der Regel geht ein gut angekirrter Marder schon in der ersten Nacht ins Eisen. Zur Zeit, wo Frostwetter eintritt, muß der Fänger sein

Augenmerk darauf richten, daß das Eisen resp. die Bügel nicht mit der gefrorenen und sich dadurch ausdehnenden Erde in Berührung kommen; ebenso muß gefrorene Fütterung, wie Laub und dergleichen entfernt und durch trockene neue Auflage ersetzt werden.

Hat man einen Dohnenstieg im Reviere, ist derselbe ein sehr guter Fangplatz für den Marder. Man ist bemüht, alle gefangenen Vögel am Abende zu entfernen bis auf einen, den man etwas niedriger hängt, so daß der Marder veranlaßt wird, einen Sprung zu machen, um den Vogel zu fassen. An diesem Punkt wird nun das Eisen eingebettet und der Erfolg wird lohnen. Alle im Freien liegenden Eisen sind mit Ankerkette zu versehen; denn wenn auch der Marder nur in seltenen Fällen sich herauszuschneiden versucht, wird dies doch durch die Kette meistens verhütet.

Will man nun ein Tellereisen in Scheunen, Heuschobern, Stallungen 2c. legen, so muß man, falls der Boden nicht aus Rasen besteht und das Einbetten des Eisens gestattet, sich den Fangplatz erst bereit machen.

Man wählt eine Ecke und schüttet hier ungefähr 6 bis 8 cm hoch durchgesiebte Gerstenspreu in einer etwas größeren Ausdehnung, als der Umfang des zu legenden Eisens ausmacht — etwa Webersches Tellereisen Nro. 25 — auf und ebnet sie oben schön glatt ein. Hat man nun infolge eingelagerter Futtervorräte keine passende Ecke zur Verfügung, so stellt man sich selbst eine solche her, indem man zwei alte Bretterstücke von ca. 45 cm Höhe in einem etwas spitzeren, als rechten Winkel zusammennagelt und befestigt diese künstlich gemachte Ecke an einem beliebigen Orte durch Anlegen von ein paar alten Ziegelsteinen oder durch Annageln an Dachsparren 2c.

Vor dem Aufschütten der Spreu muß man dieselbe aber verwittern. Man nimmt zu diesem Zwecke von der sub 1 angegebenen Wittrung ein paar Tropfen auf beide Handflächen und reibt die Spreu mit dieser Wittrung gehörig durcheinander. Wenn man etwa auch ohne Wittrung zum Ziele gelangen kann, so trägt der penetrante Geruch doch wesentlich zur Förderung des Erfolges bei, denn er hat für den Marder stets etwas anziehendes, wodurch auch von ihm der Fangplatz leichter gefunden werden kann.

Ist nun der Platz so vorbereitet, so lege man hart in die Ecke ein frisches Ei, aber womöglich ein frisch gelegtes; nach der zweimaligen Aufnahme dieser Kirrung von Seite des Marders wird dann das Eisen selbst eingelegt, nachdem es mit derselben Wittrung wie die Spreu abgerieben worden ist; das zwar gespannte aber bislang noch versicherte Eisen wird nun so eingelegt, daß die Kettenschleife in die Ecke, und zwar so weit zurück zu liegen kommt, als beide Bügel dies gestatten, ohne beim Zuschlagen an der Wand anzustreifen, was natürlich vorher zu prüfen ist.

Man vergesse ja nicht, unter den Bügeln und unter dem Schloß das schon erwähnte Stückchen Dachziegel unterzulegen, worauf dann das Eisen vorsichtig, aber nur so hoch, daß dasselbe gerade gedeckt ist, mit Spreu zugelegt wird; am besten macht man dies mit einer Feder. Das Kettchen muß dann festgemacht werden, entweder an der Bretterwand oder am Boden und selbstverständlich gut gedeckt sein.

Nun legt man das Ei, aber nicht in die Mitte des Eisens, sondern in die Ecke, so daß es über der Kettenschleife liegt und ist das alles geschehen, vergesse man zum Schlusse nicht, die Versicherung aufzudrehen.

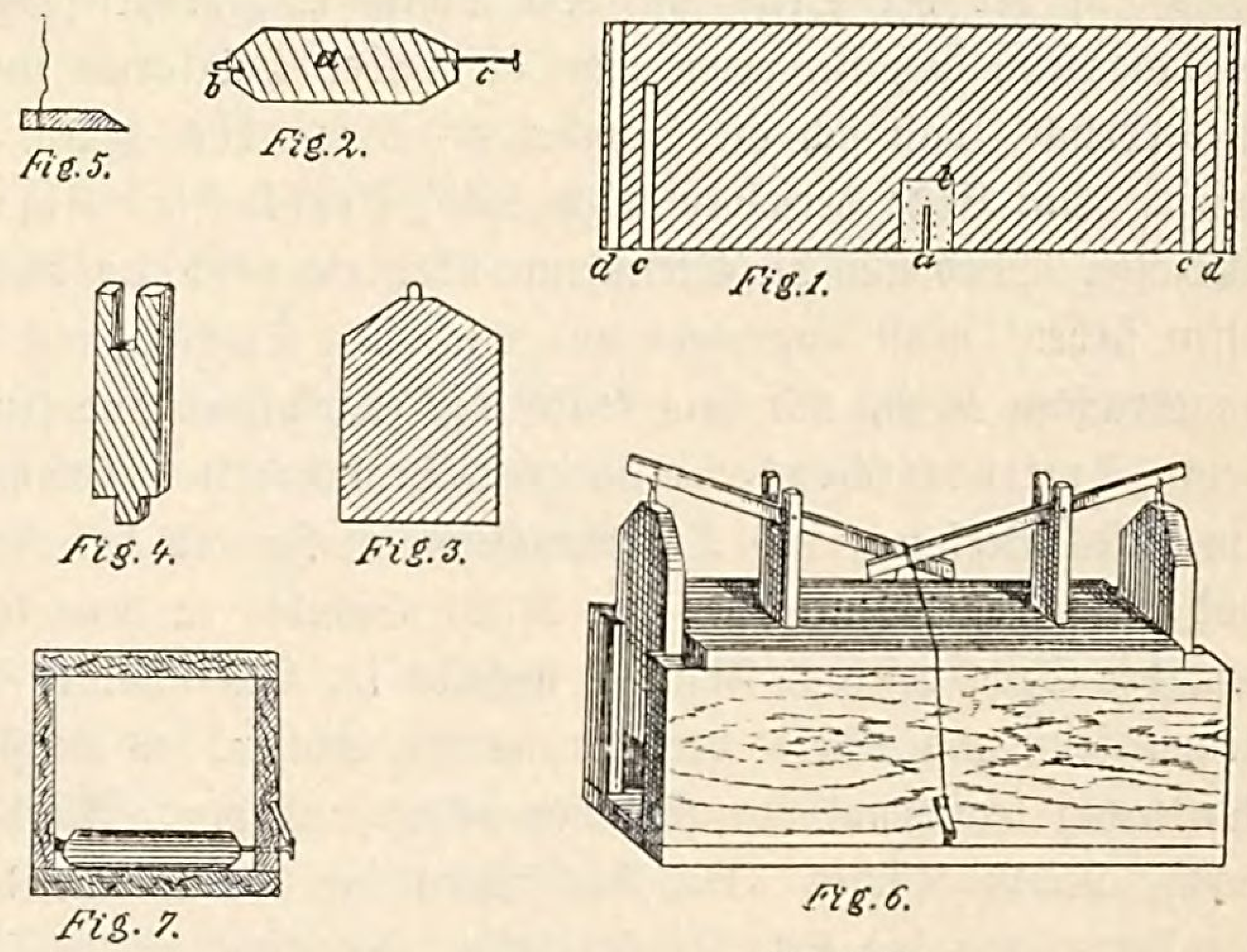
Warum ich bei dieser Fangart das Ei nicht auf dem Teller befestigt haben will, ist einfach der Grund, daß jedes Raubtier sich nur äußerst vorsichtig dem Köder oder Abzugsbissen nähert und häufig erst mit der Prante versucht, den Köder sich näher heranzuziehen. Geht nun die Geschichte bei dieser Bewegung los, kann sich das Tier sehr weit unten an der Prante nur fangen und wieder los werden. Wenn aber das Ei hinter den Bügeln liegt, so tritt das Tier vertrauter näher, weil noch nicht beim Köder, kommt so mitten auf das Trittbrett und fängt sich sicherer.

Nach gelungenem Fange muß das Eisen, mit Sand abgerieben in heißem Wasser abgebrüht und völlig trocken und blank gemacht werden.

ad 2) Webersche Raubtierfalle verweise ich auf das einschlägige Kapitel beim Fuchsfange, in welchem dessen Konstruktion und Behandlung vollständig geschildert und die Falle abgebildet ist.

Mir erübrigt noch über die Klappfalle zu berichten, die ich bis jetzt noch nicht beschrieben habe.

ad 3) Die Klappfalle. Zum Fange des Marders, Iltis und Wiesel ist die Klappfalle ein äußerst praktisches Instrument, das sowohl in Gehöften, Scheunen, als auch in Zäunen und Einfriedigungen von Fasanerieen ꝛc. herrliche Dienste leistet. Fertige Klappfallen sind in den Fabriken sowohl von Weber, als auch von Grell in Haynau zu beziehen, jedoch ist jeder verständige Zimmermann imstande, um billiges Geld die Falle herzustellen. Oberförster Stach hat die Anfertigung mit den detaillierten Zeichnungen in Nro. 10 des Deutschen Jäger vom 1. April 1894 mit peinlichster Genauigkeit beschrieben wie folgt:



Klappfalle.

Aus mindestens 4 cm starken, vollkommen trockenen Pfosten (der längeren Dauer wegen ist Kiefer jedem anderen Holze vorzuziehen — ausgenommen Eiche, die jedoch für diesen Zweck zu teuer käme) werden vorerst drei gleiche Stücke ausgeschnitten, 110 cm lang, 32 cm breit; diese sind für den Boden und die beiden Seiten des Kastens der Falle bestimmt. Hat man kein so breites Material zur Verfügung, kann man die für die beiden Seitenwände bestimmten Stücke auch bloß 27 cm breit machen, dann müssen diese aber zwischen Boden und Deckel gestellt werden. Das Deckbrett ist von demselben Material, ebenfalls 32 cm breit (so breit wie das Bodenbrett), aber nur 90 cm lang. Genau in der Mitte eines dieser Seitenstücke wird ein 7 cm tiefer und 1 cm breiter Schlitz senkrecht zur Kante eingeschnitten und sogleich auf der für die Innenwand bestimmten Seite mit einem Stückchen Blech mit gleichem Ausschnitte so verkleidet, daß der Schlitz frei bleibt; dieses soll später das Durchbeißen des gefangenen Wildes an der Stelle verhindern (Fig. 1 a und b). An der diesem Schlitz entgegengesetzten Seite wird ein Stückchen starker Draht oder ein Drahtnagel auf die Art einer Haspe umgebogen eingeschlagen; derselbe dient zum Einhängen des Stell- oder Trittbrettchens (Figur 2 a), das 13 cm lang, 10—15 cm breit und an den beiden Enden, wie die Zeichnung zeigt, etwas flach zugespitzt, an den beiden Längsseiten aber scharfkantig, ähnlich wie die Nabe einer Dachschindel, zugeschnitten ist; an dem einen Ende wird ein schwächerer Drahtnagel eingeschlagen und mit dem Kopfe so nach oben gebogen, daß er einen Haken bildet (Fig. 2 b), an der entgegengesetzten Seite ein starker Drahtnagel genau in der Mitte des Trittbrettchens etwa 2 cm tief eingeschlagen, der noch mindestens 5 cm hervorragt, so daß er nach Einhängen des Trittbrettchens durch den Schlitz bis an die Außenseite des Kastens langt (Fig. 2 c).

An den zwei die Längsseite des Kastens bildenden Bretter werden an der Innenseite beiderseits je zwei 8 cm breite Leisten senkrecht und in dem Abstande von etwas über 4 cm (die Brettstärke) parallel zu einander aufgenagelt (Fig. 1 c und d), wodurch eine Art Falz oder Führung entsteht, in dem sich die beiden Schuber bewegen.

Nach Fertigstellung dieser Teile kann der Kasten mit starken Drahtnägeln zusammengenagelt werden; erst werden die Seitenwände auf das Bodenbrett, dann das Deckbrett — beiderseits vom vorderen oder hinteren Rande um je 10 cm zurückstehend — aufgenagelt. Nun werden aus demselben Materiale wie die bereits fertiggestellten Teile die Schuber (Fig. 3) — 23 cm breit und 45 cm hoch — hergestellt, oben — wie die Zeichnung zeigt — flach zugespitzt und oben mit einem umgebogenen Nagel versehen, an welchen die beiden Hebelstangen angebunden werden. Letztere sind aus 2 cm breiten, 3 cm hohen und 66 cm langen Leisten, die oben abgerundet an den Enden und genau in der Mitte mit je einem gebohrten Loch versehen, angefertigt. Sodann werden noch, wie aus der Zeichnung Fig. 6 ersichtlich ist, auf dem Deckel zwei Säulchen — von den beiden Deckelenden 25 cm entfernt — angebracht, die 48 cm hoch, 8 cm breit und 2 cm stark und oben (laut Fig. 4) 8 cm tief gabelförmig ausgeschnitten und unten mit einem 4 cm langen Zapfen, der in den Deckel eingelassen wird, versehen sind.

In der Gabel dieser beiden Säulchen bewegen sich um einen durchgeschlagenen Drahtnagel die beiden Hebelarme; der größeren Dauerhaftigkeit wegen sollen sämtliche Teile, namentlich aber die Außenwände der Falle, glatt gehobelt sein, damit das Regenwasser nicht so leicht in das Holz eindringt, sondern rasch abläuft. Damit wäre der ganze höchst einfache Apparat fertig bis auf die „Stellung" desselben, welche ebenso einfach wie das Ganze ist. Die Hebelarme werden mit den Schubern durch kurze Spagatschnüre lose verbunden; eine lange Spagatschnur, wollen wir sie Stellschnur benennen, wird auf der der Seite mit dem Schlitz entgegengesetzten Seite an einem Nagel befestigt. Sie muß so lang sein, daß sie, wenn man die beiden Hebelarme in der Mitte ober der Falle gleichzeitig so weit niederdrückt, daß sich die Schuber 4—6 cm hoch heben, über diese gelegt, bis zum Schlitze a Fig. 1 reicht. Am Ende derselben wird des „Stellholz" Fig. 1 angebunden, ein keilförmig zugeschnittenes Hölzchen. Wird nun die Stellschnur über die niedergedrückten beiden Hebelarme (so daß die Schuber offen stehen) straff angezogen und wird das Stellholz mit dem einen Ende gegen einen ober dem Schlitz angebrachten Kerb, mit dem keilförmig zugespitzten anderen Ende gegen den vorstehenden Kopf des mit dem „Trittbrettchen" verbundenen Drahtnagels gestemmt, so ist die Falle fängisch gestellt und genügt ein leises Berühren des Trittbrettchens im Innern der Falle, um das sofortige Auslösen der Stellung und blitzschnelles Zuklappen der beiden Schuber zu bewirken. Figur 6 zeigt eine fängisch gestellte Falle von der Seite gesehen, Figur 7 dieselbe im Querschnitte. Es sei gleich bemerkt, daß die Schuber schwer genug sein und öfters probiert werden müssen, ob sie sich nicht klemmen, was bei andauernd nasser Witterung manchmal vorzukommen pflegt und durch Abschnitzen mit dem Messer leicht behoben werden kann. Durch Kürzen oder Verlängern der Stellschnur hat man es in der Hand, die Falle so zu regulieren, daß die Schuber sich mehr oder weniger hoch heben, doch soll die Öffnung nie höher als 4, höchstens 6 cm sein. Diese Öffnung genügt, um das kleine Raubzeug von dem Marder und der Katze abwärts einzulassen; steht die Falle mehr offen, schlupfen nur allzu oft Hasen — besonders junge — ein, was gerade in der besten Fangzeit am häufigsten der Fall ist und daher sehr stört, denn, wenn auch die Hasen keinen Schaden erleiden, so ist für später vorbeiwechselndes Schädliches, das sich wahrscheinlich gefangen hätte, die Falle geschlossen.

Es gibt einklappige und zweiklappige Kasten- oder Klappfallen.

Was nun die Anwendung dieser Fallen betrifft, so habe ich schon die Orte aufgeführt, wo man sie fängisch stellen kann. In Scheunen und Gebäuden stellt man sie frei auf die dasselbe durchlaufenden Balken, ferner können sie an Dachluken oder vor Löcher hinpostiert werden, durch welche der Marder zu wechseln pflegt. Immerhin ist darauf Rücksicht zu nehmen, die Fallen so zu placieren, daß sie vom Marder nicht umgangen werden können, sondern derselbe gezwungen ist, durch die Falle selbst zu wechseln.

Um den Erfolg zu sichern, ist es auch angezeigt, die Fallen geöffnet, wenn auch nicht fängisch gestellt schon während der Ankirrung aufzustellen, damit sie sowohl vom Marder gewöhnt werden, als auch von selbst verwittern.

Will man einklappige Fallen benützen, durch die der Marder nicht hindurch-, sondern nur um den Brocken zu nehmen einkriecht, so müssen dieselben einige Tage geöffnet und mit Kirrungsbrocken versehen werden, ohne daß sie fängisch gestellt sind. Nimmt der Marder die Kirrungsbrocken, welche bei der zweiklappigen Falle gerade nicht nötig sind, dreist heraus, dann mag die Falle fängisch aufgestellt werden. Als Ankirrungsbrocken für diese Falle eignen sich am besten Eier oder Backobst. Das möglichst naturgetreue Verblenden der Fallen durch Strohbüschel im Innern der Scheune, durch Reisig und Äste im Freien fördert den Erfolg. Findet sich Losung in der Nähe der Fallen, so behüte man sie sorgfältig.

Um die Klappfallen auch im Revier anwenden zu können, wo sie für das kleine Raubzeug ebenfalls vorzügliche Dienste leisten, muß man einige Vorbereitungen treffen. Zunächst ist der passende Ort auszuwählen, passend sowohl zum Fangplatze, als auch zum Schutze der Falle vor unberufenen Händen.

Man wähle also stark beraste, mit hohem Grase und Heidekraut bewachsene, versteckte Stellen im Revier, ferner Kulturen und Schonungen, auch alte Wege, Waldlisièren, Waldbäche und Weiher, die mit Vorliebe vom Raubwilde besucht werden.

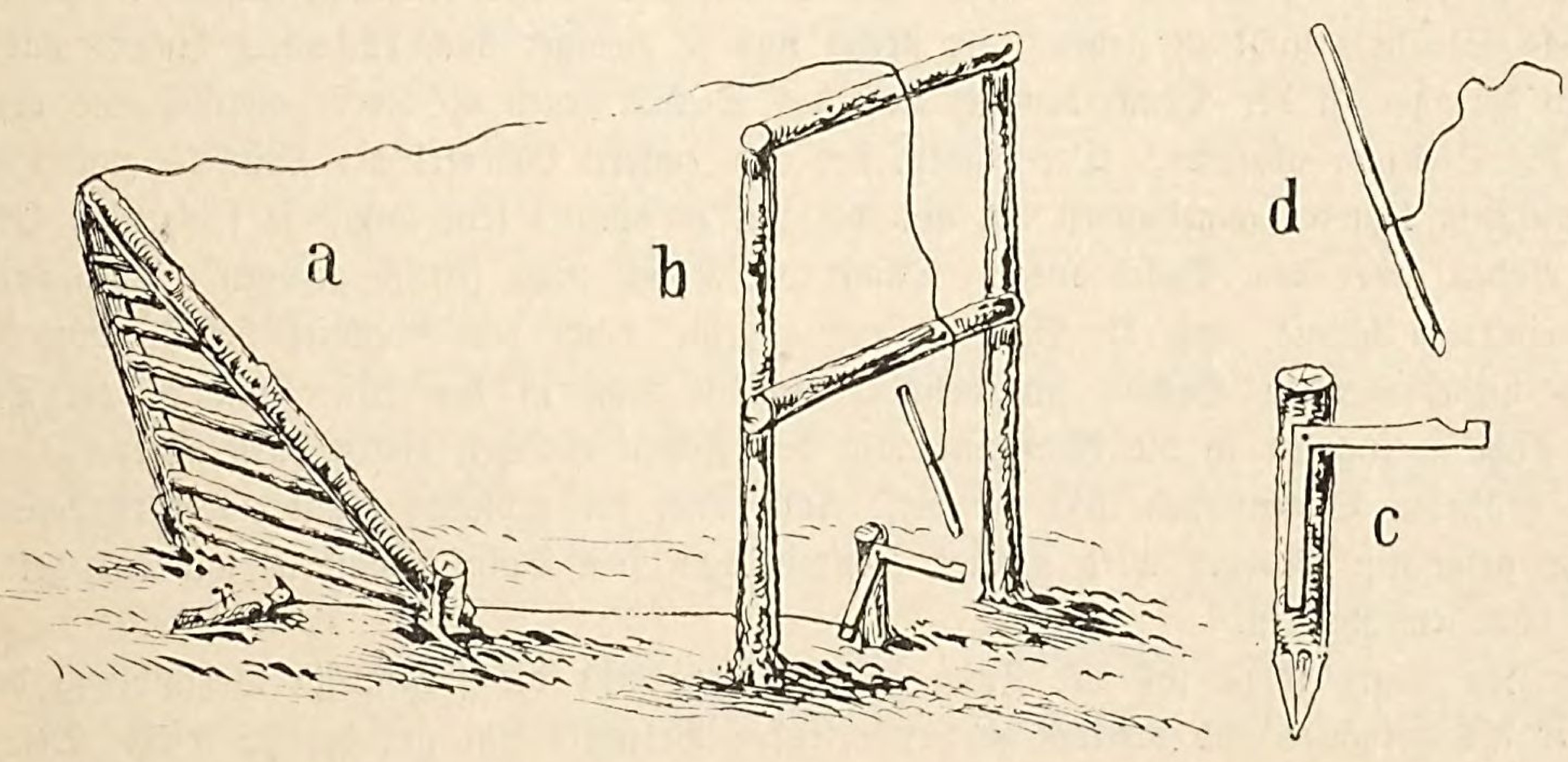
Zum Einstellen der Fallen werden nun schon im Sommer kleine 60 bis 70 cm breite Steige eingerichtet; man sticht die Rasennarbe ab und ebnet den schmalen Weg glatt ein. Im Morgentau und bei Regenwetter wechselt das Raubwild gerne auf solchen vom Pflanzenwuchse freien Steigen, um sich den Balg trocken zu halten.

Auf diesen Steigen werden nun schon im Sommer die offenen Fallen eingestellt; hier verwittern sie ordentlich und das Raubzeug gewöhnt sich an ihren Anblick. Bei dieser Aufstellung muß darauf Rücksicht genommen werden, daß der Fallenboden so tief in das Erdreich eingelassen ist, daß er mit dem gewachsenen Boden gleiche Höhe hat. Befinden sich nun links und rechts von der Falle nicht Gestrüpp oder Sträucher, welche das Raubwild verhindern, der Falle auszuweichen, so stecke man solche neben die Falle ein und binde die Spitzen ober den Fallen zusammen, wodurch ein vollständiges Verblenden der Fallen erreicht wird.

Wird nun bei Eintritt der Fangperiode die Falle fängisch gestellt, so ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Klappen nur so weit offen sind, als das zu fangende Wild Raum bedarf, um einzukriechen; man wird dadurch verhindern, daß Hasen und Fasanen durchwechseln und gefangen werden und so den Zweck der Falle vereiteln.

Während der Fangperiode sind die Fallen täglich zu revidieren und ist etwa gefangenes Wild herauszunehmen. Ohne nun die Falle in ihrer Stellung zu alterieren oder aus ihrer Einbettung herauszunehmen, verfahre man auf folgende Weise: Man nimmt einen Sack mit, welcher über die Falle auf einer Seite gezogen und mit ein paar bereitgehaltenen Drahtstiften an der Falle befestigt wird; hierauf hebt man die entgegengesetzte Klappe so hoch auf, daß man mit einer Gerte in die Falle hineinstoßen kann. Auf diese Weise treibt man das Raubtier, nachdem die Klappe an jener Seite, wo der Sack befestigt ist, in die Höhe gezogen war, in den Sack hinein, in welchem es dann sofort erschlagen werden kann.

Prügel- und Bodenfallen habe ich schon in dem Kapitel der Wildkatze aufgeführt und beschrieben, sie sind für den Marderfang außerordentlich praktisch und dürfen in keinem Revier fehlen. Bodenfalle.



Zum Schlusse möchte ich jedoch noch eine Bodenfalle anführen und beschreiben, welche ob ihrer Einfachheit unendlich empfehlenswert ist. Die beigegebene Zeichnung erweist die Einfachheit des ganzen Mechanismus am allerbesten.

Figur a stellt den in die Höhe gezogenen Deckel mit dem darunter liegenden Köder dar. Der Deckel kann viereckig oder dreieckig, aus einem Brett oder aus rohen Fichtenstangen hergestellt sein. In letzterm Falle dürfen die Querstangen nicht oben auf den Rahmen genagelt, sondern müssen in die Innenseite der Rahmenstangen eingepaßt werden, damit beim Niederfallen des Deckels auch die Querstangen in gleicher Linie mit den Rahmenstangen den Boden berühren. Beabsichtigt man auch kleineres Raubzeug, wie Wiesel, Eichhörnchen, Häher zu fangen, empfiehlt es sich, die Querstangen näher aneinander zu setzen. Eine Deckelbreite von 40 bis 45 cm genügt für den Fang von Wiesel bis Marder.

Der Deckel wird durch eine Schnur, die über das Gerüst b zur Stellung läuft, in der gewünschten Höhe festgehalten, wird mit Steinen, Holzklötzen ꝛc. genügend belastet und dann mit Moos überdeckt, das man auch vorne und an den Seiten etwas herunterhängen lassen kann, damit das ganze recht unscheinbar und natürlich aussieht, wie ein mit Moos bewachsener Hügel.

Figur b ist die Rückansicht des Gerüstes mit der Stellung. Das Gerüst kann 10 Schritte und noch weiter vom Fangplatz entfernt sein und gut versteckt angebracht werden, so daß ein an den Fangplatz kommendes Raubtier nichts auffälliges bemerken kann und ohne Bedenken den frei am Boden liegenden Köder ergreift.

Zur Stellung benöthigt man den Winkel c und das Stellholz d. Beide richtet man sich am besten zu Hause her, alles andere kann an Ort und Stelle gemacht werden. Der Winkel c, dessen Schenkel ungefähr 12 cm lang sind, kann aus einem Stück Holz geschnitzt oder aus zwei Teilen hergestellt werden, die in einander eingefügt und mit kleinen Stiftchen befestigt sind. Der Winkel wird mittels eines Drahtstifts an ein kleines Pfählchen befestigt, nachdem man ein Loch durch den Winkel vorgebohrt, damit er sehr leicht beweglich ist. Der eine Schenkel hat eine Kerbe zur Aufnahme des Stellholzes, am Ende des andern Schenkels ist der Faden befestigt, der am Boden liegend zum Köder läuft. Das Pfählchen mit dem Winkel wird in der Mitte des Gerüstes in die Erde getrieben, so daß der Winkel seitlich zu stehen kommt, der Schenkel mit der Kerbe nach hinten. Es ist darauf zu achten, daß der nach unten stehende Schenkel den Boden nicht streifen kann.

Das Stellholz d hat außer dem Mittel einen Einschnitt, an welchem die den Deckel haltende Schnur befestigt wird. Die Länge des Stellholzes richtet sich nach der Entfernung vom untern Querholz des Gerüstes bis zur Kerbe des Winkels und ist vielleicht 20 cm.

Nun zur Stellung. Nachdem die Schnurlänge vom Deckel zum Stellholz genau abgepaßt ist, zieht man, hinter dem Gerüst stehend, mit der Schnur den Deckel hoch und stemmt das längere Ende des an der Schnur befestigten Stellholzes von unten gegen den untern Querbalken des Gerüstes. Dieser Querbalken hat also die ganze Last des Deckels zu tragen. Durch Einfügen des kürzern Endes des Stellholzes in die Kerbe des Winkels wird das Stellholz in dieser Richtung gehalten. Ganz senkrecht braucht das Stellholz nicht zu stehen. Je steiler und je weniger nach rückwärts hinaus dasselbe aber steht, desto geringer ist der Druck, den die Last des Deckels gegen die Kerbe ausübt, und desto leichter läßt sich die Stellung abziehen. Der Faden, der vom untern Schenkel des Winkels zum Köder läuft, und an welchem letzterer angebunden ist, und der um so dünner sein kann, je feiner die Stellung ist, geht am Boden unter dem Deckel durch. Damit der Köder nicht seitlich gezogen werden kann, wobei der Fall eintreten könnte, daß die Stellung erst abgeht, wenn das Raubtier bereits außer dem Bereiche des niederfallenden Deckels sich befindet, schlägt man in der Mitte hinter dem Deckel zwei Stäbchen dicht aneinander in die Erde und läßt den Faden zwischen diesen durchlaufen.

In größeren Dimensionen läßt sich diese Falle auch für größeres Raubzeug herstellen.

Nutzung. Der gefangene Marder wird getötet, gestreift und sein Balg behandelt, wie das bei Wildkatze, Otter ꝛc. schon erwähnt ist.

Für den Jäger lohnt sich der Fang des Marders und die sorgfältige Behandlung des Balges sehr, da er als gesuchtes und vielfach zu verwertendes Pelzwerk sehr gut bezahlt wird. Der Balg des Steinmarders steht etwas billiger im Preise, als jener des Edelmarders, für welchen man je nach Schönheit und Güte 10—12 Mark erlösen kann.

6. Der Edelmarder.



Nachdem die systematische Einteilung des Edelmarders schon im vorhergehenden Kapitel seines Vetters, des Steinmarders, mit dessen Einteilung sie ganz identisch ist, aufgeführt ist, obliegt mir nur jene Punkte anzuführen, in denen der Edelmarder vom Steinmarder abweicht.

Der Edelmarder — mustela martes, martes vulgaris — auch Baum- oder Buchmarder, ist um Weniges größer als der Steinmarder; seine Länge beträgt durchschnittlich 55 cm bis zur Rutenwurzel, die Rute mißt ca. 30 cm; die Läufe sind etwas höher als die des Steinmarders, und der Kopf mehr in die Länge gestreckt. **Naturgeschichtliches.**

Der Pelz dieses Marders ist schön dunkelbraun, an der Schnauze fahl, an Stirn und Wangen lichtbraun, an den Flanken und am Bauche gelblich, an den Läufen schwarzbraun und an der Rute dunkelbraun. Zwischen den Hinterläufen befindet sich ein rötlichgelber Streifen, der sich manchmal bis zu dem schön gelben und ziemlich ausgedehnten Kehlflecken hinzieht und ein Hauptunterscheidungszeichen, wie schon dargethan, vom Steinmarder bildet. Die Fähe ist, wie auch beim Steinmarder, etwas heller im Kolorit und etwas schmächtiger.

Alles Übrige, wie Zahnformel 2c. ist identisch mit dem Steinmarder.

Die Verbreitung des Edelmarders erstreckt sich über alle bewaldeten Gegenden der nördlichen Erdhälfte. In Europa findet er sich in Skandinavien, Rußland, England, Deutschland, Frankreich, Ungarn, Italien und Spanien, in Asien bis zum Altai. Die stärksten Edelmarder findet man in Schweden, deren Balg viel dichter und länger behaart ist und mehr ins Graue übergeht, als beim unsrigen. **Verbreitung, Aufenthalt und Lebensweise.**

Am liebsten hält sich der Edelmarder in Laub- und Nadelwäldern auf, die dichte geschlossene Bestände haben.

Der Edelmarder ist reines Baumtier, ein vollendeter Kletterer, bewohnt meistens hohle Bäume, verlassene Nester von Wildtauben, Eichhörnchen und Raubvögeln, auch in Felsenritzen sucht er seltener Zuflucht. Am Tage ruht er meistens; nach Sonnenuntergang wird er mobil und geht seinem Raube nach. Kein Tier oder Vogel, dem er gewachsen zu sein glaubt, ist vor seinen Nachstellungen sicher, vom Rehkitz herab bis zur Maus, vom Auerhahn bis zum kleinsten Vogel. Auch sind Nester, Nesthocker und E i e r vor ihm nirgends sicher.

Außerdem raubt er Bienenstöcke aus, raubt Obst jeglicher Art und Beeren die am Boden wachsen. Zeitweise besucht er auch Hühnerställe und Taubenschläge, deren ganzen Besatz er erwürgt, nicht um seinen Hunger bloß zu stillen, sondern aus reiner wilder Mordlust. — Als gefährliches Raubtier steht der Edelmarder noch höher als sein Verwandter, der Steinmarder.

Das Alter des Edelmarders wird auf 10—12 Jahre geschätzt. Entgegengesetzt der Ansicht, daß Edel- und Steinmarder sich vermischen, was v. Riesenthal bei Gelegenheit der Beschreibung der Spur erwähnte, führt Diezel an, daß sie niemals unter einander ranzen, und wenn dies auch zeitweise vorkomme, sei die Begattung fruchtlos.

Mehr reines, rauhes Waldtier, ranzt der Edelmarder früher als der Steinmarder und beginnt die Ranzperiode des ersteren schon Mitte oder Ende Januar, in besonders strengen Wintern anfangs Februar. Nach neunwöchentlicher Tragzeit bringt die Fähe Ende März oder Anfang April in gut verborgenen und sorgfältig ausgepolsterten Verstecken, wie hohlen Bäumen, Felsgeklüften, unter Reisighaufen 2c., 2—4 manchmal auch mehr blinde Junge, welche 3 Monate gesäugt werden. Die Jungen sind leicht zähmbar, aber bei aller Zahmheit regt sich doch bald das wilde, unstäte Element und in die Länge sind sie nicht zu haben. Wahrscheinlich hängt diese Erscheinung mit dem Naturell des Marders zusammen, der, so lange er von der Mutter geführt wird, auch in der Gefangenschaft sich verträglich zeigt, sobald aber die Selbständigkeit des Wesens eintritt, ist's mit der Zahmheit im großen und ganzen vorüber. **Fortpflanzung.**

So hatte ich Gelegenheit, zwei zahme junge Edelmarder im Hause des Herrn Oberförster Henselt, Revier Kreuzing bei München, zu beobachten. Dieselben waren ungemein zahm und drollig. Das Revierhaus stand mitten im Walde und seitwärts befand sich ein Gartenhäuschen, in welchem sich die kleinen Räuber stets aufzuhalten pflegten. Wenn ich zur Birsche kam, da spielten die Kerle meist mit den Töchtern des Herrn Oberförster, saßen auf deren Schultern, auf Tisch und Bänken herum; mich betrachteten sie als etwas Fremdartigeres und ließen sich von mir nicht anfassen. Doch bald regte sich das Mardernaturell, als sie größer geworden waren. Eines Abends kam ich eben von der Birsche zurück, da gewahrte ich auf einem dem Hause nahestehenden Obstbaum den Forstgehilfen und darunter die Familie des Herrn Oberförster — die jungen Marder waren ausgerissen und folgten nicht mehr dem Rufe der Mädchen. Einer saß in dem Obstbaum, und als ihn der Gehilfe greifen wollte — es war schon die Dunkelheit ziemlich vorgeschritten — da erhielt er von dem Kleinen einen so heftigen Biß in den Finger, daß man von allem Weiteren abstand und von diesem Augenblick an waren die jungen Herrn verschwunden — der Drang nach Freiheit und Selbständigkeit hatte sich geltend gemacht.

Jagd und Fang. Die Jagd auf den Edelmarder erfordert keine andere Behandlung, als sie beim Steinmarder schon erwähnt ist; nur besteht der Unterschied, daß man dem Edelmarder mehr im freien Waldrevier nachstellt, da er sich viel seltener als der Stein- oder Hausmarder an Gehöfte heranwagt; infolge dessen ist der Anstand etwas schwieriger. Das Ausmachen oder Ausneuen habe ich schon bei der Wildkatze beschrieben und nichts Besonderes mehr hinzuzufügen. Auch bezüglich des Fanges ist nur der Unterschied, daß man dem Edelmarder mehr im Walde nachstellen und deshalb jene Fangwerkzeuge anwenden muß, die sich dorten besser eignen, worunter ich namentlich die Prügel- und die Bodenfallen rechne.

Nutzung. Totschlagen, Nutzung, Streifen ꝛc. ist schon in früheren Kapiteln beschrieben und findet keine andere Behandlung beim Edelmarder; sein Balg wird in der Regel um ein paar Mark höher bezahlt, als der des Steinmarders.

Bevor ich nun das Kapitel der Marder beschließe, möchte ich nur noch eine kleine Mahnung angefügt haben. Wenn von Vertilgung des behaarten Raubzeuges die Rede ist, da fällt zunächst immer der Blick nur auf den Fuchs; die leichte und wenig weidmännische Art der Vertilgung durch Gift hat unter der Sippe Reinekes große Verheerung angerichtet und man glaubt schlechthin, genug gethan zu haben, wenn man die Füchse im Revier ausgerottet hat. Dem ist aber nicht so. Der Fuchs ist wohl dem Hasen- und Rehstande gefährlicher als die Musteliden, aber unser Flugwild wird viel mehr von dieser kleineren Sippschaft dezimiert, als man glauben möchte.

Da hört man häufig klagen, daß man den Stand an Auer- und Birkgeflügel trotz aller Schonung nicht in die Höhe bringe, daß Haselhühner wohl da sind, aber sich nicht vermehren, ohne daß ihnen ernstlich nachgestellt würde — besehen wir aber die Streckenrapporte in, von fachmännisch gebildeten Jägern geleiteten Revieren, so werden wir finden, daß die Zahlen erlegter Marder, Iltis, Wiesel eine horrende Höhe nachweisen. Man sieht dies kleine Gesindel nicht, es läuft nur höchst selten beim allgemeinen Jagdbetriebe an, aber da ist es und arbeitet an der Verminderung unserer Waldhühner schauderhaft!

Welchen Schaden bringt ein Iltis oder Marder nur, wenn er ein einziges Gelege einer Auer- oder Spielhenne zerstört? Und wie wird diesem Gelichter in den meisten Pachtjagden nachgestellt? so viel wie gar nicht! Der Jagdaufseher ist in der Regel ein nicht herangebildeter Ortsansässiger, der wohl fleißig und brav sein kann, aber vom Fang des kleinen Raubzeuges hat er keine Ahnung — der Jagdpächter oder Jagdherr wohnt meist nicht am Orte, kann und mag sich nicht mit diesem Geschäfte abgeben, er birscht wohl auf den ausgemachten Rehbock, kommt einigemal zur Hühnerjagd, hält eine oder mehrere Treibjagden ab und damit Punktum! Wer stellt also dem Raubzeuge nach? In solchen Revieren wächst es, tritt auf andere über und der fleißige, verständige Heger des Nachbarreviers kann mit aller Mühe dem Raubgesindel nicht Herr werden, immer wechselt es von drüben, wo ihm nicht nachgestellt wird, wieder ein.

Wenn wir also gründliche Abhilfe schaffen wollen, müssen wir mit allen Mitteln darnach streben, die Fangjagd auf kleines behaartes Raubwild, und auch auf befiederte Räuber nach Möglichkeit zu heben, müssen trachten, durch Aneiferung und Belehrung sie zu fördern — nur auf diese Weise können wir Wild-

bestände haben, die in Anbetracht unserer heutigen kulturellen Zustände nicht bloß das Jagdvergnügen erhöhen, sondern auch die Jagdkasse bereichern, ohne Gefahr zu laufen, durch Wildschaden die Klagen der Grundbesitzer wachzurufen. Ein glücklicher Fang befriedigt und erfreut den Jäger ebenso, wenn nicht höher, als ein schöner und glücklicher Schuß! Beim Fange ist es notwendig, daß der Jäger im Revier wohnt, um täglich an Ort und Stelle sein zu können und darum obliegt die Durchführung einer wirksamen Fangjagd zum größten Teile dem wirklichen Berufsjäger — an diese sei mein Appell gerichtet, das Möglichste anzustreben.

---

7. Die Sumpfotter.

Wie die beiden vorhergehend besprochenen Marderarten zur 5. Familie der Marder — mustalidae — in der vierten Ordnung der Raubtiere gehören, so verhält sich's auch bei der Sumpfotter, nur gehört sie nicht der 1., sondern der 2. Sippe an. Systematisches.

Die Sumpfotter oder der Nörz — putorius lutreola — auch Krebsotter, Wasserwiesel, Steinhund ꝛc. genannt, bildet in vieler Hinsicht den Übergang vom Fischotter zu den eigentlichen Mardern; ihre Länge beträgt ca. 50 cm, wovon etwa 20 cm auf die Rute treffen. Der Leib der Sumpfotter ist schlank, fischotterähnlich und langgestreckt, bei kurzen Läufen. Der Pelz besteht aus dichten, glattanliegenden, glänzenden und harten Grannenhaaren von brauner Farbe, unter welchen dichtes, grauliches Wollhaar sitzt. Wenngleich die Sumpfotter in ihrer Erscheinung dem Iltis sehr ähnlich ist, so unterscheidet sie sich doch von diesem durch platteren Kopf, kürzere Läufe, deutlich ausgeprägte Bindehäute zwischen den Zehen der Hinterläufe und verhältnismäßig längere Rute. Der Balg gleicht allerdings mehr jenem des Fischotters in der Art der Behaarung. An der Kehle sitzt ein kleiner lichtgelber Fleck, die Oberlippe ist vorn, die Unterlippe der ganzen Länge nach weiß. Naturgeschichtliches.

Weidmännische Bezeichnungen, sowie Zahnformel sind wie beim Iltis, nämlich $\frac{1}{1} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{2}{2} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6}{6} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{2}{2} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{1}{1} = 34$ Zähne; nur ist der Höckerzahn bei der Sumpfotter etwas stärker.

Die Sumpfotter oder der Nörz war früher über ganz Mitteleuropa verbreitet; infolge des gesuchten, wertvollen Balges ist er aber, wie der Biber, fast gänzlich bei uns ausgerottet und kommt nur noch in einigen russischen Provinzen der Uralgegend in größerer Zahl vor. Verbreitung ꝛc.

Vereinzelt soll sie wohl noch in Schlesien, Hannover und Brandenburg, dann auch in Mähren, Galizien und Ungarn angetroffen werden.

Die Ranzzeit der Sumpfotter fällt in den Februar; nach 9wöchentlicher Tragzeit bringt die Fähe 3 bis 4 Junge.

Die Spur der Sumpfotter gleicht jener des Iltis, nur sind in weichem Boden und bei Schnee die Schwimmhäute der Hinterläufe in der Spur sichtbar.

Die Nahrung besteht aus Fischen, Krebsen, ferner aus Fröschen und Amphibien; daher kommt es auch, daß die Sumpfotter ihren Aufenthalt größtenteils in der Nähe der Gewässer, sowohl fließender als stehender nimmt und sich in Schilf, Morästen aufhält, zum Wohnplatze auch Uferhöhlen, hohle Baumstrünke u. dgl. am Wasserrande wählt.

Über die Jagdart ist bei der Seltenheit dieses Tieres nicht viel zu berichten, doch dürfte der Fang sich nach Art des Otterfanges günstiger gestalten, da sie die Lebensgewohnheiten vielfach mit dem Fischotter gemein hat.

Wie bekannt und schon erwähnt, ist der Balg ein sehr gesuchtes und infolge dessen sehr wertvolles Pelzwerk, das fast den Preis des Zobelpelzes erreicht.

---

8. Der Iltis.

Systematisches. Ein weiteres Glied der Stinkmarder, wie der vorhergehend beschriebene Nörz, ist unser bekannter Iltis. Er gehört, wie dieser, derselben Ordnung, Familie und Sippe an, hat auch dieselbe Zahnbildung und auch die weidmännischen Bezeichnungen finden hier wie dort Anwendung.

Naturgeschichtliches. Der Iltis — foetorius putorius — auch Ilk, Stänker, Stänkmarder, Ratz genannt, hat eine Körperlänge von ca. 42 cm, eine Rutenlänge von ca. 16 cm. Der Balg hat eine Färbung von kastanienbraun und schwarz und die gelbe Unterwolle leuchtet überall durch das braune Oberhaar hervor. Kopf, Unterhals und Brust sind dunkelbraun, Rute und Läufe schwarz. In seiner Gestalt ähnelt bekanntlich der Iltis sehr viel dem Marder, obgleich er schwächer ist; sein glatter Kopf ist spitz und schmal, die Lauscher sind abgerundet und der Rücken ist merklich gebogen. Unter der Rute hat der Iltis am Weidloch zwei Stinkdrüsen, welche eine übelriechende Materie enthalten, die dem ganzen Tiere einen höchst widerlichen Geruch verleiht, den auch der abgestreifte Balg nicht verliert und auch die Losung verbreitet einen ekelhaften Gestank.

Verbreitung, Lebensweise und Aufenthalt. Der Iltis bewohnt die ganze gemäßigte Zone Europas und Asiens, geht sogar noch etwas weiter nach Norden; auch in Asien ist er heimisch. Alle Orte, an denen er Nahrung findet, sind ihm genehm, weshalb man ihn in der Ebene, wie im Gebirge und auch in menschlichen Wohnstätten und deren Nähe antrifft. Im Freien bewohnt er hohle Bäume, alte Fuchsbaue und sonstige Erdlöcher, Felsspalten, altes Gemäuer, Brücken und Durchlässe, Stein-, Reisig- und Streuhaufen, Hecken und Wurzelwerk, und gräbt sich auch zeitweise selbst einen Bau. An Weihern und Bächen, in Feldremisen, an abschüssigen Rainen, überall findet er Gelegenheit seinen Aufenthalt zu wählen, wenn er nur in der Nähe den gewünschten Raub findet.

Im Winter rückt er nach den Städten und Dörfern zu, besonders Einzelhöfe, Stallungen, Remisen, Taubenschläge, Hühnerställe benutzt er zum Aufenthalte und macht sich dort sehr bald durch seine Räubereien bemerklich, denn er kommt überall durch und sind die Spalten zu enge, beißt er sich wenn möglich den Eingang mit Gewalt weiter.

In gewisser Beziehung ist er auch nützlich, indem er eine Menge Mäuse und Ratten vertilgt, ja auch die Gegend von Schlangen und Nattern säubert.

Der Jäger kann und darf ihn aber im Revier nicht dulden, denn bei seiner starken Vermehrung wird sein Raub der Niederjagd sehr fühlbar. Alle Waldhühner und Bodenbrüter sind ob seiner Liebhaberei für Eier sehr gefährdet, er raubt die brütende Henne vom Neste hinweg und zerstört dann nach und nach die ganze Brut. Sogar den Wildenten kann er gefährlich werden, nicht zu reden von dem Schaden, den er an Rebhühnern, Fasanen und Junghasen anrichtet.

Im Übrigen besteht seine Nahrung, resp. sein Raub außer allem kleineren Getier, auch aus Fröschen und Fischen, welche er mit raschem Sprunge ins Wasser fängt, wobei er auch mit großer Gewandtheit untertaucht; Honig und Früchte verschiedener Art verzehrt er ebenfalls.

Obgleich seine Raubgier groß ist, hat er doch nicht jene wilde Mordlust wie der Marder, denn er begnügt sich z. B. in Hühnerställen oder Taubenschlägen mit einem einzelnen Stücke, schleppt es schleunigst fort nach seinem Schlupfwinkel, um es da in aller Gemächlichkeit zu verzehren. Daher kommt es auch, daß er am Orte seiner Schandthat in einer Nacht mehreremale erscheint. Mehr als seine Verwandten ist er für die Zukunft besorgt, legt sich in seinem Schlupfwinkel eine Art Vorratskammer an, wo man eine Menge Frösche, Eier, Mäuse, Vögel 2c. finden kann, die denn auch einen entsprechenden Wohlgeruch verbreiten. In Bewegung ist der Iltis sehr gewandt, schleicht und springt, schwimmt und taucht gut, wie er dies zu seinem Geschäfte eben nötig hat.

Der Iltis ist schlau, listig, mißtrauisch, wird er angegriffen mutig, zornig und bissig und wehrt sich um sein Leben teufelmäßig. Man sagt, daß er nach Art aller Stinktiere im Notfalle seinen Feinden durch Ausspritzen einer stinkenden Flüssigkeit die Nachstellung verleide. Auch seine Sinnesorgane sind vorzüglich entwickelt.

Im Zorn hört man einen feinen kläffenden Ton von ihm, bei Schmerz ein feines, scharfes Pfeifen, dagegen in den Fährlichkeiten der Ranzzeit ein Knurren, Zischen und Fauchen.

Gewöhnlich macht er seine Raubzüge mit Eintritt der Dunkelheit, aber auch untertags kann man ihm an gedeckten Orten begegnen.

Während eines längeren Studienaufenthaltes in einem fürstlich W.'schen Parkreviere der schwäbischen Jura hatte ich vielfach Gelegenheit, einen gefangenen Iltis zu beobachten. Der kleine Kerl war sehr possierlich. Er wohnte des Gestankes halber in einem im Freien aufgestellten und ausgehöhlten Baumstrunk im Hofe des Forsthauses. In der Mitte des Stummels war ein verhältnismäßig kleines Schlupfloch und der obere offene Teil des Strunkes war mit einem verschließbaren Deckel belegt. Der kleine Räuber hatte ein Halsbändchen an, woran er an einem Kettchen am Baumstrunke befestigt war. Meist sah man den Burschen nicht und wenn man auch den Deckel vorsichtig aufhob, hatte er sich im Innern unter Wolle und Heu vergraben. Doch wenn man ihn rief, um ihm Fraß zu bringen, da erschien bald das lebendige Gesicht im Loche und lugte verständig und frisch heraus. Gewöhnlich boten wir ihm die Nahrung an einem längeren Stäbchen an, denn er war heimtückisch und selbst trotz eines ihm am Stäbchen gereichten Bissens stand er nicht an, mich rasch am Finger sehr erheblich zu verletzen. Kaum hatte er den Bissen ergriffen, war er blitzschnell mit demselben in unglaublicher Raschheit durch das Loch verschwunden und drinnen hörte man ihn fauchen und murren. Erst wenn man sich entfernt hatte, was er ganz genau merkte, machte er sich an die Mahlzeit. Wenn sein Kobel der Reinigung halber ausgeräumt werden mußte, da hielten wir ihn mit einem Gabelstocke kurz unter dem Halsband an den Boden gedrückt mit dem Kettchen fest und hier pfiff und fauchte der kleine Giftnickel, trotzdem er eigentlich zahm war. Sein Gebahren hatte viel Ähnlichkeit mit dem der Eichkätzchen, wenn man sie an Kettchen zahm hält, nur war er wilder.

Die Lebensdauer des Iltis schätzt man auf 10 Jahre.

Die Ranzzeit des Iltis fällt in den Februar, wird mit viel Spektakel und erbitterten Kämpfen Fortpflanzung. eingeleitet und dauert bis in den März hinein. Die Fähe bringt nach 8 bis 9 wöchentlicher Tragzeit 3 bis 5 blinde und fast weiß behaarte Junge. Nach 10 bis 12 Tagen öffnen sie die Augen und sind nach ca. 4 Wochen normal behaart. Das Nest befindet sich an verborgenem Orte, gewöhnlich unter Holzstößen und Reisighaufen und ist mit Moos und Federn gut ausgefüttert. Bis zur Halbwüchsigkeit werden die Jungen gesäugt und mit Fraß versehen, dann aber ziehen sie zu selbständigem Raub aus und sind nach Ablauf des ersten Lebensjahres ausgewachsen.



Der Iltis bewegt sich hüpfend und springend fort; die Spur ist wohl in Spur. der Trittstellung jener der Marder ähnlich, aber sticht im Tritt selbst durch den Eindruck der scharfen Klauen von dieser wesentlich ab, da die Sohlen weniger behaart sind als beim Marder; auch in der Entfernung der Sprünge sind die des Iltis durch ihre Kürze bemerklich.

Der Iltis wird nur gelegentlich anderer Jagden mit der Schußwaffe erlegt, Jagd und Fang. wenn er zufällig aufgestöbert wird, oder falls man ihn unter Holzstößen und Reisighaufen austreibt und kein genügend scharfer Hund zur Hand ist, der ihn abwürgt. Findet man ihn in Röhren oder engen Löchern, kommt man mit Eingießen von Wasser am besten zurecht, ihn auszutreiben.

Mehr Erfolg wird durch den Fang erreicht und da hat man auch gleichzeitig Anwartschaft auf den Fang eines Marders.

Da nun für den Fang des Iltis keine anderen Werkzeuge und Fangmethoden bestehen, habe ich deshalb nur auf den Fang des Marders hinzuweisen; alle dort in Anwendung kommenden Geräte passen auch für den Iltis, wie auch die Vorsicht und Handhabung die gleiche bleibt.

Am besten eignet sich der Schlagbaum im Freien (Prügelfalle) und in Gehöften das Tellereisen oder die Webersche Raubtierfalle.

Nachdem dies alles schon eingehend geschildert, bedarf es keiner speziellen Erwähnung mehr.

Totschlagen, Streifen und Behandlung des Balges sind gleich wie beim Marder. Der Balg, Nutzung. wenn er auch manchmal recht schön ist, hat doch nicht den hohen Wert eines Marderbalges, was wohl dem unangenehmen, auch noch lange Zeit dem Balge anhaftenden Geruche zuzuschreiben sein dürfte.

9. Das Wiesel.

Systematisches.



Nachdem ich dem Frettchen schon im Kapitel über das Kaninchen eine breitere Beachtung geschenkt habe, erübrigt mir nur noch das bei uns häufig vorkommende Wiesel, welches als letztes Glied der Marderfamilie in die gleiche Ordnung und Sippe gehört, wie der Iltis, zu besprechen.

Naturgeschichtliches.

Das Wiesel — foetorius vulgaris, mustela vulgaris — Hermchen, hat ein Länge von 20 cm, wovon $4\,^1/_2$ cm auf das Schwänzchen treffen. Das Wiesel, allgemein bekannt, ist schlanker und gestreckter als die anderen Marderarten; Kopf, Hals und Körper haben fast gleiche Dicke, die Gehöre sind abgerundet; unter dem Weidloch befinden sich zwei bisamartig riechende Drüsen. Kehle und Unterseite sind im Sommer gelb, im Winter rein weiß. Der Balg variiert derart, daß man keine allgemeine Norm aufstellen kann, im Sommer ist er hauptsächlich rotbraun, im Winter weiß gescheckt oder ganz weiß.

Das eigentliche bei uns häufiger vorkommende Raubtierchen unterscheidet sich von dem Hermelin — foetorius erminea — oder dem großen Wiesel, nur durch die geringere Körpergröße und das Fehlen der schwarzen Schwanzspitze, welche das Hermelin stets trägt.

Verbreitung, Aufenthalt und Lebensweise.

Das kleine Wiesel ist über ganz Europa und einem großen Teil Asiens verbreitet und kommt bei uns viel häufiger vor, als das Hermelin, dessen Verbreitung sich über Mittel- und Nordeuropa erstreckt, auf den südlichen Halbinseln unseres Kontinentes aber fehlt. Beide Arten halten sich häufig in der Nähe menschlicher Wohnungen auf, bewohnen hohle Bäume, Mauerritzen, Holz- und Steinhaufen, Heustädel, Brückendurchlässe, Hecken und Remisen, in denen sie nicht selten einen eigenen Bau besitzen.

Die Wiesel sind rasch, lebhaft, gewandt, besitzen vortreffliche Sinnesorgane, klettern gut und sind mit verhältnismäßig großer Kraft, Bosheit, List und Tollkühnheit ausgerüstet.

Diese kleinen Räuber sind für die Niederjagd sehr gefährlich, überall kommen sie hin, kein Vogelnest ist vor ihnen sicher, in ihrer wilden Mordlust fallen sie die brütende Fasanhenne ebenso keck an, wie junge Hasen, ja sogar an Rehkitze wagen sie sich heran. Das Wiesel springt seinem Opfer in den Nacken und beißt ihm die Schlagadern durch. Auch Vegetabilien bilden zum Teil seine Nahrung wie Backobst, einige Pilze und auch Honig; Aas nimmt das Wiesel nur im Falle größter Not an. Ob dieser großen Gefährlichkeit muß es mit aller Sorgfalt verfolgt, ja ausgerottet werden, so viel man kann. Der geringe Nutzen, den das Wiesel durch Vertilgung von Ratten und Mäusen etwa bringen mag, kann für den Heger in keiner Weise in Betracht kommen, darum soll der Jäger niemals den Schuß sparen, wenn er auf Wiesel stößt, außerdem aber alle Vorsichtsmaßregeln ergreifen, welche dessen Vernichtung herbeiführen können.

Fortpflanzung.

Die Ranzzeit fällt in die Monate Februar und März, die Fähe geht 5 Wochen dick, so daß die 4 bis 8 Jungen Ende März oder Anfang April geworfen werden. Die Jungen sind 9 Tage blind, entwickeln sich langsam und werden ca. 6 Wochen gesäugt, worauf sie noch ca. 3 Monate von den Alten mit Fraß, welcher aus halbtoten Mäusen und Vögeln besteht, versehen werden, um mit Vollendung des ersten Lebensjahres völlig ausgewachsen und fortpflanzungsfähig zu sein.

Spur.

Die Spuren des großen und des kleinen Wiesels sind entsprechend ihrer Größe jener des Iltis ähnlich, unterscheiden sich jedoch von einander selbst, indem die Spur des großen Wiesels (Fig. 1) mehr der Iltisspur ähnelt, während die des kleinen Wiesels etwas andere Trittstellung aufweist (Fig. 2).



Fig. 1.
Großes Wiesel.



Fig. 2.
Kleines Wiesel.

Jagd und Fang.

Durch die Verfolgung mit der Schußwaffe wird man den Wieseln nur wenig Abbruch thun können, denn sie beschränkt sich meist nur auf Zufälligkeiten, wobei man vielleicht durch Anreizen mittels des Mäuselns eher zum Ziele gelangen kann.

Dagegen möchte ich die Aufmerksamkeit des verehrten Lesers sehr auf den Fang gelenkt haben, welcher, so unscheinbar das kleine Tierchen ist, doch systematisch betrieben werden sollte und dem weit mehr Aufmerksamkeit zu schenken ist, als es leider gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, denn das Wiesel ist ein großer Schädiger der Niederjagd und in gewisser Beziehung viel gefährlicher als der Fuchs.

Man glaube ja nicht, daß es wenige Wiesel gibt, man sieht sie nur zu selten, aber an der Fasanerie, an der Remise merkt man erst, wie zahlreich die Sippe bei uns vorkommt und wie sehr sie die Aufmerksamkeit eines sorgsamen Hegers bedarf.

Der Fang des Wiesels wird bethätigt durch:

1) das kleine Tellereisen,
2) durch ein- und zweiklappige Marderfallen,
3) durch Fallbretter oder Raubtierschläge.

ad 1) Über den Fang mit Tellereisen habe ich nur anzufügen, daß dieselben entsprechend der Größe des Tieres, klein gewählt werden. Man hat alles zu beobachten, wie bei anderen Raubtieren schon beschrieben ist, namentlich seien die Eisen sauber geputzt und mit Knospen oder einer leichten Mischung von Anisöl, Bilsenöl und Moschus verwittert. Das Einbetten der Eisen ist nicht so heikel, man darf sie nur gut mit Laub, Moos rc. verblenden. Kleine Vögel an Stäbchen über dem Eisen aufgehängt, führen das Wiesel durch den Sprung nach dem Köder, häufig ins Eisen. Auch in Fett gebratene Maikäfer geben guten Köder ab.

ad 2) Der Fang mit den Klappfallen und deren Konstruktion habe ich im Kapitel des Steinmarders schon beschrieben, es erübrigt nur einiges noch für die Herrichtung des Fangplatzes speziell auf Wiesel anzuführen.

Die richtige Auswahl der Fangplätze ist ein Haupterfordernis zum Gelingen des Fanges, diese hat ihre Schwierigkeiten, weil man die Wechsel des Wildes nicht so leicht erkennen kann, als bei anderm Wilde. Man muß als Hauptzweck das Abspüren fleißig üben, wozu jede Neue die besten Anhaltspunkte gibt. Vorspringende Waldecken, die weit ins freie Feld hinaustreten, an Gewässer anstoßen und die nächste Verbindung mit andern Waldteilen bilden, sind die geeignetsten Punkte, denn das kleine Raubwild benutzt sie zu seinen Gängen. Am besten hilft man sich durch Herstellung von Fangsteigen, weil das Wiesel dieselben in ganz gleicher Weise wie anderes kleines Raubwild benutzt, es trachtet so viel wie möglich trockene Pfade aufzusuchen. Die Fangsteige müssen daher so eingerichtet sein, daß sie das zu Holze wechselnde Wiesel aufnehmen und zum Fangplatze hinleiten. Man führe deshalb die Steige dem Vorsaum des Waldes entlang und stelle in kürzeren oder längeren Zwischenräumen die Fallen ein.

Die Steige mögen ca. 30—40 cm breit ausgeschnitten und stets von Gras und Laub freigehalten werden, was man auch durch Aufstreuen von Sand oder öfteres Abkehren mit stumpfem Reisigbesen erreichen kann. Ob man nun den Steigen eine größere oder beschränktere Ausdehnung geben will, hängt sehr viel von den verfügbaren Mitteln und der Höhe der jeweiligen ortsüblichen Arbeitslöhne ab.

Sehr gut ist es, die Steige so anzulegen, daß sie zeitweise zwischen und unter Büschen hindurch führen, denn das Raubwild sucht solche Deckungen gerne auf und diese dienen auch dazu, die dort aufgestellten Fallen zu maskieren und auch vor unberufenen Augen zu verstecken.

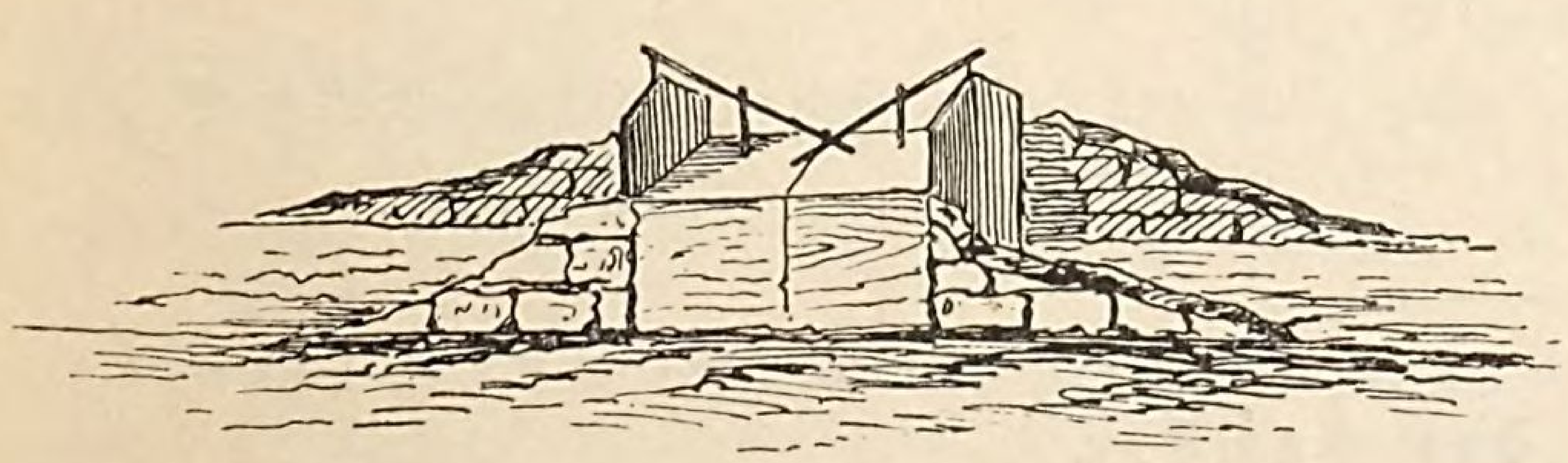


Fig. 3.

Vor der Falle und über diese hinaus muß der Steig 2 m in der Längsrichtung der Falle liegen. Um das Ausweichen und Vorbeiwechseln des Wildes an der Falle zu verhindern, wird beiderseits der Falle ungefähr 1 m lang der Steig mit Rasenstücken oder einem Flechtzaun eingesäumt (siehe Fig. 3). Das Bodenbrett der Falle muß so eingelegt werden, daß es mit dem gewachsenen Boden des Steiges in gleicher Höhe liegt. Auch vor Drainageröhren, Durchlässen, Stein- und Holzhaufen kann die Klappfalle so eingebettet werden, daß das auswechselnde Wiesel nur durch die Falle gehen kann.

Da nun die Fallen vor Unfug nicht so ganz leicht zu schützen sind, ist fleißiges Begehen der Revierteile, in welchem sie gestellt sind, und jeden Morgen genaue Kontrolle nötig.

Die beste Zeit zum Fange dürfte immerhin der Sommer und Herbst sein, wo das Gras und Gestrüpp hoch und durch reichlichen Tau naß ist. Auch nach Gewittern und Regentagen verspricht der Fang gute Resultate, weil die Nässe an den Halmen das Raubwild mehr als sonst veranlaßt, zu seinen Wechseln die Steige zu benutzen. Bei Schnee und im Winter ist mit den Klappfallen im Revier nicht viel zu holen, weil sich zu solcher Zeit das Wiesel mehr an die Gehöfte zurückzieht.

Selbstverständlich darf an Remisen und besonders an Fasanerieen die Klappfalle und Fangvorrichtung für Wiesel niemals fehlen.

ad 3) Fallbretter oder Raubtierschläge sind so bekannte Vorrichtungen, daß ich, nachdem ich ein Muster schon angeführt habe, wohl hier darüber hinweggehen kann.

Nutzung. Die Nutzung des Wiesels ist gering, höchstens kann der Balg des Hermelins zur Verarbeitung als Pelzwerk Verwendung finden; meist aber werden zu den bekannten Hermelinpelzen nur Hermeline aus dem Norden Europas verwendet.

---

10. Das Eichhörnchen.

Systematisches. Das Eichhörnchen gehört in die sechste Ordnung: Nager — sciurinae — und bildet in deren erster Familie auch die erste Sippe.

Naturgeschichtliches. Das Eichhörnchen — sciurius vulgaris — ist so landläufig bekannt, daß ich dessen nähere Beschreibung umgehe. Es hat eine Höhe am Widerrist von ca. 10, eine Länge von ca. 20, eine Schwanzlänge von ungefähr 18 cm.

Der Pelz ändert sich je nach Aufenthalt und ist im Sommer und Winter verschieden. Es gibt braune, graubraune, schwarze und auch blaugraue Exemplare.

Die Ranzzeit beginnt im März und April; die Fähe geht vier Wochen dick und bringt drei bis vier durch neun Tage blinde Junge. Das Verbreitungsgebiet erstreckt sich über ganz Europa und bis Sibirien und Hinterasien.

Das Eichhörnchen bewohnt alle Waldungen, lebt auf Bäumen und haust in selbst erbauten Kobeln oder in verlassenen Raubvogel- und Krähennestern, auch hohle Bäume benützt es zum Aufenthalte, wohin es sich Vorräte für den Winter einträgt. Die Nahrung besteht aus Nüssen, Nadelholzsamen, Obstkernen, Obst, Beeren, Knospen, Körnern und Pilzen, aber auch aus Eiern und junger Vogelbrut.

Da nun das Eichhörnchen manchen Schaden an Vogelbruten und Waldsamen anrichtet, darf man es in den Waldungen nicht zu sehr überhandnehmen lassen, was allerdings schon dadurch verhindert wird, als dasselbe sehr viele Feinde hat, wie Uhu, Eulen, Habichte, Falken und sogar Bussarde; einer seiner gefährlichsten Feinde ist aber immer der Marder.

Obgleich nun das Eichhorn bei uns kein eigentliches Jagdobjekt bildet, findet es doch im Jagdbetriebe vielfache Verwendung, denn es dient als gute Nahrung für den zur Hüttenjagd gehaltenen Uhu, ferner als Köderobjekt zum Fange von Raubwild und als geeignete Schleppe in präpariertem Zustande, wie schon an eingehender Stelle bemerkt wurde.

Bekannt ist, daß das Eichhörnchen sehr zahm wird und daher häufig als Haustierchen in Volièren und an Kettchen gefangen gehalten wird.

---

11. Der Hamster.

Wenn ich den Hamster in meinem Jagdbuche aufführe, so geschieht es nur, um dem Jäger ans Herz zu legen, diesen Nager, der nicht bloß ein großer Schädiger der Landwirtschaft ist, sondern auch der Niederjagd durch Vertilgung junger Hasen, Rebhühner, Fasanen 2c. sehr schädlich werden kann, bei jeder gegebenen Gelegenheit zu töten, denn Nutzen bringt er keinen. Am besten vertilgt man ihn durch Ausgraben aus seinem Baue.

Der Hamster — cricetus frumentarius — gehört in die Ordnung der Nager — rodentia — und bildet in der fünften Familie der Mäuse die dritte Sippe; er hat eine Länge von 24—27 cm, wovon ca. 6 cm auf die schwachbehaarte Rute treffen. Die langen starken Schneidezähne sind infolge der stark gespaltenen Lippen stets sichtbar, die runden Gehöre sind fast nackt, die Kinnladen besitzen weite Backentaschen, die Läufe haben starke Krallen. Der kurze Balg ist aschgrau, weiß, gelb, rotbraun und schwarz gefleckt, an der Kehle, den Läufen und der Rutenspitze befindet sich ein weißer Fleck. Brust und Bauch sind schwarzbraun. Naturgeschichtliches.

Der Hamster bewohnt fruchtbare Getreidefelder vom Rhein bis zum Ob, im südwestlichen Deutschland fehlt er fast ganz, ist aber häufiger in Ost- und Westpreußen, Thüringen und Sachsen. Die Baue liegen gewöhnlich 1—2 m tief unter der Oberfläche und enthalten den Wohnraum mit ergiebiger Vorratskammer, in welche das Tier eine Menge Getreide einschleppt.

Der Hamster ranzt jährlich zweimal — im April und Juni und das Weibchen bringt nach vierwöchentlicher Tragzeit 4—12 Junge, die sich sehr rasch entwickeln und im ersten Jahre fortpflanzungsfähig sind. Bei dieser starken Vermehrung und dem Schaden, den er bringt, möge er bei jeder Gelegenheit auch vom Jäger vernichtet werden.

Somit habe ich die Kapitel des behaarten Raubwildes vollendet und komme nun zu einem sehr wichtigen Abschnitte, nämlich zu:

d) Befiedertes Raubwild.*)

1. Geier.



Unter der fünften Ordnung: Raubvögel — accipitres — reihen sich als zweite Familie die Geier — vulturidae — ein. Systematisches.

Die Geier sind auffallend große Vogelgestalten; Kopf und Vorderhals teilweise nackt, teilweise mit Dunenfederchen bedeckt; Schnabel sehr groß, mindestens so lange als der Kopf, die Schnabel-Spitze stark gekrümmt, ohne Zahn, zur Hälfte mit Wachshaut bedeckt; Auge klein, vorstehend, vierte Schwinge die längste, Flügel sehr groß und breit; Schwanz 14 fedrig, steif; Füße stark; Lauf bis zur Hälfte befiedert; Schenkel mit Hosen versehen; Mittelzehe länger als die andern; Krallen schwach, wenig gebogen.

1. Sippe: Bartgeier — gypaëtinae.

Der Bartgeier — gynaëtus barbatus, Bartadler, Lämmer-, Gemsen-, Jochgeier, Weißkopf hat eine mittlere Länge von 115—120, eine Flugweite von 2,4 bis 2,60 und eine Schwanzlänge von ca. 50 cm. Männchen etwas kleiner, Weibchen größer. Beschreibung.

Beim alten Vogel ist der Schnabel braunschwarz, gegen das hochgelbe rotgeränderte Auge hin, über dasselbe hinweg und bis über den Scheitel zieht sich ein schwarzer Streifen borstenartiger Federn,

*) In der Beschreibung der zur Niederjagd eingereihten Raubvögel ist es mir nicht wohl möglich, diese Kapitel so eingehend und breit auszuführen, wie man dies etwa in einer Naturgeschichte verlangen würde; ich bin gezwungen, mich kurz zu halten und nur das anzuführen, was für den Jäger und den Jagdbetrieb von größerer Bedeutung ist, insbesondere die Kennzeichen der hier in Betracht kommenden schädlichen Vögel. Mit Genehmigung des Autors habe ich deshalb die clavis (Schlüssel) zur Bestimmung dieser Vögel dem Werke O. von Riesenthals „Die Kennzeichen unserer Raubvögel", Verlag von R. Mückenberger in Berlin, zu Hilfe genommen, weil ich diese als das beste und kürzeste Hilfsmittel zur Bestimmung betrachte, das uns die Litteratur bietet. Der Verfasser.

am Unterschnabel befindet sich ein ca. 7 cm langer Büschel, der charakteristische „Bart" von schwarzer Farbe; das Gefieder des Kopfes, des Halses und Unterkörpers ist rotgelb, über der Vorderbrust ein schmales dunkelbraunes Querband. Stirn und Scheitel sind weißlich, Oberrücken schwarzbraun mit weißen Schäften, die Schwingen sind dunkelaschgrau; vierte Schwinge die längste.

Der junge Vogel (Jugendkleid). Kopf, Hals, Brust und Oberkörper schwarzgrau, Unterkörper schmutzigweiß und hellbraun untermengt; Zehen und Wachshaut graublau, Iris gelbbraun, rot gerändert.

Das Weibchen hat ansehnlichere Größe und mattere Farben.

Vorkommen. Der Bartgeier bewohnt die Hochgebirge Südeuropas, Nordafrikas und Asiens, war früher in den Alpen zahlreicher, ist aber bis auf einzelne Erscheinungen sozusagen dort ausgerottet; in den Pyrenäen und andern Gebirgszügen Spaniens ist er häufiger. Der Horst befindet sich auf unzugänglichen Felswänden in Höhlen und Ritzen, die durch überhängendes Gestein Schutz geben; er ist oft 1 m hoch, seine Mulde 60 cm breit, besteht aus Prügeln, Ästen und Zweigen und ist mit trockenem Gras, Wurzeln und auch Tierhaaren ausgepolstert.

Lebensweise. Der Bartgeier nähert sich in Gestalt mehr den übrigen Geiern, in Lebensweise, Bewegung und Kühnheit mehr dem Adler, weshalb er auch Geier-Adler genannt wird. Der Bartgeier schlägt nur sehr selten Wild, sein Schnabel und Fänge sind hiezu nicht geeigenschaftet, er nährt sich vielmehr von Fallwild, wie abgestürzten Gemsen, dann von Aas, mag aber wohl kleineres Wild, wie Murmeltiere, Berghasen 2c. schlagen.

Alle Geier besitzen wilden Heißhunger, sind daher flink im Kröpfen und verschlingen alles mit Haut, Haar und Knochen.

Als Laute hört man eine Art scharfen Pfiff und eine Art Heulen, das dem eines großen Hundes ähnlich ist.

Die Sinne dieses Vogels sind scharf und gut entwickelt, er ist äußerst scheu und vorsichtig.

Fortpflanzung. Mit der Begattung geht der Geier den meisten Raubvögeln voran, das Weibchen legt schon Ende Februar 1—2 rundlich ovale Eier in der Größe jener unserer Hausgänse, welche auf weißem Grunde rostbraun gefleckt sind und in ca. einem Monat ausgebrütet werden; sehr oft ist ein Ei nicht befruchtet. Dem Jungen wird Fleisch, Knochen u. a. in den Fängen zugetragen und zerkleinert vorgelegt; die Jungen bleiben im Neste bis sie völlig flugfähig sind, was in der Regel Mitte Juli erfolgt.

Beschreibung. Der Schmutzgeier — neophron perenopterus — Aasvogel, Ägyptischer Geier bildet die zweite Sippe; er hat eine Länge von ca. 70, Flugweite 160, Schnabellänge von ca. 10 cm; allgemeine Größe etwa wie ein starker Haushahn.

Die Färbung ist: am flachen kahlen Kopfe lederfarben, ebenso der kahle Kopf und die lange Wachshaut, welche stellenweise mit borstigen Haaren von weißer Farbe besetzt sind; die Iris ist beim alten Vogel gelb, beim jungen rotbraun; Läufe im Alter trüb fleischfarben, in der Jugend trüb gelblich; Krallen grauschwarz; die hinterste und innere am stärksten und am meisten gekrümmt. Der alte Vogel vorherrschend weiß, gelbliche Federn im Nacken und auf der Brust; Schwingen schwarz; junger Vogel einfärbig braun. Das Weibchen ist am Kopfe blässer.

Vorkommen. Die eigentliche Heimat ist Nordafrika, Spanien, seltener das übrige Südeuropa; in den Alpen, welche sein nördlichstes Verbreitungsgebiet bilden, ist er sehr selten.

Der Schmutzgeier meidet gewöhnlich größere Waldungen, ruht selten auf Bäumen, gibt felsigen und gebirgigen kahlen Lagen den Vorzug; trockene Steppen sind ihm lieber als fruchtbares Land, er besucht gerne die Seeküsten und folgt auch den Karawanen.

Lebensweise. Der Schmutzgeier ist eigentlich ein nützliches Tier, indem er alle tierischen Abfälle und Aas aufräumt, nichts belästigt und verfolgt. Im Gehen hat er Ähnlichkeit mit unserem Kolkraben, im Fliegen ist er gewandt und treibt gerne sein Spiel im Fluge. Außer Aas und Kot vertilgt er auch Ratten, Mäuse, Eidechsen und andere Kriechtiere.

Fortpflanzung. Sein Horst befindet sich auf Felsbändern und in Felslöchern, die unzugänglich sind und dort trifft man auch Horste in größerer Zahl an, welche meist von Schmutz und Unrat umgeben sind. Das Weibchen legt im April 1—2 weiße purpurgefleckte Eier, welche in 21 Tagen ausgebrütet werden.

Der Gänsegeier — gyps fulvus — Alpen-, Fahl-, Weißkopfsgeier, auch Mönchsadler genannt gehört zur dritten Sippe; er hat eine Länge von 120—130, eine Flugweite von 260, Schwanzlänge von 35, Schnabellänge von ca. 8 cm und Laufhöhe von 10,7 cm — großer Vogel, nicht viel kleiner als der größte der Geier, der Kuttengeier, aber größer als der Steinadler; Kopf und Hals sind mit kurzem, weißem Flaum bedeckt, die nackten Stellen an Kopf und Hals sind bleiblau; vom Ende des Nackens nach dem Kropf zu ein gelblich weißer, fein geschlissener Federkragen; das Gefieder ist im allgemeinen blaß rotgelb, mit helleren Federschäften, Schwung- und Schwanzfedern sind schwarz, der Fuß ist bläulich. Beschreibung.

Das Weibchen ist bedeutend größer als das Männchen, jedoch meist heller gefärbt.

Im Jugendkleide findet sich unter der Halswurzel ein Federbüschel, die Färbung ist rostfarben.

Der Gänsegeier ist derjenige, welcher bei uns am häufigsten vorkommt und am weitesten verbreitet ist; er bewohnt alle Länder des mittelländischen Meeres, geht bis zum Himalaya in Asien und ist häufig auch in Nordafrika anzutreffen. In der österreichischen Monarchie, den Balkanstaaten ist er allgemein bekannt und erscheint auch zeitweise in den nördlicheren Staaten des Deutschen Reiches; seinen Aufenthalt nimmt er gewöhnlich in felsigen Gebirgen, an steilen Wänden, die schwer zugänglich sind. So horsten in unserem, in jagdlicher Beziehung stets interessanten bayerischen Algäu, in den Wänden des Oythales ꝛc. immer solche Geier, die in der eigentümlichen algäuer Ausdrucksweise „Gyr“ genannt werden und früher auch am Grünten, im Rohrmoose ꝛc. vorkamen. Am Grünten besteht noch ein Felsen, der „Gyrenstein“ genannt wird. Im Jahre 1886 wurde auch ein altes Gänsegeier-Weibchen im Jagdgebiete des Herrn Baron von Pappus bei Rauhenzell am Fuße des Grünten geflügelt und lebendig gefangen; auch bei dem nicht weit davon entfernten Orte Vorderburg wurde 1887 ein altes Männchen durch einen Schrotschuß erlegt. In der Nähe von Seefeld bei Starnberg wurde vor einigen Jahren ein Gänsegeier erlegt, ein zweiter gesehen und bei Jesenwang erlegte der Revierjäger Karg des Herrn Grafen von Hegnenberg einen solchen. Weiter wurden noch Gänsegeier bei Kreuth (Tegernsee) und auch bei Dettenschwang am Ammersee erlegt. Vorkommen.

Wenngleich der Gänsegeier in seiner Lebensweise mit den andern Geierarten übereinstimmt, so unterscheidet er sich doch in Manchem nicht unwesentlich. Der Flug und die Bewegungen dieses Geiers sind nicht so unbeholfen, sondern zierlicher und leichter, beim Herabsenken aus der Luft bewegt sich der Gänsegeier leicht, ähnlich wie ein Falke, und macht mehrere Schwenkungen, während die andern Geier sich gewöhnlich ohne Flügelbewegung rasch herablassen. Auf dem Boden geht er sogar sehr rasch und gut. Sein Wesen ist jähzornig, heftig und tückisch, der Verstand ist nicht sehr bedeutend. Lebensweise.

In ihrer eigentlichen Heimat leben die Gänsegeier gewöhnlich in größerer Gesellschaft verträglich zusammen, jedoch sind sie jederzeit, besonders beim Fraß, neidig und zanksüchtig. Von ihren Wohnplätzen streichen sie oft sehr weit ins Land hinaus, um Fraß zu suchen. Derselbe besteht vorwiegend nur aus Aas — im höchsten Falle der Not sollen sie auch kleineres Haar- und Federwild, wie Hartig erwähnt, angreifen — doch sind weder Fänge noch Schnabel für den Raub lebender Tiere eingerichtet. Finden sie Aas, so lassen sie sich herab und springen in mächtigen Sätzen mit vorgestrecktem Hals und Kopf gierig darauf los. Mit ein paar Schnabelhieben wird die Bauchwand aufgerissen und dann wird der Kopf tief hineingesteckt, um die Eingeweide herauszureißen, so daß ersterer mit Blut und Lymphe überkleistert ekelhaften Eindruck macht; doch sind sie imstande, sehr lange ohne Nahrung auszuhalten.

Der Horst des Gänsegeiers befindet sich auf unzugänglichen Felsen in Felsschrunsen und Höhlen und besteht aus wenig zusammengetragenen Reisern und Pflanzen.

Von Mitte Februar ab kann man gewöhnlich nur ein 8,3 cm großes, rauhschaliges, grünlich weißes Ei finden, welches in ungefähr fünf Wochen von beiden Alten abwechslungsweise ausgebrütet wird. Das Junge wird fleißig und reichlich mit gänzlich zersetztem Aase versorgt und wächst so rasch heran, daß es etwa in drei Monaten flugbar wird. Fortpflanzung.

Der Kuttengeier — vultur monachus, vultur cinereus — auch „Grauer Geier“ *), Mönchsgeier, brauner Geier, Kahlkopf genannt, gehört zur vierten und letzten Sippe der bei uns vorkommenden Beschreibung.

*) Die Bezeichnung „Grauer Geier“ ist sonderbar, denn mit Ausnahme des Halses ist seine Färbung braun und dürfte sonach die Bezeichnung „Brauner Geier“ zutreffender sein.

Geier und ist der größte von allen seinen Verwandten; er hat eine Länge von 115—125 cm, Flugbreite von über 2 m, Schwanzlänge 40, Schnabellänge 8,8 und Laufhöhe von 13 cm.

Der Hals ist über die Hälfte nackt, bläulich, hat nur etwas weißen Flaum; oberhalb des Kropfes und über diesen herabfallend ein dunkelbrauner Busch geschlissener Federn; der Hals ist von brauner Halskrause, die vom Kropfe an um den Hals bis zum kahlen Hinterteil desselben reicht, umschlossen. Die Gesamtfärbung ist dunkelbraun. Nur Schwingen, Schwanzfedern und Hosen sind braunschwarz. Die Wachshaut und Füße sind fleischfarbig, Schnabel und Krallen schwarzgrau.

Vorkommen. Der Kuttengeier hat fast die gleiche Verbreitung wie der Gänsegeier; seine Heimat ist Südeuropa, kommt auch in Asien und an der Westküste Nordafrikas vor. In den Donautiefländern, dann in Kleinasien ist er häufig, in Ägypten selten zu treffen; er bewohnt große Waldungen der Ebene und des Gebirges und macht von hier aus weite Streifzüge, so daß er sich sogar manchmal bis ins nördliche Deutschland verstreicht.

Lebensweise. Dieser Geier, einer der größten Vögel Deutschlands, übertrifft sogar den Seeadler; er ist kräftiger und gedrungener als der Gänsegeier, macht daher einen mehr adlerartigen Eindruck. Seine Nahrung besteht in Aas jeglicher Art, vorzüglich dem von behaarten Tieren, wodurch er in heißen Ländern sehr nützlich wird, da er die dort häufiger herumliegenden Kadaver, welche die Luft verpesten, aufräumt. Seine Existenz ist demnach bei uns, wo er weniger Äser findet, nicht so sehr gesichert wie dort. Durch die scharfen Schneiden seines Schnabels, welche gegen die Spitze zu geriefelt sind, ist er imstande, das Fleisch sauber von den Knochen abzunagen, selbst wenn es schon sehr eingetrocknet sein sollte. Dr. Brehm beweist durch Beispiele, daß er auch lebende Tiere angreift und tötet. Da er viel Haare mitverzehrt, speit er auch häufig Gewölle aus. Wasser ist ihm zum Trinken und Baden großes Bedürfnis.

Fortpflanzung. Die Horste stehen, wo Gelegenheit geboten, auf hohen Bäumen, wo diese fehlen, findet man sie auch auf Felsenvorsprüngen. Sein Gebahren ist etwas edler als das des Gänsegeiers. Der Horst ist sehr groß, besteht aus Knüppeln und dürren Ästen. Im Monat Februar oder März wird ein e i n z i g e s weißes Ei von 75 mm Länge gelegt. Das Junge wird nach ca. 3 Monaten flugfähig. Mit Steinadlern, wenn sie in der Nähe sind, werden häufig schwere Kämpfe ausgefochten, meist aber zum Nachteile des Kuttengeiers, welcher nicht mit so scharfen Waffen ausgerüstet ist, wie sein grimmiger Feind.

Jagd und Fang. Die Jagd auf Geier ist bei uns, wo sie spärlich und selten vorkommen, mehr Zufallssache, systematisch kann sie also in unserer Gegend nur da betrieben werden, wo man etwa den Horst entdeckt hat. Hier lohnt sich am Abend vor der Rückkehr der Geier der Ansitz am Horste in ähnlicher Weise, wie ich das beim Steinadler schon beschrieben habe.

Wo Geier in größerer Zahl vorkommen, da lohnt sich schon die Anlage einer Art Luderplatzes, indem man Aas auf leicht sichtbaren Plätzen auslegt, in der Nähe einen gedeckten Ansitzplatz durch Gestrüpp oder Steine herrichtet und der Ankunft der Geier harrt. Ein guter Kugelschütze wird dabei bessere Erfolge erzielen, denn Postenschüsse führen nicht immer zur sofortigen Habhaftmachung des groben und zähen Geiers.

Jener Gänsegeier, welcher bei Rauhenzell gefangen wurde, ist durch einen Landmann auf einer kleinen Bodenerhebung hockend und sehr matt entdeckt worden; er war am Flügel durch einen Schuß verletzt. Der Mann nahm seinen Rock ab, schlich sich an und bei einem raschen Sprunge nach dem Vogel warf er den Rock über denselben und fing ihn. Einige Zeit wurde der Vogel lebend erhalten, da er aber kümmerte, tötete man ihn und ließ ihn schwebend präparieren, in welchem Zustande er nun in der hübschen Türnitz des Schlößchens Rauhenzell bei Immenstadt prangt.

Mit dem Fange kann man auch zurechtkommen, wenn man am Luder ein oder mehrere Eisen, wie Schwanenhals oder Tellereisen, die gut verankert und mit Gescheide ꝛc. verblendet sind, legt.

Zur Beurteilung und Bestimmung der Raubvögel habe ich mit bereitwilliger Genehmigung des Herrn Verfassers und Verlegers, wofür ich hier meinen Dank ausspreche, am Schlusse jeder Gattung die Kennzeichen in systematischer, leicht übersichtlicher Weise angegeben, wie sie O. von Riesenthal in seinem

vorzüglichen Werke: „Die Kennzeichen unserer Raubvögel," Verlag von R. Mückenberger, Berlin 1889, aufgestellt hat; die Kennzeichen sind so scharf angegeben, daß bei ernstem Eingehen auf dieselben eine Verwechslung kaum denkbar ist; man beachte also nur die angeführten Clavis (Schlüssel).

v. Riesenthal bringt in dem angegebenen Werke Beispiele, wie man die Bestimmung eines Raubvogels anzugehen hat und schreibt:

„Ich nehme an, es wird mir ein Vogel gebracht, den ich an dem hakenförmig abwärts gekrümmten Schnabel und den Zehen mit den scharfen gekümmten Krallen, sowie den Ballen auf der Sohle als einen Raubvogel und zwar als einen Tagraubvogel, erkannt habe, so suche ich den Schlüssel zu den Kennzeichen der Tagraubvögel auf und frage nun: ist der Schnabel länger als die Hälfte des Kopfes? — Nein! also ist er kein Adler! Hat er im Oberkiefer einen hervortretenden Zahn, der in einen Einschnitt des Unterkiefers paßt, oder, falls der Schnabel weggeschossen sein sollte, ist die zweite Schwinge die längste? — Nein! also ist er kein Falke! Reichen die zusammengelegten Flügel nur bis zur Mitte des Schwanzes? — Ja! also gehört der Vogel zu den Habichten! — Nun suche ich mir die Habichte auf und finde, daß der Vogel etwa 50 cm lang, also ein Habicht und kein Sperber ist; will ich nun wissen, ob der Vogel jung oder alt, Männchen oder Weibchen ist, dann lese ich erst die Beschreibung der Färbung nach, was vorher durchaus verkehrt gewesen wäre und habe nunmehr den Vogel bestimmt.

Oder der große Schnabel kennzeichnet den Vogel als einen Adler, so suche ich die Tabelle der Adler auf, fange an der linken Seite an und sehe nun, ob der Lauf bis dicht an die Zehen befiedert ist oder nicht? — er ist es! — die Messung ergiebt, daß der Vogel 75 cm lang ist, so zeigt die rechts daneben stehende Klammer, daß es nur ein Steinadler, Kaiseradler oder Steppenadler sein kann; der Schwanz zeigt eine deutliche Abrundung, die Laufbefiederung ist hell, mithin ist der Vogel ein Steinadler; das weitere erklärt die Beschreibung der Federkleider.

Die Maße werden auf folgende Weise ermittelt: Man legt den Vogel ausgestreckt, aber ohne ihn zu recken, auf den Rücken und mißt seine Länge von der Schnabelspitze bis zur Schwanzspitze; die Länge des Schnabels ergibt sich, wenn man den Zirkel auf der Schnabelfirste da einsetzt, wo die Kopffedern beginnen, und von da bis zur Schnabelspitze mißt; die so gemessene Länge ist die Sehne zu dem Bogen, welchen der Oberkiefer über ihr bildet; ebenso mißt man die Krallen.

Das übliche Zeichen für das Männchen ist das des Mars: ♂, für das Weibchen das der Venus: ♀."

So viel v. Riesenthal. Wer sich eingehender mit der Kenntnis unserer Vögel befassen will, dem rate ich, das betreffende Spezial-Werk sich anzuschaffen und sich daraus vollständige Kenntnis zu erwerben.

Kennzeichen der Tag-Raubvögel.

Schnabel mit hakenförmig abwärts gekrümmtem Oberkiefer, Zehen mit starken, gekrümmten, scharfen Krallen zum Ergreifen und Festhalten der Beutetiere.	Schnabel stets länger als die Hälfte des Kopfes, im Nacken starre zugespitzte Federn	Adler.
	Im Oberkiefer ein scharf hervortretender spitzer Zahn, welcher in einen Einschnitt des Unterkiefers paßt; zweite Schwinge stets die längste	Falken.
	Die Flügel in der Ruhe schneiden mit der Hälfte des Schwanzes ab	Habichte.
	Schwanz gegabelt	Milane.
	Am Kopf ein mehr oder weniger hervortretender, dennoch stets erkennbarer Schleier	Weihen.
	Schnabel kürzer als die Hälfte des Kopfes, am Schnabel kein Zahn, Flügel länger als die Hälfte des Schwanzes, Schwanz nicht gegabelt, am Kopf kein Schleier	Bussarde.
	Zehen mit nur schwächlichen, wenig gekrümmten Krallen, leben fast ausschließlich von Aas	Geier.

Kennzeichen der Adler.

- Schnabel länger als die Hälfte des Kopfes
  - Lauf bis an die Zehenwurzel befiedert
    - Flügel lang, fast bis an das Schwanzende
      - Länge 75 cm und darüber
        - Lauf hell befiedert
          - Schwanz lang, abgerundet . . . . . . **Steinadler.**
          - Schwanz, kurz, fast gerade . . . . . . **Kaiseradler.**
        - Lauf stets dunkel, gleichfarbig der Bauchbefiederung. . . . . **Steppenadler.**
      - nicht über 70 cm lang, mittelgroß
        - Nasenlöcher länglich glatt, Lauf 8 cm . . . **Schreiadler.**
        - Nasenlöcher wulstig mit Narbe, Lauf 11 cm **Schelladler.**
      - Länge 57 cm und darunter, klein, Hosenbefiederung auffallend lang . . . . **Zwergadler.**
    - Flügel kurz, kaum $^2/_3$ des Schwanzes erreichend . . . . . . **Habichtsadler.**
  - Lauf zum größten Teil nackt
    - Nicht über 75 cm lang, Schwanz nicht keilförmig, Füße graublau
      - Augen nicht groß, ohne wolligen Umkreis, Hosen fehlen, Krallen sehr gekrümmt . **Fischadler.**
      - Augen groß, mit wolligem Umkreis; Hosen vorhanden; Krallen mäßig gekrümmt . **Schlangenadler.**

---

2. Milane.

Systematisches. In der 5. Ordnung der Raubvögel — accipitres — bilden die 1. Familie die Falken — falconidae — und deren 18. Sippe die Milane.

Die Milane sind große Raubvögel, kenntlich durch den langen, gabelförmig ausgeschnittenen Schwanz; der Schnabel ist mäßig groß, hat stark gekrümmten Haken und geringe Ausbuchtung am Oberkiefer; der Kopf ist verhältnismäßig nicht groß, flach; Kopffedern sind spitz verlängert; Rachen bis unter das Auge gespalten; Nasenlöcher oval; Füße kurz, Läufe hinten nackt, vorn zur Hälfte befiedert; Zehen kurz, dick; Krallen nicht groß, wenig gekrümmt; 3. und 4. Schwinge die längste.

Wir haben zwei Arten Milane zu betrachten.

Beschreibung. 1) Der rote Milan — milvus regalis — Gabelweih, Königsweih, Schwalbenschwanz, hat eine Länge von 60 cm, Flugbreite von 143 cm, Schwanzlänge von 35 cm, welch letztere 7 cm tief, gabelförmig eingeschnitten ist; Schnabellänge 3,6 cm, Laufhöhe 2,4 cm; allgemeine Größe ungefähr die des Bussard, aber schlanker und gestreckter.

Die Färbung ist vorwiegend rostbraun mit schwarzen Schaftstrichen, schwarzen Schwingen und rotbraunen Schwanzfedern. Der Schnabel des roten Milan ist hornblau, Wachshaut und Füße sind gelb, Iris silberfarben.

Beim jungen Vogel ist der Schnabel schwarz, das ganze Gefieder heller, Scheitel und Hinterhals gelblich und rot gefleckt.

Das Weibchen etwas größer, hat lichteren Schwanz, den Rücken einfarbig braun, auf der Brust mehr weiße Flecke.

Farbenvarietäten, wie z. B. dunkelbraune und weiße Exemplare, dann solche, die an Bauch und Brust weißes Gefieder zeigen, kommen wohl manchmal vor, gehören aber zu den größten Seltenheiten.

Vorkommen. Der Milan ist Zugvogel; er trifft im März und April bei uns ein, horstet da, und tritt dann im September und Oktober, gewöhnlich in größerer Gesellschaft, seine Reise nach dem Süden an.

Dieser sehr schöne und imposante Vogel bewohnt Europa bis an das nördliche Schweden, Südrußland bis zur Wolga und dem Ural; während unseres Winters hält er sich in Griechenland, Süditalien und Nordafrika auf. An der unteren Donau, in Bulgarien und Rumänien, ist er sehr zahlreich vertreten. In Deutschland trifft man ihn, wenn auch nur vereinzelt, überall an.

Der Flug des Milan ist ebenso wie seine Färbung und ganze Erscheinung schön und zierlich, man kann ihn stundenlang kreisen sehen, ohne nur einen Flügelschag zu bemerken und dennoch vermag er sich wie ein Falke ohne Spiralen mit Schnelligkeit in die Luft zu erheben. Der Milan stößt senkrecht auf seinen Raub herab, wodurch er gehindert ist, laufendes oder fliegendes Wild zu schlagen; außerdem ist er schlau und feig, fürchtet andere Raubvögel und läßt sich selbst von Raben vertreiben. Die Stimme ist ein helles „hiäh, hi—hi—hiäh." Lebensweise.

Die Nahrung besteht aus Maulwürfen, Mäusen, Amphibien, Schnecken, aus jungen Hasen, Wald- und Feldhühnern, Wassergeflügel und allem zahmen Hausgeflügel, wodurch er dem Landwirte vielen Nachteil bringen kann. Fische, wenn er solche erreichen kann, sind ihm ein Leckerbissen, aber auch Aas nimmt er jederzeit an und da er alles mit Haut und Haar verschlingt, speit er auch viel Gewölle aus.

Eigentümlich ist, daß der Milan, so feige er sonst sich benimmt, dem Uhu gegenüber großen Haß zeigt, und auf denselben z. B. an der Krähenhütte mit Vehemenz haßt und stößt. Diesem Umstande verdankt der Hüttenjäger auch sehr viele Erfolge an Milanen.

Die Milane leben in weniger gebirgigen Gegenden; ihren Horst findet man dicht am Stamme auf alten hohen Eichen, Buchen, Fichten und Kiefern ohne Unterschied, derselbe mißt ca. 90 cm im Durchmesser und besteht aus Reisig, Wurzeln, Grasschmälen 2c. Nach Friedrich soll er häufig mit alten Lumpen und Papierfetzen ausgepolstert sein, die der Milan auf Düngerhaufen zusammenliest. Fortpflanzung.

Anfangs Mai legt das Weibchen 2 bis 3, selten 4, ungefähr 5,8 cm lange, grünlichweiße, feinkörnige und bräunlich gefleckte Eier, welche das Weibchen in ca. 4 Wochen ausbrütet und während dieser Zeit vom Männchen reichlich gefüttert wird. Am Aufzug und an der Atzung der Jungen beteiligen sich beide Eltern.

2) Der schwarze Milan — milvus niger — auch brauner oder schwarzbrauner Milan, Hühnerweihe, braune Gabelweihe genannt, hat mit dem vorigen gleiche Verbreitung, Heimat und Zugzeit, kommt aber viel häufiger vor. Beschreibung.

Seine Länge beträgt 50 bis 55 cm, Flügelspannweite 140 cm, Schwanzlänge 27 cm, Schwanzausschnitt nur 2,5 cm, Laufhöhe 5,4 cm.

Der Schnabel ist schwarz, Wachshaut und Augenringe gelb, Augenstern grünlichbraun, die schwachen Füße sind orangegelb. Das Gefieder des Oberleibes schwarzbraun, Kopf, Kehle und Hals sind schmutzig weiß, der Schwanz hat viele schmale dunkelbraune Querbänder.

Das Weibchen ist 5 bis 10 cm größer, oben dunkler, unten mehr rostbraun.

Der junge Vogel hat dunkleres Braun, mit helleren Federrändern; an Kopf und Hals rostgelbe Streifen, sein Auge ist braun, die Füße sind heller als beim alten Vogel.

Wie schon bemerkt gleich mit dem Vorigen, in Ungarn und Südrußland sehr häufig. Vorkommen.

Der schwarze Milan bewohnt Tieflands- und Auwaldungen in der Nähe von Sümpfen und Gewässern, da er ein sehr starker Fischräuber ist.

Wenn auch die Lebensweise dieses Vogels mit seinem roten Vetter alles gemein hat, so übertrifft er diesen doch an Fluggewandtheit und Gefährlichkeit, weil er nicht bloß alles Wild, sondern auch Fische raubt, wenn er kein Aas zur Verfügung hat. Außerdem ist er einer der scheuesten und vorsichtigsten Raubvögel. In Rußland soll er allgemein geschont werden, wahrscheinlich weil er als Vertilger des Aases großen Nutzen bringt; dorten soll er daher auch in Gärten und Parkanlagen horsten, nicht scheu sein und von Küchen- und Fleischabfällen, toten Mäusen, Ratten, Maulwürfen leben. Lebensweise.

Die Fortpflanzung ist wie beim roten Milan. Die Brütezeit beginnt meist Ende April, wo das Weibchen 3 bis 4 gelbliche, bräunlich marmorierte Eier legt und selbe in ca. 21 Tagen ausbrütet. Fortpflanzung.

Die Jungen entwickeln sich rasch; im Anfang sind sie mit schwarzgrauem Flaum bedeckt und werden schon nach zwei Monaten flugbar.

Die Jungen des schwarzen Milan sollen meist in aufrechter Haltung auf den Fersen sitzen, während jene des roten Milan sich ängstlich niedergedrückt und furchtsam verhalten. Auf diese Weise erkennt man leicht, ob man einen Rot- oder Schwarz-Milan-Horst vor sich hat.

Die Jagd auf die beiden Milane wird hauptsächlich nur auf der Krähenhütte und am Horste ausgeübt. Wie schon erwähnt, stößt und haßt der rote Milan sehr hitzig und eifrig nach dem Uhu, während sein schwarzer Vetter weniger erpicht auf diesen Feind ist und gewöhnlich nur einmal stößt. Jagd und Fang.

Den Anstand kann man am ausgemachten Horste des Morgens und Abends oder aber, besonders beim schwarzen Milan, am vorgelegten Luder ausüben. Man muß jedoch bei dieser Jagdart stets auf gute Deckung Bedacht nehmen.

Was den Fang betrifft, kommt man mit demselben sicherer zum Ziele. Der rote Milan ist auch im Habichtskorbe zu fangen, der schwarze seltener, dagegen wird man mit Teller- und Pfahleisen mehr Erfolge erzielen.

Gewöhnlich legt man das Tellereisen für Milane in seichtes Wasser und beködert dasselbe mit einem toten Vogel oder Fisch; da der schwarze Milan ein eifriger Fischdieb ist, hat er ja am Wasser immer etwas zu schaffen und wird so in dem unter dem Wasserspiegel eingelegten Eisen sich fangen.

Ich werde am Schlusse der Beschreibung aller Raubvögel mich über die Fangapparate und ihre Anwendung etwas genauer aussprechen und verweise also bezüglich der Pfahleisen und Stoßgarne auf jenen Abschnitt.

Kennzeichen der Milane.

Schwanz gegabelt.	Schwanz 7 cm tief gegabelt, Flügel reichen bis an die Spitze der mittleren Schwanzfedern	Roter Milan.
	Schwanz nur 2,5 cm tief gegabelt, Flügel reichen bis an die Spitze der äußeren Schwanzfedern	Schwarzer Milan.
	Schwanz nur 1,25 cm gegabelt, die Flügel überragen denselben bedeutend	Falkenmilan.

---

3. Weihen.

Obgleich die Milane auch unter die Gattung der Weihen — milvine — gehören, werden sie doch eigens vorangestellt; ich beschreibe die übrigen Weihen im dritten Abschnitte. Die systematische Einteilung der folgenden Weihen ist dieselbe wie die der Milane, die Sippe, welcher sie angehören, werde ich speziell bei jeder Gattung erwähnen.

Beschreibung. Manche Schriftsteller und Forscher führen unter den Milanen eine dritte Art auf: den Falkenmilan. Dr. Brehm, dessen Einteilung ich beibehalte, hat ihn aber nicht in der 18. Sippe der Milane aufgeführt, vielmehr für ihn eine 15. Sippe „Gleitaare" — elanus — eingestellt.

Der Gleitaar — elanus melanopterus — Falkenmilan, hat insofern eine Gemeinschaft mit den Milanen, als sein Schwanz 1,25 cm gegabelt ist. Seine Länge beträgt ca. 30, Flugweite 73, Schwanzlänge 12—15 cm; Schnabellänge im Bogen 2,3, Laufhöhe 3,6 cm; Größe des Turmfalken.

Alter Vogel: Oberseite aschgrau, Unterseite weiß; am Oberflügel ein tief schwarzes Feld; über den Augen ein weißer, durch die Augen ein schwarzer Strich; Stirn und Wangen weiß; der Schnabel ist schwarz. Wachshaut, Augen und Füße sind hochgelb.

Junger Vogel: Oben dunkelrötlicher Anflug, der Kopf am dunkelsten, Flügeldeckfedern, Schwung- und Schwanzfedern haben breite weißliche Enden; Brust und Unterhals hell rostfarben, Bauch weißlich. Das Weibchen ist dem Männchen ganz ähnlich, nur etwas größer.

Vorkommen 2c. Der Gleitaar bewohnt ganz Afrika und die angrenzenden Teile Asiens, von dort kommt er nach Südeuropa und tritt auch, aber äußerst selten, in Deutschland auf; er hält sich in kahlen und freien Gegenden auf, horstet auf niedrigen Bäumen; Ende Februar oder Anfang März wird in dem großen flachgebauten Horste das Gelege von 3—5 kurzen Eiern gemacht, die grünlich weiß mit rostgelben Flecken besprengt sind.

Dieser mutige und gutfliegende Vogel lebt von kleinen Haartieren und auch von Insekten.

Ich gelange nunmehr zu den übrigen Weihen.

Systematisches. Unter der fünften Ordnung: Raubvögel — accipitres — bilden die erste Familie die Falken — falconidae — und deren Unterfamilie Weihen — milvinae — nehmen die 14. bis 19. Sippe ein.

Die verschiedenen Arten der Weihen sind sehr schwierig zu unterscheiden, indem ihre Kennzeichen vielfach ineinandergehen und die Kleider nach Alter und Geschlecht sehr von einander abweichen.

Der Schnabel der Weihen ist klein, zusammengedrückt, schon von der Wurzel an gekrümmt und hat einen stumpfen, schwer kenntlichen Zahn. Der Kopf ist dick, rundlich und ihn umgibt eine Art Schleier. Augen stehen sehr enge, Füße, Flügel und Schwanz sind sehr lang, dritte Schwinge ist am längsten; die Weihen, welche nicht bloß am Tage, sondern auch in der vorgeschrittenen Dämmerung thätig sind, bilden daher den Übergang von den Tag- zu den Nachtraubvögeln (Eulen). Das Gefieder ist weich, ihr Flug leise und gewandt; sämtliche Weihen sind Zugvögel von September, Oktober bis April und Mai.

Die bei uns vorkommenden Arten sind: 1) Kornweihe, 2) Steppenweihe, 3) Wiesenweihe und 4) Rohrweihe.

ad 1) Die Kornweihe — circus cyaneus — blaue oder weiße Weihe, Weißfalke, Blauvogel, Ringelfalk ꝛc. hat eine Länge von 46—50, Flugweite von 120 und Schwanzlänge von 20 cm, Laufhöhe 7,5 cm. Etwas schwächer als der bekannte Bussard. Der Schleier ist stark hervortretend und geht unter dem Kinn durch; der Schnabel ist schwach, von der Wurzel aus gebogen. Beschreibung.

Die Färbung beim alten Männchen ist: Kopf, Hals, Rücken, Schwingen und Brust schmutzig hellblau, um die Augen weißer Federkranz; die ersten Schwungfedern sind schwarz, an der Wurzel weiß; die drei äußeren Schwanzfedern weiß, die mittleren aschgrau mit vier dunklen Querbinden, welche bei sehr alten Exemplaren verschwinden; die Unterseite ist heller als der Rücken, einfärbig lichtgrau; Wachshaut, Mundwinkel, Augenrand gelbgrün; Augenstern gelb, Fänge strohgelb.

Beim alten Weibchen ist der ganze Oberkörper dunkelbraun, an Kopf, Hals und Schultern rostgelb gefleckt; Federkranz um die Augen rostgelb, schwarz gestrichelt; der ganze Unterleib rostgelb mit großen braunen Längsflecken. Die ersten Schwungfedern sind an der äußersten Fahne schwarzbraun, lichtgrau gerandet, an den innern dunkelbraun mit weißen Querbinden; obere Schwanzdeckfedern weißgrau und rostfarbig gefleckt; Schwanz an der Wurzel weiß, die zwei mittelsten Federn sind hellbraun und haben verwaschene rostgelbe Flecken; die übrigen dunkelbraun mit weißen Streifen.

Die jungen Vögel ähneln dem Weibchen sehr, unterscheiden sich aber durch braunen Augenstern und schmutzigere Färbung von Wachshaut und Fängen.

Farbenvarietäten trifft man öfter, sind aber in der Regel nur durch den Übergang vom Jugendkleid in das spätere bedingt.

Die Kornweihe bewohnt das mittlere Europa und Asien in gleichen Breiten, in Nordafrika geht sie auf dem Zuge bis zum Äquator und wird häufig in Ägypten, Nubien und Arabien angetroffen. Bei uns bewohnt sie flache Gegenden mit ausgedehnten Getreidefeldern, Wiesen und die Nähe von Gewässern und Mooren. Vorkommen.

Der Flug dieser Weihe ist sanft, schwebend, sie wiegt sich den ganzen Tag über das Gelände hin, fällt hin und wieder nach dem Boden herab, um etwas zu greifen und hockt auf Steinen, Erdhügeln ꝛc. auf, um zu ruhen. Lebensweise.

Die Nahrung bilden kleine Säugetiere, Vogeleier, Amphibien und Insekten; aber auch junges Wildgeflügel, Lerchen, junge Hasen verachtet die Kornweihe nicht. Infolge derartiger Räubereien, namentlich Vernichtung von Gelegen, ist sie für die Niederjagd ein schlimmer Feind; bei Sonnenuntergang, wo viele Tiere auf Nahrung ausgehen, ist sie am fleißigsten und macht ihre abendlichen Raubzüge gewöhnlich in der Nähe ihres Wohnplatzes, welchen man dadurch am ehesten ausmachen kann.

Die Kornweihe horstet, wie schon der Name besagt, gerne im hohen Getreide, auch im Rohr, im Gestrüpp, in großen Wiesen und Moosflächen und auch in jungen Holzschlägen. Der Horst wird aus Reisern, Rohrstengeln, Kartoffelkräutern, Moos, Gras und Tierhaaren zusammengetragen und enthält Ende Mai 4—6 grünlich weiße Eier mit wenig Spritzflecken; die Brütezeit währt ca. 21 Tage; die Jungen haben grau gefärbtes dichtes Kleid, bleiben lange im Horste, bis sie sich dann selbständig machen. Fortpflanzung.

ad 2) Die Steppenweihe — circus pallidus oder swainsonii — Blaßweihe, blaßgraue, dalmatinische Weihe, hat eine Länge von ca. 45, Flügelweite von 100, Schwanzlänge von 21 cm: der Schnabel mißt 2,4, der Lauf 7 cm, der Schleier ist wie bei der Kornweihe. Beschreibung.

Die Färbung des alten Männchen ist oben licht aschblau, gleich dem Halse, die Schwanzfedern sind grau, nach außen etwas heller und haben 4—5 bräunliche Querbinden; die Unterseite ist weiß, die Schwingen sind dunkelgrau.

Der junge Vogel ist oben dunkelbraun mit rötlichen Kanten der Federn, seine Unterseite ist rostfarbig, wenig gefleckt; auf den Wangen und der Ohrengegend steht ein dunkelbrauner Fleck, die Schwingen sind unten gebändert; der Schnabel ist schwarz, die Wachshaut gelb, Augen tiefbraun, später braungelb und schließlich im Alter ganz gelb. Füße sind citrongelb.

Das alte Weibchen hat dunkelbraune Oberseite mit rostgelben Flecken, Unterseite ist rostgelb mit dunklen Schaftstrichen; die Schwingen sind unten gebändert, die Schwanzdeckfedern braun und weiß gebändert. Vielfach werden die alten Steppenweihweibchen mit jenen der Wiesenweihe verwechselt.

Vorkommen. Die Steppenweihe ist in Deutschland ein sehr seltener Brutvogel, sie bewohnt das südliche Europa, Südrußland, Türkei, Griechenland, auch die untern Donauländer. In den Steppen der Dobrutscha soll sie so zahlreich vertreten sein, daß an ihren Brutplätzen an einem Tage ein Korb voll Eier gesammelt werden könne. In Nord-Afrika ist sie Zugvogel; in Ägypten, Nubien und Abessinien häufiger.

Lebensweise und Fortpflanzung. Die Steppenweihe übernachtet auf plattem Erdboden, im Getreide und hohem Grase und hackt nicht gerne auf Bäumen auf.

Der an sich scheue Vogel ist sehr schön, treibt sich, nach Beute fahndend, auf den Feldern umher, läßt sich nieder, um solche zu greifen und schwebt wieder in eleganten Schwingungen weiter; durch ihre Flugübungen verrät sie den Horstplatz im Frühjahr, welcher auf dem Boden in hohem Grase, Getreide oder Gesträuch sich befindet und aus Pflanzenstengeln, Grashalmen gebildet wird. Das Gelege enthält um Mitte Mai 4—5 fast ganz weiße, grünlich schillernde Eier, welche auch manchmal rotbraun gefleckt sind.

Nahrung, Brütung und übrige Merkmale sind dieselben wie bei Kornweihe und Wiesenweihe.

Beschreibung. ad 3) Die Wiesenweihe — circus cineraceus — kleine Weihe, Landweihe, blaurote Weihe, hat eine Länge von 42—43, Flugbreite von 110, Schnabellänge 2,4 und Laufhöhe von 6 cm.

Altes Männchen hat bläulich grauen Kopf, Hals und Rücken, die Unterseite ist weiß mit schmalen rostroten Schaftflecken, die oberen Schwanzdeckfedern sind aschgrau, die großen Schwingen schwarz, der Schwanz ist aschgrau und hat 4—5 dunkle Querbinden; der Schnabel ist schwarz, Wachshaut, Iris und Füße sind gelb.

Junger Vogel, Oberseite dunkelbraun mit rostroten Flecken; Unterseite hell rostfarben; über und unter dem Auge ein weißer, auf den Wangen ein brauner dunkler Fleck; Augenstern dunkelbraun.

Altes Weibchen, Oberleib braungrau, Schnabel rostrot und schwarz gestrichelt; Unterleib weiß mit dunkelrostgelb verwischten Flecken; Schwanz sieben dunkle Querbinden; größer als das Männchen.

Bei der Wiesenweihe ist der Schleier schwach kenntlich, die Flügel überragen den Schwanz, der Schnabel ist von der Wurzel ausgebogen.

Vorkommen. Die Wiesenweihe hat große Verbreitung, gehört jedoch mehr dem Osten Europas an. Südeuropa, Südasien und Nordafrika berührt sie auf dem Zuge; in Deutschland ist sie spärlich vertreten, verhältnismäßig am meisten in den norddeutschen Ebenen; in Niederösterreich, Ungarn und an der unteren Donau ist sie häufig.

Lebensweise und Fortpflanzung. Die Wiesenweihe bewohnt ebene, sumpfreiche Landstriche, niemals größere Waldkomplexe. Ihren Aufenthalt wählt sie am Boden, fliegt gewandt und viel, hackt nur selten auf Bäumen auf. Anfangs März erscheint sie bei uns und verläßt ihren Sommerstand im Oktober wieder. Der Horst befindet sich auf dem Erdboden und wird aus Reisern, Stroh und Pflanzenstengeln angelegt; Mitte Mai enthält er 4 bis 9 weißgrünliche Eier, meist ohne Flecken, die in 23 bis 24 Tagen ausgebrütet sind; nach 6 bis 7 Wochen werden die Jungen flügge, jedoch von den treubesorgten Alten noch sehr behütet. Die Wiesenweihe ist gesellig, jedoch ein viel gefährlicherer Räuber, als man glauben möchte, indem sie niedrig über die Gründe in der Dämmerung hinstreichend nicht bloß Mäuse, Maulwürfe, Zieseln, Frösche und Insekten, sondern auch junge Hasen, junge Fasanen, Rebhühner greift und namentlich eine Menge Vogeleier und Nesthocker verzehrt. Die Wiesenweihe ist am besten des Abends zu erlegen, weil sie um diese Zeit hauptsächlich ihrer Nahrung nachgeht und in dieser Zeit auch heftiger und anhaltender auf den Uhu haßt.

ad 4) Die Rohrweihe — circus aeruginosus — auch Rostweihe, Sumpf-, Schilf-, Wasser-weihe oder Rostfalke, Fisch- und Entengeier genannt, ist ein schöner Vogel und die stärkste unter den Weihen; ihre Länge beträgt ca. 56, Flugbreite 125, Schwanzlänge 25, Laufhöhe 8,5 cm; sie ist etwas schwächer als der Bussard, man erkennt sie aber gleich an den eigentümlichen Weihenflügeln, mit welchen sie sich schnell herabläßt, ohne eigentlich heftig zu stoßen. Beschreibung.

Altes Männchen. Der Schnabel ist stark abschüssig, der Schleier setzt unter dem Kinn ab. Der Kopf ist gelblichweiß, mit schwarzen Schaftstrichen, fast weißem, steifem Federkranz um die Augen; Hals und Brust sind schmutzig graugelb mit dunklen Längsflecken; Schultern, Rücken und Flügeldecken sind braun, hin und wieder ins Rostfarbige spielend; die äußeren Schwungfedern sind an der Wurzel schwarz, sonst aschgrau, an den Achseln ein großer heller Fleck; der Schwanz ist hell graubraun; Augen und Füße gelb, Schnabel und Krallen schwarz.

Altes Weibchen. Auf Rücken und Vorderseite rötlich braun, Kopf weiß mit kleinen dunklen Schaftstrichen, Kehle und Kinn ebenso; auf den Schultern rostgelber, etwas braun gespritzter heller Fleck.

Junger Vogel. Kopf, Kinn und Kehle gelbweiß mit wenig feinen Schaftstrichen, an den Achseln ein gelber Spiegel, sonst der ganze Vogel dunkel kaffeebraun; Wachshaut, Augen und Füße gelblich.

Die Rohrweihe bewohnt ganz Mitteleuropa und Asien in den gleichen Breiten; sie nimmt ihren Aufenthalt in Mösern, Sümpfen, wasserreichen Niederungen, in welchen viel Sumpf- und Wassergeflügel haust. Vorkommen.

Der Flug der Rostweihe ist wiegend und niemals sehr hoch, weil sie über die Gründe hin-schaukelnd ihre Beute sucht. Wie alle Weihen stößt auch sie eigentlich nicht, fällt aber rasch auf ihren Raub und verzehrt ihn sofort. Da nun die Nahrung nicht bloß aus Amphibien, Insekten und kleinen Säugetieren, sondern auch und vielleicht vorwiegend aus Sumpf- und Wassergeflügel, deren Nesthocker und besonders deren Eier besteht, so ist die Rohrweihe ein sehr schädlicher Räuber. Alle Sumpfvögel, wie Kibitze, Brachvögel, Möven kennen diesen grimmigen Feind ihres Geleges und verfolgen ihn deshalb mit Geschrei und beständigem Hassen; auch Fische und deren Laich soll die Rohrweihe an seichten Stellen zu erbeuten suchen. Wo eine Rohrweihenfamilie horstet, da dürfte die Wasser- und Moosjagd in deren Nähe vielen Schaden leiden, es ist deshalb Pflicht des Jägers, nicht zu ruhen, bis er die Sippschaft weggeräumt hat, was bei dem vorsichtigen und schlauen Vogel manche Schwierigkeit hat. Lebensweise und Fortpflanzung.

Die Rohrweihe horstet in dichtem Schilfe und Gestrüppe, auch auf Schilf- und Graskufen im Sumpfe, hin und wieder in hohem Getreide in der Nähe des Wassers. Der Horst besteht aus Binsen, Reisern, Rohrstengeln &c. und enthält gewöhnlich Ende April 4 bis 5 rundliche Eier von grünlich-weißer Farbe, die das Paar in ca. 21 Tagen abwechselnd ausbrütet. Die Jungen Anfangs mit weiß-gelbem Flaum bedeckt, sind bis Mitte Juni flugbar und leben, obgleich die Rostweihe nach Kronprinz Rudolf, der sehr genaue Beobachtungen über die Weihen machte, für ihre Brut sehr besorgt ist, von da an getrennt für sich.

Da nun, wie ich oben erwähnte, die Rostweihe schwer zu bejagen ist, kann man ihr, wie ihren andern Verwandten am besten während der Brütezeit von April bis Juni an, indem man den Horst auszukundschaften sucht. An der Krähenhütte richtet man gegen die Weihen auch nicht viel aus, denn dieselben nehmen namentlich untertags vom Uhu wenig Notiz, hassen nur wenig nach demselben und bäumen überhaupt nicht gerne; man muß also, falls eine Weihe heranstreicht, mit dem Schusse nicht lange säumen. In der Abenddämmerung ist sie etwas schärfer auf den Uhu. Jagd.

Ich jagte vor ein paar Jahren im Schleißheimermoos auf Rebhühner; es mochte 10 Uhr Vormittags sein, als ich an einem schilfreichen Bruch eine Kette Hühner sprengte, von welcher zwei Stück sich rechts seitwärts niederließen, während der Hauptteil der Kette links im Schilfe einfiel. Bald sah ich einen dunklen Raubvogel streichen, welcher offenbar die beiden Rebhühner einfallen sah. Ich erkannte am Fluge und der Art der Flügel die Weihe. Ihr Stoß mißlang und da ich vermutete, die Weihe habe auch die größere Partie der Kette einfallen sehen, so sprang ich rasch nach jener Stelle zu und verbarg mich und den Hund dort im Schilfe. Ich brauchte nicht lange zu warten, in schaukelndem, trägem Fluge schwankte die Weihe nach dem mißlungenen Angriff auf die beiden Hühner all-

mählich näher, wo die Hauptkette lag und ein wohlgezielter Schuß holte die Räuberin herab. Es war eine Rostweihe im Jugendkleide von beträchtlicher Stärke, die heute noch mein Atelier ziert. Sie gab mir den Beweis, daß nicht bloß eine Brut in der Nähe ausgekommen war, sondern auch, daß die Rostweihe auf größere Vögel, wie Rebhühner, Jagd mache. Leider gelang es mir nicht, weitere Glieder der Familie zu erbeuten.

Kennzeichen der Weihen.

Schleier	Schnabel stark, mehr gestreckt	Schleier setzt ab	Der innere Einschnitt der ersten Schwinge ragt kaum 1 cm über die Spitze der vordersten Flügeldeckfeder hinaus. Die zweite bis fünfte Schwinge außen bogig verengt, die erste bis vierte stumpf eingeschnitten . .		Rohrweihe.
	Schnabel schwach, mehr gekrümmt		Der innere Einschnitt ragt bis 3 cm hinaus. Die Schwingen außen bis zur vierten verengt, innen bis zur dritten eingeschnitten		Wiesenweihe.
		Schleier geht durch	Der innere Einschnitt liegt an der vordersten Deckfeder	Schwingen wie bei 1	Kornweihe.
				Schwingen wie bei 2	Steppenweihe.

---

4. Bussarde.

Systematisches. In der fünften Ordnung: Raubvögel — accipitres — nehmen die Bussarde — buteoninae — die 20. bis 23. Sippe ein.

Die Bussarde sind plump gestaltete Raubvögel mit kurzem, von der Wurzel an gekrümmtem, seitlich zusammengedrücktem und zahnlosem Schnabel, dickem Kopf, mittelhohen Füßen, kurzen dicken Zehen, spitzen aber nicht stark gekrümmten Krallen, langen stark abgerundeten Flügeln, in denen die vierte Schwinge die längste, die dritte und fünfte aber nur wenig kürzer als diese ist; der Schwanz ist mittellang, Gefieder im allgemeinen schlaff.

Es gibt einige fünfzig Arten von Bussarden, für uns kommen aber hauptsächlich nur drei in Betracht, und zwar: 1) der Mäusebussard, 2) der Rauhfußbussard und 3) der Wespenbussard.

Der Steppenbussard, wie der Adlerbussard ebenfalls in die Gattung des gemeinen Bussard gehörig, mögen wohl hie und da als Seltenheit in Deutschland vorkommen, werden aber gewöhnlich nicht erkannt und als Mäusebussard angesprochen.

Der Streit über Nutzen oder Schaden der Bussarde hat die Gelehrten vielfach in Anspruch genommen und schwankt hin und her; kaum ein anderer Raubvogel hat so viele Kontroversen hervorgerufen, wie der „heilige" Bussard. Wegen der Vertilgung vieler Mäuse war er in manchen Staaten durch das Gesetz geschützt und da der plumpe Vogel auch ziemlich ungeschickt im Schlagen ist, so glaubte man in Anbetracht seines Nutzens als Mäusevertilger ihn auch schonen zu müssen. Das Reichsgesetz vom 1. Juli 1888 hat aber die Streitfrage für den Jäger insofern beendigt, als nach diesem Gesetze alle Tagraubvögel, mit Ausnahme des Turmfalken, erlegt werden dürfen und sonach auch der Bussard keine gesetzliche Schonung mehr genießt.

Vom Standpunkte des Jägers aus ist der Bussard der Niederjagd immer, wenn auch nicht in hohem Maße, schädlich — wenn man ihm zu gute halten will, daß er zum Schlagen zu ungeschickt sei, sich gewöhnlich nur mit totem Raube begnüge oder höchstens mit solchem, den er andern Raubvögeln abjage, so kommt dies doch auf eines hinaus. Jagt der Bussard dem Sperber ein frisch geschlagenes Huhn ab, um es zu kröpfen, so wird sich dieser für den Verlust an der Hühnerkette schadlos halten und um seinen Hunger zu stillen eben ein neues schlagen.

ad 1) Der Mäusebussard — buteo vulgaris — gemeiner Bussard, Mauser, Mausgeier, Stocker, Stockgeier, Mäusefalk hat eine Länge von ca. 53, Flugbreite 125—135, Schwanzlänge von 21,5, Laufhöhe von 7 und Schnabellänge von 3 cm; allgemeine Größe die eines mittelstarken Haushahnes. Beschreibung.

Der Mäusebussard hat zwischen Augen und Schnabel weiche Bartborsten, die Nasenlöcher sind halbmondförmig, der Schnabel schwärzlich, die gelbe Wachshaut ist etwas aufgetrieben, das Auge braun, niemals gelb, Füße sind gelb, mit schwarzen, ziemlich großen und scharfen, aber wenig gekrümmten Krallen ausgerüstet; die Läufe sind nicht ganz befiedert, vorn nur zur Hälfte, hinten ganz nackt.

Die allgemeine Färbung des Bussard ist in der Regel braun, doch zeigt sie sich so sehr verschieden bei den einzelnen Exemplaren, daß eine charakteristische Beschreibung unmöglich ist; es gibt Bussarde vom tiefsten Braun in Abstufungen bis fast zum Weiß; auch das Jugendkleid und das des Weibchens unterscheidet sich nicht von jenem des alten Männchen, so daß ein Unterscheidungszeichen nur darin liegt, daß das Weibchen größer und etwas fahler befiedert ist. Im Fluge charakterisiert den Bussard der verhältnismäßig kurze Schwanz; er beschreibt gerne Kreise mit wenig Flügelschlag und läßt während dieses Fluges häufig sein Geschrei: „hiää — hiää“ vernehmen.

Der Mäusebussard ist unser gemeinster Raubvogel, er ist eine Spezialität von Europa und bewohnt dasselbe von Südschweden an bis in die südlichen Mittelmeerländer. Im Monat September beginnt er gegen Süden zu ziehen, da aber stets von Norden her Nachschub kommt, trifft man ihn fast das ganze Jahr bei uns an. In England soll er ausgerottet sein. Vorkommen und Lebensweise.

Der Mauser kommt in Ebenen wie im Gebirge vor, hält sich gerne am Waldrande auf und liebt auch einzelne Feldhölzer; seine Nahrung besteht in Mäusen, Maulwürfen, Fröschen, seltener in Schlangen jeglicher Art; er frißt auch Schnecken, Engerlinge, Raupen ꝛc. und da er stets hungrig ist, verschmäht er keineswegs junge Hasen, Rebhühner, Fasanen, Hausgeflügel, die er meist, wie schon erwähnt, andern Raubvögeln abjagt; außerdem nimmt er auch Eier an, falls er sie findet; wenn nicht selten der Bussard dem blattenden Jäger anstreicht, gibt er den Beweis, daß er den Ton kennt und den Rehkitzen wohl auch gefährlich werden kann. Meistens sitzt der Mauser ruhig auf Bäumen, Steinhaufen, Hügeln, Stangen ꝛc.; bemerkt er Beute, sucht er in leisem Fluge ihr anzukommen, manchmal rüttelt er auch wie ein Falke, stürzt mit angezogenen Flügeln schief herab und greift seine Beute, die er auch sofort verzehrt.

Der Horst des Bussard ist auf hohen Bäumen, wie Tannen, Buchen, Eichen, nicht immer im Gipfel, sondern auch an Ästen in der oberen Hälfte der Bäume, er besteht aus trockenen starken Reisern, hat eine ziemlich seichte Mulde, welche mit feinen Reisern und Grasschmälen ausgepolstert ist. Die Paarzeit fällt in den April, das Pärchen sucht nach Rückkehr im Frühjahre sein altes Quartier wieder auf, nimmt aber im Notfalle auch mit Krähen-, Weihen- und andern Horsten vorlieb. Anfang Mai legt das Weibchen drei, selten vier Eier, die grünlichweiße Farbe haben, rotbraun gespritzt sind und bauchige, kurz ovale Form haben; auch die Eier variieren in der Farbe, wie der Vogel selbst. Das Brütegeschäft besorgt das Weibchen allein, es dauert gewöhnlich 28 Tage; die Jungen werden von beiden Eltern geazt, sind stets hungrig und gefräßig und wachsen langsam; erst mit 8—10 Wochen erreichen sie die Flugbarkeit. Fortpflanzung.

Der gemeine Bussard ist scheu und vorsichtig; man kommt ihm selten durch Birschen an, dagegen kann man ihn gegen Abend am ausgekundschafteten Horste erwarten oder an seinem gewohnten Schlafbaum. Man fängt den Mauser in Pfahleisen, in Stoßgarnen, auch im Habichtskorbe. An der Aufhütte wird er sehr häufig erlegt, da er den Uhu fleißig angreift und auch auf dem Fallbaum aufhackt. Jagd.

ad 2) Der Rauhfußbussard — archibuteo lagopus — Schneeaar, rauhbeiniger Mäusefalk, nordischer Mauser, Nebelgeier, bildet die 23. Sippe. Er hat den ganzen Fuß mit Ausnahme der Hinterseite bis an die Zehen befiedert, was man durch Auseinanderbiegen der Federn erst gewahr wird; die Flügel erreichen die Schwanzspitzen. Seine Länge beträgt ungefähr 55, die Flugbreite ca. 150, die Schwanzlänge 20, die Laufhöhe etwas über 7 cm; er ist nur wenig größer als der vorherige; der hornfarbige Schnabel ist an der Wurzel gelb, schwach, scharf gebogen, ohne Zahn; Wachshaut ist gelb; Augenstern braun, manchmal heller, Fänge gelb, Krallen schwarz. In der Färbung ist er wie der Beschreibung.

Mauser, bald heller, bald dunkler, charakteristisch ist der schwarze Bauch, am Handgelenk des Unterflügels ein schwarzer Fleck und auf dem Schwanze meistens drei Querbinden von schwarzbrauner Farbe. Auch bei diesem Vogel sind die Farbenverschiedenheiten sehr bemerkenswert.

Vorkommen und Lebensweise. Der Rauhfußbussard hat seine Heimat im hohen Norden Europas, Asiens und Amerikas und kommt von der Kälte vertrieben während des Winters nach dem mittleren Europa; in Deutschland trifft sein Zug in die Zeit von Oktober bis März, wo er in der Regel in größerer Zahl erscheint und in spät eintretenden Frühlingen auch manchmal horstet. Seinen Aufenthalt nimmt er bei uns wie der Mauser und hat auch die gleiche Nahrung wie dieser.

Fortpflanzung. Der Horst des Rauhfuß befindet sich mehr in geschlossenen Waldungen auf hohen Bäumen, ja auch im Geklüfte, besteht aus dürren Reisern 2c., ganz wie der seines Vetters. Anfangs Mai legt das Weibchen 2—3 rötlich marmorierte weiße Eier, die es allein in ca. 21 Tagen ausbrütet; die Jungen entwickeln sich rascher als die des vorherigen, sind in 5—6 Wochen flugbar.

Jagd. Da der Rauhfuß stärker und etwas gewandter ist, als der Mauser, dürfte er ein gefährlicherer Räuber sein als dieser und fleißig verfolgt werden. Im Oktober und Anfangs März kann man ihn sehr häufig auf der Krähenhütte erlegen, aber der Zug ist nicht alle Jahre gleich gut und gleich ergiebig.

Beschreibung. ad 3) Der Wespenbussard — pernis apivorus — Wespenfalk, Wespengeier, auch Froschgeier, Honigbussard, hat keine Bartborsten, aber kurze harte Federchen auf Scheitel und Wangen; Nasenlöcher sind ritzförmig, parallel dem Rande des Kiefers; seine Länge beträgt ca. 54, Flugbreite 124, Schwanzlänge 26, Schnabel 2,5, Laufhöhe 6 cm; allgemeine Erscheinung, Größe des Mausers, aber schlanker und gestreckter.

Das alte Männchen hat schön mohnblauen Kopf und Oberhals, Wachshaut schwärzlich und gelb gemischt; Oberseite braun mit hellen Federkanten, Vorderseite weiß mit braunen Flecken, Hosen quer gebändert, Fänge gelb, Iris gelb, Schnabel grauschwarz.

Das alte Weibchen ist wenig größer, am Kopfe weniger grau, Unterseite stets dunkler als beim Männchen.

Junger Vogel. Wachshaut ockergelb, Iris graugelb, Kopf gelblichweiß, Oberseite dunkelbraun mit weißen Federrändern, Unterseite weiß.

Beim Wespenbussard kommen auch Farbenvarietäten vor, doch ist ein sicheres Kennzeichen dieser Gattung, daß der Schwanz obenher drei regelmäßig von einander abstehende, dunkle und breite Querbinden hat und dann bis zur Endbinde große Lücke zeigt.

Vorkommen und Lebensweise. Der Wespenbussard ist über ganz Europa verbreitet, in Ostrußland am häufigsten, tritt auch in den Niederungen Norwegens häufig auf. Bei uns ist er seltener als Zugvogel zu sehen; er bewohnt ebene und höher gelegene Waldungen, Feldhölzer mit gemischter Bestockung, zieht Laubwaldungen vor und solche Gegenden, wo viele Obstbäume den Wespen, Bienen und Hummeln zum Aufenthalte dienen. Er trifft Ende März oder Anfangs April bei uns gewöhnlich in größerer Zahl ein und geht im September wieder weg; sein Flug ist sanft, oft legt er ohne Flügelschlag große Strecken zurück und unterscheidet sich durch längere und schmälere Flügel, sowie längeren Schwanz im Fluge vom Mauser. Auf dem Boden marschiert er besser und aufrecht, seine Stimme ist: kick, kick, kick! oder auch wie: hijä — hijä, ähnlich dem des Mausers.

Die Nahrung des Wespenbussard ist etwas verschieden von der seiner Vettern, er kröpft gerne Frösche, Schlangen, Käfer, Eidechsen, Würmer, auch Mäuse und kleinere Tiere, Eier und Nestbruten; am meisten aber sucht er, wie schon sein Name andeutet, die Nester von Wespen, Hummeln, Bienen auf, welche er wie die Haushenne mit den Läufen aufscharrt, die Brut und die Waben verzehrt. Das derbe Gefieder und die harten Schilder am Fuße schützen ihn vor den Angriffen der betreffenden Insekten.

Fortpflanzung. Der Horst steht auf starken Bäumen, ist kunstlos aus feinen Reisern hergestellt, auch bezieht er gerne Horste anderer Vögel, die er nur etwas ausbessert. Im Mai legt das Weibchen zwei dickbauchige, gelbgrüne, etwas braun bespritzte Eier, welche in 21 Tagen ausgebrütet werden. Die Jungen, welche mit Ameisen, Wespen, Raupen 2c. geazt werden, sind in 6—7 Wochen flugbar.

Der Wespenbussard ist unter seinen Verwandten jedenfalls der wenigst gefährliche für die Jagd, wenn er auch Nester hin und wieder plündert; nach dem Uhu haßt er sehr hitzig und kann da am leichtesten erlegt werden. Jagd.

Wie bei allen Bussarden kann man auch diesen an seinem Schlafbaume oder dessen Umgebung des Abends leicht erwarten. An der Krähenhütte braucht man sich mit dem Schusse nicht sehr zu übereilen, denn nach mehrmaligen Stößen hacken die Bussarde gerne auf dem Fallbaume auf und können so leicht erlegt werden.

Kennzeichen der Bussarde.

Raubvögel ohne besondere gemeinschaftliche Kennzeichen	Bartborsten vorhanden	Lauf zum großen Teil rundum nackt	Gemeiner Bussard. (Steppenbussard und Adlerbussard)
		Lauf bis an die Zehen befiedert, mit Ausnahme eines schmalen Längsstreifen an der Hinterseite	Rauhfußbussard.
	Bartborsten fehlen, an ihrer Stelle harte, schuppenförmige Federchen		Wespenbussard.

---

5. Falken.



In der fünften Ordnung: Raubvögel — accipitres — bilden die Falken — falconidae — die erste Familie und nehmen die Falken im engeren Sinne die erste Sippe ein. Systematisches.

Die Falken bilden eine an Formen und Arten sehr reiche Familie, über deren Einteilung in verschiedene Gruppen die Forscher nicht einig sind. Ich zähle die für den deutschen Jäger in Betracht kommenden Arten einzeln auf.

Die Falken sind kleine, höchstens mittelgroß gebaute, großköpfige und kurzhalsige, knapp befiederte Raubvögel mit einem im Oberkiefer scharf ausgeschnittenen, dreieckigen Zahne, welcher in einen entsprechenden Einschnitt des Unterkiefers paßt. Nasenlöcher sind kreisrund, mit einer kegelförmigen Erhöhung im Innern ausgefüllt; um die Augen ein nackter Kreis von gleicher Farbe, wie Wachshaut und Füße.

Die zweite Schwinge ist stets die längste, daher spitze Flügel. Kopf stark gewölbt mit tiefer Schläfengrube; Auge groß, nußbraun; Bartborsten kurz; Flügel sehr lang, stets die Hälfte des Schwanzes oder denselben ganz überragend; Schwanz mehr oder minder abgerundet; der obere Teil des Laufes ringsum befiedert; Zehenrücken weiß mit Schilden bedeckt; Krallen nicht sehr lang, sehr kräftig, scharfrandig und spitz; Zehen lang, besonders die mittlere, mit verschieden starken Ballen.

Wir haben hier in Betracht zu ziehen a. an Edelfalken: 1) Jagdfalke, 2) Gyrfalke, 3) Würgefalke, 4) Wanderfalke, 5) Baumfalke, 6) Zwergfalke — ferner b. an Rotfalken: 1) Rotfußfalke, 2) Rötelfalke, 3) Turmfalke.

a. Edelfalken.

Leben hauptsächlich von Vögeln und schlagen den Raub im Fluge.

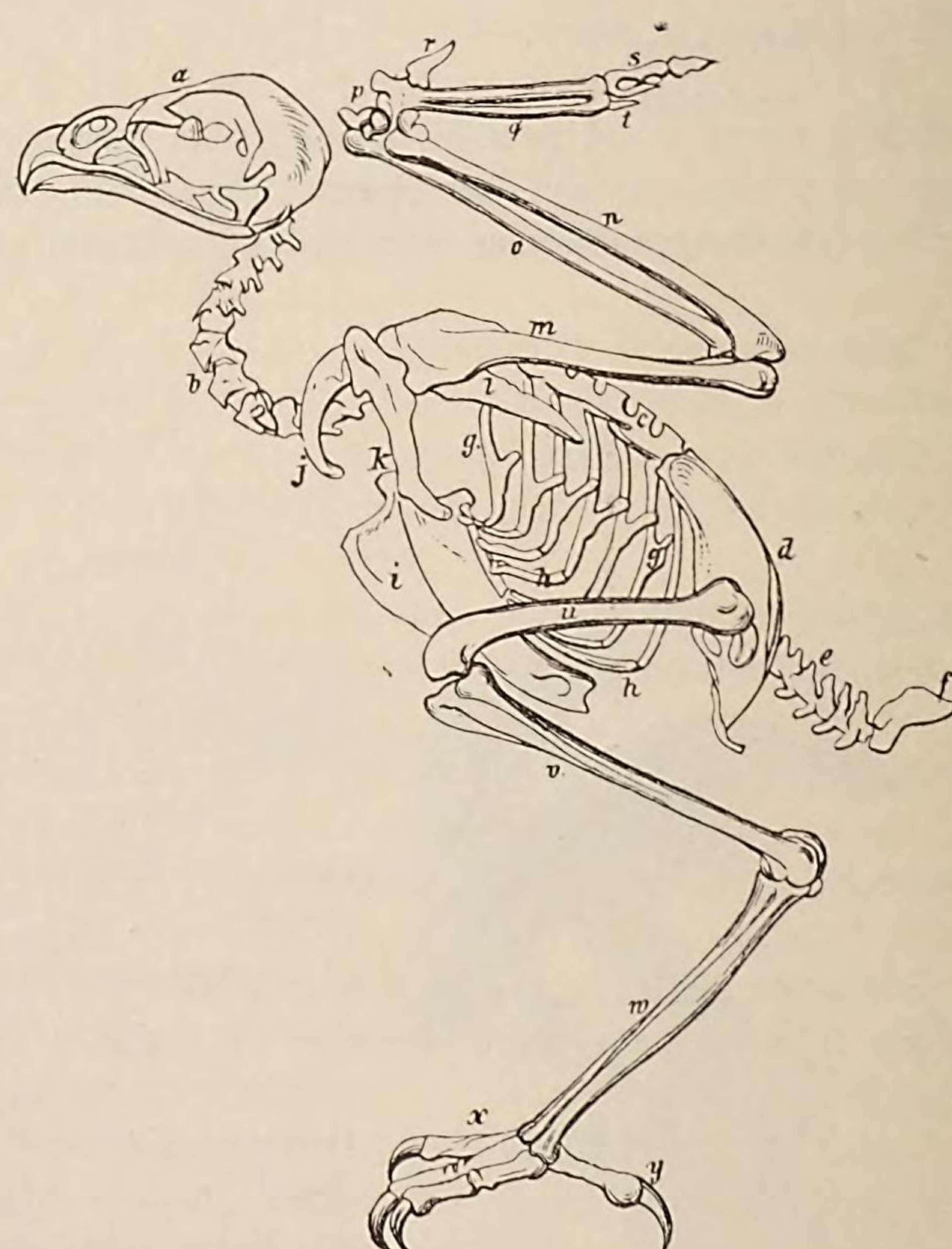
ad 1) Der Jagdfalke — falco candicans — Edelfalke, isländischer auch grönländischer Falke, weißer Falke, war früher der zur Jagd am meisten gesuchte und am vorteilhaftesten verwendete Vogel, welcher eigentlich dem hohen Norden angehört und bei uns nur selten erscheint. Beschreibung.

Seine Länge beträgt ca. 56, Flügelbreite ca. 136, Schwanzlänge 23, Laufhöhe 6 cm; sein Schnabel ist sehr kräftig, von der Wurzel aus fast halbkreisförmig gebogen. Größe und Färbung des Gefieders sind bei diesem sehr verschieden. Weibchen wenig größer.

Alterskleid: vorherrschend weiß, manche Exemplare fast ganz weiß, Oberseite dunkle Herzflecken von unregelmäßiger Zeichnung, Unterseite pfeilförmige Striche, Hosen mit Querbinden, Füße und Wachshaut trübgelb.

Jugendkleid: Oberseite braungrau mit hellen Federsäumen, Kopf längs gestrichelt, Bartstreifen dunkel; Unterseite trübweiß mit graubraunen unregelmäßigen Längsstreifen, Wachshaut und Füße bläulichgrün, Schnabel horngrau mit dunkler Spitze.

a Schädel,
b Halswirbelsäule,
c Rückenwirbelsäule,
d Kreuzbein und Becken,
e Schwanzwirbelsäule,
f letzter Schwanzwirbel,
g Rippen (mit Hakenfortsätzen),
h Sternocostal- (Brustbein- Rippen-) Knochen,
i Brustbein mit seinem Kamme,
j Gabelknochen,
k Rabenschnabelbein (Coracoidbein),
l Schulterblatt,
m Oberarmknochen,
n Elle,
o Speiche.
p Handwurzelknochen,
q die beiden Mittelhandknochen des 2. und 3. Fingers.
r der Daumenkochen,
s die beiden Glieder des 2. Fingers.
t der eingliedrige 3. Finger,
u Oberschenkelknochen,
v Schienbein,
w Lauf,
x die drei Vorderzehen,
y die Innenzehe.



Skelett eines Falken.

Vorkommen und Lebensweise. Die Heimat des Jagdfalken ist die Polargegend, wo tausende und abertausende von Land-, Sumpf- und Wasservögeln hausen. Sehr selten verstreichen sich und meist nur junge Vögel nach Deutschland.

Der Horst steht gewöhnlich in der Nähe des Meeres auf hohen, unzugänglichen Klippen, in Felsspalten und enthält im Mai oder Juni 3—4 Eier.

Dieser ungemein flinke große Falke ist rasch und schneidig, hat reißend schnellen Flug und greift allerlei größere Vögel an, die er im Fluge schlägt. Er ist für die Jagd gefährlich, in seiner Heimat besonders den Schneehühnern. Ob diesen Eigenschaften wurde dieser Falke zur Reiherbeize sehr gesucht. Da er in den Zeiten der Falkenjagden viele Verwendung fand und oft um schweres Geld erworben wurde, durch seine Fähigkeiten und natürliche Begabung aber sehr gut abzurichten war, spielte er einst eine große Rolle.

Beschreibung. ad 2) Der Gyrfalke — falco gyrfalco — norwegischer Falke, brauner Jagdfalke, ist etwas kleiner, hat eine Länge von 48 cm, die übrigen Maße und Verhältnisse sind bei diesem Falken denen des vorigen ganz entsprechend. Auch bezüglich der Färbung besteht große Ähnlichkeit, so daß man

sogar Zweifel hegt, ob dieser Vogel wirklich eine selbständige Art oder nur eine klimatische Abänderung des isländischen Falken bilde; doch ist er auf Kopf und Oberseite gleichförmig grau.

Dieser Falke kommt sehr selten und fast ausschließlich nur in Norwegen und Lappland vor, wo sein Brutgebiet ist; im Herbst und Winter mögen sich hin und wieder junge Vögel bis nach Norddeutschland und Holland herab verfliegen, wo sie in früherer Zeit gefangen, zur Falkenjagd verwendet und ebenso hoch geachtet wurden, wie der eigentliche Jagdfalke.

Lebensweise und Fortpflanzung ist dieselbe wie die des Jagdfalken.

ad 3) Der **Würgefalke** — falco lonarius — Schlachtfalk, Blaufuß, großer Merlin 2c., sein Schnabel ist weniger kräftig und mehr gestreckt; seine Länge ist 50—54, Flugbreite 110, Schwanzlänge 17, Schnabellänge 2,9, Laufhöhe 4,5 cm; die Flügel decken den Schwanz bis auf ca. 4 cm. Das Weibchen ist etwas größer. Beschreibung.

Alter Vogel: Oberkörper lebhaft dunkelbraun mit hellen, kräftigen Flecken; Füße, Wachshaut und Augenrand im Alter gelb; die Kehle ist gelbweiß; im Genick befindet sich ein braunschwarzer Fleck; Rücken und Schwanz sind graulich überflogen. Neben der Kehle herab ein braunschwarzer Streifen.

Das **Weibchen** ist lichter gefärbt, fast graubraun, unten rostgelb.

Junger Vogel: Oberkörper fahlbraun mit rostroten Federsäumen, Schwanz schwarzbraun, etwas heller gebändert; die Unterseite rötlichweiß mit dunklen, länglichen Flecken; Füße, Wachshaut und Augenrand blau, daher wohl der Name Blaufuß.

Der Würgefalke bewohnt Nordafrika, Westasien und den Süden sowie Südosten Europas. Bei uns in Deutschland ist er selten, an der untern Donau, in Ungarn, Siebenbürgen, Galizien und Bukowina etwas häufiger. — Gewöhnlich erscheint dieser Zugvogel im März und verbleibt bis in den Oktober; er hält sich gerne in Auwaldungen in der Nähe des Wassers auf, wo viele Sumpf- und Wasservögel hausen, denen er eifrig nachstellt; er ist ein schöner, edler Vogel, ausgestattet mit Kühnheit Schnelligkeit und Gewandtheit im Fluge, weshalb er zur Beize in großem Ansehen stand. Mit andern Raubvögeln liegt er stets im Hader, sie weichen auch dem flinken Quälgeiste gerne aus. Vorkommen und Lebensweise.

Der Würgefalk schlägt Vögel, die ihm an Größe weit überlegen sind, wie Fasanen, Haselhühner, Wildenten, auch Hasen; er stößt als echter Falke senkrecht auf seinen Raub herunter. Aus dem eben angeführten Grunde ist er der Wildbahn sehr gefährlich; ein Pärchen ist im stande, nach und nach einen Fasanenstand gänzlich zu ruinieren, in dessen Nähe es sich angesiedelt hat.

Den Horst legt der Würgefalk gerne auf steilabfallenden und hohen Felswänden an, wenn sie ihm zur Verfügung stehen, außerdem wählt er hiezu auch hohe Bäume, wie Eichen, Linden, Pappeln. Der Horst, aus Ästen und Zweigen angelegt, bildet eine flache Mulde. Die Paarzeit fällt in den Monat April, so daß das Weibchen anfangs Mai 3—4, selten 5 weiße, braungefleckte Eier, die in ihrem Äußeren sowohl was Farbe als Größe betrifft, variieren. Das Brutgeschäft wird vom Pärchen wechselweise ausgeführt und mag 24—25 Tage währen. Die gefräßigen Jungen entwickeln sich langsam und darum währt auch die Atzungszeit lange, wodurch sich der große Schaden, den eine solche Familie anrichten kann, leicht ermessen läßt. Fortpflanzung.

Um die Mittagszeit findet während der Brutperiode meistens die Ablösung im Brütegeschäft statt, weshalb diese Zeit am geeignetsten sein dürfte, die Gesellschaft durch wohlgezielten Schuß unschädlich zu machen.

ad 4) Der **Wanderfalk** — falco peregrinus — Taubenfalk, Wald- oder Tannenfalk, auch Taubenstößer, großer Baumfalk genannt, hat eine Länge von 45—50, Flugbreite von 100—120, Schwanzlänge von 16,6, Laufhöhe von 6 cm. Die Maximalzahlen treffen auf das Weibchen. Die Bartstreifen sind dicht und breit, die Flügel reichen bis zur Schwanzspitze. Beschreibung.

Altes Männchen: Oberseite aschblau mit schwarzen Querflecken, Unterseite rötlichweiß mit schwarzen Wellenlinien; Kopf, ein Teil der Wangen und Kehle sind weiß; vom Auge geht ein schwarzer Streifen bis zur Mitte des Halses herab; die Schwingen sind schieferschwarz; der etwas abgerundete Schwanz hat die Rückenfarbe und ist mit 9—12 schwarzen Querbinden gezeichnet. Wachshaut, Augenringe und Füße sind gelb, die Zehen sehr lang; die Hosen sind schmutzig grauweiß, das Genick ist etwas weiß gefleckt. Der Schnabel ist hornblau, die Iris braun.

Junger Vogel: oben dunkelbraun mit helleren Federsäumen, unten gelblichweiß mit braunen Längsflecken, der Schwanz hat 7—9 helle Querbinden; Wachshaut, Augenring und Füße sind bläulichgrün.

Weibchen einige Centimeter länger, sonst dem Männchen ähnlich, nur etwas heller auf der Oberseite, während die Unterseite mehr gelb erscheint.

In der Färbung und Größe treten manche Abweichungen ein, die noch durch die lange Mauserzeit, welche im August eintritt und fast drei Monate dauert, erschwert werden.

Vorkommen und Lebensweise. Der Wanderfalke hat große Verbreitung und bewohnt fast alle Teile der Erde. In Deutschland erscheint er ziemlich häufig und da der Zug dieses scheuen, vorsichtigen, mit guten Sinnen ausgestatteten Vogels ein anhaltender ist, kann man ihn das ganze Jahr über antreffen; am stärksten ist der Zug im Frühjahr (März) und im Herbste (September), sein Zug bildet ein stetes Ankommen und Fortziehen, vielleicht daher der Name Wanderfalk. Als Brutvogel ist er in Deutschland seltener, doch trifft man ihn in Ostpreußen, Brandenburg, Pommern, im Harz und Thüringerwalde, in den bayrischen Gebirgen, weniger in Württemberg an. Hohe steile Waldgebirge, in deren Nähe Sümpfe und größere Gewässer sich befinden, zieht er flachen, offenen Gegenden zum Aufenthalte vor.

Der Wanderfalke ist ein mutiger und starker Vogel, der mit kräftigem Körperbau, scharfen Waffen und gut entwickelten Sinnen ausgestattet ist. Unter solchen Umständen ist er der Schrecken der befiederten Welt, von der Wildgans herab bis zur Lerche ist kein Vogel vor ihm sicher; im Freien kommt ihm nicht leicht ein Vogel aus. Er hat die Gewohnheit, schräg von oben herab zu stoßen und wenn ihm daher ein Vogel mehreremal, was man öfters sehen kann, die Höhe abgewonnen hat, so unterliegt er doch den fortgesetzten Stößen. Selbst die schnelle und gewandte Taube ist ihm zur Beute verfallen, wenn sie nicht irgend welchen Schutz zu erreichen vermag. Ich beobachtete einen Fall, daß der Wanderfalk eine Taube sogar bis in den Pferdestall, wo sie Schutz suchte, verfolgte. Hat der Wanderfalke einen Raub geschlagen, so zieht er sich damit in ein Versteck zurück, um ungestört seine Mahlzeit halten zu können. Die Laute, welche er von sich gibt, klingen wie: kajak, kajak und hie und da wie helles kli — kli — kli.

Auf dem Boden und im Sitzen kann er keinen Vogel greifen, aber sobald der Wanderfalke sich zeigt, trachten alle Vögel sich zu flüchten und da fallen sie ihm zur Beute.

Auf einem niederbayrischen Feldrevier sprengte ich einst ein Rebhuhn auf, fehlte es, der Wanderfalke, welcher wohl auf den in der Nähe befindlichen hohen Bäumen gelauert haben mochte, war sicherer — er verfolgte das Huhn und schlug es, ohne daß ihm mein auf größere Entfernung nachgesandter Schuß etwas zu Leide that.

Unter solchen Umständen ist es natürlich, daß dieser vehemente Raubvogel der Flugwildjagd sowohl als dem zahmen Taubenstande großen Schaden beibringt und mit allem Fleiße verfolgt werden muß.

Fortpflanzung. Die Paarzeit des Wanderfalken fällt in den Monat April, im Mai beginnt das Brütegeschäft. Der Horst befindet sich in Felsspalten, an Felswänden und mangels deren auf hohen Waldbäumen 2c., ja sogar auf Kirchtürmen größerer Städte hat er sich schon angesiedelt. Der primitive Horst enthält 3—4 Eier von gelblicher Grundfarbe, etwas rötlich bespritzt. Die Jungen sind bis Ende Juni schon flugbar und von da ab sich selbst überlassen.

Jagd. Mit der Horstjagd ist nicht viel auszurichten. Besser kommt man mit Habichtskorb und Stoßgarn zurecht. Gelingt es aber dem fleißigen Jäger, die Jungen unversehrt auszunehmen und ein solches unter dem Horstorte in einer Art Schirm aus Tannenreis, der nur von einer Seite Zugang hat, anzupflöcken, so kann man an dieser offenen Seite ein Tellereisen einbetten und sicher wird in ein paar Tagen das eine oder andere des Paares im Eisen hängen. — Auf der Krähenhütte ist er nicht schwer zu erlegen, er stößt sehr heftig und wiederholt auf den Uhu und hackt dann am Fallbaume auf.

Wie der Wanderfalke den Haustauben sehr gefährlich ist, so bringt er auch für die Brieftauben, wie der Habicht, große Gefahren, und deshalb wird für ihn stets gutes Schußgeld bezahlt.

Beschreibung. ad 5) Der Baumfalke — falco subbuteo — kleiner Wanderfalke, Lerchenfalke, Schwalbenstößer, Weißbacken, hat eine Länge von 30—34, Flugbreite von 78, Schwanzlänge von 15,3 und Laufhöhe von 3,6 cm. Weibchen ist größer als Männchen; die Flügelspitzen überragen den Schwanz; die Mittelzehe ist doppelt so lang als die Außenzehe.

Alter Vogel: Oberseite fast schwarzblau, an den Augen und der Stirn weiß, gelegentlich ein rötlicher Nackenfleck; Kehle, Wangen, Hals und Oberbrust rein weiß, an der Unterbrust dunkle Schaftstriche; Hosen und Unterleib hell rostrot mit wenigen dunklen Tupfen. An den Halsseiten ein schwarzer Federstreifen. Der schwarze Bartstreif breit. Wachshaut, Augenringe und Füße gelb; Zehenballen stark.

Junger Vogel: oben schwarzbraun, ins Graue spielend, Brust weiß mit gelbbraunen Schaftstreifen; Kehle, Wangen und Halsseiten gelblich, Bartstreifen schwarz und stark vortretend; Hosen und After rötlich rostgelb; Schwanz unten schmutzigweiß, mit schmalen dunklen Querbinden; Füße, Augenring und Wachshaut etwas lichter als beim alten Vogel.

Weibchen ist dem Männchen sehr ähnlich, aber etwas dunkler, an der Brust mehr gefleckt.

Vorkommen und Lebensweise.

Der Baumfalke ist weit verbreitet und zwar vom mittleren Schweden an bis in die südlichen Staaten Europas, desgleichen in Mittelasien. In Deutschland kommt er als Zugvogel überall, wenn auch nicht in großer Zahl vor. Bei uns trifft er im April ein und verweilt bis September und Oktober; er hält sich gerne sowohl in Bergwaldungen, als auch Feldhölzern und Auwaldungen auf, wo er viele kleinere Vögel findet. Sein Raub sind Schwalben, Lerchen, andere kleine Sumpf- und Waldvögel, aber auch junge Rebhühner, Wachteln, Staare 2c., Heuschrecken, Käfer und fliegende Insekten soll er auch verzehren. Sein Stoß gilt nur fliegenden Vögeln und ist schief von oben herab gerichtet. Aus diesem Stoße geht hervor, daß der kleine Räuber sehr schnell und gewandt ist, vielleicht der kühnste Flieger, den wir besitzen.

Fortpflanzung.

Der Horst des Baumfalken ist meist auf alten, hohen Bäumen, nahe dem Gipfel, aber auch in Felsspalten angebracht und nicht selten benützt er Krähenhorste und Nester anderer Vögel. — Die Paarung beginnt im März und im April enthält das Nest 3 oder 4 grünlichweiße Eier, die in 21 Tagen vom Weibchen ausgebrütet werden, welches während der Brützeit vom Männchen gefüttert wird. An der Aufhütte ist er leicht zu erjagen, da er eifrig stößt und nicht selten aufhackt. — Am meisten Schaden dürfte er an den Lerchen anrichten, deren Zug er auch gewöhnlich folgt.

Beschreibung.

ad 6) Der Zwergfalke oder Merlin — falco aesalon — kleiner Sperber, Steinfalk, Blaufalk, Schmerl u. s. f. hat eine Länge von 26—30, Flugbreite von 76, Schwanzlänge von 12, Laufhöhe von 3,6 cm. Die höheren Zahlen gelten für das etwas stärkere Weibchen.

Die Flügelspitzen erreichen bei diesen Falken die Schwanzspitze nicht und bleiben etwa um 3 cm zurück. Die Mittelzehe ist nicht ganz doppelt so lange als die Außenzehen.

Altes Männchen: die ganze Oberseite graublau mit schwarzen Schaftstrichen und breitem, schwarzem Saum auf dem Schwanz; der Schnabel ist hellblau, Wachshaut, Augenringe und Füße sind gelb; die Iris dunkelbraun. Bartborsten sind rostbraun; der schwarze Bartstreifen ist nur schwach ersichtlich; Wangen, Kehle und ein Streifen über dem Auge sind weiß; Brust, Bauch und Flanken weiß, mit dunklen Schaftstrichen; Hosen hell rostrot mit spitzen Schaftstrichen.

Junger Vogel: weißliche Stirn, brauner, dunkelgestreifter Scheitel; Oberseite graubraun, mit rostroten Flecken; Unterseite gelblichweiß mit braunen Längsflecken; Schwanz graubraun mit 5—6 dunklen Querbinden; Wachshaut, Augenringe und Füße trüb gelbblau, Iris graubraun.

Weibchen ist dem jungen Vogel ganz ähnlich, nur sind Wachshaut, Augenringe und Füße rein gelb, wie beim alten Männchen.

Vorkommen und Lebensweise.

Der Merlin ist wohl Brutvogel bei uns, doch bewohnt er eigentlich den Norden von Europa und Asien, kommt aber als Zugvogel öfter bei uns vor. Seine Lebensweise ist fast dieselbe wie die des vorherigen; er ist ein schöner Vogel, sehr frech und schneidig, aber zu klein, um an größeren Jagdvögeln Schaden anrichten zu können.

Der Horst des Merlin befindet sich auf Bäumen, Felsen oder auch in Mooren auf dem Boden; er richtet sich auch fremde Nester für seine Brut her. Im Juni findet man 3—4 braungelbliche, rotpunktierte Eier; die Jungen werden bis August selbständig.

Im übrigen ist alles wie beim Baumfalken.

b. Rotfalken,

Die Rotfalken schlagen ihren Raub nicht im Fliegen; sie leben hauptsächlich von Nagetieren und großen Insekten.

Beschreibung. ad 1) Der Rotfußfalke — falco vespertinus — Abendfalke, rotfüßiger Falk, hat eine Länge von 26—30, Flügelweite von ca. 62, Schwanzlänge von 12,6, Laufhöhe von 13 cm, er ist kleiner als sein Vetter, der bekannte Turmfalke, seine Flügel sind aber auffallend länger.

Altes Männchen: Augenlider, Wachshaut, Füße, Hosen und Steiß hochrot, Färbung außerdem dunkel blaugrau, Schwingen schwarz, erste Schwinge die längste; der Zahn im Oberkiefer stumpf.

Junger Vogel: Oberseite dunkelbraun mit rostfarbenem Federsaume, der Schwanz hat 10—12 dunkle Querbinden; Unterseite gelblichweiß mit braunen Längsflecken, auf den Hosen enger gefleckt, auf den Wangen weißlich, unter dem Auge ein dunkler Streifen; Wachshaut, Augenringe und Füße gelblichrot.

Altes Weibchen: Rücken, Schulter, Schwanz dunkel aschblau mit dunklen Querstreifen; Unterseite gelbrötlich, Wangen weiß, unter dem Auge dunkler Streifen.

Vorkommen und Lebensweise. Dieser schöne Falke bewohnt das südliche und südöstliche Europa, vornehmlich Ungarn, Polen, Rußland; in Deutschland ist er selten, kommt aber auf dem Zuge manchmal in größerer Zahl vor. Er liebt Hochgebirgswaldungen, auch kahle Gebirge, selten jedoch die Ebene mit Vorhölzern, dagegen Auwaldungen niemals; nach Friedrich solle er Steppen und weitausgedehnte Wiesgründe, welche mit Gebüschen und Baumwuchs unterbrochen sind, auch Sumpfränder ebenfalls gern bewohnen.

Der Horst findet sich auf hohen Bäumen, auch in Baumhöhlen und in Felsspalten. Ende Mai finden sich 4—5 Eier, welche auf gelblichem Grunde blasse, rotbraune Flecken haben.

Die Nahrung besteht aus Spinnen, Heuschrecken, Käfern 2c., infolgedessen bringt er eigentlich keinen Schaden, ist vielmehr ein nützlicher Vogel.

Beschreibung. ad 2) Der Rötelfalke — falco cenchris — kleiner Rotfalk, italienischer Falke, hat eine Länge von 29, Flugbreite von 64, Schwanzlänge von 14 und Laufhöhe von 3 cm, er ist kleiner als der Turmfalke, demselben sehr ähnlich bis auf die weißen Klauen. Dritte Schwinge die längste.

Altes Männchen: Wachshaut, Augenringe und Füße gelb; Iris dunkelbraun, Backenstreif ist undeutlich aufgedrückt, Kopf blaugrau, Rücken rostrot mit dunklen Querflecken, Kehle gelblichweiß, Unterleib rötlichgelb, Schwingen schwarz, Schwanz blaugrau mit breiter schwarzer Endbinde, welche weißen Spitzensaum zeigt.

Weibchen größer, oben rostfarben mit dunklen Querflecken, der Schwanz hat 6—9 schmale Querbänder, sonst dem Männchen ähnlich.

Junger Vogel den jungen Turmfalken ganz ähnlich.

Vorkommen und Lebensweise. Der Rötelfalk bewohnt Südeuropa, Kleinasien, die Nordstaaten Afrikas, ist in Deutschland sehr selten, meist nur auf dem Zuge Ende März und April, dann August und September zu beobachten. Im Reichswalde bei Nürnberg sind nach Jäckel Rötelfalken brütend angetroffen worden, ebenso am Bodensee.

Dieser Falke liebt Ebenen mit Gewässern, bewohnt auch Ortschaften und Städte. Sein Horst findet sich in Mauerlöchern, unter vorspringenden Dächern, auch in Felsenritzen und Baumhöhlen und ist primitiv angelegt; er enthält 5—6 Eier, welche auf gelblichweißem Grunde hellrote Flecken haben.

Seine Nahrung bilden Heuschrecken. größere Insekten, dann Eidechsen, Mäuse und auch kleinere Vögel — er ist kein Vogel, der Schaden bringt.

Beschreibung. ad 3) Der Turmfalke — falco tinnunculus — Mauer-, Kirch-, Rüttelfalke, Graukopf, Lerchenhabicht 2c., er ist 32 cm lang, hat 70 cm Flugweite, 14 cm Schwanzlänge und 4,5 cm Laufhöhe; das Weibchen ist etwas größer.

Altes Männchen: Oberkopf und Schwanz aschblau, auf letzterem eine breite schwarze Endbinde weiß eingefaßt; Rücken und Schultern rotbraun mit schwarzen Punkten; Schwingen schwarzbraun, Kehle weiß; vom Mundwinkel abwärts dunkelgrauer Streifen, Unterseite gelblichweiß mit spitzen Schaftflecken. Wachshaut, Augenring und Füße gelb, Krallen schwarz, Schnabel hornblau, Zahn im Oberkiefer stumpf.

Weibchen und junger Vogel: rostbrauner Kopf, schwarzbraun gefleckt; rostfarbener, schwarzgebänderter Schwanz mit 10—11 Querbinden und schwarzen, weißgesäumten Endstreifen.

Der bei uns allgemein bekannte Turmfalke ist überall verbreitet; er nimmt seinen Aufenthalt in altem Mauerwerk, in Ruinen, Kirch- und andern Türmen oder in Ermangelung derer auf hohen Bäumen. Seine Nahrung besteht fast ausschließlich aus kleinen Vögeln (Sperlingen 2c.)', Mäusen und Insekten und ist deshalb als nützlicher Vogel durch das Reichsgesetz geschützt. **Vorkommen und Lebensweise.**

Der Horst enthält Ende April oder anfangs Mai 4—5, selten 6 gelbrötliche Eier mit wenig braunroten Flecken, welche in ca. 3 Wochen ausgebrütet sind.

Im Fluge ist dieser Falke durch das sich oft wiederholende Rütteln leicht kenntlich, während dessen er seine Beute ausfindig macht und dann mit angezogenen Flügeln darauf herunterstößt. Er ergreift die Beute mit den Fängen, trägt sie weiter und verzehrt sie dann an sicherem Orte.

v. Riesenthal schreibt über ihn: „sprechen lokale Verhältnisse nach wiederholten Erfahrungen gegen ihn, so mag man diese zur Geltung bringen, verurteile aber niemals die ganze Art wegen Ausschreitungen einzelner Exemplare.“

Kennzeichen der Falken.

Im Oberkiefer ein scharf ausgeschnittener Zahn, welcher in einen Einschnitt des Unterkiefers paßt; Nasenlöcher kreisrund, um die Augen ein nackter Kreis, zweite Schwinge die längste	Edelfalken	Flügel erreichen um einige cm das Schwanzende nicht, Mittelzehe (ohne Kralle) kürzer als der Lauf	Schnabel sehr kräftig, von der Wurzel aus fast halbkreisförmig gebogen .		Jagdfalke, Gyrfalke.
			Schnabel weniger kräftig, von der Wurzel an mehr gestreckt . . .		Würgefalke.
		Die Flügel erreichen das Schwanzende; Mittelzehe länger als der Lauf			Wanderfalke.
		Die Flügel überragen den Schwanz; Mittelzehe doppelt so lange als die Außenzehe			Baumfalke.
		Die Flügel erreichen das Schwanzende nicht; Mittelzehe nicht ganz doppelt so lange als die Außenzehe . . .			Zwergfalke.
	Rotfalken	Mittelzehe nur 1/5 länger als die Außenzehe	Augenkreis, Wachshaut und Füße hochrot, oder gelbrot, Krallen gelblichweiß . .		Rotfußfalke.
			Augenkreis, Wachshaut und Füße gelb	Krallen gelblichweiß	Rötelfalke.
				Krallen schwarz . .	Turmfalke.

6. Habichte.

Die Habichte — accipitrinae — bilden in der ersten Familie: Falken — falconidae — und in der fünften Ordnung: Raubvögel — accipitres — die 2. Sippe. **Systematisches.**

Habichte sind die nächsten Verwandten der Edelfalken, die raubfähigsten Glieder der Ordnung, übertreffen in gewisser Hinsicht die Edelfalken noch, wenngleich ihnen der Adel, welcher diese auszeichnet, fehlt.

Habichte haben gedrungenen Leib, kleinen Kopf mit etwas langem Halse, abgerundete Schwingen, sehr langen Schwanz; hohe, starke Läufe mit kleinen Fängen, starken Zehenballen; vierte Schwinge die längste. Die Flügel bedecken den langen Schwanz nur zur Hälfte, was besonderes Kennzeichen ist. Das Auge ist stets gelb, der nackte Augenring fehlt; der Lauf ist hinten und vornen geschildet; Schnabel stark gekrümmt, kräftig, von halber Kopfeslänge mit starkem Haken, der Zahn im Oberschnabel ist deutlich ausgedrückt, aber flach und spitz, etwas weiter nach hinten als bei den Edelfalken. Das Weibchen ist bedeutend größer als das Männchen.

Wir haben zwei Arten zu verzeichnen: 1) den Hühnerhabicht, 2) den Sperber.

ad 1) Der Hühnerhabicht — astur palumbarius — Taubenhabicht, Stockfalke, Hacht, großer Stößer 2c., hat eine Länge von 50—60, Flugbreite von 100—120, Schwanzlänge von 20,5, Laufhöhe von 7,8 cm. Die höheren Maße treffen auf das Weibchen. **Beschreibung.**

Alter Vogel: Schnabel hornfarbig, Wachshaut gelb, Auge orangegelb, unter dem Unterschnabel ein weißer Kehlfleck, Fänge gelb, Krallen schwarz; Kopf und Oberseite dunkel graubraun, über dem Auge ein weißer Streifen, Schwungfedern dunkelbraun, Schwanz schmal, lang, abgerundet, graubrauner Grund mit 4—5 dunkleren Querbinden, Unterleib schmutzigweiß mit dichten schwarzen Wellenlinien.

Junger Vogel: Oberseite rötlichgraubraun, dunkel gebändert, Nacken und Schultern rötlichgelb mit dunklen Schaftflecken, Unterseite gelblichweiß mit dunkelbraunen Flecken, Auge hellgelb, Füße und Wachshaut grünlichgelb; Schwanz hat fünf schwarzbraune und fünf mehr graue Querbinden, etwas weiße Spitzen am Ende.

Altes Weibchen: mehr braun als grau, Unterseite mehr rostgelb überflogen, bei hohem Alter kein Unterschied vom Männchen außer wesentlicher Größe.

Farbenvarietäten sind vorhanden, weiße Exemplare sehr selten.

Vorkommen und Lebensweise. Der Habicht ist mit Wahl seines Aufenthaltes nicht so heikel wie andere Raubvögel, er bewohnt die gemäßigten und nördlicheren Gegenden Europas und Nordasiens, auf dem Zuge geht er bis Nordafrika, aber nur sehr selten. In Deutschland trifft man ihn überall. Seinen Aufenthalt nimmt er am liebsten in waldigen Gegenden, sowohl des Flachlandes als der Gebirge, doch hält er sich gerne in kleineren dichten Waldungen, die mit Feldern und Wiesgründen abwechseln, auf. Er ist Strich- und Standvogel, seine Hauptzugzeit fällt in die Monate März und April, sowie September und Oktober.

Die Stimme des Habichts ist kreischend und klingt wie: „kirrk-kirrk!“ eine Art eigentümlichen Lachens.

Der Habicht hat kurzen, schwirrenden Flügelschlag, trägt den Kopf aufwärts, infolgedessen er weniger auffällt, dagegen erscheinen die kurzen, stumpfen Flügel und der lange Schwanz sehr auffallend. Er ist der gefährlichste unserer Raubvögel, da er seine Beute, Vögel- und Säugetiere, im Fluge und im Sitzen schlägt und sie sogar in Büsche und Dickung verfolgt, wo er mit großer Sicherheit und Frechheit seine Opfer greift. Sein Raub gilt hauptsächlich der Vogelwelt und unter dieser verfolgt er die kleinsten wie die größten mit großer Mordlust; vor ihm ist der Sperling so wenig sicher wie die Taube, Wachtel, Rebhuhn, Wildente, Fasan, Auer- und Birkhuhn, auch Krähen, Elstern, Raben Häher schlägt er, und außerdem fängt er Hasen, sogar alte, Eichhörnchen, Wiesel, Hamster, Mäuse; panischer Schrecken ergreift alle Tiere, wenn er erscheint, so daß sie oft starr vor Furcht ihre Flucht vergessen. Die zahmen Hausvögel verfolgt er bis in Wohnräume und Stallungen, Fehlstöße macht er selten. Daß ein solch rapider Räuber die Flugwild- und Niederjagd gräßlich schädigen kann, liegt auf der Hand und daher ist seine beständige Verfolgung ernsteste Pflicht des Hegers, welcher, wenn er einen Habicht im Reviere weiß, nicht mehr ruhen darf, bis er ihn vernichtet hat. — Im Winter ist der Fasanen- und Rebhühnerstand ungemein von ihm gefährdet, weiß er eine Rebhühnerkette, die für seinen Zweck günstigen Stand hat, so vernichtet er sie allmählich bis zum letzten Stück.

Als die Falknerei noch blühte, wurde der Habicht als einer der brauchbarsten Beizvögel betrachtet, obgleich er wegen seiner Wildheit und Störrigkeit sehr schwer zu dressieren war.

Während der Brütezeit streicht er gerne sofort mit dem frischen Raub dem Horste zu, was für den Jäger ein Merkmal zur Ausfindigmachung des Horstes dienen kann.

Fortpflanzung. Der Horst befindet sich stets auf hohen Waldbäumen im Gipfel. Tannen, Kiefern, Buchen sind ihm lieber als Eichen und Fichten. Der Horst ist groß, aus Zweigen, besonders Nadelholzzweigen, nahe am Stamme erbaut und kann bis zu 1 m Durchmesser erreichen.

Ende April legt das Weibchen 2—4, selten 5 graulichweiße Eier, die seltener gelblichbraun gefleckt sind und in ca. 21 Tagen ausgebrütet werden. Die Jungen bedeckt anfangs ein weißgrauer Flaum, sie entwickeln sich rasch und werden in 7—8 Wochen flugbar, von welcher Zeit ab sie keiner weiteren Obsorge der Alten bedürfen. Jung eingefangen und aufgezogen sind die Habichte etwas leichter zur Falknerei herzurichten, doch bedurfte es auch in diesem Falle mancher Gewaltmaßregeln, um den störrischen Vogel gefügig zu machen.

Jagd. Mit der Schußwaffe kann man dem Habicht wenig Abbruch thun. Sein Erlegen beschränkt sich meist nur auf zufällige Ergebnisse, denn selbst mit der Horstjagd ist ihm nicht so leicht anzukommen, da er seinen Horst auf den höchsten Bäumen angelegt hat, bis zu welcher Höhe selbst ein weittragendes und scharfschießendes Schrotgewehr nicht immer wirksam ist.

Auch mit Beschleichen hat es seine Haken, denn der Habicht ist zu vorsichtig; am besten gelingt dies, wenn er im Kröpfen der Beute beschäftigt, seine Vorsicht etwas vergißt. Der Jäger muß auf das Gebahren anderer Vögel sein Augenmerk richten; wie das Schäkern der Amsel schon manchen schnürenden Fuchs oder anschleichenden Rehbock dem Jäger verriet, so mag das ängstliche Geschrei und Umkreisen irgend einer Stelle durch Krähen, Häher 2c. dem Jäger manchmal den Standort des Habichts verraten.

Auch gelingt es nicht selten, den Habicht durch Reizen in Schußnähe zu locken, die Hasenquäcke, das Kitzblatten, oder auch das Mäuseln brachte manchen Habicht in wirksame Schußnähe des Jägers. Wirksamer kommt man dem Habicht auf den Leib durch den bekannten Habichtskorb und durch das ebenfalls bekannte Stoßgarn. Ich werde nachstehend beide Fangarten und deren Aufrichtung beschreiben, da denselben bis jetzt noch kein Raum eingeräumt war.

1) Das Stoßgarn. Dieses Garn ist aus nicht zu starkem Zwirn, am besten von grüner Farbe, daß es nicht auffällt, 2 m breit und ca. 6 m lang hergestellt.*) Man steckt nun auf freiem Platze vier hölzerne Stangen im Quadrat in den Boden, macht in der Höhe von ca. 2 m in die Stangen eine Kerbe, oder steckt ein kurzes Stäbchen ein und an diese befestigt man leicht das Netz, so daß es den Raum quadratisch einschließt. In der Mitte des Quadrates befestigt man eine Holzscheibe und auf dieser wird eine weiße Taube, allerdings besser eine lebende, angekoppelt. Der Habicht stößt nach der Taube und wird sich dabei in dem Garne verfangen, das leicht angehängt durch den Stoß über den Räuber herabfällt. **Fang.**

Bei senkrecht stoßenden Vögeln kann man auch ein Dachnetz mit etwas weiteren Maschen aus feinem Zwirne anbringen, der Vogel wird dadurch sicherer im Garne verwickelt. Es ist dies eine höchst einfache, aber sicher zum Ziele führende Vorrichtung.



Fig. 1. Bussard in den Bügeln des Habichtskorbes.

2) Der Habichtskorb. Unter Habichtskorb versteht man eine korbartige Fangvorrichtung, die sowohl in ihrer ganzen Konstruktion, als auch in den einzelnen Teilen, besonders aber in der eigentlichen Stellung sehr verschieden ist. Es gibt Habichtskörbe in Cylinderform und viereckige 2c. Der sogenannte Pelow'sche Habichtskorb besteht aus großmaschigem Drahtgeflecht, dessen Boden ein Holzbrett bildet; er enthält unten den Behälter für die als Köder dienende lebende Taube. Die Wandung hat entweder Cylinderform oder verengt sich nach unten. Oberhalb des Taubenbehälters ist der eigentliche Fangapparat angebracht und besteht aus einem Schlageisen,

*) Die Firma H. Blum, Netzfabrik in Eichstädt in Bayern, liefert alle derartige Fabrikate in guter entsprechender Form und Qualität.

dessen Feder entweder auf einem Bügelstege oder auf einem Bügelkranze liegt. Das Schloß ist so eingerichtet, daß die Feder frei wird, sobald das als Tritteller dienende Stabkreuz oder Drahtnetz nach unten gedrückt wird. Der Taubenbehälter enthält einfache Vorrichtungen für Einführung und Aufnahme von Futter und Wasser für die lebende Ködertaube. Eine weitere Beschreibung des Korbes und der verschiedenen Stellungsvorrichtungen unterlasse ich, weil die Besichtigung eines Habichtskorbes jedem praktischen Weidmann die Sache viel klarer gibt, als eine umständliche Beschreibung, die beigegebene Abbildung kann schon Übersicht geben. Sehr viel zu richtigem Fange und gutem Erfolge kommt auf die Wahl des günstigsten Platzes und auf sachgemäße Aufstellung des Korbes an.

Am geeignetsten zur Aufstellung dürften mannshohe Fichten- oder Kieferndickungen sein und dazu wähle man nicht zu steile, aber sonnseitig gelegene Abhänge. Der Ort, wo der Korb steht, darf auf größere Entfernung keinen höheren Baum aufweisen, weil sonst der schlaue Habicht dort aufhackt und sich in aller Gemütsruhe die Situation betrachtet, diese Betrachtung aber meistens dahin führt, daß er endlich irgend etwas Verdächtiges wahrnimmt und schließlich abstreicht, ohne nach der Taube zu stoßen. Wenn man den Raubzug des Habichts betrachtet, wird man sehen, daß er über die Dickung gleichsam hinbirscht und in diesem pfeilschnellen Zuge soll er die Taube im Korbe wahrnehmen, etwa über sie hinwegstreichen, dann eine Drehung machen und endlich wie ein Pfeil in die tückischen Bügel saußen, die laut klappend ihr Opfer festhalten.

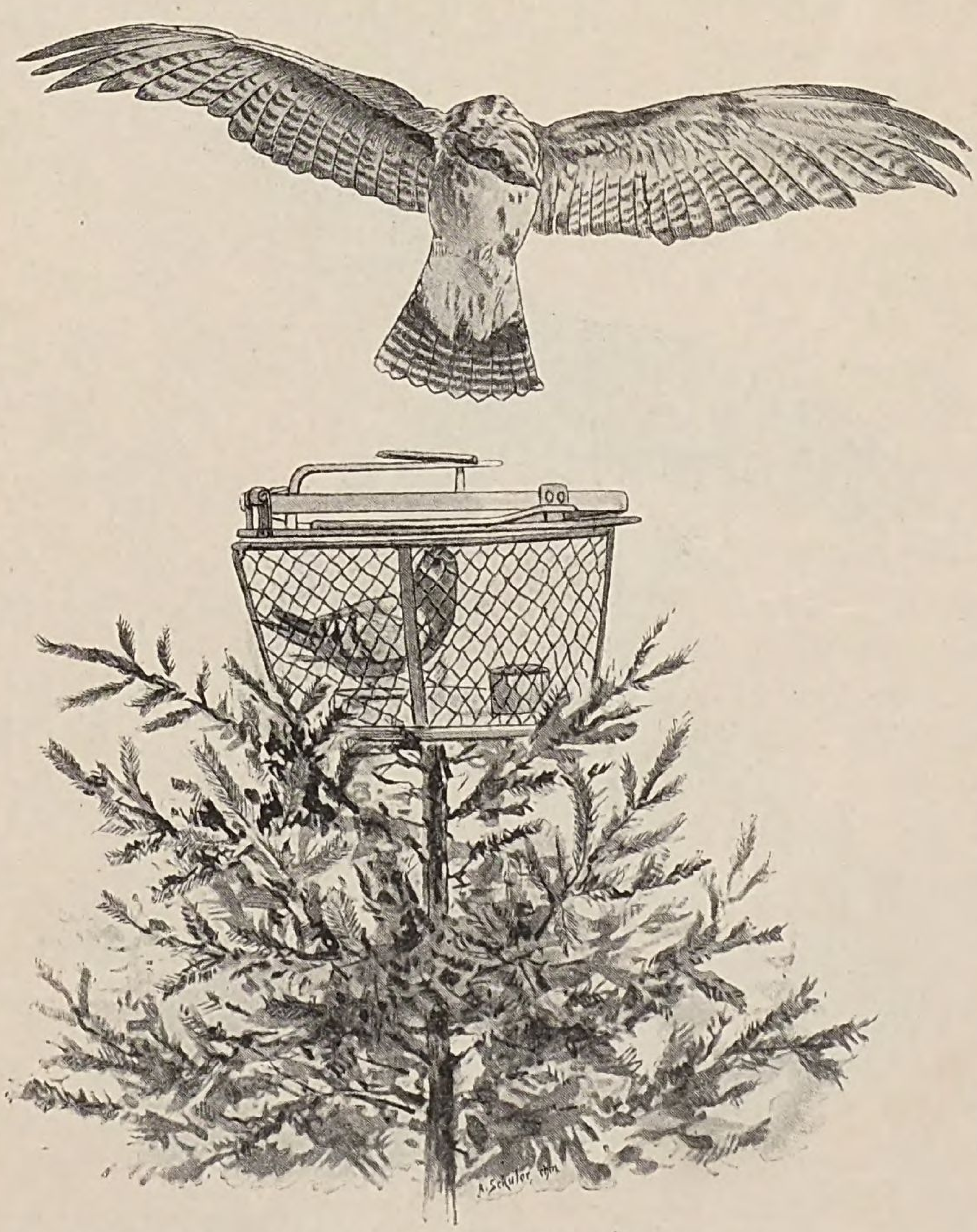


Fig. 2. Habichtskorb ohne Verblendung.

Um sicheren Erfolg zu verbürgen, ist daher nötig, den Korb so viel als möglich vor dem scharfen Auge des Vogels zu verblenden. Man wählt daher einen Fichten- oder Kiefernbaum von über Manneshöhe und schneidet denselben in Schulterhöhe ab, befestigt den Korb auf diesem Strunke, biegt die stehengebliebenen Äste herauf und um den Korb herum, indem man sie mit Draht an das Geflecht des Korbes festlegt, so daß von der Seite aus weder von der Taube noch vom Korbe etwas zu erblicken ist, nur darf kein Zweig über den Korb hinaufragen; auch soll man das Abschneiden der Zweigausläufer verhüten, dieselben vielmehr ringsum ineinander stecken, weil die Schnitt- oder Bruchenden den Habicht stutzig machen könnten. Sind die Zweige etwa allmählich abgedorrt, verblendet man mit eingesteckten frischgrünen Zweigen neuerdings, der Korb steht so besser und unberufene Augen entdecken ihn nicht so leicht.

Ist der Korb so gestellt, macht man den Deckel mit Draht daran fest, das Fangeisen legt man dann fängisch gestellt und gesichert oben darauf. Es ist nicht nötig, das Fangeisen am Korbe festzumachen, fängt sich ein starker Vogel, so zieht ihn das Eisen durch seine Schwere höchstens zu Boden und unten ist der Vogel leichter abzunehmen, das Eisen fängisch zu stellen und so wieder aufzulegen. In der Regel bringt der Habicht oder ein geringerer Vogel als dieser das Eisen ohnehin nicht vom

Flecke. Manchmal fängt sich ein Milan oder gar der Uhu. Aus den vorstehenden Abbildungen ist die Verblendung und Stellung des Korbes zu ersehen. Bei der Fig. 2 ist absichtlich die Verblendung weggelassen, um die Stellung und Einrichtung des Korbes dem freundlichen Leser zu zeigen.

Wenn nun alle diese Maßnahmen getroffen sind, dann setzt man die Taube ein, indem man sie durch eines der im Boden befindlichen Löcher, welche zur Aufnahme der Futter- und Wasserbehälter bestimmt sind, einschiebt. Ich habe stets die Taube erst eingeschoben, wenn die Aufstellung des Korbes vollendet war, weil sonst das Tierchen bei der Hantierung am Korbe geängstigt und erschreckt wird. Daß nun der Taube täglich frisches Wasser und Nahrung zugebracht werden muß, ist selbstverständlich; das eingesperrte Geschöpf darf nicht hungern und dürsten, denn es hat ja ohnedies der Sorge genug auszustehen, wenn unmittelbar ober ihr der Todfeind längere Zeit im Eisen hängt. Jedoch gewöhnen sich die Tauben bald an diesen Anblick, und ich habe schon gesehen, daß die Taube Futter aufnahm während der Räuber im Eisen zappelte.

Ein braver Jäger wird jeden Tag seinen Korb revidieren, einesteils um etwa einem gefangenen Vogel die Qualen abzukürzen und die Taube von ihrer Angst zu befreien, anderenteils um ihr frisches Wasser und Äsung zuzuführen.

Manche Jäger setzen eine ausgestopfte Taube in den Korb; ich halte das nicht für sehr günstig, während ich gerade auch nicht darauf aus bin, daß die Taube ganz weiß sei. Diese sieht der Vogel allerdings besser, aber auch scheckige und hellblaue Tauben sind gut zu eräugen, falls man keine solche mit viel Weiß zur Verfügung hätte. Auch Nußhäher leisten statt der Taube den Dienst.

Im Habichtskorbe fangen sich nicht bloß Habichte, sondern auch andere Raubvögel, wie ich dies schon mehrfach erwähnt habe, so der Uhu, der Milan, Weihen, Bussarde, Sperber, Wanderfalken und auch manchmal Eulen. Es ist, da die Eulen mit Ausnahme des Uhu Schonung genießen, allerdings leidig, wenn sich eine solche fängt, aber der Jäger trägt nicht die Schuld, wenn sie ihre Gelüste auch auf Tauben ausdehnt und so nach verbotener Frucht langt.

Im weiteren möchte ich noch anfügen, daß der Habicht sich auch am Boden fangen läßt. Hiezu wird das sogenannte Stacheleisen verwendet, das wie alle Arten Habichtskörbe in den Werkstätten von R. Weber und von Grell in Haynau 2c. zu erhalten ist.

Das Stacheleisen ist ein Schlageisen wie das auf dem Habichtskorb verwendete und ist eigentlich zum Abtreten eingerichtet. Es enthält seitwärts einen Spieß, an welchem der tote Ködervogel, eine Taube, Häher, Elster 2c. aufgespießt wird, und so aussieht, als ob der verendete Vogel am Boden läge.

Solche Eisen werden an kleinen Blößen oder im Freien gelegt, leicht verblendet mit Gras, Moos, Dünger oder auch im Winter mit Schnee.

Zum Schlusse bemerke ich noch, daß man an der Krähenhütte mit Erlegen von Habichten nicht viel Erfolg hat.

ad 2) Der Sperber — astur oder accipiter nisus — Finkenhabicht, Spatzenstecher, kleiner Stößer, Lerchenfalke 2c., ist eine bekannte Erscheinung; seine Länge beträgt 32—40, Flügelspannweite ca. 60, Laufhöhe 5—6, Schwanzlänge 14—20 cm, die höheren Zahlen gelten für das größere Weibchen. **Beschreibung.**

Altes Männchen: oben graublau, im Nacken etwas weiß gefleckt, unten weiß mit feinen braunen Wellenlinien, an der Kehle weißlichen Fleck mit roten Längsstreifen, der am Ende gerade Schwanz hat fünf dunkle Querbinden; Schnabel hornblau, Wachshaut, Augenlider und Füße gelb, Krallen schwarz, Iris goldgelb, Schwingen dunkler gebändert.

Weibchen bedeutend größer und stärker, sonst dem Männchen ähnlich, nur etwas bräunliche Wangen und nicht so schön am Unterkörper gewellt, im Nacken der weiße Fleck.

Junge Vögel sind etwas anders; oben graubraun, rostfarben gebändert, unten weiß, an der Kehle, Hals, Bauch und Schenkeln braun gefleckt; Wachshaut, Augen und Füße grünlichgelb.

Im allgemeinen finden sich bei allen Sperbern große Farbendifferenzen, die kurzen Flügel charakterisieren sie aber immer.

Wie sein nächster Verwandter, der Habicht, bewohnt der Sperber ganz Europa und ist sozusagen unser gemeinster Raubvogel, er ist die kleinere Ausgabe seines größeren Vetters in Lebensweise und Schädlichkeit. Meist hält er sich in kleineren Waldparzellen und in den Vorhölzern größerer Wald- **Vorkommen.**

distrikte auf, auch an Flüssen und Teichen begegnet man ihm vielfach, besonders wenn sie von Gestrüpp und Auen umgeben sind. Von diesen seinen Standorten aus unternimmt er seine Raubzüge und meidet trotz seiner Scheu weder Gehöfte noch Dorfschaften.

Sein Raub besteht hauptsächlich in kleineren Vögeln, weshalb er auch im Herbste gerne dem Finkenzuge nach südlicheren Lagen folgt. Aber bei seiner Kühnheit und Raublust stellt er auch größerem Geflügel wie Wachteln, Rebhühnern, Hausgeflügel, jungen Hasen nach. Gefährlicher als das Männchen ist das stärkere Weibchen und da sie auch den Bruten und Gehecken aller bei uns brütenden Vögel nachstellen, so ist der Sperber für unsere Sing- und Insekten-vertilgenden Nutzvögel ein großer Schädling, dem mit allen zu Gebote stehenden Mitteln nachgestellt werden muß.

Fortpflanzung. Die Paarzeit der Sperber fällt in den Monat April, und im Mai findet man in dem primitiven, im Gipfel hoher Bäume stehenden Horste 3—5, manchmal sogar mehr grünlichweiße, rauhschalige Eier mit matt violetten Flecken. Das Weibchen brütet allein in ca. 20 Tagen das Gelege aus und sitzt ungemein fest, so daß es sich auch gegen Feinde der Brut tapfer zur Wehre setzt. Die Aufzucht der Jungen besorgen in überreichem Maße beide Eltern und sorgen noch lange nach dem Ausflügen für ihre Nachkommenschaft.

Auch der Sperber wurde früher zur Beize verwendet und wurde von Jugend auf zu diesem Geschäfte abgerichtet.

Was Jagd und Fang betrifft, ist alles Nötige beim Habicht schon erwähnt.

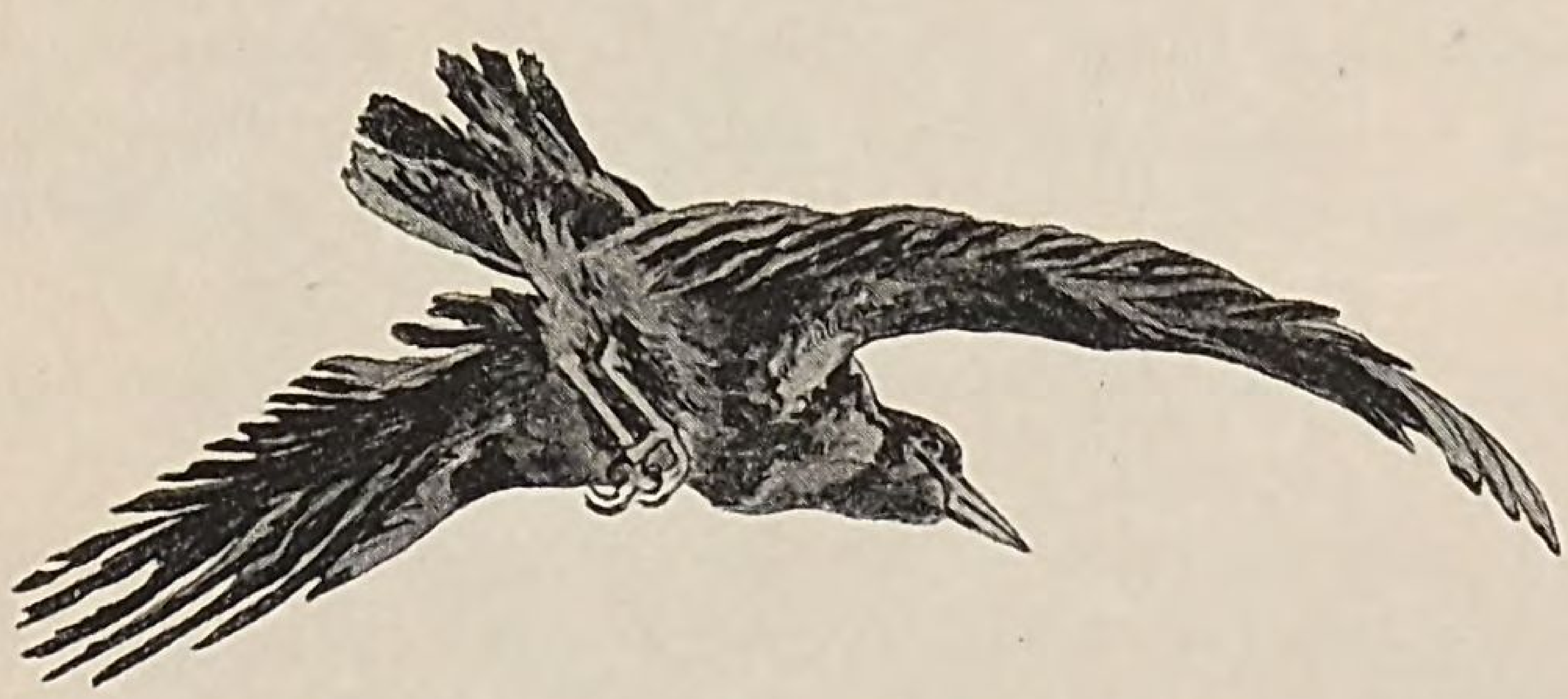
Kennzeichen der Habichte.

Die Flügel schneiden mit der Hälfte des Schwanzes ab	Länge 50—60 cm, Läufe stark, mäßig lang, im Nacken kein weißer Fleck	Habicht.
	Länge 32—40 cm, Läufe dünn, lang, im Nacken ein weißer Fleck . .	Sperber.

---

7. Raben und Rabenvögel.

Systematisches.



In der sechsten Ordnung: Sperlingsvögel — passerinae — nehmen die 15. Familie die Raben — coroidae — ein und bilden verschiedene Sippen. Die Raben, von denen man gegen 200 Arten kennt, sind gedrungen gebaute, kräftige Vögel mit großem, starkem, seicht gekrümmtem Schnabel, dessen Schneide vor der meist überragenden Spitze zuweilen schwachen Ausschnitt zeigt und dessen Wurzel regelmäßig mit langen, die Nasenlöcher deckenden Borsten bekleidet ist, großen, starken Füßen, mäßig langen, in der Regel zugerundeten Flügeln, vierte und sechste Schwinge am längsten, gerade abgeschnittenem oder gesteigertem Schwanze, einfarbigem und buntem Gefieder.

Diese unsere gemeinsten, zum Teil sehr schädlichen Vögel, bringen dem Landwirte wenig Nutzen, schaden aber der Niederjagd sehr, zumal sie bei sehr hoher Begabung sich mit wunderbarer Berechnung den Nachstellungen des Jägers zu entziehen wissen. Die Rabenvögel, welche wohl zu den klügsten und schlauesten zu rechnen sind, wurden wegen ihres schwatzenden Gesanges früher zu den Singvögeln gerechnet und sind bei uns Standvögel.

Unserer Betrachtung sind zu unterstellen: 1) der Kolkrabe, 2) die Rabenkrähe, 3) die Nebelkrähe, 4) die Saatkrähe, 5) die Dohle, 6) die Elster, 7) die Alpenkrähe, 8) die Alpendohle, 9) der Eichelhäher, 10) der Tannenhäher.

Beschreibung. ad 1) Der Kolkrabe — corvus corax — Kohlrabe, Bergrabe, großer Rabe, bildet mit den folgenden vier Arten die 4. Sippe und hat eine Länge von ca. 58, Flügelweite von ca. 140,

Schwanzlänge von 25, Laufhöhe von 7 und Schnabellänge von 6,8 cm. Der sehr starke Schnabel läuft an der Spitze in einem Bogen abwärts, der Unterschnabel diesem parallel; die Schnabelränder greifen wie eine Schere übereinander; Schwanz abgerundet, Flügelspitzen reichen in der Ruhe bis zum Schwanzende, Schnabel und Lauf gleich lang.

Farbenvarietäten, z. B. weiße oder weißgescheckte, isabellfarbige Exemplare, kommen mitunter vor.

Hauptfarbe blauschwarz mit violettem Metallschimmer; Auge braunschwarz mit grauem Ringe, das Gefieder knapp anliegend.

Das Weibchen ist etwas wenig kleiner, mit schwächerem Metallschimmer; die Jungen haben glanzloses Gefieder und lichtere Augensterne.

Vorkommen und Lebensweise. Der Kolkrabe bewohnt ganz Europa vom höchsten Norden bis in die südlichen Staaten, ganz Afrika, Asien und Amerika. An der unteren Donau, in der Türkei, Griechenland, in Spanien und Italien ist er gemein, in Deutschland seltener, in den Alpen häufig anzutreffen. Der kräftige Körperbau dieses mächtigen Vogels gestattet ihm den Aufenthalt im tiefsten Süden wie im höchsten Norden, wenn er nur Fraß findet.

In unseren Bergen kann man ihn oft kreisend hoch in den Lüften schweben sehen und seine mächtigen Schwingen, der keilförmige Schwanz, sowie die ruhigen gleitenden Bewegungen erinnern viel an unsern Adler. Oft dem Auge kaum sichtbar, hört man ober den Felswänden sein tiefes, langgezogenes Krächzen, das in tiefem rauhem Basse wie „kroah-kroah“ lautet. In Aufregung oder beim Stoß nach dem Uhu kann man manchmal auch ein heiseres „kri-kri-kri“ vernehmen.

Die Sinne sind ungemein scharf entwickelt, Vorsicht und Klugheit zeichnen ihn ebenso aus, wie Raschheit und Gewandtheit in allen Bewegungen. Während der Gemsjagden habe ich den Kolkraben gar oft beobachtet, wie er beunruhigt vom Lärm der Treiber aus den Wänden abstrich und dann hoch über dem Thale kreiste.

Die Nahrung dieses Vogels besteht, außer Aas, auch aus frisch geschlagenen Hasen, Reh- und Gemskitzen, Stein- und Schneehühnern und anderm kleinen Haar- und Federwilde. Sehr gefährlich ist er den Alpenhasen — ein Schlag mit dem mächtigen Schnabel betäubt jedes der genannten Tiere.

Fortpflanzung. Die Paarzeit des Kolkraben fällt in den Anfang des Monats März, der Horst wird auf Felsklippen, auf den höchsten Bäumen oder im Geklüfte angelegt und ist sehr groß; er besteht aus starken Reisern, ist mit Wurzeln, Rasen, Moos und Tierwolle ausgepolstert und enthält gegen Ende März 4—5 grünliche, dunkelgrau gefleckte Eier, welche in 21 Tagen ausgebrütet sind; bis Ende Mai bleiben die Jungen von den Alten wohl versorgt im Horste, gehen kurze Zeit mit denselben auf Raub aus und werden dann unnachsichtlich vom Standorte verjagt, denn der Kolkrabe duldet keine andere Sippschaft in seiner Nähe.

Jagd. Mit der Schußwaffe ist dem Kolkraben schwer anzukommen, denn Beschleichen gelingt nicht und bei seiner unregelmäßigen Lebensweise läßt sich auch mit Ansitz nichts erreichen. Am ehesten hat man Erfolg an der Aufhütte und auch durch Ansitz bei ausgelegtem Aas, wo man durch gleichzeitiges Legen von Tellereisen zum Ziele gelangen kann.

Man will behaupten, die Klugheit und Berechnungsgabe des Kolkraben sei so groß, daß er nicht selten der Treibjagd folge, in der Voraussicht, daß hier etwas zu ergattern sei. In der That habe ich bei den Treibjagden auf Gemsen sehr oft Kolkraben streichen und über den Felswänden kreisen sehen, ich glaube aber, daß diese Thatsache nicht in der angedeuteten Voraussicht ihren Grund hat, als vielmehr darin, daß der Kolkrabe durch das Treiben in seiner Ruhe aufgeschreckt, über dem Berge kreist. Man soll auch durch Reizen mit dem Blatter oder der Hasenquäcke und einem darauf abgegebenen Schuß den Kolkraben anlocken können und wenn man sich dann einige Zeit gut versteckt und ruhig verhält, zu Schuß kommen können; noch besser aber wäre es, wenn man nach dem Schusse einen erlegten Hasen 2c. auffällig auslege und sich auffällig von dem Orte entferne, nachdem man am ausgelegten Köder Tellereisen gestellt hatte, denn der Kolkrabe soll die Bewegungen des Jägers aufmerksam verfolgen und dann recht bald, wenn alles ruhig geworden, nach dem Raube fahnden. Ich weiß nicht, ob diese Methode nicht auch in den Bereich der Fabel gehört, wie so gar viele, welche man in den

Naturgeschichten lesen kann, selbst probiert habe ich dies nicht. Doch thut ein Tellereisen gewiß gute Dienste, wenn man die Anwesenheit einer Kolkrabenfamilie im Berge konstatiert hat.

Beschreibung. ad 2) Die Rabenkrähe — corvus corone — gemeine Rabe, Feldrabe, Aaskrähe, ist dem vorigen sehr ähnlich, nur kleiner; der Schnabel hat die Länge der Mittelzehe, ist aber kürzer als der Lauf. Flügel überragen den wenig abgerundeten Schwanz; die Länge beträgt ca. 45, Flugweite 95, Schwanzlänge 18, Schnabellänge 5, Laufhöhe 5 cm.

Die Farbe ist wie beim Kolkraben, Geschlechter sind nicht zu unterscheiden.

Vorkommen und Lebensweise. Die Rabenkrähe ist sehr verbreitet, mehr in den westlich und südlich von der Elbe gelegenen Staaten als in jenen östlich derselben; dort tritt mehr die Nebelkrähe an ihre Stelle. Bei uns in Südwestdeutschland kommt die Rabenkrähe in bedenklich starken Scharen vor. Die Lebensweise ist wie die der Kolkraben, nur ist die Rabenkrähe weniger scheu, und verträglicher. Am Tage hält sie sich auf Feldern, Wiesgründen, Ödungen und Viehweiden in größerer Zahl vereinigt auf und streicht dann gegen Abend dem Holze zu, wo sie sich auf einzelnen Baumgruppen mit ihresgleichen sammelt und nach längerem Flugspiele nächtigt. In den Vorbergen unserer Gebirge kann man sie in großen Flügen vereinigt sehen. Die Stimme der Rabenkrähe ist allgemein bekannt. Ihre Nahrung ist sehr mannigfaltig; sie lebt vom Aas größerer Tiere herab bis zum Insekt, ist sozusagen Allesfresser, denn auch die Körnerfrucht und Saat ist ihr willkommen. Besonders aber lieben die Rabenkrähen Eierspeise und kein Bodenbrüter ist vor dem scharfen Auge dieser schwarzen Sippschaft sicher; auch kleine Fische sind ihnen willkommen. In Scharen fallen sie auf Feldern oder Wiesen ein, lungern zu Fuß einer Tirailleurkette gleich darüber hinweg, der scharfe Schnabel kehrt jedes Blättchen um, und wehe dem jungen Häschen oder dem Vogelneste, das sie unterwegs antreffen, es ist unrettbar verloren. Hinter dem pflügenden Landmanne marschieren sie einher, nehmen Larven und Engerlinge, Mäuse 2c. auf und sind thätig von früh bis Nacht.

Im Winter, wenn Schmalhans Küchenmeister ist, kommen sie in Dorfschaften, Gärten, auf Landstraßen 2c., fallen über Pferdekot und Misthäufen her, halten sich an Futterschirmen und Remisen für Rebhühner und Fasanen auf, fressen die Körnung weg und schlagen schwache oder ermattete Rebhühner 2c.

Daß die Rabenkrähen für die Niederjagd sehr gefährliche Vögel sind, geht wohl aus dieser Lebensweise hervor und ihr Schaden erhöht sich noch mehr, wenn man bedenkt, daß die Sippschaft ungemein zahlreich und frech ist. Was die Rabenkrähe allein zu leisten nicht im stande ist, das wird durch Vereinigung in großer Zahl erreicht und so kommt es vor, daß sogar alte, ausgewachsene Hasen vor ihren Angriffen nicht sicher sind.

Bei einem Birschgange im Monat Juli stieß ich am Waldrande, als ich um eine Ecke bog, auf eine Rabenkrähe, welche eben, einen Dreiläufer in den Fängen, sich davonmachen wollte; ein Schrotschuß aus meiner Büchsflinte flügelte die Krähe, dem jungen Hasen war aber der Schädel schon eingeschlagen und das eine Auge ausgehackt.

Ein andermal saß ich in der Krähenhütte und beobachtete eine Rabenkrähe, wie sie einen brütenden Brachvogel mehrere Male durch Stöße vom Neste hinweg jagte; der tapfere Vogel wußte aber doch sein Gelege zu schützen. Da hackte die Krähe in einer nahegelegenen Baumgruppe auf und bald erschienen noch mehrere der schwarzen Gesellen. Hierauf stieß eine Krähe wieder nach dem Brachvogel im Neste, und während dieser den Störenfried verfolgte, holte eine andere Krähe ein Ei aus dem Neste und strich damit weg. Nun hatte meine Geduld ein Ende, ich suchte anzukommen, was aber nicht gelang, und um die wildernde Schar wenigstens zu verscheuchen, gab ich einen Schuß ab, worauf es Ruhe wurde. Derartige Beobachtungen habe ich in überreicher Zahl gemacht und spare niemals einen Schuß, wenn ich zufällig eine Krähe erlegen kann.

Es gibt auch einzelne parzellierte Waldköpfe, in welchen die Krähen in großer Zahl horsten und eine förmliche Kolonie bilden, in der man Dutzende von Horsten beisammen finden kann. Solche Waldteile werden bei uns „Rabenhölzchen" genannt — Auch gegen Raubvögel weiß sich die Rabenkrähe zu verteidigen und da ihrer dann mehrere dem Störenfriede zu Leibe gehen und heftig auf ihn stoßen, muß er meist das Feld räumen. Nur dem Habicht sind sie nicht gewachsen.

Die Rabenkrähen horsten einzeln auf hohen Bäumen, wie auch schon erwähnt in größeren Kolonien vereinigt. Der Horst steht gewöhnlich im Gipfel hoher, schlanker Bäume oder auch, wo solche vorhanden sind, in Felsschrunsen und Felswänden, höchst selten am Boden; das Material zum Horste wird aus Reisern, Gras, Wurzeln zusammengetragen und bildet eine mit Haaren, Federn ꝛc. ausgefüllte Mulde. Fortpflanzung.

Die Paarzeit der Rabenkrähe beginnt sehr frühzeitig, meist schon im Februar, weshalb auch jährlich zwei Bruten gemacht werden, und die übergroße Vermehrung erklärlich ist. Im April enthält das Nest gewöhnlich 3—4, seltener 5 oder 6 Eier, welche auf hellgrünlichem Grunde bräunliche Spritzer und Flecken zeigen. In 20 Tagen sind die Eier ausgebrütet und in vier Wochen die Jungen flugbar. Das zweite Gelege ist in der Regel geringer in der Zahl der Eier.

Man will behaupten, junge Raben geben ein sehr schmackhaftes Gericht, ich habe mir diesen Luxus noch nicht gestattet.

Obgleich nun Naturforscher die Rabenkrähen als nützliche Vögel betrachten wollen, kann sich der Jäger dieser Ansicht nicht anschließen, denn der Schaden, den dieselben an Vogelnestern und allem zur Niederjagd gehörigen Wilde anrichten, ist auch in Anbetracht der starken Vermehrung sehr erheblich. In einigen Teilen Deutschlands haben die Krähen auch so sehr überhand genommen, daß von seiten der Landwirte, deren Saaten ꝛc. sie schädigen, Klagen laut wurden und sogar, wie z. B. in Hessen, Prämien für Vertilgung ausgesetzt wurden. Die Schlauheit und Geriebenheit der schwarzen Gesellen ist aber auch so groß, daß man mit keiner Vertilgungsart namhafte Erfolge erzielen kann, denn sind einzelne Krähen auf diese oder jene Weise vernichtet, so meidet die ganze Sippschaft die Gegend oder den betreffenden Ort, gleichsam als hätten sie unter sich die Gefahr bekannt gemacht. So verhält sich's auch an der Krähenhütte, wenn einzelne Exemplare erlegt sind, läßt sich keine Krähe mehr sehen und der Jäger ist gezwungen, mit dem Uhu einen andern Platz zu suchen. Jagd.

Dasselbe Verhältnis ist es mit vergifteten Vorlagen. Man hat Blut, Gescheide ꝛc. vergiftet und auf den Schnee ausgelegt; anfangs sammeln sich die Krähen, sobald aber eine oder mehrere zu taumeln anfangen, da verschwindet alles und der Platz wird gänzlich gemieden.

Auch mit in den Schnee gesteckten, mit Blut und Vogelleim gefüllten Papierdüten, welche sich die Krähen über den Kopf stülpen, gelingt es auch nur einige wenige Exemplare zu erbeuten. Der Jäger steht sonach fast machtlos der Sippschaft gegenüber und muß sich hauptsächlich darauf beschränken, durch Vertilgung einzelner Stücke jahraus jahrein auf Verminderung der Raben bedacht zu sein und niemals die Patronen zu sparen.

Die beste Gelegenheit, der Massenvermehrung in größerem Maße Einhalt zu thun, ist zur Zeit der vorgeschrittenen Brut, besonders an den Horstkolonien und an den einzelnen Horsten, in welchen man Brut konstatiert hat. Teils kann man hier die alten Krähen erlegen, teils die Brut zerstören, wenn man dieselbe ausnehmen läßt oder zur rechten Zeit einen gutgezielten Schuß in den Horst abgibt. Ferner kann man in schneereichen Wintern auf den Landstraßen, an Düngerhaufen ꝛc. viele Krähen schießen, denn zu dieser Zeit setzen sie, vom Hunger gequält, ihre Schlauheit und Vorsicht hintan.

Es ist also nur durch konsequentes und fortgesetztes Verfolgen eine sichtbare Verminderung nach und nach zu erzielen.

Eine gute Methode zu vergiften dürfte jene sein, welche Graf v. Hegnenberg-Dux mittelst kleiner 5—8 cm langer Fischchen durchführt. Man verschafft sich eine größere Portion solcher Prillern oder Köderfischchen, öffnet jedes am Bauche und schiebt ein erbsengroßes Stückchen Phosphorpasta in die Öffnung, welche dann mit leisem Drucke zugedrückt wird, wodurch sich auch der Phosphor zerteilt. Wenn man ein paar hundert solcher Köder fertig gemacht hat, begeht man das Ufer eines Baches oder Flußlaufes und legt je zwei versetzte Fischchen und etwa ein unversetztes unverfänglich am Ufer aus. Alle 80—100 Schritte legt man auf diese Weise aus; die Geschichte sieht so ganz unverfänglich aus, daß die schlauen Gesellen keinen Verdacht schöpfen. Man belegt so eine sehr ansehnliche Strecke; der Phosphor wirkt aber nicht so rasch, wie Strychnin, der Rabe kann weit fort gehen, bis die Wirkung kommt, und so werden die Stammesglieder vor der Gefahr nicht gewarnt. — Fleiß und Findigkeit des Jägers werden auch hier Remedur zu schaffen in der Lage sein. In neuerer Zeit haben die

Rabenkrähen so sehr überhand genommen, weil in den meisten kleineren Jagdbezirken nichts zur Verminderung geschieht, daß wir allgemein und ernstlich daran gehen müssen, Verminderung anzustreben.

Beschreibung. ad 3) Die Nebelkrähe — corvus cornix — Schildrabe, Mantelkrähe, Aaskrähe, Graumantel ꝛc., ist dem gemeinen Raben gleich, aber sehr leicht durch ihre graue Färbung zu erkennen; bei ihr sind nur Kopf, Kehle, Flügel, Schwanz und Ständer schwarz, während das übrige Gefieder aschgrau ist. Von der Rabenkrähe unterscheidet sie sich weder in Körpergröße noch in Lebensweise, nur dürfte die Nebelkrähe um etwas wenig schlanker, aber auch eher noch dreister sein als die vorige.

Ihr Verbreitungsgebiet ist schon angeführt. Im südwestlichen Deutschland tritt sie sehr selten auf, nur in strengen Wintern kann man sie zahlreicher hier beobachten.

Alles Weitere deckt sich mit dem, was über die Rabenkrähe bemerkt ist.

Beschreibung. ad 4) Die Saatkrähe — corvus frugilegus — Ackerkrähe, Nacktschnabel, Grindschnabel, Saatrabe ꝛc., ist in Europa Standvogel. Diese Krähe unterscheidet sich von den vorigen nur durch die Schnabelbildung, welcher gestreckter ist und deren Oberschnabel sich nicht über den Unterschnabel herabbiegt. Um die Schnabelwurzel herum kennzeichnet diesen Vogel ein grauweißlicher Grind, welcher in der Form aber kaum zu unterscheiden ist. Die Maße sind etwas verschieden, ihre Länge beträgt 43, die Flugbreite 88, Schwanzlänge 18, Schnabellänge 5, Laufhöhe 5 cm.

Die Färbung ist schwarz mit grünlichem oder rötlichem Metallglanze. — Durch beständiges Bohren im Boden reibt sich diese Krähe die Schnabelborsten an dessen Wurzeln ab, wodurch der kahle weißliche Grind entsteht.

Die Saatkrähe lebt gesellig in großen Flügen beisammen, ist nicht sehr scheu und für die Niederjagd nicht so gefährlich wie ihre Vettern, da sie mehr von Körnerfrucht lebt. Aas nimmt sie gewöhnlich nicht an; durch Auflesen der Getreidesaat wird sie aber bei ihrer großen Anzahl dem Landmanne schädlich.

Im übrigen ist das bei der Rabenkrähe Aufgeführte auch für diese Krähenart maßgebend.

Auf den Uhu stößt sie in der Regel gar nicht, weshalb ihre Verminderung noch mehr Schwierigkeiten bietet, als wie jene der Rabenkrähe.

Beschreibung. ad 5) Die Dohle — corvus monedula — Dohlenrabe, Turmkrähe, Dachtel, Talk ꝛc. genannt, hat eine Länge von 32, Flügelweite von 67, Schwanzlänge von 13, Schnabellänge von 3 und Laufhöhe von 3 cm. Größe der Haustaube. Die dritte Schwinge ist die längste.

Die Dohle ist so bekannt, daß ihre nähere Beschreibung überflüssig erscheint; die allgemeine Erscheinung ist schwarz, nur Hinterkopf und Wangen sind aschgrau; sie ist die kleinste Gattung der Raben, für die Jagd weniger schädlich, dagegen frech, vorwitzig und eine gefährliche Nesträuberin der kleineren nützlichen Vögel, weshalb man sie, trotz mancher Vorzüge, doch nicht zu sehr überhandnehmen lassen darf.

Fortpflanzung. Die Vermehrung der Dohle ist nicht stark; sie horstet auf Kirchtürmen, alten Schlössern, im Gemäuer und meist nur in Ortschaften und großen Städten. Das Nest besteht aus Reisern, Grasschmälen, Stroh und Haaren und enthält Mitte April gewöhnlich fünf blaugrünliche Eier, welche in 17—18 Tagen ausgebrütet sind. Sehr häufig werden junge Dohlen aufgezogen und gehalten, da sie sehr zahm werden und possierliche Vögel sind.

An der Krähenhütte werden sie selten erlegt, denn sie stoßen nach dem Uhu nicht.

Beschreibung. ad 6) Die Elster — corvus pica, auch pica caudata — Alster, Schätterhexe, Atzel, Heister genannt, ist 42 cm lang, hat Flugbreite von 55—56, Schnabellänge von 3,5, Laufhöhe von 4,5 und Schwanzlänge von 24 cm.

Ihre Färbung ist zur Genüge bekannt, Unterbrust, Unterrücken, Schulterfedern und große Schwingen sind schön weiß, die übrigen Teile schwarz mit grünlichem Metallschimmer.

Vorkommen und Lebensweise. Die Verbreitung der Elster ist sehr groß, sie umfaßt den größten Teil Europas, das nordwestliche Afrika, die gemäßigten Teile Asiens und das nordwestliche Amerika.

Die Elster ist ein sehr schädlicher Nestplünderer, und obgleich ihr Flugvermögen andern Rabenvögeln gegenüber ein mangelhaftes ist, leistet sie doch infolge ihrer scharfen Sinne Erstaunliches im Rauben und Plündern der Nester.

Die Nahrung besteht in Würmern, Insekten, Vogelbeeren, Getreidekörnern und auch Aas. — Eier und junge Nestvögel sind ihr große Liebhaberei, weshalb in der Nähe ihres Standorts nicht leicht eine Vogelbrut aufkommt.

Die Elster nistet und hält sich am liebsten in kleinen Feldhölzchen, am Waldrande, in Hecken und Sträuchern auf und legt ihr ziemlich großes Nest teils sehr hoch, teils auch niedrig auf Bäumen an. Das Nest besteht aus Reisern und Dornen und ist oben mit gleichem Materiale bedeckt, während der Eingang sich seitwärts befindet. Innen ist das Nest mit Lehm verkittet und mit Laub, Halmen und Tierhaaren ausgepolstert, so daß ein schwacher Schrotschuß in der Regel nicht durchschlägt. **Fortpflanzung.**

Man findet nicht selten, daß ein Elsternpaar mehrere Horste anlegt, was vielleicht ihrer Schlauheit zuzuschreiben sein dürfte, um die Brut zu sichern.

Ende März oder anfangs April enthält der Horst 6—8, selten 9 Eier von schmutzig grünlicher Farbe, grau und grün gesprenkelt. Das Brütegeschäft wird hauptsächlich durch das Weibchen besorgt, welches jedoch während der Mittagszeit vom Männchen abgelöst wird. In 18 Tagen sind die Jungen ausgebrütet und werden mit Würmern, aber sehr häufig mit jungen Vögeln aufgefüttert, was die Schädlichkeit der Alten bedeutend erhöht.

Die Stimme und das Geschrei der Elster ist zur Genüge bekannt. **Jagd.**

Wegen der großen Nestplünderung darf der Jäger keine Elsternbrut aufkommen lassen und muß die Alten, wo es angängig ist, töten. An der Krähenhütte wird sie häufig erlegt, denn die Elster umschwärmt mit vielem Geschrei und wiederholt den Uhu, sonst ist ihr, dem schlauen und vorsichtigen Vogel, sehr schwer beizukommen. Ihr gefährlichster Feind ist der Habicht, denn derselbe kann ihr, wie kein anderer Raubvogel, in ihre Verstecke, welche sie mit großer Schnelligkeit aufzusuchen weiß, folgen.

ad 7) Die Alpenkrähe — fregilus graculus — Steinrabe, Gebirgskrähe, ist ein Gebirgsvogel, seine Länge beträgt 38, Flugbreite 78, Schnabellänge 5, Schwanzlänge 14,3 und Laufhöhe 4,8 cm; ihre Färbung ist tiefschwarz, der etwas längere Schnabel als der Kopf ist fein gebogen, spitz und lebhaft rot, wie die Ständer; das Auge ist nußbraun, die Flügel überragen den Schwanz. **Beschreibung.**

Die Alpenkrähe bewohnt Felsengebirge der alten Welt, ist nicht sehr häufig und hält sich meist in den höchstgelegenen Felslagen über dem Waldgürtel auf. **Vorkommen und Lebensweise.**

Dieser schöne und kluge Vogel lebt von Insekten, Würmern, Schnecken, Beeren und Sämereien und nistet in Felsspalten und Löchern unzugänglicher Felswände. Im übrigen ähnelt dieser Vogel in allem dem Betragen unserer Dohle.

ad 8) Die Alpendohle — fregilus pyrrhocorax, alpinus — Berg-, Schnee-, Steindohle, Alpenamsel 2c., hat eine Länge von 35, Flugbreite von 76, Schwanzlänge von 14,3, Laufhöhe von 4,2 cm. Größe der Haustaube. **Beschreibung.**

Die Hauptfarbe ist schwarz, der schwächliche, kleine, an der Spitze stumpfe Schnabel ist orangegelb, das Auge dunkelbraun, die Füße sind zinnoberrot.

Im übrigen stimmen sie mit Nr. 7 ganz überein.

ad 9) Der Eichelhäher — garrulus glandarius — Nußjäck, Holzkrätscher, Markolf 2c., ist ein sehr bekannter Vogel, über dessen Färbung und Gestalt ich glaube hinweggehen zu können. **Beschreibung.**

Seine Länge beträgt 32, Flugbreite 53, Schwanzlänge 16, Laufhöhe 4,8 und Schnabellänge 2,5 cm, auf dem Kopfe befindet sich eine Holle, der Schwanz ist ziemlich lang und abgerundet; charakteristisch sind die schwarz, blau und weißen Querbinden auf den Flügeln.

Der Eichelhäher, gewöhnlich Nußhäher genannt, ist eine bekannte Spezialität Europas, er bewohnt alle Waldungen, hält sich in Vorhölzern, wie in dichten Beständen auf, am liebsten wo viele Eichen sind. — Seine Nahrung besteht in Käfern, Raupen, Puppen, Würmern, Haselnüssen, Vogelbeeren, Zirbelnüssen, Buchäckern, Eicheln 2c., aber auch mit Vorliebe in Nestbrut kleinerer Vögel. Da dieser Schmarotzer den ganzen Tag in Bäumen und Zweigen herumlungert, ein vorwitziger findiger Vogel ist, entgeht ihm nicht leicht ein Vogelnest, wodurch er für kleinere Waldvögel ein sehr gefährlicher Räuber wird. — Friedrich heißt ihn „Neunmalneuntöter", und da dieser Strauchritter bei uns in großer Zahl auftritt, macht er an Insekten vertilgenden Vögeln, welche unserem Walde sehr notwendig sind, großen Schaden. **Vorkommen und Lebensweise.**

Im übrigen ist er ein possierlicher Kerl, der alle möglichen Vogelstimmen nachmacht und in seinem komischen Gebahren vielfach an den Papagei erinnert. Sein Gekrätsch ist bekannt und wird oft dem birschenden Jäger zum Verdruß. Vor Erscheinen des Reichsgesetzes genoß er gesetzliche Schonung, weil man annahm, daß er durch Vertragen der Samen zur Waldkultur viel beitrage.

Der Eichelhäher läßt sich leicht zähmen und bereitet dem Naturfreunde oft großes Vergnügen.

Ich fing einstmals einen jungen ein, nahm ihn mit nach Hause und hatte ein paar Jahre großes Vergnügen an ihm. Aber die ewige Nagerei und das Verschleppen von allen möglichen Gegenständen im Haushalte machten mir seine Haltung in die Länge unmöglich. Einstmals kam er über meinen Malkasten; die glänzenden Farbentuben aus Zink reizten ihn so sehr, daß er mir sämtliche in kurzer Zeit total zerstörte, dabei aber auch eine sehr bunte Färbung seines Schnabels erzielte. Am gefährlichsten war er für Cigarren, dieselben wurden in tausend Atome zerhackt. Schließlich gab ich ihn meinem Bruder, welcher ihn an seinem isolierten Forsthause, wo er im Freien eine Voliere erhielt, in welcher er nach Belieben aus- und einflog, aber auch im Hause herumspazierte, noch ein paar Jahre hielt, bis er eines Morgens an Atmungsbeschwerden zu Grunde ging. Bewunderungswürdig an dem Vogel war die große Anhänglichkeit und Zärtlichkeit für seinen Herrn.

Fortpflanzung. Die Eichelhäher nisten auf Fichten, Kiefern, Obstbäumen, seltener auf Buchen und Eichen; bald befindet sich der Horst am Stamme, bald im Gezweige. — Das große und sorgfältig gebaute Nest besteht aus Zweigen, Grasschmälen, Wurzeln und enthält von Mitte April ab 5—7, manchmal noch mehr Eier von grünlichweißer Farbe, mattgrau punktiert, welche in 17 Tagen ausgebrütet sind. Man glaubt, daß auch ein zweites Gelege statthabe, was in Anbetracht, als die Jungen sehr langer Pflege bedürfen, nicht wahrscheinlich ist. — Es ist bekannt, daß der Eichelhäher sich für den Winter Vorräte einträgt; das habe ich auch bei dem zahm gehaltenen beobachtet. Gewöhnlich machte er in Blumentöpfe oder in den Boden mit dem Schnabel Vertiefungen, legte den Gegenstand ein, bedeckte ihn mit Erde, Steinchen u. dergl. und betrachtete dann von allen Seiten seine Arbeit, grub sie auch wieder aus und versteckte den Gegenstand an anderem Orte wieder.

Jagd. Die Jagd auf den Eichelhäher ist mit der Schußwaffe nicht sehr schwer auszuüben, man kann ihn am leichtesten auf seinen Strichwechseln am Abende erlegen. Gewöhnlich streicht eine große Anzahl nach ihren Schlafplätzen und dabei verfolgen sie die Ausläufer von Hölzern, wo die Waldspitzen am engsten beisammen stehen; auch Hecken und Alleen entlang streichen sie, hacken auf einzeln stehenden Bäumen auf, um nach einiger Zeit weiter zu streichen. So ein Zug dauert oft lange und kommen manchmal 15—20 und noch mehr Häher nach und nach hintereinander denselben Weg. Sucht man nun auf solch einem Wechsel gedeckten Stand, kann man nach und nach eine größere Anzahl erlegen.

Manchen Erfolg habe ich auf Häher mit der Wichtelpfeife erreicht und ferner auch damit, daß ich trachtete, einen jungen Häher zu bekommen, welchen ich in den Bestand mitnahm und dort veranlaßte, zu schreien. Neugierig, wie seine Stammesgenossen sind, kamen Häher von allen Seiten und wurden in größerer Zahl erlegt.

Nicht ungern hackt der Häher auf Pfahleisen auf und wird so gefangen. Auch in Sprenkeln mit Haselnüssen, Eicheln oder einem jungen Vogel als Lockspeise beködert, kann man Häher fangen, sowie mit Leimruten auf der dazu vorbereiteten Häherhütte.

Nutzung. Der Jäger soll die Häher im Interesse der Waldvögel nicht zu sehr überhand nehmen lassen, und zudem geben sie ein gutes Gericht. Alte Häher werden gebraten, dann in einem Mörser tüchtig zerstoßen, die Masse in ein reines Tuch gethan und dieses wird, in den Fleischtopf eingelegt, mitgesotten und dann kräftig ausgepreßt, wodurch eine sehr kräftige und schmackhafte Suppe entsteht. Junge Häher werden mit der Suppe gesotten oder als Braten zubereitet und sind sehr schmackhaft.

Das Gefieder findet bei Schmuckfederhändlern auch Verwendung.

Beschreibung. ad 10) Der Tannenhäher — nucifraga caryocatactes — Nußknacker, schwarzer Markwart, Zirbelhäher, Markolf, Bergjäck, Speckrabe u. s. w. genannt, hat kräftigen, fast geraden Schnabel, der länger als der Lauf ist, im Unterschnabel befindet sich eine Wulst von der Mitte der Zunge bis zur Spitze, zwischen deren Kanten die gespaltene Zunge liegt; seine Farbe ist dunkelbraun mit tropfen-

artigen weißen Flecken, der Schwanz ist schwarz mit weißem Ende; seine Länge beträgt 30, Flugweite 56, Schwanzlänge 11,3, Schnabellänge 4,8 und Laufhöhe 4,2 cm. Wenig kleiner als der Eichelhäher.

Das Weibchen ist fahler in der Farbe, mehr rostbraun.

Vorkommen und Lebensweise.

Der Tannenhäher ist im nördlichen Europa häufiger, aber in unsern Gebirgswaldungen auch zahlreich vertreten; in vielen Gegenden fehlt er ganz und meidet gewöhnlich die Laubwaldungen. Vom Gebirge aus zieht er manchmal im Herbst und Winter in größerer Zahl ins Flachland hinaus und erscheint da plötzlich, wo er sonst nie haust. Vor einigen Jahren (1885 und 1887) fand ein derartiger sehr starker Zug nach den flacheren Länderstrichen Deutschlands 2c. statt.

Seinem bunteren Vetter gleicht er in Gebahren und Lebensweise sehr viel. In jenen Lagen unserer Hochgebirge, wo es noch viele Zirben gibt, trifft man ihn häufiger an, da die Zirbelnuß einen Hauptnahrungszweig dieses Vogels darstellt.

Auf der Reutalpe zwischen Reichenhall und Berchtesgaden, welcher Bergkoloß oberhalb der steilabfallenden gigantischen Wände wiederum eine Art Plateau mit Felsschründen und Gletscherschrunsen bildet, eine Art neue Welt über den Gipfeln, da gibt es noch sehr viele Zirben und hier sah ich auf meinen Jagdzügen die meisten Tannenhäher.

Während eines Gamstriebes saß ich in einer Felsschlucht mitten in den Latschenfeldern auf gutem Gamswechsel; es war ein herrlicher Herbstmorgen, sonnig und klar die erfrischende Bergluft, und da beobachtete ich, bis die Jagd meine Aufmerksamkeit mehr in Anspruch nahm, einen Tannenhäher längere Zeit hindurch, wie er von einer mir gegenüberliegenden mächtigen Zirbe nach und nach etliche 25 Zirbelnüsse wegholte und damit in seinen Standbaum flog, wo er sie wahrscheinlich für den Winter einspeicherte. Er hatte oft große Anstrengung, die Nüsse vom Zweige zu brechen, so daß er mit den Flügeln nachhelfen mußte und manchmal rückwärts überfiel. Wie viel der Vogel an diesem Tage Zirbeln eintrug, kann ich wohl nicht sagen, denn später kamen die Gams und ich konnte ihm keine Aufmerksamkeit mehr schenken. Dieser Berg ist durch seinen hochalpinen Charakter sowohl was Ornis als Fauna und Pflanzenwelt betrifft, äußerst interessant und ein wahres Dorado für herrlichen Gemsenstand. Manch schöne Erinnerung haftet mir an diesem Jagdgebiete.

Außer den Zirbelnüssen besteht die Nahrung des Tannenhähers aus Insekten, Käfern, Würmern, Vogelbeeren, Eicheln u. dergl., auch Fleischspeise liebt er und vertilgt nicht selten junge Vögel und Eier und gibt hierin seinem lebhaften Vetter gar nichts nach.

Fortpflanzung.

Sein Nest baut der Tannenhäher auf hohen Fichten und Tannen. Die Unterlage besteht aus Lehm, Erde, Reisig und Pflanzenstengeln und ist mit Moos u. dergl. ausgepolstert. Von Mitte März an findet man ein Gelege von gewöhnlich vier feinkörnigen Eiern von blaßgrüner Farbe mit wenigen violetten oder graubraunen Tupfen, welche in 18 Tagen ausgebrütet sind.

Jagd.

Eine eigene Jagdart auf diesen Vogel gibt es nicht und dürfte sich dies alles verhalten wie beim Eichelhäher.

8. Eulen.

(Nachtraubvögel.)



Systematisches. Die Eulen bilden unter der fünften Ordnung der Raubvögel — accipitres — die dritte Familie — Strigidae und teilen sich in 12 Sippen ein. Es gibt Tageulen — surninae, Ohreulen — buboniae und Nachtkäuze — symiinae. Man zählt etwa einhundertundneunzig Arten von Eulen, von welchen bei uns nur 13 vorkommen.

Den Uhu, als zur hohen Jagd gehörig, habe ich dort schon besprochen, er ist auch die einzige Eulenart, welche nach unserem Reichsgesetze verfolgt werden darf; alle übrigen Eulenarten müssen als nützliche Vögel der Schonung unterzogen werden.

Da nun der Jäger auch jene Vögel kennen soll, welche eigentlich kein Jagdobjekt bilden, so werde ich die bei uns vorkommenden Eulenarten nachfolgend, wenn auch nur kurz schildern.

Allgemeines. Die Eulen sind über die ganze Welt verbreitet, sie sind so sehr in ihrer Erscheinung abgegrenzt, daß eine Verwechselung mit andern Vögeln unmöglich ist. Sie kennzeichnen sich durch großen Kopf, große Augen, lockeres Gefieder, kurzen, schon von der Wurzel ab scharf nach unten in einen Haken endenden Schnabel, einem um das Auge ringsum ausstrahlenden Kreis seidenartiger Federn — Schleier; die Läufe sind stets, die Zehen größtenteils dicht befiedert, die scharfen Krallen gekrümmt; der Kropf fehlt gänzlich, der Kopf ist fast rundherum wendbar.

Die meisten unserer Eulen gehen nur in der Dämmerung und in mondhellen Nächten ihrem Raube nach; läßt sich zufällig aufgemuntert eine Eule am Tage sehen, so wird sie von allen Vögeln heftig verfolgt, so daß sie sich so rasch als möglich wieder zu verstecken sucht.

Die Eulen horsten in hohlen Bäumen, altem Gemäuer, in Felsspalten oder auch in verlassenen Horsten anderer Vögel; einzelne Gattungen brüten auch, wie z. B. die Sumpfeulen, im Geröhricht der Möser auf dem Boden. Die Eier sind kugelrund, an Zahl verschieden. Der Flug der Eulen ist leise, schaukelnd und nicht sonderlich rasch, weshalb sie meist nur schlafende oder laufende Tiere anfallen können; für den Fall der Not und wenn überflüssig Beute gemacht wird, tragen sie dieselbe ein.

Die Nahrung der Eulen besteht in Vögeln, kleinen, vierfüßigen Tieren, Insekten und hauptsächlich aber in Mäusen. Unverdauliche Gegenstände, wie Knochen, Federn, Haare, Flügeldecken von Insekten speien sie als sogenanntes Gewölle aus.

Beschreibung. 1) Die Waldohreule — strix otus — otus vulgaris — gemeine Ohreule, kleiner Uhu &c., hat eine Länge von 34—36 cm, Flugbreite von ca. 90 cm, Schwanzlänge von 13 cm und Laufhöhe von 5 cm. Zweite Schwinge die längste; der Kopf ist groß, Flügel spitz, Tarsen und Zehen sind dicht befiedert. Weibchen ist größer.

Die Waldohreule ist der Färbung des Uhu sehr ähnlich, sie ist Strichvogel, horstet in fremden Nestern, legt gewöhnlich 6 Eier; Brütezeit 21 Tage; ihr Geschrei lautet wie „Nun—uck".

Beschreibung. 2) Die Sumpfohreule — strix brachyotus, kurzohrige Eule, Rohreule, Brandeule, Mooseule — ist in unseren bayrischen Mösern sehr verbreitet; ihre Länge beträgt 36—37, Flugbreite 107, Schwanzlänge 16, Laufhöhe 4,8 cm. Die Ohrbüschel sind sehr kurz; dritte Schwinge die längste.

Die Färbung ist rostgelb, mit langen, breiten, dunkleren Zeichnungen; rund um das gelbe Auge ein breiter, dunkler Streifen; Flügel sind länger als der Schwanz, welcher fünf dunkelbraune Querbinden aufweist. Das Weibchen ist fahler und etwas größer.

Das Nest steht meist in Rohr, Wiesengras, Heidekraut, enthält Ende April 4—6 weiße Eier; diese Eule ist nicht so lichtscheu wie die vorige, wird häufig bei Jagden im Moose aufgegangen, sie weicht dem Jäger gut aus, haßt auch nach dem Hunde und gaukelt eine Zeit lang in der Luft herum, um dann rasch wieder einzufallen; gewöhnlich trifft man sie in größerer Zahl beisammen. Ihr Geschrei lautet wie: käw—käw. Nahrung &c. wie oben angeführt.

3) Die Zwergohreule — strix scops — kleine Ohreule, Waldteufel, Ohrenkäuzchen ꝛc., ist die kleinste Ohreule und nur wenig größer als die Drossel; ihre Länge beträgt 19—20, die Flugbreite ca. 50, Schwanzlänge 7 und Laufhöhe 2,8 cm. Die spitzen Flügel überragen den Schwanz um weniges, die Zehen sind nackt, der Schleier ziemlich deutlich rostfarben. Die Hauptfärbung ist düsteres Erdbraun und hat feine dunkle Längs- und Querzeichnung. Beschreibung.

Das Weibchen ist bei hellerer Farbe des Gefieders etwas stärker. Das Nest befindet sich in Baumlöchern und Felsspalten und enthält im Monat Mai 3—5 weiße, fast runde Eier, die in 3 Wochen ausgebrütet werden. Der Flug dieser possierlichen Eule ist leise, schwankend, aber ziemlich rasch. Ihr Ruf lautet wie: „giu-giu" und geht in „tot-tot-tot" über, weshalb sie auch Totenvogel genannt wird.

Die Nahrung der Zwergohreule bilden kleine Wirbeltiere, Mäuse, Amphibien, Insekten, manchmal vielleicht auch kleine Vögel, dann Käfer, Heuschrecken ꝛc.

4) Der Waldkauz — strix aluco — Stock-, Wald-, große Baumeule, hat eine Länge von 40, Flugweite von 95, Schwanzlänge von 17, Laufhöhe von 4,8 cm. Größe ungefähr wie eine Rabenkrähe. Beschreibung.

Dieser Waldkauz hat auffallend großen Kopf, große dunkle Glotzaugen, weiches Gefieder und grauweiß gefiederte Füße. Der Schnabel ist blaßgelb, die Iris dunkelbraun. Der Oberleib ist graubraun mit weißen, schwarzen und rostfarbigen Flecken; der Unterleib ist schmutzigweiß mit ausgezackten braunen Flecken. Der Schleier besteht aus grauen, schwarzbraun punktierten und gestrichelten Federn. Das Weibchen etwas größer in Gestalt, hat die Grundfarbe mehr rotgrau.

Der Waldkauz ist unsere bekannteste Eule und fehlt fast nirgends, seine Stimme klingt wie: „kuit-kuit", mit darauffolgendem bekannten: „huhuhu-huhuhu", was gewöhnlich nur die Männchen ausstoßen.

Die Brütezeit fällt schon in den März, das Nest befindet sich in hohlen Bäumen oder auch in Erdlöchern und enthält 4—6 weiße Eier, welche 20 Tage bebrütet werden.

Die Nahrung der Waldkäuze sind: Mäuse, Frösche, größere Insekten, Raupen und auch Vögel, manchmal sogar junge Hasen.

5) Der Rauhfußkauz — strix tengmalmi — kleiner Waldkauz, Nachtkauz ꝛc., hat eine Länge von 25, Flugbreite von 55, Schwanzlänge von 9,5 und Laufhöhe von 3 cm. Beschreibung.

Rauhfußkauz und Steinkauz sind sich sehr ähnlich, doch kennzeichnen ersteren die dicht und lang befiederten Füße. Schnabel, Wachshaut und Augenstern sind gelb, der Schleier deutlich; der Oberkörper ist rostbraun, weißlich und schwarz schattiert, Unterleib rein weiß mit braunen Flecken. Auch dieser Kauz nistet in hohlen Bäumen und legt im Mai 3—4 weiße Eier. Die Stimme klingt wie „kew-kew", worauf „kuk-kuckuk" folgt, manchmal hört man fernem Hundegebell ähnliches „wa-wa-wa". Nahrung und Lebensweise wie die übrigen Eulen.

6) Der Steinkauz — strix noctua — Sperlingskauz, Gemeiner Kauz, hat eine Länge von 24, Flugbreite von 52, Schwanzlänge von 7 und Laufhöhe von 3,2 cm, er hat kaum Taubengröße und wird leicht mit dem vorigen verwechselt. Beschreibung.

Der Schnabel ist grünlichgelb, die Wachshaut schmutziggelb, das Auge gelb. Der Oberleib ist graubraun, tropfenartig weiß gefleckt. Unterleib schwach rostgelb mit braunen Längsflecken. Weibchen größer.

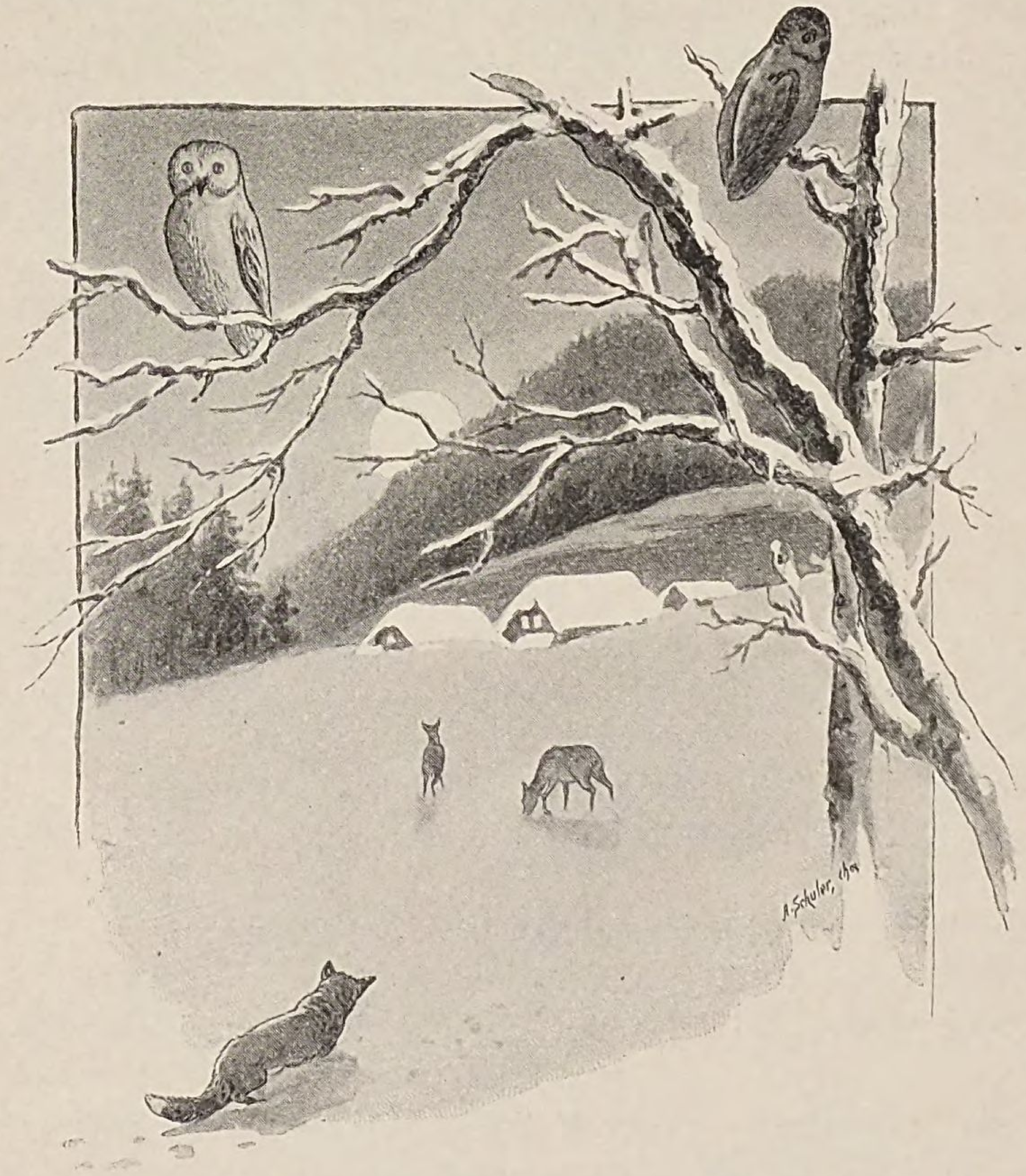
Der Steinkauz ist ein munterer, unruhiger Vogel, der leicht und sicher fliegt; seine Stimme lautet wie „hung" oder auch „pu-pu-pu-pu"; das Nest befindet sich in Baumlöchern, Felsen- und Mauerlöchern und enthält 4—5 Eier, die in 16 Tagen ausgebrütet sind. Nahrung bekannt.

7) Der Sperlingskauz — strix passerina — Zwerg, Tagkäuzchen ꝛc., ist die kleinste Eule, welche wir besitzen; ihre Länge beträgt 16—17, Flugbreite ca. 30, Schwanzlänge 4,8, Laufhöhe 1,8 cm. Nicht ganz so groß wie eine Drossel. Beschreibung.

Der Schleier ist undeutlich; die Oberseite dunkel erdbraun mit weißen Punkten, Schwanz mit fünf Querbinden, Vorderseite weißlich, mit schwarzen Längsflecken, Schnabel gelblich, Auge gelb, Krallen schwarz.

Dieser in Deutschland seltene Kauz nistet in Baumlöchern; das Gelege besteht aus 3—4 weißen Eiern. Alles übrige schon erwähnt.

Beschreibung. 8) Die Schnee-Eule — strix nyctea — Schneekauz, weiße Eule, irländische Eule, ist Tageule; ihre Länge beträgt ca. 60 cm, Flugweite 150 cm, Schwanzlänge 22 cm, Laufhöhe 6,2 cm. Der Schnabel ist schwarz, stark gekrümmt, scharf und an der Wurzel mit schwarzen Borsthaaren umgeben; der Augenstern ist lebhaft gelb; der Kopf ist verhältnismäßig klein, ein schwacher Federkreis um die Augen ist vorhanden, über den Augen kleine, kaum bemerkbare Federbüschel; dritte Schwinge die längste; Läufe sind dicht befiedert, so daß sie Zehen und Krallen umhüllen; die runden Flügel bedecken den Schwanz zu zwei Drittel der Länge.



Alter Vogel fast rein weiß, mit wenigen dunklen Flecken auf dem Rücken. Junger Vogel schwarzgrau gewellt auf weißem Grunde.

Die Schneeeule gehört dem arktischen Norden Europas an und verfliegt sich nur selten im Winter nach Deutschland und Österreich. Ihren Aufenthalt nimmt sie gewöhnlich in großen, zusammenhängenden, mit Felspartieen unterbrochenen Waldungen.

Der Horst befindet sich in Felslöchern und enthält im Juni 2—3 große, weiße Eier. Nach v. Riesenthal soll sie in großen Zwischenräumen bis zu 10 Eiern legen, die erstgelegten aber sogleich bebrüten, so daß größere und kleinere Junge gleichzeitig mit Eiern im Horste gefunden werden können. Die Nahrung besteht in kleineren Tieren, welche sie bei Tag und bei Nacht schlägt, sogar Hasen und Wald- wie Feldhühner, auch Fische soll sie greifen, weshalb sie als schädlicher Vogel zu betrachten wäre.

Beschreibung. 9) Die Sperbereule — strix funera — Fichten-, Falken-Eule, ebenfalls Tageule, hat eine Länge von 40 cm, Schwanzlänge von 15 cm, Laufhöhe von 2,5 cm. Das Weibchen ist etwas länger. Die Flügel reichen bis zur Hälfte des Schwanzes, welcher keilförmig abgerundet ist. Schnabel gelblich, Augen gelb. Fänge bis zu den Klauen dicht befiedert. Die Vorderseite ist sperberartig gebändert; Oberseite braun, mit weißen Flecken auf den Flügeldecken und auf Schwingen und Schwanz weiße Querbinden. Unterseite weiß, mit schmalen, braunen Querbinden.

Auch diese Eule gehört mehr dem Norden an, von wo sie selten zu uns sich verstreicht. Der Horst ist in Baumhöhlen und zählt zwei runde, mattweiße Eier. Insekten, Mäuse, schwächeres Federwild, auch junge Hasen bilden ihre Nahrung; als gewandter Raubvogel stellt sie den Schneehühnern eifrig nach und ist nicht ganz unschädlich.

Beschreibung. 10) Die Schleiereule — strix flammea — Perl-, Gold-, Perücken-, Kircheneule 2c., ist eine unserer schönsten Eulen und Standvogel in ganz Europa; sie hat eine Länge von 35, Flugweite von 93, Schwanzlänge von 12, Laufhöhe von 6 cm. Größe einer Taube.

Die Flügel überragen den Schwanz, der Kopf ist groß, die Läufe sind kurz befiedert und die Zehen mit Borstenhaaren besetzt. Der um die Augen rötliche Schleier verliert sich ins gelblichweiße und ist mit rotbraunem, harzförmigem Saum eingefaßt; der Schnabel ist gelblich, das Auge schwarzbraun, Zehen sind fleischfarbig, Krallen schwarz. Weibchen größer.

Obgleich dieser Vogel in der Färbung sehr veränderlich ist, sogar manchmal fast weiß, ist doch das Gefieder vorherrschend rotgelb mit aschblauen Flecken auf dem Rücken und schwarzweißen Punktreihen.

Die Stimme der Schleiereule hat viel Ähnlichkeit mit dem Schnarchen eines Menschen, daher man sie auch — Schnarcheule nennt; ihre Verbreitung ist groß, hält sich aber stets an und in menschlichen Wohnungen auf, so daß sie fast eine Art Haustier bildet; auf Kirchtürmen, Hausböden in altem Mauerwerk und Gebälke 2c. ist sie meistens zu treffen und nistet auch dort. Der Horst aus Wolle, Federn, alten Lumpen, Schutt 2c. bereitet, enthält im April 3—5, manchmal auch mehr, kurzovale, weiße Eier, welche 3 Wochen bebrütet werden. Lebhaftes Geschrei verrät gerne den Nistplatz.

Die Nahrung besteht fast ausschließlich aus Mäusen, von welchen sie großen Vorrat einträgt, da sie nur in hellen, ruhigen Nächten auf Raub ausgeht. Die Schleiereule ist ein sehr nützlicher Vogel und muß sorgfältig geschont werden; Pfarrer Jäckel in Windsheim untersuchte 4579 Gewölle und fand darin die Überreste von 4750 Mäusen und Ratten, 5623 Wühlmäusen, auch Maikäfer 2c.

11) Die Habichtseule — strix uralensis — uralische Eule, schwarzäugige Eule, langschwänzige, uralische Eule, gehört wie die Schneeeule und die Sperbereule ebenfalls dem hohen Norden an, kommt jedoch, wenn auch selten, im Winter nach Deutschland, und wird in Oesterreich manchmal als Horstvogel angetroffen. Ihre Länge beträgt 60, Flugweite 100—110, Schwanzlänge 30, Laufhöhe 5,5 cm. Beschreibung.

Die Farbe dieser Eule ist vorherrschend gelblich, über dem Rücken bräunlich mit dunkleren Schaftstrichen; der Schleier ist grau mit weiß und braun gefleckten Federn eingefaßt, die Flügel reichen etwas wenig über die Hälfte des abgerundeten Schwanzes hinab; der Schnabel ist gelb, der Augenstern schwarzgrau, Fänge sind gelblichweiß und bis an die schwarzen Klauen dicht befiedert.

Die Habichtseule ist Tageule, jagt sowohl in der Dämmerung als wie am Tage und ist ein ziemlich gefährlicher Raubvogel; sie horstet meist in Spalten, Felsstücken und Höhlungen an der Erde und legt 3—4 ganz runde, weiße Eier. Ihr Raub erstreckt sich außer dem aller Eulen auch auf größeres Wild, wie Junghasen, Hühner, Fasanen, wodurch sie sehr schädlich werden kann.

12) Noch habe ich die Barteule — syrnium cinereum — lappländische Eule, Bartkauz, aufzuführen, welche ebenfalls dem hohen Norden angehört, aber doch zeitweise in Ostpreußen und Schlesien vorkommt. Ihre Länge ist 64, Flugbreite 145, Schwanzlänge 31, Laufhöhe 7,7 cm. Beschreibung.

Die Beobachtungen über diesen großen Vogel sind noch sehr mangelhaft; der Schnabel ist gelb, die kleinen gelben Augen sind schwarz umrahmt, der große Schleier ist mit ca. 15 dunkeln, wellenförmigen Kreisen umrandet und unter dem Kinn befindet sich ein großer, schwarzer Fleck, daher der Name Barteule.

---

9. Würger.

In der sechsten Ordnung der Sperlingsvögel — passerinae — bilden die Würger — Cannidae — die 16. Familie; man zählt mehr als 200 Arten, welche über die ganze Erde verbreitet sind; für uns kommen jedoch nur vier Arten in Betracht, nämlich 1) der Raubwürger, 2) der graue Würger, 3) der rotrückige Würger und 4) der rotköpfige Würger. Systematisches.

Die Würger sind kleinere, jedoch kräftig untersetzte Vögel mit höherem als breiterem Schnabel, welcher oben in einen abwärts gebogenen Haken endet und vor der Spitze gezahnt ist. Am Mundwinkel befinden sich Bartborsten, wie auch an den Nasenlöchern. Der 14 fedrige Schwanz ist länger als die Flügel und abgerundet, 3.—5. Schwinge am längsten. Allgemeines.

Die Würger sind raubsüchtige Vögel und obgleich sie von Insekten und Gewürm leben, welche sie teilweise im Fluge fangen, vernichten sie doch sehr viele Bruten unserer nützlichen Vögel, werden aber durch ihre Mordsucht, welche über das Bedürfnis des Hungers hinausgeht, sehr schädlich. Unverdauliches wird als Gewölle ausgespieen.

Beschreibung. ad 1) Der Raubwürger — lanius excubitor — großer, grauer, gemeiner Würger, Neuntöter, großer Dorndreher, hat eine Länge von 24 cm, Flugbreite von 35 cm, Schwanzlänge von 10,8 cm, Laufhöhe von 2,7 cm. Größe des Staaren, aber dickköpfiger und langschwänziger.

Die Stirn ist weiß wie der Unterleib, Oberleib blaugrau, Flanken gelblich. Vom Zügel bis an den Nacken durch das Auge ein breiter, schwarzer Streifen, die großen Flügeldecken schwarz, die kleinen graubraun; auf den Flügeln zwei weiße Flecken; die beiden äußeren Schwanzfedern fast weiß.

Der Raubwürger bewohnt ganz Mittel- und Nord-Europa; seine Strichzeit fällt in die Monate September, Oktober und November; er hält sich gerne in sonnigen Feld- und Vorhölzern auf. Der Flug ist stoßweise und wenn auch gewandt, doch nicht anhaltend, wobei er manchmal rüttelt. Scheu, aufmerksam, äußerst frech macht er auf alles Jagd, was er bewältigen kann, so Insekten, Mäuse, lieber aber Vögel. Er vernichtet zahlreiche Vogelbruten, indem er die Nestjungen herausreißt und an Dornen aufspießt wie auch die Insekten, ist der Hunger nicht groß, läßt er sie in diesem Zustande qualvoll zu Grunde gehen.

Das Nest steht auf hohen Bäumen, wird im Mai aus Moos, Wurzeln, Grasstengeln gebaut und enthält 5—6, selten 7 grünlichweiße Eier, die bräunlich gefleckt sind und in 15 Tagen ausgebrütet werden. Obgleich kein eigentliches Jagdobjekt sollen die Würger doch ihrer Grausamkeit und Schädlichkeit für unsere insektenvertilgenden Vögel möglichst dezimiert werden.

Der Würger kommt auch an die Krähenhütte, wo er erzürnt und keck nach dem Uhu haßt. Auch durch Leimruten und im Meisenkasten, sowie in Schlagnetzen kann er gefangen werden.

Beschreibung. ad 2) Der graue Würger — lanius minor — auch schwarzstirniger Würger, grauer Neuntöter, Dorndreher ꝛc. genannt, ist nur 21 cm lang bei einer Flugbreite von 35 cm, Schwanzlänge von 9,5 cm, Laufhöhe von 2,2 cm.

Außer der schwarzen Stirn ist er dem vorigen sehr ähnlich; Brust ist rötlich angeflogen; auf den Flügeln ein weißer Fleck.

Er ist, weil schwächer weniger gefährlich; im übrigen dem vorigen gleich.

Beschreibung. ad 3) Der rotrückige Würger — lanius collurio — kleiner Neuntöter, Dorndreher, blauköpfiger Würger, hat die Größe einer Feldlerche; Länge 21 cm.

Das Männchen ist braunrot, Brust rosa, Kopf und Bügel aschgrau, durch die Augen ein schwarzer Streifen; Schnabel schwarz.

Weibchen. Oberseite rostbraun, Unterseite gelbbraun, dunkler gewellt, Kehle weiß, über die Augen ein brauner, darüber ein weißer Streifen. Augen braun, Füße schwarzgrau. Brütet in Hecken und Dornsträuchern, ist Zugvogel und legt 5 grünliche Eier mit dunklen Flecken. Als schöner Singvogel wird er häufig geduldet, raubt aber die Nachbarnester aus.

Das Übrige wie bei den vorigen.

Beschreibung. ad 4) Der rotköpfige Würger — lanius rufus — Waldkatze, Pommeraner, Rotkopf, Finkenbeißer, auch Waldelster genannt, ist 19 cm lang. Der alte Vogel ist oben schwarz, unten weiß, Hinterkopf und Nacken sind rotbraun.

Dieser Würger ist in Mittel- und Südeuropa zu Hause, bewohnt lichte Waldungen, Gärten, Feldhölzer, Hasel- und andere Büsche, wo er sein Nest anlegt, das dicht und sauber gebaut ist. Zu Ende Mai findet man 5—6 grünlichweiße, aschgrau bespritzte Eier, welche in 14 Tagen ausgebrütet sind.

Die Nahrung besteht aus Käfern, Heuschrecken, Wespen, Hornissen, die er im Fluge fängt; aber auch junge Vögel raubt er aus dem Neste. Auch dieser Würger ahmt den Gesang anderer Vögel nach.

Im Übrigen gleicht er den vorigen.

III. Jagdhunde.

1. Allgemeines.



Die Kenntnis der zum Jagdbetriebe verwendbaren Hunde, deren Aufzucht, Haltung und Führung ist ein unabweisbares Bedürfnis für einen praktischen Jäger. Ein allgemeines Jagdhandbuch muß hierüber nötige Aufklärung bieten, denn zum regelrechten Jagdbetriebe sind die einschlägigen Hundegattungen und ihre sachgemäße Behandlung von großem Belang.

Anders verhält sich's mit Zucht und Abführung der verschiedenen Jagdhunderassen — mancher Jäger weiß wohl und muß es wissen, wie er den Hund im Gebrauche zu behandeln habe, aber denselben zu züchten und zu dressieren, das ist eine Gabe, ein Talent, das nicht jedem Manne innewohnt, es ist ein angeborener Vorzug, den man selbst vom sonst besten Jäger nicht immer verlangen kann.

Die Hundedressur in allen ihren verschiedenen Zweigen ist ein sehr weites Feld; der eine bringt sie auf diesem, der andere auf jenem Wege fertig. In einem allgemeinen Handbuche kann man diesen Zweig nicht so eingehend behandeln, als man wünschte und als es die Materie selbst erfordern würde, ein vollständiger Dressurabschnitt aller beim Jagdbetriebe verwendeter Hundearten würde den vorgesteckten Rahmen zu weit überschreiten und deshalb muß ich mich auf die notwendigsten, allgemeinen Gesichtspunkte beschränken.

Dem strebsamen Leser mag es vorbehalten sein, den Hinweis auf die vorhandene, sehr reichhaltige, spezifische Litteratur sich zu Nutzen zu machen und gründliches Verständnis sich aus den vorhandenen Spezialwerken oder noch besser, aus der Praxis sich anzueignen.

In der Einleitung habe ich unter den Hilfsmitteln zur Jagd die einzelnen Hundegattungen, welche dem Jäger zum Jagdbetriebe dienen, kurz aufgezählt und auf diesen, den III. Abschnitt meiner Arbeit hingewiesen.

Sei es mir hier gestattet, die Entwicklung unserer kynologischen Bestrebungen einer kurzen Betrachtung zu unterziehen und Grundsätze anzuführen, nach welchen wir zu verfahren haben.

Mit dem Verschwinden der zünftigen Jägerei, mit der großen Umwälzung, welche die Neuerungen des Jahres 1848 in unser ganzes Jagdwesen brachten, ging auch sachgemäße Züchtung, Haltung und Abführung unserer Jagdhunde in die Brüche und die vorwiegend empirische Jägerei, der überhandnehmende Dilettantismus, sie hatten zum größten Teile weder das Bedürfnis, korrekte Hunde zu führen, noch das nötige „Zeug", solche zu schaffen.

Folge hievon war planlose Züchtung. Unverständnis, Gleichgültigkeit, falsch aufgefaßtes Streben bewirkten Verbastardierung, bewirkten den Rückgang reiner Hundestämme, ja sogar ein fast völliges Verschwinden wirklicher Rassen.

Als sich jedoch die Jagdverhältnisse wieder konsolidierten, als ein geregelter, weidgerechter Jagdbetrieb sich wieder einstellte, da wurde der Mangel reingezogener Jagdhunde erst recht fühlbar. Wer nun das Bedürfnis fühlte und die Mittel besaß, reinrassige Hunde zu führen, der wandte sich ans

Ausland, vornehmlich nach England, wo die Rassenzucht schon zu großer Vollkommenheit gediehen war. Dadurch wurden große Summen Geldes dem Lande entzogen und wanderten dorthin.

Doch der nach englischem Muster gezogene und nach englischer Art dressierte Hund entsprach wiederum dem Naturell und der Betriebsweise des deutschen Weidmanns ebensowenig als die verbastardierten Bruchstücke deutscher Rassen, und um Besserung zu schaffen, kreuzte man letztere mit den englischen Hunden. In jener Zeit bildete sich die Lehre heraus, die man oft hören konnte, „die englisch-deutschen Hunde sind die besten". Allerdings wurde den verkommenen einheimischen Kötern englisches Vollblut zugeführt, aber schließlich gingen auch die importierten englischen Rassen wieder dem Verfalle entgegen und wir verfielen gänzlich in die Bastardzucht. Jeder ältere Weidmann, welcher die Sache mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird sich an dieses Chaos erinnern.

Um nun diesem planlosen Zustande ein Ende zu bereiten, bildeten sich im Laufe der siebziger Jahre in Deutschland Korporationen und Vereine, welchem Beispiel auch die angrenzenden Länder nach und nach folgten; Vereine, welche das ganze Zuchtwesen der Hunde zu regeln, Rassenkenntnis zu verbreiten, Reinzucht oder Rassenzucht anzustreben und dadurch wieder konstant sich vererbende Stämme zu schaffen, zur Aufgabe machten, außerdem aber in interessierten Kreisen aufklärend wirken wollten.

Zunächst handelte sich's darum, aus den Bruchstücken unserer einheimischen vaterländischen Hunderassen das zu Zuchtzwecken entsprechende Material ausfindig zu machen, durch Aufstellung von Rassenkennzeichen die einzelnen Formen und Rassen auseinanderzuhalten, dann mit dem gewonnenen Hundematerial allmählich jene Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit zu erzielen, welche der Jagdbetrieb des deutschen Weidmanns erfordert. War zunächst die Aufmerksamkeit mehr auf die äußeren Formen gerichtet, sollte die Förderung jagdlicher Tüchtigkeit Hand in Hand gehen und die Stämme allmählich zur höchsten Leistungsfähigkeit gebracht werden.

Die Engländer sind uns, wie auf dem Gebiete der Tierproduktion im allgemeinen, so auch in der Hundezucht mit gutem Beispiele vorangegangen und haben uns die Beweise geliefert, was durch systematisch durchgeführte Rassenzucht erreicht werden kann.

Der Ende der siebziger Jahre zusammengetretenen Vereinigung der damals bestehenden Vereine Deutschlands unter der Zentralleitung einer Kommission Delegierter dieser Vereine verdanken wir die Leitung der ganzen Angelegenheit in zielbewußte Bahnen und die bis jetzt errungenen Erfolge. Gewiß mußte die Erfahrung in der Sache manche Änderung der erstergriffenen Maßnahmen zeitigen, aber der Grund zum Aufbau war gelegt und sicheres Festhalten an den Grundprinzipien unumgänglich nötig, bei der bekannten Sucht des Deutschen, Sonderinteressen über ein einheitliches Streben zu setzen. Wie im allgemeinen, so geschah es auch in der Hundezucht, daß Zersplitterungen eintraten, welche den Erfolgen nicht zum ausschließlichen Nutzen gereichten. Es bildeten sich später andere Vereinigungen, welche glaubten, ihre, andere Anschauungen, zur Geltung bringen zu müssen und die Einrichtungen der Delegierten-Kommission durchkreuzen zu sollen.

Wir gehen nicht fehl, wenn wir glauben, daß durch diese Zersplitterung der Kräfte die Bastardzucht neuerdings gefördert wurde, wir wollen auch diese Verhältnisse nicht näher untersuchen, es ist genug, daß hieraus heftige Federkriege, die sogar in maßlose Persönlichkeiten ausarteten, entstanden sind, das angebahnte, einheitliche Streben, wenn nicht störten, doch vielfach aufhielten und der vaterländischen Kynologie wenig zur Ehre gereichten.

Was könnten wir da von den Engländern lernen? — ihr einheitliches Streben, ihr Ringen nach klar vorgestecktem Ziele, mit einer Richtung, einem Stammbuche, es krönte den Erfolg und trotzdem ihre Produkte mit Recht auf dem gewünschten Höhepunkte stehend anerkannt werden, wird doch die zersetzende Strömung bei uns von mancher Seite künstlich genährt.

Man wird nun fragen: „wozu brauchen wir Rassenzucht? — wir nehmen jenen Hund, welcher uns zu dem gewünschten Jagdbetriebe am besten paßt!"

Das ist nun wohl wahr und recht, aber wir müssen bedenken, daß die Verwendungszeit und Lebensdauer eines brauchbaren Hundes eine ganz kurze Spanne Zeit repräsentiert, und daß wir bei jedem Wechsel vor der wenig angenehmen Frage stehen — „wird dies oder jenes Tier den Anforderungen, welche ich mache, entsprechen? —"

Haben wir uns dagegen einen Stamm von Hunden geschaffen, welcher die gewünschten Eigenschaften besitzt und selbe konstant vererbt, so haben wir auf Grund der Vererbungstheorie die ziemlich sichere Anwartschaft, daß nicht bloß die gewünschten Formen, sondern auch die Eigenschaften der Eltern bei Beachtung entsprechender Zuchtwahl sich auf die Nachkommen übertragen lassen, daß ferner Formen und Eigenschaften von Generation zu Generation verbessert und potenziert werden können.

Welche gewaltigen Vorteile für die Praxis dem Weidmanne dadurch erwachsen, bedarf wohl kaum näherer Beleuchtung; ein Blick auf die reingezogenen englischen Hunderassen genügt.

Wohl hat man auch die Erfahrung gemacht, daß nicht selten Bastarde zu gewissen jagdlichen Zwecken einen hohen Grad von Leistungsfähigkeit zeigen. Es dürfte sich aber hier nur um Bastarde erster Ordnung, d. h. um Nachkommen einer Kreuzung zweier edler Rassen handeln, dabei soll man aber ja nicht vergessen, daß halbschlägige Tiere wohl gute Gebrauchstiere, aber keine Zuchttiere sind, weil eine Nachzucht von Bastarden unberechenbar in Vererbung von Form und Eigenschaften ist. Will man zum Gebrauche solche halbschlägige Hunde sich schaffen, dann müssen vor allem die reinen vollblütigen Stämme vorhanden sein, mit welchen man kreuzen will.

Gehen wir auf die Grundzüge der Zucht näher ein, um das Verständnis zu erleichtern, so mögen folgende Grundsätze Beachtung finden.

Unter rein, unvermischt, reines Blut, reine Rasse wird verstanden: Abkunft von Eltern von gleichem Adel, gleichen Eigentümlichkeiten, gleichen Eigenschaften, die von Geschlechtern stammen, welche durch Reihen von Generationen unter sich forterzeugt und unvermischt erhalten worden sind.

Halbschlägig (Bastard) ist Abkunft von Eltern, die zwar rein gezogen, aber von ungleichartigen Eigentümlichkeiten und Eigenschaften stammen.

Vermischte Abkunft ist Abkunft von Eltern, die von Geschlechtern und Familien von mancherlei ungleichartigen Eigentümlichkeiten und Eigenschaften stammen.

Reinzucht ist daher: Fortzeugung gleichartiger Stämme, unvermischt mit andern fremden.

Verbesserung heißt: die vorhandenen Eigentümlichkeiten und Eigenschaften vervollkommnen.

Eigentümlichkeiten sind alles Äußere — Form, Gestalt, Behaarung, Eigenschaften alles Innere, nicht Sichtliche, Organisation, Geist, Charakter.

Veredeln bedeutet die charakteristischen Eigentümlichkeiten und Eigenschaften edler Tiere teilweise oder ganz auf gemeinere Tiere überzutragen; bei Verbesserung oder Veredelung ist Güte, Brauchbarkeit Hauptgegenstand, Form, Schönheit sind untergeordnet.

Nach der Reinzucht ist die Selbstzucht, selbständige Zucht die sicherste und nützlichste. Selbstzucht kann nur hergestellt werden

1) durch Beharrlichkeit in der Paarung gleichartiger Tiere;

2) wenn zugleich Verbesserung und Veredelung erreicht werden soll durch Tiere von Selbstzuchten oder besser von Reinzuchten;

3) wenn Blutauffrischung notwendig ist, soll sie durch Tiere von denselben Stämmen, wenigstens von denselben Zuchten und Landarten bewirkt werden und

4) durch Vermeidung halbschlägiger, vermischter Tiere.

Inzucht, Verwandtschaftszucht ist Paarung von Mutter und Sohn, Bruder und Schwester 2c., sie ist bedingungsweise zulässig, wenn deren Eigenschaften besser sind, als die anderer Tiere.

Kreuzung ist Gegenteil der Inzucht.

Blutauffrischung, Wiederverwendung eines Tieres von derselben Art, von welcher die Verbesserung ausgegangen ist. Halbschlägige (Bastarde) dürfen zur Zucht gar nicht verwendet werden.

Aus diesen Grundsätzen ist ersichtlich, daß Kreuzung von einfachen und mehrfachen Bastarden gar keine Garantie giebt, welche Formen und welche Eigenschaften den Nachkommen zu teil werden.

Gewöhnlich ist man geneigt anzunehmen, daß die Nachkommen mehr die Formen des Muttertieres, die Eigenschaften aber des Vatertieres annehmen, insoferne beide Eltern reinen Stämmen angehörten. Bei Bastarden ist natürlich hierauf nicht zu rechnen und unwillkürlich fällt das Beispiel

jenes Gelehrten auf, welcher wohl ein sehr gescheiter Mann, aber durchaus kein „Adonis" war. Er wählte deshalb eine bildschöne, aber nicht mit hohen Geisteskräften ausgestattete Gattin und glaubte so das richtige Verhältnis zu erzielen. Doch siehe da, seine Nachkommen waren so wüst wie er und so dumm wie seine Gattin.

Es läßt sich daraus die Lehre ziehen, daß bei tierischer Vermischung sich das Blut nicht so vermengt, wie man ein Glas Rotwein mit einem Glas Wasser vermischt, und dadurch eine Mittelfarbe erzielt — gewöhnlich schlagen die Nachkommen mehr nach der einen oder nach der andern Seite hin aus, je nachdem das mütterliche oder väterliche Element dominiert. Nur durch praktische Erfolge läßt sich ein sicherer Schluß für die Zukunft feststellen.

Wer sich nun einen Stamm gleichartiger Hunde schaffen will, darf keinen Bastard zur Zucht verwenden. Es ist aber auch nötig, daß er heterogene Elemente nicht zusammenführe, die Zucht soll sich auf gleichgeartete Tiere erstrecken. Um konstante Vererbung zu schaffen, mag Reinzucht das sicherste Mittel sein; stehen gleichgeartete Tiere nicht zur Verfügung, ist ein gewisser Grad von Inzucht immer noch besser als Bastardzucht. Doch ist die Inzucht nicht so weit zu treiben, daß der Stamm zu degenerieren beginnt, denn wie die Eigenschaften sich durch Inzucht steigern lassen, bilden sich auch dem Stamme anhängende Fehler bei strenger Inzucht immer mehr aus und gleichzeitig kann der Zeitpunkt eintreten, in welchem der Stamm zu degenerieren beginnt. Es erscheint daher höchst notwendig, daß nach einer kürzeren oder längeren Periode der Reinzucht dem Stamme frisches Blut zugeführt werde, d. h. Blutauffrischung vorgenommen werde.

Dieser Zeitpunkt kann nicht allgemein festgesetzt werden, der eine Stamm bedarf der Blutauffrischung früher, der andere später; immerhin möge selbst — wenn auch eine Degenerierung noch nicht wahrgenommen werden kann — nach 10—12 Generationen Blutauffrischung eintreten.

Nach vorgenommener Blutauffrischung hat der Züchter sein Augenmerk darauf zu richten, ob er auf den alten Stamm zurückzüchten oder mit dem alten Stamme nach jenem hinzüchten will, mit dem die Auffrischung vorgenommen wurde. Selbstverständlich ist, daß im ersteren Falle nach erfolgter Auffrischung nur Tiere aus dem alten Stamme zur Weiterzucht verwendet werden dürfen und umgekehrt.

Niemals soll man ungleichartige Hunde kreuzen, z. B. kurzhaarige mit langhaarigen, oder Vorstehhunde mit Schweißhunden u. s. w. Der Begriff der Blutauffrischung ist in den schon erwähnten Grundsätzen definiert.

Für uns Jäger bleibt die jagdliche Fähigkeit das Hauptziel der anzustrebenden Zuchtrichtung, doch bedingt jagdliche Tüchtigkeit nicht bloß die möglichst höchste geistige Fähigkeit, sondern auch entsprechende Formen des Tieres, welche Anwartschaft auf Ausdauer gewährleisten.

Aus diesen Gründen soll der Besitzer einer Hündin dieselbe niemals einem Hunde zuführen, dessen Behaarung, Formen und Eigenschaften ihm nicht gleichzeitig bekannt sind.

Auch ist darauf zu sehen, daß zu temperamentvolle Hündinnen nicht mit gleich hitzigen Hunden zusammengebracht werden, ebenso, ruhige Hündinnen nicht von einem ebenso veranlagten Hunde gedeckt werden, es müßte nur sein, daß man die eine oder andere Eigenschaft steigern wollte.

Auch in Bezug auf das Alter möchte eine zu große Verschiedenheit der beiden zusammengeführten Hunde vermieden werden, wie auch vor zurückgelegtem zweiten Jahre kein Hund zur Nachzucht verwendet werden sollte. Durch zu frühe Begattung leidet der Hund in seiner ganzen Entwicklung, besonders die Hündinnen, während die Nachkommenschaft zu junger Eltern aus schwächlichen, wenig widerstandsfähigen Individuen bestehen kann.

Bevor ich nun weitergehe, möchte ich auch auf die nicht selten eintretenden Rückschläge (Atavismus) hinweisen. Es ist dies ein erbliches Wiederauftreten von Eigenschaften und Eigentümlichkeiten irgendwelcher Vorfahren der betreffenden Zuchttiere, welche meist bei Bastarden zum Vorschein kommen und sich oft erst nach einer Reihe von Generationen einstellen. Gewöhnlich kommt bei diesen Rückschlägen das Blut derjenigen Tiere zum Durchbruch, welche die größere Reinheit und Konstanz besaßen. Dem Ermessen eines klugen Züchters muß es überlassen bleiben, solche Produkte, welche aus dem Rahmen der zu bildenden konstanten Form hinausfallen, von der ferneren Benützung zu Zuchtzwecken auszuschließen.

Meister Oswald besagt in seinem vortrefflichen Werke „Der Vorstehhund in seinem vollen Werte": „Wenn man überhaupt darauf bedacht sein will, gute Hunde zur Jagd zu beschaffen, so ist das erste Erfordernis, darauf zu sehen, daß die Rasse rein erhalten wird. Dies geschieht, wenn man nie gestattet, daß sich Hunde anderer Rasse oder schlechte Hunde mit der Hündin begatten. Dabei sehe man darauf, daß nur zwei gute und dabei schöne Hunde sich vermischen. Den alten Glauben teilen wir nicht, daß man nur dann gute Hunde erhalten könne, wenn die Verwandtschaft der sich begattenden Tiere außer dem vierten Gliede liegt. Wir haben gute Hunde gezogen, wenn wir den Vater mit der Tochter zusammenließen; fehl schlug die Rasse, wenn wir die Mutter mit dem Sohn paarten; soviel aber dürfte feststehen, daß man nicht zu viel in die Familie hinein begatten läßt, um nicht die ganze Art zu verderben." **Zeugung.**

Ich führe dies als Beleuchtung meiner vorangeführten Grundsätze an, denn Oswald genießt den Ruf einer Autorität auf dem Gebiete der Zucht und Dressur unserer Vorstehhunde. — Schon vor Ablauf des ersten Jahres ist der Rüde zur Begattung bereit, dies ist aber zu verhindern, weil frühe Begattung den Hund in seiner Entwicklung und Ausbildungsfähigkeit stört. Vor vollständiger Dressur soll kein Hund zur Begattung zugelassen werden, was einem Alter von mindestens $1^1/_2$ Jahren entsprechen kann.

Auch die Hündin wird vor Vollendung des ersten Lebensjahres schon hitzig, man lasse sie aber noch nicht mit einem Hunde zusammen. Dieses Verhindern — „Verliegen lassen" — führt nicht selten zu einer Art Fieber, welches einige Vorsicht gebietet. Zunächst ist die junge Hündin von allen Hunden abzusondern, dann gebe man ihr leichtes, nicht erhitzendes Futter (saure Milch), veranlasse sie zu fleißiger Bewegung im Freien, gebe ihr eventuell gelindes Abführmittel, wie Abkochung von Sennesblättern, geringere Dosis von Rizinusöl oder auch täglich eine Messerspitze voll Schwefelblüte ins Futter. Hat man entsprechende Gewässer zur Verfügung, lasse man die Hündin öfter baden, außerdem möge man die Geschlechtsteile und das Hinterteil mit kaltem Wasser öfter waschen, ohne abzutrocknen. **Verliegen.**

Gewöhnlich wird die Hündin zweimal im Jahre hitzig und die Periode währt ca. 14—20 Tage. Erst zeigt die Hündin Unruhe, spielt gern mit Hunden, bietet ihnen das Hinterteil oder springt ihnen auf den Rücken; dann beginnt die Nuß anzuschwellen und schließlich beginnt das sogenannte Färben, d. h. es sondert sich aus der Nuß blutähnliches Sekret ab. Hat das Färben 5—6 Tage angehalten, so mag die Hündin, aber nicht vor dem 11. oder 12. Tage des Eintrittes der Hitze, zum Deckhunde geführt werden. Es geschieht die Zuführung meistens zu frühe, in der Angst, die richtige Zeit zu versäumen, aber meist ist dann die Folge, daß die Hündin noch nicht in voller Hitze steht, den Hund abbeißt und ihre Sympathie für diesen Courmacher gänzlich verliert. Erst wenn sie ruhig steht, die Rute auf die Seite legt, dann ist die richtige Zeit zur Begattung gekommen. **Begatten.**

Bei der Begattung soll man anwesend sein, um sich vom richtigen Vollzuge zu überzeugen. Beide Hunde in einen Stall oder Raum zusammenzusperren und sich selbst zu überlassen, ist höchst verwerflich, sie hetzen sich zu sehr ab und schließlich kann auch die Hündin den Raum unbefruchtet verlassen. Die Begattung soll im Freien, aber ungestört, oder in genügend großem Raum vollzogen werden, in welchem man nicht Gefahr läuft, daß durch Umfallen irgendwelcher Gegenstände ꝛc. die Tiere erschreckt werden. Nach dem Binden hängen die Hunde gewöhnlich 15—30 Minuten zusammen und während dieser Zeit soll keine Störung stattfinden, auch ein gewaltsames Trennen verhütet werden. Haben sich die Hunde mindestens zweimal gebunden, z. B. am Nachmittag des ersten Tages und dann am Vormittag des zweiten Tages, kann man die Befruchtung als vollzogen betrachten. Die Hündin ist aber 8—14 Tage noch unter Aufsicht zu behalten, um eine weitere Begattung mit anderen Hunden zu verhüten. Erst wenn man sieht, daß sie männliche Hunde energisch abbeißt, kann man die Hitze als erloschen betrachten.

Ob eine Hündin nach Befruchtung durch den ersten Hund, von einem zweiten nochmals erfolgreich befruchtet werden kann, ist eine offene Frage. Vielfach ist der Aberglaube verbreitet, daß wenn eine Hündin bei der ersten Befruchtung von einem Fixköter gedeckt wurde, die reine Nachzucht bei späteren Befruchtungen ebenfalls gestört sei — das ist eine falsche Annahme, die Hündin bringt so viel Junge zur Welt, als Eier befruchtet wurden — auf spätere Befruchtung kann dies keinen Einfluß üben.

Obgleich eine Hündin schon durch die Natur selbst befähigt ist, bei jeder Hitze Junge zu bringen, so möchte doch eine über die andere Hitze übergangen werden.

In Rücksicht auf die Aufzucht der Jungen dürfte die Frühjahrshitze (zwischen Januar und April) die günstigere Zeit zum Zulassen sein, als jene im Herbste.

Tragzeit. Die Trächtigkeitsperiode einer Hündin beträgt normal 63 Tage, manchmal mehr, manchmal weniger. Während der Tragzeit soll die Hündin zwar nicht übermäßig, aber doch fleißig beschäftigt, vor Erkältungen geschützt und vor zu heftigen Bewegungen und Anstrengungen bewahrt werden. Ob die Hündin mit Erfolg belegt wurde, zeigt sich erst in der 5. oder 6. Woche — der Leib wird voller, das Gesäuge und die Nuß schwellen an. Schließlich tritt bei der Hündin Unbehaglichkeit, auch Appetitlosigkeit, manchmal Durchfall oder Verstopfung ein, wogegen leichte Gaben von Oliven- oder gar Rizinusöl angewendet werden können. Rückt die Zeit des Wölfens näher, so bereite man der Hündin ein zugfreies, trockenes nicht zu kaltes und nicht zu warmes Lager, am besten Strohlager, welches auch nach dem Wölfen mit Sorgfalt reinlich erhalten werden muß. Hündinnen, welche an ihr Kindbettlager nicht gewöhnt sind, vertragen die Jungen gerne.

Werfen oder Wölfen. Während der Gebärstunde soll die Hündin auf keine Weise beunruhigt werden, doch mag man sie im Auge behalten und ihr frisches Wasser reichen. Die Geburt des ersten Wölflings verursacht heftige Schmerzen, welche sich bei den gewöhnlich in Zwischenräumen von 10—30 Minuten wiederholenden weiteren Geburten verringern; im Werfen treten auch oft größere Pausen ein, welche ein oder ein paar Tage sogar währen können.

Die Hündin entfernt sofort nach Geburt eines jeden Jungen die umhüllende Blase, beißt die Nabelschnur ab und frißt die Nachgeburt sauber auf. Die Zahl der Wölflinge ist sehr verschieden, beträgt gewöhnlich 5—7, manchmal auch mehr, und es sind mir Würfe mit 15 und 16 Jungen schon bekannt geworden.

Mehr als 4—5 Junge soll man der Mutter nicht liegen lassen, damit sie dieselben gut nähren kann und nicht zu sehr mitgenommen wird. Will man mehr Junge aufziehen, mag dies durch Einstellung einer Ammenhündin geschehen. Immer aber muß man wenigstens 2 Junge belassen, um der Mutter die Milch abzusäugen, selbst wenn man vom Wurfe kein Junges aufziehen will. Manche Hündinnen haben die Untugend, infolge Abbeißens der Nabelschnur und Beleckens der Jungen so gereizt zu werden, daß sie die Jungen sogar auffressen. Um dies zu verhüten, schneide man, wenn möglich, selbst die Nabelschnur etwa 1 cm lang am Bauche ab, verklebe die Stelle und gieße einen Tropfen Erdöl darauf, um der Mutter das weitere Belecken zu verleiden.

Schwere Geburt. Stellen sich die Wehen nur schwach ein, hören bald auf, oder fehlen sie gänzlich, so muß man als erste Hilfe zur Förderung der Geburt die Hündin ca. 15 Minuten in ein lauwarmes Bad bringen, dann mit wollenen Tüchern trocken reiben und warm halten. Hierauf bestreiche man die Geburtsteile mit lauwarmem Öl, tauche den Zeigefinger in dieses Öl und befeuchte damit inwendig die Scheide oder spritze etwas von dem Öl in diese. Ein Klystier mit lauer Milch thut auch gute Dienste. Ausweitung der Scheide mit dem Finger hilft in hartnäckigen Fällen auch. Außerdem kann man den Bauch der Hündin mit trockener, warmer Hand reiben. Ein paar Löffel voll starken Rotweins dienen zur Kräftigung der Gebärenden.

Sollte das Junge vordrängen, aber nicht ausgestoßen werden können, sucht man mit dem Finger dasselbe vorsichtig herauszuziehen.

Im Falle die Jungen tot sein sollten, was man an der geringeren Bewegung des Bauches der Mutter gewahren kann, so trachte man dieselben vorsichtig herauszuziehen und mache nach der Geburt eine 1 prozentige Karbol-Einspritzung in die Scheide.

Bei zu engem Becken der Mutter oder falls die Jungen abnorme Lage haben, da muß natürlich ein sachverständiger Tierarzt zu Rate gezogen werden.

Nach der Geburt. Man reicht, wenn die Hündin sich etwas erholt hat und Lust zum Fressen zeigt, derselben eine kräftige warme Suppe von süßer Milch mit Haferschleim und wiederhole die mäßige Quantität alle 2—3 Stunden, hüte sich aber, das Futter sauer werden zu lassen. Später gibt man süße Milch mit fetter Fleischsuppe, und sollte die Entleerung etwas stocken, nach 4—5 Tagen saure Milch.

Im übrigen läßt man die Hündin die ersten Tage ganz bei den Jungen und erst später nimmt man sie auf kurze Spaziergänge zeitweise hinweg. Es ist wohl selbstverständlich, daß Mutter und Junge vor Zugluft und Nässe sorgfältig zu schützen sind.

Die zu belassende Anzahl der Jungen wählt man möglichst bald, etwa 24 Stunden nach der Geburt aus und entfernt die übrigen auf eine der Hündin unauffällige Weise. Über die Auswahl ist schon viel Unsinn geschrieben worden, gewöhnlich beläßt man die kräftigsten und in der Farbe am passendsten Wölflinge der Mutter.

Nach 10—14 Tagen werden die Jungen sehend und beginnen auch Nahrung (Milch) zu sich zu nehmen; gleichzeitig bilden sich die Milchzähnchen und die Hündin wird, um ihr Gesäuge zu schonen, sich zeitweise von den Jungen zurückziehen, reicht ihnen aber gerne wieder das Gesäuge, wenn sich zu viele Milch ansammelt. Nach und nach sucht man die Jungen zum selbständigen Fressen zu bringen und der Muttermilch zu entwöhnen.

Das Lager der ganzen Familie ist stets mit größter Sorgfalt reinlich zu erhalten, denn häufig setzen sich Flöhe und Läuse in solchem fest. Zur Verhütung der Ansammlung solcher Parasiten mögen frische Erlenzweigen, Kienspäne u. dgl. unter das Stroh gemengt werden. Nach Verlauf von ein paar Wochen können die Jungen auch der Reinlichkeit halber in lauwarmem Wasser gebadet werden, man muß aber nach dem Baden für gehörige Trocknung und Wärmung Sorge tragen.

Was das Futter der Jungen betrifft, ist stets darauf zu sehen, daß es nicht sauer wird. Man reiche daher jedesmal nur so viel, daß es gänzlich aufgefressen wird, andernfalls entferne man den Rest.

Sind bis jetzt die Hündchen nur mit reiner Milch ernährt worden, mag man nach 5—6 Wochen zu konsistenterer Nahrung übergehen und der Milch Polenta oder in Milch gequelltes Weißbrot zusetzen.*)

Nach ca. 8 Wochen kann man die Jungen von der Mutter absetzen; man entferne aber nicht plötzlich alle, sondern nehme sie nach und nach bis auf eins oder zwei hinweg, welch letztere dazu dienen, der Mutter die noch vorhandene Milch im Bedarfsfalle abzusäugen.

Reicht die Hündin das Gesäuge nicht mehr und ist noch etwas Milch vorhanden, sind Waschungen des Gesäuges mit warmem Wasser, dann gehöriges Abtrocknen und schließlich Einreibungen mit lauwarmem Öl zu empfehlen, um Verhärtungen im Gesäuge hintanzuhalten.

Nicht selten stellen sich bei jungen Hündchen leichte Nabelbrüche ein. Wenn sie sich nach einigen Tagen nicht von selbst verlieren, klebt man ein Stückchen Heftpflaster darauf, welches den Bruch allmählich zusammenzieht und schließlich von selbst abfällt.

Wir haben bis dahin den jungen Hund in der Kinderstube gesehen. Mit der Abnahme von der Mutter beginnt für ihn ein anderes, ein selbständigeres Leben. Jeder Freund des Hundes weiß, wie er den jungen Bengel zu behandeln hat, der Eine bringt es auf diese, der andere auf jene Weise fertig, ich möchte aber doch einige Anhaltspunkte geben, denn mit dem Augenblicke, in dem der Hund von der Mutter genommen wird, beginnt eine Zeit, welche für das Wachstum, die Gesundheit und Entwicklung des jungen Tieres von allergrößter Bedeutung ist; von dieser Zeit hängt viel ab, ob sich der Jäger einen gesunden, kräftigen, den Strapazen der Jagd gewachsenen und intelligenten Hund heranziehen wird, welcher die Mühen und Anstrengungen der Dressur lohnt. Spätere Aufzucht.

Es hängt von der Pflege in dieser Zeit auch viel ab, ob der junge Hund von der Staupe befallen wird oder nicht. Die Staupe kann aber Folgen haben, welche für die Entwicklung des Tieres sehr nachteilig sind, und daher ist immer besser und leichter, die Staupe zu verhindern, als sie zu kurieren.

Zunächst versorge man also das Tierchen mit trockenem, warmem, aber auch luftigem und reinlichem Lager (Strohlager), gestatte ihm bei gutem Wetter möglichst viel Bewegung und Aufenthalt im Freien und in der Sonne, hüte ihn aber doch vor Vernässung und Erkältung. Es soll aber damit nicht gesagt sein, daß der junge Hund verzärtelt oder verweichlicht werde; je mehr der Bengel im Freien tollt, sich mit seinesgleichen herumbalgt, desto mehr Anwartschaft für kräftige Entwicklung ist vorhanden. Das Herumliegen am heißen Ofen 2c. taugt nichts. Bis zum

*) Die Firma Spratts Patent in Rummelsburg bei Berlin liefert alle Arten Hundefutter, so auch solches für junge Hunde.

vierten Monate soll der junge Hund nur leichte, nicht fette, aber täglich mehrmalige Kost erhalten. Nach Ablauf dieser Zeit kann man der Milch Haferschrot und Fleischbrühe zusetzen; auch wöchentlich ein paarmal ein wenig in kleine Würfel zerschnittenes, frisches Fleisch, das man in siedendem Wasser ein paar Sekunden aufwallen läßt, reichen; das Futter darf nur lauwarm und nur in solch großen Portionen gereicht werden, daß der Hund gut bestehen kann, nicht übersättigt wird, eher noch Verlangen nach mehr zeigt. Wasser muß ihm stets zugänglich sein. Während des ferneren Wachstums soll man einigemal in der Woche dem jungen Hunde einen kleinen Kaffeelöffel voll Knochenmehl ins Futter mischen, es gereicht dies der Entwicklung des Knochengebäudes des Hundes zum Vorteil.

Im vierten Monat beginnt das Ausfallen der Milchzähne und die allmähliche Bildung der Dauerzähne, welche erst nach Ablauf eines Jahres vollendet ist. Das Gebiß des Hundes zählt dann 42 Zähne; nämlich 6 Schneidezähne oben und unten, 2 Eckzähne oben und unten, 12—14 Backenzähne oben und 12 solche unten; hin und wieder zeigen sich Ausnahmen. Nicht immer ist die Möglichkeit gegeben, besonders in Stationen, wo mehrere oder vielerlei Hunde gehalten werden, jeden jungen Hund stets um sich zu haben. Aber je mehr der junge Hund Freiheit in der Bewegung besitzt, je mehr er im Umgang mit Menschen, besonders seinem Herrn oder künftigen Abrichter verkehrt, desto eher wird er einen gewissen Grad von Selbständigkeit und Findigkeit sich aneignen, er wird allmählich die Stimme und Stimmung seines Herrn verstehen lernen und so sich zu einem gesunden und intelligenten Tiere auswachsen.

Man hat zur Genüge die Erfahrung gemacht, daß Hunde, die bloß in Zwingern aufgewachsen sind, rohe, harte und wilde Gesellen wurden und wenig Verständnis im Umgang mit dem Menschen zeigten, dadurch ihre Abrichtung erschwert und verzögert wurde. Was der junge Hund während seiner Kinderzeit in ungebundener Freiheit in sich aufnimmt, das kommt ihm später zu Gute.

Man darf jedoch nicht glauben, daß dem jungen Tiere gar nichts in der Zeit der Entwicklung beigebracht werden dürfe; beim steten Umgang mit den Menschen, im Hause, in der Stube, auf Hofräumen u. dgl. gibt es gar vieles, was der Hund lernen kann und soll, ohne in eigentliche Dressur genommen zu werden.

Stubenreinheit. Da ist vor allem darauf zu sehen, daß der Hund seinen Rufnamen zu erkennen lerne, daß er anfange auf den Ruf oder Pfiff zu hören, und daß er vor allem Reinlichkeit — Stubenreinheit — erlerne. Es ist damit nicht abgethan, wenn man den jungen Hund wegen eines Reinlichkeitsfehlers sofort strenge bestrafe — zunächst ist nötig, ihm Gelegenheit zu geben, seine Bedürfnisse im Freien abmachen zu können. Geschieht dies trotzdem nicht, so ist der junge Hund allmählich auf das Unzukömmliche aufmerksam zu machen und nach und nach ernster dabei zu behandeln.

Bei Verabreichung des Futters, welches der Lehrmeister stets dem etwas herangewachsenen Tiere selbst geben sollte, ist manches beizubringen, ohne dem Zöglinge die Lust am Futter sauer zu machen. Es soll hier keine Dressur im eigentlichen Sinn des Wortes vorgenommen werden, sondern das Tierchen nur an Ordnung gewöhnt und ihm das Denkenlernen etwas beigebracht werden.

Bis hieher mag die Behandlung junger Hunde eine allgemeine sein; hat der junge Hund einen genügenden Grad von Intelligenz und körperlicher Ausbildung erreicht, was bei allen Individuen und Rassen nicht gleich ist, so mag er in ernstliche Behandlung genommen werden und dieser Zeitpunkt veranlaßt mich, die allgemeine Behandlung zu verlassen und den freundlichen Leser auf die einzelnen Abschnitte der einschlägigen Rassen hinzuweisen.

Bevor ich jedoch auf diese speziell eingehe, möchten noch einige allgemeine Winke über Haltung der Hunde gegeben werden.

Der Zwinger. Obgleich ich kein großer Freund von Zwingern bin, können doch Umstände bei Haltung einer größeren Anzahl von Hunden eintreten, welche die Einrichtung eines solchen nötig machen. Der Bau eines Zwingerhauses kann aus Holz, Riegel- und Steinwänden aufgeführt werden, so daß er für Sommer und Winter tüchtig genug ist, und soll mit einer Heizvorrichtung versehen werden, von der man bei heftig kalten Tagen Gebrauch macht. Im Innern des Hauses sollen mehrere separierte Räume sein, um ältere von jungen Hunden trennen zu können. Ebenso ist ein heizbarer Raum für wölfende Hündinnen oder kranke Hunde in Bereitschaft zu halten. Die Böden der Abteilungen müssen gepflastert,

oder besser zementiert sein und eine Neigung nach vorwärts, ähnlich wie die Böden der Pferdestallungen der Reinlichkeit halber haben und mit einer Abflußrinne für das Reinigungswasser versehen sein. In den einzelnen Abteilungen sind Pritschen anzubringen, welche mit Stroh gefüllt, den Hunden als Lagerraum dienen und nicht höher vom Boden auf Pfosten erhaben sein dürfen, als daß jeder der im Zwinger gehaltene Hund bequem aus- und einspringen kann. Auf Pfosten gestellte Pritschen haben den Vorzug geringerer Gefahr für Ansammlung von Parasiten. Der Innenraum muß Vorrichtung zu ergiebiger Ventilation haben. Ist die Anzahl der Hunde so groß, wie z. B. eine Meute zur Parforcejagd, so mag auch ein Raum vorhanden sein mit Kessel und Feuerungseinrichtung, welcher zur Bereitung des Futters dient. Laufendes Wasser oder ein guter Pumpbrunnen dürfen nicht fehlen.

Vor dem Zwingerhaus muß ein entsprechender Auslaufplatz im Freien vorgesehen sein, welcher auch, sei es durch gutschützende Bäume oder mangels derer durch ein partielles Schutzdach den Hunden Gelegenheit gibt, im Freien sich aufzuhalten, ohne von Regen oder Sonnenhitze zu sehr beeinträchtigt zu werden.

Ich mache darauf aufmerksam, daß der Laufplatz im richtigen Verhältnisse zu dem Zwingerhaus stehen soll und dieses nicht zu sehr mit Hunden überfüllt werden darf. Ein den Laufplatz in zwei oder mehrere Teile trennender, genügend hoher Zaun mit Verbindungsthür ist sehr zu empfehlen, um nötigenfalls im Freien auch die Hunde absondern zu können.

Die Bodenlage des Zwingerauslaufes ist für die Gesundheit der Hunde sehr ins Auge zu fassen. Am besten ist es freilich, wenn auch dieser Boden zementiert ist und dem Regen- oder Abschwemmungswasser Gelegenheit gibt, durch Ablaufen den Boden gehörig zu reinigen.

Gewöhnlicher Rasen geht bald zu Grunde, Sand und Kiesboden wird sehr bald verseucht und muß öfter ausgehoben werden, sind daher weniger zu empfehlen. Auch ein aus gutem Lehm eingeschlagener Boden ist besser als Sand und Kieslage. Will man aber doch Sand und Kies anwenden, dann ist ein starker Unterbau von Tuff- oder Bruchsteinen nötig, auf welche dann die Kies- und Sandlage zu liegen kommt, daß sich eben alle Verunreinigung absondern kann und weder Parasiten noch Infusiorien bilden können, welche in der Sonnenhitze so sehr überhandnehmen, daß Krankheiten unter den Zwingerhunden entstehen.

Mir ist bekannt, daß der ganze Besatz eines solchen Zwingers in kurzer Zeit durch Infektion zu Grunde ging.

Wer nur 2—3 oder 4 Hunde zu versorgen hat, der bedarf des Zwingers nicht und kann sich durch Hundehütten helfen.

Diese können auf zweierlei Art hergestellt werden. Hundehütten.

1. Hat man einen Stadel oder eine Tenne mit gemauertem Sockel zur Verwendung, dessen Front nach Osten oder Süden, auch noch nach Norden zu gelegen ist und etwas Schutz gegen Sonnenstrahlen und Regenschauer (von Westen her) bietet, so bricht man durch die Mauer ein Schlupfloch von mindestens 50 cm Höhe und 30 cm Breite, so daß der Hund aus- und einkriechen kann. Innerhalb des Stadels mag mit Brettern oder auch Mauerwerk ein genügend Raum bietender Kasten hergestellt werden, welcher den Schlafraum für den Hund bildet. Der Boden mag zementiert oder mit Zement gemauert, etwas abschüssig hergestellt werden. Jeder Raum muß im Innern des Stadels durch eine gute Thür nach innen verschlossen werden, welche man zur Reinigung des Kastens und zur Einführung frischer Strohlage öffnen kann. Im Winter kann der Kasten mit Stroh, Heu oder langem Pferdedünger der Wärme halber gedeckt und das Schlupfloch durch einen Vorhang geschützt werden.

2. Das eigentliche Hundehaus ist aus dickem Holze herzustellen, dessen Dach muß gut über das Einschlupfloch vorgreifen und so konstruiert sein, daß man es der Reinigung halber abheben kann. Die gewöhnliche Hundehütte wird am besten in einer Hausecke plaziert, so daß das Schlupfloch möglichst nach Osten gelegen ist und die Sonnenstrahlen durch die Hauswand abgehalten werden. Jede Hundehütte ist auf 4 Ziegelsteine oder Pfosten zu stellen, daß die Luft unter dem Boden durchziehen kann. — Vor dem Loche ist ein Vorhang so anzubringen, daß der Hund jederzeit aus- und einkriechen kann, das Loch aber durch Zufallen des Vorhanges immer geschlossen ist.

Will man den Hund auch im Winter an der Hütte halten, ist Vorsorge zu treffen, daß rings um die Hütte eine Bretterwand mit 15 cm Abstand befestigt werden kann, nur die Seite des Schlupfloches bleibt frei. Dieser Zwischenraum wird dann im Winter mit Sand oder besser kurzem Pferdemist eingefüllt und über das Dach dann langer Pferdemist gelegt; auf diese Weise erhält der Hund ein stets sehr warmes Lager.

Die an den Hundehütten anzubringende Kette muß genügend lang sein und mindestens zwei Wirbel haben, daß der Hund niemals an der freien Bewegung gehindert ist. Füllung aus Sägespänen zu machen, widerrate ich wegen der Bildung von Parasiten.

Daß stets ein Wasserbehälter an der Hütte steht und diese und ihre nächste Umgebung aufs reinlichste gehalten sein muß, setze ich als selbstverständlich voraus.

Im Zwinger hat der Hund mehr Freiheit in der Bewegung, wird er aber an der Hundehütte gehalten, so möge er täglich mehrere Stunden davon abgenommen und ihm genügende Bewegung sowohl im Freien, als im Hause gestattet werden.

Ich habe stets meine Hunde so gehalten, daß sie tagsüber sich sehr viel bei mir befanden und nur während der Mahlzeit, dann des Nachts, oder bei recht schmutzigem Wetter an der Kette lagen. — Je mehr man seinen Hund um sich hat, desto mehr wird er seinen Herrn kennen und lieben lernen, und durch den steten Umgang mit dem Menschen wird er die Sprache des Herrn besser verstehen und ein handsameres Tier sein, das viel leichter abzurichten ist, als ein im Zwinger aufgezogener und ausschließlich gehaltener Hund.

Wenn man den Hund viel um sich hat, mag er liebevoll aber entschieden ernst gehalten werden, zu vieles Liebeln taugt nicht, noch weniger aber rohe und harte Behandlung.

Futter. Auf Fütterung der älteren Hunde ist größere Sorgfalt zu verwenden, als gewöhnlich angenommen wird. Gute entsprechende Nahrung, Reinhaltung am Körper und im Lagerraum, entsprechende körperliche Bewegung, das sind drei Faktoren, welche die Gesundheit und Tüchtigkeit unseres Gehilfen und Freundes bei der Jagd gewährleisten. Werden sie hintangesetzt, wird das Tier wohl einige Zeit die Mängel ertragen, aber vorzeitig altern und nicht so widerstandsfähig sein, als wir wünschen. Man denke ja nicht, daß der Hundeorganismus unempfindlich gegen Strapazen jeglicher Art sei, er verlangt ebenso sehr eine entsprechende Hygiene, wie der Körper des Menschen. Vielfach hört man den albernen Ausdruck: „ein Hund ist ein Hund" und glaubt, für diesen genüge alles, was man ihm reiche — wie aber der Reiter in erster Linie für sein braves Pferd zu sorgen hat, so muß der Jäger in erster Linie für seinen treuen Begleiter besorgt sein — mir ist und war es stets erste Aufgabe, nach Rückkunft von der Jagd für meinen Hund zu sorgen, ehe ich nur die Stiefel ausgezogen hatte, und ich kann es mit Recht behaupten, ich erhielt mir meine Hunde immer viele Jahre weiter hinaus brauchbar, als manch anderer Freund der grünen Gilde. Vor allem reiche man dem Hunde mindestens zweimal, besser aber dreimal täglich Futter. Am Morgen etwas Milch mit Brot und gequelltem Hundekuchen in geringerem Quantum. Um Mittag eine ganz ergiebige Portion und des Abends etwas weniger.

Soll der Hund den Tag über auf der Jagd verbleiben, sei die Morgensuppe etwas reichhaltiger, doch nicht zu opulent, sonst ist der Hund träge. Kommt man dann abends nach Hause, dann erhalte der Hund eine entsprechend ausgiebige Mahlzeit.

Aus welchen Substanzen soll nun das Futter des erwachsenen Hundes bestehen?

Mittags reiche man Suppe, welche nicht zu sehr gewürzt, aber mäßig gesalzen sein soll, um die Verdauung zu erleichtern. Die Suppe mag aus leichter Milch, Fleischsuppe, Speiseresten bestehen, darf aber zu harte oder Röhren- und Geflügelknochen nicht enthalten, weil diese für den Hund Gefahr bringen, indem sie unverdaut durchgehen und Verletzungen in den Gedärmen zur Folge haben können. Der Suppe mögen, um sie zu einem nicht zu dicken aber auch nicht wässerigen Brei zu gestalten, Brot, Maisschrot, Haferschrot, Fleisch- und Gemüse-Abfälle und etwas Fett zugesetzt werden. Auch zerschlagener Fleischzwieback oder Hundekuchen sind zu verwenden, jedoch rate ich, diese nicht ausschließlich und immerwährend zu füttern, da sie starken Salzzusatz enthalten. Rohes oder leichtgesottenes Fleisch — Rindfleisch, Schaffleisch mag in Portionen von $^1/_4$ oder $^1/_2$ Pfund per Tag bei strenger Arbeit beigegeben werden. Pferdefleisch ist in größeren Portionen und zu öfteren Malen weniger zu empfehlen. Immerhin

richtet sich das Quantum des Gereichten nach Größe, Freßlust und Arbeit des einzelnen Tieres. Wird der Hund viel in Gebrauch genommen, mag das Futter kräftiger und reichlicher verabreicht werden, bei geringerer Arbeit schwächer. Bringt der Jagdbetrieb öftere Abschwemmungen im Wasser nicht mit sich, sind Bäder mit Seife für den Hund von Zeit zu Zeit vorzusehen.

2. Die Rassen,

deren Verwendung zur Jagd und ihre Abführung.

1. Der Schweißhund.

Dem Schweißhunde fällt die Aufgabe zu, den Jäger auf der Schweiß- oder Rotfährte vom Anschußplatze hinweg bis zum kranken oder verendeten Stücke zu führen; er muß die Fährte, auf welche er gesetzt ist, zweifellos halten, sei sie warm oder erkaltet und mögen verschiedene frischere Fährten die einmal angenommene kreuzen, der richtig abgeführte und gut veranlagte Hund muß sie halten bis das Stück zu stande gebracht ist. Verwendung.

In diesen wenigen Worten liegt eine große Tragweite, die nur jener Jäger richtig zu beurteilen weiß, welcher die Arbeit eines fermen Schweißhundes in der Praxis kennen und ihren Erfolg schätzen gelernt hat.

Wenn der Schweißhund gewöhnlich nur auf Rotwild seine hauptsächlichste Verwendung gefunden hat, so schließt dies nicht aus, daß er auch für die Arbeit auf Damwild, Schwarzwild, Gemsen und zuletzt auch Rehwild in Gebrauch genommen werden kann, und keine gut besetzte Wildbahn, berge sie nun edles Wild jeglicher Art, solle einen oder zwei dieser zum Jagdbetriebe so wichtigen Hunde entbehren. Jedem Weidmann ist zur Genüge bekannt, daß edles und stärkeres Wild selbst mit dem besten Kugelschusse nur selten am Anschußplatze stürzt und liegen bleibt, daß es vielmehr noch größere oder kleinere Strecken flüchtet, um dann schwer krank oder verendend niederzustürzen. Die Wald- und örtlichen Verhältnisse sind oft derart, daß es selbst dem aufmerksamsten und gewissenhaftesten Jäger nicht möglich ist, das angeschweißte Stück soweit mit dem Auge verfolgen zu können, daß man dasselbe ohne Schweißhund sicher zur Strecke bringen kann. Alle Nachsuche ohne den Schweißhund ist ein eitel, unzuverlässiges und höchst anstrengendes Geschäft und führt sehr oft zu keinem Resultate. Folge davon ist, daß das kranke Stück großen Qualen langsamen Verendens ausgesetzt wird, in vielen Fällen aber als zu Holze geschossen, gar nicht eingebracht werden kann.

Ich weise nur auf einen Fall hin, wenn z. B. am Rande einer weit ausgedehnten üppig wuchernden Schonung ein Stück beschossen wird, sofort in die Dickung flüchtet, am Anschußplatze, sei es nun infolge hohen Unterwuchses u. dergl., keine Birschzeichen gefunden werden können, da steht der Jäger machtlos vor einem unlösbaren Rätsel und doch wäre es ein leichtes mit Hilfe eines guten Schweißhundes das Stück sofort zur Strecke bringen zu können. Und erst im Hochgebirge, wo überhaupt die Nachsuche auf angeschossenes Wild so viele Hindernisse und unsägliche Mühen für den Jäger bringt, wie muß man da den Wert eines braven Schweißhundes schätzen lernen — tagelange Arbeit, Schweißtropfen in Unzahl, die innere Qual und tausenderlei Zweifel und Ungewißheiten, sie alle erspart uns ein gut abgeführter Schweißhund — tausendfach lohnt das brave Tier die auf dasselbe verwendete Mühe und Sorgfalt; nicht umsonst hat der hirschgerechte Weidmann Graf Eberhard von Erbach-Erbach gemeint: „Eine Jägerei in hoher Wildbahn ohne Schweißhund muß ich offenbar als eine Aasjägerei kennzeichnen!"

Schon der alte Döbel schrieb: „Da gehen sie aus, schießen sie einen Hirsch, Tier oder ein anderes Wildpret an, verwunden es, und stürzt nicht balde, so ziehet der Jäger dorthin, keinen Hund hat er nicht, selbst riechen kann er es auch nicht, macht sich denn auch nicht viel Mühe, und sucht sich lieber balde ein anderes. Ist nun nicht schade, daß es die Maden oder Raubtiere fressen müssen? Hielte man aber einen guten Hund, so geschähe vielmals dergleichen nicht."

Ja, wahr ist es, ins Waldrevier gehört der Schweißhund!

Beschreibung. Wir haben nun auf dem Kontinente zu diesem Zwecke zwei spezifische Rassen, a) den hannövrischen, b) den bayrischen Gebirgs-Schweißhund.

a) Der hannövrische Schweißhund existiert zur Zeit in zwei verwandten Formen, dem schwereren mit Leithundstypus und dem leichteren mit Schweißhundtypus. — Zum genaueren Verständnis führe ich bei jeder der folgenden Rassen die von der Delegiertenkommission festgestellten und veröffentlichten Rassenzeichen an:

Rassekennzeichen. **Leithundsform.** 1. Allgemeine Erscheinung. Mittelgröße (durchschnittliche Höhe 52 cm, Hündinnen verhältnismäßig kleiner), von kräftigem, langgestrecktem Bau, hinten leicht überhöht, Kopf und Rute horizontal oder schräg abwärts getragen. Gesichtsausdruck ernst.

2. Kopf. Mittelgroß, eher schwer wie leicht, Oberkopf breit, mäßig gewölbt, Stirn leicht faltig, Schnauzenteil in gutem Verhältnis zum Oberkopf, Hinterhauptbein mäßig stark ausgesprochen, Nase breit, schwarz, auch rot zulässig, Nasenrücken vor den Augen sich verschmälernd oder eingezogen; im Profil erscheint der Nasenrücken leicht gewölbt oder fast gerade, nie durchgebogen; der Absatz vor der Stirn flach ansteigend, Augenbrauen stark ausgebildet und scharf vorspringend; Schnauze vorn stumpf; Lippen breit überfallend mit stark ausgeprägter Falte am Mundwinkel.

3. Behang. Lang (gemessen nicht über die Nase hinausreichend), sehr breit, unten abgerundet, mittelhoch und gleich in voller Breite angesetzt, glatt und ohne Drehung dicht am Kopfe herabhängend, beim Heben des Kopfes nicht faltig zurücksinkend.

4. Auge. Klar, vorliegend, kein Rot im Thränenwinkel zeigend, mit energischem Ausdruck infolge der eckig aufgezogenen starken Brauen.

5. Hals. Lang, stark, sich allmählich zur Brust erweiternd; Kehlhaut voll und locker, ohne jedoch eine stark herabhängende, faltige Wamme zu bilden.

6. Rücken. Lang, hinter den Schultern leicht eingesenkt, in der Nierengegend breit und leicht gewölbt; Kruppe mäßig schräg abfallend.

7. Brust und Bauch. Brust breit, Rippenkorb tief und lang, Bauch nach hinten wenig aufgezogen.

8. Rute. Lang, mindestens bis auf die Mitte der Fußwurzel hinabreichend, an der Wurzel stark, und allmählich schlank verlaufend, fast gerade, unten länger und gröber behaart, ohne eine eigentliche Bürste zu bilden, meist schräg abwärts getragen; im Querschnitt erscheint die Rute unten platt.

9. Vorderläufe. Stärker als die Hinterläufe, Schultern schräg gestellt, sehr lose und beweglich. Schultermuskeln gut entwickelt. Vorarm gerade oder nur leicht gekrümmt, mit kräftiger Muskulatur; Fußwurzel breit und gerade gestellt.

10. Hinterläufe. Keulen nicht auffällig entwickelt; Unterschenkel lang, nicht zu steil gestellt; Fußwurzel fast gerade, nicht schräg unter sich gestellt oder seitlich verdreht.

11. Fuß. Derb, rund, mit gewölbten, mäßig geschlossenen Zehen. Nägel stark, krumm, schwarz oder hornfarbig; Ballen groß und derb.

12. Haar. Dicht und voll, derb, glatt und elastisch, mit mattem Glanze.

13. Farbe. Graubraun, wie das Winterhaar des Rotwildes; rotbraun, rotgelb, dunkelfahlgelb, meistens mit der dunkleren Färbung an Schnauze, Augen und Behang (schwarzbraun gebrannt), auch wohl mit dunklerem Rückenstreif.

14. Stimme (Hals). Laut und volltönend.

Als fehlerhaft betrachten wir bei der Leithundsform des Schweißhundes: Schmalen, hohen Oberkof, zu doggenartige, zu schmale, zu spitze oder zu stark gekrümmte Nase (Ramsnase); Nase, welche in gleicher Breite (ohne sich nach oben zu verengern) bis zur Stirn fortläuft, faltige oder schmale, unten zugespitzte oder gedrehte Behänge, dünne Vorderläufe, auffällig stark gekrümmte Armknochen und dachshundartig gestellte Füße, zu kurze, zu dünne oder stark gekrümmte und hochgetragene Rute, sowie eine kurze, hochläufige oder vorn überhöhte Bauart. In Bezug auf Färbung ist sowohl jedes Weiß, wie auch gelbe Abzeichen als Fehler aufzufassen.

Schweißhundsform. 1. Allgemeine Erscheinung. Mittelgröße (durchschnittliche Höhe 50 cm, Hündinnen verhältnismäßig kleiner). Im ganzen leicht und schlank gebaut, hinten leicht überhöht; Kopf mäßig, hoch, Rute horizontal oder schräg abwärts getragen. Gesichtsausdruck ernst.

2. Kopf. Mittelgroß, Oberkopf mäßig breit, flach gewölbt, Stirn wenig gefaltet, Schnauze im guten Verhältnis zum Oberkopfe, nicht zu schmal und nicht zu lang. Hinterhauptbein wenig entwickelt. Nase breit, schwarz, auch rot zulässig, Nasenrücken vor den Augen sich verschmälernd oder eingezogen; im Profil erscheint der Nasenrücken leicht gewölbt oder fast gerade, nie durchgebogen oder ramsnasig. Der Absatz vor der Stirn flach ansteigend, Augenbrauen stark ausgebildet und scharf vorspringend; Schnauze vorn stumpf; Lippen mäßig überfallend, mit mäßig ausgeprägter Falte am Mundwinkel.

3. Behang. Mittellang (gemessen kaum bis zum Beginne des Nasenloches reichend), breit, unten mäßig abgerundet, ziemlich hoch und in voller Breite angesetzt; glatt und ohne jede Drehung dicht am Kopfe herabhängend, beim Heben des Kopfes nicht faltig zurücksinkend.

4. Auge. Klar, vorliegend, kein Rot im Thränenwinkel zeigend, mit energischem Ausdruck infolge der eckig aufgezogenen, starken Brauen.

5. Hals. Lang, stark, sich nach der Brust erweiternd; Kehlhaut locker, ohne eine Wamme zu bilden.

6. Rücken. Lang, hinter den Schultern nicht eingesenkt, Nierenpartie breit, leicht gewölbt; Kruppe schräg abfallend.

7. Brust und Bauch. Brust breit, Rippenkorb tief und lang, Bauch nach hinten mäßig aufgezogen.

8. Rute. Lang, mindestens bis auf die Mitte der Fußwurzel hinabreichend, an der Wurzel stark, und allmählich schlank verlaufend, fast gerade, unten länger und gröber behaart, ohne eine eigentliche Bürste zu bilden, und meist schräg abwärts getragen. Im Querschnitt erscheint die Rute unten platt.

9. Vorderläufe. Stärker als die Hinterläufe. Schultern schräg gestellt, sehr lose und beweglich, Schultermuskeln gut entwickelt. Vorarm gerade, mit kräftiger Muskulatur, Fußwurzel breit und gerade gestellt.

10. Hinterläufe. Keulen nicht auffällig entwickelt; Unterschenkel lang, schräg gestellt und gut ausgebildet; Fußwurzel fast gerade, nicht schräg unter sich gestellt oder seitlich verdreht.

11. Fuß. Derb, rund, mit gewölbten, mäßig geschlossenen Zehen. Nägel stark, krumm, schwarz oder hornfarbig; Ballen groß und derb.

12. Haar. Dicht und voll, derb, glatt und elastisch, mit mattem Glanze.

13. Farbe. Graubraun, wie das Winterhaar des Rotwildes; rotbraun, rotgelb, dunkelfahlgelb, auch dunkel gestromt oder gewolkt zulässig, meistens mit der dunkleren Färbung an Schnauze, Augen und Behang (schwarzbraun gebrannt), auch wohl mit dunklerem Rückenstreif.

14. Stimme (Hals). Laut und volltönend.

Als fehlerhaft betrachten wir bei der Schweißhundsform: Schmalen, hohen Oberkopf, zu doggenartige, zu schmale, zu spitze oder zu stark gekrümmte Nase (Ramsnase). Nase, welche in gleicher Breite (ohne sich nach oben zu verengern) bis zur Stirn fortläuft, faltige oder schmale, unten zugespitzte oder gedrehte Behänge, dünne Vorderläufe, auffällig stark gekrümmte Armknochen und dachshundartig gestellte Füße, zu kurze, zu dünne oder stark gekrümmte und hochgetragene Rute, sowie eine zu kurze, hochläufige oder vorn überhöhte Bauart. In Bezug auf Färbung ist sowohl jedes Weiß, wie auch gelbe Abzeichen als Fehler aufzufassen.

Ursprung der beiden Formen.

Der Leithund hatte in früheren Zeiten eine ganz spezifische Verwendung; er wurde zum Bestättigen des Edelwildes, zum Aufsuchen und Verfolgen der Fährten des Wildes, oder auch der Fußspur eines Menschen gebraucht und arbeitete stets am Riemen. Die Bildung einer eigentlichen Leithundrasse dürfte auf den Anfang des Mittelalters zurückgeführt werden und diese Rasse hat sich bis zum Anfang dieses Jahrhunderts bei uns erhalten.

Mit der Vervollkommnung der Schußwaffen und ihrer Verwendung zu Jagdzwecken zu Anfang des 17. Jahrhunderts erscheint zum Jagdbetriebe der „Schweißhund“, welcher seinem eigentlichen Zwecke entsprechend ursprünglich viel leichter und schwächer gebaut, flüchtiger war, als der Bluthund. — Am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts hörten die großen Parforcejagden und die Bestättigungsjagden überall auf, dadurch wurden die wertvollen Bluthunde überflüssig, wurden auf Schweiß gearbeitet und gingen nun allmählich in die Schweißhundrasse über. Aus diesen Umständen ist es abzuleiten, daß ein großer Teil unserer hannövrischen Schweißhunde die bedeutende Stärke besitzt, welche zur Schweißhundarbeit ja an sich nicht nötig ist.

Man unterschied früher gewöhnlich dreierlei Rassen, oder besser „Schläge", nämlich die schwerste, die Sollingrasse, dann die „Harzer"-Rasse, gewöhnlich dunkel oder gestromt, und schließlich die leichteste, die Jägerhofsrasse, vom Jägerhof in Hannover, einem großen Hundezwinger des früheren k. Hofstaates her so benannt. Auch vom Schlage der Lüneburger Heide wollte man sprechen.

Da es nun sehr schwer war, die einzelnen Rassen oder Schläge, Stämme, auseinander zu halten, und dieselben durch Ineinanderkreuzen sich doch verwischen würden, beschloß die Delegiertenkommission unter dem Vorsitze des Herrn General-Oberst Grafen von Waldersee Excellenz, zwei Formen anzuerkennen und die Rassenkennzeichen für diese beiden Formen, wie oben, festzustellen.

Weitere Behandlung. Nach dieser kleinen Schilderung der Herkunft dieser Hunde kehre ich zu der Behandlung des Hundes zurück und knüpfe da an, wo ich in dem Kapitel „1. Allgemeines" abgeschnitten habe.

Wir haben den jungen Hund von der Mutter abgesetzt, wir haben seine Lebensweise in seiner neuen Station kurz geschildert und haben gesehen, daß der Hund größte Freiheit in Haus und Hof genoß und stubenrein gemacht worden ist.

Mittlerweile sind 6—7 Monate vergangen und der Zögling hat jenes Alter erreicht, in welchem für denselben, wenn auch nicht die eigentliche Abführung, doch die Vorbereitung für dieselbe beginnen soll.

Der Lehrmeister nimmt nun den jungen Schweißhund zu sich in die Stube oder hält ihn täglich mehrere Stunden um sich, so daß das Tier Wesen und Stimme seines Herrn gewohnheitsmäßig kennen lernt, während der Lehrmeister andererseits das Wesen und die Charakterverhältnisse des Tieres, seine Anlagen und Eigentümlichkeiten studiert, was für die später folgende Abführung von großer Bedeutung ist.

Dieses „zu sich nehmen" ist für die Erziehung und Heranbildung des Schweißhundes von großer Trägweite, denn derselbe soll mit andern Personen, mit Kindern u. dergl. in keine Berührung kommen, er soll von Jugend auf nichts anderes kennen lernen, als seinen Herrn. Infolge solcher Erziehung erklärt sich auch das fast mürrische, gegen Fremde teilnahmslose und ernste Wesen des Schweißhundes.

Aber auch der Herr selbst soll wohl viel mit dem Tiere verkehren, es liebevoll, aber doch ernst behandeln, niemals zu viel liebeln oder gar mit ihm spielen und ihm keinerlei Spielerei gestatten.

Leinenführig. Nunmehr geht man auch daran, den Hund „führig" zu machen. Man legt ihm die Halsung und eine mit Leder überzogene Kette an — Kette deshalb, um dem Hunde von Anfang an gleich alle Lust, den Riemen etwa abzuschneiden, zu entleiden — und gewöhnt ihn durch öfteres Herumführen an dieser Kette daran, ohne zu zerren, an der linken Seite des Herrn ruhig zu gehen.

Ablegen. Nebenbei beginnt man auch dem Hunde das „Ablegen" beizubringen, eine für den Jagdbetrieb höchst wichtige Aufgabe. Der Hund muß daran gewöhnt werden, jeden Augenblick an einer Stelle sich niederzulegen und dort sich ruhig zu verhalten, ohne irgend welchen Laut von sich zu geben, wie etwa Winseln 2c., bis der Jäger ihn wieder abholt. — Diese Übung ist anfangs im Zimmer zu machen, später aber im Freien durchzuführen. Hier kann man dem Hunde die Sache besser beibringen, wenn man den Rucksack, ein Taschentuch oder sonst einen Gegenstand an der Stelle niederlegt. Man entfernt sich anfangs nur auf kurze Zeit und behält den Hund im Auge; später entfernt man sich länger und weiter, und schließlich muß sich der Hund stundenlang ruhig verhalten. Zuletzt soll auch das Ablegen und Liegenbleiben ohne Gegenstand und ohne Leine, nur auf bloßen Wink seines Herrn erfolgen.

Ich glaube kaum nötig zu haben den Vorteil und die Notwendigkeit des Ablegens näher auseinandersetzen zu müssen.

Manche Hunde erfassen die Übung des Ablegens oft sehr schnell, doch giebt es wiederum Individuen, die härter und bockbeiniger sind, denen diese Übung schwerer beizubringen ist. Man darf daher nicht von dem Grundsatze ausgehen, daß die erste Lektion zur vollständigen Erlernung führen muß; es mag sogar besser sein rechtzeitig damit abzubrechen, um das Tier nicht zu ermüden und langweilig zu machen, die Wiederholung am nächsten Tage u. s. f. wird sicher zum Resultate führen.

Schließlich muß der Hund so ferm im Ablegen sein, daß er sogar auf den Schuß sich ruhig verhält. Um den Hund wieder zu sich herbeizuschaffen, rate ich durchaus nicht, ihn durch Ruf oder Pfiff herbeizurufen, denn diese Bequemlichkeit kann nach Umständen sehr unbequem werden; der Hund muß liegen bleiben, bis der Herr in eigener Person erscheint und ihn abnimmt.

„Laut geben".

Eine weitere höchst notwendige vorbereitende Übung, welche man dem Hunde vor der eigentlichen Abführung beibringen soll, ist das „Laut ausgeben".

Wenige Hunde giebt es, die totes Wild verbellen ohne dazu angelernt zu sein; man muß also trachten den Begriff „Laut" dem jungen Tiere beizubringen, so daß es, wenn es bei seiner ersten Schweißarbeit an das verendete Stück kommt und zum „Laut geben" animiert wird, schon weiß, was „Laut" bedeutet.

Wir müssen voraussetzen, daß der Hund nicht lesen und schreiben gelernt hat und man ihm nicht sagen kann: „wenn ich kommandiere ‚Laut' oder ‚Gieb Hals!' mußt du recht wacker verbellen." Er muß also dazu gebracht werden zu begreifen was „Laut" ist.*)

Ich habe diese Übung bei allen Hunden sehr eifrig durchgeführt und sogar meine Dachshunde darin fest gemacht, denn das „Totverbellen" ist in der Praxis von ganz gewaltigem Werte, besonders in gebirgigen Revieren und bringt dem Jäger soviele Vorteile, ja noch mehr als das unbedingte Ablegen, daß es mit allem Fleiße dem Hunde beigebracht werden muß.

Zunächst nehme ich jede Gelegenheit wahr, wenn der Hund per Zufall bellt oder laut giebt, daß ich ihm das Wort „Laut", oder wer anders will, „Gieb Hals" zurufe, er wird es bald verstehen.

Als erste Übung nehme ich den Hund her, wenn er recht hungrig ist, zeige ihm einen Leckerbissen und falls er darnach greifen will, ziehe ich unter dem Zurufe: „Laut" die Hand zurück, daß er nicht fassen kann. — Der Hund wird begierig und sogar hitzig darnach werden und nur in seltenen Fällen seine Begierde nicht durch Lautgeben endlich ausdrücken. Gelingt es so nicht, so mache ich dasselbe Manöver, rufe ihm zu: „Laut" oder „Gieb Laut" und mache ihm, so albern es aussehen mag, das Bellen vor. Damit bin ich nach einigen, mehrmals im Tage wiederholten Übungen stets zurecht gekommen.

Auch führt zum Ziele, wenn erlegtes Wild eingebracht wird, daß man den Hund hinführt und allenfalls mit Geweih oder den Läufen des Stückes unversehens einen Schlag giebt und ihn zu reizen sucht unter beständigem Zurufe: „Gieb Laut", doch lasse man den Hund nie anfassen.

Sind diese Vorarbeiten tüchtig geschult, dann mag man zu weiterer Übung schreiten und mit dem Hunde auf kalter, gesunder Fährte zu arbeiten beginnen.

Auf kalter Fährte.

Der hannövrische Schweißhund soll in der Regel nur auf Rotwild, eventuell Damwild oder Schwarzwild gearbeitet werden.**) Andere Fährten und Spuren darf er unter keinen Umständen anfallen. Wenn man nun den Zögling leinenführig gemacht hat, und er sich sicher ablegen läßt, dann kann man nach Wiederholung aller Übungen einen Schritt weitergehen und den Hund dorthin führen, wo man Anwartschaft hat, auf Rotwildfährten zu stoßen. Man trachte aber für den Anfang keinen Ort aufzusuchen, wo das Wild in nächster Nähe Stand hält oder hin und her wechselt, der Anfänger soll kein Wild sehen und keine warme Fährte finden.

Der Schweißhund hat die angeborene Eigenheit, die ihm vorkommende Wildfährte durch auffälliges Eintupfen der Nase zu „zeigen". Ist es eine gerechte Fährte, so läßt man ihn 50—100 Schritte nachhängen, läßt sich von Zeit zu Zeit unter dem Zuspruche: „Laß sehen" die Fährte zeigen, giebt ihm „recht" und dann „trägt" man den Hund „ab"; d. h. man nimmt ihn auf den Arm und geht mit ihm 10—15 Schritte den Wind im Rücken von der Fährte hinweg, setzt ihn dann nieder und entfernt sich gänzlich von der Fährte.

Fällt nun der Hund eine Rehfährte, Hasen- oder Fuchsspur an, so giebt man ihm an der Leine einen leichten Ruck mit dem Zuspruche: „Pfui Reh" oder „Pfui Hase" und zieht ihn von der Spur hinweg — abgetragen wird er aber nur von der gerechten Fährte.

*) Von mancher Seite will das Ansprechen des Hundes mit bestimmten Ausdrücken als eine Art zopfige Überlieferung betrachtet werden. Ich kann diese Ansicht nicht teilen — der Hund muß den Klang der Silben, er muß die Worte verstehen lernen, um aus ihnen zu erkennen was sein Führer will, und darum ist eine gleichmäßige, ganz fest bestimmte Aussprache unumgänglich nötig und keineswegs eine Art pedantischer Zopferei.

**) Erst wenn der Hund auf Rothwild ganz ferm ist, und niemals vor dem zweiten Jahre sollte man ihn auf Rehwild arbeiten lassen, es müßte nur sein, daß seine Bestimmung überhaupt der Arbeit auf Rehwild gewidmet sei und das Revier kein Rotwild birgt.

Mit der Arbeit auf der kalten Fährte erzielt man, daß der Hund mit tiefer Nase sucht und nicht, wie der Vorstehhund mit hoher Nase im Winde arbeitet.

Hier möchte ich darauf hinweisen, daß die beste Zeit zum Anfang der Einarbeitung des Schweißhundes auf kalter Fährte jene Zeit ist, in der das Rotwild vollständig verfärbt hat, denn in der Zeit des Verhärens verliert das Wild teils von selbst, teils durch Anstreifen am Gestrüpp beim Durchwechseln des Unterwuchses manchmal größere oder kleinere Büschel Haare und diese sind geeignet, die Arbeit zu stören.

Wenn also das Edelwild verfärbt hat — ungefähr im Monat Juni — so kann man mit der Riemenarbeit auf kalter Fährte ernstlich beginnen.

Der Zögling weiß, was „zurück" bedeutet, daß er mit dem Kopfe am linken Knie des Jägers ruhig zu gehen hat. Nunmehr muß er das „vorhin mein Hund" kennen lernen.

Hat der Hund eine gerechte Fährte angefallen, und zeigt er Eifer, so animiere man ihn mit dem Zuspruch: „Vorhin!" man beachte aber wohl, daß der Hund nicht im Winde, sondern mit der Nase auf der Fährte suche; dieses erreicht man, wie schon erwähnt, indem man sich die Fährte zeigen läßt oder dem Hunde sanft die Nase in die Fährte drückt und auch dadurch, daß man dem Hunde den Schweißriemen von der Halsung weg zwischen den Vorderläufen hindurchzieht. Der Hund muß den Riemen straff halten, ohne zu zerren, darf ihn aber auch nicht schlaff herunterhängen lassen. Der Jäger hält mit halbgestrecktem rechtem Arm den halb abgedockten Riemen und zwischen Jäger und Hund muß derselbe, wie der Zaum des Reiters, die Verbindung herstellen. Man muß daher darauf sehen, daß man bei den Bewegungen am Riemen nicht zerrt, denn der Riemen vermittelt gewissermaßen die geistige Empfindung zwischen Jäger und Hund. Auch kann dem Hunde jetzt beigebracht werden, daß er bei dem Zurufe: „Daher" rechts, bei dem Zurufe: „Dahin" links gehe.

Bei gewöhnlichen Revierbegängen rate ich den Hund stets am Riemen mit ins Revier zu nehmen und an den Anblick des Wildes zu gewöhnen; je mehr und je öfter der Hund des Wildes ansichtig wird, desto mehr wird er sich daran gewöhnen sich dabei ruhig zu verhalten, wenn er sieht, daß sein Herr ebenfalls die größte Ruhe bewahrt. Manche Jäger raten dem jungen Hunde die Augen zuzuhalten, daß er des Wildes nicht ansichtig wird. Ich bezweifle aber, ob man in allen Lagen und allerzeit im stande ist, dem Hunde die Augen zuzuhalten — und was dann?!

Das Einarbeiten des Hundes auf kalter Fährte ist für spätere Arbeit auf dem Schweiße von großem Vorteile. Es kann bei der Schweißarbeit der Fall eintreten, daß das kranke Stück zu schweißen aufhört und dann wird jener Hund, welcher auf kalter Fährte nicht eingearbeitet ist, ratlos dastehen.

Vorsuchen. Ein weiterer Schritt der Vorbereitung ist die Vorsuche oder das Bestättigen des Wildes. Um zu sehen wie viel Wild in einer bestimmten Abteilung oder Dickung steht oder steckt, umschlägt man in nicht zu naher Entfernung von dem Standorte des Wildes den Wald, giebt dem Hunde etwas verlängerten Riemen und animiert ihn mit dem Zuspruche: „Vorhin!" Der Hund wird die Fährte eines eingewechselten Stückes anfallen; nun überzeugt man sich, ob die Fährte gerecht ist, läßt den Hund sich setzen und drückt ihm die Nase sanft in die Fährte, wobei man ihm Recht giebt mit dem Zuspruche: „Laß sehen" und dann: „So recht mein Hund!" Hierauf zieht man womöglich bis an den Rand der Dickung nach, überzeugt sich nochmal, indem man die Fährte sich zeigen läßt und Recht giebt, legt dann den Bruch und trägt den Hund ab. Falls der Hund etwas hitzig nachzieht, spricht man ihm zu, mit „Schone!" oder „Schone dich!"

Nun geht man weiter, läßt wieder vorhin suchen und verfährt wie das erstemal. So umschlägt man die ganze Dickung und kann nun feststellen, wie viel Wild in die Dickung eingewechselt ist und in derselben steht. Der Bogen ist bestättigt.

Es wird gut sein, mit einem Anfänger nicht zu alte Fährten aufzusuchen, die Fährte mag ungefähr 1 Stunde stehen, dann thut sich für den Anfang der junge Hund leichter; später kann man dann schon ganz alte Fährten arbeiten lassen, ja sogar Fährten, die 12 Stunden stehen.

Bis zum Beginn der Feistzeit und bis zum Beginn des Abschusses von Gras- oder von Feisthirschen mag der Hund fleißig im Ablegen und Vorsuchen auf kalter Fährte geübt werden und dann kann man einen Schritt weiter gehen und mit der Arbeit auf dem Schweiße beginnen, selbst wenn der

junge Hund in den früheren Übungen auch noch nicht ganz ferm ist. Die Arbeit auf kalter Fährte ist für den Hund ein freudeloses mühsames Geschäft, bei dem die Passion des Tieres nicht gefördert wird, sieht es aber einmal den gelungenen Erfolg seiner Thätigkeit, dann wird es voll und ganz seine Bestimmung erfassen und mit gehobener Schneid und Lust in den Riemen gehen.

Um aber zu verhüten, daß der Anfänger durch die Arbeit auf der Schweißfährte verdorben werde, dazu ist der Jäger da und dieser wird sich hüten, das mit Mühe bisher Errungene, leichtsinnig zu verscherzen, er wird aber auch mit Vergnügen die Gelegenheit ergreifen, seinen Zögling vorwärts zu bringen und die Arbeit auf kalter, gesunder Fährte zwischen hinein wieder fleißig üben.

Schweißarbeit.

Der Abschuß geringer Grashirsche gibt günstige Gelegenheit. Zunächst läßt man den Hund zu Hause oder in der Jagdhütte und trachtet einen geringen Hirsch abzuschießen, wobei man sich genau versichert, daß der Hirsch verendet ist, bevor man die Arbeit mit dem jungen Hunde beginnen will. Bis man den Hund zur Stelle bringt, mag genügende Zeit darüber hingehen, um die Schweißfährte erkalten zu lassen — vor 2—3 Stunden nach dem Anschusse soll man nicht beginnen oder wenn man das Stück am Abend angeschossen, dann den Bruch gelegt hat, beginnt man wohl des Morgens erst die Arbeit mit dem Hunde.

Man legt den Hund zur Fährte, läßt ihn Schweiß und Schnitthaare genau mit der Nase untersuchen, läßt sich beides zeigen und spricht den Hund an: „Verwundt, danach vorhin!“

Nun läßt man den Hund nachziehen, beachte aber den ersten Schweißtropfen genau und lasse sich ihn vom Hunde zeigen. Bei hitzigen jungen Hunden mag man mit kurzem Riemen beginnen, ferner verhüten, daß der Hund im Winde sucht — nur die Schweißfährte sei der vollen Aufmerksamkeit des Hundes zugekehrt.

Sollte der Hund bei näherem Hinzukommen von dem verendeten Stück Wind bekommen, sucht man ihn zu beruhigen: „Schone — schone dich mein Hund!“ er muß bei der ersten Arbeit die Fährte bis zum Stücke selbst halten.

Ist man auf wenige Schritte beim Stück angekommen, dann handelt sich's darum, dem Hunde das „Laut ausgeben“ praktisch zu lehren, ihn zum „Totverbellen“ zu animieren, indem man ihm zuruft: „Huch verwundt — laut!“ Hier nun muß der Wert der Vorübung zur praktischen Geltung kommen. Gelingt das Laut ausgeben, dann lasse man den Hund am Riemen so lange als möglich das Stück verbellen. Will der Hund vor der Zeit aufhören, so reize man ihn neuerdings mit dem Zurufe und setze dies Geschäft möglichst lange fort. Während des Verbellens ist der Hund fleißig zu loben und endlich wenn genug, dann trägt man den Hund ein Stück weit ab und läßt ihn dann nach abgenommener Halsung frei das Stück mit dem Rufe: „Huch verwundt — danach!“ eine Zeit lang verbellen. Will der Hund anfassen, dann geht man ohne ein Wort zu sprechen ans Stück und trachtet mit einem Laufe oder dem Geweih dem Hunde einen derben Schlag zu versetzen, welchen der Hund gewiß auf Rechnung des Stückes setzt. Hierauf muß der Hund nochmals, ohne anzufassen, tüchtig verbellen.

Nunmehr trägt man den Hund ab, legt ihn ein Stück weit entfernt ab und zwingt ihn hier ganz ruhig sich zu verhalten.

Das Stück wird nun aufgebrochen und um den Hund genossen zu machen, giebt man ihm ein paar Hände voll geronnenen Schweiß. Nicht von jeder Seite wird das Genossenmachen unbedingt empfohlen. Einen Hund, welcher Lust zum Anschneiden zeigt, darf man niemals genossen machen, es könnte ihn zum Anschneiden verleiten.

Auf diese Weise suche man jede Gelegenheit zu ergreifen den Hund anzubringen, doch versäume man niemals dazwischen hinein kalte, gesunde Fährten zu arbeiten, den Hund im Ablegen und Lautgeben noch zu üben. Jener Hund, welcher die kalte Fährte tadellos zu arbeiten gelernt hat, wird auf der Schweißfährte, auf der kalten Schweißfährte nicht versagen!

Widersprung.

Eine Erfahrung ist es, daß der Schweißhund die Fährte des Hirsches lieber annimmt und schärfer markiert, als jene des Tieres. Ein geübter Jäger wird sofort, wenn er seinen Hund kennt, an dessen Gebahren ersehen, ob er eine Hirsch- oder eine Tierfährte anfällt. Es verhält sich ähnlich so wie beim Vorstehhund; jeder einigermaßen geübte Jäger wird an dem Benehmen und der Art des Vor-

stehens sofort erkennen, ob der Hund einen Hasen, eine Wachtel, einen Fasan oder ob er die Hühnerkette vorsteht. — Man kann aber beim Schweißhund dieses Markieren zu einer solchen Vollkommenheit ausbilden, daß der Hund durch den Wiedersprung die Hirschfährte sicher anzeigt zum Unterschiede von der Tierfährte.

Diese Leistung fiel früher eigentlich dem Leithunde zu und hatte ihre Hauptbedeutung in jenen Revieren — und das waren ehemals doch die meisten — in denen Edelwild und Schwarzwild stand, um sofort am Hunde zu erkennen, ob er auf Hirschfährte oder auf Saufährte arbeite. Auf der Hirschfährte machte er den Wiedersprung, auf der Saufährte suchte er glatt vorhin. Diese Eigenschaft dem Hunde beizubringen ist sehr schwer, es ist aber auch der Höhepunkt der Dressur und der Führer muß nicht bloß vollkommen fährtengerecht sein, sondern auch großen Fleiß und Konsequenz auf die Abführung verwenden; insofern er bei jeder Fährte, welche er als Hirschfährte anerkennt, den Hund zum Wiedersprunge anhält, was bei der Tierfährte unterlassen werden muß. — Will man nun den Hund zum Wiedersprung fest machen, muß dies schon von allem Anfang an bei den Hirschfährten durchgeführt werden.

Fällt nun der Hund eine Fährte an, läßt man sie sich zeigen und hat man sie als Hirsch-Fährte angesprochen, so läßt man den Hund 8—10 Schritte nachhängen, läßt die Fährte wieder zeigen und spricht ihn dann an: „Wende dich, Rückfährt!“ Nun arbeitet man 8—10 Schritte auf der Rückfährte und dann zieht man den Hund leicht unter dem Zuspruche: „Wende dich zur Fährt — vorhin mein Hund!“ wieder zur Hinfährte und läßt ihn dann weiter nachhängen. Bei jeder Hirschfährte muß aber dies strenge durchgeführt werden, damit der Hund begreifen lernt, was der Wiedersprung zu bedeuten habe.

Hatze. Den Schluß der Schweißarbeit bildet die Hatze. Bevor man mit dem Hund zur ersten Hatze schreitet, muß er mehrere Schweißsuchen am Riemen, so wie ich dies oben beschrieben habe, erfolgreich beendet haben.

Der Schweißhund darf bei der Hatze niemals niederziehen! Um dies zu verhüten, soll man die ersten Hatzen nicht an geringen Stücken üben, sondern hiezu nur starke Stücke wählen. Auch ist zu berücksichtigen, daß ein unerfahrener Hund bei der ersten Hatz zu hitzig vorgeht und von einem guten Hirsche sehr leicht geschlagen werden kann, man wähle hiezu ein starkes Alttier. Man verfährt auf folgende Weise:

Man schieße am besten des Morgens ein Alttier weidwund, so daß man zur Nachsuche den ganzen Tag vor sich hat, denn nicht immer geht alles so glatt ab, wie auf dem Papier.

Mindestens 2 Stunden nach dem Anschusse, welchen man sorgfältig verbrochen hat, bringt man den Hund zur Stelle und arbeitet auf der Fährte bis zum letzten Weidbette, welches mit der Hand geprüft, sich noch warm anfühlt. Nun kann, nachdem man sich nochmals Schweiß und Fährte zeigen ließ, zur Hatze geschritten werden. Man nimmt dem Hunde die Halsung ab, welche am Riemen bleibt und spricht ihm zu: „Hui hetz, danach, hui hetz!“ Sorgfältig verfolge man nun mit Aug und Ohr den Gang der Hatz, bleibe aber vorerst an Ort und Stelle.

Zunächst wird man den hellen Hatzlaut des Hundes, und dann, wenn das Stück schwer krank oder gestellt ist, plötzlich den tieferen Baßton des Standlautes vernehmen. Ist dies der Fall, begibt man sich unter Wind nicht zu hastig und aufgeregt zur Stelle und überzeugt sich zunächst von der ganzen Situation. Je nachdem das Stück noch frisch sein sollte, warte man nicht zu lange mit dem ruhig überlegten und wohlgezielten Fangschusse, um einen Fehlhatz oder sonstige komplizierte Verhältnisse zu verhüten — andernfalls kann man den Hund animieren und noch länger ballen lassen.

Auf welchen Körperteil des Wildes der Fangschuß angebracht werden soll, auf das Haupt oder Blatt — von andern darf doch keine Rede sein — muß die Situation ergeben, aber Richtpunkt muß sein und bleiben, das Stück so rasch und sicher als möglich zu strecken.

Nun nimmt man den Hund sofort an den Riemen — dulde niemals demselben ein Anfassen des Stückes, lasse ihn nochmals am Riemen verbellen, dann trägt man ihn ab und legt ihn etwas entfernt ab.

Bezüglich des Verbellens möchte ich noch erwähnen, daß man dem Hund möglichst angewöhne, das Stück von vorn, also an der Kopfseite und nicht von rückwärts zu verbellen.

Erst nachdem der Hund abgetragen und abgelegt ist, darf der Jäger zum Stücke treten und dasselbe anfassen, sei es nun, um es noch abzufangen oder um es aufzubrechen, denn sehr leicht glaubt der Hund dem Herrn bei dieser Arbeit behilflich sein zu müssen und könnte so das Anfassen sich angewöhnen.

So kann sich der regelrechte und günstige Verlauf der Hatze abspielen. Nicht immer glückt er aber so gut. Es kann der Fall eintreten, daß die Hatze sehr weit fortgeht, daß man sie nicht mehr mit dem Gehör verfolgen kann und endlich, daß nach einiger Zeit der Hund zum Jäger zurückkommt. Was haben wir in solchem Falle zu thun?

In neuerer Zeit hat man besonders bei der Abführung der Vorstehhunde auf Schweiß diesen Fall wohl vorgesehen, weil der Vorstehhund viel schwerer zum „Totverbellen" gebracht werden kann und hier haben neuere Dressurwerke die jetzt folgende Arbeit mit dem Ausdrucke: „totverweisen" oder „totvorweisen" bezeichnet.

Der Schweißhundführer nimmt in diesem Falle ohne viel Aufsehen den Hund sofort an den Schweißriemen und arbeitet in aller Ruhe die Schweißfährte weiter vorhin, bis er abermals an das warme Schweißbett oder an das Stück selbst kommt, um hier wieder so, wie das erstemal und wie geschildert zu verfahren.

Ich möchte an dieser Stelle jedem gewissenhaften Jäger einschärfen, mit dem Übergang zur Hatze ja nicht leichtsinnig und zu frühzeitig einzugreifen, sondern erst vom warmen Weidbette oder Angesichts des wegtretenden Stückes zur Hatze überzugehen.

Als letztes Auskunftsmittel mag wohl die Verlorensuche gelten, zu dieser aber verwende man nur ganz ferme Hunde, welche fest sind im Halten der einmal aufgenommenen Fährte und sich nicht irre machen lassen von frischeren oder ganz warmen Fährten.

Im Hochgebirge liegen die Verhältnisse allerdings ganz anders, hier gibt es in den meisten Fällen keine Riemenarbeit, oder wenn auch, kann sie oft nur kurze Strecken durchgeführt werden, um dann an zur Riemenarbeit unüberwindlichen Stellen zur Verlorensuche übergehen zu müssen.

Schweißriemen und Halsung.

In diesem Kapitel ist so viel von Schweißriemen die Rede, daß ich glaube, eine kurze Beschreibung nebst jener der Halsung des Schweißhundes anfügen zu müssen, bemerke aber gleich, daß das Aufdocken und Wickeln leichter in der Praxis am Riemen selbst zu erlernen ist, als nach einer Beschreibung.

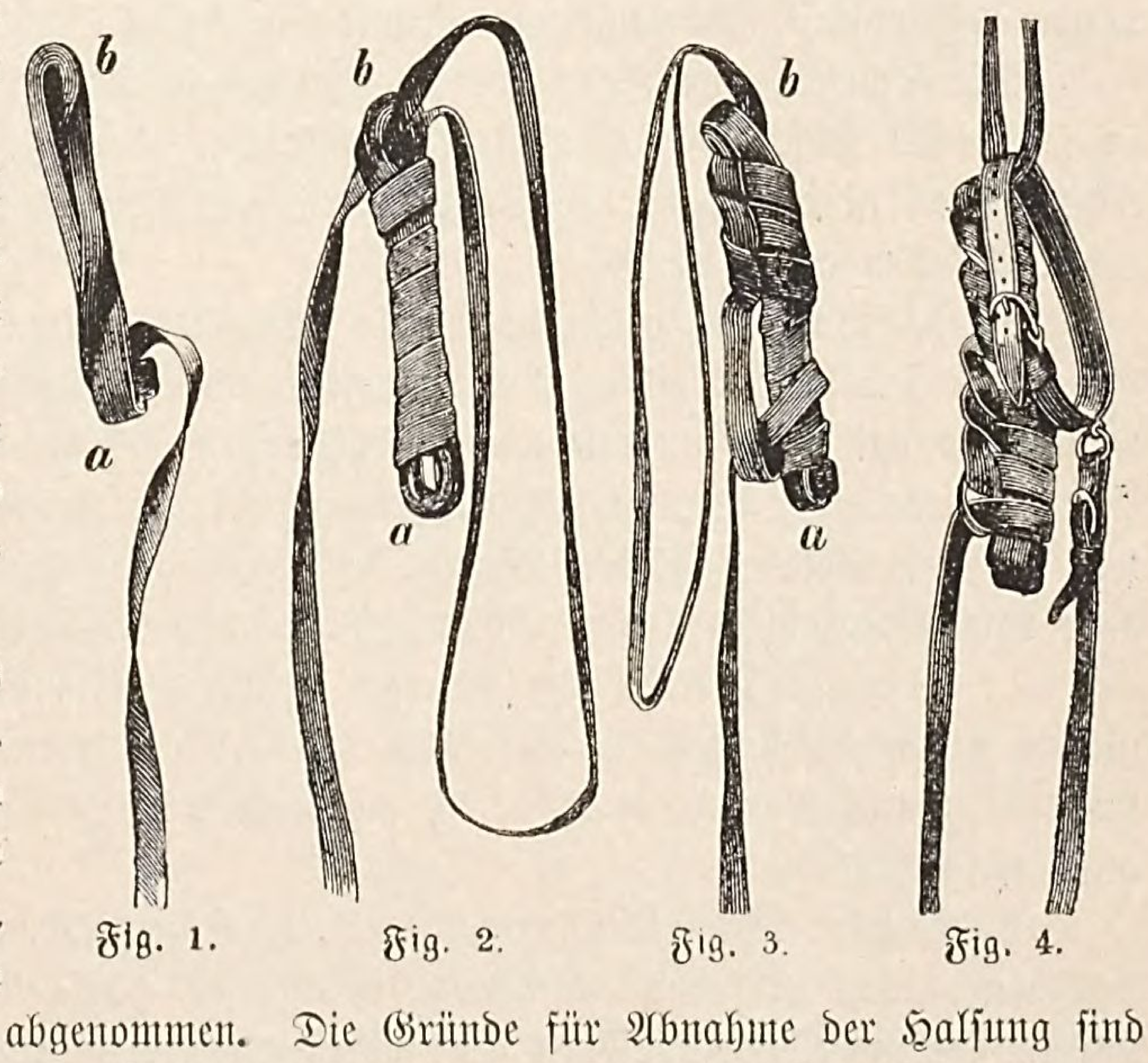


Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4.

Die Halsung des Schweißhundes soll aus 3—4 cm breitem starken Leder gefertigt sein, das mit weichem Wildleder gefüttert ist. Daran muß ein kräftiger Wirbel angebracht sein, mit einem Ringe, welch letzterer sich um seine Achse drehen kann. Ring und Wirbel mögen des Rostens halber gut vernickelt sein.

Der am Ringe geschnallte Riemen muß von gutem, jedoch nicht schwerem Leder sein. Leder, das sich nicht zieht, ist $2^1/_2$—3 cm breit und 8—9 m lang. Halsung und Riemen kommen bei der Arbeit nicht von einander, denn soll der Hund geschnallt werden, dann wird die am Riemen verbleibende Halsung abgenommen. Die Gründe für Abnahme der Halsung sind jedem Jäger bekannt, denn durch Verhängen an Ästen 2c. kann für den Hund Unheil entstehen.

Am Ende des Riemens der Halsung entgegengesetzt befindet sich eine 25 cm lange Schlinge, welche bei der Arbeit um den rechten Arm geschlungen werden kann.

Im gewöhnlichen Falle trägt man den Riemen gewickelt, d. h. man legt denselben in der Länge der Schlinge 5—6 mal um dieselbe, dann knickt man den Riemen auf etwa 3 cm weitere Länge ein und steckt den Knick bei Punkt a (Fig. 1) durch den zusammengelegten Riemen und die Schlinge.

Nun wickelt man von links nach rechts über den Knick nach b zu, so daß bei b soviel Raum bleibt, um den Riemen doppelt zu einer Schlinge genommen durchziehen zu können (Fig. 2). Der Riemen wird über die rechte Schulter nach der linken Seite umgehängt und deshalb mißt man, um die Schlinge richtig lang zu machen, indem man den gewickelten Riemen in die linke Hand nimmt, daß b mit dem Handgelenk zusammenliegt und zieht den Riemen soweit durch, daß die Schlinge bis zur Mitte der Brust reicht. Zum Schlusse schürzt man um den gewickelten Riemen von b nach a zu Knoten (Fig. 3) bis der Riemen von a bis zum Halsbande die richtige Länge hat. Somit hat man den vollständig gewickelten Riemen, wie er, wenn der Hund geschnallt ist, getragen wird (Fig. 4).*)

Hiemit beschließe ich das Kapitel über den Schweißhund und gestatte mir zu erwähnen, daß ich zwar wohl das Allernotwendigste für seine Behandlung angeführt, jedoch das Thema in Rücksicht auf den mir zugemessenen Raum nicht gänzlich erschöpft habe, da gar mancher Wink und mancher Punkt einer breiteren Behandlung unterzogen werden könnte. In dieser Erwägung verweise ich den freundlichen Leser auf diesbezügliche Spezialschriften und erwähne hier die Ausführungen Dietrich a. d. Winckell's, Vorträge über Erziehung, Führung und Arbeit des Schweißhundes von B. Gerding, k. pr. Oberförster, Hamburg, C. A. Ed. Westerich, ferner „Der Schweißhund" von E. Drömer, Oberförster, Verlag von E. Freyhoff, Oranienburg, und Anleitung zur Arbeit des Schweißhundes von Guenseel, Verlag von Wilh. Bänsch, Berlin, u. A.

b) Der bayerische Gebirgsschweißhund.

Der Jagdbetrieb im Hochgebirge weicht infolge eigenartiger Bodengestaltung und eigentümlicher Wildarten vielfach von jenem des Flachlandes oder des Mittelgebirges ab; diese Eigenart bedingt auch andere Formen, andere Abführung des Schweißhundes, wenngleich Aufzucht, vorbereitende Erziehung und Haltung des Gebirgsschweißhundes mit jener des hannöverschen Schweißhundes übereinstimmt. Das folgende Kapitel soll uns hierüber Aufklärung verschaffen:

Rassekennzeichen. Bestimmung. Dem Hochgebirgsjäger ist ein Hund benötigt, welcher bei der Schweißarbeit nicht bloß an der Leine und dem Schweißriemen zu arbeiten gewohnt ist, wie der eigentliche vom Leithunde abstammende Schweißhund, vielmehr in freier Suche arbeitet, laut jagt und tot verbellt.

Die Schwere und Kraft des gewöhnlichen Schweißhundes ist bei der Hochgebirgsjagd hinderlich, ja sogar für Jäger und Hund lebensgefährlich. Vermöge seiner Schwere, sowie seines langgestreckten Körperbaues ist der eigentliche Schweißhund den Terrainverhältnissen nicht gewachsen und dem gefährlichen Abfallen ausgesetzt.

Zu dieser Arbeit, welche der starke Schweißhund im Hochgebirge nicht mehr erfüllen kann, ist dem Jäger die seit vielen Jahren dort gezüchtete Rasse leichterer Hunde dienlich. Diese Hunde müssen gewandt und agil sein, um alle Bodenverhältnisse, auch bei tiefem Schnee, überwinden zu können.

Dieser seiner Bestimmung entsprechend sei der Hund nicht schwerfällig an Körper, nicht zu hoch und nicht zu niedrig auf den Läufen, kräftig, jedoch kürzer im Körperbau als der Schweißhund und habe rauhes, strammes Haar, um den Witterungsverhältnissen trotzen zu können.

1. Allgemeine Erscheinung. Leicht, agil, mittelgroß oder etwas darunter, jedoch nicht zu niedrig gebaut; Schulterhöhe nicht über 48—50 cm, wenig langgestreckter Bau, hinten leicht überhöht, Kopf horizontal oder leicht aufwärts, Rute meist horizontal oder schrägabwärts getragen; Gesichtsausdruck freundlich ernst.

2. Kopf. Normal, Oberkopf breit, flach gewölbt, nicht zu schwer, abgesetzt von der Schnauze, halblange, nicht zu schmale Schnauze. Nase gut entwickelt; schwarz, auch dunkelfleischfarbig; Augenbrauen gut ausgebildet; Lippen nicht bedeutend überfallend, aber mit ausgeprägten Mundwinkeln; keine Hängelefzen.

3. Behang. Etwas über mittellang, breit und hoch angesetzt, ohne auffällige Drehung, unten spitz abgerundet.

*) Fertige Schweißriemen liefert die Firma A. Kind in Diringshausen a. Rhr., sowie Ed. Kettner in Köln a. Rh. und auch andere Firmen.

4. Auge. Klar, vorliegend, kein Rot in den Winkeln zeigend; dunkelbraun, auch heller.

5. Hals. Kurz, kräftig, ohne Wamme.

6. Rücken. Nicht zu lang, etwas wenig hinter den Schultern eingesenkt, in der Nierengegend breiter, kräftiger und leicht gewölbt; Kruppe schräg abfallend.

7. Brust und Bauch. Brust nicht zu breit, Rippenkorb tief und lang, Bauch hinten etwas aufgezogen.

8. Rute. Normal lang, ungefähr bis auf bie Fußwurzel hinabreichend, an der Wurzel stärker, schlank verlaufend, an der Unterseite etwas stärker behaart, aber ohne eine eigentliche Bürste bildend; abwärts leicht gebogen getragen, nicht koupiert.

9. Vorderläufe. Stärker als die hinteren, kräftig, jedoch nicht plump, gerade; Schulter schräg gestellt, gut entwickelte Muskeln; Fußwurzel gerade gestellt.

10. Hinterläufe. Knochen mäßig stark, Unterschenkel verhältnismäßig lang, schräg gestellt, gut beharrt; Fußwurzel gerade, nicht schräg unter sich gestellt oder seitlich verdreht.

11. Fuß. Nicht übermäßig stark, eher leicht und elegant, dicht geschlossene Zehen, Nägel stark entwickelt, krumm, hornschwarz, Ballen mittelstark, aber rauh und widerstandsfähig.

12. Haar. Dicht, glatt, etwas rauh mit wenig Glanz, feiner an Kopf und Behang, rauher an Bauch und Schlegeln.

13. Farbe. Rotbraun, rotgelb, ockergelb, manchmal semmelfarben, auf dem Rücken meist dunkler, Schnauze und Behang nicht selten schwärzlich gebrannt.

14. Als fehlerhaft ist anzusehen: zu hohe, zu niedrige Bauart, zu spitze, schmale Schnauze, starkgekrümmte Armknochen, faltige spitze Behänge, dachshundartig gekrümmte Füße, zu kurze oder stark gekrümmte, ebenso bürstig behaarte Rute.

In Bezug auf Färbung ist mit Ausnahme eines helleren schwachen Brustfsternes jedes Weiß zu vermeiden, ebenso hellere Abzeichen an Kopf und Extremitäten.

Wolfsklauen werden von manchen gerne gesehen, haben aber keine Bedeutung und sind eher zu verwerfen.

Schon aus den Rassekennzeichen ist zu ersehen, daß der Gebirgsschweißhund vielfach andere Verwendung findet. Zwei Hauptpunkte sind im Vergleiche mit dem hannoverschen Schweißhunde ins Auge springend: 1. das Körpervolumen und 2. die beschränkte Anwendung der Riemenarbeit. Allgemeines über Herkunft.

Wenn ich schon an und für sich keinen genügenden Grund einsehe, warum der Schweißhund ein besonders schweres und stark gebautes Tier sein soll, da ihm ja das Anfassen ꝛc. sogar zum Nachteile gereicht und Hunde, welche niederziehen, nach hannoverschen Grundsätzen zur Schweißarbeit gänzlich unbrauchbar erachtet werden, so daß sie häufig bei recht strenger Beurteilung sogar vor den Kopf geschossen würden — so ist dieser Punkt bei der Hochgebirgsjagd noch viel mehr ins Gewicht fallend. Vor Bildung einer eigenen Gebirgsschweißhundrasse wurden vielfach Versuche gemacht, den hannoverschen Hund im Hochgebirge einzubürgern. Alle diese Versuche aber scheiterten, weil einerseits der hannoversche schwere Hund dem Jäger eine sogar gefahrbringende Last war, anderseits der Hund selbst den örtlichen Verhältnissen nicht gewachsen sich erwiesen hat. Solange eine Suche in der Thalsohle oder im Waldgehänge mit geringerer Neigung sich bewegt, da geht es ja ebenso gut wie im Mittelgebirge, wenn aber die Folge in steile Gehänge, wenn sie über Stellwände, über Latschenfelder oder gar ins Geschröfe der Wände und Grate hineinführt, da hört Riemenarbeit auf und der schwere Hund kann nicht mehr weiter.

Besonders wenn es sich darum handelt, der Rotfährte einer angeschossenen Gemse zu folgen, bei welcher Arbeit mancher Sprung über Geröllhalden, auf Felsabsätze ꝛc. nötig ist, da ging der schwere Hund nicht mehr vorwärts, und häufig stand er zitternd, standlautgebend an dem Hindernis und konnte nicht mehr folgen.

Was lag also näher als das Streben, einen Hund zu schaffen, welcher alle diese Hindernisse infolge seiner Bauart und Erziehung mit Leichtigkeit überwinden konnte und so den Anforderungen eher entsprach, als der schwere hannoversche Hund, welchem seine immensen Vorzüge deshalb nicht abgesprochen sein sollen.

Ein weiterer Punkt, der gewöhnlich nicht in Betracht gezogen wird, welcher aber für die Haltung eines Schweißhundes sehr ins Gewicht fällt, ist die Ernährung desselben im Gebirge.

Vornehmlich ist es der Berufsjäger, der Jagdgehilfe, welcher den Schweißhund im Gebirge stets mit sich zu führen hat. Die Bergverhältnisse erfordern, daß der Jäger nicht jeden Tag in seinen Stationsort zurückkehren kann. Gewöhnlich hält sich der Jagdgehilfe wochenlang in einer Dienst- oder Alpenhütte auf, muß seinen Proviant und jenen für den Hund im Rucksacke selbst hinauf schleppen und kehrt ohne besondere Veranlassung nicht eher zurück, als wenn die Lebensmittel aufgezehrt sind.

Treten nun Fälle ein, daß ein Schweißhund plötzlich benötigt sein sollte, welchen man nicht bei sich in der Hütte hat, und der etwa am Stationsorte zurückgelassen wurde, so muß der Jäger einen vielleicht tagelangen Abstieg und ebensolchen Aufstieg machen, und müßte eine Nachsuche auf mindestens zwei Tage unterbleiben — welche Unzukömmlichkeit würde eine derartige Verzögerung herbeiführen?

Das sind einschneidende Punkte; wenn man ferner bedenkt, daß während solcher Abwesenheit nicht bloß das Revier der Aufsicht entbehrt, sondern auch, was ja zur Herbstzeit im Hochgebirge häufig der Fall ist, Wetterveränderungen in den höheren Lagen, wie heftiger Schneefall 2c., eintreten können, mit welchen der Flachlandjäger gar nicht zu kämpfen hat, so ist das stete Mitführen des Hundes ein Gebot der Notwendigkeit. Außerdem lehrt uns die Erfahrung, daß angeschossenes Wild, nicht bloß Gemsen, sondern auch Rotwild, meist die unzugänglichsten und schwierigsten Lagen im Berge aufsucht, welche geeignet sind, dem schweren Hunde die Folge zu versagen.

Betrachten wir nur diese einzelnen hier geschilderten Verhältnisse, so ist dem Hochgebirgsjäger die Abneigung gegen einen zu schweren Hund leicht zu verzeihen.

Aber gerade diese Umstände gaben dazu Anlaß, daß die Jäger nach Hunden fahndeten, welche ihnen zweckentsprechend erschienen, und die natürliche Folge war, daß alle möglichen Kreuzungsprodukte und Fixköter als Behelfe genommen wurden.

Diesem eines hirschgerechten Jägers geradezu unwürdigen Zustande ein Ende zu bereiten, gab Anlaß zur Bildung einer den Verhältnissen vollkommen entsprechenden, konstant sich vererbenden Schweißhundrasse für die Hochgebirgsjagd. Mit Hilfe einiger größerer Jagdherren, worunter in erster Linie Freiherr Josef von Karg-Bebenburg in Reichenhall, später auch auf Wunsch Sr. k. Hoheit unseres Prinzregenten Luitpold von Bayern, die k. Hofjagdintendanz zu erwähnen sind und welchen auch andere Weidmänner folgten, ist es uns gelungen, in Verbindung mit dem Verein zur Züchtung reiner Hunderassen in Süddeutschland, eine passende Schweißhundrasse fürs Gebirge aus den vorhandenen, aber planlos zerstreuten Exemplaren tüchtiger Hunde zu schaffen, ihre Ausbildung und Vervollkommnung durchzusetzen.

Baron von Karg hat uns schon Ende der siebziger Jahre vorgearbeitet und dieses unser Streben, dem dringenden Bedürfnis entsprungen, wurde durch glänzenden und gelungenen Erfolg gekrönt, so daß wir jetzt nach ca. 15 Jahren, von den rauhen Bergen des Algäues um den Bodensee angefangen bis hinein in die Bergriesen des Berchtensgadener Ländchens, also der ganzen bayrischen Gebirgskette entlang, reichlich mit gleichartigen und konstant sich vererbenden Gebirgsschweißhunden versehen sind.

Und auch unsere Nachbarn, die hirschgerechten Weidmänner der österreichischen Monarchie, deren Berge und deren Jagdbetrieb das gleiche Bedürfnis mit sich brachten, haben unser Streben freudig ergriffen und uns in der Zucht und Ausbildung der Gebirgsschweißhunde aufs Kräftigste unterstützt.

Heute nun ist die Angelegenheit eine fertige Thatsache; unseren nachfolgenden Generationen mögen aber die Motive zur Bildung und Festlegung dieser Hunderasse hierdurch ins Gedächtnis gerufen sein, damit sie dankbar das rein erhalten und fördern, was wir zielbewußt ihnen vorarbeiteten und übergaben.

Aufzucht. Das Land erzieht seine Leute und — seine Hunde! Mögen nun die im ersten Abschnitte gegebenen allgemeinen Winke über Züchtung, Aufzucht und Haltung der jungen Hunde auch auf unsere Gebirgsschweißhunde Anwendung finden, so viel steht fest, daß der junge Gebirgsschweißhund, soll er was Rechtes werden, so bald als möglich an den Ort seiner künftigen Bestimmung kommen muß, um sich in die dortigen Verhältnisse einzuleben.

Sobald der Hund ein Alter erreicht hat, in dem man die Vorbereitungen für die künftige Abführung mit ihm beginnen kann, sobald er den „Kinderschuhen" entwachsen ist, soll er hinaus ins frische, grüne Bergrevier und dort sich Kraft und Ausdauer erringen, wie der kernige Menschenschlag

unserer Berge selbst; der Hund darf kein Stubenhocker werden. Stubenreinheit, Gehorsam, Leinenführigkeit mögen ihm ebenso beigebracht werden, wie seinem hannoverschen Studiengenossen.

Im Alter von 8—10 Monaten, je nachdem sich das einzelne Individuum früher oder später entwickelt, soll der junge Hund hinein in den Berg und auf allen Gängen mitgenommen werden, die der Jäger, ohne gerade zu jagen, im Gebirge zu machen hat. Da wird sich das Tier an das Bergsteigen gewöhnen, es wird lernen, ohne Angst von steiler Warte ins tiefe, blau heraufgähnende Waldthal hinabzuschauen und schwierige Passagen ohne Zögern zu überschreiten.*)

In freien Stunden auf der Diensthütte mag auch das Ablegen und ferner das „Lautausgeben" geübt werden, wie ich dies beim Schweißhunde schon beschrieben habe.

Auf den Revierbegängen mag sich auch der Hund an den Anblick des Wildes gewöhnen und ist, im Falle er unruhig und aufgeregt werden sollte, so daß er, wie es ja manchmal vorkommt, winselt oder pfeift, mit der Ansprache: „Pfui laut!" und leichtem Ruck an der Leine davon abzubringen.

Nirgends mehr Bedürfnis ist das sichere Ablegen des Schweißhundes, als bei der Hochgebirgsjagd und ihm reiht sich das „Totverbellen" nicht minder an. Verehrter Freund in der Kurzledernen, versäume keine Zeit und keinen Augenblick, Deinen treuen steten Begleiter in diesen beiden höchst notwendigen Richtungen so bald als möglich fest, felsenfest zu machen, er wird Dir's tausendfach lohnen, Dir manchen herben Schweißtropfen, manche vergebliche Steigerei ersparen und manch schöne Trophäe einbringen!

Bevor ich jedoch näher auf die Abführung eingehe — eine kleine Mahnung. Der Bergstock, ein herrliches, unentbehrliches Instrument für den Hochgebirgsjäger, und der stahlbeschlagene Absatz der harten Bergschuhe — merke Dir das, Freund! sind keine Instrumente zur Abführung eines Schweißhundes — sie sind keine Dressurinstrumente, so verführerisch sie auch stets zur Hand sind — Dein Schweißhund, Dein einziger Begleiter in abgelegener Bergeinsamkeit, er sei Dein Freund, Dein Schützling und ihm gebührt keine derbe, keine rohe Behandlung, wenn er auch fehlt. Ein leichter Ruck am Riemen, ein ernstes kurzes Wort, ja schon der strafende Blick des Herrn, sie sind der Strafmittel genug für den Schweißhund — lobe ihn für gute That, tadle ihn mit ernsten Worten für Fehler und Du wirst in dem treuen, klaren Auge des dankbaren Tieres ganz genau die innere Regung, die Wirkung Deiner Worte erkennen!

Ist der Bergler auch ein derber, wetterharter Geselle — tieferes Gefühl, gemütvoller Charakter, sie zeichnen ihn aus — drum lasse bei Führung und Abrichtung deines treuesten Weidgesellen dein warmes Herz sprechen!

Weitere Abführung. Im ganzen Wesen der Hochgebirgsjagd ist es begründet, daß der Schweißhund den größten Teil seiner Arbeit nicht am Riemen, sondern frei vollenden muß; wie er bei der Birsche frei, unangeleint neben und hinter seinem Herrn zu gehen hat, ebenso muß er jedem Winke des Jägers gehorchen und darf kein Glied mehr bewegen, wenn der Herr stille steht. Auf die Fährte gesetzt, darf er auch ohne Riemen nicht sofort nachstürmen, sondern muß ruhig vorhin Fährte halten, so daß der Jäger ihm zu folgen im stande ist. Erst wenn der Jäger den Moment des Hetzens oder des Verlorensuchens als gekommen erachtet und dem Hunde hiezu das Kommando giebt, darf er das Hetzen beginnen.

Hierin liegt also der Unterschied in der Abführung des Gebirgsschweißhundes von der Abführung des hannövrischen Hundes.

Da jedoch dem jungen Hunde die Arbeit auf der Fährte, ich möchte sagen „theoretisch" nicht anders beigebracht werden kann, als am Riemen, so möge die Abrichtung des Hundes am Riemen und zunächst auf kalter gesunder Fährte beginnen. Erst wenn der Hund darin möglichst sicher ist, dann kann die Suche ohne Riemen praktiziert werden.

Schweißriemen fürs Gebirge. Der lange hannövrische Schweißriemen eignet sich im Hochgebirge nicht; die ganze Länge desselben würde nur in einzelnen wenigen Fällen zum Gebrauche kommen; der Gebirgsjäger führt deshalb einen

*) Man glaubt gar nicht, wie ängstlich und furchsam Hunde, welche ans Gebirge nicht gewöhnt sind, an exponierten Punkten sich benehmen, sträubend und zitternd sind sie oft nicht zu bewegen an den Rand einer höheren Wand zu treten oder gefährliche Stellen zu überschreiten, oft müssen solche Hunde mit eigener Lebensgefahr über solche Stellen hinübergetragen werden.

2 cm breiten und 3 m langen gesunden und kräftigen Riemen, welcher durch den Ring an der Halsung gezogen, durch eine unten am Riemen selbst festgemachte Schleife, dann durch eine weitere am Riemen verschiebbare, also bewegliche Schleife läuft und zuletzt an beiden Enden zusammengeschnallt wird. Am Riemen muß auch ein Wirbel angebracht sein, welcher das Verdrehen des ersteren zu verhindern hat.

Diese Konstruktion gestattet dem Jäger, wenn er den Riemen über Brust und rechte Schulter hängt, den Hund daran neben sich zu führen, im geeigneten Bedarfsfalle aber, d. h. bei Beginn der Suche durch Aufschnallen denselben bis zu seiner ganzen Länge als Schweißriemen zu benützen.

Auf gesunder kalter Fährte.

Nachdem der Hund in der Vorübung leinenführig gemacht ist, das „Ablegen" und auch „Hals geben" erlernt hat, mag er im Alter von ca. 1 Jahr und darüber zur Abführung auf kalter, gesunder Fährte gebracht werden. Die Grundsätze für diese Übung sind beim hannövrischen Hunde schon auseinandergesetzt; die Art und Weise der Führung bleibt dieselbe, nur muß der Jäger bedacht sein, das für diese Arbeit geeignete Terrain ausfindig zu machen. Wiesgründe in der Thalsohle, leicht geneigte Bergabhänge, Alpenböden mögen dazu passen, im steilen Berggehänge ist diese Arbeit nicht durchführbar. Recht fleißig übe man den Hund ebenso, wie wir dies beim hannövrischen Hunde besprochen haben, den Sommer über, bis die Schußzeit auf Grashirsche oder Feisthirsche beginnt, dann kann man zur Suche auf der Schweißfährte übergehen.

Suche auf der Schweißfährte.

Da im Hochgebirge bei Abschuß eines geringen Hirsches oder Stück Wildes die Flucht des angeschossenen Tieres nicht immer so verläuft, daß sie zur erstmaligen Suche auf der Schweißfährte die richtigen Verhältnisse bietet, d. h. gestattet, den Hund bis zum verendeten oder schwerkranken Stücke am Riemen arbeiten zu können, mag bei der ersten Schweißsuche Zuflucht zur Schleppe genommen werden. Dies verstärkt die Sicherheit, ohne Störung durch Terrainverhältnisse bis zum Stücke am Riemen arbeiten zu können, denn der Jäger hat es ja in der Hand, die Schleppe so einzurichten, daß er keine Terrainhindernisse während der Riemenarbeit findet.

Schon bei der ersten Schweißsuche beim hannövrischen Hund habe ich bemerkt, daß man sich, ehe man die Suche mit dem Hunde am Riemen beginnt, erst zu vergewissern hat, ob das Stück schon verendet oder so schwer krank sei, daß es nicht mehr aus dem Weidbett hoch werden kann.

Die Schleppe bietet im Gebirge noch viel sicherere Verhältnisse. Zunächst läßt man den Hund zu Hause und trachtet auf der Morgenbirsche einen geringen Hirsch oder ein Schmaltier abzuschießen, mache aber nur einen ganz sichern Schuß. Hat man das verendete Stück gefunden und ist der Weg, den dasselbe vom Anschusse bis zum Platze des Verendens zurückgelegt hat, zur Nachsuche geeignet, dann braucht man ja nicht mehr als den Hund zu holen, und nachdem die Schweißfährte genügend erkaltet ist (2 Stunden nach Abschuß), die Suche mit dem Hunde zu beginnen und durchzuführen, wie ich das beim hannövrischen Hunde genau beschrieben habe. Ist dies aber nicht der Fall und ginge die Suche durch Gräben oder über Wände, dann muß man zur Schleppe Zuflucht nehmen.

Schleppe.

Man verfährt auf folgende Weise. Zunächst läßt man sich das verendete Stück vielleicht bis in den Thalgrund schaffen, wo man in der Ebene arbeiten kann. Von dem aufgebrochenen Stück hat man sich schon zuvor in einem Topfe eine Partie Schweiß reserviert. Man läßt nun das Stück 2—300 Schritte weit schleppen, z. B. an den Vorderläufen oder an Kopf und Geweih, so daß das geschleppte Stück die Fährte der schleppenden Leute verwischt. Der Jäger geht seitwärts am Geschleppe mit und spritzt von Zeit zu Zeit einige Tropfen Schweiß auf das Geschleppe. Am Ende der Schleppe angekommen, spritzt man etwas reichlicher Schweiß aus und verläßt dann auf Umweg den Ort, wo das Stück liegt. Nachdem man zum Hunde gekommen ist, gebe man ihm etwas Futter, daß er nicht hungrig zur Arbeit gebracht wird, weil hungrige Hunde eher verleitet werden, etwa anzuschneiden.

Über all dem und bis man mit dem Hunde zum Anfang der Schleppe gekommen ist, mag so viel Zeit vergangen sein, daß der Schweiß genügend erkaltet ist. Nun legt man den Hund auf der Fährte, d. h. der Schleppe an, spricht ihn an: „Vorhin, such, verwundet, vorhin!" Fällt der Hund den Schweiß an, so läßt man sich ihn zeigen mit dem Ausdrucke: „Laß sehen", drückt dem Hunde sanft den Kopf und die Nase auf den Schweiß und lobt ihn: „Hast Recht, mein Hund — vorhin!" Nun gibt man ihm mehr Riemen, läßt sich noch ein- oder zweimal den Schweiß zeigen und endlich kommt

man beim Stücke an. Ungefähr 10 Schritte davor schnallt man den Hund und feuert ihn an: „Hui hetz!" Wenn der Hund am Stücke ist und nicht von selbst „Laut gibt", dann ruft man ihm zu wie bei der Vorübung: „Gib Laut" oder „gib Hals!" und setzt ihm so lange, aber ohne ihm das Anfassen zu gestatten, zu, bis er Hals ausgibt. Man läßt nun den Hund recht lange „Totverbellen", denn Totverbellen muß später in der Praxis dazu dienen, dem Jäger schon von ferne den Ort anzuzeigen, wo das verendete Stück liegt. Den Vorteil dieser Tugend habe ich wohl nicht näher zu beleuchten.

Hat nun der Hund tüchtig „Tot verbellt", dann trägt man ihn etwa 10—20 Schritte weit ab, legt ihn am Riemen ab, macht sich dann am Stücke zu schaffen und kann den Hund, falls man es überhaupt für nötig hält, mit etwas Schweiß genossen machen.

Während dieses Ablegens muß der Hund sich ganz ruhig verhalten; Winseln, Pfeifen oder Heulen und Zerren am Riemen muß ihm strengstens untersagt werden.

Nun geht man mit dem Hunde am Riemen auf Umwegen zurück zum Anfang der Schleppe und beginnt in ganz gleicher Form die Nachsuche am Riemen wieder, läßt sich öfters den Schweiß zeigen und dann den Hund abermals „Hetzen" und „Totverbellen". Dann trägt man ihn ab und entfernt sich mit dem Hund am Riemen.

Beim Schleppen des Stückes kommt allerdings der Umstand für den Hund als erleichternd in Betracht, daß das nachgezogene Stück eine ersichtliche Furche im Gras und Unterwuchse zeigt.

Man kann dies dadurch verhüten, daß man die Sache umgekehrt macht, indem man das Stück an einen Platz verbringen läßt und von da aus in entgegengesetzter Richtung mit einem Teile des Aufbruches eine Schleppe zieht, auf welcher man dann vice versa hinarbeitet.

Zu diesem Zwecke legt man einen Teil des Aufbruches in ein Netz oder Drahtgeflecht*) oder bindet es in einen Knenel zusammen und schleppt dies an einer Leine nach, darf aber nicht übersehen, hin und wieder Schweißtropfen auszuspritzen. Man kann bei dieser Art Schleppe die Geschäfte auch dadurch erschweren, daß man das Netz oder den Drahtkorb aushebt und eine Strecke weit trägt, um es dann wieder einzulegen, wodurch der Hund veranlaßt wird nicht im Winde zu suchen, sondern die Schweißfährte am Boden zu halten.

Dies ist der theoretische Teil einer ersten Schweißsuche. Wiederholt man eine solche Schleppsuche bald wieder, dann kann man sicher darauf rechnen, daß jeder Hund, der nur einige Anlagen besitzt, sofort weiß, um was es sich handelt.

Wie der Hund Schweiß findet, weiß er auch, daß das Stück nicht weit ferne sein muß und er wird genau wissen, was seine Aufgabe ist. Hat man dann Gelegenheit, sobald als möglich darauf eine regelrechte Schweißsuche zu vollenden, so ist ein Hauptpunkt der Abführung überwunden.

Beim Gebirgsschweißhund muß man aber nach ein- oder mehrmaligen derartigen Schleppsuchen beginnen, den Hund endlich einmal frei, ohne Riemen die Suche absolvieren zu lassen. Dabei darf aber der Hund nicht sofort dahinstürmen, wenn er geschnallt ist, sondern er muß unbedingt so ruhig vorhin suchen, daß ihm der Jäger folgen kann, und erst wenn er ihm das Kommando zur Hatze: „Hui Hatz" giebt, darf er voranstürmen und das Stück zu stellen suchen. — Will der Hund der Fährte zu rasch folgen, so hält man ihn mit dem energischen Ausdrucke: „Schone, schone dich mein Hund!" zurück. Im Laufe des ersten Jahres soll man den Hund nur auf Rotwild arbeiten. Im zweiten Jahre kann man die Schleppe dann auf Gems- oder Rehwild auch machen, mit diesen Stücken ist die Schleppe leichter vorzubereiten.

Bei der Schweißsuche nach geringeren Stücken Edelwild, ferner bei jener auf Gemsen und Rehe ist aber ein großes Augenmerk darauf zu richten, daß der unerfahrene junge Hund sich nicht verleiten läßt, bei der Hatze anzufassen oder den Versuch zu machen, niederzuziehen.

Vor unseren kleinen und leichteren Hunden stellt sich das Wild eher als vor starken; aber beim guten Hirsche läuft der zu hitzig anhetzende Hund schon Gefahr geschlagen zu werden.

Noch viel größer ist jedoch die Gefahr bei angeschossenen Gemsen; dem leichteren Stücke wagt

*) In der Fallenfabrik bei Weber in Haynau in Schlesien sind derartige Drahtgitter zur Schweißschleppe vorrätig und käuflich.

sich der Hund näher auf den Leib — aber kein Wild ist so flink und geneigt, den Hund mit seinen Waffen abzuweisen, wie die Gemse mit ihren Krucken.

Gewöhnlich steht, wenn einigermaßen möglich, die Gemse dem Hunde gegenüber in einer Angriffsstellung, den Kopf mit den scharfen Krucken abwärts gesenkt — im rechten Augenblick ein kurzer Ruck und die scharf gekrümmten nadelscharfen Hacken fahren dem unvorsichtigen Hunde unter den Körper und schwere Schläge sind meist die Folge.

Ich sah einst wie eine angeschossene Geltgeiß den Hund kopfüber hinausschleuderte, daß er weit auf dem steilen Gehänge hinabrollte, und schwer verletzt zu seinem Herrn hinkroch.

Das beste Mittel, solchen Eventualitäten vorzubeugen, ist fortgesetzte Sorgfalt, daß der Hund niemals anfaßt, ferner kann man gleich bei den ersten Schweißsuchen oder bei jeder Gelegenheit, wo man den jungen Hund ein erlegtes Wild verbellen läßt, die Vorsicht gebrauchen, wie der Hund zu nahe einrückt, ihm mit einem Laufe des Stückes einen derben Schlag zu versetzen — das wird sich der Hund merken und wenn es ihm später wiederum passiert, in gemessener Entfernung vom Stücke verbellen.

Man versäume aber niemals, die Übungen des Ablegens und Totverbellens und des Arbeitens auf gesunder kalter Fährte zu wiederholen.

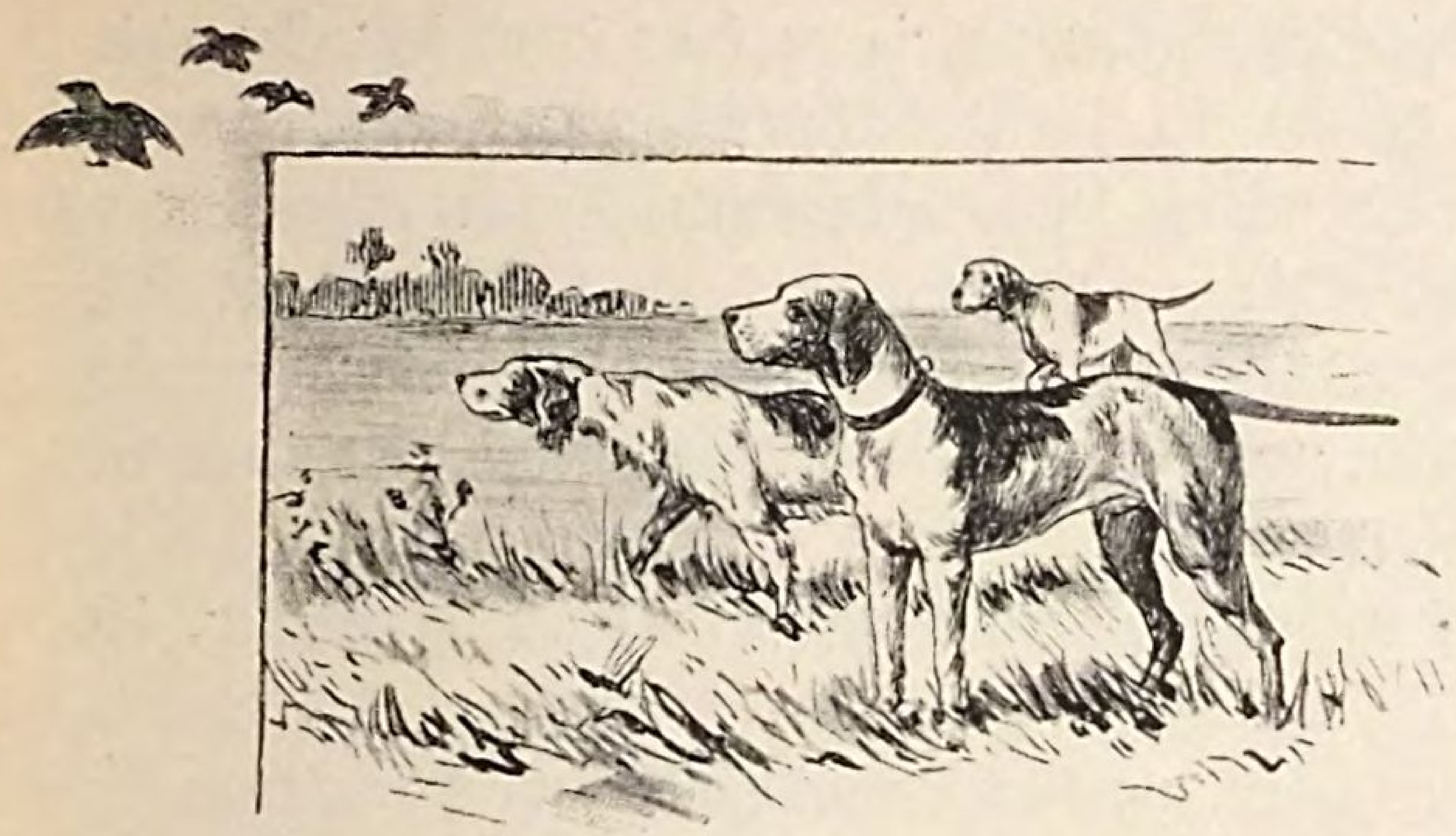
Im Laufe des Winters giebt der Abschuß von Kahlwild die beste Gelegenheit, den Gebirgsschweißhund, je öfter desto besser, anzubringen.

Diese Arbeiten erfordern allerdings viel Mühe, Fleiß und Aufopferung des Jägers, aber durchgeführt, kann derselbe in der Folge den Lohn seiner Arbeit reichlich ernten.

Zum Schlusse stelle ich noch die Frage, was man bei Abführung des Schweißhundes nicht thun darf:

1. den Hund niemals grob behandeln, niemals mit Hand, Bergstock oder dem Fuße strafen;
2. den Schweißhund nicht auf warmer Fährte arbeiten;
3. niemals sofort nach dem Schusse den Hund hetzen;
4. den Schweißhund niemals zum sogenannten Jagen verwenden;
5. niemals ein Stück abfangen in Gegenwart des Hundes und dies erst wenn er abgetragen und abgelegt ist;
6. den Schweißhund niemals anfassen und niederziehen lassen.

Nach Durchführung aller erwähnten Arbeiten darf man aber ja nicht glauben, daß der Hund schon ganz ferm sei. Erst nach 2—3 Jahren mag man dem Hunde mehr zutrauen — vor dieser Zeit ist er immer sorgsam zu hüten, denn angenommene Fehler sind beim Schweißhunde nicht mehr zu reparieren und man kann die anfängliche Mühe als verloren betrachten, wenn man vor der Zeit dem Hunde zu viel Zutrauen schenkt und er sich dadurch Fehler angewöhnt.



2. Der Vorstehhund.

Die Vorstehhunde unterscheiden sich von andern Jagdhunden durch die Eigenschaft, vor dem aufgefundenen und sich am Boden drückenden kleineren Haar- und Federwilde eine Zeit lang unbeweglich zu verharren und dadurch dem Jäger anzuzeigen, daß Wild sich vor ihnen befindet. Diese Eigenschaft entspringt dem angeborenen Trieb, den durch den Geruchsinn erkannten Versteck genauer ausfindig zu machen. Allgemeines.

Diese Eigenschaft ermöglicht dem Jäger, bei der Niederjagd den Vorstehhund zu vielen und verschiedenen Dienstleistungen zu verwenden; so benützt man ihn nicht bloß dazu, das Wild aufzusuchen und dem Jäger durch Vorstehen anzuzeigen, sondern auch das Wild, welches erlegt wurde, seinem Herrn herbeizubringen, ja angeschossenes Wild zu verfolgen und endlich den Jäger instand zu setzen, in den Besitz des Wildes zu gelangen. Außerdem stellt man an den Vorstehhund die Anforderung, im Wasser zu stöbern, das Wild aus dem Wasser zu holen, größeres Wild, wie Hirsch und Rehbock, zu stellen, tot zu verbellen u. s. f.

Diese vielerlei Arbeiten sind so verschieden von der Arbeit des eigentlichen Vorstehhundes, daß zum Unterschiede von diesem ein so vielseitig dressierter Hund in neuerer Zeit mit dem Namen — „Gebrauchshund" belegt wurde. Der deutsche Weidmann verlangt von seinem Gebrauchshunde alle genannten Leistungen, während der Engländer dem Prinzipe der Arbeitsteilung huldigt und seine Hunde einseitig abrichtet und zwar zum Vorstehen — „Pointer" und „Setter", zum Stöbern — «spaniels» und zum Apportieren — «Retrievers».

Infolge dieser Arbeitsteilung ist der in England gezüchtete und nach englischem Muster abgeführte Vorstehhund in der Regel einseitig und nur zum Vorstehen zu verwenden, er kümmert sich um andere Leistungen nicht, denn er ererbt auch diese Eigenschaften nicht von seinen Eltern, sie sind ihm eben nicht angezüchtet. Anders beim deutschen Hund; von Generation zu Generation zu allen diesen Leistungen verwendet, haften die Eigenschaften im Blute und tragen sich, wie uns die Vererbungstheorie beweist, auch auf die Nachkommen über.

Ich habe schon eingangs erwähnt, daß infolge der Einseitigkeit der englischen Hunde ihre Leistungen in gewisser Hinsicht den deutschen Weidmann nicht befriedigten, und daß infolgedessen die Bestrebung auftauchte, durch Zuführung des Blutes deutscher Hunde dem infolge strenger Reinzucht mit hohen Anlagen ausgestatteten englischen Vorstehhunde die Vielseitigkeit anzuzüchten. Aus diesem Streben entstanden die vielen englisch-deutschen Bastarde. Da aber ein Bastard kein Zucht-Tier ist, weil seine Vererbung unberechenbar, so erzielte man hiemit kein besonderes Resultat und erhielt nur Bastarde, die weder in ihren Eigenschaften noch in ihren Eigentümlichkeiten sich gleich blieben.

Der fortgesetzten Verwendung englischer Vorstehhunde zu vielseitigen Leistungen bei uns in Deutschland ist es aber gelungen, Hunde, von englischen Rassen abstammend und bei uns in Deutschland gezüchtet und erzogen, allmählich auch zu Gebrauchshunden heranzuziehen, und so sehen wir jetzt auch einzelne Rassen englischer Hunde zu fast all denselben Arbeiten verwendet, wie den vielseitigeren deutschen Hund.

Der englische Pointer ist wohl derjenige Hund, welcher sich am wenigsten zur Gebrauchshundarbeit verwenden läßt, dagegen leisten Setter oft Vorzügliches als Gebrauchshunde, wie wir an Hunderten von Beispielen ersehen können.

Ich möchte jedoch darauf hinweisen, daß englische Vorstehhunde zur Gebrauchshundarbeit abzurichten einen äußerst gewandten und energischen Lehrmeister bedingen und nicht immer in allen Fächern das so vollkommen leisten, was wir gewohnt sind vom Gebrauchshunde zu fordern; manche Leistungen, wie Arbeit auf Raubzeug, kurze Stöberarbeit im Walde ꝛc., sind bei einzelnen Individuen englischer Abkunft kaum durchzuführen.

Ein wenig energischer Führer wird schwer damit zurecht kommen, ja er kann sogar das Gegenteil erzielen — er kann den englischen Hund auf solche Weise als reinen Vorstehhund verderben, und wenn er einmal so verdorben ist, dann kann er infolge seines vehementen Temperamentes und seiner riesigen Ausdauer zu einem äußerst gefährlichen Stürmer ausarten.

Warum sollten wir aber auch den gefährlichen, weiteren Weg für gewöhnlich einschlagen und zum englischen Vorstehhunde als Gebrauchstier greifen, während uns ja der zur Gebrauchshundarbeit leichter heranzubildende deutsche Hund zur Verfügung steht?

Doch das ist Geschmackssache, und nach meiner Ansicht mag jeder auf seine Art selig werden, ich will niemand in seinem Geschmacke beeinträchtigen.

Das Eine aber möchte ich empfohlen haben, nur solche englische Vorstehhunde zur Gebrauchshundarbeit in Dressur zu nehmen, welche von Eltern abstammen, die in Deutschland gezogen und als Gebrauchshunde schon in Verwendung standen!

Vorstehhund-Rassen. Man teilt die Vorstehhunde in kurzhaarige, langhaarige und rauh- oder stichelhaarige ein, außerdem nach ihrer Nationalität und Herkunft in deutsche, englische, italienische, französische und spanische Rassen.

Die deutschen Vorstehhunde bilden dreierlei Rassen: a) kurzhaarige, b) langhaarige, c) stichelhaarige.

Die englischen Vorstehhunde teilen sich in: a) kurzhaarige — Pointer, b) langhaarige — Setter, und diese letzteren werden wieder in drei verschiedene Unterrassen klassifiziert, nämlich in Englisch-Setter, Gordon-Setter und in Irisch-Setter.

Die italienischen Hunde werden eingeteilt in: a) kurzhaarige Vorstehhunde — Bracco, b) rauhhaarige Vorstehhunde — spinone.

Die französischen Hunde in: a) kurzhaarige — Braque d'arrêt français, b) langhaarige — Epagneul d'arrêt und c) rauhhaarige — Griffons et Barbets.

Die spanischen Rassen bilden: a) kurzhaarige, b) langhaarige.

Da nun nicht alle diese verschiedenen Rassen bei uns geführt sind, nehme ich nur jene heraus, welche gewöhnlich im Gebrauche stehen.

Deutsche Vorstehhunde.

Aufzucht. Die Züchtung, Erziehung und Haltung der deutschen Vorstehhunde erfordert keine andern Maßregeln, als wie ich sie im allgemeinen unter Abschnitt 1 schon geschildert habe. Auch dem Vorstehhunde soll während seiner Entwicklung möglichst viele Freiheit gestattet werden, daß er sich möglichst gesund und kräftig heranbildet, denn keine Jagdhundrasse hat mehr Strapazen und Anstrengungen bei ihrer Verwendung durchzumachen als gerade der Vorstehhund. Er ist der stete Begleiter des Jägers das ganze Jahr über, muß Hitze und Kälte ertragen können, muß in Wald, Feld und Wasser arbeiten, mag die Temperatur sein, welche sie will. — Um diesen Anforderungen entsprechen zu können, muß Behaarung, Gebäude und Muskulatur so entwickelt sein, daß der Hund alles überwinden kann, was von ihm verlangt wird. — Es ist sehr schwer, ein allgemeines Bild vom Hunde zu geben, denn die Anforderungen unserer Weidmänner an ihre Hunde sind so verschieden, daß es ein eitel Geschäft wäre, die eigene Anschauung andern aufoktroieren zu wollen.

Der eine liebt einen schweren, langsamen Hund, der andere will ihn „blitzschnell" haben; beim einen soll die Farbe dunkel sein, beim andern hell und licht; dem einen taugen langhaarige besser, dem andern rauhhaarige oder kurzhaarige; so viel steht fest, daß der kurzhaarige Hund sich besser für Feldarbeit und für flinkere Suche eignet, der langhaarige und rauhhaarige besser für langsame Waldarbeit und für Wasserarbeit geeigenschaftet ist.

Allen muß aber ein kräftiges, gesundes Knochengebäude, nicht zu langes Kreuz, kräftige Krupp, gut entwickelte Muskulatur und vor allem auch ein hochentwickelter Geruchssinn eigen sein, seien sie nun braun oder scheckig.

Bevor ich auf die Abführung des deutschen Vorstehhundes eingehe, mögen die Rassenkennzeichen der einzelnen Arten deutscher Vorstehhunde eingefügt sein, sie geben das beste Bild, wie der korrekte Hund beschaffen sein soll.

a) Der kurzhaarige deutsche Vorstehhund:

1. Allgemeine Erscheinung. Mittelgröße (etwa 60—66 cm Stockmaß), Hündin etwas niedriger, Figur kräftig, aber keineswegs plump gebaut; die einzelnen Teile der vorderen und hinteren Gliedmaßen in regelmäßigen Verhältnissen zu einander und zum Rumpfe stehend; im ruhigen Gange werden Hals und Kopf mäßig aufgerichtet, die Rute meistens schräg hoch, während der Suche mehr horizontal getragen. Gesichtsausdruck intelligent, in der Ruhe ernst, bei Anregung mit menschenfreundlichem Ausdruck. Rassekennzeichen.

2. Kopf. Mittelgroß, nicht zu schwer. Oberkopf breit, leicht gewölbt, von der Seite gesehen, mit der höchsten Partie der Wölbung in der Mitte, Hinterhauptbein nur leicht ausgebildet. Nasenbein (Nasenrücken) breit, vor den Augen nicht verschmälert. Absatz vor der Stirn allmählich aufsteigend, nicht plötzlich ausgeschnitten. Fang (Schnauzenteil des Kopfes) vorn und in der Seitenansicht breit und abgestumpft, Lippen gut überfallend, im Mundwinkel eine ausgesprochene Falte bildend.

3. Behang. Mittellang, oben nicht zu breit, unten stumpf abgerundet, hoch und in voller Breite angesetzt, nicht zu weit über den Hinterkopf hinausragend und möglichst ohne jede Drehung glatt und dicht am Kopf herabhängend.

4. Auge. Leicht oval, mittelgroß, klar, weder vorspringend noch tiefliegend, Augenlider ringsum gut schließend; braun, je nach Haarfarbe heller oder dunkler, niemals raubvogelgelb gefärbt.

5. Nase. Je nach der Farbe des Hundes mehr oder weniger tief braun, gut geöffnet, mit kräftiger Entwicklung der Muskeln. Doppelnase unzulässig.

6. Hals. Mittellang, kräftig, im Nacken leicht gebogen, nach unten sich allmählich zur vollen Brustweite ausdehnend. Kehlhaut geschlossen anliegend.

7. Brust und Brustkorb. Brust, von vorn gesehen, dem Körper angemessen breit, von der Seite gesehen, tief; die den Brustkorb bildenden Rippen gut gewölbt, niemals flach.

8. Rücken, Lende, Kruppe. Der Rücken breit und gerade, die Lende (Nierenpartie) möglichst breit und kurz, sowohl Rücken als Lendenpartie möglichst kräftig bemuskelt, Kruppe nicht zu kurz, nur wenig abfallend.

9. Bauch und Flanken. Bauch gut geschlossen, namentlich in den Flanken, nach hinten mäßig aufgezogen.

10. Rute. Mittellang, gerade oder sehr schwach gekrümmt, an der Wurzel stark, allmählich sich verjüngend, ohne in eine zu dünne Spitze auszulaufen. Unten stärker und gröber behaart, ohne eine Bürste zu bilden. Mäßiges Kupieren der Rute gestattet.

11. Vordere Gliedmaßen. Schultern schräg gestellt, Ellenbogen weder ein- noch auswärts gedreht. Lauf (Vorarm und Vorder-Mittelfuß-Knochen) gerade und kräftig muskulös entwickelt; in der Vorderfußwurzel (Vorderknie) nicht durchgebogen. Zehen gut gewölbt und geschlossen, nicht gespreizt. Fuß, von vorn gesehen, rund, Ballen groß und derb. Die Nägel gut gekrümmt.

12. Hintere Gliedmaßen. Kruppe, Oberschenkel (Keulen) und Unterschenkel muskulös; Unterschenkel zum Sprunggelenk (Fußwurzel) weder zu steil noch windhundartig schräg gestellt. Hinter-Mittelfuß nicht zu schräg, sondern fast gerade unter die Sprunggelenke gestellt. Von hinten gesehen sollen die Sprunggelenke weder nach außen noch nach innen gedreht erscheinen.

13. Behaarung. Haar derb und dicht, am Behang kürzer und weicher, an der Unterseite der Rute und am Bauche gröber, jedoch nicht auffällig verlängert.

14. Farbe und Abzeichen. Erlaubte Farben sind die Schattierungen von reinem braun und diese in Verbindung mit weiß; zweierlei braun an einem Hunde nicht erwünscht.

15. Als fehlerhaft gelten: Zu plumpes, schwerfälliges oder überbautes Gebäude, Senkrücken, übermäßig großer Kopf, konisch gebildeter Hinterkopf, zu stark ausgebildetes Hinterhauptbein, allzulange, faltige, fleischige Behänge, fleischfarbene Nase, unvollkommener Schluß der Augenlider (sogenannte erweiterte Thränensäcke), krumme Vorderläufe, auswärts gedrehte oder angedrückte Ellenbogen, auswärts gestellte Füße, Plattfüße oder weit gespreizte Zehen. Das übermäßige Kupieren der Rute ist verwerflich, weil dadurch die Beurteilung des Hundes unmöglich gemacht wird. Als zweckmäßig kann gelten, wenn im ausgewachsenen Zustande des Hundes die Rute 8—9 cm oberhalb des Sprunggelenks ihr Ende

erreicht. Als fehlerhafte Farben müssen gelten rot, gelb, gestromt und wolfsfarbig, braun mit gelben oder hellbraunen Abzeichen, dreifarbig oder reinweiß. Afterklauen sind nicht erwünscht.

b) Der langhaarige deutsche Vorstehhund:

Rasse-kennzeichen.

1. Allgemeine Erscheinung. Meist über Mittelgröße (etwa 60—66 cm), Hündinnen etwas niedriger, kräftige, etwas langgestreckte Bauart, Rumpf weniger tonnenförmig als beim kurzhaarigen Hunde. Im ruhigen Gange werden Hals und Kopf mäßig aufgerichtet, die Rute wird bis zur Mitte horizontal, dann mit schwacher Biegung schräg aufwärts gerichtet getragen. Das Haar hängt leicht gewellt zu beiden Seiten des Körpers hinab. Gesichtsausdruck verständig, munter und gutmütig, Gangart leicht, der Auftritt fast geräuschlos.

2. Kopf. Langgestreckt, nicht schwerfällig. Oberkopf breit, leicht gewölbt, Absatz vor der Stirn sanft ansteigend, nicht plötzlich ausgeschnitten, Hinterhauptbein und Genickansatz schärfer markiert als beim kurzhaarigen Hunde. Nasenrücken nicht zu breit, in der Seitenansicht gerade oder nur sehr wenig gewölbt. Die Lippen gut überfallend, mit ausgesprochener Falte im Mundwinkel. Fang nicht zu kurz, von vorn gesehen schmäler und von der Seite gesehen etwas weniger stumpf als beim kurzhaarigen Vorstehhunde.

3. Behang. Mittellang, breit, unten stumpf abgerundet, ziemlich hoch in voller Breite angesetzt, ohne jede Drehung oder Falte dicht und glatt am Kopf herabhängend.

4. Auge. Leicht oval, mittelgroß, klar, weder vorspringend noch tiefliegend. Augenlider ringsum gut schließend. Farbe braun, je nach Behaarung entsprechend dunkler oder heller gefärbt.

5. Nase. Je nach der Farbe des Hundes mehr oder weniger tiefbraun — gut geöffnet, mit kräftiger Entwicklung der Muskeln. Doppelnase unzuläßig.

6. Hals. Kräftig, etwas länger als beim kurzhaarigen Vorstehhunde; im Nacken leicht gewölbt, nach unten sich allmählich zur vollen Breite der Brust erweiternd. Kehlhaut geschlossen anliegend.

7. Brust und Brustkorb. Brust, von vorn gesehen, etwas weniger breit als beim kurzhaarigen Vorstehhunde; dagegen sind die den Brustkorb bildenden Rippen länger, die Brust ist also tiefer.

8. Rücken, Lende, Kruppe. Der Rücken breit und gerade; die Lende möglichst breit und kurz, sowohl Rücken als Lendenpartie möglichst kräftig bemuskelt; Kruppe nicht zu kurz, nur wenig abfallend.

9. Bauch und Flanken. Bauch gut geschlossen, namentlich in den Flanken, nach hinten mäßig aufgezogen.

10. Rute. Mittellang, an der Wurzel stark, allmählich sich verjüngend, bis zur Mitte meist gerade, von da ab im stumpfen Winkel schräg aufgerichtet. Mit guter Fahne.

11. Vordere Gliedmaßen. Schultern schräg gestellt, Ellenbogen weder ein- noch auswärts gedreht. Lauf (Voram und Vorder-Mittelfuß-Knochen) gerade und kräftig muskulös entwickelt; in der Vorderfußwurzel (Vorderknie) nicht durchgebogen. Zehen mäßig gewölbt, gut geschlossen. Fuß rundlich, doch etwas gestreckter als beim kurzhaarigen Hunde. Ballen groß und derb, die Nägel gut gekrümmt.

12. Hintere Gliedmaßen. Kruppe, Oberschenkel (Keulen) und Unterschenkel muskulös, Unterschenkel zum Sprunggelenk (Fußwurzel) weder zu steil noch windhundartig schräg gestellt. Hinter-Mittelfuß nicht zu schräg, sondern fast gerade unter die Sprunggelenke gestellt. Von hinten gesehen sollen die Sprunggelenke weder nach außen noch nach innen gedreht erscheinen.

13. Behaarung. Lang, seidenhaarig, weich und glänzend, sanft und flach gewellt (nicht gekräuselt), im Gesicht kurz, dicht und weich, am Behang und an dessen Rändern überhängend, so daß er größer erscheint, als er in der That ist — an Kehle, Hals, Brust und Bauch eine gewellte, überstehende Franse bildend; an der Hinterseite der Vorderläufe vom Ellenbogen bis zu den Ballen herab, wie auch an der Hinterseite der Keulen bis zum Unterschenkel und an der Innenseite der Fußwurzel als gewellte Feder auftretend. Die Zwischenräume der Zehen dicht und weich behaart. Unter der Rute bildet das lang herabhängende Haar eine gute Fahne, welche erst kurz vor der Mitte der Rute ihre größte Länge erreicht und nach dem Ende zu allmählich sich verkürzt.

14. Farbe und Abzeichen. Einfarbig dunkelbraun, mit braunem oder hellbraunem Auge und oft mit schmalem, weißem Bruststreifen; weiß mit braunen Platten oder derartig gesprenkelt.

15. Als fehlerhaft gelten: Zu plumpes, schwerfälliges oder überbautes Gebäude, Senkrücken, übermäßig großer Kopf, konisch gebildeter Hinterkopf, allzulange fleischige, schlecht behaarte, zu tief angesetzte, zu kurze und faltige Behänge, fleischfarbene oder schwarze Nase, unvollkommener Schluß der Augenlider (sogenannte erweiterte Thränensäcke), krumme Vorderläufe, auswärts gedrehte oder angedrückte Ellenbogen, auswärts gestellte Füße, Plattfüße oder weit gespreizte Zehen. Fehlerhaft sind schwarze Farbe, rein weiß, gelb und rot. Afterklauen sind nicht erwünscht.

c) Der stichelhaarige deutsche Vorstehhund:

1. Allgemeine Erscheinung. Höhe mittelgroß (etwa 60—66 cm Stockmaß), Hündin etwas niedriger, Figur kräftig, aber keineswegs plump gebaut; die einzelnen Teile der vorderen und hinteren Gliedmaßen in regelmäßigen Verhältnissen zu einander und zum Rumpf stehend; im ruhigen Gange werden Hals und Kopf mäßig aufgerichtet, die Rute meist schräg hoch, während der Suche mehr horizontal getragen. Der Gesamt-Eindruck des Hundes ernst und verständig, das Auge der buschigen Augenhaare wegen anscheinend drohend. Rassekennzeichen.

2. Kopf. Mittelgroß (etwa 23—25 cm lang), nicht zu schwer, Fang (Schnauzenteil des Kopfes) nicht zu kurz, mehr quadratisch, nicht spitz, die Lippen in gutem Schluß herabfallend, im Mundwinkel eine Falte bildend. Nasenbein (Nasenrücken) lang und breit, gerade, niemals durchgebogen, Absatz von der Stirn allmählich ansteigend, nicht plötzlich ausgeschnitten. Der Oberkopf wie beim kurzhaarigen Hunde leicht gewölbt, breit, von der Seite gesehen mit der höchsten Partie der Wölbung in der Mitte, Hinterhauptbein nicht zu stark entwickelt.

3. Behang. Mittellang, oben nicht zu breit, unten stumpf abgerundet, hoch und gleichmäßig in voller Breite angesetzt, nicht zu weit über den Hinterkopf hinausragend und möglichst ohne Drehung glatt und dicht am Kopfe herabhängend.

4. Auge. Leicht oval, mittelgroß, klar, weder vorspringend noch tiefliegend. Augenlider ringsum gut schließend. Farbe braun, bei hellerer Behaarung auch heller gefärbt, jedoch nicht raubvogelgelb. Die Augenbrauen kräftig und buschig entwickelt, die Haare im Bogen nach außen und abstehend gewendet.

5. Nase. Gut geöffnet, mit kräftiger Entwicklung der Muskeln, je nach der Farbe des Hundes dunkel oder hellbraun. Doppelnase unzulässig.

6. Hals. Mittellang, kräftig, im Nacken leicht gebogen, sich allmählich nach unten zur vollen Brustweite ausdehnend, ohne Kehlwamme.

7. Brust und Brustkorb. Brust, von vorn gesehen, mäßig breit, von der Seite gesehen, tief; die den Brustkorb bildenden Rippen gut gewölbt, niemals flach.

8. Rücken, Lende, Kruppe. Der Rücken breit und gerade, die Lende (Nierenpartie) möglichst breit und kurz, sowohl Rücken als Lendenpartie möglichst kräftig bemuskelt, Kruppe nicht zu kurz, wenig abfallend.

9. Bauch und Flanken. Bauch gut geschlossen, namentlich in den Flanken, nach hinten mäßig aufgezogen.

10. Rute. Mittellang, gerade, allenfalls schwach nach aufwärts gekrümmt. Die Wurzel der Rute kräftig, nicht zu niedrig angesetzt, allmählich in eine nicht zu dünne Spitze auslaufend. Mäßiges Kupieren der Rute gestattet.

11. Vordere Gliedmaßen. Schultern schräg gestellt. Ellenbogen weder ein- noch auswärts gedreht. Lauf (Vorarm und Vorder-Mittelfuß-Knochen) gerade und kräftig muskulös entwickelt; in der Vorderfußwurzel (Vorderknie) nicht durchgebogen. Zehen gut gewölbt und geschlossen, nicht gespreizt. Fuß, von vorn gesehen, rund. Ballen groß und derb. Die Nägel gut gekrümmt.

12. Hintere Gliedmaßen. Kruppe, Oberschenkel (Keulen) und Unterschenkel muskulös; Unterschenkel in mäßigem Winkel zum Sprunggelenk (Fußwurzel), weder zu steil noch windhundartig schräg gestellt. Hinter-Mittelfuß nicht zu schräg, sondern fast gerade unter die Sprunggelenke gestellt. Von hinten gesehen sollen die Sprunggelenke weder nach außen noch nach innen gedreht erscheinen.

13. Behaarung. aa) Allgemeines. Das Haar auf dem Körper des stichelhaarigen Vorstehhundes soll auf dem Rumpfe etwa 4 bis höchstens 6 cm lang, lose anliegend und in derselben

Richtung von vorn nach hinten beziehungsweise von oben nach unten gerichtet, straff, hart, drahtartig und fast glanzlos sein. Unmittelbar über den Schultern wie an der Unterseite des Körpers verlängert es sich von der Kehle abwärts über die Mittellinie der Brust und des Bauches um eine Kleinigkeit, so daß die gerade abwärts stehenden längeren Haare eine kurze, leichte Franse oder Feder bilden. Am ganzen Körper findet sich eine oftmals kaum sichtbare Unterwolle, welche im Winter stärker, im Sommer leichter ist. bb) Spezielles. Am Fange bilden die Haare einen nicht zu langen borstigen Schnurrbart; auf dem Nasenbein sind sie kurz und rauh, nicht lang und weich oder gar überfallend. Auf dem Oberkopf ist das Haar flach anliegend, kurz und harsch.*) Auf dem Behange ist das Haar etwas länger als beim kurzhaarigen Hunde, namentlich härter als bei demselben, aber nicht so harsch wie auf dem Oberkopf. Die Augenbrauen buschig, kräftig, die Haare nach oben und die Spitze der einzelnen Haare im Bogen schräg nach außen stehend. An den Vorderläufen, und zwar an der Vorderseite derselben, liegt das kurze, harte Haar flach auf, an der Hinterseite bildet es eine etwas verlängerte Feder, welche vom Ellenbogen bis zur Vorderfußwurzel reicht. An den Hinterläufen zeigt sich ebenfalls an der hinteren Seite eine schwache Feder, welche sich fast bis zum Sprunggelenk ausdehnt. Zwischen den Zehen der vorderen und hinteren Gliedmaßen zeigt sich eine kurze, weichere, nicht vorstehende Behaarung. Die Rute ist voll und stark behaart, an der unteren Fläche ist das Haar etwas länger, ohne jedoch eine Bürste oder Fahne zu bilden. Die Haare legen sich der Rute entlang an, doch so, daß die längeren Haare an der Unterseite die gerade Linie derselben nicht verletzen.

14. Farbe und Abzeichen. Braun und weiß, scheinbar graubraun meliert oder mit einzelnen größeren dunkelbraunen Platten. Einfarbig braun nicht beliebt.

15. Als fehlerhaft gelten: Plumpes, schwerfälliges oder zu sehr überbautes Gebäude, Senkrücken, übermäßig großer Kopf, konisch gebildeter Hinterkopf, zu stark ausgebildetes Hinterhauptbein, allzulange faltige, fleischige Behänge, fleischfarbene oder schwarze Nase, unvollkommener Schluß der Augenlider (sogenannte erweiterte Thränensäcke), krumme Vorderläufe, auswärts gedrehte oder angedrückte Ellenbogen, auswärts gestellte Füße, Plattfüße oder weit gespreizte Zehen. Eine vorherrschend weiße Farbe ist, wenn auch nicht direkt fehlerhaft, so doch nicht erwünscht; dagegen gelten als fehlerhaft schwarze Behaarung, gelbe oder rote Abzeichen am Kopf und an den Gliedmaßen. In Bezug auf Struktur der Behaarung gilt sich scheitelndes Rückenhaar als besonders fehlerhaft. Das übermäßige Kupieren der Rute ist verwerflich, weil dadurch die Beurteilung des Hundes unmöglich gemacht wird.

Erziehung des Vorstehhundes.

Wir haben im Abschnitt 1 den jungen Hund in jener Zeit verlassen, in der er soweit herangereift ist und ein Alter erreicht hat, welches ihn, nachdem Körperverfassung und Geistesgaben genügend entwickelt sind, befähigt, einer ernstlicheren Schulung unterzogen zu werden. Ich habe in der Aufzucht schon darauf hingewiesen, dem Hunde möglichste Freiheit zu gestatten, doch ihn wohl zu hüten, daß er nicht verdorben wird. Um dieses zu verhüten, soll er sich niemals selbst überlassen sein und auf der Straße 2c. herumlungern, sondern stets unter Aufsicht sein. Man giebt ihm zunächst seinen Namen und gewöhnt ihn daran, auf diesen Ruf zu folgen. Erste Aufgabe ist, dem jungen Tiere Stubenreinheit anzugewöhnen, dann auch demselben einen eigenen Platz anzugewöhnen, an dem er ungestört sich aufhalten kann, wo er niemanden im Wege umgeht und auch nicht getreten oder gestoßen wird. Auf Möbeln, in Betten, auf Sofas herumzuliegen, taugt nichts, der junge Hund muß sich an eine gewisse Ordnung gewöhnen und wird es auch sehr bald lernen. Im weiteren soll von dem jungen Hunde das Benagen von Gegenständen irgend welcher Art, auch während der Mahlzeit zu betteln und zu naschen nicht geduldet werden, kurzum, er muß ein anständig gezogener Kerl sein.

Laut geben.

Neben all diesen Maßregeln, welche für die Dressur vorbereitend wirken sollen, beginne man sehr bald, dem jungen Hunde das „Lautgeben“ auf Kommando anzugewöhnen, es ist dies die Vorübung für das spätere „Totverbellen“ irgend eines Wildes, was der Hund nicht apportieren kann. Dem jungen Hunde kann man es vor der eigentlichen Dressur leichter beibringen als dem älteren Hunde, welcher schon verschiedene Arbeiten erlernt hat.

*) Unter harschem Haar ist ein hartes, glanzloses Haar zu verstehen.

Ich habe schon beim Schweißhunde beschrieben, wie man den Hund zum „Lautgeben" abrichten kann, unterlasse daher, dies hier zu wiederholen, möchte jedoch empfehlen, jede Gelegenheit wahrzunehmen, hierin den Hund zu üben.

Wie alle Lektionen während der Dressur stets zu wiederholen sind, so verhält sich's auch mit dem „Lautgeben"; der Hund muß den Begriff und Befehl „gib Laut" in frühester Zeit kennen lernen, damit er bei späteren Übungen mit diesem Befehle schon vertraut ist.

Bevor man die Dressur mit dem Hunde beginnt, sind alle zur Dressur nötigen Requisiten bereit zu stellen und zwar: Dressur-Werkzeuge.

1. Ein gutes Zughalsband, das womöglich nicht rund über einen Strick mit Leder überzogen ist, sondern aus kräftigem, 2—3 cm breitem Leder besteht, weil die runden Halsbänder den Hund am Halse sehr einschneiden.

2. Ein Korallenhalsband, an welchem die Korallen so stehen, daß sie den Hund weder am Behänge noch an der Kehle verletzen.

3. Das leichte Paket; dasselbe mag aus zusammengenähten Tuchflecken ungefähr 5—6 cm dick und ca. 30 cm lang, oder auch aus gutem Stroh fest zusammengebunden sein, das ca. 30 bis 40 cm lang scharf zugeschnitten ist, mit Tuch überzogen wird und ungefähr eine walzenförmige Dicke von 5—6 cm besitzt. Besser noch ist die Form, wenn das Paket da, wo es der Hund, also in der Mitte, fassen soll, nur ca. 4—5 cm Durchmesser hat, an beiden Enden aber ungefähr 7—9 cm stark ist.

4. Der Apportierbock, d. h. eine 25—30 cm lange und 5 cm dicke Walze aus hartem Holze, welche an beiden Enden ein Holzkreuz befestigt erhält, so daß sie, auf diesem stehend, etwa 5—6 cm vom Boden freisteht; kann auch etwas mit Tuch umwickelt werden, weil am Holze selbst der Hund gerne etwas fest zugreift.

5. Die kurze Leine aus gutem Hanfseil, etwa $^3/_4$ cm dick.

6. Die Lederkette, d. h. ein leichtes Kettchen mit Leder überzogen, um zu verhüten, daß sich der Hund das Abbeißen (Abschneiden) der Leine angewöhnt.

7. Die mittlere Leine, etwa 4 m lang.

8. Die lange Dressurleine, eine gesunde Hanfleine, 25—30 m lang.

9. Die Holzkugel, eine etwa 10 cm im Durchmesser haltende Kugel aus hartem Holze, welche durch ein angebrachtes Loch, durch welches ein Strick von ungefähr 60—80 cm Länge gezogen wird, je nach Höhe des Hundes, welcher wiederum am Halsbande befestigt wird. Sie dient dazu, hitzigen Hunden das Hetzen zu verleiden.

10. Der leichte Hasenbalg, ein mit Stroh u. dergl. ausgestopfter und zusammengenähter Hasenbalg.

11. Der schwere Hasenbalg, wie vorher, nur an den beiden Enden durch Steine oder Bleistücke auf 2—3 kg beschwert.

12. Die ausgestopfte Rehdecke, beschwert bis zum annähernden Gewichte eines Rehbockes.

13. Der ausgestopfte Katzenbalg, wie beim Hasenbalge beschrieben.

14. Die Hundepeitsche, am besten in Gertenform.

15. Eine gut konstruierte Hundepfeife für solche Jäger, welchen der Pfiff durch den Finger nicht geläufig ist.

Alle diese Instrumente fertigt Herr Eduard Kettner in Köln oder auch Herr A. Kind in Hunstig bei Dieringshausen a. Rh. u. a.

Ungefähr im Alter von $^3/_4$ Jahr mag man nun etwas ernstlicher mit dem Zöglinge zu Werke gehen. Man legt ihm das Halsband an und beginnt ihn leinenführig zu machen. Zu diesem Zwecke taugt das mit Leder überzogene Kettchen am allerbesten, an welchem angekoppelt man ihn kurz gefaßt an die linke Seite nimmt, so daß der Kopf ungefähr am linken Knie des Lehrers sich befindet und geht nun so mit ihm auf und ab oder im Hofraum, Stadel 2c. einige Zeit hin und her. Der junge Bengel wird zerren, wird sich losmachen wollen, ja sogar die Leine abzubeißen suchen. Auf alle diese Renitenz wird gar nicht reagiert, man merkt es nicht und geht seiner Wege. Nach ein paar Tagen, an denen man so den Hund längere Zeit geführt und alle Wendungen gemacht hat, wird er sich Gehen an der Leine.

allmählich daran gewöhnen und schließlich an der Leine anständig gehen. Die meisten Hunde, welche schlecht leinenführig sind, ziehen gewöhnlich voraus. Das ist beim Gehen im Walde und bei der Jagd höchst lästig, man muß in solchem Falle den jungen Hund mit dem Rufe „zurück“ einen leichten Ruck an der Leine geben und wenn dies nicht gründlich abhilft, endlich eine Gerte zur Hand nehmen und ihn damit strafen, so oft er sich vergißt. Sollte all' dies nicht zum Ziele führen, so legt man dem Hunde Korallen an.

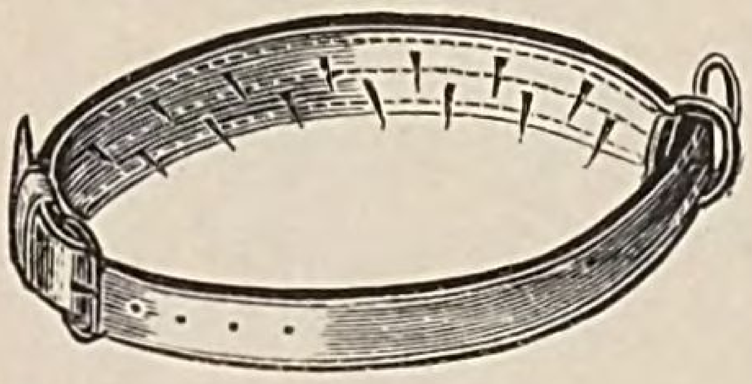


Fig. 1.

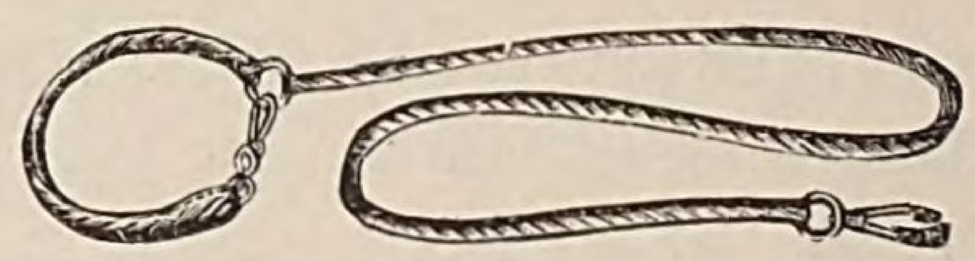


Fig. 2.

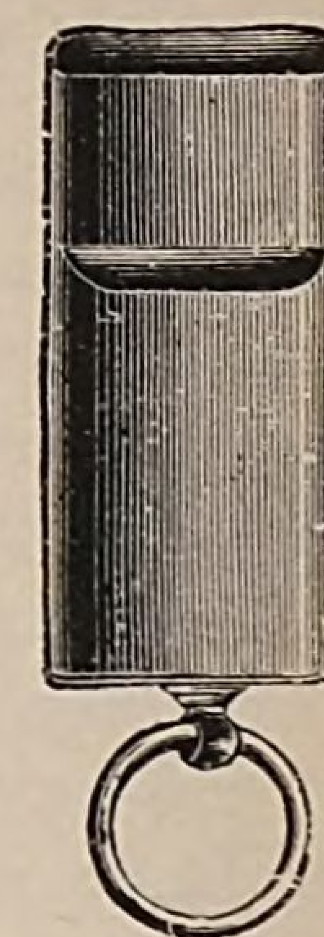


Fig. 3.

Fig. 1: Das Dressurhalsband,*) welches weder nach vorn gleiten, noch die Behangränder wund schlagen kann. — Fig. 2: Die Lederkette, zum Ablegen des Hundes bestimmt, um jeden Gedanken, sich abzuschneiden, im Keime zu ersticken. — Fig. 3: Die Hundepfeife, derart konstruiert, daß sie auf jede Entfernung bis zu 300—400 Schritten vom Hunde gerade noch vernommen werden kann, wodurch Erziehung zur Harthörigkeit vermieden wird. Bei den üblichen Hundepfeifen ist es meistens unmöglich, ihren Laut zu dem so wichtigen feinen, einem zischenden „Ssst“ gleichenden Pfiff zu ermäßigen; ihr Gebrauch gewöhnt den Hund an laute Signale und macht ihn harthörig. Für kürzere Entfernung gibt die Pfeife einen feinen Laut; für Arbeit im Wald, Schilf 2c. ist sie für Steigerung bis zu einem gellenden Pfiff eingerichtet.

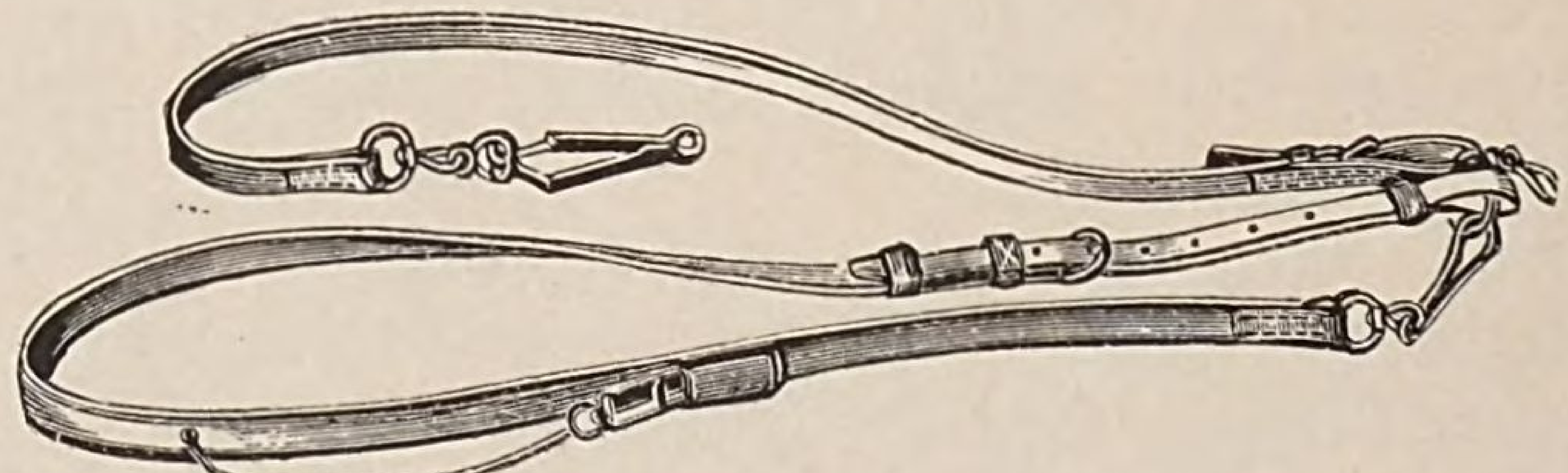


Fig. 4.

Fig. 4: Der Umhängeriemen mit Leine, derart eingerichtet, daß der Hund momentan sicher festgelegt werden kann; der Riemen kann ohne Umstände in einen 2 m langen Hetzriemen verwandelt werden.

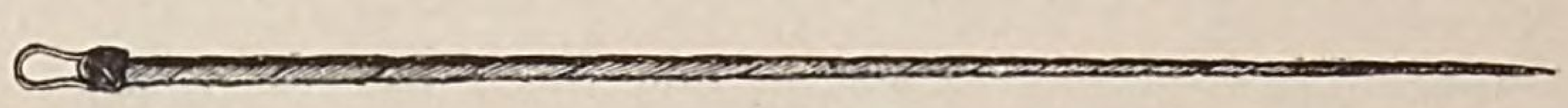


Fig. 5.

Fig. 5: Ledergerte für die Stubendressur und erste Zeit der Führung, dieselbe setzt den Dresseur instand, damit Strafen von der leichtesten Berührung bis zu den empfindlichsten Schlägen erteilen zu können, wozu die übliche Hundepeitsche gänzlich unbrauchbar ist.

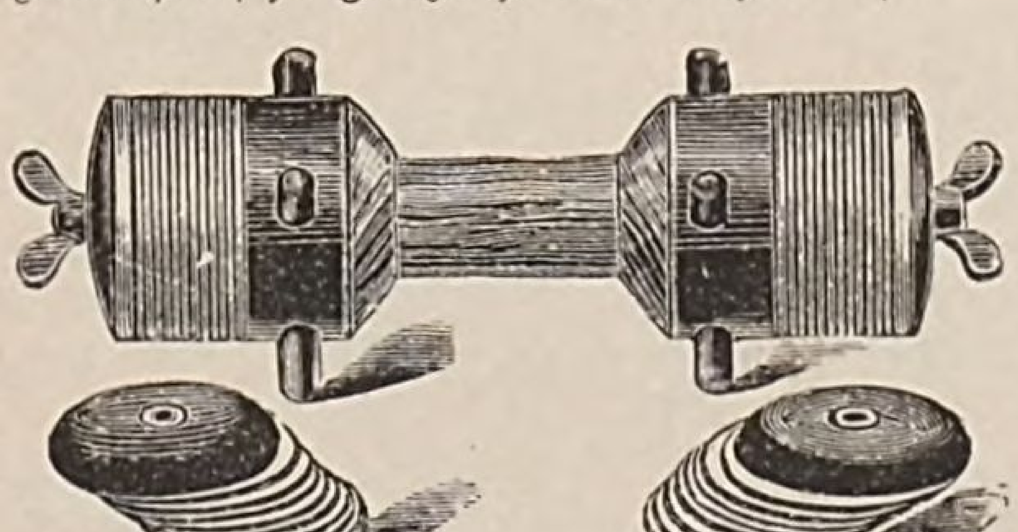


Fig. 6.



Fig. 7.



Fig. 8.

Fig. 6: Der Apportierbock, durch seine Form den Hund anleitend, alles genau im Gleichgewicht zu tragen und bis zu 18 Pfund apportieren zu lernen. — Fig. 7: Schweißriemen für Gebrauchshunde, mit Schnalle oder Karabinerhaken. — Fig. 8: Halsung für Gebrauchshunde, sowohl als gewöhnliches Halsband wie auch als ausreichender Ersatz für die Schweißhundhalsung verwendbar. Durch einfaches Umdrehen erscheint die Halsung weiß und macht den Hund beim Buschieren, bei der Stöberarbeit und auch auf der Feldsuche weithin erkennbar. Zum Zusammenziehen oder nicht, je nach Benutzung der Ringe.

*) Die hier abgebildeten Dressurapparate sind nur durch die Firma Eduard Kettner, Köln, Hohestraße 67, zu beziehen und sind gesetzlich geschützt, daher vor Nachahmung gewarnt wird.

Die Apparate tragen den Namen Oberländer

Neben dieser Übung im Freien kann in der Stube der Anfang von Appell beigebracht werden. Man ruft den Namen des Hundes und veranlaßt ihn zum Herrn herzuzugehen, was man durch Darreichung eines Leckerbissens beschleunigen kann. Ist er zum Fuße des Herrn hergekommen, so lobt man ihn, greift ihn mit der Rechten beim Halsbande und spricht ihn an „setz dich", indem man mit der Linken ihm das Hinterteil niederdrückt. So oft im Tage als möglich gemacht, wird bald zum Ziele führen. Setz dich!

Wie das „Setzen", muß auch das „Legen" geübt werden. Man nimmt den Hund kurz an der Leine, läßt ihn sich setzen, lobt ihn dafür und dann gibt man ihm das Kommando — „leg dich" — während die Rechte die Leine kurz festhält, greift man mit der Linken in den Nacken des Hundes und drückt ihn sanft nieder und zwar so, daß der Kopf völlig zwischen den Vorderläufen am Boden liegt; zeigt sich der Hund störrisch, so greift man mit der Rechten die beiden Vorderläufe kurz über dem Boden und zieht sie vorwärts, so daß der Hund sich legen muß. Will der Hund, bevor das Kommando zum Erheben gegeben wird, sich bewegen oder wie gewöhnlich den Kopf heben, drückt man ihm denselben wieder nieder und bekräftigt dies mit einem deutlichen — „st" —. Zur Verstärkung dieser Arbeit kann man auch einen Leckerbissen (ein Stückchen Brot oder Fleisch) auf Spannweite dem Hunde vor die Nase legen, ohne daß er darnach greifen darf, bis das Kommando „faß" gegeben wird. Leg dich!

Im weitern läßt man den Hund sich legen, („down" oder „tout beau") und versucht von ihm langsam hinwegzugehen, vereitelt aber jede Bewegung mit dem drohenden Laut: „st" oder „tout beau", auch „couche" — nur muß man den einmal angenommenen Ruf für die ganze Dauer der Dressur und Führung beibehalten — und stellt sich ein paar Schritte weit seitwärts hinter dem Hunde auf. Endlich ruft man dem liegenden Hunde rasch und energisch zu: „Hieher!" und bekräftigt diesen Ruf mit einer raschen Bewegung der Hand und des linken Zeigfingers und einem Rucken der Leine, so daß der Hund bis zu den Beinen des Lehrmeisters gehen muß und dann auf den Befehl „setz dich", während man die Leine kürzer greift, sich vor dem Herrn setzen muß. Mit dieser Übung können verschiedene Variationen und Verstärkungen durchgeführt werden, welche ich hier nicht alle beschreiben kann.

Diese Übungen müssen abwechslungsweise und so oft als möglich wiederholt werden, bis im Laufe von einigen Tagen der Hund nach und nach in allem ganz fest und verlässig ist. Namentlich muß er sitzen und auch liegen bleiben, solange ihn der Herr nicht abruft. — Dadurch wird nicht bloß die Aufmerksamkeit und der Gehorsam des Tieres geweckt und gestärkt, sondern auch die Grundlage zum Ablegen für die Folge gelegt.

Wenig verständige Jäger gehen nicht systematisch von Schritt zu Schritt mit der Dressur des Hundes vor; sie bedenken nicht, daß das Tier die Worte des Menschen eigentlich nicht kennt, sondern erst durch Übung begreifen lernen muß, was die Worte bedeuten. Ich habe sogenannte Dresseure gesehen, welche dem Hunde irgend einen Gegenstand hinausgeworfen haben, ihm dann zuriefen „apporte!" und glaubten, der Hund müsse verstehen, was das bedeute. Nicht selten war das die erste Arbeit und dabei sagten sie, der Hund muß das Apportieren spielend erlernen. Apportieren.

Das ist grundfalsch; alle jene Hunde, welchen das Apportieren auf solche Weise beigebracht wird, sind schlechte, oberflächliche Apporteure ihrer Lebtag geblieben; solche Hunde sind nicht stramm erzogen und werden in allen ihren Arbeiten auch nicht stramm und präzis arbeiten. Zum Glück liegt im Vorstehhunde so viel Talent, daß er auch in solcher Abführung manchmal noch gut wird, aber viele Hunde werden damit verdorben. Dem Apportieren wird mit Recht viel Wert beigelegt, aber oft mehr Wert als nötig ist. Ich halte aber, abgesehen vom Herzubringen erlegten Wildes, das stramme Apportieren als einen Gegenstand der Dressur, der dem Hunde strengen Appell, strengen Gehorsam und präzise Arbeit angewöhnt und übe deshalb das Apportieren sehr strenge, nicht seiner selbst willen allein, sondern wegen der ganzen, allgemeinen Schmiegsamkeit des Hundes bei späteren, viel schwierigeren Passagen.

Die Übung des Apportierens wird auf folgende Weise begonnen. In einem geschlossenen Raum, wo keine Gegenstände sind, hinter oder unter welchen der Hund sich drücken kann, setzt sich der Lehrer auf einen Stuhl, nimmt den jungen Hund an der Leine zwischen die Beine, zieht die Leine unter dem Schenkel hindurch, so daß er beide Hände frei hat. Der zur Übung vorbereitete Gegenstand, das

sogenannte kleine Paket oder ein zusammengeknüpftes Taschentuch befindet sich in der Rechten des Herrn. Die linke Hand liegt auf dem Nasenrücken des Hundes und zwar so, daß der Daumen die Lippen rechts hinter den Fangzähnen, die andern Finger links drücken können.

Nun wird das Paket dem Hunde vor die Nase gehalten und ihm energisch zugerufen: „Faß!“ Der Hund weiß natürlich das erstemal nicht, was das zu bedeuten hat. Nun, um das klar zu machen, drückt ihm der Lehrer mit der Linken den Fang auf und schiebt ihm unter dem Zuruf „Faß“ das Paket in den geöffneten Fang. Man muß nun verhüten, daß der Hund den Gegenstand mit der Zunge herausschiebt oder gar fallen läßt, hält ihm also denselben im Fange fest und lobt ihn: „brav mein Hund!“ Glaubt man, daß es genügend ist, und das soll im Anfang nicht zu lange währen, dann ruft man: „aus!“ und nimmt ihm unter Streicheln mit der Linken und unter Loben den Gegenstand mit der Rechten ab. Der Hund soll bei der Abführung jeglicher Art bei guter Laune erhalten werden, niemals Angst zeigen, aber doch den Ernst der Sache begreifen lernen.

Die Übung wird mehreremal nacheinander am ersten Tage wiederholt. Manche Dresseure nehmen den Gegenstand mit dem Worte ab: „Laß!“; ich halte dies für nicht gut und wähle das Wort „aus“, weil „laß“ und „faß“ so sehr gleichlautend sind, obgleich sie das Gegenteil von einander bedeuten, daß der Hund irre werden könnte.

Man langweile im Anfang mit einer Übung den Hund nicht, lasse es nach einigen Wiederholungen bewenden und übe die andern Gegenstände nach, dann legt man den Hund an sein Lager fest, um ihm gewissermaßen Zeit zu geben, über das Gelernte nachzudenken. Nächsten Tag wird alles repetiert.

Im Apportieren darf man aber keinen Schritt weitergehen, bevor der Hund nicht entschieden von selbst den Fang öffnet und kräftig nach dem Paket greift, dasselbe aber dann auch so lange festhält, bis der Befehl: „aus!“ erfolgt.

Einige Geduld wird zum Ziele führen; wer aber etlichemal den Hund bloß anschreit „faß“ — und wenn er es nicht gleich versteht, das Paket ihm dann um den Fang schlägt, der soll seine Hand vom zu dressierenden Tiere ferne halten, denn er taugt viel weniger zu diesem Geschäfte, als das Tier selbst.

Ist nun der Hund im „Fassen“ sicher, so geht man weiter, denn er weiß jetzt genau was „faß“ bedeutet.

Zunächst legt man das Paket einige Schritte vom Hunde hinaus, läßt den Hund an der Leine vor dem Herrn sich „setzen“, dann sich „legen“ und zieht dann den Hund unter dem Rufe „vorwärts“ oder „avance“ ein paar Schritte vor, ruft ihm dann „couche“ oder „down“ zu, läßt ihn wieder liegen und endlich vor dem Apportiergegenstand couche machen. Nun läßt man den Hund ruhig in der Stellung verharren, tritt hinter ihn zurück, und während man ihm energisch zuruft: „hieher“ oder „herein“, zieht man ihn an der Leine zurück, geht ein paar Schritte mit ihm zurück, läßt ihn setzen und wiederholt das Avancieren einigemal mit ihm.

Zuletzt, wenn man glaubt sicher zu sein und der Hund ruhig vor dem Paket liegt, wird der Befehl energisch gegeben: „faß—apporte“ — nun soll der Hund zugreifen, den Gegenstand fassen und wenn dies geschehen, zieht man den Hund unter Loben an sich heran und geht einige Schritte weit mit ihm, läßt ihn sich „setzen“ und nimmt ihm dann mit dem Zuspruche: „brav mein Hund — aus!“ den Gegenstand sanft ab und lobt den Hund. Ist diese Übung an der Leine genügend exerziert, dann läßt man alles frei, ohne Leine machen.

Man nimmt den Hund zwischen die Beine, zeigt ihm den Apportiergegenstand, will er fassen, untersagt man ihm dies mit „st“, ruft ihm zu „faß“, läßt ihn zugreifen und einige Zeit halten, dann befiehlt man „aus“, nimmt den Gegenstand ab, lobt den Hund und wirft das Paket die ganze Stubenlänge hinaus.

Rasch wird der Hund nachspringen wollen. Das wird nicht gestattet. „Schon dich“, man greift den Hund am Halsband, hält ihn zurück und läßt ihn völlig ruhig werden. Dann spricht man ihn an „vorwärts“ oder „avance“, läßt ihn einige Schritte avancieren, ruft dann „leg dich!“ oder „down“, aber energisch, und läßt den Hund dann einige Zeit liegen.

Hierauf befiehlt man ganz energisch „herein“ oder „hieher“ und läßt den Hund vor sich wieder setzen. Man sieht dem Hunde gewiß die Begierde an, den Gegenstand zu holen, gestattet ihm dies aber nicht sofort, sondern wartet einige Sekunden und dann befiehlt man energisch „faß—apporte!“

Jetzt wird der Hund zum Gegenstand hinstürmen, um zu greifen, da erschallt aber wieder das Kommando „leg dich“ oder „down“ und der Hund muß vor dem Gegenstande unmittelbar ruhig liegen. Nach kleiner Pause ruft man „faß—apporte“ und der Hund muß rasch zugreifen, mit vollem Fange greifen und auf Kommando „hieher“ den Gegenstand bringen — „setz dich“ erfolgt dann und zuletzt „aus!“, wobei man dem Hunde den Gegenstand abnimmt und strikte verhütet, daß er ihn dem Herrn etwa vor die Füße hinfallen läßt. Dies darf niemals geduldet werden, ebensowenig als ein Anfassen des Gegenstandes beim äußersten Zipfel; der Hund muß mit gut geöffnetem Fange den Gegenstand festgreifen und behalten, bis ihn der Herr mit „aus“ abnimmt.

Diese Zimmerübung präzis und energisch eingelernt, ist eine feste Grundlage für alle weiteren Arbeiten und auf diese Weise wird der Hund zum sicheren Apporteur für die Praxis. Mit diesen Zimmerübungen — Stubendressur — hat der Hund so viel Verständnis und Appell gelernt, daß man weiterschreiten und mit ihm ins Freie gehen kann.

Vorproben.

Die Dressur eines Hundes ist eine langwierige und schwierige Arbeit; bevor man sich dieser unterzieht, muß man sich aber auch gründlich vergewissern, ob der Hund jene Anlagen in sich hat, welche den Aufwand für so viele Mühe und Arbeit lohnen. Bevor man also zur ernstlicheren und eigentlichen Dressur übergeht, muß man erkunden, ob der Hund — Nase und Passion hat, denn ein Hund ohne vorzügliche Nase wird trotz aller Schulung und Dressur immer nur ein Stümper bleiben und niemals die aufgewendete Summe von Arbeit und Mühe wert sein.

Da schlägt nun fast jedes Dressurwerk eine andere Methode vor, wie man am leichtesten und sichersten erkennen kann, ob der Hund das Zeug hat, die Dressur zu lohnen.

Ich übergehe diese Vorschläge und will jedem Dresseur überlassen, seine Maxime als die beste anzusehen, betone aber nur, daß es Hauptbedingung ist, zu erforschen, ob der Hund die nötigen Anlagen zum Gebrauchshunde besitzt, ehe mit der Dressur begonnen wird. Ein findiger Jäger wird nicht nötig haben, hierüber erst Vorschläge in Dressurwerken studieren zu müssen, er wird aus der ganzen Verfassung und aus dem Gebahren des Tieres bei verschiedenen Anlässen sofort erkennen, ob der Kandidat der Mühe würdig ist. Hiebei soll man sich aber durchaus nicht mit zweifelhaften Tieren zulange aufhalten, Halbheit ist das Schlimmste, man stelle deshalb stets hohe Anforderungen an die Geistesgaben des Tieres, bevor man sich entschließt, dasselbe in Dressur zu nehmen.

Nach dieser Abschweifung und Mahnung kehren wir wieder zur Dressurarbeit zurück.

Ich habe die Vorübungen in der Stube aufgezählt und erachte dieselben als genügend, um mit dem Zögling ins Freie zu gehen und dort ernstlicher weiterzufahren.

Als Apportiergegenstand in der Stube habe ich solche Gegenstände empfohlen, welche der junge Hund gerne anfaßt, wie das zusammengeknüpfte Taschentuch des Jägers, ein Paar gebrauchte und zusammengesteckte Lederhandschuhe oder ein leichtes, weiches Paket; dasselbe mag aus zusammengerollten Tuchlappen ꝛc. bestehen und nicht zu groß und dick sein, ungefähr so dick als ein Rebhuhn ꝛc. Mit diesen Gegenständen hat der junge Hund gelernt anzufassen und das Appport zu halten. Taschentuch und Handschuhe, welche gebraucht sind, ziehe ich für die ersten Versuche deshalb vor, weil der Hund die Wittrung des Herrn dabei hat und sie lieber nimmt als alles andere.

Übung im Freien und Verloren apportieren.

Zunächst übt man alle schon eingelernten Gegenstände wieder durch, läßt den Hund den schon gewohnten Gegenstand apportieren und schreitet dann dadurch vorwärts, daß man die Entfernungen vergrößert. Geht dies, dann beginnt man mit „Verloren apportieren“.

Man hält den Hund an der Leine, legt den Apportiergegenstand dem Hunde sichtbar auf die eigene Spur und geht etwa 30—40 Schritte weiter. Nun läßt man den Hund sich setzen, macht ihn aufmerksam, nimmt die Leine ab, ohne daß der Hund seine Stellung verlassen darf, und dann läßt man ihn auf den Gegenstand hin avancieren, ruft ihm unterwegs „down“, „leg dich“ oder „couche“ zu, läßt ihn eine Zeit lang liegen, kommandiert „avance“ oder „weiter“ und, wenn er beim Gegenstand angekommen, energisch „down“ — nach kleiner Pause — „herein!“ —

„setz dich!" und wieder nach kleiner Pause endlich — „weiter" — „faß—apporte!" Der Hund wird mit Begierde auf dieses Kommando warten und frisch und schneidig zum Apporte hingehen, dasselbe greifen und auf das Kommando — „herein!" auch bringen. Dann „setz dich!" und endlich — „aus", worauf der Hund gelobt wird.

Ist das genügend gelungen und eingeübt, dann geht man weiter. Man läßt den Gegenstand, ohne daß der Hund es merkt, fallen, geht ca. 50—60 Schritte hinweg, aber nur so weit, daß der Hund den Gegenstand noch eräugen kann. Nun läßt man den Hund sich „setzen"; ist er gehörig gesammelt, wird das Kommando „such verloren!" gegeben, was mit entsprechender Handbewegung nach dem Gegenstande hin verstärkt werden kann.

Ist der Hund beim Gegenstand angekommen, so wird nicht mehr „down" kommandiert, sondern gleich „faß—apporte!" „herein!" wie vorher.

Nach ein paar solcher Übungen geht man, während der Hund den Gegenstand apportiert, langsam weiter und läßt ihn dann mit dem Gegenstande nachfolgen.

Nun verschärft man die Übung so, daß der Hund den Gegenstand nicht mehr liegen sieht, sondern auf der Spur des Herrn zurückgehen muß, bis er den Gegenstand in Wind bekommt oder sieht und dann greift.

Ich lasse deshalb den Hund in größerer Entfernung beim Verloren apportieren vor dem Gegenstande nicht mehr „down" machen, daß sich der Hund angewöhnt, den verloren zu apportierenden Gegenstand sofort zu greifen und zurückzubringen, weil er sonst, statt sofort mit dem Gegenstande zurückzukommen, irgendwo vor demselben „down" machen könnte und man gezwungen wäre, soweit zum Hunde hinzugehen, bis er das Kommando „faß — apporte" — „hieher" hören könnte, was eben in der Praxis nicht geht.

Wenn der Hund die Vorübungen stramm auszuführen gelernt hat, wird man staunen, wie rasch er das Verloren apportieren los hat. Hiebei ist aber ein Hauptzweck verbunden, nämlich jener, den Hund daran zu gewöhnen, daß er auch auf weitere Entfernung vom Herrn dessen Befehlen unbedingt zu gehorchen lernt und seinem Kommando ohne weitere Besinnung Folge leistet.

Wenn man bei der Dressur sich angewöhnt, alle Befehle mit einer entsprechenden Hand- und Armbewegung gleichmäßig zu verbinden, so lernt auch der Hund diese Bewegung als ein Zeichen des entsprechenden Befehlens respektieren, was in der Folge bei der Suche in größerer Entfernung doppelt große Vorteile bringt.

So kann z. B. das Kommando „down" stets mit ganz gerade erhobenem Arm begleitet werden. Ich habe der Schulung halber stets, wenn der Hund mit dem gefaßten „Apport" zu mir her unterwegs war, den Arm erhoben, „down" kommandiert und den Hund dadurch veranlaßt, mittem auf dem Wege anzuhalten, sich zu setzen oder niederzulegen und erst wenn der Befehl „vorwärts" oder „avance" mit herabschnellender Bewegung des Armes wieder erfolgte, durfte der Hund seinen Weg fortsetzen.

Durch diese Übung hat man später den revierenden Hund stets in der Hand und dies kommt besonders dann zu gute, wenn der Hund geneigt ist, nach dem Schusse einzuspringen, was unter keinen Umständen geduldet werden darf, denn dies ist ein sehr störender Nachteil für korrekte Arbeit und wird so vielfach über dem Jagdeifer des Herrn selbst außer acht gelassen.

Ich führe das korrekte Apportieren deshalb in solch breiten Ausführungen an und arbeite es mit dem Hunde sehr umständlich durch, weil der Hund, der Anfänger, durch diese Schulung für alle weitere Arbeiten eine so stramme Grundlage erhält, daß die weiteren schwierigeren Übungen, bei denen man den Hund nicht so sehr in der Hand hat, dadurch viel leichter eingearbeitet werden können.

Ich habe diese Arbeiten sogar mit Dachshunden vollkommen durchgeführt und zum Beweise der Möglichkeit zu wiederholtenmalen dieselben im Kreise der Mitglieder unseres Hundezuchtvereins vorgeführt.

Meine selbst dressierten Vorstehhunde haben stets den Beweis geliefert, daß ich sie zu ausgezeichneten Verloren-Apporteuren ausgebildet habe, und kein angekratztes Stück, sei es Fuchs, Rebhuhn oder Hase, ging mir, wenn die Möglichkeit überhaupt gegeben war, zu Verlust.

Ich habe verschiedene, schon in der Zimmerdressur ganz verdorbene Hunde aus Passion in Arbeit genommen und dieselben wieder auf richtigen Weg gebracht. Besonders einen langhaarigen deutschen Hund erhielt ich mit einem Alter von 11 Monaten, der total verschlagen war, so daß ich im Zimmer schon gar nicht mit ihm arbeiten konnte. Ich arbeitete mit ihm ganz im Freien und nach 4 Wochen harter Mühe brachte ich ihn soweit, daß er mit der Zeit einer der besten Apporteure wurde, welche ich je gesehen habe — ein Verloren-Apporteur ersten Ranges; aber nur die Grundlage, die feste Grundlage der Vorübungen, besonders des Apportierens, brachten den Hund auf seine spätere Höhe und nahmen ihm das Mißtrauen gegen seinen Lehrmeister.

Es ist immer die Kunst des Dresseurs, der individuellen Veranlagung des Tieres die größte Aufmerksamkeit zu schenken, nicht schablonenmäßig zu dressieren, sondern dabei so zu verfahren, wie die geistigen Veranlagungen und das Gemüt des Tieres dies erfordern, ohne aber dabei das Endziel des zu Erstrebenden aus dem Auge zu lassen.

Hat man dem jungen Hunde die Bedeutung des Pfiffes nicht schon in den Vorübungen klar gemacht und ihm eingelernt, auf den Pfiff sofort zum Lehrer zurückzukehren, so ergibt sich beim Apportieren die beste Gelegenheit hiezu. Der Pfiff.

So oft das Kommando — „herein!" gegeben wird, verstärke man es durch einen raschen und kräftigen, aber kurzen Pfiff; bald wird der Hund begreifen, daß stets auf den Pfiff das Kommando „herein!" erfolgt, und er wird nach und nach dem Pfiffe unbedingte Folge geben. Man hüte sich aber, mit dem Pfeifen zu verschwenderisch umzugehen, denn dadurch wird die Wirkung desselben abgeschwächt, und der Hund gibt zuletzt darauf weniger Aufmerksamkeit; wenn aber im rechten Moment der rasche, kurze Pfiff erfolgt und strikte durchgeführt wird, dann muß unbedingt der Hund jedesmal hereingehen.

Bei der ganzen Dressur befolge man die Regel, daß, wenn einmal ein Befehl gegeben ist, kein Schritt mehr weiter gemacht werden darf, ehe dieser Befehl voll und ganz durchgeführt ist. Das ganze Wesen der Parforce-Dressur besteht ja darin, daß der Hund einem gegebenen Befehle gehorchen muß, und um dies strikte durchzuführen, müssen alle anwendbaren Mittel gradatim gebraucht werden, bis die Übung tadellos geht.

Vielfach ist die irrtümliche Ansicht verbreitet, die Parforce-Dressur bestehe in Prügeltheorie, in Gewaltthätigkeit und harter, roher Behandlung des Hundes — das ist grundfalsch. Dem Hunde muß nur mit eiserner Konsequenz beigebracht werden, daß er dem Meister seinen eigenen Willen unterordnen, daß er gehorchen muß, und in der Durchführung des unbedingten Gehorchens, nicht in den einzelnen Mitteln liegt der Begriff — Parforce-Dressur.

Man hat ja Steigerungsmittel; gelingt eine Übung nicht mit dem strengen Befehle, so stehen dem Lehrer Korallen zur Verfügung, und erst wenn man mit diesen nicht zum Ziele kommt, kann Zuflucht zur Peitsche genommen werden.

Jedes Individuum ist anders veranlagt; der weiche Hund bedarf einer ruhigeren, milderen Behandlung; harte, starrköpfige Tiere dagegen müssen schärfer behandelt werden — aber in der Beurteilung der Veranlagung des Tieres liegt die Kunst des Dresseurs — man kann mit zu harten Mitteln den Hund störrisch, handscheu machen, man kann ihn soweit bringen, daß er so hart wird, daß nur die schärfsten Mittel verfangen, während man bei vorsichtiger, sparsamer Verwendung der Strafmittel bei manchem Tiere viel rascher und weiter vorwärts kommt als mit harten Strafen.

Ruhe, Ernst, strenger Ernst sei der Anfang, bedarf es dann einer Steigerung, steht sie uns zur Verfügung. — Haben wir nun den Hund im Apportieren und Verloren suchen mit dem leichten Gegenstande fest gemacht, und versteht der Hund alle Kommandos, so schreitet man weiter und gewöhnt ihm an, auch solche Gegenstände zu apportieren, die ihm nicht so genehm sind wie der leichte Gegenstand.

Zunächst ist dem Hunde beizubringen, daß er jeden Gegenstand im Gleichgewichte fassen und tragen und nicht am äußersten Zipfel anfassen soll. Ein Hund, der einen Hasen nur beim Balge faßt oder ein Rebhuhn nur am Flügel, macht einen recht traurigen und für seinen Führer sehr verächtlichen Eindruck; ein solcher Hund wird kein erlegtes Stück weit tragen, man darf gewärtig sein, daß er es jeden Augenblick fallen läßt und sich weiter nicht mehr darum kümmert.

Eine andere Untugend mancher Hunde ist, an dem Stück, das er apportieren soll, längere Zeit herumzuknetschen, bis er es endlich und schlecht genug nimmt. Der Hund muß ohne Besinnen den Gegenstand mit vollem Fange greifen, rasch aufnehmen und ebenso rasch herbeibringen. Dazu ist folgendes nötig:

Man nimmt einen Apportierbock zur Hand, wie die Abbildung (siehe S. 502) zeigt, derselbe muß aber so konstruiert sein, daß er gegen die beiden Enden zu recht dick umwickelt ist und dem Hunde, will er da fassen, Schwierigkeiten bereitet, während er in der Mitte dünner und leichter zu fassen ist. Damit gewöhnt sich der Hund an, in der Mitte und im Gleichgewichte zu fassen.

Federwild apportieren. Ein weiterer Fortschritt ist das Apportieren von Federwild. Nicht jeder Hund nimmt, wenn er auch mit dem Apportieren des leichten Paketes oder des Apportierbockes vertraut ist, sofort Federwild gern auf.

Als erste Übung nimmt man ein geschossenes Rebhuhn oder in Ermanglung dessen eine tote Taube, setzt den Hund vor sich hin und hält ihm die Taube vor den Fang. Wenn er sie berochen hat, kommandiert man, wie anfangs beschrieben: „faß“ und greift der Hund nicht oder nur schlecht, so drückt man ihm die Taube auf schon beschriebene Art in den Fang und läßt sie ihn eine Zeit lang ruhig halten, bis das Kommando „aus“ erfolgt.

Erst wenn der Hund die Taube tadellos dem Lehrer selbst aus der Hand nimmt, d. h. schön und ohne Zaudern zugreift, wird die Taube hinausgeworfen und alles so gemacht, wie mit dem leichten Paket.

Gewöhnlich nehmen Hunde die Wildenten schwer an, teils wegen des Volumens, teils wegen des thranigen Geruches. Es ist also die Übung mit der Wildente gehörig einzuschulen, denn im Anfang macht dem Hunde das starke Bauchgefieder der Wildente einige Schwierigkeit beim Anfassen.

Beim Apportieren von Federwild muß der Lehrer sein Augenmerk darauf richten, daß der Hund dasselbe nicht „quetscht“ oder im Fange herumkauet, sondern dasselbe mit ganzem Fange, aber leicht hält.

Ich möchte deshalb raten, den Hund nicht früher das schwere Paket oder schwere Gegenstände apportieren zu lassen, ehe er nicht das Rebhuhn oder die Taube tadellos bringt.

Ein Hund, welcher den leichten Apportiergegenstand aus der Hand des Lehrers fassen gelernt hat, wie ich es beschrieben habe, wird selten dazu kommen, das Federwild zu quetschen. Gewöhnlich haben diese Untugend solche Hunde, denen das regelrechte Apportieren nicht stramm gelehrt wurde. Hat aber ein Hund diesen Fehler sich angeeignet, so dürfte er ihm schwer und nur mit großer Mühe und Konsequenz abgewöhnt werden können.

Man empfiehlt wohl das Mittel, eine Taube oder ein Rebhuhn mit Drahtstücken kreuz und quer so zu durchstechen, daß dieselben, wenn der Hund drückt, ihn im Fange schmerzen.

Besser zum Ziele kommt man, wenn man die ganze Apportier-Dressur von vorne beginnt und namentlich das „Fassen des Gegenstandes aus der Hand“ des Lehrmeisters tüchtig übt, wobei man alle Vorsicht anwendet, daß der Hund dabei nicht drückt. Oswald empfiehlt auch das Apportieren von Eiern durchzuarbeiten, was gewiß für leichtes Anfassen von Vorteil sein kann.

Stets ziehe ich vor, dem Hunde die Übung mit dem Rebhuhn zu lernen, da er bei dieser Gelegenheit auch die Wittrung des Rebhuhns kennen lernt, was bei der Taube nicht der Fall ist.

Haben wir nun unsern Zögling soweit gebracht, daß er das Rebhuhn tadellos und ohne zu quetschen greift und bringt, so geht man weiter und läßt Haarwild apportieren.

Der Hasenbalg. Hiezu nimmt man als ersten Behelf einen Hasenbalg, stopft ihn mit Tuchlappen oder Stroh aus und näht ihn gut zusammen.

Man beginnt wieder, wie beim Rebhuhn, und wenn der Hund den Balg dem Jäger sicher aus der Hand nimmt, so läßt man ihn erst von weiterher apportieren.

Zur Verstärkung dieser Arbeit macht man den Hasenbalg allmählich schwerer, indem man Steine oder Blei in denselben verpackt, aber so umwickelt, daß sie dem Hunde an den Zähnen nicht schmerzen. Am besten ist es, den Hasenbalg an beiden Enden zu beschweren, in der Mitte aber freizulassen, daß der Hund sich angewöhnt, den Hasen in der Mitte des Leibes zu fassen.

Auch diese Übung muß von A—Z durchgeübt und dann zum Verloren apportieren übergegangen werden. Nach und nach wird das Gewicht des Hasenbalges bis zu dem Gewichte eines ausgewachsenen Hasen gesteigert.

Nun trachtet man, ein Karnickel oder wo diese fehlen, einen halbgewachsenen Hasen zu erlegen und die Übungen mit demselben durchzuführen und schließlich mit einem ausgewachsenen.

Als letzte Übung des Apportierens geht man zum Raubzeug über; zunächst wird mit Raben, Elstern ꝛc., dann mit Raubvögeln gearbeitet und schließlich kommt die Katze oder der Fuchs daran. **Raubwild apportieren.**

Kann man mit einem halbgewachsenen Fuchse beginnen, ist es besser als mit dem schweren, ausgewachsenen.

Diese Arbeit hat oft große Schwierigkeiten, denn manche Hunde haben natürlichen Widerwillen gegen den Geruch des Raubzeuges, man muß aber diesen Widerwillen durch fleißige Übungen nach und nach zu überwinden suchen.

Ich hatte einst einen englischen Vorstehhund in der Arbeit, der an sich sehr schwer zum Apportieren gebracht werden konnte. Da begann ich nach längeren Vorübungen mit Nutzwild, endlich mit einem halbgewachsenen Fuchse. Der Hund war nicht zu bewegen, aus eigenem Antriebe oder auf Kommando den jungen Fuchs zu greifen, so oft er gehorsam fassen wollte, widerte ihn der Geruch so an, daß er nicht zugriff und sein Unrecht einsehend, mit eingekniffener Rute zu mir zurückkehrte. Da fing ich wie bei der ersten Lektion an, nahm den Hund zwischen die Beine, kommandierte, nachdem ich ihm den Fuchs vor den Fang hielt — „faß“ und als der Hund nicht zugriff, drückte ich ihm den Fuchs regelrecht in den Fang. Das half; der Hund ließ den Fuchs nicht mehr fallen, trug ihn mir durch den ganzen Hof nach und als ich ihn setzen ließ und mit dem Kommando „aus“ den Fuchs abnahm, da verlangte die Natur ihre Rechte und der Hund übergab sich in vollem Sinne des Wortes. Wenn der Hund mir in der Folge auch das erlegte Wild apportierte, schneidiger und flotter Apporteur wurde er niemals, trotz aller Mühe, die ich mir mit ihm gab.

Wenn das Apportieren aus dem Wasser vielleicht erst zu der Abführung zur Wasserarbeit gezählt werden dürfte, so glaube ich doch besser daran zu thun, den Hund bei den Apportier-Lektionen schon gleich an das Wassergehen zu gewöhnen und ihm das Apportieren auch aus dem Wasser einzulernen, er wird bei der späteren Wasserarbeit schon eine Vorübung hinter sich haben und wenn er nicht schon von selbst ins Wasser geht, dies beim Apportieren erlernt haben. **Apportieren aus dem Wasser.**

Ich setze voraus, daß der Hund in allen Apportierarbeiten auf dem Felde fest ist.

Nunmehr begibt man sich zur warmen Jahreszeit, vielleicht an einem sonnigen Tage, an ein nicht reißendes Wasser mit flachem Ufer, das sich allmählich in das Wasser hineinzieht, so daß der Hund bequem hineintreten kann. In reißende Wasser oder in solche, welche bei hohem Gestade gleich eine gewisse Tiefe zeigen, tritt ein junger Hund nicht gerne ein, während er, wenn er den sich allmählich vertiefenden Grund sieht, entweder von selbst eintritt oder doch nach und nach sich dazu bringen läßt.

Es mag keine unnütze Vorarbeit sein, wenn man beim Spazierengehen mit langen Stiefeln ausgerüstet, den Hund an der Leine, hin und wieder einen nicht tiefen Bach überschreitet und den Hund an der Leine nachzieht, d. h. veranlaßt, mit seinem Herrn durch den Bach zu gehen; der Hund wird auf diese Weise, wenn er überhaupt Scheu vor dem Eintreten ins Wasser besitzt, sich unversehens daran gewöhnen und erkennen, daß ihm das Wasser keinen Schaden bringt. Hat man hiezu Gelegenheit, so ist ein großes Stück für das Apportieren aus dem Wasser gewonnen.

Zunächst am Ufer läßt man den Hund ein paarmal auf dem Trockenen apportieren, vielleicht auch Verloren apportieren und macht ihn dadurch geneigt. Am Ufer angekommen, reicht man dem Hunde ein Stückchen Brot; ein zweites wirft man ihm an den Rand des Ufers noch auf das Trockene und das dritte wirft man nur ein paar Fuß weit vom Ufer hinweg ins Wasser und ruft „Faß—apporte!“

Geht nun der Hund in dieses seichte Wasser nicht von selbst hinein, so nimmt man ihn an die Leine, tritt mit dem Hunde selbst ein und läßt ihn das schwimmende Brot greifen. Dies wiederholt man öfter, wirft den Bissen auch etwas weiter ins Wasser, so daß der Zögling tiefer eintreten muß, und läßt die Übung fürs erstemal bewenden.

Am nächsten Tag wiederholt man die Übung und wenn sie mit Brot geht, so läßt man vorher auf dem Lande ein Stück Holz apportieren, macht den Hund begierig und wirft ihm das ins Wasser mit dem Befehle: „Faß—apporte!"

So geht man stufenweise weiter, bis endlich der Hund gezwungen ist, zu schwimmen, um den Gegenstand zu erlangen.

Nach der Wasserarbeit gestatte man dem Hunde Freiheit und Bewegung, daß er nach dem Bade nicht friert, sich das merkt und einandermal davor scheut.

Apportieren unter Wasser. Außer dem Apportieren eines schwimmenden Gegenstandes soll man auch den Hund darauf einüben, nach dem Apport zu tauchen, d. h. den Gegenstand vom Grunde des Wassers heraufzuholen.

Vielleicht am besten und schnellsten erreicht man das, wenn man wie mit dem Brot, diesmal mit Fleisch verfährt. Das Fleisch sinkt unter und der begierige Hund ist veranlaßt, will er es erlangen, mit dem Fange unterzutauchen und unter Wasser zu greifen.

Apportieren über das Wasser. Als Schluß des Wasserapportierens ist eine Übung durchzumachen, welche für die praktische Jagdausübung von großer Bedeutung ist. Es gibt Hunde, welche wohl aus dem Wasser apportieren, aber Wild, das jenseits eines Gewässers liegt oder herabfällt, z. B. Ente oder Rebhuhn, nicht gerne holen, weil sie das Einsteigen ins Wasser mit dem Gegenstand im Fange scheuen. Dies muß künstlich angelernt werden.

Zu diesem Zwecke versieht man sich mit langen Stiefeln und sucht sich einen Bach, ein Flüßchen oder Altwasser auf, das seicht ist und in der Nähe keine Brücke aufweist. Man geht nun, den Hund kurz an der Leine, ein paarmal über den Bach, indem man auf der einen Seite einsteigt, mit dem Hunde durchwatet und drüben aussteigt und so vice versa.

Nun wirft man den Apportiergegenstand ins Wasser und läßt ihn ein paarmal vom Hunde herausbringen. Endlich wirft man den Gegenstand aufs jenseitige Ufer, nimmt den Hund an die Leine, durchwatet mit ihm das Wasser, läßt ihn das Apport greifen und im Fange halten und geht mit ihm so wieder zurück über das Wasser. Nach ein paar derartigen Übungen wird der Hund anstandlos die Lektion absolvieren.

Schußscheue. Sehr viele junge Hunde sind von Natur aus so angelegt, daß sie bei heftigen, unerwarteten Detonationen erschrecken, d. h. plötzlich zusammenfahren, ja sogar erschreckt zu flüchten suchen. Besonders ein unerwarteter Schuß erschreckt manche junge Hunde so sehr, daß sie ausreißen.

Um diese Scheu wegzubringen, ist es für den Anfang gut, wenn man, den Hund kurz an der Leine, in die Nähe einer Schießstätte oder irgend eines Schießplatzes geht und allmählich näher tritt, so daß sich der Hund an das Knallen der Büchsen gewöhnt. Zeigt er Angst, so spricht man ihm liebevoll zu, verläßt ab und zu die Nähe des Platzes und kehrt wieder zurück.

Von nun an nehme man stets ein Gewehr über die Schulter, wenn man mit dem Hunde zur Dressur in das Freie geht. Im weiteren läßt man sich von einem Gehilfen mit Gewehr begleiten, welcher etwa ein Dutzend schwach und ohne Schrot geladene Patronen mit sich führt. Erst läßt man den Begleiter auf größere Entfernung neben sich hergehend unversehens ein paar Schüsse in Zwischenräumen abgeben, während man den Hund an der Leine behält und, falls er beim Schuß Angst zeigt, ihm zuspricht.

Später legt man dem Hunde die lange Leine an, läßt ihn das leichte Paket apportieren und während dieser Arbeit einen Schuß abgeben; die lange Leine soll verhüten, daß der Hund ausreißt, denn das wäre das Schlimmste. Bei weiteren Versuchen gibt man dem Hunde Leckerbissen, und während er sie aus der Hand des Lehrers erhält, muß der Begleiter Feuer geben, wovon man scheinbar gar keine Notiz nimmt. So gewöhnt man den Hund nach einigen Übungen an den Knall.

Nunmehr hantiert man auch selbst viel mit dem ungeladenen Gewehre herum, schlägt damit einigemal an, läßt etwa die Zündhütchen ungeladener Patronen knallen und überzeugt damit den an kurzer Leine gehaltenen Hund, daß Gewehr und Schuß für ihn nicht gefährlich sind.

Man wird nun soweit kommen, daß der Hund den Schuß tadellos gewöhnt hat. Nun geht man weiter und schießt selbst, während man den Hund an der Leine hält. Sofort aber auf den

Schuß kommandiert man energisch — „setz dich“ und veranlaßt den Hund mit allen Mitteln hiezu, läßt ihn ruhig sitzen, während man am Gewehr herumhantiert und dasselbe wieder ladet, dann befiehlt man „weiter!“ und geht mit dem Hunde vorhin, um den Schuß und das „Setzen“ auf den Schuß wiederholt zu üben.

Diese Übung hat den Zweck, dem Hunde strenge anzugewöhnen, auf den Schuß sich zu setzen, wodurch das lästige und störende sogenannte „Einspringen“ nach dem Schusse später verhütet wird, was beim Jagdbetriebe unendlich störend ist.

Manche Jäger kommandieren nach dem Schusse „down!“ Der Hund macht dies leichter als „setz dich“, aber ich halte dafür, daß jener Hund, welcher apportieren soll, das geschossene Rebhuhn in sitzender Stellung besser fallen sieht, als wenn er z. B. im hohen Gras oder Klee „down“ macht.

Beim Engländer, der stets „down“ nach dem Schusse verlangt, ist dies anders; sein Vorstehhund braucht nicht zu apportieren, denn dazu führt er den Retriever (Apportierhund) mit.

Ein Freund von mir, als tüchtiger Parforcedresseur bekannt, führt seine Hunde so ab, daß sie auf ein kurzes, scharf ausgestoßenes „Hu!“, das weithin gellend durchdringt, sofort „down“ machen. Nach jedem Schuß erfolgt das „Hu!“ und sofort sitzt oder liegt der Hund; es ist dieser Ruf, wenn man ihn sich angewöhnt und dem Hunde eingelernt hat, eben sehr rasch und sehr leicht auszustoßen, leichter und schneller wie „setz dich“ oder wie „down“ oder gar wie „couche“, das nicht weit dringt.

Schließlich muß der Hund dazu gebracht werden, daß er ohne Kommando oder ohne den Ruf „Hu“ sofort auf jeden Schuß sich setzt.

Dieses „Hu“ hat auch bei Hunden, welche später auf Hasen sehr hitzig sind, eine vorzügliche Nutzanwendung. Fährt ein Hase rasch heraus, und macht der Hund Anstalt, nachzuhetzen — das kurze, gellende „Hu“ wird ihn sofort an seine Pflicht erinnern und ist leichter ausgestoßen wie das lange und nicht so weit tönende — „Pfui Has!“ oder ein scharfer Pfiff.

Beim Nachhetzen auf Hasen kommt eben sehr viel auf die Raschheit des abwehrenden Kommandos an, denn ist der Hund einmal im Laufe, so ist er viel schwerer zurückzuhalten als im ersten Momente, in dem der Hund einen Augenblick stutzt. Bis man aber nach der Pfeife greift oder den langen Ruf ausstößt, ist das „Hu“ längst erfolgt und der Hund arretiert.

Ablegen. Obgleich das Ablegen beim Vorstehhunde nicht so oft nötig sein wird wie beim Schweißhunde, so ist es doch zum praktischen Jagdbetriebe von unendlichem Vorteile. Wenn auch nur das Ablegen als eine Einübung strengsten Gehorsams eingelernt wird, so ist doch mit demselben großer Vorteil erzielt.

Ich habe beim Schweißhund das Ablegen genau beschrieben und wiederhole es daher nicht wieder; der freundliche Leser möge jenen Abschnitt zu Hilfe nehmen, er wird beim Vorstehhunde dasselbe zu beachten haben.

Totverbellen. Das „Totverbellen“ soll dem Vorstehhunde womöglich ebenso eingeprägt werden, wie dem Schweißhunde, so daß, falls der Gebrauchshund zur Nachsuche auf größeres Wild, das er nicht apportieren kann, verwendet werden sollte, derselbe dem Jäger den Ort anzeigt, wo das Stück verendet liegt.

Der Anfang zum „Totverbellen“ ist mit der Übung „gib laut“ bereits gemacht. Ein Unterschied zwischen dem Schweiß- und Vorstehhunde besteht darin, daß der erstere niemals ein Stück anfassen und niederziehen darf, während der Vorstehhund gewohnt ist, angeschossenes und noch lebendes Wild zunächst nach dem Greifen abzuwürgen und dann dem Herrn verloren zu apportieren.

Dieser Umstand gibt einige Schwierigkeiten; es wird schwer halten, den Vorstehhund davon abzuhalten, ein Stück, welches er gestellt hat, niederzuziehen und abzuwürgen. Ich sehe auch beim Vorstehhunde keinen besonderen Nachteil darin, nur muß er vor der Untugend, ein abgewürgtes Stück anzuschneiden, bewahrt werden, was bei solchen Stücken der Fall sein kann, welche der Hund zu apportieren nicht imstande ist.

Unter dieser Schwierigkeit leidet allerdings die Abrichtung zum Totverbellen. — Es gibt auch Vorstehhunde, welche kaum zum Totverbellen abzurichten sind; bei solchen Hunden gebe man sich keine Mühe, sondern trachte sie zum „Totvorweisen“ abzurichten, welches ich später behandeln werde.

Ich bin der Anschauung, daß man das Totverbellen erst dann dem Hunde definitiv einlernen soll, wenn er zu seiner sonstigen Arbeit ferm abgeführt ist und praktisch zur Jagd verwendet wurde, so daß er schon die Bedeutung des „Schweißes“ kennt.

Doch möge die Vorarbeit jetzt schon durchgeführt und gründlich wiederholt werden, sie wird zum späteren Zwecke von Nutzen sein.

Wir haben dem jungen Hunde das „Halsgeben“ oder „Lautgeben“ auf Kommando gründlich eingelernt — er weiß, was der Befehl „gib laut“ bedeutet und wird diesem Folge leisten.

Im großen und ganzen haben wir ja die Übung auch schon beim Schweißhunde besprochen und sie bedarf keiner wesentlich anderen Behandlung beim Vorstehhunde.

Es handelt sich also beim Vorstehhunde darum, ihm beizubringen, wenn er vor einem Stücke steht, das er nicht apportieren kann, laut zu werden und so lange „laut zu geben“, bis der Jäger herzugekommen.

Zu dieser Übung gehört die unter den Dressurgegenständen aufgeführte ausgestopfte Rehdecke.

In einem geräumigen Gartenraume oder im Walde nimmt man den ausgestopften Rehbock an eine Leine und macht mit demselben eine Schleppe von 50—60 Schritt Entfernung.

Hierauf nimmt man den Hund an die Leine, führt ihn zur Spur der Schleppe und läßt ihn die Wittrung, welche immer an der frischen, wenn auch trocken gewordenen Rehdecke haftet, aufnehmen; dann spricht man dem Hunde zu: „such verloren!“ und geht mit ihm der Schleppe nach, welche zu dem ausgestopften Rehe führt. Dort angekommen, spricht man dem Hunde zu: „gib laut!“ und animiert ihn mit allen Mitteln zum „Lautwerden“, was auch durch Rütteln am Reh ꝛc. bewerkstelligt werden kann, gestatte dem Hunde aber nicht, anzufassen. Der Hund hat gelernt, auf Kommando „Laut“ zu geben und wird es auch jetzt thun, und dann lobt man ihn, gibt ihm auch zur Belobung einen Leckerbissen. Niemals darf man aber dulden, daß der Hund das ausgestopfte Reh anfaßt. Der Hund muß lernen, den schweren Gegenstand nur zu verbellen. Hat man dies einige Zeit geübt, dann nimmt man den Hund sanft hinweg, macht einen größeren Bogen und kommt dann wieder zur Schleppe, auf die man den Hund mit „such verloren“ anlegt und das Ganze so zwei- bis dreimal repetiert. Das genügt für den ersten Tag.

Bei der zweiten Übung macht man die Schleppe länger, arbeitet sie an der Leine wieder durch und läßt den Hund wacker verbellen. Nach 2—3maligen Wiederholungen geht man endlich an die Schleppe und läßt den Hund frei mit dem Befehle: „such verloren“!

Man kann auch zum Unterschiede den Befehl geben: „such verwundt!“, nur behalte man ihn stets so bei wie das erstemal.

Der Hund weiß, daß wenn er die Wittrung aufnimmt, der (ausgestopfte) Rehbock nicht mehr ferne ist, wird der Schleppe folgen und beim Stück angekommen, ruft man ihm von ferne dann zu „gib Laut“. Wenn der Hund einigermaßen veranlagt ist, „Laut“ zu geben, dann wird er es auf diese Weise endlich von selbst thun.

Wie ich schon angeführt, ist diese Arbeit aber eine sehr schwierige und oft sehr langwierige, die nicht immer gelingt, muß aber während der Dressurperiode recht fleißig und energisch immer nachgeübt werden, bis der Hund soweit in der Praxis auf Kleinwild abgeführt ist, daß er dem angeschossenen Hasen oder Fuchs auf der Schweißspur folgt und ihn dem Meister bringt. Dann wird der Hund auch kennen, was die Wittrung des Schweißes zu bedeuten hat und wissen, wenn Schweiß da ist, dann liegt das Stück nicht weit. In diesem Stadium angekommen, kann man dann eine Schweißschleppe zu einem verendeten Stücke machen und zuletzt auf der natürlichen Schweißfährte arbeiten, wenn man sich vergewissert hat, daß das Stück nicht weit weg verendet liegt.

Das Schwierigste ist immer, den Hund soweit zu bringen, daß er auch ohne Gegenwart des Jägers und ohne Kommando, aus eigenem Antriebe beim toten Stück verbellt.

Totvorweisen. Gelingt es nicht, einen Hund zum „Totverbeller“ heranzuziehen, so muß der Hund mindestens im „Totvorweisen“ sicher gemacht werden, was bei richtiger und konsequent durchgeführter Übung nach einiger Zeit erreicht werden kann.

Wenn einzelne Dresseure geltend machen wollen, jeden Vorstehhund sowohl zum „Totverbellen" als auch zum „Totvorweisen" abrichten zu können, so bewundere ich ihre Kunst, denn beide Arbeiten sind sehr schwierige Dressurkunststücke, stehen sich aber geradezu schroff gegenüber.

Beim „Totverbellen" soll der Hund so lange beim gefundenen Stück aushalten und dasselbe „verbellen", bis der Jäger, hiedurch herbeigerufen, erscheint.

Beim „Totvorweisen" aber verlangt man, daß der Hund zum Jäger zurückkommt und durch sein Gebahren zu erkennen gibt, daß er gefunden habe, und im weiteren dann den Jäger zum verendeten Stücke hinführe.

Hier soll der Hund dem Rufe oder Pfiffe folgen — dort aber unter keinen Umständen vom Stücke wegzubringen sein. Wie mag man diese sich gegenüberstehenden Tugenden, in ein und demselben Tiere vereinigt, zur höchsten Potenz bringen können? Folgt ein Hund einem angeschossenen Stücke, das er nicht apportieren kann, so wird er zweierlei zu erkennen geben. Hat er niedergezogen, so mag er etwas schuldbewußt zum Herrn kommen und dieser wird seinen Liebling kennen und sehen, daß etwas los war.

Andernfalls wird der Hund schweifwedelnd, ja vielleicht leise winselnd und aufgeregt den Herrn umkreisen und auch dies kann ein Zeichen sein, daß der Hund gefunden hat. Zunächst visitiert man beim ersten Falle den Fang des Hundes und man wird Haare, vielleicht auch Schweiß finden.

Nun soll der Hund so abgeführt sein, daß er den Jäger zum gefundenen Stück hinführt. Ich halte dies leichter in der Durchführung als das „Totverbellen".

Grundlage für das „Totvorweisen" ist sicheres „Verlorenapportieren".

Man nimmt die ausgestopfte Rehdecke und schleppt sie nach einem weiter entfernten Orte, geht mit dem Hunde zurück, legt ihn auf die Schleppe an und spricht ihm zu: „Such verloren!" Nun wird der Hund zum ausgestopften Reh eilen, dasselbe wegzuschleppen suchen. Das duldet man nicht, ruft ihn mit „Pfiff" und „hierher" ab und lobt ihn: „so recht — such verloren"; um das rasche Vorauseilen zu verhüten, wird der Eifer des Hundes durch — „Schon dich — langsam" gedämpft und man folgt ihm. Beim Reh angekommen, liebelt man den Hund und lobt ihn — „brav mein Hund", gibt ihm etwa auch den Leckerbissen.

Nunmehr hebt man das Reh auf, trägt es auf den Anfangsort zurück, lobt und streichelt den Hund, geht wieder zurück und läßt sich vom Hunde wieder hinführen. — 3—4malige Übung wird gute Dienste thun. Nun legt man den Hund ab, schleppt das Reh weiter und an einen Ort, wo der Hund es nicht eräugen kann, jedoch den Abruf oder Pfiff sicher vernimmt, läßt ihn hinarbeiten und wenn beim Reh angekommen, kommandiert man von ferne „leg dich" oder „down", worauf dann nach ein paar Sekunden des Liegens der Abruf mit Pfiff und „herein" erfolgt. Ist der Hund zum Herrn zurückgekommen, wird er gelobt und munter gemacht und dann befiehlt man: „such verloren" und folgt dem Hunde zum Stück, wo man ihn dann lobt und ihm den Leckerbissen reicht.

Wer strenge Anforderung stellt, der verlangt, daß wenn der Hund vom gefundenen Stücke zum Herrn zurückkommt, er „laut" gibt und damit gewissermaßen sagt: „ich habe gefunden, folge mir." Soweit die theoretische Abführung des Gebrauchshundes, die eigentliche Schweißarbeit später.

Eine Mahnung möchte ich hier einfügen: stets mache man sich's zur Regel, den jungen, unfertigen Hund nicht zu rasch nach dem Schusse auf Kleinwild zu lösen. Schon das Erscheinen des Wildes, dann der Schuß und die, wenn auch geringe Aufregung des Jägers selbst, machen den Hund ebenfalls aufgeregt, läßt man ihn sofort auf den Schuß nachhetzen, so gewöhnt er sich gerne an, schußhitzig zu werden, bei jedem Schusse in die Leine zu fahren und an der Leine zu zerren. Man beruhige daher stets zunächst den Hund, dann führt man ihn ruhig auf die Anschußstelle, zeigt sie ihm und löst ihn dann erst mit dem Befehle: „vorwärts — such verloren".

Der Hund muß gewöhnt werden, nicht der eigenen Aufregung zu folgen, sondern dem Befehle seines Herrn gewärtig zu sein. Erst in späterer Zeit, wenn der Hund genügend fest ist, kann man ihn etwa rascher lösen.

Auf einen angeschossenen Hirsch, Rehbock oder ein Stück Wildpret 2c. den Hund sofort nachzuhetzen, ist unweidmännisch und streng verpönt. — Erst wenn der Schweiß etwas erkaltet und das Stück schwer krank geworden, dann mag die Nachsuche beginnen, wie ich das beim Verhalten auf der Treibjagd schon beschrieben habe.

Führung im Felde auf Wild.

Ich möchte das bisher Geübte die theoretische Abführung des Vorstehhundes nennen, nunmehr beginnen wir mit der Praxis im Felde.

Wir haben bisher dem Hunde gelehrt, allen Befehlen des Führers unbedingt gehorsam zu sein. Nunmehr geht die Arbeit ins Feld und der Hund muß frei und weitaus suchen, er ist nicht mehr so streng unter der Hand des Lehrers und jetzt ist vorzusehen, daß der eingepaukte Gehorsam nicht verloren gehe.

Ich halte für gut, die ersten Übungen im freien Felde auf wildarmen Flächen auszuführen oder auf Flächen, welche man zuvor abgetrieben hat, daß der Hund nicht leicht Wild findet und an demselben Fehler macht, vielmehr zuerst sich eine flüchtige, entsprechende Suche und Gangart angewöhne, wie sie die Praxis erfordert.

Zunächst gestatten wir dem Zögling Freiheit — er soll sich auslaufen und ausrennen nach Belieben, dadurch wird er schulterfest und seine Lungen weiten sich aus. Ist das gehörig geschehen und wird der Paß des Hundes und sein Temperament etwas ruhiger, dann üben wir zunächst — „herein" mit Pfiff. Geht dies ohne Anstand, dann trachten wir dem Hunde eine Zickzacksuche nach links und rechts anzugewöhnen, indem wir selbst schwenken und dem Hunde „hierher" mit entsprechender Armbewegung dies beibringen. Inzwischen erfolgt der Befehl „down" — dann „herein" — „setz dich" u. s. f.

Solche Übungen mit inzwischen angebrachtem „Verloren apportieren" werden dem jungen Tiere riesige Lust beibringen und kommt wirklich einmal der Fehler vor, daß der Jüngling einen Hasen aufgeht und hetzt, lassen wir ihn ohne irgend ein Zeichen des Mißfallens dies ungestört thun, später wird die Sache schon ernster.

Das Wenden läßt sich einüben — kurzer Pfiff, dann die entsprechende Arm- und Körperbewegung nach der gewünschten Seite und ein kräftiges „dahin!", dann rasches Fortbewegen nach der bewußten Seite zu. Dies sind Einleitungen zur wirklichen Feldarbeit.

Es kommt sehr viel darauf an, um welche Zeit der Hund gewölft wurde, um den richtigen Zeitpunkt für die Feldarbeit herauszufinden. Ist der Hund zur Zeit, in der sich die Hühner gepaart haben, also ungefähr im März, so weit vorgearbeitet, daß man mit ihm auf Paarhühner arbeiten kann, mag es am besten sein. Außerdem ist auch die Zeit vor Beginn der Hühnerjagd sehr geeignet für die Abführung im Felde.

Vater Diezel hat sich die Geschichte nicht so sehr zu Herzen genommen, er schreibt, daß er mit dem jungen Hunde bald diese, bald jene Arbeit zuerst vorgenommen habe. Beim einen fing er mit den Schnepfen, beim andern mit den jungen Enten und beim dritten mit den Paarhühnern an. Ich halte die Paarhühnerzeit, wie schon gesagt, am besten geeignet, den Hund im Vorstehen fest zu machen. Ich will jedoch damit nicht gesagt haben, dem Hunde das Vorstehen zu lernen. Vorstehen ist eine ererbte Eigenschaft, sie muß durch die Dressur befestigt und ausgebildet werden; das Vorstehen einem Hunde einlernen, wenn er es nicht in sich hat, wird schwer halten, aber der Jäger muß verhüten, daß die im Hunde schlummernde Eigenschaft nicht verloren geht oder verdorben wird, er muß sie wecken, ausbilden und zur höchsten Potenz treiben. Jeder reingezogene Vorstehhund hat die Eigenschaft, wenn er Wittrung von Wild in die Nase bekommt, einige Augenblicke zu stutzen und sich ruhig zu verhalten, diese Eigenschaft muß vom Führer ausgebeutet werden.

Oswald beginnt mit dem Brote. Er wirft ungesehen vom Hunde an bestimmter Stelle den Brocken aus, führt den Hund unter Wind an der halblangen Leine geschickt hin und wenn er merkt, daß der Hund vom Brocken Wind hat, dann kommandiert er „down", reicht der Befehl nicht aus, hilft der Ruck an der Korallenleine nach und so übt er, bis die Sache fehlerlos geht.

Dann kommt der Fleischbrocken dran und mit ihm die gleiche Prozedur und in dritter Abstufung eine lebende, aber an den Ständern gekoppelte Wachtel, welche ein Gehilfe aussetzt und den Platz dem Lehrmeister durch einen eingesteckten Stab kennzeichnet.

Die Hauptsache ist, daß der Hund, wenn er den Vogel in den Wind bekommt, stutzt und sofort durch „down" vom Führer aufmerksam gemacht wird, sich sofort ruhig zu verhalten.

Nachdem der Hund „down“ gemacht hat, ruft man ihn zurück — „herein!“, lobt ihn, befiehlt „weiter“ unter entsprechender Handbewegung und läßt ihn wieder bis zum Vogel hinarbeiten, dann aber so lange als möglich im „down“ verharren, umkreist ihn ein- oder mehreremal und schließlich zeigt man ihm den Vogel, ohne daß er irgend eine Bewegung machen darf.

Nunmehr bringt der Gehilfe die Wachtel (kann auch ein Rebhuhn sein) mittels der Ankoppelung an einen andern Ort, indem er sie im Grase nachzieht, d. h. ein Geschleppe mit ihr macht und sie weiter hinweg wieder festlegt. Der Stab bezeichnet wieder den Ort.

Der Lehrer führt den Hund unter Wind zum Anfang des Geschleppes, wo der Vogel vorher lag, befiehlt „down“ und übt nun das Nachziehen mit dem Hunde, indem er ihn mit Hilfe der Leine nachrücken und weiterziehen läßt unter Wiederholung des „down“, bis er vor dem Vogel angekommen ist — stets muß aber der Hund nach längerem „down“ mit „herein“ abgerufen werden. Dies ist die Vorübung für das Abrufen des vor Wild stehenden Hundes.

Auf Paarhühner.

Wenn man nun auf Paarhühner arbeitet, muß man trachten, einen Tag zu bekommen, an dem die Hühner recht gut unter Deckung halten. Dem Hunde wird die lange Leine angehängt, die er während der Arbeit am Boden nachschleppt. Zieht der Hund an, so wird der Führer auf die Leine festtreten und den Befehl „down“ geben, folgt der Hund nicht rasch, hilft ein Ruck an der Leine nach; nun geht man allmählich langsam unter dem leisen Rufe „Schone“ bis zum Hunde vor und wartet ab, bis die Hühner wegstreichen. Man muß aber auf den Moment acht haben, daß der Hund nicht auffährt oder einspringen will, geschieht dies, muß „down“ und der Ruck an den Korallen jede Bewegung verhüten.

Sollte der Hund Hühner hinausstoßen, muß „down“ und der Ruck an der Leine sofort erfolgen und keine Bewegung mehr geduldet werden. Dann tritt man zu, läßt den Hund bis zum Punkte, wo die Hühner lagen, avancieren und dorten wieder längere Zeit „down“ durchführen. Schließlich wird der Hund abgerufen und belobt.

Dazwischen kann man die Übung mit einem frischgeschossenen Huhn machen, welches man zum Schlusse durch den Hund apportieren läßt. Nunmehr wird der Hund wissen, seine Nase anzuwenden und auch begreifen, daß ihn der Geruch endlich zum Stücke führt. Dann muß man ihm begreiflich machen, daß das aufgesuchte Stück geschossen wird, daß er aber dasselbe nicht sofort greifen darf, sondern sich nach dem Schusse ruhig verhalten muß, bis ihm der Befehl zum apportieren gegeben wird. Diese Übung muß die Untugend des Einspringens zu verhüten lernen.

Der Schuß.

Man geht nun zum Schusse über. Der erste vor dem Hunde gemachte Schuß muß sicher ein Treffer sein. Zu diesem Zwecke verschafft man sich ca. zwei oder drei lebende Rebhühner, dieselben werden an einer 2—3 Meter langen Schnur mit den Ständern befestigt und am andern Ende der Schnur ein Stab angebunden.

Der Gehilfe hat diese Hühner in größeren Entfernungen von einander im Grase oder niederen Klee festzupflocken. Ist das geschehen, beginnt der Führer mit dem Hunde an der langen Leine, die am Korallenhalsbande befestigt ist, im guten Winde vorweg zu suchen und den Hund unvermerkt auf den ersten Stab hinzuleiten. Bald wird der Hund anziehen und das Huhn stehen; sofort erfolgt „down“, sieht man das Huhn noch nicht liegen, läßt man den Hund etwas avancieren und dann wieder „down“ machen. Der Führer befindet sich schußfertig seitwärts hinter dem Hunde, sieht er das Huhn liegen, schießt er über den Hund weg dasselbe tot oder ebenso, wenn es etwa aufflattert, kommandiert aber sofort „down“, daß der Hund unter keinen Umständen versuche einzuspringen, was ja auch die Leine, auf welcher der Jäger steht, verhüten wird. Nach dem Schusse geht man eine Strecke zurück, befiehlt unter leichtem Ruck dem Hunde „herein“ und wann er sich gesetzt hat und ruhig geworden, ladet man sein Gewehr und befiehlt dem Hunde erst dann „faß — apporte“; dies kann man noch verstärken, wenn man dem Hund vor dem geschossenen Huhn nochmals „down“ befiehlt, dann „faß-apporte“ — „herein“ — „setz dich“ und nach einiger Pause „aus“, worauf man den Hund lobt. Man arbeitet nach kleinem Umwege so den Hund beim zweiten und beim dritten Huhn und diese Lektion wird gewiß nicht ohne gute Folgen sein.

Inzwischen rückt die Zeit der Schnepfensuche heran, auch die Birkhahnbalze; beide werden Gelegenheit geben, den Hund auf lebendes oder frischgeschossenes Wildgeflügel zu arbeiten. Man übe in der Zwischenzeit alle Lektionen gehörig nach, daß der Hund nicht außer Übung kommt und im Appell erhalten bleibt.

Die Suche auf Enten wird nun Gelegenheit bieten, den Hund anzubringen und zwischenhinein gibt die Birsche auf den Rehbock Anlaß zur Übung des „Totverbellens“ oder des „Totvorweisens“.

Hasenrein.

Bevor ich auf diese Arbeiten näher eingehe, möchte ich das Verhalten des Hundes gegenüber den Hasen näher besprechen.

Sehr viel kommt darauf an, ob ein Hund als Gebrauchstier für den gesamten Jagdbetrieb herangebildet werden solle, oder ob ihn der Besitzer nur als Vorstehhund zur Jagd auf Federwild gebrauchen will. In letzterem Falle muß der Hund so vollkommen hasenrein gemacht werden, daß der Hase für ihn gar kein Objekt bildet, welches er zu beachten hat. Im andern Falle ist die Arbeit schwieriger, denn der Lehrmeister, welcher den Gebrauchshund abrichten muß, hat darauf zu sehen, daß der Hund wohl bis zu einem gewissen Grade hasenrein werde, aber daß er auch den angeschossenen Hasen, ja den angeschossenen Fuchs zur Strecke bringen muß.

Mit kurzen Worten, der Hund muß so weit gebracht werden, daß er nach dem Verhalten des Führers zu unterscheiden weiß, ob er den Hasen hetzen oder nicht respektieren darf. Es ist dies keine leichte Aufgabe, sie fußt aber in dem unbedingten Gehorsam des Hundes — das Wort „down“ und der Pfiff müssen hier ihre Schuldigkeit thun.

Fast möchte ich sagen, es ist ein leichtes, den Hund hasenrein zu machen, aber so hasenrein, daß er kein Stück der Sippe „Lampe“ anschaut — dann aber muß man darauf antragen, eine große Anzahl Wild verludern zu lassen, denn nicht bei jedem Schützen streckt der Schuß das Wild jedesmal im Feuer, vielmehr wird mancher Hase, mancher Fuchs leichter oder schwerer angekratzt, die Dickung gewinnen können und dann meistens ohne guten Gebrauchshund für den Jäger verloren sein.

Ich taxiere jenen Hund, welcher auf Befehl den Hasen oder Fuchs hetzt, in seinem Werte viel höher als jenen, welcher beim Herausfahren des Hasen die Rute einklemmt und „Kehrt“ oder „down“ macht. Aus diesem Grunde wird auch bei unseren Prüfungssuchen ein kurzes Nachprellen des Hundes nach dem Hasen nicht bestraft und nur dann bei alten fermen Hunden in strafbare Anrechnung gebracht, wenn der Hund dem Befehle des Herrn, vom Hasen abzustehen, keine Folge gibt, sondern lustig drauf loshetzt, so weit der Himmel blau ist. Einem Hunde im ersten Felde, wenn er sonst gute Anlagen zeigt, ist dies zu verzeihen, aber ein ferm abgeführter Hund, welcher schon mehrere Felder hinter sich hat, muß sich unter allen Umständen arretieren lassen.

Hasenreinmachen.

Beim Hasenreinmachen ist große Vorsicht anzuwenden, daß der Hund nicht handscheu wird, sich seinem Führer entzieht, auf größere Strecke mit eingeklemmter Rute stehen bleibt, ja sogar ausreißt und nur schwer veranlaßt werden kann, hereinzugehen.

Um dies zu verhüten, muß man sehr vorsichtig mit den Strafen vorgehen. Stößt der Hund einen Hasen heraus und will ihn hetzen, muß so rasch als möglich der Befehl „down“ mit Pfiff erfolgen, kann man die Leine nicht mehr erreichen und respektiert der Hund den Pfiff nicht, dann enthalte man sich allen weiteren Pfeiffens und Rufens, lasse den Hund ganz ruhig hetzen, bis er selbst genug hat; inzwischen sucht man die Sasse, aus welcher der Hase herausfuhr, auf, und merkt sich den Platz. Kommt der Hund zurück, nimmt man von der ganzen Affaire scheinbar gar keine Notiz, sucht den Hund freundlich heranzubringen und legt ihn an die kurze Leine, an der man mit ihm etwas hin- und hergeht. Nun schreitet man unter Wind auf die Sasse zu und merkt man, daß der Hund Wittrung nimmt, befiehlt man „down“, der Hund wird sich legen und nun einigemal — „schone — scho-o-o-ne!“ nachdrücklich gegeben, dann den strammen Befehl — „herein!“ mit Pfiff und Ruck an der Leine, dann „setz dich“ — „brav mein Hund“, dies 2—3 mal wiederholt, wird den Hund zur Überzeugung bringen, daß er, sobald er Hasen-Wittrung aufnimmt, ruhig „stehen“ soll.

Man arbeitet weiter, stößt der Hund wieder einen Hasen heraus — „down und Pfiff“ und wenn man die Leine zum kräftigen Ruck nicht mehr fassen kann, lasse man den Hund ruhig forthetzen.

Inzwischen ist es gut, wenn man sich zu verstecken sucht, entweder hinter einem Busch, Grabenaufwurf 2c. oder wenigstens legt man sich platt auf den Boden. Der zurückkehrende Hund wird nun etwas in Verlegenheit sein, seinen Lehrmeister nicht mehr zu sehen; man lasse ihn eine Zeit lang in dieser Verlegenheit, dann zeigt man sich, nimmt ohne Aufregung den Hund wieder herein und läßt ihn die Sasse wieder respektieren. Beim dritten Hasen das gleiche.

Nach 2—3 Hetzen wird der Hund allmählich müde werden, er wird anfangen zu begreifen, daß er den gesunden Hasen nicht fangen kann und mit mehr Gelassenheit einem weiteren herausfahrenden Hasen nachsehen. Inzwischen mag auch die Möglichkeit eintreten, daß der Hund Hasen von ferne laufen sieht. Hier nun muß die Leine zur Hand genommen werden, dem Hunde „Pfui Hase" mit einem guten Ruck und dann „down" gegeben werden u. s. f.

Der Hund muß lernen, nach der Hetze zu seinem Herrn zurückzukehren und wissen, daß er nach der Rückkehr keine harte Strafe erhält. Wird er nach der ersten Hetze scharf bestraft, z. B. mit Korallen und Peitsche, dann geht er das zweitemal nicht her, umkreist in gemessener Entfernung den Führer und — ist handscheu!

Man übe Geduld — den nächsten Tag führt man ihn wieder ins Feld, wo guter Hasenbesatz ist und arbeitet ebenso, bloß mit etwas mehr Strenge. — Gewiß wird man beobachten, daß bei der zweiten Hetze der Hund nicht mehr so schneidig ist.

Kann man mit der langen Leine beim Herausfahren des Hasen gehörigen Ruck geben und den Hund arretieren, so ist viel gewonnen und man hat den Hund nach gelungener Arretierung sehr zu loben.

Man gibt sich Mühe, einen Hasen im Lager zu entdecken; das wird bei gutem Besatze nicht sehr schwer halten. Nun nimmt man die lange Leine zur Hand und dirigiert den Hund unter Wind auf den Hasen vorsichtig zu. Sobald der Hund Wittrung nimmt, erfolgt „down", Pfiff und scharfer Ruck an der Leine und der Hund muß strengstens im „down" verharren. So greift man an der Leine langsam vor, bis man beim Hunde unter beständigem Zuspruche: „Schone — scho-o-one" angekommen ist, lobt den Hund: „brav" und wenn nicht von selbst der Hase herausfährt, stößt man ihn los mit raschem „down — pfui Hase". Nach ein paar Augenblicken läßt man dann den Hund avancieren bis zur Sasse und hier energisch „down" machen, dann geht man ein paar Schritte zurück — „herein!" Ruck an der Leine und lobt den folgsamen Hund gut.

Eine solche Lektion hilft meistens schon nach ein paar Tagen. Weiche, intelligente Hunde können auf diese Weise in ein paar Tagen soweit hasenrein gemacht sein, daß sie auf den Befehl „down" und Pfiff dem Hasen nicht mehr nachprellen.

Hartnäckige Hasenhetzer brauchen länger. Um aber keinen Fehler aufkommen zu lassen, muß bei diesen die Leine helfen und wenn man endlich ohne Leine arbeitet, dann mag dem Hunde, welcher noch nicht ganz fest ist, die Kugel an das Korallenhalsband befestigt werden, die er bei der gewöhnlichen Suche nachschleppt, wenn er aber hetzt, wird sie ihn nach ein paar Sprüngen sofort zur Vernunft bringen.

Ganz fehlerhaft ist, den Hund, nachdem er von der Hetze zurückgekehrt ist, sofort schon bei dem ersten Hasen zu prügeln und selbst wenn man ihn auch an die kurze Leine genommen hat, denn das zweite Mal wird sich der Hund bei seinem schlechten Gewissen sagen: „— jetzt gibt's Hiebe" und nicht zum Führer zurückgehen. Man muß eben mit Geduld die Vernunft des Tieres wecken und diese wird ihm bald sagen — den gesunden Hasen krieg ich nicht.

Mitunter mag der Fall vorkommen, daß der Hund einen jungen, halbwüchsigen oder noch kleineren Hasen fängt. — Nun wird mancher Führer in die Lage kommen, dem Hunde dies schon das erstemal gründlich verleiden zu wollen; er wird sich sogar hinreißen lassen, den Hund scharf zu strafen, oder wie ich schon gesehen habe, den jungen Hasen dem Hunde um den Fang zu schlagen. Das ist fehlerhaft. — Man bedenke, daß der Hund Apporteur werden soll, daß er auf Befehl dem angeschossenen Hasen folgen und denselben zur Strecke bringen soll — läßt man sich aber zu genannter Ausschreitung verleiten, so wird man dem Hunde wohl die Lust, junge Hasen zu greifen, abgewöhnen, Junge Hasen.

ihn aber gleichzeitig im Apportieren scheu machen. Hier muß man dem Hunde zeigen, warum er unrecht gethan, daß er dem Befehle vorgegriffen habe und daß er niemals einen Hasen im Lager greifen darf.

In diesem Falle nimmt man ihm den gewürgten Hasen ab, legt denselben weg, läßt den Hund unter scharfem Befehle, mit fühlbarem Korallenruck vor dem Hasen „down“ machen — „pfui Hase“ — Ruck an der Leine — dann: „hierher“ und nun geht man vom toten Hasen hinweg, den Hund kurz an der Leine — läßt ihn dann nochmals auf den Hasen hinziehen, dasselbe Kommando — „pfui Hase“, Ruck an den Korallen — „down“ — dann „hierher“ mit scharfem Ruck, und nun geht man hinweg, ohne sich um den Hasen weiter zu kümmern, behält den Hund lange an der kurzgefaßten Leine, ist wortkarg und strenge mit ihm, so daß er merkt, er habe Unrechtes gethan und beschließt etwa ohne alles weitere für diesen Tag die Arbeit; man geht mit dem Hund an der kurzen Leine nach Hause, legt den Hund an die Kette und läßt ihn hübsch hungern, ohne mit ihm irgendwie zu verkehren.

Wenn der Hund diese Prozedur begriffen hat, sich aber doch ein zweitesmal hinreißen ließ, den Hasen aus der Sasse zu greifen, dann kann erst einmal auch zur Verstärkung der Strafe die Peitsche etwas in Aktivität treten — niemals aber nehme man den so gefangenen Hasen in Gegenwart des Hundes zu sich.

Bevor der Hund die erste Feldjagd- (Hühnerjagd-) Periode nicht durchgemacht hat, enthalte man sich, Hasen vor dem Hunde zu schießen, oder den Hund Hasen apportieren zu lassen. Bis dahin muß der Hund sehen, daß der Hase kein Objekt für ihn und seinen Herrn ist.

Erst wenn die Hühnerjagd anständig durchgearbeitet ist und der Hund sich brav benommen hat, wenn er schön vorgestanden, gut ausgehalten hat, d. h. nicht einspringt, tadellos sein Rebhuhn apportiert, dann mag die Zeit herankommen, wo man mit ihm auch auf Hasen arbeiten kann.

Manche Dresseure wollen im ersten Felde den Hund überhaupt gar nicht auf Hasen arbeiten lassen. Erst wenn im kommenden Frühjahr durch die Paarhühnersuche eine gründliche Rekapitulation der Arbeit auf Hühner absolviert ist, dann erst, also im zweiten Felde, wollen sie an die Arbeit mit Hasen gehen.

Ich finde das nun nicht so ganz unrecht, muß aber auf die Individualität des Hundes zurückgreifen — je nach deren Befund mag es ratsam sein, etwa bis zum zweiten Felde zu warten — habe ich aber einen intelligenten, gehorsamen Hund, der mir fest in der Hand ist, warum sollte ich seine Vollendung nicht in jenem Zeitraume vollziehen, in dem die Anlagen des Hundes dies gestatten?

Je eher der Hund alle ihm zugewiesenen Fächer durchgemacht und absolviert hat, desto früher wird er jene Routine bekommen, die ihn dem Jäger als nutzbringenden Gehilfen wertvoll macht, und wenn der Hund das ganze Gebiet seiner Thätigkeit überschaut hat, dann wird er seine Intelligenz zu gebrauchen wissen und alle jene Vorzüge sich aneignen, die einen erfahrenen Hund auszeichnen.

Wie ich schon eingangs erwähnte, kann ich in diesem Werke nicht wie in einem eigentlichen Dressurwerke alles lektionsweise besprechen. Mir liegt daran, einen allgemeinen Überblick über die Thätigkeit des Vorstehhundes oder, wenn man will, des — Gebrauchshundes zu geben und dem nachsichtigen Leser zu zeigen, wie ich zum Ziele zu kommen trachtete. Meine Ratschläge sollen niemanden gewaltthätig aufoktroyiert sein — ich bin auch weit entfernt, solchen Führern, die ihre Arbeit anders durchführen, den Vorwurf der „Ignoranz“ machen zu wollen und mich auf eine unnahbare Höhe zu setzen, wie man das in der Neuzeit manchmal beobachten kann — mein Streben ist: freundschaftlich aufzuklären und jedem vernünftigen Menschen zu überlassen, wie er sich selbst daraus zurecht findet!

Nach dieser kurzen Abschweifung vom eigentlichen Thema habe ich noch einige Punkte nachzuholen. — Nicht jeder meiner verehrten Leser ist imstande, mehrere Hunde sich zu halten und unter diesen die Arbeit zu teilen. Man hält sich gewöhnlich einen Vorstehhund, und dies ist der Hund für alles, der — Gebrauchshund. Man wird wohl wenige Hunde finden, welche in allen Fächern, die man ihnen zumutet, nur Ausgezeichnetes leisten. Die Anforderungen sind groß.

Man fordert im Felde flüchtige, weite Suche mit hoher Nase, im Walde das Gegenteil; hier soll der Hund langsam und kurz suchen und je nachdem sogar mit tiefer Nase; im Walde soll er den Hasen laut jagen — im Felde ihn aber fest vorstehen und kaum respektieren u. s. f. Es gibt Hunde,

welche dieses leisten, aber nur verlange man nicht, daß im ersten und zweiten Felde dies alles schon wie am Schnürl geht — erst nach jahrelangem und täglichem Gebrauche werden sich solche Hexenmeister heranbilden können.

Der Vorstehhund ist mit ausgezeichneten Geistesgaben veranlagt; wenn er in die richtige Hand kommt, entwickeln sich diese zu hoher, ja höherer Potenz als wir vielleicht glauben, von einem Tier verlangen zu können — aber nicht jedes Individuum ist gleich veranlagt, und deshalb dürfen wir unsere Anforderungen nicht schon im ersten Jahre auf die höchste Höhe setzen, erst das Notwendigste verlangen, und dann sieht man die Erfolge von Stufe zu Stufe weitergehen.

Wer glaubt, alles in ein paar Monaten einem Hunde einpauken zu können, und die Sache überstürzt, kann negatives Resultat erzielen, er kann den Erfolg sehen — in omnibus aliquid, in toto nihil! (in allem etwas — im ganzen nichts).

Manche Jäger oder besser „Jagdfreunde" gehen von dem Grundsatze aus, man müsse dem Hund Gelegenheit geben, so oft als möglich Wild zu sehen, um sich an den Anblick desselben zu gewöhnen und sich dabei ruhig zu verhalten.

Dieser Ansicht bin ich auch, bloß darf das nicht auf einer größeren Treibjagd sein. Viele Herrn nehmen nun ihre Hunde, ob jung, ob alt, zur Treibjagd, ja sogar zur Kesseljagd auf dem freien Felde mit, wo der Hund recht viel Wild sehen kann.

Das ist grundfalsch, der junge, noch nicht ganz ferme Hund darf niemals zu solchen Gelegenheiten mitgenommen werden, bevor er seine gänzliche Ausbildung nicht erhalten hat.

Das Wüten und Treiben auf solchen Mordschlachten kann den jungen Hund ganz rabiat machen — man erzielt auf diese Weise gerade das Gegenteil von dem, was man eigentlich bezwecken will. Man denke sich nur, ein junges, passioniert schneidiges Tier soll Dutzende nahe und ferne vor sich herumlaufende Hasen sehen, soll sehen, wie sie niedergeschossen zappeln, soll sehen, wie gute und schlechte Köter den Hasen nachsetzen u. dergl. — Das Schießen und Wüten mancher Herren selbst — soll das auf einen jungen Hund beruhigend wirken?

Man müßte die Gedanken in einem Hundeschädel gänzlich verkennen, wenn das Tier nicht in die größte nervöse Aufregung käme, zu winseln anfinge, an der Leine zerrte und schließlich ganz aus Rand und Band kommen sollte, so daß es bei der ersten günstigen Gelegenheit, allen Gehorsam vergessend, wie ein wilder Teufel den Hasen nachhetzen würde, soweit der Himmel blau ist.

Wenn der Hund mit seinem Führer täglich ins Revier kommt, sieht er Wild genug und wird dadurch, daß alles in Ruhe geht, selbst so ruhig dabei, daß er auch, ohne angeleint zu sein, schließlich hinter seinem Herrn bleibt. Zur Treibjagd gehört der junge, noch nicht ferme Hund niemals!

Ich habe schon in den Kapiteln beim Reh- und Hasenwilde diese Punkte besprochen, hielt es jedoch für nötig, hier nochmals darauf zurückzukommen, weil in diesem Punkte sehr viel gesündigt wird.

Arbeit auf Schnepfen. Die Suche im Walde hat für einen jungen Hund sehr viele Schwierigkeiten, denn man wird auf Rehe und Hasen stoßen, ohne den Hund so in der Hand zu haben wie auf dem Felde. Zudem muß der Hund erst begreifen, um was es sich handelt.

Bevor man z. B. nach Schnepfen im Walde sucht, wird es gut sein, den Hund auf Bekassinen und Moosgeflügel schon eingearbeitet zu haben, so daß er auch dieses Geflügel und seine Wittrung kennen lernt. Man muß aber mit frischerlegten Bekassinen zuerst die Arbeit im geschlossenen Raume und dann in Freiheit durchmachen und den Hund fleißig apportieren lassen.

Strich. Dann geht man weiter und nimmt den Hund zum Schnepfenstriche, womöglich in Gesellschaft eines zweiten erfahrenen Hundes, mit. Hat man eine Schnepfe herabgeschossen, was dem Jüngling gewiß nicht entgangen ist, so läßt man selbe angesichts des an der Leine gehaltenen jungen Hundes durch seinen älteren Kollegen regelrecht apportieren. Dann zeigt man die Schnepfe dem Jungen, legt den Alten seitwärts ab und läßt seinen Zögling die Schnepfe kurz fassen, wie bei der Zimmerdressur, und wenn dies, nachdem der Hund anständig vor ihr „down" gemacht hat, ohne Anstand geht, dann tritt man einige Schritte zurück, läßt den Hund avancieren, „down machen" und schließlich die Schnepfe apportieren.

Jetzt legt oder wirft man die Schnepfe hinter einen Busch, animiert den Hund „such verloren“ und dirigiert ihn gegen die verborgene Schnepfe zu, was wenig Schwierigkeiten bereiten wird, denn der Hund hat bald Wittrung von der Schnepfe, und dann folgt „down“, läßt den Hund hübsch lange aushalten, dann „faß—apporte“ — „hierher“ — „setz dich“ — „aus“ — „brav mein Hund“ und tüchtiges Loben.

Das ein paarmal mit Variationen wiederholt, ist eine ganz gute Vorübung. Am andern Morgen übt man in der Stube oder im Garten die Sache mit der Schnepfe nochmals nach, so daß der Hund sich an die Wittrung gewöhnt, und abends frequentiert man den Strich wieder.

Unglaublich schnell erfaßt der Hund die Arbeit mit der Schnepfe, sie hat große Anziehungskraft für ihn. Ein paar glückliche Schnepfenstriche, und der Hund reagiert sogar schon auf den Balzton der Schnepfe, indem er stets den Kopf nach der Richtung hinwendet, aus welcher die Schnepfe balzend anstreicht.

Die Schnepfensuche.

Kennt der Hund die Waldschnepfe genügend, dann arbeitet man, wenn man sicher ist, daß Schnepfen da sind, mit ihm im Walde. — Die Suche im Walde hat, wie schon gesagt, viele Schwierigkeit. Der Hund soll, entgegengesetzt von der Feldsuche, wo er viel Feld nehmen und flüchtig arbeiten soll, im Walde kurz und langsam suchen. Man kann ihm dies nur beibringen, wenn man — allein — ihn vorhin suchen, sehr häufig „down“ machen und „hereingehen“ läßt und ihm stets mit „schone“ oder „langsam“ zuspricht.

Hier nun ist mit größter Vorsicht darauf zu achten, daß der Hund, falls ein Hase herausfährt oder Rehe hoch werden, sofort energisch arretiert wird — ein kräftig „down“ und Pfiff müssen ihn sofort niederwerfen, und dann muß er vor dem Lager lange und wiederholt „down“ machen und schließlich mit — „herein“ abgerufen werden.

Ist der Hund zu stürmisch oder ist er nach mehrmaligen „down“-Übungen doch nachgeprellt, dann müssen Korallenrucke und schließlich auch die Peitsche energisch den Eifer dämpfen, so daß der Hund begreift, daß man ihm auch im Walde ankommen kann, und er im Walde eine kurze Suche sich anzugewöhnen habe. Einige gelungene Erfolge mit Schnepfen werden den intelligenten Hund bald zur Vernunft bringen, und bald wird er wissen, um was sich's hier handelt.

Jagd auf Enten.

Manche Dresseure gehen, wie bei der Hasenjagd so auch bei der Entenjagd, von dem Grundsatze aus, den Hund im ersten Jahre auf Enten gar nicht arbeiten zu lassen. Ich denke, es ist wohl dabei hauptsächlich die Stöberjagd auf junge Enten oder die Jagd auf Mauserenten ins Auge gefaßt.

Allerdings ist diese Jagdart allen den Grundsätzen, welche wir dem Hunde bei der Hühnerjagd bezüglich des Vorstehens 2c. beigebracht haben, geradezu zuwiderlaufend, denn bei der Entenstöberjagd muß der Hund in den meisten Fällen gerade das Gegenteil von dem thun, was er auf dem Felde gelernt hat.

Wir haben wohl bei den Apportier-Übungen das Wassergehen und das Apportieren aus dem Wasser und über das Wasser geübt, wir haben auch bei Bekassinen- und Moosgeflügeljagd im seichten Mooswasser und Moosgrunde mit dem Hunde gearbeitet, und er hat seine Sache tadellos gemacht. Aber das Aufsuchen und Stöbern der Enten im tiefen Wasser, das ist eine Arbeit, zu der man nicht jeden Hund rasch bringen und schon gar nicht zwingen kann. Ein junger Hund, der auf dem Felde stürmt, ist mir immer lieber als ein solcher, der mir nicht unter den Beinen weggeht und freudelos auf ein paar Schritte vor mir herumstochert — das Stürmen läßt sich abgewöhnen, aber hinausschieben kann man den Hund nicht, wenn er nicht in sich selbst den nötigen Dampf hat. Gerade so ist's mit der Wasserjagd — es ist eine Anlage, eine gute Eigenschaft, wenn der Hund flott ins Wasser geht, wenn er im Wasser sucht — hat er diese Anlage, so wird er bald losbekommen, was dies bedeutet, und wird Freude daran haben.

Wenn ich hier von Wasser spreche, verstehe ich nicht so fast bloß das glatte Wasser als solches, sondern jenes Gewässer, in dem sich Enten und Wasserwild aufhalten, jenes Gewässer, das mit Schilf, Schlingpflanzen, Binsen, Gestrüpp u. dergl. bewachsen ist, in welchem der Hund die Enten aufsuchen soll, sei es nun leicht fließendes Wasser, Altwasser oder Teich und See.

Um nun dem Hunde den Begriff der Suche im Wasser beizubringen, gehe man stückweise zu Werke. Für die erste Übung begibt man sich an ein in Breite, Tiefe 2c. geeignetes Gewässer, wo man Enten antrifft. Man behält den Hund an der Leine und sucht sich ans Gewässer anzubirschen; stehen Enten auf, so trachtet man eine solche womöglich ans Land oder in den freien Teil des Wassers herabzuschießen, so daß der Hund die Ente fallen und am Ende auch liegen sieht — ein nur ganz sicherer Schuß ist hier dringend zu empfehlen.

Der Hund hat mit Wildenten bei den Apportierübungen längst schon Bekanntschaft gemacht, er hat auch aus dem Wasser zu apportieren tadellos erlernt, nun mag es keinen Anstand haben, den Hund die Ente vorschriftsmäßig apportieren zu lassen, nur wende man selbstverständlich das „down“ vor der Ente nicht an. Ist der Schuß gefallen und die Ente herabgekommen, wird dem Hunde, wenn nicht schon von selbst geschehen, an der Leine der Befehl gegeben „setz dich!“, um ihn zu beruhigen und zu sammeln.

Ein einigermaßen passionierter Hund wird die Ente liegen oder treiben sehen und sie nicht mehr aus den Augen lassen, sogar passioniert und oft vor Aufregung zitternd auf den Befehl „faß — apporte!“ warten. Man beruhigt mit „schoone!“ oder „st“ den Hund, nimmt ihm langsam die Leine weg, ohne daß er sich bewegen darf, wartet unter „st“ ein paar Sekunden und dann befiehlt man ruhig: „Hektor! — faß — apporte“, indem man mit der Handbewegung die Richtung angibt.

Hat der Hund die oben erwähnten Vorübungen gelernt, dann wird er nicht lange zögern, einzusteigen und auf die Ente hinzuwaten oder bei tieferem Wasser hinzuschwimmen, dieselbe greifen, um dann dem Befehle „brav mein Hund — hierher“ zu gehorchen und mit der Ente zum Führer zurückzukehren.

Hier ist nun eines zu verhüten, was sehr häufig beim jungen, unerfahrenen Hunde eintritt, daß derselbe, sowie er ans Land steigt, die Ente fallen läßt und sich das Wasser abzuschütteln sucht. Das muß man gleich anfangs zu verhüten suchen, indem man dem Hunde im rechten Augenblicke zuruft: „schön — Hektor — brav — hierher!“ und gleichzeitig einige Schritte rückwärts geht, dann: „setz dich — aus — brav!“

Für solchen Anfang soll man, wie ich schon sagte, geeignete Wasser wählen, z. B. seichte Altwasser, denn es kann der Fall eintreten, daß der Hund das erstemal versagt und nicht einsteigt, und da bleibt dann nichts anderes übrig, als den Hund an der Leine zu behalten und mit ihm unter dem Befehle „avance“ oder „weiter“ selbst ins Wasser zu gehen, den Hund die Ente greifen und ans Land apportieren zu lassen.

Es kann auch der Fall eintreten, wenn die Ente ziemlich nahe am jenseitigen Ufer liegt, daß der Hund nach dem Greifen der Ente mit derselben das nähere jenseitige Ufer zu erreichen sucht; das muß aber mit dem energischen Befehl: „hierher, hierher apporte“ verhütet werden.

Dritter Fall, welcher eintreten kann ist der, daß die Ente am jenseitigen Ufer herabgefallen ist; ich habe bei der Vorübung speziell auf solchen Fall schon hingewiesen und der ist sehr heikel, wenn der Hund sich scheut, die Ente im Fange ins Wasser auf dem jenseitigen Ufer einzusteigen. Kann man das Wasser überschreiten, würde ich raten, das erstemal mit dem Hunde selbst hinüberzugehen, ihn die Ente apportieren zu lassen und mit dem Hunde an der Leine wieder zurück über das Wasser zu gehen, dann die Ente hinüberzuwerfen und die Übung zu wiederholen. Um den Hund zum rascheren Einsteigen am jenseitigen Ufer zu veranlassen, kann man auch mit einigen raschen Schritten vom Ufer rückwärts gehen, der Hund wird in der Absicht, dem Herrn nachzukommen, ohne Besinnung einsteigen.

Ein solcher Fall ist mir mit einem ziemlich harten, langhaarigen deutschen Hunde passiert. Ich schoß eine Ente über einen breiten, mit Wasser eingelaufenen, sehr tiefen und langen Torfstich hinüber. Der Hund war schon im dritten Felde, schwamm anstandslos hinüber, stieg aus, faßte die Ente, scheute sich aber einzusteigen. Es war ein harter, gewaltthätiger Hund, alles rufen und pfeifen half nichts, er stellte sich endlich auf die Ente und fing zu rupfen an — da blieb mir nichts anderes übrig, als rasch eine Schnepfendunstpatrone einzuführen, der Befehl „herein — apporte“ und nachdem hierauf nicht reagiert wurde, ein Schuß auf die Keule des Hundes — das wirkte; nach dem kurzen Schrecken griff der Hund auf Befehl die Ente und brachte sie regelrecht herüber. — Ich möchte aber diese Prozedur niemanden empfohlen haben, ich bin selbst von derselben gänzlich abgekommen.

Es gibt jedoch Fälle und diese gehören in das Gebiet der Vorübungen, daß der Hund in größerer Entfernung vom Führer weg den Befehlen sich widersetzt und gleichsam denkt: ach, du bist zu weit hinweg, du kommst mir nicht an! Für solche Fälle muß man vorgesehen sein, und dem Hunde eine unerwartete Überraschung bereiten können, um ihm zu zeigen, daß man ihm auch auf weitere Entfernungen ankann. Unsere alten Parforce-Dresseure hatten für solche Fälle den linken Gewehrlauf mit Salz oder Erbsen geladen; Oberförster Wörz empfiehlt ein Blaserohr mit Lehmkugeln hiezu; Oberländer aber die bekannte Schleuder, wie sie unsere Knaben führen und ich finde die letztere Methode als die praktischere, bloß muß man sich hierauf etwas einüben, denn fehlen darf man damit nicht, sonst ist die Wirkung illusorisch. Immerhin aber hat der Knall eines leichten Schusses durch die Detonation gewiß eine drastischere Wirkung.

Ich kehre ans Wasser zurück. Für die erste Einführung des Hundes in die Wasserstöberjagd möge die geschilderte Art eine gesunde Vorübung sein. Will man aber auf junge Enten oder Mauserenten stöbern, so rate ich, den jungen Hund an die Leine zu nehmen und ihm die Arbeit durch einen erfahrenen älteren Hund vormachen zu lassen.

Bald wird der Hund an der Leine in Eifer kommen, seinen Kameraden ganz genau beobachten und das Verlangen zeigen, demselben zu folgen. Damit darf man auch nicht lange zögern, sondern dem Hunde die Freiheit und den Befehl geben: „avance“ oder „vorwärts — such!“ Das weitere ergibt sich dann von selbst.

Ist der Hund einmal eingestiegen und hat mit dem alten im Wasser gestöbert und gesehen, was das bedeutet, dann ist schon viel gewonnen und der Lehrmeister muß nur darauf bedacht sein, die Übungen recht oft zu wiederholen.

Arbeitet man an schilfigen, mit vielem Geröhricht und Gestrüpp verwachsenen Gewässern, mit welchen man wohl am Anfange den jungen Hund verschonen soll, dann versehe man sich mit einer Portion Kieselsteine, welche man dazu benützt, dem Hunde durch Einwerfen anzuzeigen, wohin er sich zu wenden habe, und wo etwa eine herabgeschossene Ente liegen mag. Der Hund wird das sehr bald begreifen.

Geflügelte und leicht angeschossene Enten sind in der Regel schwer zu finden, sie tauchen vor dem Hunde, rinnen unter Wasser weiter, tauchen an geschützter Stelle auf, heben nur Schnabel und Kopf über Wasser, um Luft zu schnappen, tauchen aber sofort wieder und wiederholen das Manöver, so daß man sie zuletzt nicht mehr findet. Diese Eigentümlichkeit der schlauen Ente hat ja zu der Fabel vom Verbeißen unter Wasser geführt — ich habe dies bei der Entenjagd schon erwähnt — in solchem Falle ermüde man den jungen Hund nicht zu sehr, sondern nehme ihn ab und arbeite weiter. Die angeschossene Ente wird, wenn einige Zeit Ruhe eingetreten, ans Land gehen, sich dort in kleinen Gräben 2c. zu verstecken suchen und wenn man nach Ablauf einiger Zeit oder am nächsten Morgen beide Ufer absucht, wird man ihrer habhaft werden.

Die Wasserarbeit ist für den Hund sehr aufreibend. Man darf bei jungen Hunden sie nicht zu lange pflegen; auch muß man darauf bedacht sein, sie am Anfang nur an warmen Tagen auszuüben, was ja zur Zeit der Jungenten immer der Fall ist.

Nach der Arbeit gestatte man dem Hunde freie Bewegung, bis er gänzlich trocken und warm geworden ist.

Der Entenfall. So schön es ist, beim Entenfall einen verläßigen Apporteur bei sich zu haben, darf man doch nicht vergessen, daß gerade in der Zeit, in welcher der Fall am meisten frequentiert wird — Morgen- und Abendfall, im Spätherbste und Winter — Wasser- und Lufttemperaturen sehr niedrig sind.

Man muß also seinem Hunde, will man ihn sich länger brauchbar erhalten, nicht zu viel zumuten, denn das viele und anhaltende Wasserarbeiten greift die Körperkonstitution des Hundes stark an.

Wenn man eine Ente erlangen kann, ohne den Hund ins Wasser zu schicken, soll man dies stets vorziehen, besonders im Winter. Wenn man sich dem Ufer entlang, da wo Enten meist liegen, ein paar lange Stangen mit Haken zurechtrichtet und versteckt, kann man viele Mühsal dem Hunde ersparen. Auch thut eine Leine, die man im Rucksack bei der Entenbirsche mit sich führt, gute Dienste, wenn man an ihr Ende einen astigen Prügel befestigt, denselben über die Ente hinauswirft und an dieser Leine dann die Ente aus dem Wasser herauslaviert.

Bei der Entenjagd ist dies alles schon besprochen.

Auch dieses Kapitel haben wir schon bei den Vorübungen besprochen. Wenn aber der Hund im ersten Felde auf Hühner und etwa hernach auch auf Hasen abgeführt ist und die Winterjagden gesehen hat, dann mag man ihn auch auf Raubzeug scharf zu machen suchen. Der Winter gibt hiezu die beste Gelegenheit. Man nimmt den Hund zum Fuchspassen mit, man führt ihn beim Ausneuen des Marders an der Leine; arbeitet man mit der Hasenquäcke, so mag Hektor auch dabei sein. Stets übe man das Apportieren des erlegten Raubzeugs regelrecht mit ihm durch, die Passion kommt dann von selbst. Doch möchte ich im ersten Winter noch Vorsicht empfehlen und den Hund nicht zum Stöbern gebraucht wissen, ebenso denselben noch nicht einem angeschossenen Fuchse nachgehetzt sehen, denn da kommen so viele Fälle vor, welche der junge, unerfahrene Hund nicht kennt, daß er dabei leicht an seiner Strammheit Schaden leiden könnte. Arbeit auf Raubzeug.

Ich würde daher empfehlen, den Hund zuerst im Frühjahr auf junge Füchse anzubringen. Mit dem toten Fuchs weiß Hektor schon umzugehen, es handelt sich darum, ihn an lebende Füchse zu bringen und da gibt das Graben herrliche Gelegenheit.

Zu dieser Arbeit nimmt man den Hund mit, leint und legt ihn etwas entfernt vom Bau ab; dabei muß man aber besorgt sein, daß der Hund sich gänzlich ruhig verhält. Die Vorübung des Ablegens kommt hier zu praktischer Geltung. Fuchsgraben.

Kann man beim Ausgraben junger Füchse die Fähe lebendig fangen und durch Knebeln unschädlich machen, wie ich es beim Fuchsgraben schon beschrieben habe, so kann man den Hund darauf anbringen.

Man nimmt ihn an der kurzen Leine herbei, zeigt ihm den geknebelten Fuchs, löst den Hund und befiehlt „faß — apport“. Das wird nun in den meisten Fällen nicht so gar flink gehen, der Hund wird sich scheuen, den lebendigen Fuchs zu greifen, ja sogar wird er ihn verbellen, aber beständiges Hetzen, bei welchem man dem Fuchse am Stricke Gelegenheit gibt, scheinbar zu flüchten, wird den Hund couragierter machen und endlich veranlassen, einmal zuzugreifen; dann lobt man den Hund und bestärkt ihn so lange darin, bis er den Mut bekommt, endlich den Fuchs abzuwürgen. Dann aber läßt man mehreremal den toten Fuchs regelrecht apportieren, schleppt ihn auch ins Dickicht und läßt den Hund „Verloren apportieren“; macht die Schleppe länger und übt, bis alles tadellos vom Stapel geht.

Das ist eine heilsame Lektion, der Hund wird durch sie lernen, dem angeschossenen Fuchse zu folgen, denselben abzuwürgen und seinem Herrn zuzubringen.

Allerdings ist das Knebeln, d. h. Wehrlosmachen des Fuchses eine etwas grausame Maßregel, welche man nicht immer gerne anwendet, aber ad majorem dei gloriam mag sie in gewissen Fällen, ausnahmsweise entschuldbar sein.

Kann man dann junge Füchse lebendig herausnehmen, so läßt man ihnen, nachdem der Hund avertiert ist, die Freiheit und hetzt den Hund an. Er wird die jungen Füchse greifen und abwürgen, worauf er sie regelrecht apportieren muß.

Wir haben dem Hunde bei der Schnepfensuche schon angewöhnt, im Walde kürzer und langsamer zu suchen, als im Felde; so schwer dies durchzuführen ist, muß man mit aller Mühe anstreben, diesen Unterschied dem Hunde beizubringen. Arbeit auf Haarwild im Walde.

Der Hund hat jetzt so ziemlich alles durchgearbeitet, was man von ihm als Gebrauchshund zu verlangen gewohnt ist.

Nun soll noch die Arbeit auf angeschossenes Wild im Walde, die Arbeit auf Schweiß durchgeübt werden.

Wir beginnen zunächst, den Hund kurz im Walde suchen zu lassen, geben uns Mühe, daß er einen gesunden Hasen vorsteht und rufen den Hund stramm von demselben ab, ob der Hase hinausfährt oder nicht, geben auch nicht Feuer auf den Hasen, sondern verhüten nur, daß der Hund nachprellt.

Im weiteren Verlaufe trachten wir endlich, einen Hasen vor dem Hunde zu erlegen. Der Schuß muß aber ein ganz sicherer sein, außerdem läßt man Lampe lieber ausspritschen. Sobald der Hase gestreckt ist, wird „down“ befohlen, so daß der Hund auf den Schuß nicht einspringt, dann „faß — apporte“. Nun muß der Hase regelrecht und schön ein paarmal apportiert werden.

Hierauf legt man den Hund ab, nimmt den Hasen auf, schneidet ihn unten etwas auf, so daß etwas Schweiß austritt, macht mit demselben etwa 60—80 Schritte weit eine Schleppe und geht dann auf Umweg zum Hunde zurück. Dieser wird nun an die halblange Leine gelegt und kurz zum Anfang der Schleppe geführt. Hier wird der Hund Wind nehmen. Man sucht ihm den Schweiß zu zeigen mit dem Zuspruche: „such — such — mein Hund — such vorhin". Nimmt nun der Hund womöglich mit kurzer Nase das Geschleppe auf, so gibt man ihm etwas Leine und läßt ihn unter Loben und unter beständigem Hinweis auf den Schweiß und das Geschleppe vorhin suchen, bis man beim Hasen angekommen. Hier wird „down" befohlen, dann „Faßapporte — hieher!" und nun läßt man den Hasen tragen bis zu dem Orte, von wo man die Schleppsuche begonnen hat.

Man verstärkt nun die Schleppe dadurch, daß man sie länger macht, etwa ein oder zwei Bögen damit schlägt, und läßt dann den Hund an der halblangen Leine wieder die Schleppe ganz wie zuvor durcharbeiten.

Die Schleppe kann auch noch dadurch verstärkt werden, daß man von Zeit zu Zeit den Hasen aushebt, etwa 10—15 Schritte weit trägt und dann wieder schleppt. Dadurch wird der Hund gezwungen, ernstlich mit tiefer Nase nach Schweiß und nicht im Wind mit hoher Nase auf der Schleppe vorhinzusuchen, was auch dadurch erzielt werden kann, wenn man die Schleppe nicht im guten Winde, sondern in entgegengesetzter Richtung anlegt.

Zum Schlusse der Übung geht man wieder zum Ausgangspunkte zurück und läßt den Hund frei die Schleppe arbeiten, ohne daß man ihn an der Leine führt. Hiebei aber muß man, sobald der Hund in raschere, flüchtigere Gangart kommen und etwa dahinstürmen will, denselben sofort mit „down" arretieren und unter Zuspruch „langsam vorwärts — schone — schone" langsam weiterarbeiten lassen. Bei der Wiederholung der letzteren Arbeit mag dann der Führer zurückbleiben und dem Hunde den Befehl geben: „such — verloren — apporte". So wird der Hund, falls er Schweiß wittert, dem Hasen, dem Fuchse folgen, mit letzterem man ja auch eine gründliche Schleppübung durchführen kann, und den schließlich Gefangenen oder Verendeten regelrecht zum Jäger zurückbringen.

Die Arbeit auf dem Schweiße eines angeschossenen größeren Stückes wie Hirsch oder Rehbock haben wir theoretisch schon bei der ausgestopften Rehdecke durchgeführt.

Die Schleppe, ihre Einrichtung und Durchführung ist beim Gebirgsschweißhunde beschrieben und unterliegt in ihrer Anlage auch beim Vorstehhunde keiner besonderen Veränderung.

Ob man den Vorstehhund zur Riemenarbeit durchbringen kann oder ob man ihn die Schleppe frei im Winde absolvieren lassen muß, das dürfte sich nach der individuellen Veranlagung des Hundes richten.

Sekundieren. Zum Schlusse der Arbeit des Vorstehhundes möchte ich noch einen Punkt erwähnen, der im praktischen Jagdbetriebe manche Annehmlichkeit bringt, oder umgekehrt, manche Unannehmlichkeit verhütet, — das ist das Sekundieren.

Nicht jeder Vorstehhund sekundiert von selbst, ohne dazu angeleitet zu werden; viele Hunde sind sogar neidisch und suchen den vorstehenden Nachbarhund zu überlaufen und ihm gewissermaßen das Wild vor der Nase wegzunehmen.

Die Folge dieser Untugend ist, daß selbst ein älterer Hund, wenn er nicht ganz fest ist, so neidisch wird, daß er, wie ein zweiter Hund in seine Nähe kommt, aus reinem Neide einspringt und das Wild herausstößt.

Alle durch die Umstände hervortretenden Unannehmlichkeiten können verhütet werden, wenn man die Hunde zum Sekundieren, oder wie manche Jäger es nennen, zum Respektieren anhält.

Um dies dem jungen Hunde möglichst beizubringen, arbeitet man etwa zu Zweien. Der Begleiter führt einen ruhigen, fermen, fest vorstehenden Hund, während der Lehrmeister seinen Zögling an der langen Leine etwas seitwärts arbeiten läßt.

Wer einmal die Jagd mit zwei Hunden gemacht hat, wird die Erfahrung aufgenommen haben, daß besonders der junge Hund sehr viel nach seinem Kollegen schaut und stets trachtet, seine Gänge so einzurichten, daß er in dessen Nähe kommt. Wenn man dies auch bis zu einem gewissen Grade zu verhindern sucht, so muß man doch auf den Zweck der Übung Rücksicht nehmen und den andern Hund

auch im Auge behalten. Sowie der ältere Hund steht, wird der junge sich an diesen anzudrängen und sich ihm vorzuschieben suchen, wenn er das Respektieren schon von Natur aus nicht in sich hat.

Man ergreift die Leine, ruft dem Hund zu „schone", eventuell näher hinzugekommen „down", wenn „schone" nicht aushilft, und gibt, falls der Hund sich störrisch zeigt, einen kräftigen Ruck an der Leine. Nun greift man vor bis zum Hunde und läßt ihn unter stetem Zuspruch — „schone" avancieren bis in die Nähe des fest stehenden alten Hundes und dann folgt das Kommando „down" oder auch „setz dich". In dieser Stellung läßt man nun den jungen Hund verharren, lobt ihn mit „brav" und ist gewärtig, daß wenn das Wild vor dem stehenden Hunde herausfährt, der junge Hund „kein Glied bewegt," sondern stramm und fest sich ruhig verhält.

Sollte eine Bewegung erfolgen wollen, muß unter „down" ein kräftiger Ruck gegeben und der Hund zurückgehalten werden.

Hat der junge Hund beim Herausfahren des Wildes ruhig ausgehalten, lobt man ihn — „brav" — „hierher", wendet und entfernt sich, um dann nach einiger Zeit den Hund wieder vorhin suchen zu lassen.

Solche Übungen macht man am besten zur Paarhühnerzeit mit den beiden Hunden und ist es gelungen, dem jungen Hunde das Sekundieren beizubringen, ist viel gewonnen.

Hiemit will ich nun das Thema über die Abführung des Vorstehhundes beschlossen haben, ohne behaupten zu wollen, daß es gänzlich erschöpft sei, aber die Rücksicht auf Raumverhältnisse gestattet mir nur ein allgemeines Gerippe, eine Übersicht über das Ganze zu geben — möge dieses Streben mir gelungen sein.

Englische Vorstehhunde.

In der Aufzählung der verschiedenen Vorstehhundrassen habe ich schon erwähnt, daß in England nur eine Rasse kurzhaariger Vorstehunde existiert — der Pointer. — Die Beschreibung der Rassekennzeichen geben uns besten Aufschluß über Form und Farbe dieses Hundes, was auch unsere betreffende Illustration zu zeigen berechtigt ist.

a) Der Pointer: Rassenzeichen.

1. Der Hirnschädel muß von einer guten Größe sein, jedoch nicht so schwer, als wie beim alten spanischen Pointer, zwischen den Behängen breiter als wie beim Setter. Die Stirn muß bis an die Augenbrauen beträchtlich ansteigen. Eine volle Entwicklung der Erhöhung des Hauptbeins ist unbedingt erforderlich, die obere Ansicht des Schädels muß aus zwei etwas abgerundeten Flächen, mit einer dazwischen liegenden Furche, bestehen.

2. Die Nase muß 4—4 3/4 Zoll lang und breit sein, mit weit geöffneten Nüstern (Nasenlöchern). Die Nasenspitze muß im gesunden Zustande feucht und kalt anzufassen sein. Die Farbe entweder schwarz oder dunkelbraun, mit Ausnahme der gelb und weißen Pointer, bei welchen die Farbe der Nase einen tiefen Fleischfarbenton haben muß. Der Schnitt der Nase muß mehr quadratisch und nicht zugespitzt sein, wie eine Schweinsschnauze. Die Zähne müssen regelmäßig zusammentreffen.

3. Die Behänge (Ohren), Augen und Lippen (Lefzen). Die Behänge müssen weich im Fell, mäßig lang, dünn in der Haut, nicht gefaltet, wie beim Forhund, flach und geschlossen an der Wange anliegend, niedrig angesetzt sein und nicht dazu neigen, aufgerichtet zu stehen.

Die Augen müssen sanft im Ausdruck und von mittlerer Größe sein. Die Farbe derselben meistens braun, variiert jedoch mit der Behaarung.

Die Lefzen müssen gut entwickelt, jedoch nicht hängend oder dickmäulig erscheinen; während der Arbeit schäumend.

4. Der Nacken muß gegen den Kopf zu gewölbt sein, lang und rund, ohne irgend eine Wamme unter der Kehle zu bilden; mit einem graziösen Schwunge muß derselbe aus den Schulterblättern herauskommen.

5. Schultern und Brust. Beide sind von der gegenseitigen Bildung abhängig. Eine breite, eingeschlossene Brust kann keine gegen die Seiten flach anliegenden Schulterblätter haben und ist hiervon die Folge, daß sie statt dessen und statt nach rückwärts schräg abzufallen, was sie thun sollten, um

freie Aktion (Bewegung) zu gewähren, aufrecht, kurz und unbeweglich sind. Eine gewisse Breite des Brustkastens ist selbstverständlich des Raumes der Lungen wegen erforderlich, allein eine tiefe Brust ist immer vorzuziehen. Die Rippen hinter den Schulternblättern sollen gut gewölbt und tief liegen, speziell ist dieses von der hinteren Rippe wünschenswert.

6. Der Rücken, das Hinterviertel und die Kniegelenke sind für die Bewegung von der größten Wichtigkeit und von ihrer guten Entwicklung ist die Kraft und Schnelligkeit abhängig.

Die Nierenpartie muß mäßig gewölbt und sehr muskulös sein; die Muskeln müssen die Rückenwirbel bedecken. Die Hüften müssen breit, eher ein wenig uneben sein und die Hinterviertel müssen von denselben leicht abfallen.

Letztere müssen voll und sehr muskulös sein, und die Kniegelenke gut gebogen und weit auseinander stehen, um zu gestatten, daß die Hinterbeine sich im Galopp leicht bewegen können, ohne zu ermüden.

7. Beine (Läufe), Ellbogen und Hacken. Diese Hauptknochen, obgleich nur als Hebel dienend, woran die Muskeln arbeiten, müssen stark genug sein, um die Anstrengung zu ertragen. Aus diesem Grund ist auch eine große Knochensubstanz erforderlich, nicht nur in den Schenkeln, sondern auch in den Gelenken, besonders aber müssen die Kniee und Hacken knochig sein. Die Ellbogen sollten gut nach unten gelegt sein, was einen langen Oberarm gibt und sollten weder nach innen noch nach außen gedreht sein. Letzteres würde jedoch der geringere Fehler sein, weil der zu fest anliegende Ellbogen die Aktion wesentlich beeinträchtigt. Das Umgekehrte findet jedoch bei den Hacken statt, welche eher nach innen, als nach außen gewendet sein können. Die ersteren sind gewöhnlich begleitet von jener Breite der Ellbogen, welche bereits besprochen ist. Sowohl hintere als vordere „Fessel" müssen kurz, beinahe aufrecht und starkknochig sein.

8. Die Füße sind besonders wichtig, denn wenn diese nicht gut geformt und die Horndecke nicht sehr stark ist, wird der Hund sehr bald fußkrank und sich, trotz des größten Temperaments, auf der Jagd weigern, den Hacken seines Führers zu verlassen und weiter zu arbeiten.

Über die Form der Füße hat man sich unter Züchtern lange gestritten, allein beim Pointer ist der katzenähnliche Fuß mit gut gebogenen und dicht zusammenschließenden Zehen dem hasenähnlichen vorzuziehen. Beim Setter gleicht der starke Haarwuchs bis zu einem gewissen Grade die Weichheit des Hasenfußes aus, welches dem Pointer vollständig mangelt. Der feste Zusammenschluß der Klaue verbunden mit einer starken Horndecke bleibt die Hauptsache.

9. Die Rute muß starkknochig an der Wurzel angesetzt sein, aber sich sofort allmählich verjüngen und nach der Spitze zu fein auslaufen. Sie darf nur mäßig gebogen etwas über die Linie des Rückens getragen werden, ohne die geringste Neigung zu haben, sich an der Spitze aufzurollen.

10. Der Pointer muß ein gutes Maß Symmetrie und Qualität zeigen. Kein Hund zeigt mehr den Unterschied von einem Gentleman und dem Gegenteil. Diese Eigentümlichkeit wird von jedem Kenner sofort herausgefunden.

11. Die Behaarung muß sanft und weich anzufassen sein, ohne gerade seidenartig zu sein.

12. In der Farbe gibt es wenig Auswahl. Mode sind: braun und weiß oder gelb und weiß. Hiernach kommen schwarz und weiß, rostbraun (mit oder ohne Abzeichen), ganz schwarze, einfarbig braune. Dunkelbraun gesprenkelt ist vielleicht die schönste Zeichnung.

Aufstellung der wichtigsten einzelnen Punkte (Points) zur Beurteilung des Pointers:

	Wert		Wert		Wertschätzung
Hirnschädel	10	Schultern und Brust	15	Läufe, Ellbogen, Hacken	12
Nase	10	Rücken, Hinterviertel u. Sprunggelenke	15	Füße	8
Behänge, Augen und Lippen	4			Rute	5
Nacken	6			Symmetrie und Qualität	7
				Behaarung	3
				Farbe	5
	30		30		40

Außer dem Pointer gibt es in England drei Hauptrassen langhaariger Vorstehhunde, die Setter, welche sich wieder in einige Unterrassen ausscheiden, wie z. B. als Unterrasse der Englisch-Setter, der Laverack- und der Llewellinsetter gezählt werden darf. Die Hauptrassen sind folgende:

b) Der englische Setter:

1. Der Schädel hat eine eigenartige Form, etwa zwischen derjenigen des Pointers und des Spaniels, nicht so schwer als der des ersteren und größer als der des letzteren. Er hat nicht den beim Pointer so bemerkenswert hervortretenden Hinterkopfknochen, ist auch schmäler zwischen den Behängen und hat eine ausgesprochene Braune über den Augen.

2. Die Nase muß lang und breit, ohne irgend welche Fülle unter den Augen sein; bei dem Durchschnitts-Setter sollte sie wenigstens 4 inch vom innern Augenwinkel bis zur Nasenspitze messen. Zwischen Nasenspitze und Nasenwurzel muß sich eine leichte Vertiefung befinden, jedenfalls darf keine Fülle vorhanden sein, und die Augenbrauen müssen scharf vor ihr aufsteigen. Die Nasenlöcher müssen weit, getrennt und groß in den Öffnungen sein, die Nasenspitze muß feucht und kühl anzufassen sein, obgleich mancher mit besonders guten Sinnesorganen ausgerüstete Hund eine trockene Nase gehabt hat, die in ihrer Rauheit dem Chagrinleder glich. Bei allen Settern sollte das Nasenende schwarz oder dunkelbraun sein, aber man trifft in den besten Züchtungen von weißen oder weiß und gelben Setters violette (pink) Nasen und mögen solche gestattet sein; die Kiefer sollten gleich lang sein, eine „Spitzschnauze“ oder „Schweinsschnauze“, welche letztere entsteht, wenn der Unterkiefer kürzer ist, ist sehr fehlerhaft.

3. Behänge, Lefzen und Augen.

Die Behänge müssen kürzer als beim Pointer und abgerundet sein, doch nicht so sehr wie beim Spaniel. Das „Fell“ muß dünn und weich sein und der Behang nah anliegend, so daß man nicht in das Innere sehen kann; die Behänge dürfen keine Neigung zeigen, sich aufzurichten, und müssen ca. 2 inch mit seidenartigen Härchen bekleidet sein.

Die Lefzen sind auch nicht so voll und hängend, wie beim Pointer, aber an ihren Winkeln müssen sie etwas voll sein, aber nicht herabhängend. Die Augen sind lebhaft und von mittlerer Größe; die beste Farbe ist ein schönes Braun und müssen die Augen in ihren Winkeln streng gekreuzt stehen.

4. Der Hals hat nicht die volle, gerundete Muskulatur des Pointers, ist beträchtlich dünner, aber doch mäßig gewölbt und setzt in den Kopf ein, ohne Hervortreten des Hinterhauptknochens, welches bei jenen Hunden so bemerkenswert ist. Der Hals muß nicht „kehlig“ sein, obgleich die Haut lose ist.

5. Schultern und Brust müssen in jeder Weise große Freiheit zeigen, dabei tiefe, schräg abfallende Schulterblätter und tief angesetzte Ellbogen.

Die Brust sollte eher tief als breit sein, obgleich Mr. Laverack die gegenseitige Formation für richtiger hält. Dieser Formation ist es vielleicht zuzuschreiben, daß seine Hunde bei field-trials nicht erfolgreich gewesen sind, denn die Hündinnen seiner Zucht, besonders Conteß und Daisy, welche ich gesehen habe, waren so schmal, als nur ein Setter-Züchter wünschen kann. Ich bin befriedigt, daß Mr. Laverack in diesem Punkte ganz und gar unrecht hat. Ich stimme jedoch darin mit ihm überein, daß die „Rippen hinter der Schulter gut hervortreten“ müssen und große Tiefe der hintern Rippen sollte besonders verlangt werden.

6. Rücken, Hinterviertel und Kniegelenk des Hinterteils.

Eine mäßig gebogene Nierenpartie ist wünschenswert, aber nicht bis zu dem extremen Grade einer Wölbung, ein Fehler, der gewöhnlich zu einem langsamen Galopp führt. Um den Hinterbeinen ein freies Vorwärtsbewegen im Galopp zu ermöglichen, müssen die Kniescheiben gut gebogen und weit auseinander sein.

7. Beine, Ellbogen und Hacken.

Die Ellbogen und Zehen müssen gerade gesetzt sein; falls nicht gerade, immer besser nach innen als nach außen, wobei der Ellbogen zu fest anliegend ist durch seinen festen Anschluß an die Rippen. Der Vorarm muß muskulös und der Knochen völlig entwickelt sein, mit starken, breiten Knieen, kurzen Fesseln, deren Umfang in Bezug auf Knochen so groß als möglich sein sollte (ein sehr wichtiger Punkt)

und deren schräge Stellung nur wenig von der geraden Linie abweichen sollte. Manche vortreffliche Kenner bestehen auf einer vollkommen aufrechten Fessel, gleich derjenigen des Fuchshundes, aber man darf nicht vergessen, daß der Setter plötzlich im schnellen Laufe stoppen muß; soll er nun dieses mit einer aufrechten und unbiegsamen Fessel thun, so wird es eine beträchtliche Anstrengung der Gelenkbänder bewirken, was zu einer Verrenkung des Knöchels führen dürfte; daher ist eine leichte Schräge vorzuziehen. Die hintern Beine müssen muskulös, starkknochig, mit starken „Hacken" und behaarten Füßen versehen sein.

8. Die Füße müssen sorgfältig geprüft werden, da von ihrer Fähigkeit, Anstrengungen auszuhalten, die Brauchbarkeit des Hundes abhängt. Eine große Meinungsverschiedenheit existiert bezüglich der Vorzüge des Katzen- und Hasenfußes für die Ausdauer bei der Arbeit. Foxhound-masters wählen den Katzenfuß, und ihre Wahl muß als entscheidend angenommen werden, weil sie bessere Gelegenheit zur Anstellung von Vergleichen haben. Da man aber bei Setters besonders fordert, daß sie im Wasser und in der Haide arbeiten, so ist es unbedingt nötig, daß sie einen guten Haarwuchs zwischen den Zehen haben, und darum muß bei dieser Rasse ein gut mit Haaren geschlossener Hasenfuß einem nackten Katzenfuß vorgezogen werden.

9. Die Fahne ist charakteristisch für die Zucht, obgleich es zuweilen vorkommt, daß ein oder zwei Puppies eines gutgezüchteten Wurfes eine geringelte Fahne oder sonstige Deformation haben, was gewöhnlich als ein Fehler betrachtet wird. Sie ist oft mit einem krummen Säbel verglichen, aber sie entspricht dem nur im Hinblick auf ihre schmale Beschaffenheit, die Krümmung in der Klinge dieser türkischen Waffe ist viel zu groß, um das Modell für die Fahne des Setters abzugeben. Weiter ist die Fahne mit einem Kamm verglichen; aber Kämme sind gewöhnlich gerade und daher fehlt die Ähnlichkeit wieder, da die Fahne des Setters einen sanften Schwung hat. Die meiste Ähnlichkeit zu einer bekannten Form ist die Sense mit ihrer umgekehrten Kurve. Die Fahne muß aus geraden seidigen Haaren bestehen, um die Wurzel herum muß das Haar eher länger als kürzer sein, besonders gegen die Spitze, deren Knochen sehr zart sein sollte, müssen dieselben fein zulaufen.

10. Symmetrie und Qualität. (Allgemeine Erscheinung.) Seiner Bestimmung gemäß sollte der Setter sehr viel „Qualität" besitzen, ein Ausdruck, der schwer zu erklären, aber jedem Sportsman geläufig ist. Man versteht darunter eine Vereinigung von Ebenmaß, wie sie Künstler wünschen, mit den besonderen Attributen, um die es sich handelt, wie sie von dem Sportsman erklärt oder ausgelegt werden. Wenn nun auch der Künstler von der Schönheit eines Tieres bezaubert ist, so betrachtet der Sportsman dennoch als fehlerhaft, wenn er ein gekräuseltes, rauhes Fell besitzt, oder wenn er einen starken Kopf mit bluthundähnlichen Backen und Kehlhalse hat. Der Kontur (Außenlinie) muß sehr elegant sein und für das Auge des Künstlers mehr anstechend als der des Pointer.

11. Die Beschaffenheit der Behaarung wird unter Setterzüchtern als sehr wichtig angesehen. Ein weiches seidenartiges Haar ohne Kräuselung wird als unumgängliche Bedingung betrachtet. Die Behaarung sollte ansehnlich, beträchtlich sein und sollte sowohl Hinter- als Vorderbeine befranzen.

12. Die Farbe des Haares ist nicht sehr bestimmt bei englischen Settern und ist eine große Verschiedenheit zugelassen. Sie sind jetzt gewöhnlich wie folgt klassifiziert:

1. schwarz und weiß getickt mit großen Flecken und mehr oder weniger mit schwarz markiert, bekannt als „blue Belton",
2. orange und weiß gesprenkelt, bekannt als „orange Belton",
3. rein orange oder zitronenfarben und weiß,
4. schwarz und weiß mit rostbraunen Abzeichen; weiß und braun (lederfarben),
5. schwarz und weiß,
6. braun und weiß,
7. rein weiß,
8. schwarz,
9. braun,
10. rot oder gelb.

c) Der Gordon-Setter (Black und Tan Setter):

1. Der Schädel ist etwas stärker als beim Englisch Setter, aber diesem sonst ähnlich.

2. Auch die Nase ist wie diejenige des Englisch Setter, nur meist etwas breiter.

3., 4., 5., 6., 7., 8. wie bei dem English Setter.

9. Die Fahne ist etwas kürzer als beim Englisch Setter, welcher sie aber in Form gleicht.

10. Rot und gelb.

11. Die Behaarung ist meist härter und gröber, denn diejenige des English oder Irish Setter, gelegentlich mit einer starken Neigung zu kräuseln, wie bei den berühmten Champions Reuben und Regent.

12. Die Farbe ist von besonderem Wert. Das Schwarz sollte tief sein, ohne sich mit dem Rostbraun der Abzeichen zu vermischen, diese sollte schön mahagonifarben sein und nicht blaßgelb. Es ist zugestanden, daß die Original-Gordons oft schwarz, braun und weiß waren, aber da auf allen Ausstellungen die Klasse auf schwarz und rot gebrannt (Black-Tan) beschränkt ist, sind die entgegengesetzten Ansichten jetzt hinfällig, welche in dieser Sache angeführt wurden.

Ein wenig weiß an der Brust oder an den Zehen kann nicht unbedingt als Disqualifikation angesehen werden, dagegen muß eine weiße Halskrause als fehlerhaft angesehen werden. Die braune Farbe muß an den Lefzen, Backen, unter dem Hals, über den Augen sein und an den Vorderbeinen so hoch bis an die Ellbogen gehen, an den Hinterbeinen bis zum Hacken und unter der Rute aber nicht bis in die langen Haare derselben hineingehend.

d) Der Irish-Setter:

1. Der Schädel ist etwas länger und schmäler als bei dem Englisch Setter. Die Augenbrauen sind stark ausgebildet und der Hinterkopfknochen markiert wie beim Pointer.

2. Die Nase ist ein wenig länger als die des Englisch Setter, von angemessener Breite und an der Spitze viereckig; die Nasenlöcher sind breit und offen, wie die Nase selbst tief mahagoni- oder dunkel fleischfarben, aber weder gepinkt noch schwarz.

3. Augen, Behänge und Lefzen (wie bei dem Englisch Setter). Die Augen müssen tiefbraun oder mahagonifarben, gut angesetzt und voll Intelligenz sein; ein stechendes oder Glasauge ist fehlerhaft. Die Behänge müssen so lang sein, daß sie bis auf ½—1 inch an die Nasenspitze heranreichen. Obgleich sie spitzer als wie beim English Setter sind, müssen sie dennoch nicht an einer Spitze auslaufen, sie müssen gut anliegen und zurücksitzen. Die Spürhaare müssen rot, die Lefzen tief liegen, aber nicht beweglich sein.

4. Wie bei dem Englisch Setter.

5. und 6. Im Bau ist der Irisch Setter höher auf den Beinen als der Englisch und der Gordon Setter, aber nichtsdestoweniger sind seine Sprunggelenke gut ausgebildet. Die Schultern sind lang und hängend, die Brust tief, aber niemals breit, und die Hinterrippen sind zuweilen kürzer als diejenigen seiner englischen Brüder. Die Lende ist wenig gebogen und gut mit den Beinen verbunden, aber nicht sehr breit. Die Hinterteile mäßig abfallend und die Fahne muß etwas tief, aber gerade angesetzt, zartknochig und schön getragen sein. Die Züchter sind für gerade Rücken mit einer Fahne, die so hoch wie beim Englisch Setter angesetzt ist.

7. Beine gerade mit guten Hacken, gut gebundenen Kniescheiben und muskulösen, aber nicht zu starken Schenkeln.

8. Die Füße sind hasenähnlich und zwischen den Zehen mäßig behaart.

9. Die Fahne ist wie ein langer gerader Haarkamm geschlossen, weder buschig noch geringelt, nach der Spitze zu aber schön ausgebreitet und gut entfaltet.

10. Die Behaarung ist etwas rauher als wie beim Englisch Setter und hält die Mitte zwischen jenem und dem Gordon Setter, ist wellig, aber nicht kraus und keineswegs lang. Vorder- und Hinterbeine sind gut, aber nicht übermäßig befedert. Die Behänge sind mit feinen Haaren versehen, dieselben sind mäßig gewellt, aber nicht gekräuselt.

11. Die Farbe muß tief blutrot sein, ohne irgendwelche Spur von schwarz an den Behängen oder Backen; bei einigen der besten Stämme ist jedoch eine matte Farbe oder ein gelegentliches

Auftreten von schwarz zu bemerken. Ein wenig weiß an der Brust, am Halse oder an den Zehen gilt nicht geradezu als fehlerhaft.

Neuerdings hat man eine spezielle Unterklasse von weißen und roten Irish Setters gebildet.

Pointer. Nach den verschiedenen Forschungen ist die Rasse der Pointer in England noch nicht sehr alt und kommt erst in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vor. Man will die Abstammung des Pointer auf den „old spanish Pointer" zurückführen und glaubt, daß dieser Hund aus Spanien nach England importiert, zur Züchtung des englischen Pointers die Grundlage gab.

Der Pointer ist für große Feldflächen als reiner Vorstehhund bestimmt; ausgestattet mit eminenter Nase, muskulösem Körperbau und entsprechendem Knochengerüste, ist auch kein Hund so geeigenschaftet wie er, in kurzer Zeit große Feldflächen abzusuchen und da der Engländer von seinem Vorstehhunde nichts verlangt als fleißige Suche und musterhaftes Vorstehen, so dürfte der Pointer in dieser Arbeit als Spezialist betrachtet werden, da er nicht leicht durch einen andern Hund an Schnelligkeit und Ausdauer übertroffen wird. Der spanische Pointer war zwar mit vorzüglicher Nase und hoher Intelligenz ausgestattet, aber ein schwerfälliger und langsamer Hund und dies genügt dem Engländer nicht. Er trachtete also dem Pointer mehr Schnelligkeit anzuzüchten und man will behaupten, daß dies durch Kreuzung mit dem Fuchshunde angestrebt wurde.

Colonel Thorton soll nach L. Beckmann im Jahre 1795 diese Kreuzung mit Erfolg durchgeführt haben. Beckmann glaubt übrigens, daß auch anderweitige Kreuzungen versucht worden seien, so mit Windhunden und sogar später mit dem Bulldog. Hiezu mag allerdings die kurze Schnauze (Hechtnase) Anlaß gegeben haben, die man bei der älteren Form der Pointer häufiger zu beobachten Gelegenheit hatte. — In neuerer Zeit wurden die Pointer aber sehr verfeinert und Anhänger der älteren Form wollen behaupten, daß die Pointer von heute nicht halb so viel Ausdauer und Energie besitzen, wie das früher der Fall war. Gegenwärtig teilt man auf Ausstellungen die Pointer in zwei Abteilungen ein, Pointer schweren Schlages und Pointer leichten Schlages. Doch scheint die Ausscheidung nicht mehr besonderer Beachtung unterzogen zu werden, so daß in Bälde vielleicht beide Schläge in einander aufgehen.

Gleichwohl ist der Pointer nur als reiner Vorstehhund gezüchtet, sucht mit hoher Nase und Vehemenz, eignet sich also für Arbeiten, wie man sie vom deutschen Hunde verlangt, nicht besonders.

Setter. Weit älter als die Rasse der Pointer, dürften die Setterrassen sein. Ob der Setter vom Spaniel oder umgekehrt der Spaniel vom Setter abstammt, darüber sind die Gelehrten nicht einig, wahrscheinlich sind beide eines Stammes.

Die Setter lassen sich leichter als der Pointer zu vielseitigerer Arbeit abrichten und werden daher bei uns in Deutschland sehr häufig an Stelle der deutschen Hunde, namentlich der langhaarigen, verwendet. Vom Standpunkte des Engländers aus ist es aber stets ein eitles Unternehmen, den englischen Vorstehhund zu vielseitiger Arbeit — zum Stöbern, Apportieren und zur Wald- und Wasserarbeit, sowie zur Arbeit auf Raubzeug zu verwenden, weil durch diese vielseitigen Beschäftigungen der Hund an seiner eigentlichen Verwendung, der reinen Vorstehhundarbeit, geschädigt wird.

Daher kommt es auch, daß direkte aus England importierte Hunde, welche von Stämmen abstammen, die in England nur zur reinen Vorstehhundarbeit verwendet waren, sich nur schwer als Gebrauchshunde richten lassen. Erst wenn sie von Eltern abstammen, die schon durch Generationen nach deutscher Art geführt wurden, kann man darauf rechnen, daß sie sich besser anlassen, denn sie ererben im Blute die den Eltern angelernten Eigenschaften.

Ich habe dies schon unter „Allgemeines" erwähnt und kann anführen, daß ich Setter und auch Pointer schon gesehen habe, welche allerdings nur in der Hand ganz tüchtiger und unermüdlicher Jäger Vorzügliches als Gebrauchshunde leisteten.

Wir führen in Bayern und in Süddeutschland verschiedene englische Rassen und der weitaus größte Teil dieser Hunde wird zu allen Arbeiten verwendet, wozu allerdings wieder individuelle Veranlagung den Ausschlag gibt.

Am leichtesten dürften die Gordons zur Gebrauchshundarbeit gebracht werden. München und dessen Umgebung weist ein starkes Kontigent von Gordonsetter auf, die sich auch schon in entfernteren

Gegenden verbreitet haben und guten Ruf als Gebrauchshunde genießen. Von Generation zu Generation zur Gebrauchshundarbeit angehalten, an unser Klima und Bodenbeschaffenheit gewöhnt, haben sie wohl auch in Form und Behaarung sich etwas von den in England gezüchteten entfernt, und ich möchte nicht behaupten, daß sie im echt englischen field-trial dem Engländer voll und ganz entsprechen würden, während sie sich dem Naturell des deutschen Weidmanns mehr genähert haben.

Abführung des englischen Hundes.

Will man den englischen Hund, sei er ein Pointer oder Setter, zur Gebrauchshundarbeit heranbilden, habe ich in der Art der Dressur keine anderen Ratschläge zu erteilen, als ich sie in den vorhergehenden Kapiteln der Abführung des Gebrauchshundes erwähnt habe, nur wird die Arbeit in einigen Teilen etwas schwieriger sein.

Mein Freund, Proträtmaler August Heyn in München, Rentier G. Kurz in München, Forstgehilfe J. Reindl in Regensburg u. a., als schneidige, energische Führer englischer Vorstehhunde in weitesten Kreisen bekannt, die Herren Bößl in und um München, der frühere erste Vorstand des süddeutschen Hundezuchtvereins, Herr Rentier Brey in Staffelsee, haben genügende Beispiele geboten, was mit englischen Hunden in der Gebrauchshundarbeit geleistet werden kann. Aber nicht jedem möchte ich das Talent zutrauen, mit dem englischen Hunde, so wie diese Herrn, fertig zu werden.

Im übrigen verlangt der Engländer von seinem Vorstehhunde sachgemäße flüchtige Suche, größtmöglichste Ausdauer, eminente Begabung, brillante Nase, felsenfestes Vorstehen, sicheres Respektieren oder Sekundieren und Hasenreinheit.

Nach dieser Art wird der englische Vorstehhund in England abgeführt; wer nach englischer Art jagen und arbeiten will, dem empfehle ich, seinen Hund nicht zur Gebrauchshundarbeit anzuhalten, denn die höchste Potenz des reinen Vorstehhundes schließt vielseitige Verwendung geradezu aus.

Obgleich nun der englische Hund auf Grund seiner sorgfältigen und reinen Zucht schon in frühester Jugend hohe Veranlagung zur Vorstehhundarbeit zeigt, so wäre es doch ein großer Fehler, wollte man annehmen, daß er zu der einseitigen Verwendung keiner besonderen Erziehung und Dressur bedürfe, und daß es für den Dresseur ein leichte Aufgabe sei, mit dem Hunde fertig zu werden.

Gerade der Dresseur des englischen Hundes bedarf einen großen Fond von Ruhe und Konsequenz, um den temperamentvollen und nicht wenig starrköpfigen Zögling sich unterzuordnen, ohne daß er ihn handschen macht oder gar total verdirbt.

Gerade die hohe Begabung und die Frühreife des englischen Hundes bedingen weitgehendste Vorsicht und schärferes Eingreifen des Führers, als dies beim deutschen Hunde der Fall sein dürfte. Der englische Hund ist fast nie weich, und selten wird der Dresseur ohne die Peitsche zum Ziele gelangen, nur muß er sich hüten, seine Strenge niemals ungerechtfertigt anzuwenden, oder gar in rohe Behandlung ausarten zu lassen, wozu sogar die Widersetzlichkeit einzelner Typen Anlaß geben könnte.

Erziehung.

Hat man sich nun überzeugt, daß der junge Hund gute Nase und die nötige Veranlagung, welche die nachfolgende Dressur lohnt, besitzt, so ist zunächst der Jüngling leinenführig zu machen.

Der zweite Schritt ist der Appell, der dem jungen Hunde beizubringen ist. Das Verfahren deckt sich mit dem des deutschen Hundes.

Hier spielt das „down" eine noch größere Rolle, als beim deutschen Hunde.

Dieser Unterricht wird zunächst an der kurzen, dann an der halblangen, hierauf an der langen Leine und schließlich ganz frei erteilt.

Da sich nun der englische Hund bei seiner angeborenen flüchtigen und weiten Suche oft sehr weit vom Führer entfernt, so daß Rufe, ja sogar Pfiff nicht mehr wirksam eingreifen, so ist es nötig, dem Hunde schon von frühester Jugend an strengen Gehorsam auf Wink einzuprägen.

Die aufgehobene Hand, der Knall des Schusses müssen dem Hunde unbedingt ein Zeichen sein, sofort und ohne Besinnen — „down" zu machen und in dieser Stellung so lange zu verharren, bis der Wink mit dem Arme dem Hunde das Weitersuchen gestattet.

Der weitere Schritt muß dem Hunde beibringen, auf bestimmtes Zeichen sich zu wenden, nach links oder rechts zu suchen, wie eben der Wink mit dem Arme dies verlangt.

Das ist der erste Abschnitt der Dressur des englischen Hundes und dieser muß unbedingt in Fleisch und Blut übergehen.

Die nächste Aufgabe ist, den englischen Hund im Sekundieren oder Respektieren ganz ferm zu machen.

Da große Feldflächen mit wenigerem Besatz an Hühnern sehr häufig bedingen, daß zwei Hunde das Feld absuchen, so müssen die Hunde unbedingt gegenseitig respektieren.

Man kann das dadurch erreichen, daß man dem vorstehenden Hunde das befehlende Wort, also: „down“, „nieder“ oder „couché“ so oft vorsagt und einprägt, daß er diesem Befehle unbedingte Folge gibt, wenn er auch kein Wild vor sich hat. — Die überwiegende Zahl englischer Vorstehhunde ererbt die Eigenschaft des Sekundierens, man muß sie aber zu wahren und zu potenzieren suchen.

Obgleich nun der reine englische Vorstehhund niemals apportieren soll, einen Hasen schon gar nicht, so darf man doch nicht glauben, daß der herausfahrende Hase durchaus keine Wirkung auf den field-trialer machen würde.

Der englische Hund muß unbedingt hasenrein sein; da derselbe niemals Hasen apportieren oder hetzen darf, so ist die Arbeit des „Hasenreinmachens“ eigentlich für den Führer leichter durchzuführen, als dies beim deutschen Hunde der Fall sein dürfte.

Der herausfahrende Hase muß den Engländer sofort niederwerfen, den Hund unbedingt zum „down“ veranlassen.

Dies sind die allgemeinen Gesichtspunkte für die Abführung des englischen Hundes nach englischem Muster.

Diese Dressurübungen verlangen keine andere Behandlung des Zöglings, als ich sie beim deutschen Hunde beschrieben habe, weshalb ich den freundlichen Leser bitte, die benannten Abschnitte auch hier zur Hilfe zu nehmen.

Von den internationalen Rassen, wie italiensche, spanische und französische, werden in Deutschland, mit Ausnahme des Grisson à poil dur, wohl sehr wenige geführt und dürften dieselben der gleichen Erziehung und Dressur unterworfen werden, wie der deutsche Vorstehhund. Ich kann mich deshalb begnügen, nur einiges über deren Erscheinung hier anzuführen.

Italienische Vorstehhunde.

In Italien sind nur zwei Formen von Vorstehhunden vertreten, nämlich a) der kurzhaarige — bracco — und b) der rauhhaarige Vorstehhund — spinone.

Beschreibung. ad a) Der Bracco gleicht dem kurzhaarigen deutschen Vorstehhund. In der Regel ist das Haar dieses Hundes sehr fein, die Grundfarbe weiß mit hell- und dunkelgelben Platten und Sprenkeln; der Kopf erscheint etwas gestreckter, die Behänge sind tiefer angesetzt und meist leicht spiralförmig gedreht.

Rassenkennzeichen. Allgemeine Erscheinung: Kräftig, muskulös gebaut, mit ernstem Gesichtsausdruck. Haar kurz und dicht; Kopf groß, seitlich zusammengedrückt, stark ausgesprochenen Genickansatz; Behang lang, fein, niedrig angesetzt und spiral gedreht; Auge klar, hell, dunkelgelb, mit gutmütigem und sympathischem Ausdruck; Hals ziemlich kurz und starke Halswamme; Brust breit, tief, Schulterhöhe 65—70 cm; Vorder- und Hinterläufe ziemlich stark, mit kräftiger Muskulatur; Wolfsklauen sind Rassezeichen; Rute 25—30 cm Länge, an der Wurzel stark, dann dünn auslaufend, immer horizontal getragen, eher abwärts als aufwärts gerichtet; keine Bürste, keine Feder; Farbe: einfärbige nicht beliebt; gelbe Abzeichen über den Augen und an den Läufen sind verwerflich; verlängertes Haar an Kopf, Schultern und Rute fehlerhaft, ebenso aufwärts gerichtete, säbelförmige oder geringelte Haltung der Rute. Braun oder orange Platten, richtig symmetrisch verteilt am Kopf, niemals schwarz. Die Farbe der Klauen, weißlich, gelb und braun.

Man unterscheidet den größeren, stärkeren bracco nobile und den kleineren, leichteren, weniger edlen bracco comune. Als Vorstehhund arbeitet der Bracco unermüdlich bei Hitze und Kälte, hat sehr gute Eigenschaften, geht nie im Galopp, sondern nur in förderndem Trab.

ad b) Der Spinone vertritt dem kurzhaarigen Hunde gegenüber die rauhhaarige Rasse unserer stichelhaarigen; dieser Hund wurde vielfach mit Griffons und Barbets verkreuzt, so daß die alte Form größtenteils verloren ging.

Rassenkennzeichen. Allgemeine Erscheinung: Hoher, stattlich gebauter Hund, mit munterem Gesichtsausdruck; Haar kurz, rauh, ohne eigentlichen Schnurbart; Kopf dicht, aber kurz rauh behaart; Rumpf- und

Läufe-Behaarung länger, wie am Oberkopf, rauh, Vorderseite der Läufe straff, nicht viel länger, wie beim Bracco, dagegen an der Hinterseite kurze Feder; Rute (20—25 cm verkürzt) ohne Fahne; Farbe vorwiegend weiß, einfarbig oder weiß mit gelben Platten; selten braun, niemals schwarz gefleckt; Schulterhöhe 66—68 cm.

Der Spinone hat gute Nase, arbeitet flott in Stoppeln, Maisfeldern, in Wald und Wasser, wie in den Bergen.

Französische Vorstehhunde.

Wie schon erwähnt, teilen sich die französischen Vorstehhunde in a) kurzhaarige — le Braque d'arrêt français — b) in langhaarige — l'Epagneul d'arrêt — und in rauhhaarige — Griffons et Barbets.

ad a) Le braque d'arrêt ähnelt in ihrer älteren Form unserem deutschen Vorstehhunde, nur ist nach de la Blanchère der Behang meist kürzer, die Rute leichter; Kopf groß, Schnauze viereckig, häufig Doppelnase; Brust breit, Kruppe abgerundet, Rücken und Nierenpartie lang; Farbe weiß mit großen braunen Platten, Zeichnung am Kopfe symmetrisch, am Rumpfe unregelmäßig; Höhe 60—70 cm. Nach verschiedenen Provinzen werden auch die Hunde mit speziellen Namen bezeichnet, so braque sans queue du Bordounais, eine etwas niedrig gestellte, meist gesprenkelte Rasse mit sehr kurzer Stummelrute, mit welcher sie schon geboren werden; diese Hunde sind wegen ihrer feinen Nase und ausdauernden Suche sehr beliebt. Ferner die braques de St. Germain — pointerähnlich mit heftigem Temperament. Beschreibung.

Die braques Dupuy, eine Kreuzung von braques français und Pointer, vielleicht die verbreitetste Rasse in Frankreich, mit etwas spitzer Schnauze, sehr leichter aber eleganter Bauart und in Farbe meist braun und weiß, selten schwarz und weiß gefleckt.

ad b) l'Epagneul d'arrêt dürfte, wie schon der Name andeutet, aus Spanien nach Frankreich gekommen sein; er ist unserem deutschen langhaarigen Vorstehhunde ähnlich, doch leichter und schwächlicher gebaut, von verschiedener Färbung, wie schwarz und weiß, braun und weiß, braun mit gelben Abzeichen &c. Schulterhöhe ca. 60 cm. Beschreibung

Die Behaarung ist gelockt und gekräuselt, mit seidenartigem Glanze, Rute meist lange, gekräuselte Fahne bildend; der Behang hat stark gewelltes langes Haar, welches ca. 5—6 cm über den Rand des Behänges hinabreicht.

ad c) Griffon et Barbet. Erstere Vorstehhunde scheinen zuerst aus Piemont nach Frankreich eingeführt worden zu sein und dürften sonach Abkömmlinge des italienischen Spinone sein, die um Mitte des 17. Jahrhunderts nach Frankreich kamen. Beschreibung.

Letztere Hunde begreifen alle jene Gattungen von rauhbärtigen, langzottigen Hunden in sich, welche wir mit „Zottler", der Engländer mit „Waterdog" bezeichnen. Kreuzungen zwischen beiden Formen gaben Anlaß, die Griffons je nach ihrer mehr oder weniger rauhen oder zottigen Behaarung in Griffons à poil dur, Griffons à poil long, à poil soyex &c. einzuteilen. — Rassezeichen für diese Hunde existieren in Frankreich nicht. — Dagegen werden in Deutschland Griffons à poil dur vielfach gehalten und namentlich durch Herrn Korthals in Biebesheim eingeführt und gezüchtet. Über diese Hunde hat sich in Deutschland ein langer, nicht beendeter Federkrieg entwickelt, indem die einen behaupteten, der deutsch stichelhaarige und der Griffon seien zwei verschiedene Rassen, während die andern das Gegenteil behaupten und von dem Grundsatz ausgehen, alle rauhhaarigen Hunde seien ein und derselben Abstammung und bezeichnen sie als „drahthaarige" Vorstehhunde oder Griffons à poil dur.

Für uns kommt dieser Streit „um des Griffons Bart" nicht in Betracht.

Spanische Vorstehhunde.

Schon bei Beschreibung des Pointer habe ich erwähnt, daß derselbe als ein Nachkömmling des old spanish pointer angesehen werden will. Die jagdlichen Zustände Spaniens sind heutzutage von keiner Bedeutung, es ist aber doch kein Zweifel, daß im Mittelalter die Züchtung edler Jagdhundrassen in Spanien sehr ausgebildet war, und daß sich von hier aus die Vorstehhundrassen nach dem Norden verbreitet haben.

Gegenwärtig existieren nach einer im „Deutschen Jäger" durch Herrn Krichler gegebenen Mitteilung zwei Formen kurzhaariger Vorstehhunde in Spanien die „Pachóns", niedrige, schwerfällige und langsame Hunde, und dann die „Perdiguero", höher gestellte, schlankere Tiere. Diese Hunde entsprechen der englischen Auffassung des „old spanish pointer" in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und wäre also die Ableitung des englischen Pointer älterer Form von dorther nicht unmöglich.

Was nun den langhaarigen spanischen Vorstehhund betrifft, so existiert er als nationale Rasse nach Krichler in Spanien so wenig wie in Italien, man müßte nur den „Zarcero" oder „Perro bajo", einen niedrigen Hund, als solchen betrachten, welcher als langhaariger Stöberhund beschrieben wird.

Die kynologischen Verhältnisse Spaniens sind in der Gegenwart noch wenig geordnet und daher auch für uns nicht weiter von Belang.

Nachdem ich so die Vorstehhundrassen mehr oder weniger ausführlich aufgezählt habe, möchte ich nur noch, wie schon eingangs angedeutet, den freundlichen Leser auf die verschiedenen Dressur-Werke aufmerksam machen, welche in neuerer Zeit einen nicht geringen Zuwachs erhalten haben.

Abgesehen von den weniger systematisch gegliederten Anleitungen Döbels, dann Dietrich a. d. Winkell, Diezels, v. Thons, haben Neubearbeitungen dieser Werke mehr Form und mehr Übersicht in die Sache gebracht, wenn auch unverkennbar der Urtext dadurch einigen Schaden gelitten hat und mehr in den Ton des Bearbeiters übergegangen ist.

Doch wurde durch diese Umarbeitungen der Anschauung der Neuzeit mehr Rechnung getragen.

Als empfehlenswerte Anleitungen zur Erziehung und Dressur unserer Vorstehhunde, als reine Dressurwerke empfehle ich vor allem „Der Vorstehhund in seinem vollen Werte" von Friedrich Oswald; ferner „Der vollständige Vorsteh- und Gebrauchshund ꝛc." von Oberförster E. Wörz; dann „Der Jagdhund ꝛc.", 7. Aufl. des alten Thon'schen Werkes, umgearbeitet von F. Krichler; „Anleitung zur Züchtung, Erziehung und Arbeit des Gebrauchshundes" von Quensell und in neuerer Zeit „Die Dressur und Führung des Gebrauchshundes" von Oberländer. Damit ist noch keineswegs die Liste aller einschlägigen Schriften erschöpft, doch mag das eine oder andere dieser Werke genügen, an der Hand der Praxis dem Jagdfreunde als Leitfaden zu dienen.

---

3. Der Dachshund.

Allgemeines.



Wir sind bei einer Hunderasse angekommen, welche dem Jäger in vieler Beziehung herrliche Dienste zu leisten im stande ist, wenn sie nur richtig und sachgemäß behandelt wird. Die Ansichten über die Dressurfähigkeit des Dachshundes sind vielfach unrichtig. Man nimmt gewöhnlich an, der Dachshund sei ein so eigensinniger und mürrischer Bursche, daß man ihm nichts beibringen könne, was er nicht schon von Natur aus in sich habe. — Es ist richtig, daß der Dachshund ein großes Quantum von Eigensinn besitzt — aber er besitzt auch eine solche Fülle von Intelligenz, daß wenn man diese zu Hilfe nimmt und dabei mit seinen Eigenheiten rechnet, mit ihm sehr vieles zu erreichen ist. Allerdings bedingt diese geistige Verfassung eine Behandlung, die von jener eines Vorstehhundes himmelweit entfernt ist und dieser Umstand bewirkt den Glauben an die Bildungsunfähigkeit des Dachshundes. So kommt es allerdings, daß der Dachshund gewöhnlich parforce nicht dressiert werden kann — man muß bei ihm nur das Verständnis wecken und durch dieses erreicht man das, was man auf Grund seiner körperlichen und geistigen Veranlagung überhaupt zu erzielen im stande sein kann. — Man verlange nur nicht Leistungen, zu welchen der Dachshund nicht geschaffen ist.

Durch planlose Verkreuzung der Dachshunde mit Nichtjagdhunden, mit Vorsteh- und Schweißhunden waren reine Dachshunde bis zum Ende der sechziger Jahre immer rarer geworden. Man sah dazumal grauenhafte Gebilde, welche die Merkmale vielfacher Verkreuzung an sich trugen, aber alle, wenigstens bei uns im Süden Deutschlands mit dem Namen „Dackel" bezeichnet wurden. In der Regel waren alle diese Fixe doch meist gut veranlagt, was ein Beweis für das dominierende Dachshundblut, das immer wieder durchschlug, sein dürfte; es mag dies auch der Grund sein, daß, nachdem die Vereine eine zielbewußte Rassenzucht wieder zur Geltung brachten, die reine Dachshundform rasch sich regenerierte und solche rasche Fortschritte machte, wie wir sie nicht leicht bei andern Rassen beobachtet haben.

Würde, nachdem die Reinzucht der Dachshunde wieder auf hohe Stufe gelangt ist, der Erziehung und Ausbildung des Hundes zu seinen spezifischen Leistungen mehr konsequente Beachtung und Mühe, wie z. B. den Vorstehhunden geschenkt, so müßte die Dressurfähigkeit des Dachshundes auf Grund der Vererbung gewiß auch eine höhere Potenz erlangen.

Die Hauptleistung des Dachshundes, wozu ihn sein eigentümlicher Körperbau zunächst schon fähig macht, ist das Aufsuchen und Bejagen desjenigen Raubwildes, welches seinen Aufenthalt in Bauen unter der Erde oder in ähnlichen Schlupfwinkeln nimmt. Im weiteren eignet sich der Dachshund auch zur Stöberarbeit über der Erde auf anderes Wild und nicht zum mindesten auch zur Arbeit auf Schweiß. Diese drei Verwendungsarten genügen vollständig, um den Dachshund als sehr wertvollen Gehilfen des Jägers betrachten zu können.

Andere Leistungen, welche in den Rahmen der Arbeit des Vorstehhundes hineinfallen, vom Dachshunde zu verlangen, geht über das Maß des Gewöhnlichen und wenn auch einige besonders begabte Individuen solches leisten, kann man doch vom Dachshunde im allgemeinen dies nicht fordern und herauszupressen suchen.

Ich kenne Dachshunde und habe selbst schon solche besessen, welche auf Federwild stöberten, welche Apportierdienste, sowohl zu Land als zu Wasser, bis zu einem gewissen Grade leisteten, ja ich habe schon erwähnt, daß ich Dachshunde besaß, welche die Zimmerdressur so tadellos absolvierten, wie der bestdressierte Vorstehhund. Aber dies sind Ausnahmsfälle, mit denen man im allgemeinen nicht rechnen darf, und die man für gewöhnlich dem Dachshunde gar nicht zumuten soll.

Nach dieser Einleitung betrachten wir zunächst seine Erscheinung. Wir haben dreierlei Formen von Dachshunden, nämlich: a) den kurzhaarigen, b) den langhaarigen und c) den rauhhaarigen. — Besonders der kurzhaarige weist verschiedene Farbenvarietäten auf; die gewöhnlichste Farbe ist schwarz mit braunen Exträmitäten, dann braun mit gelben Abzeichen, einfärbig gelb oder rot, und ferner die Tigerdachshundform in verschiedenen Farbennüancen.

Die Rassenkennzeichen geben genauere Anhaltspunkte.

ad a) Der kurzhaarige Dachshund:

Rassenkennzeichen.

1. Allgemeine Erscheinung: Niedrige, sehr langgestreckte Bauart, überwiegend entwickelter Vorderkörper, Läufe auffällig kurz, die vorderen im Knie einwärts, mit den Füßen wieder auswärts gebogen. Die ganze Erscheinung wieselartig, die Rute wenig gekrümmt und im ruhigen Gange schräg aufwärts gerichtet oder abwärts hängend getragen. Das Haar kurz und glatt anliegend, Gesichtsausdruck intelligent, aufmerksam und munter. Gewicht nicht über 10 Kilo.

2. Kopf: Langgestreckt und spitzschnauzig, von oben gesehen am breitesten am Hinterkopf, nach der Nase zu sich allmählich verschmälernd, also nicht vor den Augen plötzlich abgesetzt, wie beim Jagdhund. — Oberkopf breit und flach gewölbt, Nasenrücken schmal, der Absatz vor den Augen sehr flach ansteigend. Im Profil erscheint der Nasenrücken leicht gewölbt oder fast gerade, die Schnauze verläuft spitz, die Lippe hängt nur wenig über, bildet jedoch noch eine bestimmte Falte am Mundwinkel.

3. Behang: Mittellang, ziemlich breit, unten stumpf abgerundet, sehr hoch und weit nach hinten angesetzt, so daß der Raum zwischen Auge und Ohr hier verhältnismäßig größer erscheint, als bei allen anderen Jagdhunden. Der Behang soll glatt und dicht, ohne jede Drehung am Kopfe, herabhängen.

4. Auge: Mittelgroß, rund, klar vorliegend, das Weiße des Augapfels nur wenig zeigend, mit scharfem, stechendem Ausdruck.

5. Hals: Lang, beweglich, von oben gesehen breit und kräftig, vor den Schultern nicht plötzlich abgesetzt, sondern (im Profil) sich allmählich von der Brust bis zum Kopfe verjüngend. Halshaut locker, ohne eine Kehlwamme zu bilden.

6. Rücken: Sehr lang, in der Nierengegend breit und leicht gewölbt, Kruppe kurz und mäßig schräg gestellt.

7. Brust und Bauch: Brust breit, Rippenkorb sehr lang und tief hinabreichend, Bauch nach hinten stark aufgezogen.

8. Rute: Mittellang, an der Wurzel noch ziemlich stark, allmählich sich verjüngend und in schlanke Spitze auslaufend, fast gerade oder mit geringer Krümmung in schräg abwärts oder auch aufwärts gehender Richtung oder horizontal getragen.

9. Vorderläufe: Weit kräftiger ausgebildet als die hinteren, Schultern mit derber, plastischer Muskulatur, Vorarm sehr kurz, kräftig, mit auswärts gehender Biegung, das Vorderknie etwas einwärts gerichtet. Die Fußwurzel wieder auswärts gedreht, wodurch der Vorderlauf, von vorn gesehen, eine S-förmige Biegung erhält. — Im Profil gesehen, erscheint der Vorderlauf jedoch gerade, im Knie nicht überhängend und nur die Zehen seitlich herausgestellt.

10. Hinterläufe: Steiler als bei anderen Hunden, Keulen mit stark und eckig vorspringender Muskulatur, Unterschenkel auffallend verkürzt und wie die Fußwurzel, sowohl im Profil, wie auch von hinten gesehen, fast gerade gestellt.

11. Fuß: Vorderfüße viel stärker als die hinteren, breit, derb, mit gut geschlossenen Zehen, starken, gekrümmten, vorzugsweise schwarzen Nägeln und großen, derben Ballen. — Die Hinterfüße kleiner, runder, die Zehen und Nägel kürzer und gerader.

12. Haar: Kurz, knapp und dicht anliegend, glänzend, glatt und elastisch mit stechender Spitze, — an den Behängen äußerst kurz und fein, an der Unterseite der Rute gröber und länger, jedoch dicht aufliegend und keine abstehende Bürste bildend. — Ebenso ist das Haar an der Unterseite des Körpers von gröberer Beschaffenheit und soll den Bauch möglichst decken.

13. Farbe: Schwarz mit gelbbraunen Abzeichen an Kopf, Hals, Brust, Bauch, Läufen und unter der Rute, außerdem dunkelbraun, goldbraun und hasengrau mit dunklerem Rückenstreif, wie auch aschgrau und silbergrau mit dunkleren Platten. (Tigerdachs.) Bei den dunkleren Farben treten fast immer die gelbbraunen Abzeichen auf; — doch sollten bei diesen helleren Farben Nase und Nägel womöglich schwarz, die Augen dunkel gefärbt sein. — Weiß ist höchstens als schmaler, regelmäßig geformter Streif auf der Mittellinie der Brust, vom Brustknorpel abwärts zu dulden.

14. Gebiß: Ober- und Unterkiefer genau auf einander passend, so daß die Zähne des Unterkiefers die oberen weder überragen, noch hinter denselben stehen. Das Gebiß stark und mit derben Eckzähnen, gut geschlossen, die äußeren Schneidezähne des Oberkiefers noch stärker entwickelt als bei anderen Hunden.

Als fehlerhaft betrachten wir beim Dachshund: Schmalen, seitlich zusammengedrückten oder konisch gebildeten Oberkopf, zu kurze, zu stumpfe oder plötzlich abgesetzte, schmale Schnauze, zu lange Lippen, lange, gedrehte, faltige oder vom Kopf seitlich abstehende Behänge, dünnen Hals und schmale Brust, Vorderläufe mit unregelmäßiger Biegung oder so starker Krümmung der Armknochen, daß die Kniee sich berühren oder doch die Körperlast nicht genügend unterstützt wird. Ferner unregelmäßig verdrehte Füße mit weit gespreizten Zehen und schwacher Fußwurzel. — Hinterläufe mit zu langen Unterschenkeln, in Folge dessen die Fußwurzel entweder im Profil schräg unter sich gestellt ist, oder in den Sprunggelenken kuhhessig nach innen gedreht erscheint. Ferner eine zu lange und schwere, zu stark gekrümmte oder mit auffälliger Bürste versehene Rute. In Bezug auf Färbung ist Weiß als Grundfarbe sowohl, wie auch als Flecken und Abzeichen (mit Ausnahme des erwähnten schmalen Bruststreifens) immer als Fehler zu betrachten.

ad b) Der langhaarige Dachshund:

Diese Varietät unseres gewöhnlichen Dachshundes verdankt ihre Entstehung wahrscheinlich einer früheren Spaniel-Kreuzung, ist indes allmählich zur konstanten Rasse ausgebildet worden.

In Bezug auf Form, Farbe und Größe gelten hier dieselben Bestimmungen wie für den gewöhnlichen Dachshund und ist allein die seidenartige Behaarung des langhaarigen Dachshundes als unterscheidendes Rassezeichen zu betrachten. Das weiche, sanft gewellte Haar verlängert sich unter dem Halse, der ganzen Unterseite des Körpers und der Hinterseite der Läufe zu einer hervorragenden

Feder und erreicht seine größte Länge an den Behängen und an der Unterseite der Rute, wo es eine vollständige Fahne, wie beim Wachtelhunde, bildet.

ad c) Der rauhhaarige Dachshund. Bisher sind von seiten der Delegierten-Kommission die Rassenkennzeichen für diese Form noch nicht festgestellt, doch sind sie in provisorischer Weise von einigen Züchtern soweit durchberaten, daß nach denselben die konstante Form bestimmt werden kann.

In der Form des Körperbaus unterscheidet sich dieser Hund vom kurzhaarigen Dachshund nicht, ein Unterschied besteht nur in Farbe und Behaarung. — Das Haar ist härter, rauher und voller, glanzlos wie beim deutschen Rattler oder stichelhaarigen Vorstehhunde. Das obere Deckhaar ist hier ebenfalls nur wenig gekrümmt, derb und harsch, und erreicht in seiner größten Länge 4—5 cm am Rücken, am Hals und unter der Rute, bildet nur an Brust, Hals und der Hinterseite der Läufe etwas verlängerte Feder. Der Kopf ist ziemlich kurz behaart; auf der Stirn liegt das Haar locker an; an den Lefzen bildet es einen etwas verlängerten Bart; über den Augen erhebt sich ein schwacher Schopf; der Behang ist fein und kurz behaart wie beim glatthaarigen Dachshund. An der Rute legt sich das verlängerte Haar locker an, ohne eine Fahne oder Bürste zu bilden; unter dem Deckhaar des Oberkörpers findet sich feine Grundwolle.

Die Färbung ist etwas matter und weniger lebhaft, die Abzeichen sind blaß graugelb und unbestimmter ausgeprägt.

Fehlerhaft ist zunächst jede weiche, zottige oder nach allen Richtungen abstehende zottige Behaarung. — Weiß dürfte wie beim glatthaarigen Dachshunde ebenfalls verwerflich sein.

Der Dachshund ist von der Natur mit vorzüglichen Sinnen ausgestattet, er hat gewöhnlich vorzügliche Nase, hohe berechnende Intelligenz, scharfen Mut und aggressive Entschlossenheit, ist aber eigenwillig, sehr empfindlich und mit diesen Eigenschaften hat der Jäger von Jugend auf zu rechnen. Gewaltsames Einschreiten verträgt er in der Regel nicht, das macht ihn störrisch und gewaltthätig. Dagegen ist er anhänglich, treu und wachsam und seine ernste Physiognomie, seine stets würdevolle Haltung stehen zu der eigentümlichen Gestalt fast im Widerspruche, so daß sie oft urkomischen Eindruck macht.

Das ganze Wesen des Dachshundes, namentlich sein anheimelndes Andrängen an den Menschen und seine Neigung zur Behaglichkeit, ferner sein reinliches und sauberes Äußere geben Veranlassung, daß der Dachshund vielfach als Zimmer- und Familienhund betrachtet wird und dadurch einer Verhätschelung und Verfeinerung entgegengeht, welche der Verwendungsart beim Jagdgebrauche zuwiderläuft. Züchtung.

Der Dachshund neigt bei längerer Inzucht ungemein zur Verfeinerung und zur Ausartung nach Größe hin. Kleinere, derbbehaarte und widerstandsfähige Dachshunde sind viel schwerer zu züchten, als größere, feinere.

Unsere Ausstellungsdachshunde sind wohl recht nett anzusehen und bestechen das Auge des Laien sehr durch ihre feine, samtartige, glänzende Behaarung und die feinen Ruten, aber für den Jagdgebrauch taugen diese „Salon-Dachsel" nicht, denn sie haben infolge ihrer niedrigen Bauart so viel von Nässe, Schnee und Kälte beim Jagdbetriebe zu leiden, daß sie fast unbrauchbar sind. — Ich lasse mir dies für den Fuchsbau noch gefallen, aber ein Dachsel, der stöbern soll, der auf Birsche und Revierbegängen in jeder Witterung und Jahreszeit den Jäger begleiten soll, darf keine zu feine Behaarung haben, er muß derb und widerstandsfähig sein, und so lange auf unsern Ausstellungen einer rauheren Behaarung nicht mehr Vorzug erteilt wird, werden wir keine Dachshunde für den Jagdbetrieb züchten.

Der Züchter hat also hierauf sein Augenmerk zu richten und muß besorgt sein, daß die jungen Dachshunde nicht zu Stubenhockern herangezogen werden, die sich nur hinter dem warmen Ofen und auf den Sophas in der Stube behaglich fühlen.

So vorzügliche Züchter die Engländer sonst sind, als Dachshundzüchter dürfen wir sie nicht ernst nehmen, denn der Dachshund ist in England kein Jagdhund, er wird dort mehr als Damen-, als Salonhund betrachtet und deshalb in einer Weise verfeinert, wie wir deutschen Weidmänner dies nicht brauchen können.

Zum Gebrauchshunde eignen sich auch jene Hunde nicht, welche auf den Vorderläufen zu krumm stehen, d. h. knicken, was in Verkennung des Rechten gar häufig als Zeichen besonderer Rasseechtheit

angesehen werden will. Hunde, die stark knicken, sind in den Schultern locker, ermüden sehr rasch und gehen sich bei Rauhfrost und rauhem Boden sehr leicht an den Zehen wund, taugen also zur Jagd nichts.

Beachtet der Züchter und Erzieher des Dachshundes die gegebenen Winke und läßt er den jungen, heranwachsenden Dächsel viel mit seinesgleichen im Freien tollen, wird er einen brauchbaren Hund heranziehen, und wird der junge, krummläufige Bursche auch etwas wilder und hartköpfiger, so ist das für seinen künftigen Beruf doch vorzuziehen, als zu große Verweichlichung in der Stube und im Umgange mit Menschen.

Erziehung.

Was nun Haltung und Aufzucht in den ersten Monaten betrifft, verhält sich diese wie bei meiner allgemeinen Betrachtung schon aufgeführt ist. — Über das Alter, in welchem der Dachshund allmählich zur Einarbeitung herangezogen werden soll, läßt sich eine allgemeine Bestimmung nicht geben, dies richtet sich nach der individuellen Veranlagung und Entwickelung.

Daß man dem jungen Dachshunde Stubenreinheit und einige Folgsamkeit beibringen, sowie Unarten untersagen soll, ist selbstverständlich. Sein Kapazitätsvermögen muß in frühester Jugend geweckt werden und wird dies sehr bald erfassen.

Im Alter von ungefähr 3/4 Jahren mag man beginnen, dem Hunde Schneidigkeit beizubringen und seine angeborene Jagdpassion zu wecken suchen. Hiezu liefert das beste Material gefangenes Ungeziefer, wie Mäuse und Ratten, für deren Beschaffung man meistens nicht in Verlegenheit ist.

Hat sich der „Waldl“ daran schon erprobt, so mag das Hetzen von Katzen manches Vergnügen für ihn schaffen.

Doch muß dem jungen Dachshunde, wie gesagt, Gehorsam schon frühzeitig eingeprägt werden und bei aller Lust muß er lernen, dem Herrn auf Ruf und Pfiff unbedingt zu folgen.

Nicht minder ist der Dachshund schon frühzeitig daran zu gewöhnen, an der Leine anständig, d. h. ohne Zerren oder Ziehen an der Seite oder hinter dem linken Fuße des Herrn zu gehen, später würde dies eine harte Aufgabe werden. Auch soll man den Dachshund daran gewöhnen, nicht bloß mit seinem Herrn, sondern auch mit verschiedenen andern Leuten anständig an der Leine zu gehen, ohne nach seinem Herrn hinzuziehen oder zu winseln, was sich später beim Gebrauche zur Stöberjagd sehr wohlthätig erweisen wird.

Arbeit mit dem Fuchse.

Ist das radikal eingelernt, so beginnt man mit dem Fuchse. Man soll trachten, ein paar junge Füchse, je mehr desto besser, zu bekommen, welche man sich zur Abrichtung des Dachshundes aufzieht und wozu das Frühjahr reichlich Gelegenheit gibt.

Ist nun ein junger Fuchs soweit herangewachsen, daß er sich etwas zu verteidigen im stande ist, was nach ca. zwei Monaten genügend der Fall ist, dann lasse man in einem geschlossenen Raum, in welchem irgend etwas untergebracht wird, hinter welchem sich der Fuchs decken kann, z. B. Kisten 2c., den jungen Hund auf den Fuchs losgehen, d. h. man hetzt den Hund an und ermuntert ihn, den Fuchs zu verbellen. Das ist nun keine schwere Arbeit und bald wird sich der junge Reineke in eine Ecke geflüchtet haben, den Hund dort abwehren und sich verteidigen. Dies reizt den jungen Hund gewaltig und wenn er schließlich den Fuchs abwürgt, ist schon viel gewonnen.

Am künstlichen Bau.

Nun geht man weiter. Man richtet sich einen ganz einfachen und primitiven Kunstbau her*) — eine einfache, in den Boden eingeschnittene Röhre von ca. 2—3 m Länge, deckt selbe mit einigen Bretterstücken und Rasen sorgfältig zu und nimmt nun Hund und Fuchs an denselben.

Den Fuchs befestigt man an einer Leine und hält ihn so am Eingange in den Bau fest, hetzt den Hund darauf, und wie der Hund den Fuchs zu attakieren beginnt, läßt man den Faden los, der Fuchs wird sofort in den Bau fahren und der Hund wird ihm ohne Anstand folgen.

Diese Übung ist von großer Bedeutung, sie muß den Dachshund lehren, in den Bau einzufahren. Nicht jeder Dachshund kriecht von selbst in den Bau — auf diese Weise lernt der Dachshund kennen, was der Bau eigentlich bedeutet, er lernt kennen, daß im Baue sein Todfeind steckt und daß ihm (dem Hunde) nichts passiert, wenn er in die dunkle Röhre einfährt.

---

*) Anleitung hiezu beim Kapitel des Fuchses Seite 369.

Dies ist einer der schwierigsten Punkte, welche dem Dachshunde beigebracht werden müssen, denn bloß beim Zuschauenlassen, wie ein älterer Hund einfährt, lernt der junge Dachshund nicht immer das Einfahren.

Sobald die erste Arbeit genug ist, hebt man den Dachshund aus der aufgedeckten Kunströhre aus und ebenso den jungen Fuchs, falls der Hund denselben nicht abgewürgt hat.

Bei der zweiten Übung läßt man den Fuchs an der Leine soweit in den Bau einfahren, daß er vom Hunde noch gesehen werden kann und verfährt dann wie das erste Mal.

Der junge Hund lernt nun auch die Wittrung des Fuchses kennen, so daß man bei späterer Arbeit den Fuchs, ohne daß der Hund ihn sieht, in den Bau einfahren läßt, den Hund dann erst an die Röhre legt und ihm unter gehöriger Deutung zuspricht: „Such, such das Füchsel!"

Die Wittrung wird dem Hunde sagen, daß der Fuchs im Baue steckt und nachdem die ersten Übungen anstandslos gegangen sind, wird Meister „Waldl" wohl einkriechen, dann ist's gewonnen.

Nunmehr schreitet man weiter, man öffnet auch den Ausgang des Baues auf der entgegengesetzten Seite, und wenn der junge Fuchs vom Hunde gedrängt an die Oberfläche kommt und flüchten will, schießt man ihn tot und der nachfolgende Hund muß dann den frisch getöteten Fuchs gehörig abbeuteln. Das wirkt! nach einigen solcher Übungen hat unser kleine Waldl schon losbekommen, was mit Fuchs, was mit Bau eigentlich ist.

So arbeitet man einen zweiten und dritten Fuchs mit dem Hunde durch und die Intelligenz des Dachshundes hat die ganze Geschichte erfaßt, die Arbeit wird ihm Freude machen.

Man hüte sich aber sehr, bei diesen Übungen dem Hunde Gewalt anzuthun, wenn's etwa nicht gleich geht; ihn in die Röhre hineinzuschieben oder gar zu schlagen, wenn er nicht einfährt, das wäre Gift. — Zwang verträgt hier der Hund gar nicht — man habe Geduld, nach und nach geht es schon; der Hund muß f r e i w i l l i g einfahren, Zwang würde ihn für alle Folge verderben.

Auch beachte man bei diesen Übungen stets, den Hund nicht in eigener Person an Ort und Stelle zu führen; man lasse ihn durch einen Knecht, Treiber, überhaupt durch eine andere Person an der Leine herbeibringen und wieder allein nach Hause zurückführen, damit der Hund für spätere Zeit erlernt, mit Treibern zu gehen.

Wenn der junge Hund eingefahren ist und den Fuchs verbellt, so lasse man dies bei den Übungen recht lange thun, damit der Hund lernt, gut und lange vorzuliegen, was beim späteren Graben von großem Nutzen ist.

Während aller dieser Übungen nehme man den Hund so viel als möglich an der Leine auch mit ins Revier, damit er ruhig gehen und sich an den Anblick des Wildes gewöhnen lernt, ohne laut zu werden. Man muß aber auch den Hund ebenso oft von andern Jägern, von Treibern oder sonst verläßigen Personen, von welchen man voraussetzen kann, daß sie nichts am Hunde verderben, ins Revier führen lassen, den Zweck habe ich schon erwähnt.

Zu Hause kann man sich mit dem Dachshunde auch abgeben und ihm das „L a u t g e b e n" auf Befehl angewöhnen; ein guter Leckerbissen thut sehr gute Dienste für geleistete Folgsamkeit. Man verfährt hiebei nicht anders als mit dem Schweiß- oder Vorstehhunde, wie ich es da schon beschrieben habe.

Auch die Übung „s e tz d i ch" und „l e g d i ch" mag gründlich eingelernt werden. Wenn der junge Dachshund auch das erstemal steif ist wie ein Geisbock, der Leckerbissen macht ihn mürbe. Ich habe mit dem Dachshhunde das „N i e d e r" auf folgende Weise durchgeführt. Zunächst zeigte ich ihm ein Stückchen Fleisch, dann legte ich es selber vor ihm auf den Boden mit dem Befehle: „n i e d e r"; das erstemal schaut der Krummbein mit schielendem, verlegenem Blicke den Herrn an, was denn das zu bedeuten habe. Nun nimmt man den Hund sanft bei den Vorderläufen, drückt ihn nieder, legt ihm vor dem Fleischbrocken den Kopf glatt auf den Boden, während man ihm stets ernstlich „r u h i g" — „s a ch t e" oder auch mit „st" zuspricht und mit dem Finger droht. Hat man den Hund so längere Zeit in der „down"-Stellung erhalten, dann sagt man ihm freundlich zu — „s u ch" oder besser — „f a ß" und läßt ihn das Fleisch verzehren. Man wird staunen, wie rasch der Dachshund diese Übung los hat — 2—3 Übungen haben ihn oft schon gefügig gemacht.

Man wird nun fragen, wozu braucht doch der Dachshund diese Kunststücke? Verehrter Freund — diese Kunststücke lehren den Hund denken, lehren ihn die Sprache seines Herrn verstehen, lehren ihn diesem gehorsam zu sein und sind die Vorübung — die Zimmerdressur — für die Praxis im Walde! „Das kann alles der Dachshund nicht,“ heißt es — er kann es, verehrter Freund in Humberto, wenn du es ihm lehrst, er kann es nur nicht, weil, nach der Legende „dem Dachshund sei nichts zu lernen,“ sich niemand mit ihm abgibt; betrachte nur das kluge, durchdringende Auge des Burschen, betrachte wie der Hund jede Bewegung seines Herrn beobachtet, die Stimme genau verfolgt, jeden Tonfall, jede Gemütsbewegung seines Herrn mit Aug und Ohr markiert und genau erkennt, ob Ernst ob Spaß — und solch ein denkendes Tier soll nichts lernen können?

Wenn du in der Erziehung dem jungen Hunde nichts anlernst, wie soll er dann einmal im Walde während der Birsch dich verstehen, wenn du ihn plötzlich anschreist „nieder“, er wird ganz erstaunt den tollen Meister anglotzen, was der auf einmal von ihm wolle.

Auch das Apportieren soll man ihm lehren, gar oft kann der Hund in Ausnahmsfällen hiebei gute Dienste leisten, namentlich beim Apportieren aus dem Wasser und in Gegenden, wie z. B. im Hochgebirge, wo man keinen Vorstehhund hält, der Dachshund aber dem Gebirgsjäger der „Hund für alles“ ist.

Ich wiederhole, beim Dachshunde darf man keine Übung durch Schläge oder Gewalt durchsetzen wollen, das geht niemals — nur durch Konsequenz und Ruhe, aber ernstliche Ruhe, bringt man ihn dazu, durch Belohnung und die Überzeugung, daß ihm, wenn er es gethan und befolgt hat — Lohn und freundliches Liebeln zu teil wird, zu folgen; später stellt sich bei dem klugen Kerl selbst die Freude an der Arbeit ein und er geht sogar mit Lust und Humor daran. Ich hatte einen Dachshund im Apportieren so weit gebracht, daß er mir geschossene Fische, Wildenten 2c. aus dem Wasser holte — nur das Eine konnte ich nicht durchsetzen, daß er mir sie schön zubrachte; ans Land gekommen, warf er sie weg, beutelte sich ab und nahm sie unter keinen Umständen mehr auf, aber aus dem Wasser brachte er sie mir sicher und das genügte.

Sind alle diese Vorübungen fleißig gemacht und begreift der Hund einmal, was man von ihm will, dann mag man daran gehen, mit ihm im Revier zu arbeiten; bis hieher will ich's Erziehung nennen, nun soll ernstliche Dressur beginnen.

Die Arbeit am natürlichen Bau.

Zunächst fängt man am natürlichen Fuchsbaue an und dies in Begleitung eines erfahrenen alten Dachshundes, wenn er uns zur Verfügung steht.

Man besucht einen möglichst leichten Bau und überzeugt sich zunächst, ob er befahren ist. Ich habe die Jagd am Fuchsbau unter dem Kapitel des Fuchses ausführlich genug beschrieben und brauche das hier nicht zu wiederholen. — Nun läßt man den alten Hund so einfahren, daß es der an der Leine befindliche junge Hund ganz genau sieht; dem jungen Hunde, wenn er auch Eifer zeigt, darf niemals geduldet werden, an der Leine zu winseln. Das weitere Verfahren richtet sich nach den Verhältnissen. Bringt der alte Hund den Fuchs zum Springen, wird er in Gegenwart des jungen Hundes geschossen und dann läßt man den alten Hund den Fuchs tüchtig abbeuteln, so daß es der junge Hund sieht und selbst begierig wird. Hierauf nimmt man den Alten ab und legt ihn sicher seitwärts ab, setzt den Jungen an den Fuchs und läßt ihn teils verbellen, teils abbeuteln.

Man sei aber besorgt, daß der alte Hund nicht dazu kommt und den Jungen etwa abrauft, das wäre ein schlimmer Nachteil.

Liegt jedoch der alte Hund im Bau fest vor, und bringt den Fuchs nicht zum Springen, so muß man entweder graben oder abwarten, bis der alte Hund aus dem Baue kommt, um dann den jungen Hund, der das Einkriechen gesehen hat, selbst einschlupfen zu lassen.

Die Vorübungen mit dem halbgewachsenen Fuchs am künstlichen Baue haben ihre Schuldigkeit gethan, der junge Hund hat schon gelernt, um was es sich handelt, wird gewiß, wenn auch etwas verzagt in den natürlichen Bau einkriechen und sich einige Zeit dort aufhalten, vielleicht auch den Fuchs verbellen. Man forciere aber für den Anfang die Sache nicht und sei mit diesem Erfolge zufrieden. Vor zurückgelegtem Jahre soll der Dachshund nicht zur Arbeit im natürlichen Baue gebracht werden.

Versagt der Hund für den Anfang, darf man die Hoffnung noch nicht aufgeben und später den Versuch wiederholen, bei manchen Dachshunden kommt der Eifer erst im zweiten Jahre.

Kann man Gelegenheit bekommen, den jungen Hund zum ersten Male am natürlichen Baue auf junge Füchse anzubringen, ist es freilich besser, aber es muß zuerst die Fähe unschädlich gemacht sein, denn diese ist, wenn sie Geheck hat, äußerst bissig und böse, und könnte dem jungen und unerfahrenen Dächsel so mitspielen, daß er für immer die Schneid verlieren würde.

Doch habe ich mich überzeugt, daß bei den meisten Dachshunden eine leichte Verletzung sehr oft dazu beitrug, sie sogar recht schneidig zu machen und dies kann man erzielen, wenn man junge Füchse einige Zeit heranwachsen läßt, so daß sie sich etwas verteidigen können, ohne jedoch den Zeitpunkt des rechtzeitigen Ausgrabens zu versäumen.

Beim Graben ist zunächst ins Auge zu fassen, daß der junge Hund nicht erschreckt und vergrämt wird. Es ist kaum zu vermeiden, daß Hunde und Menschen in einen gewissen Grad von Aufregung kommen; das Lautgeben älterer Hunde, das Graben, Herausziehen von Füchsen geschieht in der Regel mit einiger Erregung, so daß es leicht vorkommen kann, daß ein junger, unerfahrener Hund vor all dem erschreckt wird und man bei ihm das Gegenteil erzielt von dem, was man erreichen wollte. Bringt man also einen jungen Hund das erste Mal zum Graben, soll ihn ein verlässiger Mann an die Leine oder auf den Arm nehmen, den jungen Burschen aber alles ansehen lassen. Besonders das erste Einfahren des alten schneidigen Hundes. — Man verfährt dabei folgendermaßen: Ein Jäger nimmt den alten, ein anderer den jungen Hund auf den Arm und beide setzen die Hunde vor der Einfahrtsröhre auf den Boden. Nun wird der alte Hund begierig sein einzufahren, man läßt ihn aber nicht gleich los, sondern läßt dem jungen Hunde erst Zeit, die Begierde des Alten zu beobachten und eventuell selbst hitzig zu werden. Nun läßt man den Alten einfahren, und nimmt dann den Jungen ab. Ich setze voraus daß dieses erstmalige Graben an einem Baum statt hat, in dem junge Füchse bestättigt sind. Das Graben.

Wenn wie nach oben beschriebener Weise die alte Fähe, falls sie zu Hause war, beseitigt, und der alte Hund abgenommen ist, dann lasse man den jungen Hund einfahren und ihn die Arbeit mit den jungen Füchsen vollenden.

Ist man mit dem Einschlage auf das Geheck gekommen, so ist es nur um so besser, den jungen Hund gleich vom Einschlag aus in den aufgedeckten Bau zu bringen.

Hier möchte ich einschalten, daß nicht selten, sogar von erfahrenen Jagdschriftstellern empfohlen wird, wenn's nicht gleich geht, einen zweiten Hund in den Bau dem ersten nachzuschicken — ich halte dies, wie auch schon mein verehrter Freund, der längst verstorbene Oberst Freiherr Konstantin von Podewils in Landshut bestätigte, ein Mann, der in der Raubzeugjagd einer der erfahrensten Jäger unserer Zeit war, für einen großen Irrtum. Was sollen denn die zwei Hunde gleichzeitig im Baue thun? sie können sich gegenseitig höchstens hindern, ja sogar in Gefahr bringen.

Betrachten wir nur die Situation. Ist der Bau resp. die Röhre enge, so kann nur ein Hund vor dem Fuchse vorliegen, der andere Hund liegt hinter dem ersten. Fährt nun der Fuchs zum Angriff vor, so kann der vordere Hund nicht rasch genug retirieren und sich bewegen, weil der zweite hinter ihm liegende und auch höchst aufgeregte Hund das Hindernis bildet, es kann dadurch der Fall eintreten, daß der vordere Hund schwer geschlagen, kampfunfähig wird, und in diesem Zustande so lange aushalten muß, bis es dem hintern Hunde einfällt, aus dem Baue einmal herauszugehen.*)

Ist aber der Bau weit, so daß beide Hunde neben einander liegend den Fuchs attakieren können, so hindern sie sich wiederum an der freien Bewegung und hindern auch den Fuchs, sich durch Springen von seinem Quälgeiste zu befreien.

Ich weiß einen Fall, daß einmal zwei Hunde im Baue waren und der hinter dem ersten Hund liegende so aufgeregt wurde, daß er seinen vor sich vorliegenden Kameraden beim Hinterteil packte und übel zurichtete, in dem Bestreben dadurch an den Fuchs zu kommen. Es dürfte also diese Maßregel als eine sehr verwerfliche strengstens vermieden werden. Das Einzige, was sich zu ihrer Rechtfertigung

*) Finden sich Dachse im Baue, ist die Gefahr noch viel größer, denn wenn der gereizte Dachs losfährt, teilt er schwere Schläge aus.

anführen ließe, wäre höchstens, den zweiten Hund in einer andern Röhre einfahren zu lassen, um auf diese Weise den Fuchs zwischen zwei Feuer, und dadurch leichter zum Verlassen des Baues zu bringen. Doch müßte in solchem Falle die Konfiguration des Baues dem Jäger genau bekannt sein.

Bevor ich weitergehe, möchte ich meine Erfahrung darlegen bezüglich des Naturells der Dachshunde.

Wir haben im großen Ganzen zweierlei Veranlagungen der Dachshunde ins Auge zu fassen und nach dieser Beobachtung möchte die Art der Verwendung der Hunde bei der Bauarbeit reguliert werden.

Es gibt Dachshunde, welche zum Graben nicht gut taugen, weil sie nicht anhaltend vorliegen und verbellen, sondern sehr unruhig in ihrer Arbeit sind; sie fahren ein, attakieren den Fuchs eine Zeit lang, kommen dann an die Oberfläche, fahren in eine andere Röhre ein, attakieren wieder und beunruhigen so den Fuchs derart, daß er sobald wie möglich den Bau verläßt. Diese Hunde — v. Podewils nennt sie „Gligerhunde“, sind die allerbesten, wenn man darauf ausgeht, den Fuchs sprengen zu wollen — zum Graben taugen sie deshalb schlecht, weil sie niemals so lange am Fuchse vorliegen, daß man Zeit hat, den Einschlag zu machen.

Dagegen halte ich diese Hunde für die praktische Jagd viel vorteilhafter, weil der Jäger mit ihnen viel mehr Füchse unschädlich machen kann, denn leichter ist ein Fuchs beim Sprengen erlegt, als beim Graben und zum Sprengen kann man jederzeit ohne viele Vorbereitung schreiten, die das Graben immer erfordert.

Die andere Art Dachshunde sind jene, welche etwas mehr phlegmatisch sind und stunden-, ja tagelang vor dem Fuchse liegen und ihren Vorlieglaut hören lassen. Das sind die eigentlichen Hunde zum regelrechten Graben.

Diese Hunde sind auch besser zum Graben in Bauen, in welchen Dachse bestättigt sind, denn der Dachs springt nicht leicht vor dem Hunde, höchstens erst dann, wenn der Einschlag die Röhre aufgedeckt hat.

Es muß also der Jäger die individuelle Veranlagung seines Dachshundes erfassen, um zu sehen, wie er denselben am Besseren verwenden kann, um auf die eine oder andere Art der Abrichtung mehr Wert zu legen.

Ich gestehe offen, daß ich das Sprengen des Fuchses stets vorgezogen habe, und daß mir Hunde, welche das Sprengen los hatten, ungleich mehr weidmännische Freuden bereitet haben, als diejenigen Hunde, welche zum Graben, der weit beschwerlicheren und zeitraubenderen Arbeit geeigenschaftet waren.

Die Arbeit am Baue, die Jagd auf den Fuchs ist ohnehin eine spezielle Liebhaberei von Jugend auf für mich gewesen und ich habe mir in meiner langen Jägerlaufbahn auf diesem Gebiete umfassende Erfahrungen gesammelt und manch schöne Erfolge, manch schöne Erinnerungen bot mir stets die Fuchsjagd.

Ich habe bei dem Kapitel der Fuchsjagd schon erwähnt, daß die Intakthaltung der Baustätten ein Hauptaugenmerk des Jägers sein soll, denn der Bau ist der Ort, wo man den Fuchs stets zu treffen weiß.

Durch das Sprengen der Füchse wird kein Bau verdorben, aber gerade die Hauptbaue, in denen Fuchs und Dachs in den besten Zeitperioden hausen und sicher zu treffen sind, werden durch das Graben auf Monate hinaus verdorben.

Ich glaube nun mit dem Angeführten genügend Anhaltspunkte gegeben zu haben, wie der Dachshund zur Bauarbeit vorbereitet und fertig gemacht werden kann — Übung macht den Meister — also versäume man keine Gelegenheit, seinem schneidigen Dachsel Übung zu verschaffen.

Der Dachshund als Stöberer.

Heutzutage, wo der Apotheker mit dem Strychnin weit mehr Füchse ins Jenseits befördert, als Graben und Eisen zu vernichten im stande sind, heutzutage, wo der Fuchs selten mehr eine Zierde der Strecke bildet, weil es nur sehr wenige mehr gibt, fällt dem Dachshunde mehrfach andere Verwendungsart zu, als die Arbeit am Fuchs- und Dachsbaue; unser Weidwerk ist mehr Schießjagd geworden und daher kommt es auch, daß der Dachshund in manchen Revieren mehr zum Stöber-, zum jagenden Hund wird, als zum Bauhunde.

Es ist deshalb bei der Erziehung und Vorbereitung des Dachshundes ein nicht geringer Teil der Aufmerksamkeit auf diese Sparte zu richten.

Von einem zur Stöberjagd zu verwendenden Dachshunde verlange ich folgende Eigenschaften:

1. Möglichst weitgehenden Gehorsam,
2. selbständige Arbeit,
3. vorzügliche Nase,
4. nicht falschlaut sein,
5. nicht anschneiden.

Ich habe in der Erziehung mehrfach darauf hingewiesen, daß manche Punkte Vorbereitungen sind für die Stöberjagd.

Zunächst ist der Dachshund von Jugend auf daran zu gewöhnen, nicht bloß mit seinem Herrn ruhig zu gehen, sondern auch mit fremden Leuten — Jägern, Treibern 2c. Geschieht das von Jugend auf nicht, so ist folgendes Resultat zu erwarten.

Wenn der Hund bei der Treibjagd einem Treiber übergeben wird, zerrt er an der Leine, fängt zu winseln und zu heulen an, und sobald der Bogen beginnt und der Treiber den Hund von der Leine läßt, wird sein Erstes sein, auf die Fährte seines Herrn und dieser so lange nachzugehen, bis er endlich bei seinem Herrn angekommen ist; findet er denselben nicht, so wird nicht selten hellauf geheult, im mindesten Falle patrouilliert der Hund die ganze Schützenkette ab, stört dadurch, und taugt für den Trieb keinen Schuß Pulver.

Was Hänschen nicht lernt, kann Hans nicht, und darum muß der zur Stöberjagd zu verwendende Dachshund anständig mit jedem Manne gehen lernen und dazu schon von erster Jugend auf angehalten werden. Es gibt Dachshunde, die so geübt darin sind, daß sie den ihnen zugeteilten Treiber sofort kennen und nach Schluß des Triebes selbst aufsuchen. Wird der Hund dazu nicht von Jugend an abgerichtet, so ist es kein Wunder, wenn er sich plötzlich unter die Treiberrotte versetzt sieht und ein x-beliebiger zerlumpter Kerl mit dem Strick und einem Prügel in der Hand auf ihn zurennt und dem erschreckten Dachsel zuruft: „Do gohst eini!"

Der Hund wird erschreckt, zieht die Rute ein und flüchtet soweit er kann. — Hat er aber dies von jeher erlernt, hat er Gehorsamkeit sich angewöhnt, wird er dem ruhigen Rufe folgen, sich ohne Furcht anleinen lassen und bei seinem Mann ruhig bleiben, bis er gelöst wird.

ad 2. Selbständigkeit in der Arbeit; diese muß dem jungen Hunde auch angelernt werden und zwar dadurch, daß man ihn lehrt, seine Nase zu gebrauchen und dieser, sonst aber nichts, zu folgen.

Man nimmt den jungen Hund fleißig an der Leine mit ins Revier, besonders an ruhigen Abenden, wenn man darauf rechnen kann, daß Hasen auf Waldwiesen oder Kleeäcker austreten. Sieht man nun einen Hasen, so sei man bestrebt, den Hund zu verhindern, daß er seinerseits des Hasen ansichtig wird, wenn derselbe sich flüchtet. Man merkt sich den Ort, wo der Hase etwa geäset hat und führt den Hund auf kleinem Umwege, womöglich unter Wind auf den bezüglichen Platz zu. Nun setzt man den Hund, ohne ihn von der Leine zu lassen, auf die Spur des Hasen und läßt ihn die Spur an der Leine ein paar hundert Schritte weit arbeiten, während man fleißig zuspricht „such mein Hund — such Waldl."

Durch diese Übung, die nicht oft genug wiederholt werden kann, erreicht man zweierlei: 1. lernt der Hund an der Leine der Spur nachzuhängen, was für die spätere Schweißarbeit von großem Nutzen ist und 2) lernt der Hund seine Nase anzuwenden und auf der Spur vorhin zu suchen, so daß er im Triebe Spuren und Fährten aufnimmt und diesen folgt, bis er das betreffende Wild vor die Schützen gebracht hat.

Nach einigen derartigen Arbeiten wählt man den Morgen, an dem im Tau die Spuren frischer sind, etwa die Zeit nach der Frühbirsche, trachtet wieder einen Hasen ansichtig zu werden, welchen der Hund selbst nicht hat wegpritschen sehen. Nun setzt man den Hund auf die Spur, spricht ihm zu „such — weiter", löst den Hund und läßt ihn den Hasen jagen. Man bleibt auf dem Platze stehen, von wo die Jagd ausging und wartet die Rückkehr des Hundes ab. Um den Hund eher herbeizubringen, mögen nach einiger Zeit ein paar kräftige Pfiffe abgegeben werden, um den Hund zu baldigerer Rückkehr zu veranlassen.

Von einigen Weidmännern wird empfohlen, die jagenden Hunde an das Hornsignal zu gewöhnen, d. h. sie daran zu gewöhnen, daß sie, wenn ein bestimmtes Hornsignal ertönt, die Jagd abbrechen und

zum Anfang der Jagd zurückkehren. Dies hat große Vorteile, um das weite und lang anhaltende Jagen zu verhüten. Man übt die Sache zu Hause bei den Vorübungen ein und da ist ein ganz guter Behelf die Verabreichung des Futters.

Sobald das Futter fertig gestellt ist, deckt man die Schüssel mit einem Brettchen zu. Nun nimmt man die Huppe oder das Horn zur Hand, bläst mit diesem und läßt dann den oder die Hunde herbeibringen; sie werden bald die Futternäpfe loshaben, aber diese sind gedeckt und erst auf ein zweites Hornsignal wird das Brett abgenommen und dem Hunde das Futter gereicht.

Diese Lektion wirkt vorzüglich. Gewöhnt sich schon das Wild in freier Wildbahn daran, zur Äsungsvorlage zu kommen, wenn das Hornsignal ertönt — um so leichter und besser wird der Hund sich angewöhnen, dem Hornsignal Folge zu geben.

Ist nun der Hund von seiner Hasenjagd zurückgekommen, so lobt man ihn und leint ihn wieder an.

Hiedurch wird der Hund lernen, allein auf sich selbst und auf seine Nase sich zu verlassen, und nicht der ganzen Meute nachzurennen, wenn einmal ein Hund im Bogen anfängt laut zu jagen.

Läßt man einen jungen Dachshund ohne alle und diese Vorübung gleich im Bogen mit andern, älteren Hunden jagen, so hat er keine Selbständigkeit, er weiß nicht was seine Aufgabe ist und wird eben planlos den andern Hunden nachstürmen und — in der Regel weidlaut oder falschlaut werden; sein Eifer wird ihn eben laut werden lassen, ohne daß er Wild vor sich hat, ohne daß er eine Spur oder Fährte aufgenommen hat.

Die angelernte Folgsamkeit auf Ruf und Pfiff muß auch verhüten, daß der Hund über den Bogen hinausjagt. Sobald er an die Schützen gekommen ist, soll er vom Wilde ablassen, kehrt machen und in den Bogen zurückkehren, besonders wenn er von den betreffenden Schützen abgerufen wird. Es ist dies einem scharf jagenden Hunde schwer beizubringen und nur der von Jugend auf strenge angelernte Gehorsam kann dies fertig bringen.

Was das Hinausjagen über den umstellten Bogen für Nachteile und Folgen hat, brauche ich keinem erfahrenen Weidmann erst auseinanderzusetzen — die anstoßenden Bögen werden eben dadurch beunruhigt und der schöne Erfolg einer Jagd sehr oft in Frage gestellt.

Wenn größere Hunde, z. B. Bracken oder Vorstehhunde zum Stöbern im Bogen verwendet werden, soll niemals ein junger, noch nicht fermer Dachshund gelöst und zum mitjagen verwendet werden, weil, sobald die großen Hunde Wild aufstechen und die Jagd in voller Flucht dahingeht, der kleine Dächsel, der sich auch gerne daran beteiligen möchte, nicht nachkommen kann und dann meistens in seinem Übereifer weidlaut wird; dadurch gewöhnt er sich den Weidlaut oder Falschlaut an, welcher sehr störend für die Jagd ist, und den er in der Folge immer wieder anschlägt, wie irgend ein Hund laut wird.

Der junge Dachshund muß zur Selbständigkeit herangezogen werden, er muß lernen, das Wild mit der Nase zu suchen, aufzustechen und demselben auf der Fährte oder Spur lautausgebend zu folgen; eben aus diesem Grunde muß man den jungen Dachshund in den Vorübungen veranlassen, allein und ohne Rücksicht auf alles andere, das Wild zu suchen und zu verfolgen.

Vorsichtshalber empfiehlt sich's, daß der Lehrmeister im Anfange selbst mit der Treiberwehr geht, seinen Hund führt und anhält und ihn erst löst, wenn die Meute etwa schon dahingestürmt ist. Wer eben einen Hund abrichten will, wer Wert darauf legt, einen gut geführten Hund sein eigen zu nennen, der darf nicht Schießer sein, der muß die Freuden der Jagd dem Zwecke so lange opfern, als dieser dies erfordert.

Doch ich gestehe offen, daß mir die stetig sichtbaren Fortschritte eines in Dressur befindlichen Hundes viel mehr Genuß boten und bieten, als eine gewisse Anzahl Schüsse, welche ich während der Zeit hätte machen können; mit dem nach eigenen Grundsätzen, nach eigenem Bedürfnisse herangezogenen Hunde dann zu arbeiten, das ist eine Würze, welche alle verknallten Patronen zehnfach aufwiegt.

Beim Vorsteh- und auch beim Schweißhunde fällt es niemand ein, denselben zur Jagd gebrauchen zu wollen, ehe er nicht abgeführt ist, beim Dachshunde denkt in der Regel niemand daran, denselben in Dressur zu nehmen oder geschickten Leuten zu diesem Zwecke zu übergeben.

Dies ist teils Vorurteil, teils Gleichgültigkeit und wäre der Dachshund nicht selbst ein so eminent kluges Tier, das trotz Mangels der nötigen Schulung doch sehr oft ganz vorzüglich in seinen Leistungen wird, so hätten wir in ihm nicht jenen Gehilfen, der uns so viele Freude bereitet.

Es erübrigt mir noch, über die Abführung und Behandlung des Dachshundes auf der Schweißfährte einiges anzufügen. Der Dachshund auf dem Schweiße.

Der Dachshund läßt sich zur Schweißarbeit viel leichter einarbeiten als der Vorstehhund, weil er kein Windzieher ist, sondern mit der Nase auf dem Boden arbeitet, wozu er durch seine niedrige Bauart besonders geeigenschaftet ist.

Um nun den Dachshund zur Birsche stets bei sich führen, ihn je nach Bedarf möglichst bald zur Schweißarbeit zur Hand haben zu können und zeitraubende Gänge zum Abholen des Hundes auf diese Weise zu ersparen, komme ich wieder auf die Vorübungen bei der Erziehung und den ersten Anfängen der Dressur zurück.

Ich habe dort schon darauf hingewiesen, daß man dem Hunde das Kommando: „gib laut" schon von frühester Jugend an einlernen soll, daß man ihn gewöhnen soll, ordnungsmäßig an der Leine zu gehen, daß er strengen Gehorsam erlernen und daß man ihm das Ablegen angewöhnen soll. Der praktische Nutzen aller dieser Vorübungen kommt hier in der Ausübung der Birsche und in der Arbeit auf dem Schweiße erst recht zur Geltung.

In einem Waldreviere, wo guter Rehstand vorhanden, soll der Dachshund die Stelle des Schweißhundes vertreten, wenn ein solcher nicht gehalten wird. Auch der Jagdgehilfe im Gamsrevier wird als Aushilfe den Dachshund recht gut verwenden können, wenn gleich in Revieren mit Rotwild, Gemsen, Damwild 2c. der Schweißhund nicht fehlen darf.

Im allgemeinen ist die Einarbeitung des Dachshundes auf den Schweiß nicht viel anders durchzuführen, als wir das beim Schweiß- und beim Vorstehhunde schon geschildert haben. Ein paar gut durchgeführte Schleppen werden großen Vorschub leisten.

Jedoch soll man mit dem Dachshunde in der Regel die Schweißarbeit nur an der Leine gänzlich absolvieren, weil ein großer Teil der Dachshunde das Totverbellen absolut nicht erlernt und weil der Dachshund viel mehr als jeder andere Hund geneigt ist, das verendete Stück anzuschneiden.

Wenn also das Verlorensuchen beim Dachshunde soviel als möglich vermieden werden soll, so will ich nicht gesagt haben, daß jeder Dachshund zur freien Nachsuche auf angeschossenes Wild unbrauchbar sei, denn Übung macht auch hier den Meister und zu wiederholtenmalen habe ich Dachshunde beobachtet, welche ihre Leistung so schön absolvierten und verendetes Wild so prächtig verbellten, daß es der bestabgeführte Schweißhund nicht schöner machen könnte.

Das waren aber in der Regel ältere Praktici, welche täglich im Reviere waren, welche ohne Leine hinter dem Jäger gingen und beim Verlorensuchen nicht dahinstürmten, sondern gewissenhaft und ruhig der Schweißfährte folgten und ihr Augenmerk auch auf den folgenden Jäger richteten.

Zielbewußte Führung, weitgehendste Verwendung, tägliche Arbeit im Reviere üben auch auf den Dachshund ihre Wirkung aus und bei seiner ausgesprochenen Klugheit und Berechnungsgabe wird der so geführte Dachshund hohes zu leisten im stande sein.

Der Dachhund als Stöberer, als jagender Hund wird für den Wildstand, besonders Rehe, niemals gefährlich. Das Wild flüchtet vor dem langsam nachkommenden kleinen Hunde nur ruckweise, wird also nie verhetzt, es stellt sich bald wieder ein; Edelwild, Damwild und Gemsen lassen sich vom Dachshunde viel lieber ballen, sie stellen sich vor dem kleinen Kläffer sehr leicht und angeschossene Stücke sind infolgedessen leichter zur Strecke zu bringen. Schluß.

Noch möchte ich empfohlen haben, nach jeder größeren Bauarbeit den Dachshund gehörig zu reinigen, namentlich ihm Nase und Augen ganz vorsichtig und radikal auszuwaschen, denn im Bau bringt er viel Sand in Nase und Augen, und können im Vernachlässigungsfalle komplizierte Entzündungen eintreten, welche, abgesehen von den Schmerzen, die das Tierchen leidet, bleibenden Schaden bringen können.

Wird ein Dachshund vom Fuchse oder Dachse geschlagen, sind die Wunden sorgfältig mit Wasser und Essig, mit Bleiwasser oder leichter Karbollösung zu reinigen, nach Umständen aber durch sachverständigen Tierarzt zu behandeln.

Auch gegen Ansteckung durch Parasiten oder Räude muß man den im Bau gewesenen Dachshund schützen — Füchse sind nicht selten räudig. Waschung mit Lysol oder leichter Kreolinlösung sollen nicht versäumt werden.

---

4. Der Foxterrier.

Noch eine Rasse von Hunden, welche zur Arbeit auf Raubzeug unter der Erde Verwendung findet, und im übrigen auch als Stöberhund zu gebrauchen ist, habe ich zu erwähnen, es ist das der aus England nach dem Kontinente importierte Foxterrier.

Obgleich diese Hunderasse in England schon lange gezüchtet und zur Jagd gebraucht wird, fand sie doch erst sehr spät bei uns Eingang und Beachtung.

Der Foxterrier (Fuchserdhund) wird in zwei Formen gezüchtet, nämlich: 1. als glatthaariger und 2. als drahthaariger Foxterrier.

Die Rassenkennzeichen besagen folgendes:

Rassenkennzeichen.

ad a) Der glatthaarige Foxterrier.

1. Allgemeine Erscheinung. Der Foxterrier muß vor allem eine muntere, lebhafte und behende Erscheinung aufweisen; starke Knochen und kraftvoller Bau sind in gewissem Umfange wesentliche Erfordernisse, doch ist dies nicht so zu verstehen, daß der Hund schwerfällig oder im mindesten grob sein soll; Geschwindigkeit und Ausdauer müssen in demselben Maße vorhanden sein als Kraft, und die Symmetrie des Foxhounds kann hierfür als Muster dienen. Der Terrier, gleich dem Foxhound, darf durchaus nicht hochläufig sein, ebensowenig darf er zu kurze Läufe haben; er soll vielmehr wie ein gut gebautes Jagdpferd über viel Boden stehen und dabei kurz im Rücken sein, dann wird er den höchsten Grad von Schnelligkeit und die größte Schrittweite erreichen, welche mit der Länge seines Körpers vereinbar sind.

2. Kopf. Der Oberkopf ist flach und ziemlich schmal, zwischen den Ohren breiter und von da nach den Augen zu sich allmählich verjüngend. Eine auffällige Stirnfurche ist nicht sichtbar, zwischen der Stirn und dem Nasenrücken aber von der Seite gesehen mehr Einsenkung vorhanden, als beim Windhunde der Fall ist. Die Ohren sind V-förmig und ziemlich klein, mäßig dick und werden nach vorn gerichtet dicht an den Wangen anliegend getragen, nicht an den Seiten des Kopfes herunterhängend, wie beim Foxhound. Die Schnauze kraftvoll und muskulös, jedoch nicht zu voll in den Backen, von genügender Länge, um scharf beißen zu können, aber keineswegs der des Windhundes oder des weißen englischen Terriers ähnlich. Unterhalb der Augen darf die Schnauze nicht scharf abgesetzt sein, vielmehr soll dieser Teil des Kopfes fast wie gemeißelt erscheinen und nicht schräg in gerader Linie nach vorn (keilförmig) verlaufen. Die Nase, gegen welche die Schnauze sich allmählich verjüngt, soll schwarz sein. Die Augen sind von dunkler Farbe, klein und ziemlich tiefliegend, voll Feuer und Leben, möglichst rund geformt. Das Gebiß gleichmäßig und stark, die Zähne des Oberkiefers auf den Außenseiten dicht über die Zähne des Unterkiefers übergreifend.

3. Hals. Rein und muskulös, ohne lose Haut, von guter Länge und gegen die Schultern sich allmählich erweiternd.

4. Schultern und Brust. Die Schultern lang und schräg gestellt und das Buggelenk schön ausgebildet; die Brust tief, aber nicht breit.

5. Rumpf. Der Rücken kurz, gerade und fest, keine Spur von Schlaffheit hinter den Schultern zeigend, die Lendengegend kräftig entwickelt und ganz leicht gewölbt. Der Hund muß gut aufgerippt und nicht flachseitig erscheinen, die Bauchrippen müssen sich tief nach hinten erstrecken.

6. Hinterteil und Rute. Die Keulen der Hinterläufe kräftig und muskulös, nicht nach vorn unter den Körper geschoben, die Unterschenkel lang und kräftig, die Sprunggelenke nahe dem Boden

und die Fußwurzeln gerade, so daß der Hund gut auf denselben steht, wie der Foxhound, ohne zu starke Beugung in den Kniescheibengelenken. Die Rute etwas hoch angesetzt und munter, aber nicht über dem Rücken oder geringelt getragen. Sie muß ziemlich stark und gut behaart sein — eine zu dünne Rute (sogenannter Pfeifenstopfer) ist durchaus verwerflich.

7. Läufe und Pfoten. Die Läufe müssen, in welcher Richtung man sie auch betrachten mag, völlig gerade sein, die Vorderläufe wenig oder gar keinen Vorsprung der Fußwurzelgelenke (Vorderkniee) zeigen. Sie müssen durchaus stark in den Knochen, kurz und straff in den Fußwurzeln sein. Die Vorder- und Hinterläufe werden im Gange gerade vorwärts gesetzt, die Kniescheibengelenke nicht nach außen gedreht. Die Ellbogen stehen senkrecht zum Rumpfe und arbeiten frei an den Seiten. Die Pfoten sind rund, geschlossen und nicht zu groß, die Sohlen hart und zähe, die Zehen mäßig gewölbt und weder nach innen noch nach außen gedreht.

8. Behaarung. Glatt, aber hart, flach anliegend, dicht und reichlich, der Bauch und die Innenseiten der Schenkel dürfen nicht kahl sein.

9. Farbe. Weiß soll vorherrschen, geströmte, rote (red) oder leberfarbene Abzeichen sind zu tadeln. Übrigens ist dieser Punkt von geringer oder gar keiner Bedeutung, wenn der Hund sonst gut ist.

10. Größe. Das Gewicht ist kein sicheres Merkmal, um danach die Befähigung eines Foxterriers für seine Arbeit zu beurteilen. Der Körperbau im allgemeinen, die Größe und die Form der äußeren Umrisse sind die hauptsächlichsten Punkte, und wenn ein Hund ausdauernd galoppieren kann und dem Fuchse in eine Röhre zu folgen vermag, so macht es wenig aus, ob er ein Pfund mehr oder weniger wiegt. Will man eine Gewichtsgrenze aufstellen, so mag man 20 lbs = 9 kg als das Meistgewicht für einen Foxterrier im Ausstellungszustande annehmen.

Fehlerhaft sind fleischfarbene, rotbraune oder beträchtlich gefleckte Nase, aufrechtstehende, Tulpen- oder Rosenohren, zu langer oder zu kurzer Ober- und Unterkiefer.

ad b) Der drahthaarige Foxterrier.

Diese Abart der Rasse gleicht der glatthaarigen in jeder Beziehung mit Ausnahme der Behaarung, welche rauh sein muß. Je härter und drahtiger die Beschaffenheit des Haares ist, um so besser. Auf keinen Fall darf der Hund wollig aussehen oder sich so anfühlen und kein seidiges Haar darf am Hinterkopfe oder sonstwo sich vorfinden. Die Behaarung darf auch nicht so lang sein, daß sie dem Hunde ein zottiges Aussehen giebt, sondern er muß durchaus einen deutlich ausgesprochenen Unterschied von der glatthaarigen Form zeigen.

Points.

Allgemeine Erscheinung und Charakter . .	15	Rücken und Lenden	10
Kopf einschließlich des Gebisses und der Ohren	15	Hinterteil und Rute	10
Hals	5	Läufe und Pfoten	15
Schultern und Brust	15	Behaarung	15
	50		50

Es mag als eine Art Vorurteil bezeichnet werden, daß deutsche Weidmänner dem Foxterrier nicht jene Beachtung schenkten, welche nach den von mir gewonnenen Erfahrungen ihm wohl gebühren dürften. Viel mag daran Schuld sein, daß die Erscheinung des Foxterrier von jener unseres Dachhundes so sehr stark abweicht und vielleicht ist auch die weiße Grundfarbe ein Teil dieses Mißtrauens, welches unverkennbar dieser Hunderasse entgegengebracht wird.

Ich selbst habe Foxterrier noch nicht geführt, geschweige denn abzurichten versucht, doch habe ich solche Hunde im Besitze von befreundeten Weidmännern vielfach arbeiten sehen und bei Fuchs- und Dachsschliefen beobachtet und kann ihnen nur das Zeugnis großen Jagdeifers und immenser Schneidigkeit ausstellen.

Ob diese Eigenschaften Gemeingut der Rasse überhaupt sind, oder ob sie sich nur auf einzelne Stämme oder Individuen verteilen, kann ich aus eigener Erfahrung nicht angeben — diejenigen Hunde aber, welche ich arbeiten sah, machten mir alle den geschilderten Eindruck, mit mehr oder weniger individueller Veranlagung.

Ich beziehe mich daher in meinen weiteren Ausführungen teils auf selbstgemachte Beobachtungen, teils auf die Urteile solcher Herren, welche das Naturell des Foxterrier genauer studiert haben.

Der Foxterrier besitzt unverkennbar große Intelligenz und Jagdpassion und deshalb glaube ich auch, wie andere versichern, daß er sich leicht dressieren läßt. Ob ihm der nötige Appell in erforderlicher Weise beigebracht werden kann, wird zwar versichert, aber ich kann es nicht verbürgen, denn der Foxterrier soll sehr weich sein und kann infolgedessen große Strenge nicht ertragen, also ein Punkt, der auch bei der Dressur unseres Dachhundes etwas erschwerend wirkt. In Geduld, mit Güte, und mit konsequenter Behandlung soll man in wenigen Lektionen bei ihm vieles erreichen können.

Der Foxterrier besitzt sehr gute Nase, wenn er von reinen Stämmen gezogen ist; hievon habe ich mich sehr oft überzeugt, sowohl beim Graben, als beim Stöbern über der Erde.

Was nun das Einkriechen in den Bau betrifft, scheint mir, muß der Foxterrier ebenso für den Anfang dazu angelernt werden, wie der junge Dachshund. Hat er aber einmal die Sache los, so arbeitet er mit solch rücksichtsloser Schneidigkeit und solchem Mute, wie ich das bei Dachshunden nicht immer gesehen habe. Meine Beobachtungen lehrten mich, daß er ein furchtbarer Würger ist und daß selten ein Fuchs den Angriff eines schneidigen Foxterriers in die Länge aushält, vielmehr sehr rasch abgewürgt wird. Ob nun die Foxterrier vorwiegend die Eigenschaft haben, den abgewürgten Fuchs jedesmal aus dem Baue zu zerren, das möchte ich bezweifeln.

Gerade aber hierin, also in der übermäßigen Rauflust, dürfte aber ein Nachteil liegen, denn ein im Bau erwürgter Fuchs ist von Nachteil, wenn er nicht an die Oberfläche gebracht wird — der Balg ist verloren und der Bau auf lange Zeit verdorben.

Ich glaube nicht, daß das Wesen des Foxterriers so angelegt ist, daß er zum Sprengen des Fuchses gut verwendbar wäre und ebenso dürfte das rasche Abwürgen des Fuchses in schweren Baustatten das Graben erschweren, denn was ich beobachtet habe, plänkelt der Foxterrier nicht lange herum, sondern geht sofort zum Bajonettangriff über. Es dürfte also diese übermäßige Aggressivität bei der Bauarbeit, wie wir deutsche Weidmänner dieselbe betreiben, mehr von Nachteil, als von Vorteil sein. Doch, wie schon gesagt, sind meine persönlichen Erfahrungen in Bezug auf das Sprengen des Fuchses durch den Foxterrier so mangelhaft, daß ich darüber kein bündiges Urteil abgeben will.

Bei den Treib- und Stöberjagden habe ich beobachtet, daß der Foxterrier sehr fleißig seine Nase anwendet, daß er flink und eifrig sucht und stöbert, und recht hübsch jagt, auch bezüglich des Abrufens an der Schützenkette nicht hartnäckig ist.

Seine Agilität und Flinkigkeit mag aber z. B. beim Jagen auf Rehwild etwas gefährlicher sein, als die Arbeit des Dachshundes, weil dieser vermöge seines Körperbaues nicht so vehement nachhetzen kann wie der Foxterrier.

Freunde des Foxterrier behaupten, er sei vermöge seiner guten Nase, Passion und Gelehrigkeit auch zur Schweißarbeit gut abzurichten. Von anderer Seite wurde mir dagegen versichert, daß der Foxterrier in höherem Alter mürrisch und bissig werde, so daß er in diesem Stadium kein angenehmer Gesellschafter im Hause wäre. Ich denke jedoch, es wird beim Foxterrier sich ebenfalls so verhalten wie bei andern Hunderassen, daß falls sie von Jugend auf richtig behandelt, an Folgsamkeit und Gehorsam gewöhnt, sich auch zu brauchbaren Gehilfen für den Jäger herrichten lassen.

5. Die Bracke.

Unter Bracken, welche man besser lautjagende Hunde nennen sollte, versteht man alle jene Hunderassen, welche vermöge ihres Geruchssinnes dem flüchtigen Wilde lautjagend auf Fährte oder Spur folgen. Die jagenden Hunde sind die Stammrassen aller unserer mit Nase suchenden Hunde und wurden früher schlechtweg „Jagdhunde“ genannt.

Unter diesem Sammelnamen vereinigt sich nun eine große Zahl verschiedener Rassen, welche z. B. Ludwig Beckmann in zwei Gruppen teilt, nämlich Parforcehunde und Bracken (Wildbodenhunde, Laufhunde).

Die Verwendung der beiden Arten ist eine ganz verschiedene. Bei der Parforcejagd setzt man die Meute auf die Fährte oder Spur eines bestimmten Wildes und folgt derselben zu Pferde, bis das Wild eingeholt ist oder ermüdet den Hunden sich stellt.

Bei der Brackenjagd besetzt eine Anzahl Schützen die Wechsel, während die Bracken unter Führung eines Jägers das Wild aufstöbern, laut jagen und so vor die Schützen an die Wechsel bringen müssen, wo es erlegt wird.

Dieser letzteren Hundeart ist eigentlich dieses Kapitel bestimmt; in demselben möchte ich den freundlichen Leser über die verschiedenen Brackenarten und namentlich über die eigentliche Brackierjagd aufklären, über welche das allgemeine Verständnis fast ganz verloren gegangen ist.

Gewöhnlich glaubt man, das Jagen mit Bracken sei nichts anderes, als daß man einen gewissen Waldteil mit einigen Schützen umstellt und dann in diesen Bogen eine Anzahl beliebiger Hunde hineinfahren läßt, welche, wie die Hetzteufel, laut jagend dem Wilde folgen und in der Regel so lange anhalten, bis das Wild ermüdet von einem solchen Köter niedergezogen, angeschnitten oder ganz zerrissen wird.

Die eigentliche Brackenjagd ist aber von einer solch unweidmännischen Bauernjägerei himmelweit verschieden und an sich weder dem Wilde noch dem Revier schädlich — aber die Züchtung, Dressur und Führung eigentlicher Bracken ist allmählich in Verfall geraten, gut geschulte Brackierjäger gibt es kaum mehr, die Reviere haben auch nicht mehr die entsprechend große Ausdehnung, die Wildstandsverhältnisse sind andere geworden — in einigen Staaten, wie in Bayern 2c. ist die Jagd mit Bracken im Flachlande gesetzlich verboten, in Preußen und Norddeutschland nur in Revieren von 5—10 000 Morgen erlaubt und auf eine ganz kurze Zeit des Jahres beschränkt. — So kommt es, daß bei uns in Deutschland die Bracken kaum mehr gezüchtet werden und die noch vorhandenen Stämme allmählich auszusterben drohen.

Wir hatten früher in Deutschland vier Hauptstämme, nämlich: die holsteinische Bracke, die Haidbracke (hannövrische), die Holzbracke (westfälische) und die Steinbracke (in der Ruhrgegend). Außerdem gab es in unsern Gebirgen eine Anzahl Varietäten, welche im Schwarzwalde und in den Alpen vorkamen, sehr häufig Vermischungen mit Schweizer Laufhunden waren.

In der Berchtesgadener Gegend traf man früher eine Art Zwergbracken, welche Farbe, Zeichnung und Behang wie unsere Dachshunde hatten, nämlich schwarz mit roten Extremitäten und Tupfen über den Augen, viel ähnliches in Erscheinung mit dem glatthaarigen deutschen Pinscher, aber breiteren Kopf und langes, breit angesetztes Behänge aufwiesen. Auch diese sind sehr selten geworden und in reiner Form nicht wohl mehr zu finden. Dagegen bestehen in Österreich zwei Formen von Bracken, die glatthaarige österreichische Bracke und dann die rauhhaarige steirische Gebirgsbracke.

Die österreichische Bracke entspricht in Form und Farbe wieder jenen obengenannten Zwergbracken, nur ist sie bedeutend stärker und höher. Bei den engen Grenzverhältnissen kommt sie auch häufiger in unserem an Österreich anstoßenden bayrischen Hochgebirge vor, wo sie jedoch als Schweißhund Verwendung findet, denn Brackierjagden werden in den bayrischen Gebirgen gewöhnlich nicht gemacht.

Am häufigsten findet man noch Bracken und deren Anwendung in der Schweiz, wo diese Hunde als „Laufhunde“ bezeichnet werden und fünf glatthaarige Rassen bilden, nämlich: 1. gewöhnliche schweizer Laufhunde, 2. Thurgauer, 3. Luzerner, 4. dreifarbige Berner und 5. Hurleurbracken, Meutehunde, große Laufhunde, Aargauer Laufhunde.

Für die deutschen Bracken sind offizielle Rassenkennzeichen zur Zeit nicht aufgestellt, doch haben einzelne Freunde dieser Hunde in Hannover für einige Formen Rassenkennzeichen entworfen, welche ich hier anführe.

Rassenkennzeichen.

a) Die holsteinische Bracke ist von dunkelbrauner Farbe mit gelbbraunen Wolfsmarken und wenig weißen Abzeichen. Auch einfarbige, rotgelbe und graugelbe mit weißen Abzeichen kommen vor, dagegen seltener schwarz und gelbe. Die Hunde sind stark, haben geraden Rücken, sind nicht plump gebaut, die Rute ist stark, unten buschig behaart und wird säbelförmig aufwärts getragen; der Behang ist breit und hoch angesetzt, glatt anliegend und hat stumpfe Spitze. Allgemeine Größe jene eines mittelgroßen Vorstehhundes.

b) Die Haidbracke ist leichter als die holsteinische, dennoch aber nicht rasch und flüchtig, hat aber große Ausdauer und vorzügliche Nase.

Allgemeine Erscheinung die eines mittelgroßen Jagdhundes von leichter, hochläufiger Bauart, mit aufgezogenem Bauche, das Vorderteil anscheinend stärker ausgebildet wie die Hinterhand. Kopf leicht, Rute und Hinterseite der Keule, sowie Nacken und Bauch länger behaart als der übrige Körper.

Kopf leicht langgestreckt, mit bestimmtem Absatz von der Stirn, gewölbter Oberkopf, Hinterhaupt ein wenig, aber bestimmt hervortretend; Schnauzenteil lang, nicht seitlich zusammengedrückt, Lippen wenig überfallend, Falte im Mundwinkel schwach ausgesprochen; Behang mittellang, hoch und glatt angesetzt.

Hals kurz, durch verlängertes Haar stark erscheinend, Kehlhaut locker, keine Wamme bildend.

Brust schmal, Rippenkorb lang.

Rücken lang, gerade, Kruppe wenig abfallend.

Rute hoch angesetzt, stark an der Wurzel, mäßig schlank verlaufend, fast bis zum Sprunggelenk hinabreichend, meist hängend oder schräg hoch mit schwacher Biegung und seitwärts geneigter Spitze getragen.

Vorderläufe: Schulter ziemlich steil, mager, Ellenbogen gut niedergelassen.

Hinterläufe: Keulen flach, Oberschenkel lang und schräg gestellt.

Fuß rundlich, Zehen gut geschlossen mit derben Nägeln.

Haar derb, gerade, locker anliegend, im Nacken oft 1 ½ Zoll lang, unter der Rute und dem Bauche gerade, rauhe Feder bildend.

Farbe fuchsrot, gelblichrot mit etwas dunklerem Rücken, weiße Bläsfe und Halsring. Weißgefleckte Hunde selten und nicht geschätzt, ebenso weiße Füße. — Schulterhöhe 53 cm.

c) Die Holzbracke. Allgemeine Erscheinung die eines kleinen, elegant, doch kräftig gebauten, etwas an die Windspielform erinnernden Jagdhundes, mit aufgezogenem Bauch, leichtem Kopf, gutem Behang und schlanker Rute mir kurzer Feder.

Kopf leicht, langgestreckt, Oberkopf gewölbt, Ausschnitt vor der Stirn bestimmt, Lippen mäßig überfallend, Mundfalte klein; von vorn erscheint der Kopf schmal, langgestreckt, der Oberkopf nur wenig breiter als die ganz schwach in die Schnauze verlaufende Backenpartie, Behaarung gut, glatt anliegend, unten abgerundet. Auge klar hell, freundlicher Ausdruck.

Hals mäßig lang, stark.

Rücken leicht gewölbt, Kruppe schwach abwärts geneigt.

Rute lang, an der Wurzel nicht auffällig stark, schlank auslaufend, entweder hängend oder schräg hoch, schwach gebogen getragen.

Vorderläufe hoch schlank, Ellenbogen gut niedergelassen, Schulter gerade, trocken.

Hinterläufe. Keule im Profil breit und voll, Unterschenkel lang, nicht sehr breit, gut schräg gestellt.

Fuß länglich rund, derbe, gut geschlossene Zehen.

Haar dicht, ziemlich lang, doch dicht anliegend, am Halse verlängert und unter der Rute eine Bürste oder kurze Feder bildend. Hinterseite der Keulen ebenfalls länger behaart.

Farbe: einfarbig rotgelb, mit Bläsfe, weißer Schnauze, weißem Halsring und Bruststreif. Außerdem graurötlich, gelblich, braunschwarz und gelb gezeichnet. Schulterhöhe 48 cm.

d) Die Steinbracke. Allgemeine Erscheinung die eines kleinen, sehr regelmäßig gebauten Jagdhundes, mit leichtem, wohlgeformtem Kopfe und guten Behängen, eher langgestreckt wie kurz und hochläufig, Rute stark behaart. Der ganze Körper von oben gesehen schmal gebaut und mehr im Profil ausgebildet.

Kopf leicht, Oberkopf weit stärker im Querdurchschnitt wie der walzenförmige Schnauzenteil, Stirn leicht gewölbt, Hinterhauptbein nur mäßig angedeutet, Absatz von der Stirn bestimmt, aber nicht auffällig tief. Schnauze nur mäßig belefzt mit schwacher Mundfalte. Behang sehr gut, breit und glatt herabfallend, nicht sehr hoch angesetzt, unten abgerundet. Leichte Stirnfurche zwischen den Augen. Auge rund klar, vorliegend feurig, etwas schräg gestellt.

Hals mäßig lang, im Nacken gewölbt, Kehlhaut locker.

Rücken fast gerade, in der Nierengegend leicht gewölbt, mit schwach abfallender Kruppe. Rippenkorb tief und schmal, wie auch Brust.

Rute. Bis übers Sprunggelenk reichend, an der Wurzel stark.

Vorderläufe stämmig, gerade, Schulterblätter breit und schräg gestellt. Vorarm breit, kräftig, lang.

Hinterläufe. Keule flach, doch muskulös, breit, lang, unmerklich in den Unterschenkel übergehend.

Füße oval mit spitz vorstehenden Mittelzehen.

Haar gerade, reich, lang und locker anliegend, unter der Rute meist nur eine starke Feder bildend, auch unterm Halse verlängert.

Farbe schwarz, mit stark ausgebreiteten gelben Marken und weißen Abzeichen; Rücken, Stirn und Behang immer schwarz, ebenso die Oberseite der Rute, Keulen, Schultern, Läufe und Wangen gelb, oft weiße Blässe, Schnauze und Brustfleck, Auge meistens hellgraugelb, seltener dunkel gefärbt, Nase immer schwarz. Schulterhöhe 44 cm.

Die österreichische Bracke hat Mittelgröße, Schulterhöhe 54 cm, kräftigen, elastischen, langgestreckten Bau, Kopf hoch und Rute im ruhigen Gange abwärts, bei der Suche aufwärts gerichtet getragen. Gesichtsausdruck ernst, intelligent. Farbe schwarz mit rostbraunen Extremitäten oder gelben Abzeichen. Weiß ist nur als Bruststreif und an den Zehen gestattet. Die Rute ist lang, an der Wurzel stark, verjüngt sich allmählich, ist unten grob behaart, eine nicht zu breite Bürste bildend.

Die steirische Hochgebirgsbracke hat Schulterhöhe von 45—50 cm, Mittelgröße, kräftige Muskulatur, Rute meist gerade getragen, nie aufwärts, auch nicht in Erregung. Gesichtsausdruck ernst, intelligent, nicht bösartig. Das Haar ist nur wenig gekrümmt, nicht auffällig zottig, fast glanzlos, im Gefühl hart und grob, an der Vorderseite der Brust und an der Rückseite der Vorderläufe schwache, hervorragende Feder. Die Farbe ist rot und fahlgelb, weißer Bruststern oder weiße Flecken an den Zehen kommen hie und da vor, sind aber zu vermeiden. Herr Peintinger in Graz ist der Schöpfer und Züchter dieser Hunde.

Noch habe ich die Schweizer Laufhunde zu erwähnen, deren Erscheinung ich kurz geben will.

Gewöhnliche Schweizer Laufhunde: Mittelgröße, je nach Gegend bald knochige, bald feine, elegante Hunde mit viel Temperament, in Farbe nur weiß und rot, oder gelb ohne jedes Schwarz, Platten und viele kleine Tupfen am ganzen Körper.

Thurgauer Laufhunde: niedrige, etwas schwere und muskulöse Hunde. Behänge nicht auffällig gedreht, breite, tiefe Brust, starke Knochen, derb behaart, Rute stark und gut behaart; Farbe rot, oder rot mit etwas weißem Halsring, Pfoten, Blässe und Nase schwarz.

Luzerner Laufhunde: leichte, elegante Hunde mit edlem, langem Kopfe, langen, schmalen Behängen, dicht am Kopf abfallend und tief weit hinten angesetzt; Nase groß, breit; Farbe eine Mischung von weißen und schwarzen Haaren; große, schwarze Platten; Kopf und Läufe weisen meist braune Tupfen und Schattierungen auf.

Berner Laufhunde: dreifarbige, große, langgestreckte und hohe Hunde, welche scharf jagen, gewölbter Kopf, sehr lange Behänge, welche gefaltet, schmal und tief angesetzt sind; Farbe weiß mit schwarzen Platten und einzelnen schwarzen Tupfen. Der Kopf ist schwarz, hat braune Backen und Feuerflecken über den Augen; Innenseite der Behänge und Weidloch braun gerändert; Nierenpartie auffällig gewölbt.

Hurleur-Bracken: fast verschwunden, kommen nur noch im Berner und Neuenburger Jura vor. Große, schwere, langgestreckte Hunde, mit sehr schwerem Kopfe, dicken, breit angesetzten Behängen; Farbe schwarz am ganzen Körper, nur kastanienbraune Läufe, braunen Backen und braunen Feuertupfen über den Augen oder braunrot mit schwarzem Sattel; weiß ist nur als kleiner Bruststern gestattet.

Um nun auf die Brackenjagd zurückzukommen, muß ich vorausschicken, daß sich dieselbe für Reviere, in welchen Edel- und Rehwild steht, nicht gut eignet, sondern nur Anwendung finden soll in wenig kultivierten, schwer zugänglichen Landstrecken, die einen mäßigen Stand an Hasen und Füchsen aufweisen, welche dort auf andere Art kaum bejagt werden können. — Aber auch solche Länderstrecken sind höchst selten geworden und damit verschwand auch das Bedürfnis, mit Bracken zu jagen. Am längsten dürfte in der Lüneburger Haide die Brackenjagd in Deutschland in größerem Maßstabe bestanden haben, wie auch in einigen Gegenden der Eifel.

Einjagen der Bracken.

Von Jugend auf muß die Bracke an strengen Gehorsam gewöhnt werden; hat sie nun ein Alter von ca. 1 Jahr erreicht, wird sie zunächst „koppelbändig" gemacht; man koppelt sie in der Regel mit einem älteren, gutmütigen Hunde zusammen und läßt die Hunde täglich ein paar Stunden gekoppelt einhergehen. Später führt man eine größere Zahl, immer zu zweien zusammengekoppelt, ins Freie, um sie zu üben und ihnen Bewegung zu schaffen, hiebei dürfen die Hunde niemals unnütz stocken oder einzeln zurückbleiben, sie müssen dem Ruf und Pfiff des Jägers unbedingt Folge leisten.

Wenn nun der Hund koppelbändig und gehorsam ist, wird zum Einjagen geschritten. Man bringt den jungen Hund mit einem verläßig eingejagten alten Hunde zusammen, welcher gerecht jagt und dieser muß dem jungen Hunde als Beispiel dienen.

Auf dem Platze angekommen, wo die Jagd beginnen soll, werden die Hunde unter dem Rufe: „Los — Hunde — los — los!" gekoppelt und zum Suchen mit dem Rufe: „Uh — la — such op — binne, binne!" animiert.

Wenn nun der alte Hund gefunden hat und laut wird, so ruft der Jäger: „Hubie! Hubie!" und trachtet, daß der junge Hund dem alten beischlägt und mit diesem die Spur hält.

Die Jagd darf nun nicht blindlings dahingehen, die Hunde müssen, die Nase am Boden, langsam der Spur lautgebend folgen und der nachfolgende Jäger muß trachten, daß die Hunde das Wild nicht überrollen. — Man ersieht hieraus, daß die Hunde nicht zu rasch jagen, weder auf der Rückfährte jagen, noch weidlaut werden dürfen und daß auf solche Weise das Revier nicht geschädigt wird.

Hat nun der Kopfhund das Wild in Sicht, dann gibt er „schreiend Hals", was sich vom gewöhnlichen Geläute wesentlich unterscheidet und der geübte Brackenjäger wird alles anwenden, die Jagd richtig zu lenken und zu fördern. Mit gut geschulter Meute, welche ein geübter Rüdemann, der auch guter Hornbläser sein soll, führt, gestaltet sich eine solche Jagd in weit ausgedehnten Ländereien zu einer höchst interessanten, und gewährt mit ihren vielen spannenden Momenten hohe Freude.

Weidlaute Bracken, Schweißlecker, oder gar Anschneider werden niemals geduldet.

Dachsbracken.

Hier möchte ich nun auch nochmals auf die schon mehrfach erwähnten Hunde zurückkommen, welche unsere bayrischen und auch tyrolischen Hochgebirgsjäger häufig führen — es sind das gewöhnlich Bastarde von Schweiß- und Dachshunden oder von Vorsteh- und Dachshunden, oder gar von unbekannter Kreuzung; Dachshundblut ist aber in der Regel dabei und herrscht in Form und Charakter des Hundes meistens vor.

Diese Hunde bilden zur Zeit noch keine eigentliche Rasse von konstanter Form und konstanter Vererbung, sie sind Zufallsprodukte und daher auch in ihren Leistungen sehr verschieden.

In neuerer Zeit haben sich manche „Kynologen" Mühe gegeben, die „Dachsbracken" zu einer Rasse zu erheben und für dieselbe eine bestimmte Form und Rassezeichen zu schaffen — man hat auch die Übung, ganz schwere Dachshunde, z. B. solche über 20 Pfund Körpergewicht auf den Ausstellungen als „Dachsbracken" zu qualifizieren. Das sind allerdings starke „Dachshunde", aber nicht jene Dachs-Bracken, welche ein undefinierbares, unbestimmtes Chaos bilden und bei denen in der Regel jeder Jäger als von — „seiner Rasse" spricht.

Diese Hunde nun, welche wohl Schweißhund-, Bracken-, Hühnerhund- und Dachshundblut in sich vereinigt haben, leisten durch den täglichen Gebrauch im Reviere, wie es ja der Jagdgehilfe nicht anders weiß, oft recht viel Gutes; sie sind auf Schweiß zu gebrauchen, sie jagen vorzüglich, gehen auch manchmal ins Wasser, um die paar Enten, welche zufällig in einem Bergsee auf dem Durchstriche erlegt werden, zu apportieren. Ihre Hauptarbeit ist aber das ruhige, anhaltende Jagen auf Fuchs und Hase. Der Bergjäger kennt in der Regel die Hasenjagd in keiner anderen Form, als daß er z. B.

im Spätherbste, wo schon Schnee liegt, wenn er frische Spur findet, seine Dachsbracke losläßt und sich da, wo die Dachsbracke den Hasen aufsticht, mit einer Konsequenz postiert, bis oft nach stundenlangem Jagen der Hase auf dem Wechsel anläuft. Bekanntlich läßt sich der Hase nicht weit drücken, nach gewisser Zeit schlägt er den Bogen und wechselt auf seinen Lagerplatz zurück — dieser Grundsatz gibt dem Gebirgsjäger Anlaß, seine Dachsbracke den Hasen oder Fuchs jagen zu lassen und diese auf die erzählte Weise zu strecken.

Unsere Kesseljagd-Schützen der großen Städte würden an dieser bescheidenen Hasenjagd wenig Vergnügen finden, doch regt es immerhin sehr an, wenn das Geläute des Hundes allmählich näher kommt und endlich der in gespanntester Aufmerksamkeit harrende Jäger mit langgezieltem Schusse den Hasen streckt, der in seinem Jagdbuche einen ebenso breiten Strich erhält, als der beste Sechserbock — Patronen werden bei dieser Jagd nicht viele verschossen.

6. Der Otterhund.

Der Otterhund dient dem Jäger, um den Otter in seinem Aufenthalte aufzuspüren, aus dem Bau zu sprengen und zu verfolgen, sei es nun zu Wasser oder zu Land, ihn zu stellen und eventuell abzuwürgen. Daher werden scharfe Hunde zur Otterjagd verwendet, welche gut ins Wasser gehen, ausdauernd schwimmen, ja sogar tauchen und durch keine Witterungs- und Temperaturverhältnisse hievon abgehalten werden.

Wir haben bis jetzt keine eigentliche konstante Form von Otterhunden in Deutschland, obgleich, wie ich schon bei der Otterjagd erwähnte, vielfach Versuche gemacht wurden, eine einheitliche Rasse von Otterhunden zu bilden.

In England besteht eine rauhhaarige Form von Otterhunden, welche jedenfalls in der jetzigen Gestalt ein Produkt der Neuzeit ist und etwa anfangs dieses Jahrhunderts gebildet wurde.

In England werden Ottermeuten gehalten und der Otter mit solchen Meuten Parforce gejagt. Man dürfte nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß der englische Otterhund aus dem Bloodhund gebildet wurde, denn außer Behaarung und Farbe sind die Rassezeichen fast dieselben wie beim Bloodhund. Der Kopf ist groß, jedoch nicht so auffällig seitlich zusammengedrückt wie bei letzterem, der Rücken stark und breit, der Rippenkorb lang, der Unterschenkel lang und die hintere Fußwurzel kurz. Die Farbe ist schwarz oder eisengrau, mit gewöhnlichen gelben oder braunen Abzeichen, die ob der rauhen Behaarung unbestimmt sind. Auch rotgelbe, einfarbige Hunde gibt es. Das Haar ist lang, grob, rauh, locker anliegend, mit dichter Grundwolle.

Bei uns werden eben Hunde jeglicher Rasse zur Otterjagd verwendet, wenn sie nur Veranlagung und Passion hiezu zeigen. Der Zukunft mag es überlassen bleiben, ob bei uns auf dem Kontinente eine einheitliche Otterhundrasse zu stande kommt.

7. Der Windhund.

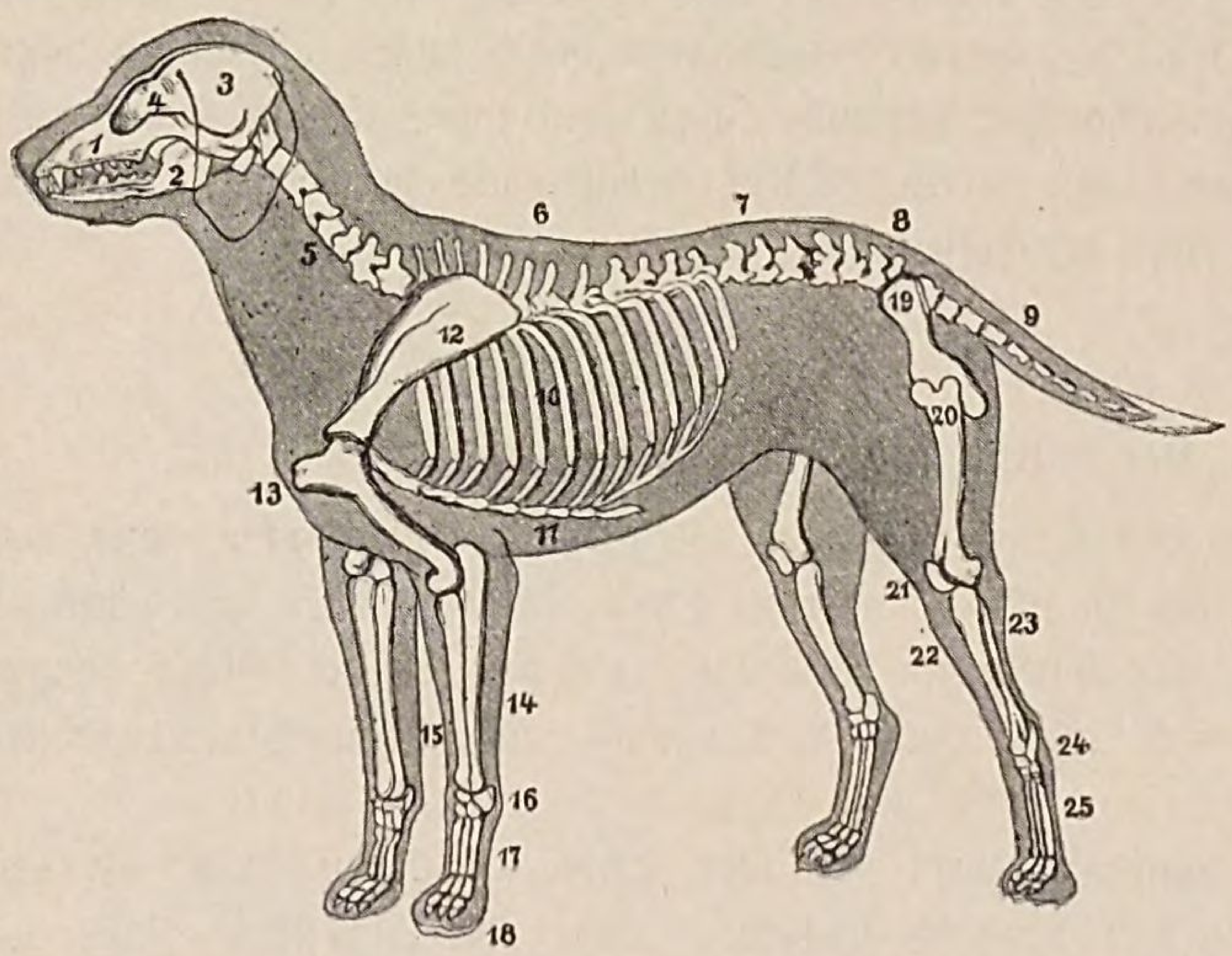
Noch hätte ich des Windhundes Erwähnung zu thun; die Jagd mit Windhunden gehört aber in Deutschland der Geschichte an, sie wird nicht mehr ausgeübt, obgleich in Norddeutschland noch vor kurzer Zeit ein Klub bestand, der Norddeutsche Hetzklub, der aber ebenfalls sich aufgelöst hat.

Die immer noch zahlreich bei uns gehaltenen Windhunde zählt man indessen mehr zu den Luxushunden, weshalb ich nur kurz erwähne, daß drei Formen Windhunde existieren, nämlich der glatthaarige, englische Windhund — Greyhound — dann der rauhhaarige schottische Windhund — Deerhound — und der langhaarige russische Windhund — Barsoi.

Diese Hunde jagen nicht mit der Nase, sondern nur mit dem Auge und können daher nur Verwendung finden in großen, flachen und offenen Feld- und Haidegegenden. Unsere jagdlichen und kulturellen Verhältnisse gestatten diese Jagd oder besser diesen Sport nicht mehr und deshalb will ich mich auch über dieses Thema nicht mehr weiter aussprechen.

3. Krankheiten des Hundes und deren Behandlung.

Schon des öfteren habe ich erwähnt, daß man ja nicht von dem Grundsatze ausgehen darf, der Hund bedürfe keiner besondern Berücksichtigung in Bezug auf seine gesundheitlichen Verhältnisse. Besonders der Jagdhund ist sehr vielen Angriffen auf seine Konstitution ausgesetzt, denn die Strapazen der Jagd gehen am Hundekörper durchaus nicht spurlos vorüber. Körperliche Anstrengung, rascher Wechsel der Temperatur, anhaltende Arbeit bei Hitze, wie Kälte, Trockenheit, Wasserarbeit, alle diese Faktoren stürmen auf den Körper des Hundes ein und da der Hund durch den häufigeren Umgang mit dem Menschen verfeinert und empfindlicher geworden ist, als frei und wild lebende Tiere, treten bei ihm auch leichter Krankheitserscheinungen auf.



Das Knochengerüst des Vorstehhundes.

1. Oberkiefer.
2. Unterkiefer.
3. Oberhauptsbein.
4. Vorderhauptsbein.
5. Halswirbel.
6. Rückenwirbel.
7. Lendenwirbel.
8. Kreuzbein.
9. Rutenwirbel.
10. Rippen.
11. Brustbein.
12. Schulterblatt.
13. Armbein.
14. Ellbogenknochen.
15. Schienbein.
16. Vorderfußwurzelgelenk.
17. Mittelvorderfußknochen.
18. Zehenknochen.
19. Darmbein.
20. Oberschenkelbein.
21. Kniescheibe u Kniegelenk.
22. Schienbein.
23. Wadenbein.
24. Sprunggelenksknochen.
25. Mittelhinterfußknochen.

Ich will hier keine tierärztliche Abhandlung schreiben, dazu habe ich die wissenschaftliche Vorbildung nicht, aber ich möchte an der Hand tierärztlich-wissenschaftlicher Werke und meiner praktischen Erfahrungen dem Hundebesitzer so viel an die Hand geben, daß er für den Anfang und für besonders dringende Fälle bei den gewöhnlichsten Krankheitserscheinungen der Jagdhunde das Richtige erkennen und so lange vorkehren kann, bis ihm die Zuziehung eines erfahrenen Tierarztes möglich ist.

Der Berufsjäger, der Forstmann, ist meistens auf dem Lande so stationiert, daß er nicht immer den Tierarzt in der Nähe hat, oft auch stundenweit in eine Apotheke schicken muß, um die nötigsten Medikamente nur herbeizuschaffen, er soll also, wenn er vorsichtig sein will, eine kleine Hausapotheke zur Verfügung haben und diese mag auch einige nötige Medikamente für seinen treuen Begleiter enthalten.

Da ich Laie bin, nehme ich nur jene Krankheiten heraus, welche am gewöhnlichsten und häufigsten bei Jagdhunden auftreten und die zum Teil bei richtiger Anleitung und Erkenntnis auch ohne Hilfe des Tierarztes geheilt werden können.

Als ersten Grundsatz möchte ich aber anführen, daß Krankheiten beim Jagdhunde leichter zu verhüten als zu erkennen und zu heilen sind, und darum soll jeder Jäger für seinen Hund stets so besorgt sein, daß ihm nichts abgehe und daß er ihn sich frisch und kräftig erhalte. Ein erfahrener, gut dressierter Hund wird erst nach Jahren für seinen Führer wertvoll, denn beide lernen einander kennen und verstehen, und darum muß man ein solches Kleinod auch zu schützen und sich zu bewahren suchen, ein Kleinod, das nicht so rasch wieder ersetzt ist.

Schon bei der Aufzucht habe ich erwähnt, daß der Hund möglichst kräftig und gesund sich entwickeln solle, daß man bezüglich der Fütterung, des Lagers und der nötigen Bewegung im Freien besorgt sein soll, daß man ihn wohl hüten, aber nicht verzärteln darf, denn dies würde sich später empfindlich rächen.

Es ist schwer, nach gewissen Zeichen oder Erscheinungen eine besondere Krankheit des Hundes zu erkennen, aber als sichere Vorboten irgend welcher Krankheiten darf immer angesehen werden, wenn der Hund Mangel an Freßlust zeigt, wenn Munterkeit abnimmt, der Hund mürrisch wird; trockene,

warme Nase, vieles Gähnen, trübe, verschleierte Augen, Husten, Niesen, schwerer Atem, mangelhafte Losung, sowohl zu hart als zu wässerig, das sind Anzeichen, die der Besitzer nicht übersehen darf.

Die Medikamente sind dem Hunde in der Regel schwer beizubringen, besonders in flüssiger Form; Pulver oder Pillen sind, wenn möglich, leichter zu applizieren.

Pillen können bis zur Größe einer kleinen Haselnuß gereicht werden, entweder mit Speck umwickelt, so daß sie der Hund selbst schluckt, oder indem man dem Hunde den Rachen aufsperrt, den Kopf aufwärts hält und dann die Pille in den Schlund gleiten läßt. Etwas wenig Wasser oder Milch nachgegossen, veranlaßt den Hund zum Schlucken. Kleinere Pillen, von welchen mehrere gereicht werden sollen, habe ich in der Regel in Oblaten gewickelt, auf die gleiche Weise befördert. Pulver werden in Oblaten gewickelt auf dieselbe Art beigebracht; fürchtet man, daß ein Hund beißen könnte, so ist es gut, wenn man in den aufgesperrten Rachen zuerst einen Knebel einlegt. Eingeben von Pillen u. Pulver.

Bei Operationen, welche heftige Schmerzen verursachen, muß dem Hunde ein sicherer Beißkorb zuvor angelegt werden.

Ein Gehilfe hält dem Hunde den Fang zu, dann erfaßt man die Haut des Mundwinkels, hebt sie auf, so daß sie eine Art Trichter bildet und gießt die Flüssigkeit ziemlich weit hinten langsam ein, hält dann den Fang aufwärts zu, bis der Hund geschluckt hat. Eingeben von Flüssigkeiten.

Man legt den Hund auf die Seite, läßt von einem Gehilfen Kopf und Läufe halten, während ein zweiter Gehilfe die Rute aufhebt; dann führt man die gölte Spitze der Klystierspritze vorsichtig ins Weidloch ein und spritzt langsam die Lösung ein; die Spritze wird langsam zurückgezogen, aber sofort muß die Schlußmuskel zusammengedrückt und 2—3 Minuten gehalten werden. Diese Prozedur ist im Freien am besten, denn gewöhnlich löst sich der Hund sofort nach dem Erheben. Anwendung von Lavement.

Unter normalen Verhältnissen löst sich der Hund in der Regel zweimal des Tages. Das Quantum richtet sich nach Verhältnis der gereichten Nahrungsmittel; Brot macht stärkere Losung, Fleisch und Milch geringere, Knochen trockene, weiße. Entleerung.

Alle Hunde leiden gerne an Verstopfung, weshalb bei der Zusammensetzung des Futters hierauf Rücksicht zu nehmen ist; hin und wieder ein Eßlöffel voll Speiseöl ins Futter verhindert die Verstopfung.

Durchfall ist Folge von Erkältungen, Diätfehlern, Darmkatarrhen. Heftige Verstopfung muß durch Beigabe von Öel zur Nahrung reguliert werden; Durchfall ist durch Warmhalten, Verabreichung von Kamillenthee, Rotwein warm, Opiumtropfen und Einreibungen des Bauches mit Kampfergeist zu stillen.

Die Körperwärme des Hundes bewegt sich in engen Grenzen, sie schwankt zwischen 38 und 39° Celsius, gewöhnlich beträgt sie beim gesunden Hunde 38,5° Celsius; jüngere Tiere haben höhere Eigenwärme als ältere. Man mißt mit einem 100teiligen, sogenannten Bluthermometer, welchen man nach Befeuchtung möglichst weit in den Mastdarm einführt und zwar morgens, mittags und abends und zieht hieraus das Mittel. Sobald höhere Temperatur ohne Körperanstrengung vorhanden, deutet dieses Symptom auf Fieber. Körpertemperatur.

Der Pulsschlag im normalen Zustande wiederholt sich 90—100mal in der Minute, bei jungen Hunden 100—120mal, bei alten 80—90mal.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen gehe ich zu den einzelnen, am häufigsten auftretenden Krankheiten über.

Die Rhachitis ist eine Krankheit des Blutes und besteht darin, daß die Knochen junger Hunde weich bleiben, weil ihnen die Zuführung von Kalksalzen gar nicht oder in geringer Menge erfolgt; sie kann allgemein oder nur lokal sein und kommt meist an den Extremitäten (Läufen) vor. Ursache ist Mangel an Zufuhr von Kalksalzen in den Organismus, infolge mangelhafter Beschaffenheit der Muttermilch oder unpassender Fütterung. Knochenweiche. (Rhachitis.)

Behandlung: kräftige Nahrung mit Fleisch und Fleischbrühe, in späterem Stadium Verabreichung weicher Knochen oder jeden folgenden Tag je nach Stärke des Hundes 5—10 Gramm aufgeschlossenes Knochenmehl.

Staupe. Sucht, Hundeseuche, Laune, Katarrhalfieber — ist eine häufig seuchenartig auftretende, leicht übertragbare Krankheit, welche meistens junge Hunde im Alter von 4—6 Monaten befällt, besonders in der Zeit des Zahnwechsels, welcher an sich eine erhöhte Reizbarkeit des ganzen Organismus zur Folge hat. Seuchenartig tritt die Staupe nur auf, wo eine größere Zahl von Hunden in engerem Raume vorhanden ist. Die Staupe kann auch Hunde im Alter von 1—3 Jahren befallen, jedoch ist sie vorherrschend Jugendkrankheit.

Befallen werden besonders junge, verzärtelte Hunde, welche meist im Zimmer gehalten werden; dann jene Hunde, welche keine oder nur wenig Fleischnahrung erhalten. Durch Erkältung, starke Durchnässung wird der Ausbruch befördert, kann aber auch durch Ansteckung erfolgen und zwar wird Ansteckung gefördert in feuchter Luft, feuchten Räumen, durch Futter- und Trinkgeschirre, durch Decken, Polster, Lagerräume ꝛc. kranker Hunde und persönlichen Kontakt.

Erscheinung: Gewöhnlich tritt die Staupe als ausgebreiteter, fieberhafter Katarrh der Luftwege auf, dem sich Pneumonie, Magen- und Darmkatarrh, nervöse Zustände, wie Zuckungen, Lähmungen, Fallsucht zugesellen; sowie auch Augenentzündungen, ja sogar Hautausschläge und dauernder Rheumatismus. Es kann also nach dieser Schilderung die Staupe in verschiedenen Formen auftreten und muß deshalb auch in verschiedener Weise behandelt werden.

Behandlung: Die Vorbeugung ist zunächst das beste Mittel; deshalb soll man junge Hunde nicht verweichlichen, soll sie aber vor Erkältung und Durchnässung bewahren. Die Saugzeit daure nicht unter 6 Wochen; dann muß der Hund Milch, Fleischbrühe und weiches, leichtes Brot, später kleine Gaben von Fleisch erhalten.*)

Der Beginn der Krankheit kündigt sich durch erhöhte Körperwärme an (40—41 ° Celsius), dann durch Störungen des Allgemeinbefindens, trübe Augen, Mattigkeit, Appetitlosigkeit, Frösteln, warme, trockene Nase. Die Bindehaut des Auges rötet sich, es sondert sich wässrige, später schleimige, ja eitrige Masse im Auge aus, so daß es, wie man sagt — verpappt ist. Hier sind kalte Umschläge am Schädel, sorgfältige Waschungen der Augen und Nase mit lauwarmem Wasser und etwas Milch, mit goulardisch Wasser oder auch mit Zinklösung (Zinc. sulfur 0,5, aq. dest. 150) mehrmals des Tages, je nach Bedürfnis nötig. Tritt Schnupfen ein, der sich durch Niesen, Ausfluß aus der Nase zeigt, ferner zur Affektion der Lunge übergeht und sich durch Husten ankündigt oder durch kurzen Atem, so ist zunächst der Hund recht gleichmäßig warm zu halten — Einfatschen des Halses und der Brust — darf gar nicht ins Freie gelassen werden. In solchen Fällen ist zur Stillung des Hustens folgendes Rezept anzuwenden: Rp. Morphin muriat. 0,1, aq. Amygdal. amarar. 10,0, aq. dest. M. f. Sol. 300,0, Det. ad. vitr. nigr. D. S.: Innerlich 3 mal täglich 1 Theelöffel voll zu geben. Tritt Fieber ein und steigt die Temperatur über 40 ° Celsius, so gebe man: Antipyrin 1,0, D. tal. dos. No. V, S. 1—2 Pulver in Wasser und falls die Temperatur nicht sinkt, nach ca. 10—12 Stunden Wiederholung.

Nahrung erhalte der Hund — Fleischbrühe, die nötigenfalles einzugießen ist, dann kleingeschabtes, rohes Fleisch und ein Glas Cognac oder Sherry in kleineren Portionen à 20—25 Tropfen. Mitunter ist ein Brechmittel gleich bei Beginn der Krankheit von Vorteil; man nimmt Brechweinstein 0,5 gelöst in 20,00 destilliertes Wasser oder Ipecacuanha 200:20 täglich einige Kaffeelöffel voll.

Tritt Diarrhöe ein, muß Reichung von Wasser und Milch vermieden werden; dagegen reicht man Kamillenthee, Reisschleimwasser als Getränk. Innerlich mögen je nach Größe des Hundes Dowersche Pulver 3—5 Stück, oder Opiumtinktur 10 Tropfen täglich 2—3 mal, auch Tanninpulver 1,00 gereicht werden, ferner eßlöffelweis Gaben von warmem Rotwein (Bordeaux). Auch Klystiere von Stärkemehl oder Gummischleim mit etwas Opiumtinktur sind zu empfehlen.

Wenn sich Verstopfung einstellt, gibt man Glaubersalz 25 : 100 oder Karlsbadersalz 20 : 100 oder 2—3 Kapseln Rizinusöl je nach Erfolg. Zeigt sich auffallende Schwäche, dann wird gegeben: Chinin sulf. 3,00 mit 10,00 weißem Zucker auf 8 Pulver, täglich 2—4 Pulver, Cognac, Kornbranntwein 20—30 Tropfen je nach 3—4 Stunden.

---

*) Die Firma Spratt's Patent in Rummelsburg bei Berlin liefert auch geeignete Hundekuchen für Puppies, nebst ihren andern bekannten Fabrikaten.

Wenn nun die Staupe in nervösen Zuckungen oder Lähmungen auftritt, können äußerliche Einreibungen mit Kampfergeist, Spiritus, Seifengeist, Franzbranntwein gemacht oder auch Einspritzungen unter die Haut von Morphium versucht werden.

Ein spezifisches Mittel zur Heilung der Staupe, d. h. ein Mittel, das die betreffenden Mikroorganismen im Körper zu zerstören und unschädlich zu machen im stande wäre, gibt es bis jetzt noch nicht; Chinin, Antipyrin, Salicylsäure 2c. können das Fieber herabsetzen, sind aber nicht im stande, den Verlauf der Krankheit in hervorragender Weise zu beeinflussen. In Jäger- und Züchterkreisen ist ein altes, sehr einfaches Vorbeugungsmittel gegen die Staupe bei jungen Hunden in Anwendung, welches erfahrungsgemäß recht gute Dienste, namentlich gegen das nervöse Auftreten der Staupe leistet, aber nicht überall bekannt ist.

Innerhalb der Afteröffnung hat der Hund einige diese Öffnung umlagernde Drüsen, welche einen physiologischen Zweck erfüllen, indem sie bei harter, mit Knochenresten vermengter Losung den After schmieren. Jungen Hunden fehlt in der Regel die Kraft, jene Drüsen genügend auszupressen. Dieses Sekret, das nicht durch Muskeldruck entleert wird, verjaucht in der Drüse selbst sehr leicht und gibt in diesem Zustande, in Lymph- und Blutbahnen übergeführt, Anlaß zu Blutvergiftung, infolge deren die nervösen Erscheinungen eintreten.

Diese Vergiftung läßt sich verhüten, wenn man dem jungen Hunde die Drüsen von Zeit zu Zeit auspreßt. Es wird nun gut sein, dem jungen Hunde von der 10. oder 12. Woche seines Daseins an alle 14 Tage oder 3 Wochen die Afterdrüsen auszupressen. Dabei verfährt man auf folgende Weise: Man nimmt den jungen Hund zwischen die Beine, hebt mit einer Hand die Rute des Hundes etwas stark in die Höhe und umfaßt mit zwei Fingern der anderen Hand den After möglichst tief von Innen her, preßt ihn nach außen und spritzt so das Drüsensekret aus. — Diese Vorsicht verhindert den Eintritt von Pyämie durch verjauchte Afterdrüsen. Sektionen von an nervöser Staupe zu Grunde gegangenen Hunden haben den Herd der Krankheit durch diese Verhältnisse an Ort und Stelle klar gelegt.

Nach diesen Behandlungen und wenn sich Besserung einstellt, ist der Hund noch längere Zeit sorgsam zu hüten, durch gute Fleischbrühe mit Ei und kleingeschabtes Fleisch, sowie etwas Rotwein kräftig zu nähren und warm zu halten.

Der Kranke ist stets zu separieren, kein Gefäß ohne gründliche Reinigung in heißem Wasser anderweit zu verwenden; die mit der Pflege und Behandlung betraute Person hat nach jeder Berührung die Hände mit heißem Wasser und Seife gründlich zu reinigen.

Decken, Polster und Aufenthaltsraum des kranken Hundes sind fleißig durch Lüftung, Karbol-, Kreolin-, Lysollösungen, welche verstaubt und verspritzt werden, zu desinfizieren.

Der Husten im allgemeinen kann als Vorbote verschiedener Krankheiten betrachtet werden, so, wie schon bemerkt, bei Staupe auftreten, aber auch Symptom eines Katarrh des Kehlkopfes und der Luftröhre oder der Bronchien sein. Es gibt aber auch einen sogenannten Krampfhusten, der sich in verschiedenen Zwischenräumen öfter am Tage einstellen kann. Während der Zwischenräume erscheint der Patient gesund. Fieber tritt nicht auf. **Krampf-Husten.**

Ursachen können rasche Abkühlungen, besonders rascher Temperaturwechsel, trinken sehr kalten Wassers bei großer Erhitzung sein, wie dies bei der Hühnerjagd leicht vorkommen kann. Nicht selten ist Brechreiz oder wirkliches Erbrechen zäher Schleimmasse damit verbunden. Auch bei alten, mit Kropf, Lungenemphysem und Herzkrankheiten behafteten Hunden tritt solche Erscheinung auf. Der Verlauf solcher Erscheinungen ist in der Regel langwierig.

Behandlung: Der Patient bedarf warmen Verhaltens, Fütterung mit leichtverdaulicher, aber kräftiger Kost. Als Getränk soll abgekochtes Wasser oder schleimiger, aromatischer Thee gereicht werden. Anwendung von Brechmittel, Salmiak, Bilsenkrautextrakt, ferner feuchtwarme Umschläge in der Halsgegend, Einreibungen mit warmem Öl und Kampher in der Kehlkopfgegend wirken mildernd. Auch Inhalation von Wasserdämpfen mit Zusatz von Terpentinöl, Creolin, Karbolsäure sind angezeigt.

Bei hartnäckigen Fällen mag Anwendung von Kirschlorbeerwasser, Morphium, Belladonna am Platze sein.

Rp. tinkt. Ipecacuanh. 10,00, Morphii acet. 0,05, M. D. S. 2—3 mal täglich 5—10 Tropfen auf Zucker gegeben; auch Rp. antipyrin 5,00, Sacch. alb. 5,00, M. f. pulv. Div. in Dosis aeq. 15 S. 2 Pulver täglich.

Kropf. a) Bei Schilddrüsen-Entzündung findet man an einer oder beiden Seiten des Halses eine Geschwulst, welche rundlich hervortritt, sich wärmer und schmerzhaft anfühlt. Diese Geschwulst breitet sich oft über die Hälfte des Halses aus, erschwert das Kauen und Schlingen und führt zu starker Speichelsekretion. Fieber besteht in der Regel nicht.

Ursachen sind meist mechanische Einwirkungen auf die Halsgegend, wie Druck des Halsbandes oder Stöße ꝛc. Diese Schilddrüsen-Entzündung kann in wenigen Tagen in Zerteilung oder Eiterung übergehen.

Behandlung: Einreibungen mit grauer Mercurialsalbe oder mit Jodtinktur; feuchtwarme Umschläge zur Zerteilung. Setzt sich ein Absceß an, kann an dessen tiefster Stelle, wenn er reif ist, vorsichtige Öffnung vorgenommen werden. Die Wunde ist dann antiseptisch zu behandeln.

b) Der Kropf (stroma) ist auch Vorbildung und Vergrößerung der Schilddrüsen. Manchmal sind beide zuweilen nur eine Drüse vergrößert; die Geschwulst ist hart, unschmerzhaft, bei größerer Ausdehnung erschwertes Atmen und Husten.

Ursachen: Akute Entzündung der Drüsen, mäßiger, andauernder Druck durch Halsbänder, Erscheinung des Alters.

Gewöhnlich kann durch Zerteilung geholfen werden, in hartneckigen Fällen ist Auslösung der Geschwulst nötig, was sehr gefährlich ist.

Behandlung: Äußerlich Jodeinreibung: Rp. unguent: Mercur 30,00, Jodi pur 0,10, M. f. naguent, S. täglich einmal einreiben bei frischer Entzündung.

innerlich Jodkalium: Rp. Kal. Jod. 2,00, Aqua destill. 30,00, M. D. S. täglich 1 Kaffeelöffel voll bei chronischer Vorbildung.

Tollwut. Wasserscheue, Hundswut; dieselbe entsteht nur durch Ansteckung infolge Bisses; gewöhnlich währt es 3—5 Wochen, bis man sie am infizierten Hunde merkt. Es gibt zwei Formen der Tollwut: 1. die rasende Wut; 2. die stille Wut.

Im ersteren Falle wird der Hund launisch, sein Benehmen weicht von der gewöhnlichen Art ab, es tritt Unruhe des Hundes ein, er wechselt oft sein Lager, fährt plötzlich wieder auf, das Futter bleibt unberührt, dagegen tritt Neigung auf, ungenießbare Gegenstände, wie Holz, Haare, Leder, Glas, eiserne Nägel ꝛc. zu sich zu nehmen, sowie den eigenen Urin zu belecken; gesteigerter Geschlechtstrieb; Schwerfälligkeit im Gange, Zittern des Hinterteiles. Im weiter vorgeschrittenen Stadium tritt beschleunigter Atem, vermehrte Absonderung der Nasen- und Augenschleimhäute, mäßiges Geifern, Würgen und Neigung zum Erbrechen ein. Nunmehr erscheint auch die Neigung zum Entweichen, ausgesprochene Beißlust, Veränderung der Stimme und der Art des Bellens.

Bei der stillen Wut sind die Erscheinungen nicht so auffällig, Aufregung, Unruhe, Beißsucht äußern sich weniger, dagegen sind die Kranken auffällig still und traurig. Häufig stellt sich Lähmung des Unterkiefers ein und starkes Geifern, sowie Schmerzen im Hinterleibe.

Die Zeit, in welcher ein Hund nach der Ansteckung von Wut befallen wird, ist sehr verschieden; die Krankheit kann nach 5—10 Tagen, meist zwischen der 4. und 6. Woche ausbrechen, ja trat in manchen Fällen erst nach 90 Tagen ein.

Der Verlauf ist sehr rasch und endigt stets mit dem Tode; von einer Behandlung der ausgebrochenen Wut kann keine Rede sein. Es gibt nur Vorbeugungsmittel durch Reinigung der Bißwunden mit Sublimat- oder Karbollösungen, oder Ätzungen mit Höllenstein oder konzentrierten Mineralsäuren, auch Ausbrennen mit glühendem Eisen.

Sind also die Symptome von Wut zweifellos gegeben, so muß man ohne Umstände den Hund sofort töten. Ist er nur wutverdächtig, muß er bis auf weiteres so isoliert werden, daß er sicher weder an Tieren, noch an Menschen Unheil stiften kann.

Erbrechen. Hunde sind zum Erbrechen sehr geneigt; es kann durch Überfüllung des Magens mit zu vielen oder salzigen und stark gewürzten Speisen eintreten oder durch unverdauliche, giftige Substanzen, wie

Knochensplitter, zu fettes Fressen, Gift; heftige Erkältungen, hartnäckige Verstopfung und Gehirnerschütterungen haben häufig auch Erbrechen zur Folge. In vielen Fällen ist das Erbrechen dem Hunde sehr zweckdienlich, er selbst frißt, um es zu fördern, sehr häufig Gras. Die Behandlung richtet sich eben nach der Ursache des Erbrechens. Zunächst darf dem Hunde kein Wasser gereicht werden, weil sonst weitere Behandlung illusorisch würde. Zur Stillung, wenn der Hund sonst frisch ist, genügt Opium-Tinktur 5—10 Tropfen alle 2 Stunden.

Ist der Hund matt, der Puls gering, Zahnfleisch und Schleimhäute blaß, so sind belebende, krampfstillende Mittel, wie Kamillen- oder Pfeffermünzthee, schwarzer Kaffee, Rum oder Cognac ½ stündlich 1 Eßlöffel voll am Platze. Nach gestilltem Erbrechen ist die nächsten Tage nur leichtes Futter, wie abgekochte Milch mit Weißbrot oder gute Fleischsuppe und zwar in kleineren Quantitäten zu reichen.

Durchfall (Diarrhöe), welcher längere Zeit anhält, muß ernstlicher behandelt werden. Er kündigt sich an durch breiig-flüssige Entleerung in kurzen Zwischenräumen von hellgelber, grüner, auch blutiger Farbe. Der Appetit nimmt ab, Durst vermehrt sich. Hiebei kann auch Fieber eintreten. **Durchfall.**

Die Behandlung richtet sich nach der Ursache — ist Überfütterung durch reizende, unverdauliche Stoffe vorhanden, ist oft ein Brechmittel genügend.

Treten jedoch Bauchschmerzen, Kolik und großer Zwang ein, so muß Kamillenthee mit etwas Rhabarbertinktur und später sogar 5—10 Tropfen Opiumtinktur alle Stunden gegeben werden, während Baucheinreibungen, sowie trockene oder feuchtwarme Bauchumschläge am Platze sind. Als Nahrung ist Brennsuppe mit etwas Fleisch zu reichen und statt Trinkwasser Theeabkochungen.

Derselbe kann akut oder chronisch sein. Ersterer besteht in oberflächlicher Entzündung der Magen- und Dünndarm-Schleimhaut und entsteht durch Erkältung, Überfütterung, schlechte, zu fette Nahrungsmittel, zu kaltes Trinkwasser und durch Gegenwart von Eingeweidewürmern. **Magen- und Darmkatarrh.**

Dieses Übel tritt nicht selten nach starken Strapazen auf der Jagd auf, wenn der Hund z. B. an recht heißen Tagen recht erhitzt, viel und recht kaltes Wasser zu sich nimmt. Um dies zu verhüten, sollen bei solchem Wetter stets Pausen gemacht werden, während welchen sich der Hund abkühlen kann, dann aber reiche man ihm nicht zu kaltes Getränke, besser abgeblasene, lauwarme Milch.

Magenkatarrh äußert sich durch Traurigkeit und Mattigkeit des Hundes, der Puls ist beschleunigt und die Hauttemperatur wechselt, Appetit ist vermindert. Hin und wieder tritt Erbrechen zähen, gelben Schleimes ein, ebenso Verstopfung oder Diarrhöe, der Hund magert ab.

Behandlung richtet sich nach der Ursache. Ist schlechte Nahrung schuld, kann eine Gabe von Brechweinstein in schon angegebener Form angewendet werden. Besteht Verstopfung, sind Bittersalze und auch Anwendung von Klystieren am Platze. Immerhin muß der Hund leicht verdauliche, nahrhafte Kost erhalten. Beim chronischen Magenkatarrh, welcher in der Regel durch Vernachlässigung des akuten entsteht, ist leicht verdauliche Kost, Fleisch und Reis in guter Suppe zu reichen, Trinkwasser ist nur abgedämpft zu reichen, besser bitterer Thee; als innerliche Heilmittel gebe man Enzian, Chinarinde, Bitterklee, sowie verdünnte Salzsäure. Wegen der Eingeweidwürmer siehe das folgende Kapitel.

Eingeweidewürmer beherbergt der Magen- und Darmkanal des Hundes sehr häufig. Diese Holmiethen kommen in verschiedener Form vor: der Gehirnblasenbandwurm, der dreigliedrige Bandwurm, der geränderte Bandwurm, der kürbiskernförmige Bandwurm, der Spulwurm, der Peitschenschwanz, das Doppelloch, der blutige Rollschwanz, der Pallisadenwurm mit dreieckigem Kopfe und schließlich am Ende des Mastarmes die kleine Art der Ascariden. Das Vorhandensein der Bandwürmer zeigt sich durch Unregelmäßigkeit in der Freßlust, auffällige, schlechte Ernährung trotz gesteigerter Freßlust, Eintritt bald von Durchfall, bald von Verstopfung, Unruhe, öfteres Auffahren während des Schlafes, Gähnen, Würgen, Erbrechen, ja sogar Eintritt epileptischer Anfälle. **Eingeweidewürmer.**

Außerdem erkennt man das Vorhandensein von Würmern in der Losung.

Behandlung: Man läßt den Hund einen Tag ohne Nahrung und verabreicht ihm dann wurmtreibende Mittel, wie Camala 1,00—5,00 pro Dosis je nach Größe und Alter des Hundes. Sehr gut ist Areca in Pulver oder Tinktur-Form; von letzterer 3—5 Kaffeelöffel voll, von ersterem 5,0—15,00 pro Dosis. Pulver reicht man in Oblaten oder in Fleischbrühe, worauf man 1 Eßlöffel voll Rizinusöl oder 2—3 Kapseln desselben gibt. — In allen Jagdzeitungen kündigen verschiedene

Apotheken die Arecanuß schon vorbereitet und mit Gebrauchsanwendung versehen, zum Kaufe an und wenn man das Vorhandensein von Würmern im Hundekörper konstatiert, soll man nicht säumen, sich das Mittel sofort zuschicken zu lassen.

Vergiftungen. Vergiftungen kommen bei Hunden nicht selten vor, besonders seitdem man Füchse und anderes Raubzeug mit Strychnin tötet; auch Rattengift ist den Hunden oft zugänglich.

Erscheinung: Große Schwäche, Unruhe, schwerer Atem, Krämpfe, gesteigerter Durst, Erkaltung der Extremitäten.

Da es nicht in allen Fällen möglich ist, die Art der Vergiftung zu wissen oder zu erkennen, so muß als beste Behandlung auf sofortige Entfernung des Giftes durch Erbrechen hingewirkt werden. Dies erreicht man durch Verabreichung größeren Eingusses von lauwarmem Wasser oder warmer Milch, welche auch Verdünnung des Giftstoffes bewirkt. Außerdem trachtet man Gegengift zu geben. Hiezu rechnet man: Seifenwasser, Pottaschelösung, Kalkwasser, Chlorwasser, Milch.

Bei Vergiftungen durch narkotische Stoffe wende man Eingießen starken schwarzen Kaffees, starken Thee — 2—3 Eßlöffel voll in kurzen Zwischenräumen an.

Epileptische Anfälle. Epileptische Anfälle kommen bei Hunden nicht selten vor; die eigentliche Ursache kennt man nicht, doch glaubt man, daß sie Nachwehen heftiger Staupe seien oder durch Vorhandensein von Eingeweidwürmern erzeugt werden. Der Anfall tritt plötzlich ein, oder es zeigen sich Vorboten, wie Laufen im Kreise herum, Schütteln mit dem Kopfe 2c. Dann schwindet das Bewußtsein, das Tier bekommt Krämpfe, besonders an den Kaumuskeln, geifert, stürzt seitwärts zusammen, die Läufe zucken und strecken sich krampfhaft. Dieser Zustand dauert einige Minuten, dann wird der Hund ruhig, bleibt noch einige Minuten liegen und erhebt sich dann wieder, ist aber in der Regel noch nicht bei vollem Bewußtsein. Ich hatte einen Hühnerhund, der nach jedem Anfalle eine Zeit lang wie blind war, mich nicht erkannte, im Gegenteil rasch davon flüchtete und erst nach einiger Zeit sich zu Hause wieder einfand. Die Anfälle wiederholen sich sehr unregelmäßig. Heilung ist nicht wohl zu erzielen, doch mag Chloralhydrat 10,00, Syrup cort. Aurant. 25,00, Aqua destill. 150,00 stündlich 1 Eßlöffel voll zur Verhütung von Nutzen sein. Jedenfalls, wenn Würmer die Ursache sein sollen, sind selbe sofort wie dort beschrieben, abzutreiben.

Starrkrampf. Starrkrampf kann entweder auf einzelne Körperpartieen, wie Kopf und Hals beschränkt sein oder sich über den ganzen Körper verbreiten; er kommt bei Hunden selten vor, ist aber Folge von Erkältungen, Verwundungen, Infektion. Verwundungen am Schweife, an den Läufen und besonders an den Pfoten, wozu die in den Wunden etwa zurückgebliebenen fremden Körper Veranlassung geben.

Der Hund kann den Fang gar nicht oder nur in geringem Grade öffnen, es sind Kau-, Gesichts- und Halsmuskeln gespannt, der Blick ist stier, die Behänge sind steif in die Höhe gerichtet und fast ganz unbeweglich. Infolgedessen kann der Hund nicht bellen, auch keine Nahrung zu sich nehmen und bei allgemeinem Starrkrampf sind auch alle Extremitäten steif. Jedoch ist bei beiden Formen die Sinnesthätigkeit ungetrübt, aber der Wille beschränkt. Diese Krankheit ist sehr gefährlich und endet meist mit dem Tode, der gewöhnlich nach 2—5 Tagen eintritt.

Als Behandlung ist vor allem die einwirkende Ursache zu entfernen und zweckmäßiges, diätetisches Verhalten anzuwenden. Der Patient soll mäßig warmen, etwas dunklen und recht ruhigen Aufenthaltsort erhalten, wo ihm reines, nicht zu kaltes Wasser und flüssige Nahrung gereicht wird. Zur Abschwächung der Krämpfe sind andauernde Inhalationen von Chloroform und Schwefeläther oder Einspritzungen von schwachen Morphiumlösungen ein paarmal im Tage anzuwenden. Auch Klystiere aus Chloralhydrat mit Stärkemehl 5,00 auf ein Klystier sind zu empfehlen, indem dadurch die Losung erleichtert wird.

Lähmungen kommen nicht selten vor, entweder für sich bestehend oder infolge anderer Übel, wie Staupe, Verstopfung, Vergiftung durch narkotische Stoffe, Verletzungen am Kopfe und an der Wirbelsäule. — Es können nur einzelne Körperteile, die Hälfte des Körpers, das Hinterteil oder der ganze Körper gelähmt sein. Der gelähmte Körperteil ist bewegungs- und empfindungslos, man kann eine Nadel in denselben eindrücken, ohne daß das Tier Schmerz empfindet; das ist vollkommene Lähmung.

Ursache der Lähmungen können sein: Erkältungen, Genuß narkotischer Stoffe in größerem Quantum, Prellungen auf den Kopf oder die Wirbelsäule, auch Knochenauswüchse, Neubildungen an der Wirbelsäule oder im Schädel.

Die Behandlung soll Abschwächung der Ursachen sein; der kranke Hund muß mäßig warmen Aufenthalt haben, soll leicht verdauliche, aber kräftige Suppe mit Fleisch und etwas Brot erhalten und täglich Stuhlgang haben; fehlt dieser, ist mit Klystier nachzuhelfen.

Als direkte Einwirkungen sind warme, aromatische Bäder — Heublumenbäder — Einreibungen mit Kamphergeist, Franzbranntwein, Seifengeist, Arnicatinktur, Weingeist ꝛc. anzuwenden, auch feuchtwarme Wickelungen und schließlich als innerliche Mittel Krähenaugentinktur von 5—10 Tropfen ein- oder zweimal im Tage zu geben.

Unter Räude wird eine Reihe von Hautkrankheiten verstanden, welche unter sich sehr verschiedener Natur sind. Man kann sonach kein Universalmittel für Räude angeben, wie sie häufig von Kurpfuschern empfohlen werden. Es ist zunächst festzustellen, welche Art der Räude den Hund befallen hat und dies läßt sich meist nur durch mikroskopische Untersuchung bestimmen. Räude.

Zeigt sich jedoch bei einem Hunde eine Hautkrankheit, so ist immer größte Vorsicht geboten und das Tier muß sofort isoliert werden. Besonders wenn eine größere Anzahl Hunde vereinigt sind, muß bei Auftreten einer Hautkrankheit rasch und energisch eingeschritten werden, sonst setzt man sämtliche Hunde der Gefahr aus, infiziert zu werden.

Als Vorbeugungsmittel gegen die verschiedenen Formen der Räude dürften größte Reinlichkeit des Zwingers, der Lagerräume und der Hunde selbst dienen. Man kann vorbeugen, wenn man die Hunde öfter in zweiprozentiger Lysollösung badet, mit Seife reinigt, gut trocknet, sauber bürstet und kämmt und dies besonders dann, wenn die eigenen Hunde mit fremden in Berührung kommen.

Nur die „Akne“ ist eine im Blute liegende Krankheit, welche meist ererbt, sich nicht überträgt. Alle andern Räudeerscheinungen sind übertragbar.

Akne ist eine in Eiterung ausgehende Entzündung der Haarfollikel und der dazu gehörigen Talgdrüsen und ist keine durch Acarusmilbe hervorgerufene Krankheit; sie tritt meist nur an gewissen Körperteilen, wie Nasenrücken, Backen, Schläfen, auch an den Extremitäten und zwischen den Zehen auf, kann sich aber über den ganzen Körper verbreiten. — Die Entstehungsursachen sind nicht bekannt, man glaubt, daß örtliche Störungen, wie Druck des Maulkorbes, Lecken und Kratzen an gewissen Hautstellen, Veranlassung geben, wenn körperliche Disposition dazu da ist. Akne.

Erscheinung: Unter Haarausfall und Rötung der Haut entwickelt sich eine größere oder kleinere, sehr schmerzhafte, höckerige Anschwellung der Haut, welche dadurch veranlaßt wird, daß sich eine größere oder kleinere Anzahl erbsengroßer harter Knoten bildet. Diese Knoten entleeren nach kurzer Zeit geringere oder größere Menge eitriger Flüssigkeit und dadurch gewinnt die Krankheit weiteren Umfang.

Behandlung: Heilung läßt sich nur durch energische lokale Behandlung erzielen. Sind die Akneknoten erst im Beginn der Entwickelung, so reibe man sie mit folgender Salicylsalbe ein: Acid salicylici 20,0, Lanolini 80,0, Olei Olivarum 40.

Bei eitriger Einschmelzung der Pusteln ist deren Öffnung mittelst spitziger Schere und darauffolgender Einreibung mit Creolini 1,0, acid borici 40,0 notwendig.

Ekzem, Fetträude, Schuppenflechte, Fettflechte ist eine Hautentzündung, welche mit mehr oder weniger Juckreiz verbunden ist und verschiedene Entwickelungsformen aufweist, wie Rötung, Schwellung der Haut, Knötchen, Bläschen-, Schuppen-, Pustelbildung. Man nimmt gewöhnlich dreierlei Formen an: 1. Es bilden sich Stellen auf der Haut, welche sich gerne ausdehnen und mit dicht sitzenden Knötchen bedeckt sind. Diese Knötchen gehen in Bläschen über, welche schließlich eiterig und blutig werden, Haare und Haut lösen sich ab, die Stellen schmerzen bei Berührung den Hund. 2. ergibt sich gleich anfangs flächenartige Ausbreitung, in welcher sich einzelne Eiterbeulen befinden, welche platzen. 3. tritt in der Regel in chronischer Form Verdickung der Haut ein, ohne daß man vorher etwas beobachtet und diese Stellen sind mit einer Unmasse weißlicher Schuppen bedeckt. Die Haut ist gerötet und glänzend, wird trocken und rissig, die Haare fallen aus. Ekzem.

Zur Heilung des Ekzem gibt es kein spezifisches Mittel, häufig angewendete Teerpräparate oder scharfe Seifenwaschungen sind eher nachteilig. Zunächst muß man suchen, den Juckreiz ferne zu halten. Man verwendet hiezu Streupulver aus Zinkoxyd, Schwefel, Thiol 2c., welche mit Stärkemehl oder bei Vorhandensein nässender Stellen mit Talg oder Lycopodium verbunden werden.

Streupulver: Zinc. oxydat. 20,0, Talc. venet. pulv. 80,0 oder Plump. carbonic. 10,0, Amyl. Tritic. 20,0, Talc. venet. pulv. 40,0.

Wenn sehr starke Rötung der Haut vorhanden, können Umschläge von Bleiwasser, Kreolinwasser 1—2prozentig oder Zinksalbe, Bleisalbe oder schwache Ichtyollösung 1 : 20 Anwendung finden.

Bei starker Schuppenbildung und Verdickung der Haut mögen Einreibungen mit Salicylöl — 1 Teil Salicylsäure, auf 40 Teile warmes Baumöl — gute Dienste thun. Von innerer Behandlung ist man in neuerer Zeit abgekommen.

Erbgrind. Erbgrind, auch Wabengrind (Favus) ist eine Ansteckung durch Pilze, welche in den Haarfollikeln sich ansetzen. Diese Krankheit ist sehr ansteckend und kann nicht bloß auf Hunde, sondern auch auf andere Tiere und sogar auf Menschen übertragen werden.

Erscheinung: An bevorzugten Körperteilen, wie Nase, Stirn, Schenkeln, treten trockene, rissige, mörtelartige Borken und Krusten von grauer, graugelber Farbe auf, welche anfangs nur stecknadelgroß, später bis zur Größe eines 10 Pfennig-Stückes heranwachsen können. Nimmt man die borkenartige Masse heraus, so findet man eine entsprechend große, mit verdünnter und hochgeröteter Haut ausgekleidete Vertiefung.

Behandlung: Das Übel ist leicht zu beseitigen; man nimmt die Scheiben heraus und bestreicht täglich einigemal die Stellen mit pilzetötenden Mitteln, wie Jodtinktur, 10prozentige Karbollösung, Sublimatsalbe oder Salicylsäurelösung 10 % mit Spiritus.

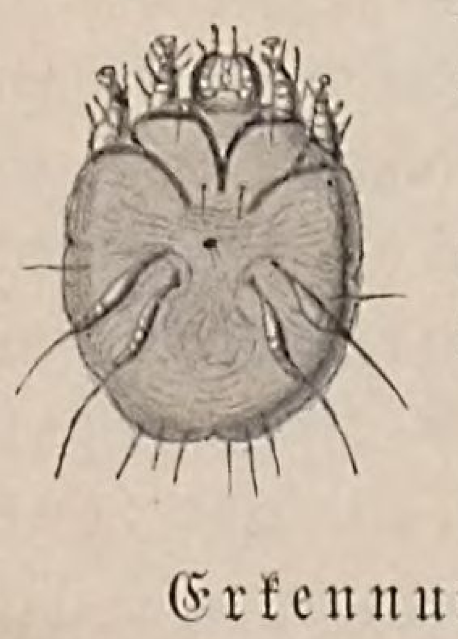
Glatzflechte. Glatzflechte — Ringflechte, Borkenflechte (herpes tonsurans) ist ebenfalls eine Hautpilzkrankheit, welche in den oberen Hautlagen, besonders in den Haaren und deren Hüllen wuchert.

Erscheinung: Die Glatzflechte zeigt sich durch kleine, rundliche, haarlose Flecke, die linsen- bis fünfpfenniggroß in fast regelmäßigen Zwischenräumen stehen. Auf diesen Flächen stehen grauweiße oder schmutziggraue Schuppen, in älteren Fällen gelbbraune oder braunrote, oft 2—8 mm dicke Krusten, denen noch einige der aus ihren Follikeln herausgeschobenen Haare anhaften. Unter den Krusten ist die Haut kupferrot und mit hirsengroßen Knötchen besetzt. Infolge des Juckreizes kratzen sich die Patienten heftig, so daß sich die Erscheinungen eines sekundären Ekzemes hinzugesellen.

Behandlung ist dieselbe wie beim Erbgrind. Jedoch möchte bei beiden Formen strenge Isolierung des kranken Tieres anempfohlen werden, sowie Vernichtung der Lagerstätten, denn die Übertragbarkeit auf andere Tiere, ja auch auf Menschen ist groß. Namentlich sollen Kinder mit den von der Krankheit befallenen Hunden fern gehalten werden.

Tierische Schmarotzer. Bei den durch tierische Schmarotzer erzeugten Veränderungen der Haut hat man zwei Gruppen zu unterscheiden, nämlich solche, welche in das Gewebe der Haut eindringen und dasselbe zu ihrem dauernden Aufenthalt wählen, und solche, welche auf der Haut leben und dieselbe nur zum Zwecke der Nahrungsaufnahme verletzen. In die erste Gruppe gehören: sarcoptes scabiei communis (Sarkoptesmilbe) und dann acarus folliculorum (Akarusmilbe), beide rufen Räude hervor.

Sarkoptesräude. Die Sarkoptesmilben, etwa 0,25—0,30 mm breite und 0,20—0,25 mm lange, schildkrotähnliche Tiere, graben sich in der Haut des Hundes kurze Höhlen und Gänge, wodurch kleine Bläschen oder Pusteln erscheinen, welche zu mäßiger Borkenbildung führen und nach kurzer Zeit eintrocknen; hiedurch wird reichliche Abschuppung der Haut hervorgerufen.



Der Hund, welcher an dieser sehr häufig auftretenden Räude erkrankt ist, kratzt und scheuert sich heftig in Folge des durch die Milben hervorgerufenen Reizes, wodurch sekundäres Ekzem entsteht.

Gewöhnlich setzen sich die Milben am liebsten an Kopf, Hals, Bauch, Unterbrust, Schwanzwurzel und Pfoten fest, verbreiten sich aber auch von da aus über den ganzen Körper.

Erkennung: Die rasche Ausbreitung des Ekzems, das heftige Kratzen des Hundes, besonders bei großer Wärme, etwa in der Nähe des Ofens, die leichte Übertragbarkeit der Krankheit auf andere Hunde, ja sogar auf den Menschen, lassen die Sarkoptesräude sehr bald erkennen.

Behandlung: Um diese Räude zu heilen, ist lediglich die Abtötung der Milben notwendig, da dann das Jucken aufhört und auch das Ekzem verschwindet.

Ich habe die Erfahrung vielseitig gemacht, daß bei allen durch Milben entstandenen Räuden immer das beste Mittel ergiebige Bäder sind, weil man mit Einreibungen nicht alle Teile des Hundes so treffen kann, daß die Milben samt und sonders getötet werden. Bleiben lebende Milben übrig, so verbreiten sie sich in kurzer Zeit wieder über den Körper und die begonnene Kur nützt nichts.

Man bereitet also ein Vollbad von lauwarmem Wasser mit Lysollösung, so daß das Bad zweiprozentig wird, taucht den ganzen Hund, auch Kopf und Behänge ein, reibt ihn am ganzen Körper mit Schmierseife ein, so daß der Hund völlig vom Seifenschaum bedeckt ist, und schwemmt ihn dann im Bade, etwa auch mit einem fest getränkten Schwamme, sauber ab. Nach dem Bade wird der Hund trocken abgerieben und vor Erkältung geschützt. Das Bad ist jeden zweiten Tag zu wiederholen und ca. 14 Tage fortzusetzen.

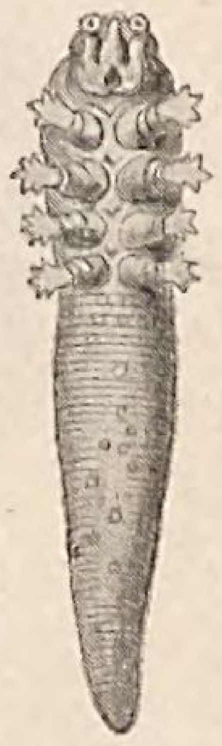
Auch die Müllersche Räudesalbe — zu beziehen bei R. Müller in Braunfels a. d. Lahn, per Dose 3 Mark — thut gute Dienste, falls man die beigegebene Gebrauchsanweisung strenge befolgt.

Statt 2 % Lysollösung mag auch das Bad mit Creolin versetzt werden und genügt für einen Hühnerhund etwa ein Weinglas oder Schoppenglas voll Lösung ins Bad, so daß dasselbe eine leicht milchige Farbe erhält.

Meiner unmaßgeblichen Ansicht nach ist die Bereitung und Durchführung eines wirksamen Bades immer bequemer und säuberlicher als alle Einreibungen, die oft mehrere Tage auf dem Hunde sitzen bleiben und dann doch durch ein Bad abgeschwemmt werden müssen.

Verhütung: Alle kranken Hunde sind zu isolieren, Decken und Lagerstroh zu vernichten oder durch Waschungen mit sehr heißer Sodalösung, ebenso Hundehütten und Lagerräume durch Chlorkalkmilch zu desinfizieren.

Balgmilbenräude, entsteht durch Milben, welche sich in den Haarfollikeln und Talgdrüsen aufhalten, daher auch Haarsackmilben 2c. genannt werden. Es sind dies 0,3 mm lange und 0,045 mm breite Tierchen mit beweglichem Rüssel — siehe Abbildung. **Acarusräude.**



Erscheinung: An den Augen, am Kopfe und Halse 2c. bilden sich unter Haarausfall hirsekorngroße oder auch größere Knötchen, welche auch blutrot oder eiterig gelb werden und in deren Inhalt hunderte von Milben sitzen. Von diesen Pusteln aus verbreiten sich die Milben rascher oder langsamer über den ganzen Hund und durch dessen Kratzen kann sekundäres Ekzem entstehen. Trotz guten Appetits und guten Futters wird der Patient in seinem Ernährungszustande zurückgehen und je nach der Größe der Verbreitung abmagern.

Behandlung: Die in den Haarsäcken und Talgdrüsen sitzenden Milben und deren Brut kann man nicht töten, es handelt sich also darum, die ausgekrochenen Milben unschädlich zu machen und mit dieser Behandlung fortzufahren, bis keine Milbe mehr lebt. Die Acarusbrut kriecht am dritten Tage aus, es ist also darauf Rücksicht zu nehmen, daß der Hund jeden zweiten Tag, wie oben beschrieben, in Lysol oder Creolin gebadet und tüchtig mit Schmierseife eingerieben werde. Diese Behandlung muß mindestens 14 Tage strenge fortgesetzt und später nach Umständen in der Woche noch zwei Bäder gegeben werden.

Kann man die Pusteln aufsuchen, aufdrücken und mit Perubalsam tüchtig verkleben, wird die Heilung gefördert werden. Ein einziges Milbennest, das übrig bleibt, kann in ein paar Tagen den ganzen Hund wieder infizieren, weshalb die Behandlung so lange fortzusetzen ist, als man glaubt, daß noch Milbenbruten vorhanden sind. Mit Salben kommt man niemals so gründlich zu Recht, als mit ergiebigen Vollbädern. Meist ist mir nach 3—4 Wochen gänzliche Heilung des Hundes auf diese Weise gelungen.

Im übrigen ist bei Acarusräude ganz so zu verfahren wie bei der Sarkoptesräude angeführt ist, namentlich in Beziehung auf prophylaktische Vorkehrungen.

Die zweite Gruppe tierischer Schmarotzer bilden, wie oben angeführt, der Hundefloh und die Hundelaus. **Flöhe und Läuse.**

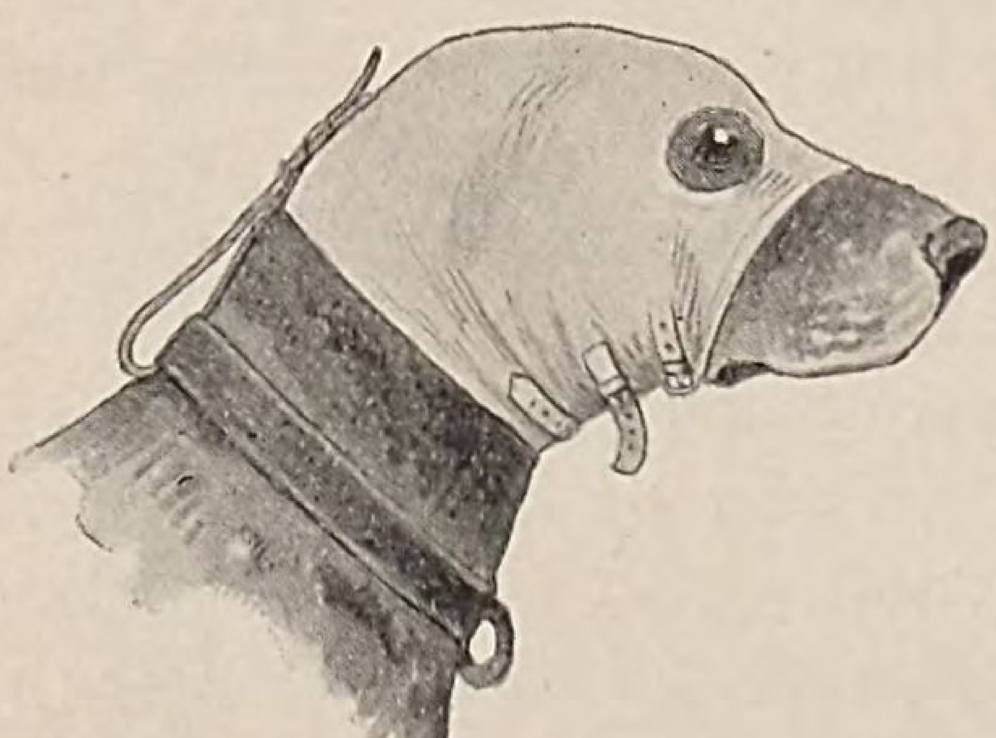
Am rascheſten kommt man darüber hinweg, wenn man dem Hunde ein Creolinbad gibt, ihn während desſelben mit Schmierſeife einreibt und dann tüchtig abſchwemmt. Das Lager des Hundes iſt reinlich zu erhalten und von Zeit zu Zeit zu erneuern. Etwas perſiſches Inſektenpulver in den Lagerraum eingeſtreut, thut gute Dienſte, man muß aber vorſichtig ſein, daß dieſer Staub dem Hunde in Naſe und Augen nicht Beſchwerden und Entzündungen verurſacht. Einlagen von Nußblättern, Erlenzweigen, auch Kienhobelſpähnen unter das Lagerſtroh ſollen prophylaktiſchen Nutzen geben.

Zecken. Zecken entfernt man am beſten, wenn man dieſelben mit etwas Petroleum betupft, ſie ſterben ab und fallen aus, während man beim Ausreißen meiſt den Kopf des Zecken abreißt und dieſer dann in der Haut ſtecken bleibt, Juckreiz und Entzündungen zur Folge hat.

Ohrwurm. Ohrwurm iſt eine ſehr häufig bei Hunden auftretende Krankheit, welche in zwei Formen auftritt, nämlich dem inneren und dem äußeren Ohrwurm. Der äußere Ohrwurm iſt meiſt Folge des innern. Beſonders gern tritt dieſe Krankheit bei Hunden mit ſtarken, fleiſchigen Behängen auf und kann ſehr läſtig werden. Hunde, welche bei großer Hitze und Trockenheit viel zu arbeiten haben, leiden ſehr häufig an dieſer Erſcheinung.

Gewöhnlich iſt Hitze im Ohrgange, dadurch Vertrocknung des Ohrenſchmalzes die Schuld und bei längerer Vernachläſſigung entſtehen in dieſer Maſſe Milben, welche ſtarken Juckreiz und Entzündung der Ohrenſchleimhäute zur Folge haben. Der Hund kratzt viel am Ohre, beutelt mit den Behängen, dieſe entzünden ſich am Rande, ſchwellen an, brechen auf und dann ſpritzt der Hund durch beuteln der Behänge das Blut überall herum. Die offenen Stellen, wenn ſie heilen ſollen, jucken wiederum den Hund heftig, dadurch wird das Beuteln ſtärker und der ſogenannte äußere Wurm frißt am Rande der Behänge immer weiter. So entſteht durch den innern Ohrwurm meiſtens der äußere.

Innerer Ohrwurm. E r ſ ch e i n u n g: Der Hund kratzt mit den Pfoten am Ohre, ſchüttelt mit dem Kopfe die Behänge und trägt meiſt den Kopf ſchief, indem er denſelben auf der Seite des erkrankten Ohres abwärts trägt. Hebt man nun das Behänge auf und unterſucht den Ohrgang, dann findet man gerötete Haut und braune, zuſammengebackene Partieen von trockenem Ohrenſchmalze.



B e h a n d l u n g: Zunächſt iſt das Ohrenſchmalz zu entfernen und zwar als einfaches Hausmittel empfehle ich einträufeln des Saftes einer ausgepreßten weißen Zwiebel; dieſen Saft läßt man ein paar Stunden im Ohrgange ſich verbreiten und das Ohrenſchmalz auflöſen. Auch warmes Öl leiſtet dieſen Dienſt. Iſt die Maſſe gründlich erweicht, nimmt man etwas Baumwolle, von welcher man einen Knoten an ein Stäbchen befeſtigt und wiſcht damit ſehr vorſichtig das Ohrenſchmalz heraus.

Hierauf wird der Ohrgang mit lauwarmem Waſſer, mit etwas Milch vermiſcht, gründlich ausgewaſchen und dann mit Baumwolle gehörig ausgetrocknet. Nach gehöriger Austrocknung träufelt man lauwarmes Öl ein und läßt es damit bewenden. Tiefer ſitzende Ohrenſchmalzpartikel werden ſich ablöſen und kann man dann dieſelben nach und nach herausnehmen.

Iſt die Schleimhaut gerötet und ſondert Feuchtigkeit ab, welche wieder zu Ohrenſchmalz ſich verdichten kann, ſo iſt nach gründlicher Austrocknung und Reinigung des Ohrenganges Tannin mit Glyzerin 1 : 20 einzuführen, oder auch als ſchärferes Mittel Höllenſteinlöſung 1 : 100 in Waſſer, was man täglich 1—2 mal anwendet.

V o r b e u g u n g iſt das beſte Mittel, man ſoll ſtets den Ohrgang des Hundes unterſuchen und wenn er unrein iſt, einige Tropfen lauwarmen Öles (Baumöl) einträufeln, dann verhütet man jegliche Entzündung. Auch wirken gelinde Abführmittel gut, wenn der Hund Entzündung des Ohrganges zeigt.

Äußerer Ohrwurm. Iſt das Behänge an einzelnen Stellen ſeiner Peripherie wund geworden, d. h. aufgeſchlagen, dann muß neben der lokalen Behandlung unter allen Umſtänden dem Hunde das Behänge über den Kopf gelegt und darüber eine Ohrenkappe angezogen werden, welche alles Kratzen und Schütteln der Behänge verhütet, und ſo lange zu verbleiben hat, bis die Narben an den Behängen gänzlich verheilt ſind, was in leichteren Fällen in ein paar Tagen der Fall ſein kann.

Wenn die Verletzungen der Behänge noch frisch sind, so ist täglich ein paarmal Befeuchtung mit Bleiwasser der offenen Stellen erfolgreich, nach welcher Befeuchtung dem Hunde sofort die Kappe wieder übergezogen wird. Ist das Leiden aber schon älter und hat es tiefer eingefressen, mögen Betupfungen mit leichter Höllensteinlösung am Platze sein. Greifen jedoch die Geschwüre trotz längerer Behandlung weiter um sich, so ist ein Tierarzt zuzuziehen, welcher die kranken Stellen ausschneidet und sachgemäß behandelt.

Immer aber ist es am besten, sofort gleich nach Entstehung die Kappe anzuwenden und so alles weitere Einfressen zu verhüten. Genau so ist zu verfahren, wenn ein Hund Bisse in das Behänge erhält, z. B. durch Rauferei mit andern Hunden, oder mit Fuchs und Dachs.

Verwundungen. Verwundungen entstehen auf verschiedene Weise; sind sie leichter Natur und kann der Hund dieselben belecken, lasse man ihn für den Anfang gewähren. Ist die Verwundung aber stärker, dann muß das Belecken verhindert werden, weil es fortgesetzt den Heilungsprozeß verzögert. Zunächst ist jegliche Verwundung mit kaltem Wasser zu behandeln, um die Blutung zu stillen und die Wunde zu reinigen. Alle fremden Körper sind aus der Wunde zu entfernen und wenn die Wunde ausgewaschen und mit etwas leichter Karbollösung desinfiziert ist, dann trachte man die Ränder genau aneinander zu bringen und sie durch einen Verband oder bei größeren Wunden durch eine Naht festzulegen. — Neben der Wunde werden die Haare kurz abgeschnitten und die Wunde dann durch Heftpflasterstreifen verschlossen. Um das Abbeißen und Wegreißen eines Verbandes zu verhindern, muß dem Hunde ein gut schließender Maulkorb angelegt werden. Als Desinfektionsmittel für Wunden sind anzusehen Karbolsäurelösung 2—5 prozentig Salycilsäure, Dermatol, Jodoform 2c. Wenn Wunden stark eitern, sind sie öfter auszuwaschen und mit Jodoform oder Dermatol zu bestreuen, worüber antiseptische Watte gelegt wird. Dermatol ist des Geruchs wegen dem Jodoform vorzuziehen.

Kreuzotterbiß. Nicht selten mag dem Jäger vorkommen, daß sein Hund durch Kupfernattern gebissen wird. Der Biß erfolgt sehr rasch, der Hund gibt einen schmerzhaften Ton von sich und bei Untersuchung findet man — meist an den Läufen oder der Schnauze — zwei sich gegenüberstehende ganz kleine Wunden. Rasch schreitet Anschwellung vor, die schmerzhaft wird; der gebissene Teil erkaltet, die Beweglichkeit wird gehemmt, das Tier wird matt und allmählich gelähmt. Im weiteren Verlaufe tritt Erbrechen ein und der Puls wird immer matter; nach ca. 48 Stunden tritt meistens der Tod ein.

Zunächst hat man in der Regel nichts zur Hand; man sucht daher wenn möglich die Wunde fest zu unterbinden, reinigt sie mit dem vielleicht im Rucksacke vorhandenen Schnapse und schüttet auch dem Hunde möglichst viel davon ein, weil Alkohol das Gift zerstört. Man trachtet so rasch als möglich nach Hause oder zum Arzte zu kommen, desinfiziert die Wunde gut mit Karbolsäure, gibt dem Hunde von Zeit zu Zeit ergiebige Portionen Cognac und kann auch die Wunde ätzen oder ausbrennen. Feuchtwarme Umschläge an Ort und Stelle bewirken Zersetzung des Giftes mit den andern Mitteln.

Brandwunden und Verbrühungen. Bei Brandwunden und Verbrühungen werden Umschläge mit Bleiwasser, Aufstreuen von Stärkemehl, Kleie, Dermatol oder Jodoform gemacht. Auch Bestreichen der Wundstellen mit Fett, Vaselin, Olivenöl leistet gute Dienste. Tritt bei größeren Verwundungen Eiterung ein, ist antiseptische Behandlung notwendig.

Knochenbrüche. Knochenbrüche kommen nicht selten bei Hunden vor und betreffen meistens die Läufe. In diesen Fällen ist am besten ein Tierarzt zuzuziehen. Da aber dieser nicht gleich zur Stelle sein kann, muß der Jäger selbst vorarbeiten.

Zunächst ist darnach zu sehen, ob Splitterungen vorhanden sind, welche sich leicht fühlen lassen und heftigen Schmerz verursachen. In solchen Fällen kann man sich nur helfen, daß man die Anschwellung und Entzündung des Gliedes möglichst verhütet bis der Arzt zur Stelle ist. Dies wird durch kalte Umschläge mit Wasser und Essig, oder durch Eisumschläge verhindert. Bei einfachen Quer- oder Längsbrüchen bleiben die Knochenstücke meist in normaler Lage. Sollten sich aber die Bruchenden übereinanderschieben und der Fuß eine schiefe Stellung einnehmen, dann ist derselbe einzurichten. Man zieht den Fuß so lange langsam und vorsichtig, bis die Knochenenden normal aneinander stehen, dann wird ein Verband angelegt, welcher so dicht sein muß, daß die Knochen sich nicht verschieben können, aber er darf nicht zu fest sein, daß die Blutzirkulation vor sich gehen kann.

Das genügt für den Anfang und so lange, bis der Tierarzt zur Stelle ist, welcher dann die weiteren Maßnahmen treffen wird. In der Regel heilt ein Bruch innerhalb 14 Tagen bis 3 Wochen durch Bildung neuer Knochenmasse wieder zusammen.

Nabelbrüche kommen sehr häufig bei jungen Hunden vor, verheilen aber in der Regel von selbst. Geschieht dies nicht, so genügt in den meisten Fällen, daß man dem Welpen ein Stückchen Heftpflaster auf den Bruch legt und dasselbe auswärtig mit Petroleum etwas betupft, um dem Hunde selbst oder der Mutter das Lecken an dem Pflaster zu verleiden. Nach Heilung fällt das Pflaster dann selbst ab.

Auch leichte Einreibung mit einem Wattebäuschchen, das in Schwefelsäure wenig getaucht ist, an der Bruchstelle erzielt eine mäßige Hautentzündung, wodurch die ausgetretenen Eingeweide in die Bauchhöhle zurückgedrängt werden und die Bruchpforte sich schließt. Stärkere Brüche muß der Thierarzt sachgemäß behandeln.

Kupieren der Rute.

Da manche Hunderassen ziemlich starke Rutenknorpeln, also schwere Ruten haben, welche sie bei der Suche im Walde an Bäumen, sowie zu Hause an Möbelstücken, Wänden 2c. an- und aufschlagen, so daß die Rutenspitze sich entzündet, wund wird und schweißt, ist es geraten, dieselben etwas zu kürzen. Bei langhaarigen Hunden verhütet die buschige Behaarung die zu rasche Bewegung und das Aufschlagen. Pointer haben sehr fein auslaufende Ruten, es tritt also dieser Fall meist nur bei kurz- oder stichelhaarigen deutschen Hunden ein. Um den Hund nicht zu sehr zu verstümmeln, wird in der Regel etwa ein Dritteil der Rute weggenommen. Zu kurze Stummelruten sind unschön und erinnern an das Stutzen der Ruten, wie es früher bei Metzgerhunden der Fall war.

Die Manipulation des Kürzens ist sehr einfach und soll womöglich in frühestem Lebensalter vorgenommen werden, weil sich in dieser Zeit, in der die Knorpeln noch weich sind, die Prozedur leichter vornehmen läßt und sich unendlich besser und leichter verheilt.

Man sucht also im letzten Drittel der Rute den Knochenwirbel, streift die Haare zurück, sucht soviel als möglich die Haut zurückzudrängen und schneidet mit einer scharfen Schere den Wirbel durch. Oder man legt die Rute auf einen Block, setzt das Messer am richtigen Platze an und läßt durch einen Gehilfen mit einem raschen Schlage die Rute auf diese Weise abtrennen. Um die Blutung, die an sich nicht groß ist, rascher zu stillen und die Heilung zu fördern, taucht man die Rute in Essigwasser, welches die Gefäße rasch zusammenzieht. Das Weitere überläßt man dem Hunde oder der Mutter des jungen Hundes selbst.

Im übrigen können auch ältere Hunde kupiert werden, besonders solche, welche sich die Rute schon einmal aufgeschlagen haben, denn die scharfe Schnittwunde heilt leichter als die aufgeschlagene Wunde.

IV. Jagd-Waffen.

Schon in der Einleitung habe ich darauf hingewiesen, welche Waffen der Jäger bei Ausübung der Jagd im Gebrauche hat. Dieselben bestehen aus Schußwaffen und aus blanken Waffen.

Die Vervollkommnung unserer Schußwaffen (Feuergewehre) hat längst schon solche Fortschritte gemacht, daß zur Erlegung des Wildes blanke Waffen nicht mehr nötig sind und diese vom Jäger nur noch in einzelnen beschränkten Fällen zur Anwendung kommen. Unser Augenmerk ist daher zunächst auf die Kenntnis und den Gebrauch unserer Schußwaffen zu richten. Wir teilen deshalb die Schußwaffen in a) Schrotgewehre oder Schrotflinten und b) in Kugelgewehre oder Büchsen.

Ich habe auch schon erwähnt, daß eine Verbindung beider Arten durch Erfindung von Büchsflinten, sowie durch Drillinge hergestellt ist. Die Büchsflinte weist einen Kugellauf und einen Schrotlauf auf, während der Drilling in der Regel zwei Schrotläufe und einen Kugellauf oder auch zwei Kugelläufe und einen Schrotlauf führt. Es gibt auch Gewehre, bei denen der Schaft und Schloßmechanismus so eingerichtet ist, daß teils Schrotläufe, teils Kugelläufe eingelegt werden können, man nennt sie Gewehre mit Einlegläufen. Inwieweit der Jäger mit dem Schrotgewehre sich behelfen will, und ob er bloß solches oder auch Kugelgewehre führen soll, das hängt von der Art des Jagdbetriebes ab.

Ein weidgerechter Jäger muß jedoch mit der Handhabung beider Arten vertraut sein, denn die Jagdausübung in allen ihren Teilen verlangt teils die Anwendung des Schrot-, teils jene des Kugelschusses. Wir haben ja Wildgattungen, für welche der Gebrauch des Kugelschusses nicht bloß weidmännischer Grundsatz, sondern sogar auch gesetzliche Vorschrift ist.

Die Anwendung der Kugel als Projektil aus Schrotgewehren ist nicht ausgeschlossen, wird aber niemals jene Präzision des Schusses und jene Tragweite erzielen, wie der Schuß aus einem für die Kugel konstruierten Büchsenlauf. Allerdings hat auch hierin in der Neuzeit die Technik einige Fortschritte gemacht, auf die ich später zu sprechen kommen werde.

Wir haben also unsere Betrachtung zunächst in die zwei obengenannten Hauptabschnitte zu teilen, nämlich in jene a) für Schrotgewehre und b) für Kugelgewehre.

---

a) Von den Schrotgewehren.

Ich will nicht bei der Schleuderlanze, nicht bei Pfeil und Bogen anfangen, die Übungen auch nicht mit dem Blaserohre beginnen, sondern bei jener Zeit anknüpfen, in welcher das Feuergewehr zu Jagdzwecken brauchbar gemacht wurde. Historisches.

Zunächst war es um das Jahr 1517, als in Nürnberg durch Georg Kuhfuß und Kaspar Necknagel das deutsche Feuerschloß erfunden und zu größerer Vollkommenheit gebracht wurde, welches die Anwendung des Lunten verdrängte. Auch wurden gleichzeitig Visier-, Korn-, Stecher- und Dreh-Vorrichtungen erfunden. Aber alle diese Einrichtungen machten die Anwendung des Feuergewehres zur

Jagd noch nicht sehr brauchbar. Erst als Hagel und Schrot und im 18. Jahrhundert das Steinfeuerschloß (französisches Schloß) erfunden war, eigneten sich die Feuerwaffen besser zum Jagdgebrauche. Bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts herein ragte das Gewehr mit Steinfeuerschloß. Da wurde das Knallquecksilber erfunden und seine Anwendung auf Schießgewehre übergetragen; dies gab im Jahre 1807 dem Engländer Forsyth Anlaß, das Perkussionsgewehr zu konstruieren. Anfangs wurden eine Art Zündpillen aus Knallsilber verwendet, aber schon im Jahre 1818 fingen die Engländer an, Kupferhütchen herzustellen.

Die Erfindung des Perkussionsgewehres war in der Schieß- und Waffentechnik eine große Epoche und fast glaubte man am Ende aller Erfindungen zu stehen, doch ehe die Perkussionsgewehre auf der Höhe ihrer Vollendung angelangt waren, wurden in Frankreich schon Hinterladergewehre hergestellt. — Obgleich in früherer Zeit schon Hinterladergewehre existierten, so hat doch Dreyse in Sömmerda das Hinterladersystem mit Zündnadelkonstruktion um das Jahr 1830 zur Geltung gebracht. Dieses Zündnadelgewehr diente übrigens nur als Militärwaffe, bis der Sohn des Erfinders, Herr F. v. Dreyse, im Jahre 1856 dasselbe für Jagdzwecke dienstbar machte.

Im Jahre 1852 konstruierte Gewehrfabrikant Lefaucheux zu Paris das nach ihm benannte Hinterladergewehr mit aufklappbaren Läufen und diese Erfindung brachte einen vollständigen Umschwung in die Technik der Jagdgewehre.

Die Einführung der gasdichten Einheitspatronen war auf dem Gebiete der Munition eine bahnbrechende Neuerung und wenn auch das Lefaucheux-Gewehr im Laufe der kommenden Jahre von besseren Konstruktionen überholt wurde, so gab es doch Grundlage für unsere heutigen Hinterlader mit Einheitspatronen.

Etwa um das Jahr 1863 erfand Schneider in Straßburg die Zentralfeuerpatronen. Das erste erfolgreiche Zentralfeuergewehr soll Daw, nach andern Bernimolin in Lüttich 1850 erfunden und geliefert haben. Erst nachher trat Charles Lancaster in London mit seinem nach ihm genannten Gewehre auf, doch waren die Patronen noch mangelhaft und gaben viele Versager. Diese Fehler in der Zündung wurden allmählich durch die Technik beseitigt, so daß von Ende der sechziger Jahre an das Zentralfeuergewehr eigentlich erst seine Aera eröffnete.

Die nunmehr in jetziger Zeit in Gebrauch stehenden Jagdgewehre zerfallen in dreierlei Systeme: 1. das Lefaucheux-, 2. das Zündnadel- und 3. das Zentralfeuergewehr.

Die etwas später konstruierte Randfeuerzündung, bei welcher sich der Zündsatz in dem vorstehenden Rande der Patrone befindet und durch den Schlag des Hahnes auf diesen Rand zur Zündung gebracht wird, findet bis jetzt zum Jagdgebrauche keine Anwendung.

Auch das System Lefaucheux, bei welchem die Zündpille im Boden der Patrone untergebracht ist und durch einen Zündstift, auf welchen der Hahn schlägt, entzündet wird, kommt jetzt schon allmählich außer Gebrauch, dagegen hat das Zentralfeuersystem verschiedene Konstruktionen am Verschluß- und Schloßmechanismus erfahren, wie Rückspringschlösser und in allerneuester Zeit hahnlose Selbstspanner.

Mit dieser kurz einleitenden Schilderung bin ich bei der Gegenwart angekommen.

Hauptteile des Gewehres. Die meisten zur Jagd verwendeten Schrotgewehre haben bewegliche Läufe, d. h. das Gewehr wird dadurch geladen, daß die Läufe aufgeklappt, die Patronen eingeführt und das Gewehr wieder geschlossen wird.

Das Gewehr besteht aus fünf Hauptteilen: 1. Lauf, 2. Schloß, 3. Laufbewegungs- oder Verschlußmechanismus, 4. Schaft und 5. Garnitur.

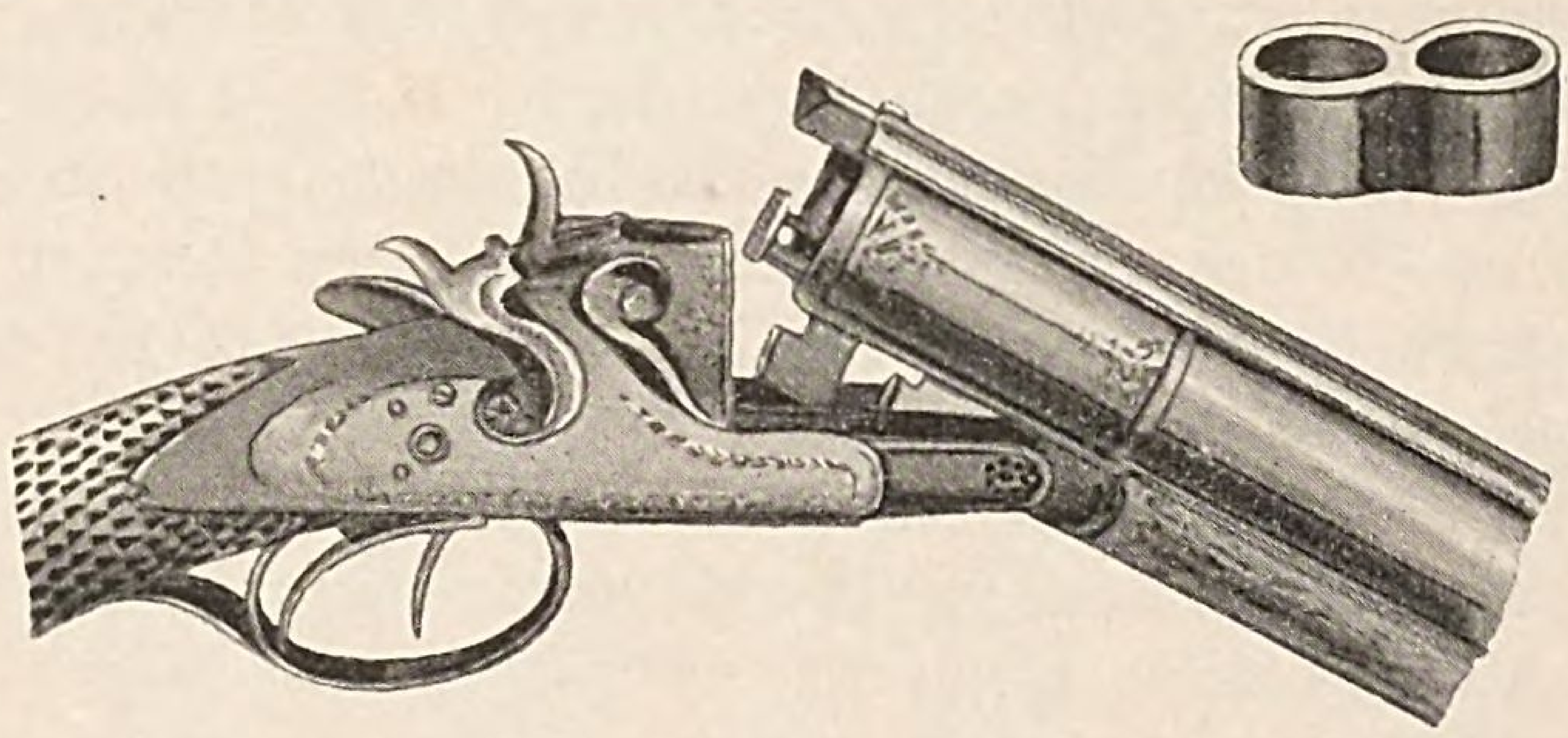
1. Der Lauf. Der Lauf ist der wichtigste Teil, denn er ist nach Aufnahme der Patrone dazu bestimmt, die Führung des Geschosses zu übernehmen. Um diesen Zweck zu erfüllen, muß er aus sehr widerstandsfähigem Materiale und so sorgfältig hergestellt sein, daß trotz dünner Wandungen ein Zerreißen desselben durch den Druck des Hahnes bei Entzündung des Schusses nicht möglich ist. — Es muß aber auch die innere Laufwand, die Seele, so konstruiert sein, daß sie den Anforderungen eines guten Schusses entspricht.

Die Gewehrläufe werden aus verschiedenem Materiale hergestellt. Gewöhnlich wurden früher die Läufe aus Eisen fabriziert, indem dasselbe durch Hammer und Walze zu dünnen Platinen ausgestreckt, diese dann bandartig um einen Dorn gewunden und zusammengeschweißt wurden (Bandläufe).

Die zeitraubende und heikle Art dieser Arbeit führte zur Anwendung der Läufe aus Gußstahl, welcher, abgesehen von Damastläufen, die in ähnlicher Weise wie Bandläufe hergestellt werden, allgemein in Verwendung kommt. Am meisten wird Gußstahl zu gezogenen Büchsenläufen verwendet. Die Gußstahlläufe werden aus massiven Stäben gebohrt, dann äußerlich abgedreht und weiter bearbeitet, indem die Laufseele auf das gewünschte Kaliber gebracht wird.

Nach solcher Herstellung werden die Läufe ihrer ersten Probe in der Beschußanstalt unterzogen. Diese Prüfungen sind durch das Reichsgesetz vom 19. Mai 1891 und der Verordnung vom 20. Dezember 1892 vorgeschrieben. Siehe die Broschüre von Sernow, Bestimmungen betr. Prüfung der Läufe und Verschlüsse der Handfeuerwaffen, nebst Uebersicht der in- und ausländischen Prüfungszeichen für Handfeuerwaffen — R. Weike's Buchhandlung in Staßfurt.

Nach der ersten Beschußprobe wird das Zusammenlöten der Doppelläufe vorgenommen, eine Arbeit, die große Aufmerksamkeit erfordert und für die Güte der Gewehre maßgebend ist, denn die Läufe müssen so aneinander gepreßt werden, daß ihre beiden Seelenachsen parallel liegen oder doch so konvergierend, daß sie sich in ihrer gedachten Verlängerung im Punkte der wirksamsten Schußweite schneiden. Auch müssen beide Seelenachsen in der gleichen Horizontalebene liegen, sonst würde der eine Lauf höher schießen als der andere. Nach Zusammenfassung der Läufe werden sie mit der oberen und unteren Deckschiene versehen und zusammengelötet. Das Löten hat aber große Schwierigkeiten, denn nicht immer gelingt es, die Läufe so zusammenzulöten, daß hiedurch nicht die beim Schuß eintretende gleichmäßige Fibration und Ausdehnung der Läufe etwas alteriert wird.



Um diese Mängel hintanzuhalten, stellte Fabrikant Pieper in Lüttich Doppelläufe aus einem Stück her, die auf Maschinen sehr exakt und gleichmäßig gebohrt wurden, aber bedeutend schwerer waren als gelötete Läufe. Doch schossen sie auch nicht besser als letztere.

Mehr Erfolg erzielte Herr Pieper mit einer andern Art Laufverbindung; er verband die Läufe hinten mit einer längeren und vorn an der Mündung mit einer kürzeren Doppelhülse (Brille), in welche die Läufe von hinten eingesteckt wurden; die obere und untere Deckschiene wurden mit Schrauben befestigt und dann alle Teile weich verlötet.

Derartige Läufe wurden zur Fabrikation jener Gewehre verwendet, welche Pieper unter dem Namen Dianagewehr in den Handel brachte.

Konstruktion der Schrotläufe.

Die Länge der Läufe ist sehr verschieden. Die kürzesten werden in Rußland und Süddeutschland geführt und zwar mit 65—70 cm Länge, dagegen messen in Amerika und im Orient die Läufe nicht selten 105—110 cm. Die durchschnittliche Lauflänge beträgt 75—78 cm.

Früher herrschte die Ansicht vor, längere Läufe schößen besser — die Ansicht ist aber eine völlig irrige. Die Lauflänge muß in richtigem Verhältnisse stehen mit dem Widerstand des Projektiles, also bei Schrotgewehren des Pfropfens und der Schrotladung gegen die Ausdehnung der Pulvergase. Der stärkere Widerstand des Geschosses bedingt kürzere Lauflänge, wie wir bei Kugelbüchsen sehen, denn die Kugel setzt der Ausdehnung der Pulvergase größeren Widerstand entgegen als die Schrotladung.

Grundsatz ist, das Geschoß soll den Lauf nicht eher verlassen, als bis die volle Kraft der Pulvergase ausgenützt ist. Wenn der Lauf zu lange ist, wird durch unnötigen Reibungswiderstand des Geschosses die Triebkraft des Schusses abgeschwächt, und man kann in solchem Falle nicht immer die Pulvermasse so steigern als der Lauf verlängert ist. Mit kürzeren Läufen wird man bei flinken Schüssen auch rascher fertig, als wenn die Visierlinie eine zu lange ist, obgleich bei kürzeren Visierlinien die Zielfehler stärker ins Gewicht fallen, was aber bei der Streuung des Schrotschusses nicht besonders in Betracht kommt.

Der Lauf soll also nur so lange sein, daß die verwendete Pulverladung bei ihrem Wege durch die Laufseele zur völligen Verbrennung, d. h. zur völligen Verwandlung in treibende Gase gebracht wird. Als Zieleinrichtung dient bei Schrotgewehren das ungefähr 15 mm von der Mündung entfernte Korn in der Mitte der oberen Deckschiene. Eine weitere Kimme (Absehen) ist bei Schrotgewehren überflüssig, indem die Mitte der Schiene vollständig für das Abkommen beim Schrotschuß ausreicht.

Ob man Visierschienen flach oder ausgehöhlt verwendet, das ist Sache der Gewohnheit des einzelnen Schützen.

Das Streben, recht leichte Gewehre zu führen, ist nur bis zu einem gewissen Grade thunlich, denn die Wandstärke der Läufe darf nicht auf Kosten der Sicherheit eine zu dünne sein, und es kommt schließlich nicht darauf an, ob das Gewehr $^1/_4$—$^1/_2$ Pfund schwerer ist, wenn dadurch größere Widerstandsfähigkeit der Läufe gegen den Gasdruck des Schusses eingetauscht werden kann.

Laufbohrung. Der wichtigste Faktor für gute Schußleistung ist die Beschaffenheit der Laufbohrung. Die Laufseele muß durchaus glatt und zylindrisch (kugelgleich) hergestellt sein und darf besonders nach der Mündung zu sich nicht erweitern, weil dadurch die Spannung der Pulvergase so abnehmen würde, daß der Schuß an Kraft verlöre. Nicht weniger fehlerhaft wäre es, wenn die Laufseele auf ihrer ganzen Länge bis zur Mündung sich konisch verengern würde, während eine konische Verengerung bis auf ungefähr $^2/_3$ Teil der Lauflänge nach vorwärts günstige Einwirkung (sog. Fall bei den alten Vorderladern) auf den Schuß bietet.

Ein anderer Punkt bei Bohrung der Laufseele ist eine künstliche Verengerung, die zuerst in Amerika unter der Bezeichnung Choke bore (Würgebohrung) eingeführt und besonders von Greener in Birmingham weiter vervollkommnet wurde.

Würgebohrung. Die Würgebohrung besteht darin, daß die Laufseele an der Mündung auf eine Länge von ungefähr 20—25 mm um 0,3—0,9 mm mit konischem Übergange verengert wird. Durch diese plötzliche Verengerung der Laufseele erhalten die Schrote mit dem Treibpfropfen eine Stauchung und verdichten sich nach der Mitte hin, wodurch ein eng deckender Schuß auf größere Entfernung hin erzielt wird. Ich werde später bei der Schußleistung noch hierauf zurückkommen.

Beim Verlassen des Laufes erhalten die hinteren Schrotkörner der Ladung stärkeren Druck, die vorderen Körner leiden auch durch den Luftwiderstand, werden so von den hinteren durchbrochen und fliegen seitwärts; dies giebt eine stärkere Streuung und weniger dichten Schuß. Die Stauchung an der Würgebohrung soll nun den Vorgang, welchen die Schrote nach Verlassen des Laufes durchzumachen haben, in das Innere des Laufes verlegen und bewirken, daß durch Eintreten der Schrotsäule in den verengerten Teil der Laufbohrung sämtliche Schrote mit gleicher Kraft den Lauf verlassen.

Hier sei darauf hingewiesen, daß eine zu starke Pulverladung diesen eben geschilderten Vorgang vermehrt, also daß zu viel Pulver zu große Streuung hervorbringt, während zu wenig Pulver zwar gute Deckung ergibt, der Schuß aber an Durchschlagskraft einbüßt. Es muß also genau die richtige Pulvermenge nach Qualität und Quantität ermittelt werden.

Aus Choke bore-Läufen dürfen übrigens nur elastische Pfropfen, niemals harte Treibspiegel geschossen werden, da diese beim Passieren der Verengerung den Lauf zersprengen könnten.

Kaliberbestimmung. Die Bezeichnung des Kalibers, d. h. die Weite der Laufseele wird gewöhnlich nach Nummern bezeichnet, welche aus dem Verhältnis der zum Kaliber passenden Kugel zu einem Pfund bestimmt werden. So bedeutet z. B. Kaliber 16 eine Seelenweite des Laufes, welche dem Umfange einer Kugel entspricht, von welcher 16 Stück aus einem Pfund gegossen sind.

Außer der eben geschilderten Kaliberbezeichnung mit Nummern, wornach die betreffenden Patronhülsen benannt sind, wird die Zehntelmillimeter-Einteilung gebraucht, insbesondere bei Büchsenkalibern. Das Kaliber der Schrotgewehre schwankt zwischen 15—25 mm; die gewöhnlichsten sind Kaliber 16 = 17 mm und Kaliber 12 = 18,57 mm.

In früherer Zeit hatte die Kaliberweite eines Gewehres wenig Störung verursacht, weil der Jäger seinen Pfropfen selbst wickelte und einpreßte; bei unsern Hinterladern, bei welchen kalibrierte Hülsen und kalibrierte Pfropfen in Anwendung kommen, ist sehr viel darauf zu sehen, daß die Laufseele ebenfalls genau kalibriert ist. Abweichungen von geringerem Belange stören beim Schrotschusse gerade noch

nicht, aber manches äußerlich schön gearbeitete Gewehr leidet in Bezug auf seine Schußleistung unter zu oberflächlicher Kalibrierung. Es soll daher Kaliber 12 = 18,57 mm, Kaliber 16 = 17 mm und Kaliber 20 = 15,95 mm Laufseelenweite aufweisen. Das Kaliber (der innere Durchmesser) der Patronhülse soll mindestens jenem der Laufseele gleich sein oder besser, dasselbe um Geringes übersteigen; deshalb haben Hülsen Nr. 12 gewöhnlich 18,6 mm, Nr. 16 = 17 mm und Nr. 20 = 16 mm Seelenweite.

Bei den dünnwandigen Metallhülsen (Kynoch'schen) ist das Verhältnis freilich ein anderes, z. B. haben Metallhülsen Kaliber 12 eine Seelenweite von 19,6 mm, Kaliber 16 eine solche von 18 mm.

Will man also solche Hülsen verwenden, ist darauf zu sehen, daß der Patronenausschnitt im Laufe ein sich verlierender, konischer sei, weil bei scharfer Randung des Ausschnittes der um Bedeutendes stärkere Pfropfen beim Austritt aus der Hülse einen Stoß erhalten würde, welcher die gute Wirkung des Schusses beeinträchtigen könnte.

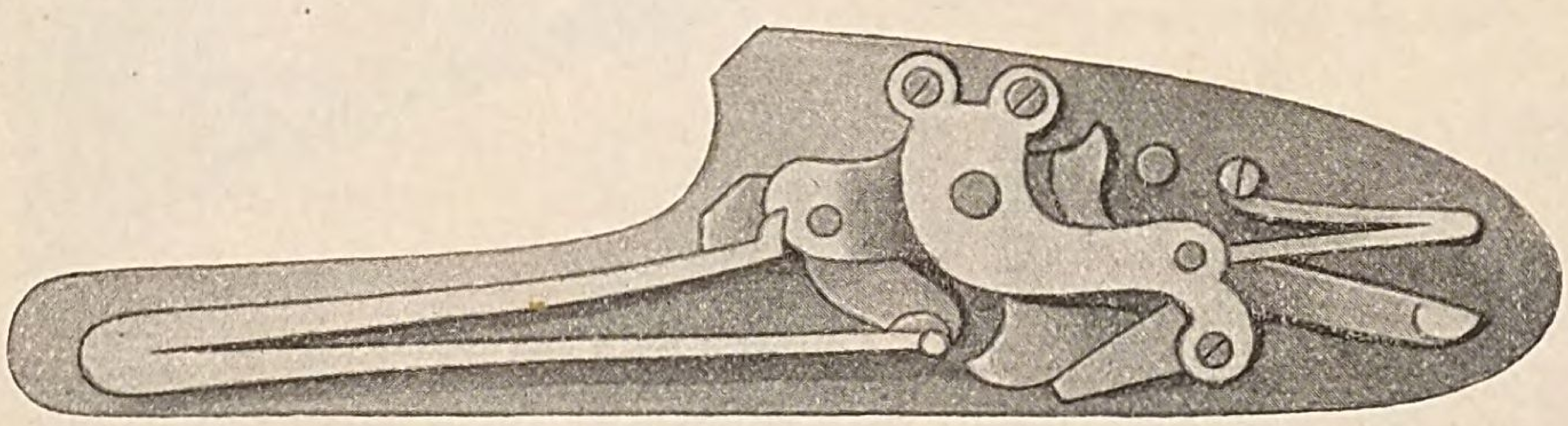
Patronenlager.

Noch habe ich bei der Herstellung der Läufe des Patronenlagers oder des Patronenausschnittes zu gedenken, denn die Lage desselben kann nach Umständen sehr ungünstig auf die Schußleistung der Läufe einwirken.

Zunächst muß das Patronenlager völlig konzentrisch zur übrigen Laufbohrung liegen und muß die richtige Länge der zu verwendenden Hülsen haben. Denn ist der Patronenausschnitt kürzer als die Länge der verwendeten Hülse, so wird beim Aufrollen der Hülsenwürgung dieselbe sich auf die scharfe Kante des Ausschnittes legen und dadurch die verengerte Ladung einen bedeutend störenden Stoß erleiden. Um diesem Übelstande vorzubeugen, hat man in neuerer Zeit den Übergang des Patronenlagers in die Laufseele konisch ausgebohrt, d. h. das Patronenlager verliert sich allmählich in die engere Laufseele, was besonders bei Anwendung dünnwandiger Patronen und etwas stärkeren Pfropfen von großem Vorteile ist.

Ist nun das Patronenlager nicht konzentrisch zur Laufseele gebohrt, würden die Schrote schräg gegen die Laufwand gedrängt, hier abprallen und in divergierender Richtung wieder gedrängt den Lauf verlassen.

Ähnlich wie dies wirken Unebenheiten in der Bohrung der Laufseele, Beulen oder stärkere Rostflecken an der Seelenwandung.



2. Das Schloß.

Die Konstruktion der Schlösser unserer Hinterlader ist fast ganz identisch mit jener der alten Perkussionsschlösser, selbst hahnlose Gewehre haben keine neue Schloßkonstruktion.

Wir haben zweierlei Schlösser — vorliegende (Seiten-) und rückliegende Schlösser. Die feineren Gewehre der Neuzeit werden meist mit vorliegenden Schlössern versehen.

Jeder Jäger muß mit der Konstruktion und den einzelnen Teilen des Schlosses, wie überhaupt des ganzen Gewehres vertraut sein, um die gute Funktion desselben beurteilen und auch die zeitweilige Reinigung des Schlosses vornehmen zu können.

Eine detaillierte Beschreibung der einzelnen Schloßteile und ihrer Zusammensetzung würde zu weit führen. Ich rate daher jedem Anfänger, sich von einem Büchsenmacher ein Schloß erklären zu lassen, die praktische Besichtigung desselben, das Auseinandernehmen und Wiederzusammensetzen wird den Anfänger in einer Viertelstunde viel gründlicher belehren als eine umständliche und doch schwer zu verstehende Beschreibung.

3. Der Verschluß.

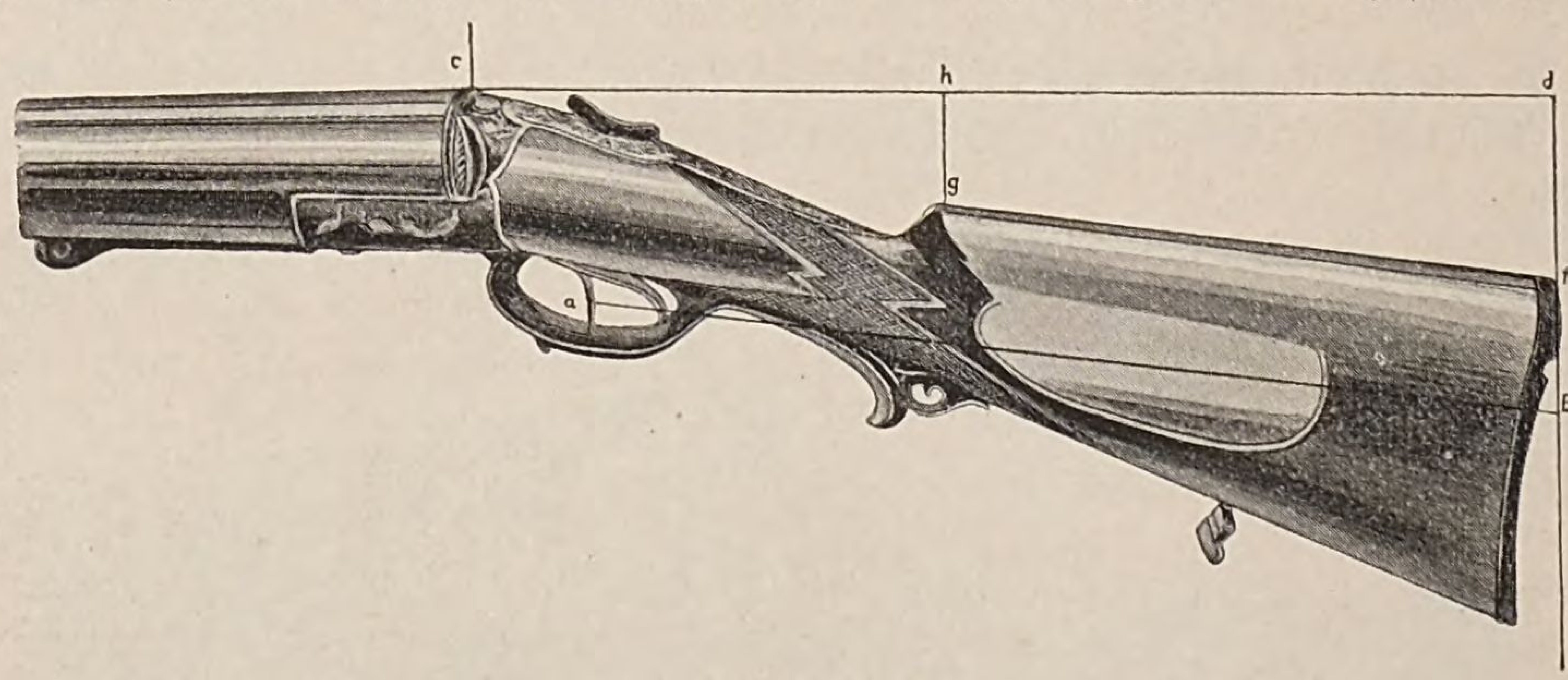
Bei unseren Hinterladern ist der Verschlußmechanismus nicht weniger wichtig als das Schloß für die Güte und Sicherheit einer Schußwaffe. Alle unsere Hinterlader-Doppelgewehre haben die Ein-

richtung, daß zur Einführung der Patronen die Läufe aufgeklappt werden müssen. Sie bewegen sich beim Aufklappen nach vorne und dann abwärts oder rücken seitwärts aus. Diese Verschlüsse werden mit dem Sammelnamen Basculc bezeichnet; der vordere Teil nimmt den Lauf auf, der hintere Teil ist mit dem Schafte verbunden und setzt die Läufe mit diesem in Verbindung. Der einfachste Verschluß ist der gewöhnliche Schlüssel-, auch Exzenterverschluß genannt, welcher unter dem Vorderschafte liegt, nach rechts sich öffnet und nach Einführung der Patronen den Lauf fest an den Schaft anzieht. Der englische Schlüssel umfaßt den Bügel und ist unter diesem angebracht. Eine weitere Verschlußart bildet der vor dem Bügel befindliche Abzugshebel (System Roux), welcher beim Aufklappen nur einen Druck nach vorwärts, beim Zuklappen nur das Aufschnellen der Läufe bedingt. Der zwischen den Hähnenliegende Skotthebel oder Top-lever-Verschluß kann auch an der Seite der Schlösser liegen.

Eine festere Verbindung des Laufes mit der Bascule bietet übrigens der sogenannte dreifache Verschluß.

Es ist von großer Wichtigkeit, daß der Verschluß ein fester und sicherer sei, doch muß immer das Aufklappen der Gewehrläufe eine leichte Bewegung sein. Daher hat man darauf zu sehen, daß die Verschlußeinrichtung, mag sie nun irgendwelchem System angehören, dicht und sauber gearbeitet ist, und deshalb bildet der gewöhnliche englische Schlüssel- oder der Exzenter-Verschluß immer den Vorzug vor einem weniger gut gearbeiteten System, Roux oder Top-lever; ebenso verhält sich's mit dem dreifachen Riegelverschlusse.

4. Der Schaft. Abgesehen von der Tüchtigkeit des zum Schafte verwendeten Holzes und seine Rückwirkung auf die Dauerhaftigkeit des Schaftes, spielt die Form des Schaftes, dessen Senkung, Länge und Stärke eine große Rolle für die Sicherheit des Schusses. Immer muß die Form des Schaftes der Figur des



Schützen angepaßt und in richtigem Verhältnisse zu diesem stehen. Eine lange, schlanke Figur des Schützen erfordert längeren oder tiefer gesenkten Schaft, während eine gedrungene Figur geradere und kürzere Konstruktion des Schaftes bedingt. Doch kommt es sehr viel auf die Gewöhnung des Schützen an; derselbe soll niemals von der sich angeeigneten Form eines Schaftes bei Anschaffung neuer Gewehre abgehen, denn dieses Abgehen könnte sich schwer rächen.

Mit dem bestschießenden Gewehre wird der Schütze schlechte Treffer erzielen, wenn der Schaft seinen gewohnten Verhältnissen nicht entspricht. Besonders die Länge des Schaftes spielt eine große Rolle.

Um die Maße eines gut liegenden Schaftes für Neuschäftung eines Gewehres zu bestimmen, legt man ein Lineal derart auf die Laufschiene, daß sein hinteres Ende über den Kolben hinausreicht. Nun mißt man den Abstand der vorderen Kolbennase g—h und den des oberen Kolbenendes f—d am Lineal. Diese beiden Maße geben die Senkung des Schaftes an.

Die Länge des Schaftes wird vom vorderen (rechten) Abzug bis zur Mitte der Kolbenkappe a—b gemessen und diese drei Maße genügen für jeden erfahrenen Kolbenschäfter, um den richtigen Schaft herzustellen (siehe obenstehende Figur).

Ob der Kolben mit Backe versehen ist oder ohne solche, richtet sich nach der Figur des Schützen. Hauptsache ist, daß der Schütze sofort, wenn er anschlägt, das Korn in der Mitte der Laufschienen haben muß, ohne erst das Gewehr in die richtige Lage zu reiben. Ein breites oder mit starken Backenknochen versehenes Gesicht des Schützen wird weniger dicken Schaft erfordern als das Gesicht eines schlanken und mageren Schützen.

Die Garnitur eines Gewehres bilden Abzugsbügel und Kolbenkappe. Der Abzugsbügel wird **5. Die Garnitur.**
entweder aus Büffelhorn oder aus Metall hergestellt. Auch besteht Verbindung beider, indem der die Abzüge umschließende Teil aus Metall, der Griff aber aus Horn hergestellt wird. Englische Gewehre haben meistens gar keinen Griff. Alle diese Einrichtungen hängen lediglich vom Geschmacke des einzelnen ab und haben keinen Einfluß auf die Schußsicherheit. Gewöhnlich nimmt man an, daß Holz- oder Hornbügel und Griffe im Winter bei großer Kälte nicht so unangenehm kalt sich anfühlen wie jene von Eisen.

Die Kolbenkappe wird auch gewöhnlich aus Metall, seltener aus Horn oder Hartgummi hergestellt, doch ist das auch Geschmacksache und hat keine Bedeutung.

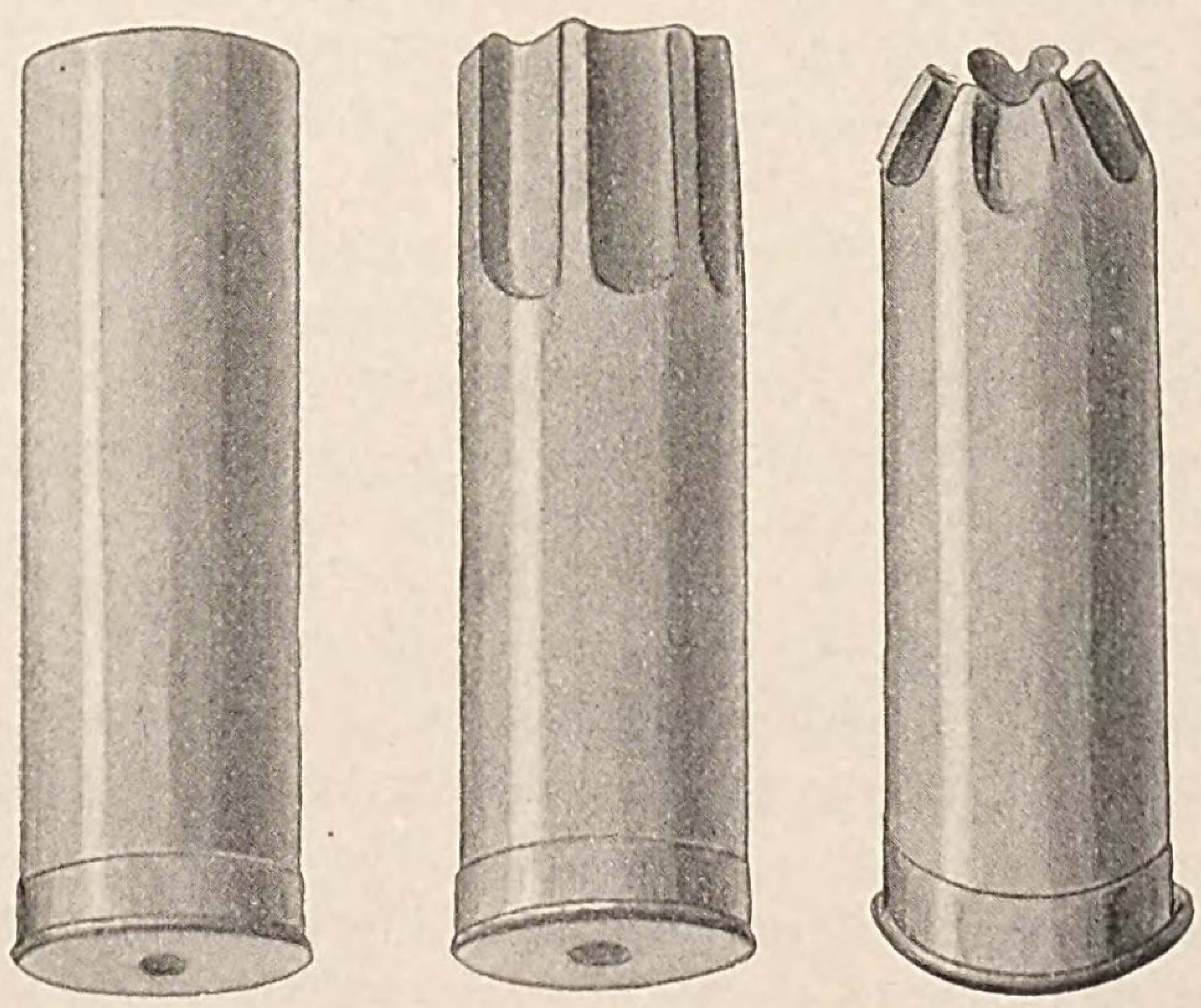
Ebenso verhält sich's mit Politur des Schaftes. Ein geölter, matter Schaft erhält sich bei schlimmem Wetter gleichmäßiger und ist dem polierten vorzuziehen, doch ist das ebenso Geschmacksache wie die Ausstattung, Gravur ꝛc. der Eisenteile.

Je einfacher und besser in standzuhalten ein Gewehr ist, desto praktischer ist es für den gewöhnlichen Gebrauch. Ich für meine Person ziehe ein einfaches, schön und gesund gebautes Gewehr, das intakt erhalten werden kann, jedem verschnörkelten und pompös ausgestatteten Luxusgewehre vor.

Nachdem ich in der Hauptsache das Gewehr und seine einzelnen Teile geschildert habe, gehe ich zur Betrachtung der Munition über.

Da die Lefaucheuxkonstruktion in neuerer Zeit sozusagen als veraltet zu betrachten ist und dem **Die Patrone.**
Zentralfeuer Platz gemacht hat, gehe ich sofort zur Zentralfeuerpatrone über.

Der Vorzug einer guten Patronenhülse besteht in der genauen Kalibrierung, ferner in der Tüchtigkeit des dazu verwendeten Materials, wie in gutem, gegen Feuchtigkeit widerstandsfähigem Pappmaterial, das gasdicht ist und bei bester Dichtigkeit möglichst dünne Wandung aufweist, ferner in gutem Boden und guten Zündverhältnissen. Gewöhnlich ist die Zentralfeuer-Patronhülse aus Pappe, seltener aus Messing; erstere hat verstärkten Pappboden, der mit einer Metallkappe versehen ist, welche vorstehenden Rand hat. Bessere und teurere, gasdichte Papphülsen haben innerhalb des Mantels auf ein Dritteil vom hintern Ende als Bodenverstärkung schwaches Blech eingelegt.

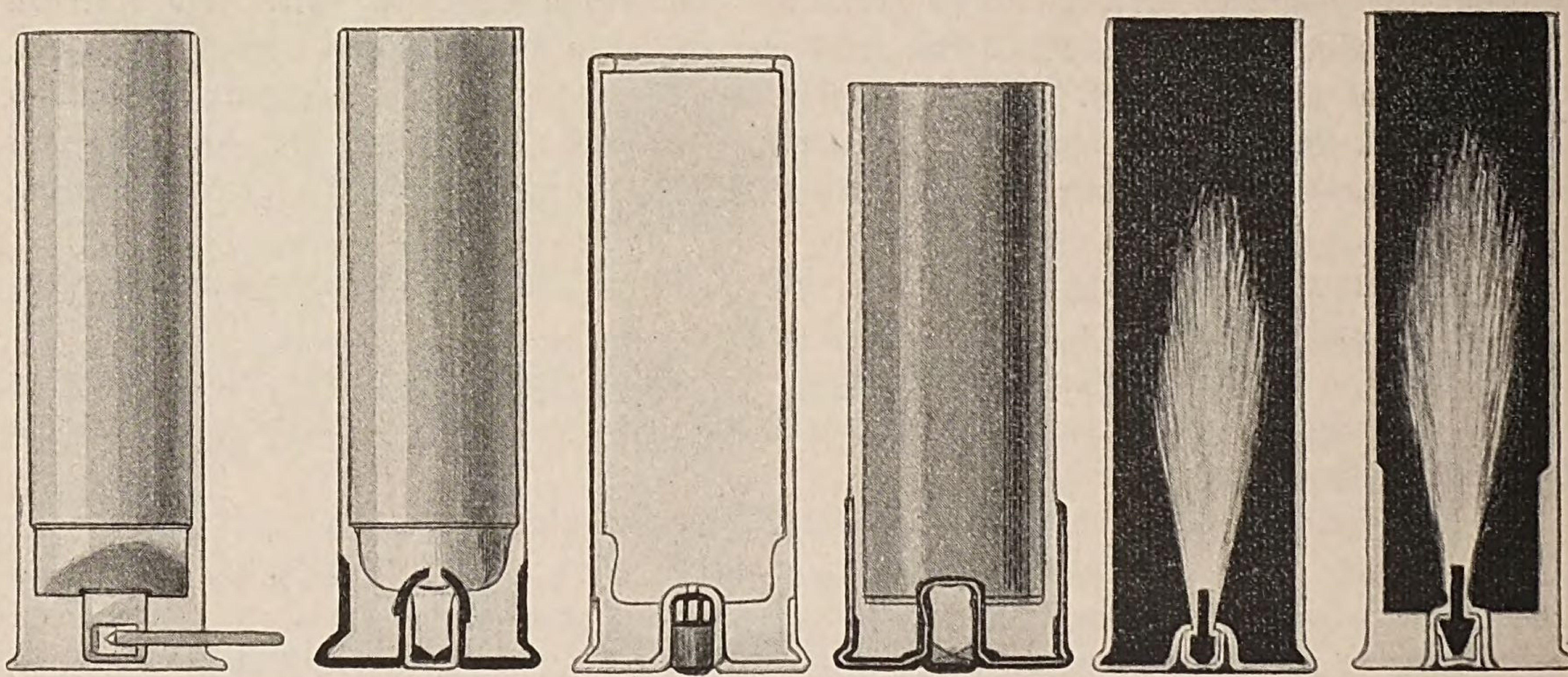


Kynochhülse. Kynochhülsen gewürgt.

Zur Aufnahme der Zündeinrichtung befindet sich eine am Boden der Patrone eingepreßte, nach vorn durchlöcherte Pappverstärkung, welche eine Metallkapsel durchragt (die Glocke), und diese enthält einen Metallkörper, den sogenannten Ambos, welcher für den Schlag auf das Zündhütchen den entsprechenden Gegenhalt bildet. Die Glocke ist oben durchlöchert und das Feuer des Zündhütchens dringt neben dem Ambos vorbei durch die Öffnung der Glocke in die Pulvermasse ein und entzündet dieselbe konzentrisch. Außer den Papphülsen gibt es auch Messinghülsen (Kynochhülse), bei welchen der Ambos feststehend in der Glocke sitzt.

Eine gute Patronenhülse gibt den ersten Anlaß zu einem guten und kräftigen Schuß; man soll deshalb am Preise der Patronenhülsen nicht zu sehr sparen, wenn man die Verläßigkeit seiner Schüsse sichern will.

Schlechte Patronenhülsen reißen bei Entwicklung des Schusses gerne rings an der Metallkappe ab, oder springen der Länge nach auf — ein solcher Schuß hat die gewünschte Triebkraft nicht, denn ein großer Prozentteil der Pulvergase entweicht auf diese Weise nach rückwärts, ohne der Ladung die Triebkraft zu geben und zudem stört oft das Zurückbleiben einzelner Teile der Hülse im Laufe. Das Reißen der Patronenhülse ist oft nicht allein die Folge schlechten Materiales derselben, sondern kann auch Folge mangelhafter Kalibrierung der Hülse selbst oder des Patronenausschnittes im Laufe sein.



Lefaucheuxhülse. Centralfeuerhülsen.

Man hat also bei Anschaffung der Patronen, abgesehen von deren Qualität, darauf zu sehen, daß die Patronenhülse richtig in den Ausschnitt paßt, nicht zu strenge und nicht zu leicht sich einführen läßt; ferner, daß der Metallrand der Patronenhülse mit jenem des Ausschnittes übereinstimmt — es gibt eben zweierlei Randungen, solche mit schmalem und solche mit breitem Rande — und schließlich, daß die Hülse auch die geeignete Länge hat, welche in der Kammer (Patronenlager) vorgesehen ist. Ich habe bei Bohrung der Läufe schon auf diesen Punkt aufmerksam gemacht.

Ein weiterer Vorzug einer guten Hülse ist, daß dieselbe in Bezug auf Entzündung der Pulvermasse gut konstruiert ist. Je stärker und kräftiger der Feuerstrahl in die Pulvermasse eindringt und je rascher er dieselbe auf möglichst großer Fläche entzündet, desto eher kommt die ganze Pulvermasse zur Umwandlung in treibende Gase und wird ein kräftiger Schuß gefördert. Es gibt Patronenhülsen mit kleineren und solche mit größeren Zündhütchen — ich ziehe die größeren aus genanntem Grunde vor.

Aber auch die Technik hat alle möglichen Versuche gemacht, in der Art der Zündung und Konstruktion der Patrone einen Vorzug zu erzielen.

Brandpatrone. Büchsenmacher Bartsch in Liegnitz konstruierte eine Hülse, welcher er besondere Eigenschaften zuschrieb und sie „Brandpatrone“ nannte. Durch eine günstige Verbrennung des Pulvers sollte sie den von Jägern so sehr geschätzten „Brand“ erzielen. Zu diesem Zwecke ist in der Patrone eine Glocke angebracht, welche durch die ganze Pulversäule bis fast an den auf dem Pulver ruhenden Papierpfropfen reicht und diese Glocke hat an ihrem oberen Rande sechs seitliche Zündlöcher, durch welche der Feuerstrahl des Zündhütchens seitlich in die Pulvermasse eindringt. Durch diese Einrichtung soll die Pulvermasse zur gänzlichen und bessern Verbrennung kommen, als wenn der Feuerstrahl durch das einzige Loch der gewöhnlichen Zündglocke in der Richtung der Rohrachse von unten in die Pulverladung eindringt.

Was nun den sogenannten „Brand“ der Gewehre betrifft, werde ich später darauf zurückkommen, im weiteren muß der Feuerstrahl des Zündhütchens bei der Bartsch'schen Patrone erst den ganzen langen Raum der Zündglocke ausfüllen und kann dann erst in die Pulvermasse eindringen; dadurch dürfte die Entzündung der Ladung ohne Zweifel nur verlangsamt werden. Die Erfahrungen haben jedoch keinen Vorzug ergeben und so hat die Bartsch'sche Patrone nur den Unterschied erreicht, daß sie sehr teuer ist.

Blitzpatrone.

Die sogenannte „Blitzpatrone", welche ebenfalls in den Handel gebracht wurde, ist ähnlicher Konstruktion wie die Brandpatrone, nur hat die Zündglocke bei dieser Patrone die Löcher nicht am oberen Rande allein, sondern auch auf der seitlichen Mantelfläche verteilt. Vorteile erzielte diese Patrone ebensowenige wie die vorige.

Werndl & Comp. in Hernals haben Patronen konstruiert, die bei ebenfalls langer Glocke zwei Zündhütchen besitzen. Das eine am oberen, das andere am unteren Ende der Glocke. Der Ambos ist so verlängert, daß er durch die ganze Zündglocke reicht und gleichzeitig beide Zündhütchen losschlägt.

Auch Dreyse und ebenso Utendörfer, sowie noch einige andere haben noch besondere Zündvorrichtungen erfunden, aber die Praxis hat gelehrt, daß einfach gut konstruierte Zentralfeuerhülsen, mit gutem Material hergestellt und mit kräftigen Zündhütchen versehen, immerhin für den Jäger den besten Vorteil bieten, weshalb wir dieses Thema verlassen können.

Pfropfen.

Um die Vorzüge einer guten Patronenhülse mit entsprechender Zündung nicht illusorisch zu machen, muß die Patrone auch richtig geladen werden. Auf Verwendung von Pulver und Schrot komme ich später zu sprechen; zunächst sei des Treibmittels, des Pfropfens gedacht. Bei jeder Ladung eines Schrotschusses kommen zwei Pfropfen in Verwendung, der Pulverpfropfen und der Deckpfropfen.

Die Pulverpfropfen werden aus verschiedenem Materiale hergestellt. Zunächst sind jene aus hartem Filz zu erwähnen. Billiger sind die Pappfropfen. An der Kante rauh anzufühlende sind solchen von ganz glattem Schnitte vorzuziehen, weil sie strengere Reibung an den Rohrwänden erzielen und gasdichter abschließen. Bei Gewehren mit Würgebohrung dürfen niemals harte Pfropfen Verwendung finden und sind in solchem Falle die Filzpfropfen vorzuziehen.

Sogenannte Treibspiegel sind aus Papiermasse gewickelte und gepreßte Pfropfen, welche ganz hart sind und nur aus ganz zylindrisch gebohrten Läufen geschossen werden können. Da nun die Filzpfropfen nicht immer die nötige Stärke haben, um der Schrotladung den bedingten harten Druck zu geben, sind dieselben oben und unten mit Papier beklebt. Aber auch diese Verstärkung ist nicht immer mächtig genug, um das Durchdringen der Pulvergase zu verhüten. Man hat deshalb die sogenannten Fettfilzpfropfen hergestellt.

Fettpfropfen.

Die aus Filz geschlagenen Pfropfen werden in geschmolzenem Stearin oder Paraffin getränkt und nach dem Auskühlen in entsprechenden Stanzen gepreßt, wodurch überflüssiges Fett entfernt und der Pfropfen schärfer kalibriert wird. Es ist aber gut, zwischen Pulver und Fettpfropfen ein Teerplättchen einzulegen, um zu verhüten, daß das Pulver mit dem Fett in Berührung kommt und dadurch geschädigt würde; auch verhütet das Teerblättchen, daß der gefettete Filzpropfen durch die große Hitze des Pulverfeuers verkohlt wird.

Statt der Teerplättchen können auch „Pulverkäppchen" (Culots) angebracht werden, welche mit der Höhlung nach der Pulvermasse, zwischen diese und den Fettpfropfen zu liegen kommen. Die Culots (blaue) haben den Vorzug, daß sie durch die Pulvergase auseinander und gegen die Rohrwände getrieben werden, und so den Schuß ganz gasdicht abschließen, was namentlich von Vorteil ist, wenn der Übergang vom Patronenausschnitt in die Laufseele konisch gebohrt ist. Durch diese Culots wird auch eine größere Reibung der Ladung an den Rohrwänden erzielt, wodurch die völlige Verbrennung der Pulvermasse eintritt und in Gase verwandelt wird, die dann dem Schusse größere Wirkung verleihen.

Bei Metallhülsen (Kynochhülsen) werden auch häufig statt der Filzpfropfen Korkpfropfen in Anwendung gebracht, da man aus Messinghülsen wegen des Oxydierens in der Hülse gefettete Pfropfen nicht schießen kann und ungefettete Filzpfropfen zu weich wären.

Immerhin ist bei allen Arten von Pfropfen darauf zu sehen, daß der Pfropfen die gehörige Dicke habe, mindestens 1 cm, um dadurch die Entweichung der Gase zwischen Pfropfen und Rohrwand zu verhüten und eine starke Reibung an den Rohrwänden zu erzielen.

Deckpfropfen.

Der Deckpfropfen auf die Schrotladung hat den Zweck, die Schrote im Laufe zusammenzuhalten und dadurch die Verstreuung der Schrote zu verhindern. Er bedarf also nur so dick zu sein, daß er nicht umkippen und sich schräg zwischen die Schrotsäule einlegen kann. Gewöhnlich werden hiezu Scheibchen von hartem Pappdeckel verwendet.

Man hat auch noch sogenannte Konzentratoren verwendet; es sind das Ringe aus Pappdeckel, welche in die Patronenhülse eingeführt werden, nachdem der Pfropfen auf die Pulverladung gesetzt war. In diese Pappringe wird dann die Schrotladung eingeführt. Sie sollen erzielen, daß der Schrotschuß nicht zu sehr streut. Zu diesem Zwecke wurde die Schrotladung auch in Drahtgeflechte oder in Papierhülsen eingeschlossen und so in die Patrone verbracht. Man hat aber die Erfahrung gemacht, daß diese Umhüllungen nicht immer richtig geplatzt sind und daß sehr viele Schüsse keine Streuung ergaben, sondern in geschlossener Masse, wie ein Kugelschuß, einschlugen oder gänzlich vom Ziele abwichen.

Alle diese Vorkehrungen sind überflüssig. Ich werde bei der Anfertigung der Patrone darauf zurückkommen, möchte jedoch vorher einer andern Art der Konzentrierung des Schrotschusses durch Schrothülse Erwähnung thun, welche sich sehr gut bewährt hat, nämlich der — Zieglerpatrone.

Zieglerpatrone. Diese Patrone verfolgt den Zweck, durch eigentümliche Art ihrer Ladung einen solch kräftigen und dichten Schrotschuß aus gewöhnlichen (zylindrischen) Läufen zu erzielen, wie er bei Gewehren mit Choke bore oder Würgebohrung erreicht ist. Durch diese Patrone wurde der Wert älterer, zylindrisch gebohrter Läufe so erhöht, daß sie die Anschaffung von Choke bore-Läufen überflüssig machen. Ich habe mit Herrn Lieutnant Ziegler auf hiesigem Schießplatze viele hunderte solcher Patronen probeweise aus verschiedenen Gewehren verschossen und sowohl was Durchschlag, als Deckung des Schusses, sowie weitere Tragfähigkeit betrifft, die besten Erfolge gehabt.

Auch in der Versuchsanstalt für Handfeuerwaffen zu Halensee bei Berlin wurden durch den Vorstand dieser Anstalt, Herrn Major Thiel, eingehende Versuche gemacht und das Resultat erreicht, daß die Zieglerpatrone, aus zylindrischen Läufen geschossen, der Wirkung normalschießender Choke bore-Läufe gleichkommt. Bei diesen Versuchen wurde jedoch konstatiert, daß bei Schüssen auf geringere Entfernung der Schuß übermäßig konzentriert ist, infolgedessen das Wild stark zerschossen wird und zudem bei weniger geübten und weniger scharf zielenden Schützen häufige Fehlschüsse infolge geringer Streuung vorkommen.

Die Einrichtung der Zieglerpatrone ist folgende: die Pulverladung und Verpfropfung ist gewöhnlich. Die Schrotladung wird in eine nicht geklebte, sondern nur gefaltete Hülse aus Baumwollstoff eingelegt, an deren unterem Ende (Boden) sich ein loser Pfropfen von Rehhaaren befindet. Diese mit Schrot gefüllte Hülse wird nun mit der umgekehrten Patronenhülse überstülpt und dann der Rehhaarpfropfen in die Hülse hineingepreßt, worauf ein schwaches Deckplättchen kommt und die Patrone gewürgt wird.

Beim Verlassen des Laufes veranlaßt nun der leichte, viel Luftwiderstand bietende Rehhaarpfropfen ein völliges Umkehren der Baumwollhülse mit dem Schrotinhalt und schleudert die Schrotladung vorwärts.

Auf den ersten Blick möchte man geneigt sein, anzunehmen, daß dieses Umkehren der Schrothülse zu sehr vielen Unregelmäßigkeiten führen könnte. Die Praxis hat aber gelehrt, daß alles ganz normal und sicher vor sich geht, und trotzdem ich hunderte von Schüssen abfeuerte, mußte ich der Erfahrung des Herrn Ziegler beistimmen, daß kein Schuß hierin eine Unregelmäßigkeit ergab, sondern sicher funktionierte. Es ist dies für ältere, zylindrisch gebohrte Läufe oder für weniger gut schießende, ältere Gewehre ein sehr großer Behelf, den Schuß zu verbessern. Für Gewehre mit Würgebohrung taugt aber diese Patrone nicht, denn die Würgebohrung würde die ganze Berechnung ins Gegenteil umwandeln.

Um nun den angeführten Fehler der Patrone, nämlich das zu enge Zusammenhalten zu verhüten und auch den Übelstand wegzuräumen, daß der Rehhaarpfropfen zu viel Raum in der Patrone einnimmt, hat Herr Ziegler eine Änderung seiner Patrone vorgenommen.

Bei der neueren Art dieser Patrone befinden sich die Schrote in einer Pappkappe, welche an ihrem oberen Rande geschlitzt ist. Der Rehhaarpfropfen ist ganz weggelassen und der Schrotschuß streut etwas mehr. Ob durch diese neuere Konstruktion das erreicht wird, was mit dem Rehhaarpfropfen wirklich erreicht wurde, wage ich nicht bestimmt auszusprechen, denn die Versuche, welche ich selbst damit gemacht habe, sind nicht so erschöpfend, daß ich im stande wäre, ein bestimmtes Urteil abzugeben. Mir entsprach die Patrone mit Rehhaarpfropfen für besonders vorsichtige Schüsse, z. B. auf der Balze oder bei der Birsche, zur vollen Genüge.

Immerhin ist die Zieglerpatrone für den gewöhnlichen Gebrauch etwas teuer, aber als Verbesserungsmittel schlechter schießender Gewehre sehr zu empfehlen.

Wenn ich nun alle diese Vorrichtungen in Betracht ziehe, komme ich immer wieder zu dem Schlusse, daß für den schlichten Weidmann und für alle und jede Zwecke diese besonderen Vorrichtungen entbehrt werden können, wenn man sich dazu versteht, gute Patronenhülsen in Gebrauch zu nehmen und sie mit entsprechenden Pfropfen und mit gutem Materiale an Pulver und Schrot in richtiger Einteilung sorgfältig zu laden.

Bevor ich die eigentliche Ladeweise der Patronen selbst schildere, möchte ich das zu ladende Material etwas näher besprechen.

Das Pulver.

Als Treibmittel dient das Pulver. Wir haben in neuerer Zeit verschiedene Arten von Pulver zu verzeichnen und wollen diese zunächst in zwei Arten einteilen, nämlich das alte Schwarzpulver und die neueren Arten von Treibmitteln, das Nitropulver oder auch rauchschwache Pulver.

Der Erfindungsgeist unserer Fabrikanten ruht keinen Augenblick, daher mag es kommen, daß während man eine Erfindung bespricht, dieselbe durch eine Neuerung überholt wird, welche die eben besprochene in den Schatten stellt. Die Erfahrungen mit Schwarzpulver haben jedoch einen Standpunkt erreicht, daß die richtige Anwendung eines guten Schwarzpulvers den Bedürfnissen des Jägers zur Genüge entspricht, ja sogar vorteilhafter erscheint als die Anwendung von Nitropulver, weil diese mehr oder weniger schon eine andere Konstruktion unserer Gewehre verlangt und ihre Wirkung und Anwendung noch keineswegs einen festen Standpunkt erreicht hat, welcher das Schwarzpulver in die Rumpelkammer zu stellen geeignet wäre.

Schwarzpulver.

Dasselbe wird von den Fabriken in verschiedenen Zusammensetzungen und Körnungen hergestellt und muß je nach Art der Verwendung vom Jäger ausgewählt werden.

Der Schrotschuß bedingt brisanteres, d. h. Pulver, das sich rascher in Gase verwandelt als jenes für den Kugelschuß. Um diesen Zweck zu erreichen, wird das sogenannte Jagdpulver sowohl etwas anders in den Fabriken hergestellt, als auch in anderer, feinerer Körnung ausgegeben. Das Jagdpulver wird stärker gepreßt, erhält dadurch höheres spezifisches Gewicht und dadurch schnellere Verbrennung, sowie kräftigere Wirkung.

Das Büchsenpulver für den Kugelschuß, auch Naßbrandpulver genannt, erhält etwas höheren Schwefelzusatz und gröbere Körnung, hiedurch etwas langsamere Verbrennung und eignet sich auch bezüglich des Rückstandes im Laufe besser für den Kugelschuß als das feingekörnte, glänzende und kräftiger wirkende Jagdpulver.

Man darf aber in diesem Streben nicht zu weit gehen, denn abgesehen von den gefährlichen Wirkungen auf das Gewehr und dessen Haltbarkeit ist es längst erwiesene Thatsache, daß eine zu kräftige Pulverladung einen kräftigeren Schuß, der etwa weiter trägt, durchaus nicht erzielt, vielmehr im Gegenteil die Schrote zu weit auseinanderwirft, Unregelmäßigkeiten in der Deckung hervorruft und die Durchschlagskraft abschwächt.

Daher mag ein gut gepreßtes, schön poliertes, mittelkörniges Jagdpulver bei richtigem Ausmaße des Quantums die besten regelmäßigen Schußwirkungen erzielen.

Das richtige Verhältnis von Pulver und Schrot gibt bei entsprechender Pulverqualität den besten Schuß.

Es hat sich daher in der Praxis herausgestellt, daß im allgemeinen das Verhältnis von Pulver zur Schrotladung auf 1:6 das Zweckmäßigste ist. Bei Kaliber 16 dürften sonach 4 Gramm Pulver zu 24 Gramm Schrot, bei Kaliber 12 5 Gramm Pulver zu 30 Gramm Schrot am günstigsten sein. Jedoch ist nicht für jedes Gewehr das Ladungsverhältnis gleichmäßig anzugeben, das eine Gewehr verlangt vom einen oder andern mehr oder weniger — dies bei jedem Gewehre zu ermitteln, ist hauptsächlich Sache des Besitzers in seinem eigenen Interesse. Aber soviel möchte ich als praktischer Jäger raten, daß stets eine etwas geringere Pulverquantität weniger schädlich ist auf Deckung und Durchschlagskraft des Schusses als eine zu starke.

Es würde wohl bei dieser Arbeit zu weit führen, wollte ich auf die einzelnen Pulversorten und ihre spezifische Stärke näher eingehen.

Nitropulver. Ebenso verhält sich's mit den neueren Erzeugnissen in der Pulverproduktion, den Nitro- oder rauchschwachen Pulvern. Rauch- und knalllose Pulver giebt es nicht. Jedoch ist sowohl der Knall als auch die Rauchentwicklung unserer Nitropulver eine verschwindend geringe. Der wenige Rauch verflüchtigt sich so rasch, daß er niemals störend für den Schützen wirkt, wie das recht oft beim Schwarzpulver der Fall ist, und gibt dadurch dem Nitropulver einigen Vorzug.

Was jedoch die Anwendung der Nitro- oder rauchschwachen Pulver betrifft, sind dieselben für den größten Teil unserer älteren Gewehre sehr gefährlich, denn das Pulverquantum muß äußerst sorgfältig abgewogen werden, wenn man ein Zerspringen der Gewehre verhüten will. Zum neuen Pulver gehört ein neues Gewehr — wer also ein solches nicht besitzt, der bleibe beim Alten und schieße aus seinem gewohnten Gewehre ruhig sein gutes Schwarzpulver, mit welchem er genügend zurecht kommt.

Die Nitropulver bringen neben dem Übelstand, gegen Witterungseinflüsse sehr empfindlich zu sein, noch den Nachteil mit sich, daß ihre chemische Zusammensetzung das Laufmaterial stark angreift und daß die Läufe stark nachrosten.

Ich möchte mir jedoch den Vorwurf ersparen, ein Feind der Neuerungen zu sein — alle praktischen Fortschritte der Neuzeit begrüße ich mit großem Vergnügen, wenn sie wirklichen Nutzen bringen, aber sehr oft sind die Neuerungen noch mangelhaft und nicht auf der Höhe ihrer Vollendung angelangt oder gar ganz belanglos. Wir haben jedoch zur Zeit schon verschiedene rauchschwache Pulversorten im Gebrauche, die sich mehr oder weniger zum Jagdgebrauche gut bewährt haben; ich nenne nur das Schulze-Pulver, von Volz & Lichtenberger in Ludwigshafen hergestellt, ferner das rauchschwache Walsroder Pulver von Wolff & Cie., das Plastomenit, das Rottweiler rauchlose Jagdpulver u. a.

Die Schrote. Als ein Hauptfaktor eines guten Schusses kommt das verwendete Schrot in Betracht. Vor allem muß der Jäger darauf sehen, daß die Schrote gleichmäßig in ihrer Kalibrierung, daß sie schön rund und glatt sind. Schiefe und in die Länge gezogene Schrote werden infolge des ungleichen Luftwiderstandes, dem sie ausgesetzt sind, stets unregelmäßige Treffresultate erzielen. Das Gleiche gilt bei einer Mischung ungleicher Schrotsorten.

Man hat früher sehr häufig dem Grundsatze gehuldigt, mehrere Schrotnummern in einander zu mischen, um dadurch bessere Deckung zu erzielen; das mag wohl Anwendung finden, wenn die Schrotnummern nicht zu weit auseinander liegen oder auch für Schüsse auf kürzere Entfernung. So mag wohl angängig sein, wenn man Schrote z. B. nach alter Numerierung 1 und 2 oder 0 und 1 zusammenmischt, aber z. B. 1 und 3 oder 0 und 2 möchten schon zu weit auseinanderliegen, um auf jede Distanz gleich kräftige Deckung zu bieten. Am besten bleibt es, wie die eingehenden Proben unserer Versuchsanstalt für Handfeuerwaffen in Halensee ergeben haben, ganz gleichmäßiges Schrot zu schießen.

Früher huldigte man der Ansicht, das Schrot soll sehr weich sein; da aber zu weiche Schrote durch Pressung an den Laufwänden und durch gegenseitigen Druck teilweise abflachen oder eckig werden, ist es wohl erklärlich, daß sie an der Gleichmäßigkeit ihrer Flugbahn Einbuße erleiden. Besonders trat dieser Übelstand bei Einführung der Würgebohrung auf, indem die Schrote beim Eintritt in die Laufverengerung starke Pressung erhielten.

Hartschrot. Um nun diesen Übelstand zu parieren, schritten die Schrotfabriken zu einer härteren Bleilegierung ihrer Fabrikate und man ging so weit, Hartschrot herzustellen und wollte diesem bessere Wirkung zutrauen. Die Praxis aber hat gelehrt, daß durchaus keine so großen Unterschiede sich ergaben, um zum Hartschrot ausschließlich überzugehen. Im Gegenteile hat die Versuchsanstalt nachgewiesen, daß Weichschrot größere Trefferzahl lieferte, während Hartschrot Treffbilder mit größerer Regelmäßigkeit ergab.

Wie man im allgemeinen glaubt, daß aus England bezogene Waren besser seien als die einheimischen, so verhielt es sich auch mit den Schroten. Man glaubte vorzügliche Schrotsorten nur in England zu erhalten und besonders bei Hartschrot (Chilled Shot) war diese Meinung so vorherrschend, daß man solche von England um teureres Geld bezog, als die Fabrikate unserer deutschen Fabriken erforderten.

Auch hier hat die Versuchsanstalt nachgewiesen, daß die Schrotsorten der deutschen Fabriken, z. B. Händler & Natermann in Hannövr. Münden, sowohl Hart- als Weichschrote, ebenso gute Resultate

ergaben, wie die englischen der Newcastle Chilled-Shot-Compagnie, ja daß die deutsche Ware die englische sowohl hinsichtlich ihrer Beschaffenheit, als ihrer Treffresultate übertraf. Wir haben also nicht nötig, unser Geld nach England zu tragen, sondern können getrost unser billigeres, deutsches Fabrikat in Verwendung nehmen.

Um recht gleichmäßigen Schuß zu erzielen, soll man also seine Schrotsorten so wählen, daß die Schrote das Kaliber des Laufes ohne Pressung gut ausfüllen. Es ist bekannt, daß nicht jedes Gewehr jede Schrotnummer gleich gut schießt. Diese Thatsache dürfte durch die richtige Auswahl der passenden Schrotnummer vermieden werden, um schädliche Stauchungen der Schrote zu verhindern. Ganz gute Dienste leistet die Übung beim Laden der Patronen, die Schrote gut einzuschütteln, so daß sie sich schön in einander legen oder in die Schrotladung etwas Knochen- oder Sägespähne einzulegen, weil dadurch Stauchungen vermieden werden.

Bei Verwendung der Schrote kommt es ja auf eine Nummer hin oder her nicht an, weshalb man die für das Kaliber günstiger sich einlegende Nummer wählen sollte.

Schrot-numerierung.

Hier möchte ich auf die Skala der Schrotnumerierung aufmerksam machen. Früher hatte jede Fabrik, um der Konkurrenz besser begegnen zu können, eine eigene Skala der Schrotsorten sich angeeignet; dadurch entstand ein furchtbares Chaos und niemals war man sicher, ob man die richtige Nummer erhielt, wenn man nicht die Gewißheit hatte, aus einer bestimmten Fabrik Schrote zu kaufen. Was bei einer Fabrik Nr. 1 sein konnte, war bei einer anderen z. B. Nr. 3, u. s. f., so daß man niemals sicher war, das richtige Schrot zu erhalten. Gewöhnlich war die Einteilung so, daß die gröbsten Schrotsorten z. B. mit 000 bezeichnet wurden und herabgingen auf 00, 0, 1, 2, 3, 4 u. s. f. bis 12 und 16.

Um nun diesem Chaos ein Ende zu machen und das deutsche Fabrikat zur besseren Geltung zu bringen, hat der allgemeine deutsche Jagdschutzverein schon seit dem Jahre 1884 angestrebt, daß die deutschen Fabriken nicht bloß vorzügliches Material herstellten, welches dem englischen ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen war, sondern auch eine Numerierungsskala annahmen, welche nach dem Millimetermaße der englischen Numerierung und der Sache selbst sich anpaßte. Da aber die deutschen Weidmänner an die Bezeichnung 00, 0, 1, 2, 3 u. s. f. gewöhnt waren, wurde diese Bezeichnung nebenbei noch beibehalten. Die neuere Numerierung entsprach aber natürlich der alten nicht, indem die Schrote nach der neueren Numerierung um ca. 2 Nummern schwächer waren, so daß z. B. Nr. 1 der neuen Numerierung der Nr. 3 der alten entsprach oder daß z. B. Nr. 1 der alten gleich war der Nr. 00 der neueren. Seit Beginn dieses Jahres (1896) hat nunmehr der allgemeine deutsche Jagdschutzverein auf alle größeren Fabriken Deutschlands eingewirkt, daß nunmehr und für die Folge die Bezeichnung der einzelnen Schrotsorten nicht mehr nach Nummern erfolgen solle, sondern nach dem Durchmesser der Schrote in Millimeterbezeichnung.

Größe	Benennung nach dem Korndurchmesser mm	Schrot-Benennung. Sogen. alte Numerierung.	Schrot-Benennung. Sogen. neue Numerierung.
○	$5^1/_2$	0000	000 000
○	$5^1/_4$	000	00 000
○	5	00	0 000
○	$4^3/_4$	0	000
○	$4^1/_2$	1	00
⊙	$4^1/_4$	2	0
○	4	3	1
○	$3^3/_4$	4	2
○	$3^1/_2$	5	3
○	$3^1/_4$	6	4
⊙	3	7	5
○	$2^3/_4$	8	6
○	$2^1/_2$	9	7
○	$2^1/_4$	10	8
○	2	11	9
○	$1^3/_4$	12	10
○	$1^1/_2$	13	11
○	$1^1/_4$	14	12

Ich gebe vorstehend die erläuternde Vergleichsskala, wie sie vom allgemeinen deutschen Jagdschutzverein und von der Versuchsanstalt für Handfeuerwaffen hergestellt wurde, und aus dieser kann jeder Jäger ersehen, welche Schrotsorte er sich jetzt im Vergleiche mit der alten Numerierung auszuwählen hat.

Will man z. B. Schrot Nr. 1 nach der ganz alten Numerierung führen, so müßte man nach der neueren Einteilung 00 verlangen und jetzt nach dem Millimetermaße $4^1/_2$ Millimeter-Schrote. Die Tabelle selbst gibt am besten die Übersichtlichkeit.

Da nun die meisten Fabriken Deutschlands die neue Bezeichnung annahmen und sie auf ihren Beuteln so vermerken, werden alle Fabrikanten nach und nach gezwungen werden, ihre Schrote nach dieser Skala anzufertigen und auch zu bezeichnen und ich rate daher der Sicherheit halber jedem Konsumenten, nur Schrote zu kaufen, die nach der neuen Skala bezeichnet sind. Die größte Sorte ganz alter Bezeichnung 0000 heißt jetzt $5^1/_2$ Millimeter und die Schrotsorten verjüngen sich in ihren einzelnen Nummern um je $^1/_4$ Millimeter, so daß $000 = 5^1/_4$, $00 = 5$, $0 = 4^3/_4$ und $1 = 4^1/_2$ Millimeter bedeutet.

Nachdem ich nun so das ganze zu einem guten Schusse erforderliche Material geschildert habe, will ich noch anführen, wie eine normale Patrone zu laden ist.

Ladung der Patrone.

In die sorgfältig ausgewählte Hülse wird das entsprechende Quantum der ebenfalls entsprechenden Pulverqualität eingemessen, z. B. bei Kaliber 16 und bei Rottweiler Pulver 4—$4^1/_2$ Gramm, während von der feinkörnigeren, brisanteren Hirschmarke 4 Gramm zu wählen sein dürften. Auf die Pulvermasse wird entweder ein Culot (weiches Schüsselchen mit der Öffnung nach dem Pulver) oder ein Teerplättchen gelegt, dann kommt der Fettfilzpfropfen und auf diesen wieder ein Teerplättchen. Diese Verpfropfung wird leicht auf das Pulver aufgesetzt und dasselbe nicht gepreßt, weil durch das leichtere Aufsetzen der Pulvermasse größerer Spielraum zur raschen Entzündung gegeben wird.

Auf diese Verpfropfung kommt die Schrotmasse im Verhältnis von 1 : 6, also bei Kaliber 16 auf 4 Gramm Pulver 24 Gramm Schrot. Dieselben rüttelt man gut in die Hülse ein, so daß sie schön liegen oder gibt eine Prise feiner Sägespähne dazu, welche man gleichfalls mit den Schroten einrüttelt, darauf wird wieder ein Pappdeckelplättchen gelegt und nun die Hülse zugewürgt.

Die Würgung soll nur so stark sein, daß sie haltbar ist und die Ladung in der Patrone nicht rottelt; man soll eben die Ladung durch das Würgen nicht zu sehr pressen.

Somit ist die Patrone geladen und man kann auf das Deckplättchen die Nummer der Schrotsorte aufzeichnen.

Mit der fertig geladenen Patrone sind wir beim Schusse angekommen. Da ich jedoch der Schießkunst einen eigenen Abschnitt einräume, werde ich auf diese später zurückkommen, wenn ich auch die Kugelgewehre näher besprochen habe. Zunächst erübrigt also nur über die Auswahl eines passenden Schrotgewehres und über Erprobung seiner Leistungsfähigkeit einiges zu bemerken.

Auswahl des Gewehres.

Die Auswahl eines Schrotgewehres muß dem Schützen selbst überlassen sein und richtet sich hauptsächlich nach den aufzuwendenden Anschaffungskosten, welche sich wiederum je nach Material, Konstruktion, System und Ausstattung des Gewehres höher oder niedriger stellen.

So viel steht fest, daß der Jäger niemals unter jenen Preis herabgehen soll, welcher die Anwartschaft zu bieten im stande ist, daß die Waffe eine sichere, dauerhafte und leistungsfähige sei. Selbst ein ganz einfach ausgestattetes Gewehr muß in seiner Schußleistung gut und verläßig sein.

„Brand".

Früher huldigte man der Ansicht, ein Gewehr müsse vor allem guten „Brand" haben. Unter „Brand" stellt man sich ein etwas Geheimnisvolles, Unbestimmtes vor, und trieb allerlei Hokuspokus, um dem Gewehre tüchtigen Brand zu verleihen. Man erstrebte, daß das Gewehr das Wild sehr rasch töten sollte und nannte dies „guten Brand". Die Erfahrungen unserer vorgeschrittenen Technik haben uns aber gelehrt, daß „Brand" nichts anderes sei, als gute Deckung des Schusses und gehöriger, weitgehendster Durchschlag.

Die natürliche Folge aller in den Körper des Wildes mit gehöriger Kraft eindringenden Projektile ist eine Entzündung der getroffenen Teile und diese Entzündung wird um so rascher und stärker eintreten, je kräftiger das Projektil in den Körper eindringt und je mehr es die Gefässe zerreißt. Man findet am Körper des getroffenen Wildes schweißunterlaufene Wunden von brandiger, roter, blauer und grüner Farbe, welche sich rings um den Schußkanal ansetzt. Bei Schnitt- und Stichwunden ist diese Beobachtung in geringerem Maße gemacht worden. Diese Flecken waren nun der „Brand", den das gute Gewehr schlug. Schlecht schießende Gewehre zeigten diese Erscheinung in weit geringerem Grade.

Man tappte im Nebel herum, suchte durch Essig, Urin, Weihwasser und weiß Gott was, Brand zu machen und doch ist die Sache nichts anderes, als eine Kraftverminderung des Schusses, wenn ein Gewehr keinen Brand schlug.

Gewehre, welche schlechten Brand schlugen, litten meist unter dem Umstande, daß die Laufseele teils durch Pulverrückstände, Rost, teils durch Verbleiung verunreinigt, schlechte Reibungsverhältnisse und dadurch weniger Kraft des Schusses ergaben.

Bei Vorderladern war die Reinigung der Rohre schwieriger als bei unsern jetzigen Hinterladern und so geschah die Verminderung des Brandes. Auch bei unsern Hinterladern, mit welchen viel geschossen wird, kann Verbleiung der Rohrwände eintreten und die Durchschlagskraft dadurch vermindert werden. In solchen Fällen muß der Krätzer oder besser noch der Büchsenmacher durch Entfernung des Hindernisses heilend eingreifen.

Zunächst muß also das Gewehr dem Käufer passend im Anschlage liegen. Ich habe bei Besprechung des Schaftes die genaueren Verhältnisse schon angegeben, aber praktisch genommen liegt ein Gewehr gut, wenn beim flüchtigen, normalen Anschlagen des Gewehres vom Laufe nichts sichtbar ist, als das am obersten Ende angebrachte Korn und dies muß auch inmitten der Laufschienen zu stehen kommen. Außerdem muß der Verschluß ein sicherer, exakter sein, die Schlösser müssen gute Federn haben und die Schaftteile aus gutem, gesundem Holze hergestellt sein. Paßt das alles, dann hat der Käufer sein Gewehr selbst genau anzuschießen. Lage des Gewehres.

Der Gewehrfabrikant gibt in der Regel eine normale Ladung für das Gewehr an; nicht jedes Gewehr verträgt die gleiche, schablonenmäßig bestimmte Ladung, sondern wird je nach Verhältnis mehr oder weniger Pulver, mehr oder weniger Schrot verlangen und man kann dem Fabrikanten auch nicht immer zumuten, daß er jedes Gewehr in allen Schrotsorten und in allen Distanzen ausprobiert — der Jäger aber muß sich klar sein, was er seiner Waffe zumuten, in wie weit er sich auf sie verlassen kann und darum muß er selbst das Beschießen vornehmen und die geeignetste Ladung ermitteln.

Zunächst erachtete ich immer als ein Haupterfordernis, mir Kenntnis zu verschaffen, wie weit ein Gewehr bei guter Deckung und kräftigstem Durchschlag den Schuß gestattet. In dieser Erforschung liegt ein großer Behelf für einen braven Schützen. Anschießen des Gewehres.

Zum Zwecke des Anschießens muß man sich, wenn nicht mechanische Vorrichtungen hiezu auf einem zugänglichen Schießstande schon vorhanden sind, Papierbogen von 1 Quadratmeter Ausdehnung herrichten, welche im Zentrum ein Treffbild von etwa 20 Centimeter Durchmesser aufweisen.

Man prüft zunächst auf normale Entfernung, ca. 45 Schritte, die Deckung. Dabei ist namentlich darauf zu sehen, daß die Streuung der Schrote eine solche sei, welche den Treffpunkt in der Mitte in schöner Verteilung gehörig deckt und keinen sogenannten Hohlschuß ergibt, d. h. ringsum streut, in der Mitte aber freien Raum läßt. Hohlschuß ist meist Folge zu stärker Pulverladung. — Ist der Schuß auf 45 Schritte befriedigend, geht man 5—10 Schritte zurück und schießt auf 50—55 Schritte und so fort, bis die Deckung eine schlechtere wird. Auf diese praktisch einfache Weise ermittelt man, wie weit das Gewehr mit der bestimmten Ladung gute Deckung liefert.

Nun ist aber auch der Durchschlag zu prüfen. Hiezu legt man eine große Zahl Papierbogen auf einander, oder man nimmt eine Anzahl Pappdeckel, legt sie auf einander und schießt darauf. Man wird finden, wie viele Bögen oder Pappdeckel die Schrote in ihrer Gesamtheit durchgeschlagen haben. Dann geht man auf weitere Entfernung zurück und zählt die durchschlagenen Bögen wieder — auf diese Weise findet man, auf welche Entfernung das Gewehr den genügenden, den besten Durchschlag bei normaler Deckung ergibt, und ersieht, auf welche Distanz man mit dem Gewehre einen wirksamen Schuß auf Wild abzugeben im stande ist.

In den Beschußanstalten sind natürlich Maschinen vorhanden, welche mit minutiöser Genauigkeit alle diese Faktoren zeigen und ergeben; hat man Gelegenheit, solche zu benützen, ist es natürlich besser, als die angegebenen Aushilfsmittel zu gebrauchen. Ich gehe bei meinem Vorschlage jedoch von dem Grundsatze aus, daß es der überwiegenden Zahl von Jägern nicht immer möglich ist, solche Anstalten zu ihren Versuchen benützen zu können und daß diese Käufer sich auf angegebene Weise selbst behelfen müssen.

Daß man sein Gewehr nicht bloß mit einer Schrotsorte einschießt, sondern mit verschiedenen, d. h. die gewöhnlich üblichen ausprobiert, bedarf wohl keiner Erwähnung. Im allgemeinen dürften drei Sorten für die Probe genügen, nämlich 1. nach alter Numerierung Nr. 0 = neuere Numerierung 000, nach Korndurchmesser $4^3/_4$ mm, 2. alte Numerierung Nr. 3 = neuere Numerierung Nr. 1, nach Korndurchmesser 4 mm und 3. alte Numerierung Nr. 7 = neuere Numerierung Nr. 5, nach Korndurchmesser 3 mm.

Das Anschießen ist keine so sehr einfache Arbeit und muß genau genommen werden, denn die Ermittelung der passenden Pulversorte, des passendsten Pulverquantums, ferner der passendsten Schrotsorten in Rücksicht auf das zu beschießende Wild und sonstige Nebenumstände erfordern große Aufmerksamkeit und längere Arbeit. Hat man dies aber sorgfältig ausprobiert, kann man mit Vertrauen und Sicherheit auf seine Waffe rechnen.

Ein geübter und ruhiger Schütze wird sich aber bald auch beim praktischen Jagdbetriebe mit seiner Waffe vertraut machen und nach wenigen Schüssen auf lebendes Wild Klarheit haben, ob sein Gewehr das leistet, was er anstrebt.

Bei den einzelnen Wildarten habe ich schon mehrfach besprochen, daß man vorsichtig in Abschätzung der Distanz zu Werke zu gehen habe, daß man sich enthalten soll, auf zu weite Entfernungen zu schießen, denn wenn auch manchmal einzelne Treffer auf große Distanz erfolgen, führt doch die Sucht des Weitschießens zu der Thatsache, daß sehr viel Wild angeschossen, nicht zur Stelle gebracht wird und elend zu Grunde geht. Wenn auch bei Schrotschüssen die Distanz enger begrenzt ist und sich leichter bestimmen läßt als bei Kugelschüssen, so ist es doch schwierig, eine bestimmte Norm für wirksame Entfernung anzugeben, weil dieselbe sich in der Hauptsache nach der Leistung des Gewehres und nach der Schußfertigkeit des Jägers selbst richtet.

Bei gewöhnlichen Gewehren möge man 45—55 Schritte als Normal-Entfernung, d. h. als weiteste Distanz gelten lassen. Recht gut schießende Gewehre, etwa mit Würgebohrung, mögen einen normalen Schuß bis auf ca. 70 Schritte wohl gestatten; das dürfte genügen und sollte als äußerste Grenze des Schrotschusses zum Grundsatze gemacht werden.

In gegenwärtiger Zeit geht das Streben eines jeden Schützen zumeist dahin, ein Gewehr zu besitzen, mit dem man recht weit erfolgreich zu schießen im stande ist.

Man geht in diesem Streben gewöhnlich so weit, daß man seine eigene Leistung als Schütze teils nicht in Betracht zieht, teils, und dies meistens, überschätzt und nun schafft man sich ein Gewehr mit starker Würgebohrung an, das allerdings den Schrotschuß weiter trägt. Man bedenkt dabei aber nicht, daß die Gewehre mit starker Würgebohrung einen sehr engen Streukegel haben und auf nähere Entfernungen die Schrote so zusammenhalten, daß einesteils der Schuß fast einem Kugelschusse gleichkommt, anderenteils das Wild total zerschossen und unbrauchbar wird. Selbstverständlich kommen bei so engschießenden Gewehren für den Durchschnittsschützen sehr viele Fehlschüsse vor; wer also nicht ein vorzüglich sicherer Schütze ist, der solle Gewehre mit starker Würgebohrung keinenfalls führen, denn wenn er auch einzelne erfolgreiche Schüsse auf weite Distanz machen kann, wird er doch mit seinem Gewehre unzufrieden sein, wenn er Wild, das ihm auf gewöhnliche nähere Entfernung anläuft, damit rundweg fehlt, also viele Fehlschüsse zu verzeichnen hat.

Ein gewöhnlicher Durchschnittsschütze soll daher ein Gewehr führen, das größere Streuung des Schrotschusses ergibt, bei welcher wenigere Zielfehler vorkommen werden.

Auf Waldtreib- und ähnlichen Jagden, wo man meistens das Wild nur auf kürzere Entfernung zu beschießen hat, wo man sehr rasche und flinke Schüsse machen muß, also nicht so vorsichtig zielen kann, wie z. B. auf Feld- und Kesseljagden, wird ein weniger engschießendes Gewehr viel bessere Dienste leisten. Man wähle daher Gewehre mit schwacher Würgebohrung oder sogar nur solche mit zylindrischen Läufen ohne Würgebohrung; man wird besser damit zu Recht kommen und nicht so viel Wild durch den Schuß für den Handel unbrauchbar machen.

Man hat sich nun auch damit beholfen, daß man einen Lauf mit zylindrischer, den andern mit Würgebohrung sich anschaffte. Dies geht wohl recht schön bei ruhigen Schüssen, aber beim Jagdbetriebe

kommt man oft in Veranlassungen, in welchen man ein Ausscheiden der Leistung der beiden Läufe nicht überdenken kann und da tritt dann der engschießende Lauf wieder sehr störend auf.

Ich will nur ein Beispiel anführen: auf einer Jagd lauft ein Hase auf gewöhnliche Distanz an, man feuert deshalb den zylindrischen Lauf ohne Würgebohrung ab, fehlt den Hasen, welcher nun noch näher vorbeipassiert und da muß man nun mit dem Choke bore-Laufe und zwar ziemlich rasch Feuer geben. In diesem Falle wird man den Hasen entweder zum zweitenmale fehlen oder ihn, falls man trifft, ganz gewaltig zerfetzen.

Wer Gewehre mit starker Würgebohrung führt, muß sich angewöhnen, um sicherer zu treffen, das Wild weiter hinauszulassen, damit die Streuung des Schusses eine größere sei und ein Zielfehler nicht mehr in Betracht kommt. — Im allgemeinen aber kommen beim praktischen Jagdbetriebe doch verhältnismäßig mehr Schüsse auf mäßige Entfernung vor, seltener recht weite Hazardschüsse, und deshalb soll man auf letztere nicht zu viel Gewicht legen, sondern dem normalen Schusse mehr Rechnung tragen.

Aus dieser Ausführung dürfte sich nun folgender Schluß ziehen lassen, wie ihn auch Herr Major Roland von der Versuchsanstalt für Handfeuerwaffen in Halensee in einem Artikel des „Deutschen Jäger", Nr. 35 und 36 vom Dezember 1894, der sehr wertvolle Grundsätze enthält, schildert, indem er schreibt: „Ich halte für die Mehrzahl unserer Jagdverhältnisse den verbesserten Cylinderlauf, welcher auf 35 m Entfernung 48—54 Prozent der Schrotladung bei $3^1/_2$ mm Schrot (Nr. 3) und 38—43 Prozent bei $2^1/_2$ mm Schrot (Nr. 7) in die 100-Felderscheibe mit einer Verdichtung von 1:2 oder höchstens $1:2^1/_2$ bringt, für das ideale Gewehr zum Gebrauche für den Durchschnittsschützen, besonders wenn es in Bezug auf Regelmäßigkeit von Schuß zu Schuß Vorzügliches leistet.

Bei solchen regelmäßig schießenden Gewehren pflegt auch die Gleichmäßigkeit in der Verteilung der Treffer beim einzelnen Schuß eine gute und die Durchschlagskraft eine hinreichende zu sein, daß solch ein Gewehr allen verständigen Ansprüchen genügt.

Da ferner diese Bohrungen allen gerechten Anforderungen Rechnung tragen, rate ich jederzeit dazu, für beide Läufe dieselbe Bohrung (Cylinder- oder schwache Würgung) zu nehmen, da es einmal leichter ist, in diesem Falle die beste Ladung zu ermitteln und weil zweitens der Schütze der Überlegung enthoben ist, welchen Lauf er in gegebenem Momente abfeuern soll.

Ist jemand in der Lage, sich verschiedener Gewehre bedienen zu können, so mag er verbesserte Cylinderläufe für die Waldjagd und die Eröffnung der Hühnerjagd, mittlere Würgebohrungsläufe für die spätere Feld- und Wasserjagd (Kesseltreiben) wählen. Muß man sich indessen mit einem einzigen Gewehre begnügen, so wähle man, meinem Rate folgend, für beide Läufe dieselbe verbesserte Cylinderbohrung."

Bei der Bestellung eines Gewehres, welches, für den Durchschnittsgebrauch bestimmt, für alle Schrotsorten passen soll, muß sich der Käufer nun aber verständigerweise auch mit Durchschnittsleistungen begnügen und nicht Höchstleistungen verlangen. Denn ebensowenig wie es eine Bohrung gibt, die im höchsten Maße sowohl einer mangelhaften als auch einer vorzüglichen Schießfertigkeit entspricht, ebensowenig ist es möglich, eine Bohrung herzustellen, welche alle Schrotsorten im höchsten Maße gut schießt.

Herr Major Roland führt auch die Erklärungen englischer Sachverständiger an, welche gleichfalls seiner Ansicht huldigen. So ist im „Field" von einem bekannten Jagdsport-Schriftsteller ein Artikel enthalten, welchem der Satz entnommen wird: „Ich habe häufig schon in früheren Artikeln die Behauptung aufgestellt, daß ein Gewehr ohne Würgebohrung die Waffe ‚par excellence' zum Gebrauche für Durchschnittsschützen ist. Ich rate allen jenen, welche fürchten, ihren Ruf als geschickte Schützen auf das Spiel zu setzen, sich Läufe ohne Würgebohrung zu bestellen. Meinetwegen mögen sie noch ein zweites Paar Läufe mit Würgebohrung dem Gewehrkasten einverleiben. Dort werden diese voraussichtlich den größten Teil des Jahres dem Schraubenzieher und Reserveschlagbolzen Gesellschaft leisten, nachdem sie ein paarmal geführt wurden."

Mit diesen Ratschlägen und Ausführungen glaube ich manchem Jäger Aufklärung und den Dienst geleistet zu haben, daß er einige Mark bei Anschaffung des Gewehres sich ersparen kann, wenn er kein solches mit teuren Choke bore-Läufen kauft, sondern gute, verbesserte Cylinderläufe wählt, welche ihm auch im allgemeinen mehr Befriedigung verschaffen werden.

Reinigen und Reinhalten des Gewehres.

Wie der Soldat, muß der Jäger seine treue, verlässige Hauptwaffe, sein Gewehr, wie ein Kleinod bewahren, stets sauber, rostfrei und rein erhalten. Ein Jäger, der mit einer rostigen oder schmutzigen Schußwaffe erscheint, macht einen verächtlichen Eindruck; dieser gibt oft genug Anlaß, auf die Pünktlichkeit und Verlässigkeit des Mannes einen Schluß zu ziehen. Der tägliche Gebrauch in Sturm und Wetter geht allerdings nicht spurlos am Gewehre vorüber; es wird sich begreiflichermaßen abnützen, aber dennoch können seine Metallteile rost- und schmutzfrei erhalten werden.

Was jedoch die Laufseele, die Verschlußteile und den Schloßmechanismus betrifft, da muß strengste Sauberkeit herrschen, Rostflecken dürfen niemals geduldet werden.

Früher, bei den Vorderladern war die Reinhaltung der Laufseele mit größeren Schwierigkeiten verknüpft als es bei unsern jetzigen Hinterladern der Fall ist. Die Konstruktion des Gewehres, das Aufklappen der Läufe gestattet jederzeit den Einblick in das Innere des Gewehres und erleichtert dessen Reinigung.

Nach jedesmaligem Gebrauche oder nach Rückkunft bei Regenwetter soll der Jäger sofort sein Gewehr wieder in Ordnung bringen, ehe er dasselbe an den Nagel hängt. Diese Vorsicht zur Regel gemacht, wird von selbst die Erhaltung der Schußwaffe mit sich bringen.

Hat man keine Schüsse gemacht und ist nur Eindringen von Tau oder Regentropfen zu befürchten gewesen, mag zunächst ein Durchfahren mit trockenem Wergwischer oder mit dem strammen Bürstenwischer alles etwa Angesetzte entfernen, und dann fährt man ein paarmal mit einem mit Vaseline gefetteten Bürstchen oder Wergpolster durch und fettet so leicht die Rohrseele ein, die man eventuell des andern Morgens wieder mit trockenem Lappen auswischt und die Fettlage dadurch gänzlich vor erneutem Gebrauche reinigt.

Ein Gewehr auf diese Weise nach dem Gebrauche gereinigt und geputzt, hält sich dann in trockenem Raume besser als ein eingefettetes Gewehr, weil dadurch die in manchen Fetten enthaltene Säuren entfernt werden und der eindringende Staub den blanken Lauf am besten konserviert.

Hat man jedoch viel geschossen, namentlich bei trockenem Wetter, so dürfte ein Auswaschen der Läufe mit heißem Wasser oder heißem Wasser mit etwas Zusatz von Essig am Platze sein. Man läßt dann nach dieser Prozedur die Läufe am warmen Ofen, am Küchenherde oder in heißer Sonne rasch trocknen, wischt sie dann mit einer in Petroleum getauchten Bürste gründlich durch, so daß aller Ansatz, Rückstand oder Rostanflug gründlich entfernt ist, und dann reibt man den Lauf trocken und blank aus. Eine Wiederholung der trockenen Ausreibung am nächsten Tage sichert gründlichen Erfolg.

Ein sehr gutes Mittel zur Verstärkung des Auswischens ist auch die Anwendung von trockenen Sägespänen. Sobald man den Lauf naß ausgewaschen hat, taucht man den Wergwischer in trockene Sägespäne ein, dreht ihn darin um seine Achse, so daß möglichst viele Sägespäne daran haften und wischt den Lauf damit aus, um ihn dann zu Schluße mit trockenem reinem Werge trocken zu reiben.

Die Drahtkrätzer will ich nicht sehr empfohlen haben, sie greifen gerne die Läufe an und können bei häufigem Gebrauche eine zu starke Abnützung der Laufwand hervorbringen. Nur von Zeit zu Zeit einmal ist es angezeigt, namentlich an Tagen, an denen recht viel geknallt wurde, mit dem Krätzer durchzufahren, um das etwa angesetzte Blei wegzubringen und den Lauf, welcher durch vieles Wischen zu glatt gemacht wurde, wieder etwas rauher zu machen, um den Reibungswiderstand für die Pfropfen wieder herzustellen, der nötig ist, das rasche Durchfahren des Schusses aufzuhalten und dadurch die Gase zur vollen Entwicklung zu bringen.

Ein besonderes Augenmerk auf das Gewehr ist zur Winterszeit zu empfehlen, denn wenn man von der Kälte in die warme Stube tritt, fangen die Gewehre sehr stark zu schwitzen an. Diesen Anschlag soll man sofort mit einem trockenen Lappen entfernen, denn sobald er am Gewehre trocken wird, setzt letzteres Rost an.

Im übrigen muß man sich aber auch enthalten, die Laufseele nicht übermäßig mit Wischer und Krätzer zu bearbeiten, nur so viel thun, als Sicherung vor Rost bedingt, denn zu vieles Wischen erzeugt, wie schon gesagt, zu glatte Laufseele und kann nach Umständen zu Vorweite und dergleichen Veränderungen bei täglichem Gebrauche führen.

Wie die Läufe, ist auch die Bascule und der Verschluß stets gründlich rein zu erhalten.

Was nun die Schlösser und die Abzüge betrifft, möchte ich darauf hinweisen, daß dieselben nur in dringendsten Fällen innerlich vom Jäger selbst gereinigt werden sollen. Bei sorgfältig gearbeiteten Gewehren sind die Schlösser und Abzugsteile so knapp und dicht schließend eingesetzt, daß schwerlich ein Eindringen von Wasser möglich ist. Erst wenn man beim Aufziehen der Hähne den metallisch-elastischen Klang der Feder vermißt, mag das Schloß herausgenommen, gereinigt und mit etwas wenig feinem Maschinenöl, d. h. Öl, das für Nähmaschinen gereinigt und entsäuert ist, eingefettet und wieder eingesetzt werden.

Zur gänzlichen Auseinanderlegung der einzelnen Schloßteile sind jedoch eigene Werkzeuge, wie Federhaken, feine Schraubenzieher, nötig, die der Jäger nicht immer zur Hand hat. Mit mangelhaften Werkzeugen wird die feine Politur der Schloßteile verletzt, und darum rate ich, in solchen Fällen lieber das Gewehr dem Büchsenmacher zur gründlichen Reinigung zu übergeben. Derartige Reinigung wird ja bei gut gearbeiteten Gewehren nur höchst selten und oft erst nach Jahren nötig.

Man kann auch bei Regenwetter durch Einbinden der Schloßteile mit einem Tuche oder Lederfutterale zum Überschnallen vorbeugen; dies jedoch nur dann, wenn man sicher ist, das Gewehr in keinem Falle rasch in Gebrauch nehmen zu müssen.

Viele Jäger setzen oben auf die Mündung Lederkappen oder Kautschukkappen, um die Läufe zu schützen. So empfehlenswert solche Vorsicht ist, so wenig bin ich für diese eingenommen, denn der am Laufe abrinnende Regen dringt unter die Futterale ein, und übersieht man dieselben so oft wie möglich abzunehmen, so setzt sich unter diesen sehr rasch Rostbildung an, welche die Brunierung der Läufe sehr bald zerstört. Nebenbei sei noch bemerkt, daß ich schon zu öftern Malen solche Kappen fand, die durchschossen waren, weil man in der Hitze des Gefechtes den Schuß abgab, ohne die Kappe vorher abgenommen zu haben. Leicht könnten z. B. bei großer Kälte dadurch gefährliche Situationen geschaffen werden.

Die äußeren Teile (Garnitur) und Läufe mögen ebenso wie der Schaft mit in Vaseline gut getränkten Lappen knapp abgewischt werden. Ich führe stets in einem eigenen Täschchen des Ruckſackes einen gut gefetteten Tuchlappen mit, der sehr oft gute Dienste leistet und spätere, schwierigere Reinigungen verhütet.

Noch wäre der verschiedenen Gewehrsysteme Erwähnung zu thun. Ich muß jedoch diese Schilderung unterlassen, denn ein kursorisches Aufzählen aller in der Neuzeit so rasch sich folgenden Abänderungen hat keinen Wert für den Leser; eine eingehende Schilderung, Hervorhebung der Vorteile und Nachteile jedes einzelnen Systemes würde den Rahmen meiner Arbeit viel zu weit überschreiten, und so muß ich es dem Interesse des einzelnen überlassen, in dieser Richtung sich Aufklärung in Spezialwerken oder bei sachverständigen Praktikern zu erholen. Eine genaue Schilderung dieses Themas bedingt ein eigenes Werk; außerdem möchte ich die verschiedenen Schriften der Neuzeit empfehlen und auf einige solche Spezialwerke hingewiesen haben.

Ich empfehle zu diesem Zwecke: „Der Schießsport“ von Fr. Brandeis; A. Hartlebens Verlag, Wien. — „Die Jagdgewehre der Gegenwart“ von Georg Koch, Hauptmann a. D.; B. Fr. Voigt in Weimar, 1891. — „Die Jagdflinte der Neuzeit“ von Leue; Verlag von Radetzki, Berlin. — „Der Schuß“ von Fr. Brandeis; A. Hartlebens Verlag, Wien u. a.

Wir leben in der Zeit der Erfindungen, und kaum taucht ein System auf, das als das Neueste und Beste angepriesen wird, kommt schon wieder ein Erfinder mit einer Neuerung, welche die kurz vorher eingeführte Erfindung überholt und in Wirklichkeit auch manchmal in Schatten stellt.

Wer die vielen Jagdfachblätter, welche die Gegenwart geschaffen hat, mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, wird die Neuerungen auf dem Gebiete der Jagdwaffen auch stets antreffen, und wenn auch daraus kein endgültiges Urteil sich bilden läßt, kann man doch auf manche praktische Neuerung aufmerksam werden, über die man dann, wenn sie von Interesse erscheint, sich praktisch zu informieren Gelegenheit hat.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehe ich zur Besprechung der Kugelgewehre über.

b) Von den Kugelgewehren.

Ein Schrotschuß ist ein Schnaderhüpfl,
Das jeder bald traktieren kann,
Ein wenig besser oder schlechter,
Es liegt so gar viel nicht daran;

Ein Kugelschuß, der ist dagegen
Vergleichbar einem feinen Lied,
Wer's leicht nimmt, kommt zu keinem Preise,
Das ist der beiden Unterschied.

Mit diesen wenigen Reimen hat unser trefflicher v. Kobell den Unterschied zwischen dem Schrotschusse und dem Kugelschusse charakterisiert und mit Recht, denn wenn auch ein flinker schöner Schrotschuß in seiner Art den Jäger befriedigt, über die Arbeit mit der weittragenden Kugel steht doch nichts auf; ihre weidgerechte Verwendung befriedigt den geübten Schützen so sehr, daß er in gewissen Fällen, wo der Schrotschuß auch anwendbar wäre, doch zu der Kugel greift, wenn er mit der entsprechenden Waffe versehen ist, weil ihm dieser Schuß hohe Freude bereitet.

Ein durch die Kugel getroffenes Stück kommt meist zur Strecke, wenn der Schütze nicht leichtsinnig zu Werke geht, der Schrotschuß aber bringt die Gefahr mit sich, daß man in Unterschätzung der Distanz die Wirkungsfähigkeit des Gewehres überschätzt und so manches Stück zu Holze schießt. — Ein braver, gewissenhafter Jäger wird sich nicht so leicht hinreißen lassen, gewagte Schrotschüsse auf nutzbares Wild abzugeben, aber wie viele tragen die Schrotspritze herum, welche dem verderblichen Grundsatze im Momente Gehör geben — „vielleicht reicht's doch?" und das Unglück ist geschehen! Edles Wild, starkes Wild leidet unter solchem Leichtsinn, unter solch unweidmännischen Gedanken am meisten, und deshalb gilt auch der Schrotschuß auf solche Wildgattungen als unweidmännisch und ist sogar teilweise vom Gesetze verpönt!

Ich habe der kombinierten Schußwaffen schon mehrfach gedacht, ich habe erwähnt, daß den Übergang vom Schrotgewehr zur Kugelbüchse die Büchsflinte oder auch der Drilling bildet. Auch hat z. B. Hofbüchsenmacher Peter Oberhammer in München, der geniale Erfinder auf dem Gebiete der Schußwaffen, in neuerer Zeit ein Gewehr konstruiert, das Kugel und Schrot aus ein und demselben Lauf zu verfeuern, infolge der Zugs- und der Kugelkonstruktion, mit herrlichen Erfolgen gestattet. Es erübrigt mir aber die Konstruktionsverhältnisse des eigentlichen Kugelgewehres, seine Einrichtungen und Verwendung nachfolgend zu besprechen.

Konstruktion des Laufes.

Die Laufseele für den Kugelschuß weicht sehr viel von jener für den Schrotschuß ab, denn der Kugellauf ist mit Zügen versehen, welche dem Geschosse die nötige Führung und den nötigen Drall verleihen; die geradlinige Führung des Geschosses allein genügt nicht, es muß auch in die entsprechende Längsrotation gebracht werden.

Zu Büchsläufen eignet sich der Gußstahl infolge seiner Festigkeit und Zähigkeit am allerbesten; er bietet die nötige Widerstandsfähigkeit gegen den erhöhten Druck der Pulvergase und gestattet am meisten das exakte Einschneiden der Züge.

Züge.

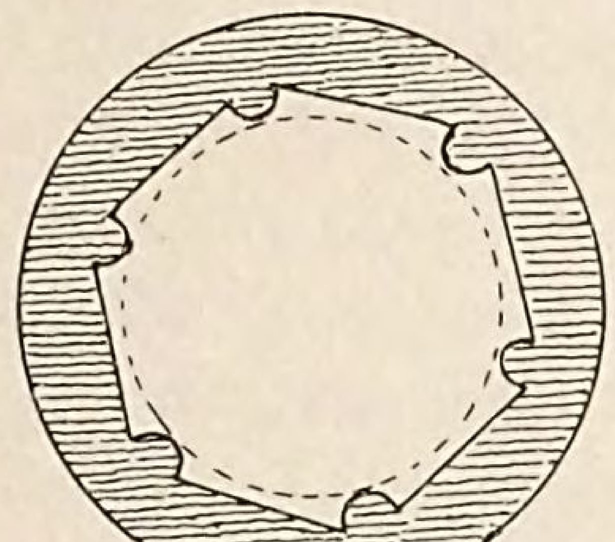
Die Züge des Kugellaufes werden nach drei Arten hergestellt, sie sind nämlich teils rechteckige, teils Zirkel-, teils Polygonalzüge.

Die Tiefe der Züge und die Länge ihres Dralles ist sehr verschieden. Bei dem großen Rundblei der alten Vorderlader waren tiefe Züge bedingt, und diese erforderten wiederum eine Fütterung durch sogenannte Pflaster, um die Pulvergase zu verhindern, in der Tiefe der Züge, am Blei vorüber, zu entweichen. Eine Pflasterung der Geschosse für Hinterladergewehre ist unstatthaft, und so gelangte man zu der Überzeugung, daß für unsere kleinkalibrigen Langgeschosse seichte, flache Züge vorzuziehen sind. Haupterfordernis für präzisen Schuß ist aber, daß das Geschoß die Züge völlig ausfülle und den Schuß dadurch gasdicht abschließe. Für die Zwecke der Jagd kommen hauptsächlich nachfolgende Zugarten in Betracht. Gewöhnlich ist der Zirkelzug oder auch konzentrische Zug (siehe Figur a); dieser hat trapezartig gestaltete Felder, welche gewöhnlich halb so breit sind wie die Züge selbst.

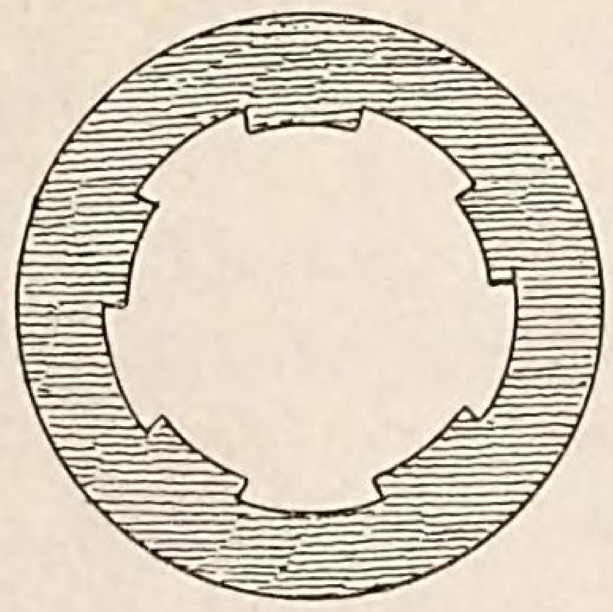
Der Polygonalzug, dessen Erzeugungsfigur aus lauter gleichschenkligen Dreiecken mit abgerundeten Kanten sich zusammensetzt (siehe Figur b), bildet, wenn man die oberen Kanten der Felder durch gerade Linien verbindet, ein regelmäßiges Polygon.

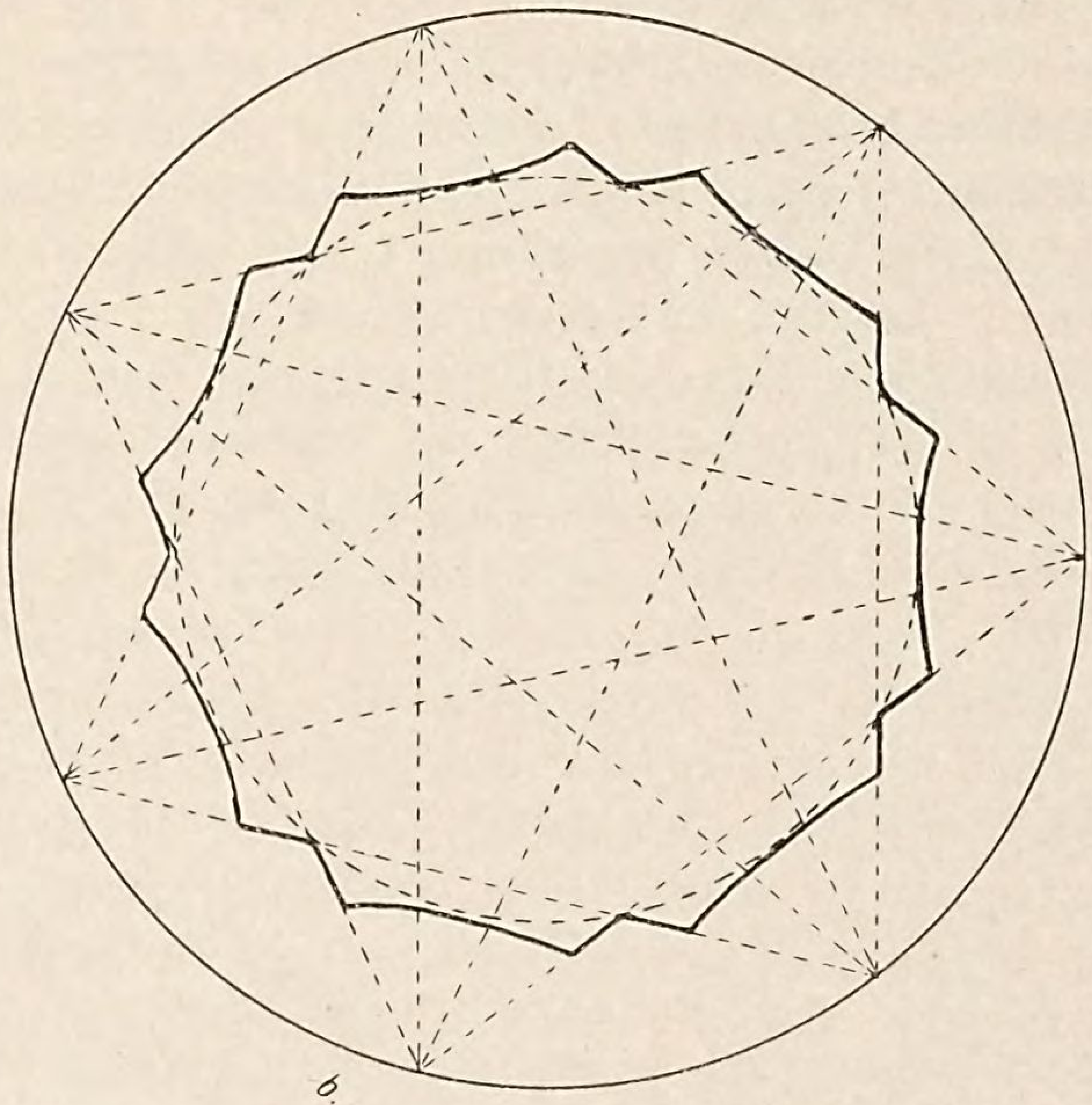
Bei diesen Zügen findet das Geschoß, wie ersichtlich, sowohl auf der Zugmitte als auch auf der Feldkante seine Führung, ohne eine Deformierung zu erleiden, denn das durch die Felder hinweggedrängte Blei füllt die Zugsecken aus.

c



a





b

Der Engländer Henrie hat diese Konstruktion bei den Martini-Henrie-Gewehren zuerst eingeführt, dieselbe ist aber unter dem Namen „Expreßzüge“ auf die Jagdgewehre übergegangen. — Da man nun soviel von „Expreßzügen“, „Expreßbüchsen“ hört, möchte ich bemerken, daß viele Fabrikanten alle jene Zugarten „Expreßzüge“ nennen, die im Verhältnis zu den Zügen ein sehr schmales und scharfkantiges Feld zeigen, ob nun die Sohle der Züge konzentrisch oder geradlinig, ob die Zugkante scharf oder abgerundet ist. Zu tiefe Züge sind, wie schon erwähnt, nicht ratsam, weil das Geschoß beim Durchpassieren durch den Lauf dieselben nicht genügend ausfüllen, dadurch Pulvergase vorbeidrängen, das Geschoß hiedurch in seiner Flugbahn irritiert und unregelmäßige Abweichungen machen würde, und weil in den Winkeln der tiefen Züge sich Pulverrückstände und Bleiteile ansetzen könnten, welche sowohl den Schuß als auch die spätere Reinigung beeinträchtigen.

Außer diesen giebt es noch eine Zugskonstruktion, die man jetzt sehr häufig sieht, die aber auf dem Prinzipe der Polygonalzüge fußt, wie sie Figur c zeigt. Bei dieser Art Züge sind die abgerundeten Felder sehr schmal und die breiten Züge mit gerader Sohle eingezogen, die jedoch nur so tief bemessen ist, daß die Zugmitte mit der Feldkante, wie bei den Polygonalzügen, in denselben Kreis fällt.

Die Felder des gezogenen Laufes müssen untereinander völlig gleiche Abstände aufweisen und die Laufseele nur ganz geringen Fall am hintern Ende des Laufes zeigen.

Unter Drall versteht man die Windung der Züge; es gibt schwachen und starken, langen Drall.
und kurzen Drall. Die Stärke des Drall darf gewisse Grenzen nicht überschreiten. Durch zu schwachen (langen) Drall werden die durch Rotation des Geschosses gebotenen Vorteile ungenügend, durch allzu starken (kurzen) Drall das Schußresultat in Frage gestellt.

Kleines Kaliber verlangt bedeutendere Windung, großes Kaliber geringere. Die Länge des Dralles in Längsmaß ausgedrückt, ergibt auf 55—60 cm Länge eine volle Windung.

Noch möchte ich den Progressiv-Drall erwähnen. Bei diesem Dralle ist der Drallwinkel im rückwärtigen Teile des Rohres ein sehr geringer und nimmt allmählich gegen die Windung hin zu. Bei diesem Dralle dringt das Geschoß leichter in die Züge ein, überspringt sie nicht leicht und erhält durch die zunehmende Windung der Züge später den gesteigerten Drall.

Wie bei Schrotflinten muß auch bei Kugelläufen der Ausschnitt des Patronenlagers genau mit Patronenlager.
der Seelenachse übereinstimmen; die Länge des Ausschnittes muß so berechnet sein, daß die Spitze des

Geschosses sich fest in den konischen Übergang der Züge einlegt; ferner muß der Ausschnitt genau der Form und der Weite der für das Gewehr bestimmten Patronen entsprechen, so daß dieselbe überall dicht, aber ohne zu klemmen anliegt, denn ist das Patronenlager zu weit, wird die Patrone platzen und der Schuß vordorben sein.

Kaliber. Die Kaliberfrage bei Büchsen ist ein sehr heikler Punkt, worüber in Rücksicht auf Jagdbüchsen manche Bedenken noch herrschen. Bei Armeegewehren ist die Kaliberfrage zu gunsten des kleinen Kalibers längst entschieden. Anders verhält sich die Sache beim Jagdgebrauche.

Der Soldat hat das Hauptinteresse daran, seinen Feind kampfunfähig zu machen, während der Jäger anstrebt, das Wild möglichst auf dem Platze zu strecken oder doch so zu verwunden, daß es starke Rotfährte gibt und sehr bald zur Strecke gebracht werden kann. Man ging von dem Grundsatze aus, daß ein größeres Kaliber einen weiteren Schußkanal und besonders eine weitere Ausschußwunde ergibt, als ein kleines Geschoß und die Folge des weiteren Schußkanales ergibt eine stärkere, leichter auffindbare Rotfährte. Dies ist ein Punkt, der für den Jäger sehr ins Gewicht fällt.

Starkes Wild, wie z. B. Rotwild, Damwild, Schwarzwild, Elchwild 2c. flüchtet meist mit gutsitzender Kugel noch mehr oder weniger weit, wie ich das bei früheren Kapiteln schon erwähnt habe. Die Nachsuche wird eine bedeutend leichtere, wenn das Stück stark schweißt. Der Schußkanal eines kleinkalibrigen Geschosses ist sehr enge; Fetteile, Haare 2c. vermögen besonders in der Feistzeit des Wildes sehr leicht den Schußkanal zu verstopfen und geben infolgedessen nur geringe oder gar keine Rotfährte. Das feiste Damwild oder auch Gemsen in der Feistzeit haben beträchtliche Lagen von Feist unter der Decke; nicht selten beobachtete ich, daß fingerlange Fetzen von Weiß oder Feist aus dem Schußkanale austraten und so einen Schweißerguß gänzlich verhinderten.

In neuerer Zeit ist man jedoch von diesem Grundsatze abgegangen, indem man der Ansicht Raum gab, daß die Gebrauchsfähigkeit des Jagd-Kugelgewehres in geradem Verhältnisse steht zu den ballistischen Eigenschaften des aus ihm verfeuerten Geschosses und der lebendigen Kraft, mit der das Geschoß den Wildkörper erreicht.

Diese Vorzüge setzen sich zusammen aus der Querschnittsbelastung des Geschosses — Gewicht des Geschosses im Verhältnis zum Querschnitt und seiner Geschwindigkeit lassen sich nur bei kleinem Kaliber erreichen, wenn der Ladungsquotient — das Gewicht des Geschosses im Verhältnis zur Pulverladung — ein günstiger ist und die Gestalt des Geschosses zylindro-ogivales Langgeschoß bildet.

Ein derartig abgefeuertes Geschoß erreicht eine größere Rasanz, es bietet dem Jäger den Vorteil, daß die Flugbahn eine flachere, gestrecktere wird und infolgedessen Fehler in Schätzung der Distanz weniger fühlbar werden.

Welchen Vorteil eine flache Flugbahn für den Jäger bietet, habe ich nicht nötig, näher auseinanderzusetzen. Es ist ein großer Unterschied, wenn ich auf 180—200 Schritt ebenso auf dem Treffpunkte abkommen kann, wie auf 80 oder 90 Schritten. Man ging nun mit dem Kaliber der Jagdbüchsen auf 11,5 — 10 — 9 mm zurück und die lebendige Kraft des Geschosses ergab, daß dieselbe, selbst wenn das Geschoß nicht auf Knochen auftrifft, schon im weichen Gewebe des Tierkörpers, bei einer Anfangsgeschwindigkeit von 440 m und bei einem Ladungsquotienten von 1 : 5, ein solche Stauchung des Geschosses hervorbringt, daß dieses pilzartig aufgetrieben wird. Außerdem richtet diese Rasanz durch hydraulische Pressung der in den Weichteilen des Wildkörpers befindlichen Flüssigkeiten so große Zerstörung an, daß eine ergiebige und erwünschte Rotfährte eintritt.

Um solche Wirkung hervorzubringen, ist es nötig, daß der Ladungsquotient ein richtiger sei; das richtige Verhältnis der Ladung zum Geschoßgewicht ist, wie schon bemerkt 1 : 5, d. h. wenn das Projektil 25 Gramm wiegt, muß die Pulverladung 5 Gramm betragen. Höhere Pulverladung bei gegebener Schwere des Geschosses hat keinen Nutzen und kann, abgesehen von heftigem Rückstoß, Unregelmäßigkeiten in der Präzision des Schusses zur Folge haben.

Expansions-Geschosse. Um die Streichung des Geschosses zu erleichtern und zu vermehren, hat man Langgeschosse gefertigt, welchen an der Spitze ein Expansionsröhrchen eingesetzt wurde, das bei Auftreffen durch die eingeschlossene Luft das Geschoß auseinander treibt. Man hat aber bei diesen Kugeln die Erfahrung gemacht, daß sie sich zu leicht spalteten und wenn sie auf einen Knochen auftrafen, nicht weiter in den

Körper des Tieres eindrangen. Das Wild erhält dadurch schwere, jedoch nicht sofort tödliche Verwundungen, wird sehr oft nicht zur Strecke gebracht und geht schließlich ein. In den meisten Fällen schlägt ein derartiges Geschoß den Körper des Wildes nicht durch, gibt also keinen Ausschuß und erschwert dadurch die Nachsuche, wenn auch nicht ausgeschlossen ist, daß gut getroffenes Wild eher auf dem Platze bleibt.

Abgeplattete Geschosse.

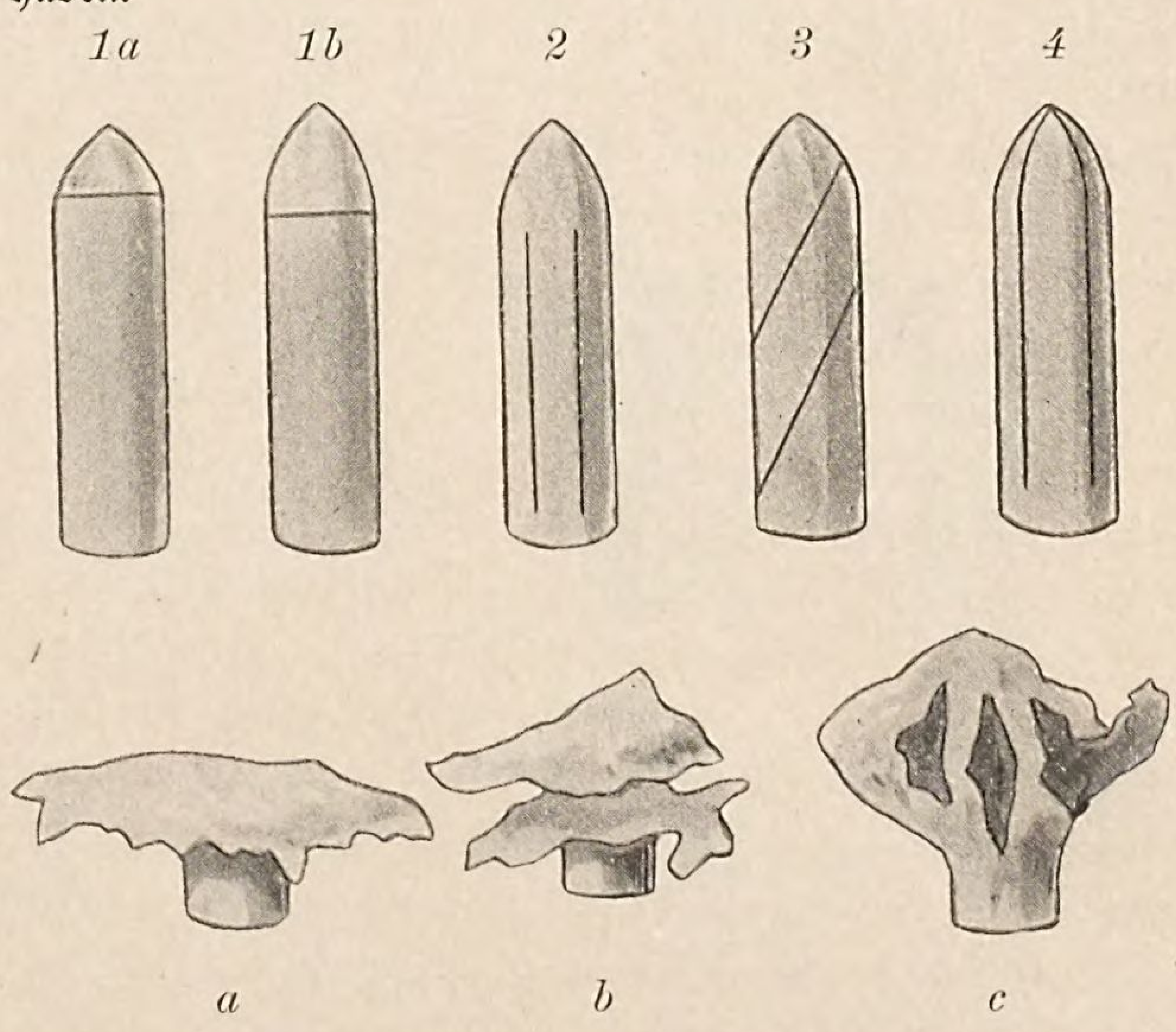
Bei der ogivalen Form des Langgeschosses stieß man auf die Erfahrung, daß dasselbe den Wildkörper oft glatt durchschlug, geringen Ein- und geringen Ausschußkanal ergab und noch weiter den ungünstigen Umstand zeigte, daß elastische Körperteile nicht zerrissen wurden, das Geschoß vielmehr denselben auswich und so wenig Zerreißung der Gefässe, wenig Schweißaustritt erzeugte.

Um nun diesem Übelstande abzuhelfen, hat man in neuerer Zeit das richtige Auskunftsmittel getroffen, die Spitze des Geschosses abzuflachen. Diese Maßregel ergibt wohl auf große Entfernungen eine etwas ungünstigere Flugbahn, jedoch sind die Schußdistanzen auf der Birsche nicht so weit, daß dadurch ein wesentlich fühlbarer Nachteil entstehen könnte, während die Verwundungen aber mit abgeflachter Spitze große Zerreißungen mit sich bringen.

Die am meisten gebräuchlichen Kalibergrößen bewegen sich in der Neuzeit zwischen 10 und $11^1/_2$ mm Langblei mit abgeplatteter Spitze und dürften allen gerechten Anforderungen entsprechen.

Das 8 Millimeter-Mantelgeschoß.

Nachdem das 8 millimetrige Mantelgeschoß bei den Armeewaffen eingeführt war, konnte man denken, daß es auch zu Jagdzwecken Verwendung finden würde. Man hat aber keine günstigen Erfolge beim Jagdgebrauche damit erzielt. Im großen Ganzen stellte sich heraus, daß die Kugel in der Regel glatt den Körper des Wildes durchschlug, sehr kleinen Ein- und kleinen Ausschuß ergab, welche ganz geringe Schweißfährte, wenn überhaupt solche vorhanden war, zur Folge hatte. Im Weiteren zeigte sich, daß das Wild mit den besten Schüssen, die sonst tödlich wirken mußten, frischweg fortflüchtete und erst sehr weit entfernt oder gar nicht zur Strecke gebracht wurde. Ursache dieses letzteren Umstandes dürfte sein, daß die Zerreißung der Gefässe von diesem Geschosse nicht erfolgte, dasselbe vielmehr von elastischen Gefässen abgelenkt wurde und so durch den Körper schlug, ohne im Innern die notwendige Zerreißung der Innenteile hervorgebracht zu haben.



Mir ist ein Fall bekannt, daß ein Hase unmittelbar hinter dem Blatt glatt durchschossen noch ca. 30 Schritte lief und erst dann tot niederstürzte u. s. f.

Um diesem Nachteile des Geschosses abzuhelfen, griff man zu der Maßregel, den Stahlmantel teilweise abzunehmen, so daß die innere Bleifüllung des Geschosses freiliegt und dadurch eine Stauchung im Körper des getroffenen Wildes erfolgte; man entfernte sogar bis zu $^2/_3$ den Mantel. Auch seitwärtige Einschnitte gaben Stauchung, ja sogar Zersplitterung des Geschosses. Siehe beigegebene Zeichnungen.

Zur Erläuterung sei angeführt: Figur 1a und 1b stellen das Mantelgeschoß dar und zwar bei a) die Mantelspitze 5 mm, bei b) 10 mm abgeschnitten, so daß die Bleispitze frei heraussteht.

Trifft das Geschoß auf den Wildkörper, so durchdringt dasselbe das Blatt, die offene Bleispitze staucht sich, der Mantel platzt, das Geschoß nimmt ungefähr die Form Figur A an und bleibt im Körper sitzen. Ein so aufs Blatt getroffener Damhirsch stürzte nach zehn Schritten verendet nieder. Auf dem Anschuße waren eine Menge Schnitthaare und weit hinausgespritzter Schweiß in großer Menge. Die Stauchung des Geschosses, der heftige hydraulische Druck erzeugten diese Wirkung.

Da nun die Gefahr vorliegt, daß bei besonders starkem Wilde, besonders bei Dickhäutern, das Geschoß, nach Figur 1 aptiert, sich vollkommen breit schlagen könnte, ohne in den Körper einzudringen, wurde die Spitze intakt gelassen und in den Mantel nur Risse eingeschnitten, wie das Figur 2, 3 und 4 zeigt. Figuren b und c zeigen die Deformierung derartig aptierter Geschosse an; Figur 4 hat sich am besten bewährt und dürfte für Tropenjäger, etwa auch Bären- und Elchjäger empfehlenswert sein.

Wenn sich nun Figur 1 a und b für unsere Jagdverhältnisse am besten eignet, so hat dieses Geschoß doch den Nachteil, daß es nach meinen Erfahrungen das Wildpret in den meisten Fällen schrecklich zurichtet. Auf Gemsen und Rehen sah ich furchtbare Verheerungen. Ein Rehbock hatte am linken Blatt den Einschuß in starker Bleistiftgröße, dagegen am rechten Blatt einen faustgroßen Ausschuß, welcher das Wildpret so zerfetzt hatte, daß der Bug völlig unbrauchbar war.

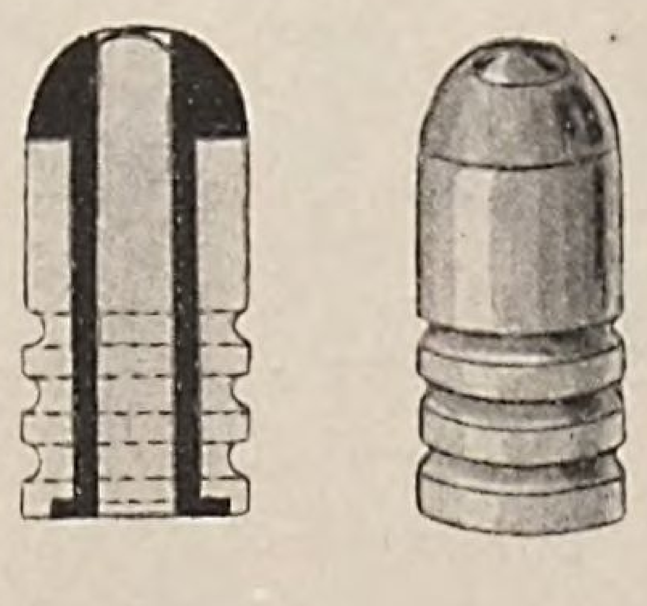
Wenn auch nicht jeder Schuß solche Verheerungen anrichtet, so genügt es doch für den Jäger, auf die ziemlich sichere Gefahr hin, das Wild in unweidmännischer Weise zuzurichten, ein solches Geschoß nicht zu führen, besonders da wir ja Geschoße haben, die bei genügender Tragweite solche Eventualitäten ausschließen.

Auf vielen Jagdgebieten ist der Gebrauch der Mantelgeschosse verboten, indem nicht bloß der eben geschilderte Umstand hiezu Veranlassung gibt, sondern auch die gerechtfertigte Befürchtung, daß bei der ungeheuren Tragweite dieses Projektiles ungeahnte Unglücksfälle eintreten könnten. Es ist auch für den Birschjäger im Flachlande viele Gefahr bei Anwendung einer solchen Schußwaffe vorhanden, denn die große Tragweite überschreitet die Übersicht für den Jäger, was in dem Schußbereiche einer solchen Büchse liegen könnte.

Selbst im Hochgebirge können Umstände eintreten, welche mit Gefahren verbunden sind. Ich glaube daher, daß für den gewöhnlichen Weidmann das Bedürfnis nicht vorliegt, mit diesen weittragenden Geschossen arbeiten zu müssen, da ihm Büchsenkonstruktionen zu Gebote stehen, mit welchen er auf weidgerechte Entfernungen die herrlichsten Resultate erzielen kann, ohne sich der Gefahr eines Unglücks auszusetzen und ohne riskieren zu müssen, sein Wild fast wertlos zuzurichten. — Wer aber auf Bären, Seehunde, Elefanten oder Büffel jagen will und kann, der möge getrost zu diesem Hilfsmittel greifen.

Stahlhülsen-Geschoß.

Der kgl. bayerische Kämmerer, Oberstlieutnant à la suite der Armee Graf v. Berchem, hat ein Geschoß konstruiert und dem Hofbüchsenmacher V. Greiß in München zur Vervollkommnung übergeben, das nach den gemachten Erfahrungen Vorzügliches leistet, es ist dies das „Stahlhülsengeschoß“ D. G. M. Nr. 25 356 (siehe Abbildung).



Dieses Geschoß hat über einem 3—4 mm starken bolzenartigen Metallkerne einen Stahlmantel mit ogivaler Stahlspitze, während ein Bleimantel die Führungsfläche in den Zügen bildet. Dieser Bleimantel gestattet, das Geschoß aus jedem Laufe zu verfeuern, ohne demselben Schaden zu bringen. Wenn nun das Geschoß auf einen Körper auftrifft, tritt der bolzenartige Metallkern zurück oder ganz aus dem Innern des Stahlmantels heraus, so daß im Geschosse eine ungefähr 3—4 mm dicke leere Röhre entsteht. Die scharf geschnittene Stahlspitze schneidet förmlich das Wildbret durch, und es entsteht dadurch ein Schweißerguß, wie man ihn bei keinem Geschosse findet.

Auf Holz geschossen schneidet der Hohlraum in der Kugel einen bleistiftartigen Holzfaserspan scharf aus, während die Stahlhülse, nicht im geringsten deformiert, tief im Holze fest sitzen bleibt.

Auf Weichteile des Wildes geschossen, bleibt der Metallkern im Stahlmantel fest sitzen, während er, wenn das Projektil auf festere Bestandteile auftrifft, zurückweicht. Infolge dieser Konstruktion wird das Wildbret nicht zu sehr zerstört, der Schuß ergibt aber eine mächtige Zerreißung der inneren Gefäße und dadurch starken Schweißerguß, der wiederum rasches Verenden des Wildes zur Folge hat.

Dieses Geschoß selbst hat eine ungemein starke Durchschlagskraft, welche jene des Vollgeschosses aus Blei, bei gleicher Pulverladung und aus dem gleichen Rohre verfeuert, beinahe um das Dreifache übertrifft.

Graf Berchem durchschoß Sauen nach allen Richtungen. Drei Gemsböcke schoß er auf 120 Schritt Entfernung spitz von vornen so, daß die Kugel am Brustkorb eindrang und am Weidloch oder an der Keule herausdrang; auch jeden Hirsch durchschoß er völlig auf eine Weise, die er nur mit der Expreß-Rifle-Büchse ähnlich erreicht hatte.

Obgleich nun dieses Geschoß eine gewaltige Durchschlagskraft zeigt, hat es doch nicht die Nachteile des Stahlmantelgeschosses unserer Militärgewehre, deren Flugweite so viele Gefahren mit sich bringt.

Ein anderes Geschoß hat Herr Forstassessor Dr. H. in München konstruiert und mit dem Namen „Rationell" bezeichnet, das die Vorteile eines kleinkalibrigen Langgeschosses bieten, die Nachteile des 8 Millimeter-Mantelgeschosses aber ausschließen sollte. **Rationell-Geschoß.**

Ich habe schon erwähnt, daß das reine 8 Millimeter-Stahlmantelgeschoß bei Anwendung auf gewöhnliches Wild glatt durchschlägt, ohne nötige Zerreißungen zu veranlassen und infolgedessen das Wild noch zu weit, ohne Schweißfährte zurückzulassen, flüchtet; daß ferner das Geschoß ob seiner eminenten Tragkraft so weit fliegt, daß dadurch Gefahren beim Jagdbetriebe entstehen können. Ich habe weiter erwähnt, daß das aptierte $^3/_4$- oder $^4/_5$-Mantelgeschoß zu große Verheerungen im Wildkörper anrichtet, außerdem auch Gefahren im Laufe durch Zerreißen des Mantels 2c. hervorbringen kann und deshalb nicht ganz empfehlenswert zu Jagdzwecken sei.

Herr Dr. H. hat nun in seinem „Rationell" ein Geschoß gefertigt, das keinen Mantel hat, sondern aus einer homogenen Komposition gefertigt ist, deren Zusammensetzung Geheimnis, aber bedeutende Härte besitzt, die Form der Vollmantelkugel jedoch mit einem Fettringe im letzten Drittel der 25,5 mm Länge versehen ist. Die Führung des Geschosses bei dem starken Drall der 8 Millimeter-Gewehre (24:1), welche sonst der Stahlmantel besorgt, wird hier vom Vollgeschoß an seiner Oberfläche selbst übernommen, daher die Notwendigkeit großer Härte; Weich- und Hartblei gewöhnlicher Art wird bei dem starken Dralle 24:1 sehr häufig über die Züge geworfen.

Die Kugel besitzt die Eigenschaft, sich beim Schusse nicht zu deformieren, obgleich die Durchschlagskraft, ohne in das Extrem der Vollmantelgeschosse zu verfallen, so ist, daß es 50 cm tief in Fichtenholz eindringt und somit alle sonstigen Geschoßarten, mit Ausnahme der genannten, weit übertrifft.

Das Geschoß hat ferner erwiesen, daß es dasselbe Visier beibehalten läßt wie das Voll- oder $^4/_5$-Mantelgeschoß auf Distanzen, die für Jagdzwecke vollauf genügen. Auf größere Distanzen (über 170 Schritt) zeigt sich bei abnehmender Geschwindigkeit eine stark gekrümmte Flugbahn, wodurch das Geschoß eher zur Ruhe kommt und die Gefahren des Vollmantelgeschosses ausschließt. Geht nun jemand darauf aus, auf sehr weite Distanzen zu schießen, kann er zweierlei Patronen führen — für nähere Entfernungen die Rationellkugel, für weite das Vollmantelgeschoß.

Wie weit sich diese allerneueste Erfindung in der Jagdpraxis bewähren wird, ist zur Zeit noch nicht zu bestimmen.

Außer den in neuerer Zeit im Vordergrunde stehenden und hier aufgezählten Kalibern und Geschossen bestehen noch verschiedene Muster, welche jedoch teils überholt, teils mangelhaft sind, und deren Beschreibung ich übergehe, um zum eigentlichen Thema der Büchsen selbst zurückzukehren.

Zu den Kugelbüchsen werden vorzugsweise Hülsen aus Metall, wie Tombak, Messing, Kupfer, verwendet, welche sich infolge der Elastizität des Materials und des gasdichten Abschlusses besser für den Kugelschuß eignen denn Papier- oder Papphülsen, obgleich manche Büchsensysteme für letztere Hülsen eingerichtet sind. **Die Patrone.**

Die Messinghülsen haben deshalb den Vorzug, weil 1. der Patronenausschnitt des Laufes exakter mit der Hülse übereinstimmt, 2. die Metallhülse dem erhöhten Gasdruck durch Andrücken an die Rohrwand größeren Widerstand leistet und 3. der starke Boden der Metallhülse durch Andrücken an das Verschlußstück eine verläßliche Stütze nach rückwärts findet.

Diese Hülsen, welche recht bald nach dem Schuße zu reinigen sind, gestatten auch ein zwei- und mehrmaliges Laden, ohne in ihrer Exaktheit und Brauchbarkeit zu leiden, wenn der Patronenausschnitt mit der Form der Patrone recht gut passend gearbeitet ist.

Die Ladeweise der Kugelpatronen ist eine wesentlich andere und viel einfachere als jene der Schrotpatronen. Das sorgfältig abgemessene oder abgewogene grobkörnigere Naßbrandpulver wird ein-

gelegt, darauf ein dünnes Papier-(Karton-)Blättchen gelegt, um das Pulver vor Berührung mit der gefetteten Kugel zu schützen, und dann wird die gut und knapp passende und wohl eingefettete Kugel leicht darauf gesetzt, so daß das Pulver nicht gedrückt und die Pulverkörner nicht zu Mehl zermalmt werden, was letzteres dem Schusse schaden würde.

Ich habe beim Schrotschusse schon erwähnt, daß der Kugelschuß ein weniger brisantes Pulver, eine weniger rasche Verbrennung des Pulvers erfordert, und dies wird schon durch die chemische Zusammensetzung des Büchsenpulvers und durch seine gröbere, glanzlose Körnung erreicht. Durch starkes Aufdrücken der Kugel würde das Pulverkorn zermalmt und dadurch dieser Vorzug wieder vernichtet.

Bezüglich der Nitropulver sind bei jeder Gattung derselben ganz besondere Ladevorschriften schon gegeben.

Länge der Büchsläufe.

Die Länge der Büchsläufe kann eine kürzere sein, als die der Schrotläufe, da die Ausnutzung der Pulvergase durch den starken Widerstand des in die Züge sich einpressenden Projektiles ausgeglichen wird. Unter ein gewisses Maß kann jedoch auch hier nicht zurückgegangen werden, schon um die nötige und entsprechende Visierlinie zu erhalten, denn bei kurzer Visierlinie machen sich Zielfehler in zu großem Maße geltend. Die gewöhnliche Lauflänge für Birschbüchsen beträgt ca. 60 cm. Manche besonders schwere Läufe werden auch kürzer gemacht, um das Gewicht des Gewehres herabzusetzen, sollen aber doch nicht über 52 cm zurückgehen.

Das Visier.

Während für Schrotgewehre ein gewöhnliches Korn am vorderen Ende der Laufschiene infolge der Streuung des Schusses genügt, erfordert die Büchse eine vollkommene Visiereinrichtung aus: Korn, Kimme (Absehen) und etwa auch noch aus einem dritten Faktor — dem Diopter.

Bei Armeegewehren und bei Scheibenbüchsen mögen die Visiereinrichtungen mannigfacher und verstellbarer Konstruktion sein. Für Jagdbüchsen gilt der Grundsatz „so einfach wie möglich" und „so klar wie möglich"! Je einfacher und klarer das Visier ist, desto rascher wird der Jäger bei oft sehr flinken Schüssen und bei dem so häufig wechselnden Licht fertig werden; gerade bei der Birsche und im Schatten des Waldes muß das Visier seine meisten Dienste leisten und deshalb darf es nicht kompliziert und vor allem nicht zu fein sein!

Das Korn.

Den ersten Teil des Visiers bildet das Korn am Ende der Laufschienen. Die vielerlei Gewohnheiten der einzelnen Jäger lassen eine bestimmte Form des Korns nicht wohl geben — jeder sucht sich das Korn in der Weise aus, sowohl was Material als Form betrifft, in welcher es ihm nach seinem Auge und nach seinen Gewohnheiten am besten paßt. Man muß dabei bedenken, daß der Moment des Abkommens in den meisten Fällen ein sehr kurzer und rascher sein muß, daß man in der Regel nicht sehr lange alle Umstände erwägen kann, und daß infolgedessen das Korn, wie schon erwähnt, für den Jäger ein recht einfaches und deutliches sei, denn für alle eintretenden Fälle kann gleichzeitig nicht vorgesorgt sein, man muß eben bei einer normalen Form bleiben.

Am meisten fühlbar bei der Birsche und bei raschen Schüssen sind die Fehler in Bemessung der Höhe, weil das Wild in dieser Richtung ein kleines Treffbild bildet und die Entfernung dabei auch eine nicht zu übersehende Rolle spielt. Weitaus die meisten Zielfehler treten nach der Höhe auf. Ob ein Rehbock etwas mehr links oder rechts getroffen wird, hat weniger Bedeutung, aber zu hoch oder zu tief, kann Schwierigkeiten hervorrufen.

Demnach darf das Korn keine Form haben, die eine zu große Abweichung in Bezug auf Höhe gestattet, d. h. es soll nur niedrig sein.

Die Kimme.

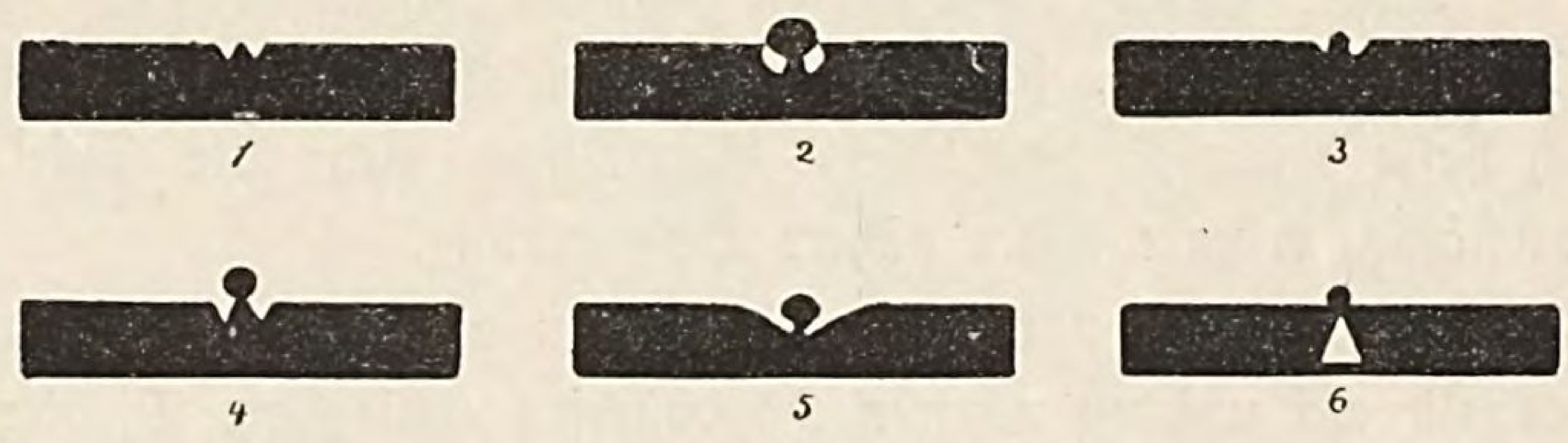
Korn und Kimme (Absehen, Stöckel) stehen in Wechselwirkung und müssen in gleiche passende Form und Verhältnisse, je nach den Gewohnheiten des Schützen, gebracht werden. Es gibt also auch bei der Kimme keine allgemeine Regel.

Für die Jagd mag, als für alle Fälle passend, die Regel gelten, daß das Visier so eingerichtet und die Büchse so eingeschossen sei, daß sie auf 120—150 Schritte Fleck schießt, d. h. daß die Kugel da sitzen soll, wohin man zielt.

Viele Jäger haben die Gewohnheit, so viel Hochschuß in der Büchse zu haben, daß sie das Wild unten anstechen oder wie man auch sagt „unten Haar nehmen". Dies hat aber bei Schüssen in der Flucht einigen Nachteil, denn wenn man bei dem Auf- und Niedersetzen des Wildes, besonders bei

etwas größerer Entfernung, vorne abkommen soll, etwa am Stich des Tieres, ist es sehr schwer zu bemessen, ob man ansticht oder schon höher im Körper selbst steht, daher wird das Wild in der Flucht von Schützen, welche anzustechen gewohnt sind, sehr gerne überschossen, was im Stehen oder bei ganz ruhiger Gangart nicht der Fall ist.

Ich selbst hatte die Gewohnheit, anzustechen, bin aber bei den vielen Treibjagden, besonders im Hochgebirge auf Edelwild und Gemsen, davon abgekommen und schieße deshalb jetzt meine Büchsen alle auf „Fleck“ ein. Doch wie gesagt: „de gustibus non est disputandum!“



Der eine ist eingeschossen auf grob Korn (Fig. 2 u. 4), der andere auf gestrichen Korn (Fig. 1), jeder, wenn er geübt ist, kommt zurecht. Ich halte ein mittelgroßes Korn mit nicht zu feinem Einschnitt in der Kimme für das einfachste und sicherste Abkommen (Fig. 3).

Um für alle Beleuchtungen, die ja bei der Jagd sehr wechseln, gerüstet zu sein, wird das Korn der Jagdbüchsen in der Regel aus glänzendem Metall — Silber, Kupfer, Gold — hergestellt. In der Dämmerung hat glänzendes Korn den Vorzug, es nimmt die Strahlen des Lichtes auf, ist im Dämmerlicht leichter zu sehen und hebt sich vom dunklen Wildkörper klar ab — bei hellem Lichte oder gar Sonnenschein glitzert jedoch glänzendes Metall stark und gibt dadurch Anlaß zu Zielfehlern, sowohl nach Höhe, als nach links oder rechts, je nachdem der Sonnenstrahl auf das Korn fällt.

Manche Jäger ziehen eine ganz horizontale Ebene des Stöckels mit Einschnitt vor, andere dagegen eine herzförmige oder gesenkte Oberfläche ohne Einschnitt (siehe Fig. 5).*) Beide haben Vorteile und Nachteile für sich. Ich ziehe die glatte Oberfläche des Stöckels vor, weil man darüber hinweg links und rechts vom Korn das Wild deutlicher sieht, während die andere Art dem Jäger das Wild verdeckt. Da sind nun eine große Anzahl Visiereinrichtungen konstruiert worden, welche meistens darauf hinausgehen, für die Dämmerung ein Korn zu haben, das durch seinen Glanz auffällt, während man bei Tage ein Korn führt ohne Glanz.

Diesen Zweck erfüllt ein Korn (Patent Lages), welches drehbar auf einer Stahlplatte angebracht ist, in der That ganz gut. Das Korn wird in der Fabrik von Dreyse in Sömmerda angefertigt. Das eigentliche Korn besteht aus Stahl, in dem ein Stück Elfenbein mittels schwanzförmigen Einschubes befestigt und derart drehbar angeordnet ist, daß durch eine Drehung dem Auge des Schützen sowohl die dunkle als auch die helle Seite zugekehrt werden kann. Die Handhabung ist leicht und einfach. **Drehbares Korn.**

Auch habe ich schon Büchsen gesehen, welche die Einrichtung am vorderen Ende der Laufschienen hatten, daß zwei Korn angebracht waren. Das eine Korn ist dunkel, das andere von glänzendem Metall. Durch einen leichten Druck mit dem Fingernagel kann man das glänzende Korn umlegen, es verschwindet dann in einer Vertiefung der Laufschiene und ist jeden Augenblick wieder aufstellbar, so daß es dem Auge des Schützen zugewendet vor das dunkle Korn zu stehen kommt.

Eine sehr einfache Vorrichtung hat v. Witzleben in Berlin erfunden; es ist nur ein starkes Gummiband, das auf einer kleinen Kupferplatte ein emailliertes, etwas gröberes, aber glänzendes Korn trägt. Wird die Beleuchtung trübe, so zieht man das Gummiband über die Läufe, stellt das Nachtkorn hinter das gewöhnliche recht exakt fest und hat dadurch ein gröberes, glänzendes Korn. Nur muß man darauf Rücksicht nehmen, daß das grobe Nachtkorn nicht höher ist als das gewöhnliche Korn, sonst könnten Kurzschüsse erfolgen; im allgemeinen muß man mit diesem Korn etwas gröber in das anzuvisierende Stück hineingehen. **Witzlebens Korn.**

Ich führe diese einfache Vorrichtung stets in meiner Geldbörse mit, so daß ich es gegebenen Falles immer zur Verfügung habe und kann bestätigen, daß es gute Dienste auch bei Schrotflinten leistet.

Herr Revierförster Reese in Eldagsen hat ein Visier konstruiert, das auch nicht zu verachten ist; Herr Gewehrfabrikant A. Frohn in Suhl fertigt solche an und hat hierauf Musterschutz genommen (siehe **Das Dreieck-Visier.**

*) Manche Jäger haben eine noch bedeutendere Ausschweifung des herzförmigen Stöckels ohne Einschnitt, wie Fig. 5, im Gebrauche, so daß der Herzwinkel die Stelle des Einschnittes vertritt.

Figur 6). Das hiezu gehörige Korn ist von der Seite gesehen ein längliches Röhrchen, vom Auge des Schützen aus ein kleiner, runder Knopf. In das Stöckel, das keinen Einschnitt hat, ist dem Auge des Schützen zugekehrt ein Dreieck mit der Spitze nach oben aus Aluminium eingesetzt, welche Spitze den Kimmen-Einschnitt vertritt. Die Spitze des Dreieckes darf nicht ganz bis an den Rand des Stöckels gehen, weil sonst das Weiße des Dreieckes mit dem etwa glänzenden Knopf zusammenschwimmen würde. — Herr Reese hat im Scheibenstande sehr gute Erfolge mit dieser Einrichtung erzielt. Ob sie zu Jagdzwecken günstig ist, habe ich nicht erprobt.

Außer diesen aufgeführten Visiervorrichtungen sind noch verschiedene andere erfunden worden, wie Aluminiumkorn, ja sogar eine Kornbeleuchtung mit elektrischem Glühlichte (Ravené, Hamburg). Ich halte derartige komplizierte Vorrichtung mehr als Spielerei und für den täglichen Jagdgebrauch überflüssig, erspare daher nähere Beschreibung.

Diopter. Außer Korn und Kimme kann man auch als dritten Faktor der Visierung den Diopter anwenden, weshalb auf unseren neueren Jagdbüchsen umlegbare Diopter im Schafthalse zwischen den Schlössern angebracht werden.

Das Schießen mit Diopter auf der Jagd ist aber durch die Beleuchtung und andere Umstände sehr erschwert und mag höchstens bei ruhigen, weiten Schüssen Verwendung finden; denn der gewöhnliche Diopter mit dem kleinen Löchchen macht sehr dunkel, verdeckt das anzuvisierende Wild zum größten Teile, so daß man nur schwer im klaren ist, ob man den richtigen Teil des Stückes anvisiert.

Oberhammer, Hofgewehrfabrikant in München, hat in neuerer Zeit doppelte Diopter auf Büchsen angebracht, nämlich den gewöhnlichen mit kleinem Visierloche und dann auch noch den sogenannten amerikanischen Diopter, der nur aus einem kleinen Ringe mit schmaler Einfassung besteht und dem Schützen die Sicherheit gibt, sein Korn klar und hell in die Mitte des Ringes einzustellen. Doch hat auch diese Vorrichtung nur bei ruhigen Schüssen praktische Anwendung.

Ich führe auf meinen Büchsen allerdings umlegbare, gewöhnliche Diopter; sie dienen mir aber nicht zum praktischen Jagdgebrauche, sondern nur beim Einschießen meiner Büchsen und hauptsächlich zur öfteren Kontrolle während der Jagd, ob sich an der Visierstellung, etwa durch Anstoßen an Bäumen oder beim Wischen der Büchse nichts verändert hat.

Nach amerikanischem Muster ist auch eine Einrichtung vorhanden, nämlich ein Perspektiv, welches auf die Laufschienen aufgesteckt werden kann und durch welches man das auf größere Entfernungen stehende Wild leichter anzuvisieren im stande ist.

Auf einer Gemsjagd in unserem Hochgebirge brachte unter anderem ein Herr aus Berlin diese Vorrichtung mit. — Unsere schlichten Bergjäger blinzelten die „Spektivi“ mit sichtlichem Mißtrauen von der Seite an und warfen sich bedeutungsvolle Blicke zu — ob die Strecke dieses Herrn eine bessere war, weiß ich nicht mehr! Jedoch mag ein jeder Schütze selbst entscheiden, ob er derartige Vorrichtungen nötig hat, und dieselben sich selbst zurechtlegen.

Einer Einrichtung möchte ich noch gedenken, die bei Büchsen gute Dienste leistet, das ist eine Laufschiene, welche durch Guillochieren oder Punzen rauh hergestellt wird und das Aussehen etwa wie die Oberfläche einer feinen Feile hat; diese Schienen haben den wirklichen Vorteil, daß sie niemals beim Visieren durch Strahlenreflex glänzen und stören, was bei glatt polierten Schienen der Fall ist.

Das Stechschloß. Zum sicheren Schusse mit der Büchse ist meistens ein Stechschloß angebracht und gewöhnlich der Rückstecher im Gebrauche. Diese Vorrichtung ist so bekannt, daß ich sie nicht näher zu beschreiben nötig habe. Der Jäger muß große Sorgfalt dieser Einrichtung zuwenden und sich stets, besonders bei großer Kälte oder nach Regenwetter, genau überzeugen, ob sein Stecher stramm und präzis funktioniert, ob er nicht „ausschlägt“ und auch nicht „kriecht“;*) leicht könnten dadurch Unglücksfälle entstehen. Was nun den Stecher betrifft, möchte ich den Rat geben, denselben für Jagdzwecke niemals zu fein zu stellen, 1. um ein vorzeitiges Ausschlagen zu verhüten und 2. um zu verhüten, daß der Schuß nicht zu frühzeitig abrutscht.

*) „Ausschlagen“ heißt — ohne Berührung von selbst abgehen; „kriechen“ — nicht präzis abschnellen, sondern zähe und nur langsam zurückweichen.

Bei Jagd und Birsche ist der Schütze oft zu sehr geneigt, seine Aufmerksamkeit mehr dem Wilde als dem Abzuge zuzuwenden, und erst wenn noch Kälte dazu kommt und die Finger steif und gefühlloser sind, mag mancher Schuß — zu früh brechen, wenn der Stecher fein gestellt ist. Es muß also zur Jagd der Stecher so gestellt sein, daß man ihn fühlen kann, ohne daß er abgeht.

Bei Treibjagden und wenn der Schuß in der Flucht abgegeben werden muß, soll man lieber gar nicht einstechen; ich halte es stets so und habe mich deshalb niemals zu beklagen gehabt. Auf ruhig stehendes Wild mag eingestochen werden.

Reinigung der Büchsen.

Was nun die Reinigung der Büchsen betrifft, verweise ich auf den betreffenden Abschnitt bei den Schrotgewehren, setze aber hinzu, daß dieselbe bei Büchsen, besonders was die Laufseele betrifft, eine noch viel peinlichere und gründlichere sein muß, denn nicht bloß Blei- und Pulverrückstände innerhalb der Züge, sondern auch Rostansätze und rauh gewordene Fläche veranlassen eine Verminderung der Treffsicherheit. An solchen Stellen setzt sich der Rückstand des Schusses fest und vermehrt sich nach jedem Schusse; die Kugel erhält an dieser Stelle einen Stoß und dadurch weicht sie vom Ziele ab.

Daher kommt es auch, daß Büchsen, welche in der Fläche der Züge rauh geworden sind, oder wenn die Züge in scharfem Winkel ausgeschnitten sind und sich in dem scharfen Winkel Blei- oder Pulverrückstände ansetzen, die ersten paar Schüsse gut aushalten, bei allmählichem Mehransatze von Rückständen nach mehreren Schüssen aber die Kugel unregelmäßig schleudern, d. h. den Schuß nicht mehr halten und grobe Fehlschüsse ergeben.

Der Jäger kann aber unmöglich, wie es dem Scheibenschützen am Ende noch gelingen kann, nach jedem Schusse seine Büchse auf der Jagd so gründlich durchwischen, daß alle Rückstände entfernt werden, und würde dadurch manchen Fehlschuß unverdienter Weise zu verzeichnen haben. Ein bekannter Nachteil mancher Nitropulver ist, daß die darin enthaltenen Säuren manches Metall sehr stark angreifen und tüchtig nachrosten machen, wodurch die Züge rauh werden können.

Ich hatte eine Büchse ursprünglich mit rauchschwachem Pulver eingeschossen, kam aber davon ab und ging zu Schwarzpulver wieder über. Diese Büchse hatte weiches Metall und war von Nitropulver so angegriffen worden, daß sie mir stets nach mehreren Schüssen nicht mehr aushielt. — Einstmals, als ich auf einem mit starken Rehböcken sehr gut besetzten Reviere auf mehrere Tage zur Birsche weilte, machte ich zu meiner Sicherheit unterwegs drei Probeschüsse, welche alle gut saßen. Obgleich ich darauf mit einem sogenannten Schnurwischer*) die Büchse durchwischte, blieben eben doch in dem etwas rauh gewordenen Laufe geringe Rückstände zurück, welche während des Abends durch längere Pause sich festsetzten. Ich saß auf einen Rehbock mit abnormem Geweih an. Der Bock trat präzis aus, stand mir etwas bergab ca. 100 Schritte breit und ganz vertraut da; ich zielte, da ich ja genügend Zeit hatte, sehr vorsichtig und — fehlte den Bock rundweg. Eine halbe Stunde später birschte ich einen andern Bock an, welcher mir auf ca. 85 Schritt ruhig breit stand. Der Bock stürzte im Feuer wie vom Blitze getroffen, was mich schon wunderte, denn ich war ruhig mitten im Blatt abgekommen. Als ich hinzutrat, sah ich, daß die Kugel den Schädel des Bockes unmittelbar hinter dem linken Lichte durchschlagen hatte — also ein gänzlich verworfener Schuß, der per Zufall glücklich ausfiel. In mein Quartier gekommen, reinigte ich die Büchse sehr sorgfältig und gründlich, fettete sie gut ein und nächsten Morgen 4 Uhr schoß ich auf ca. 110 Schritt Entfernung einem Bocke die Kugel mitten durchs Blatt. Dieses Beispiel ist geeignet, das vorher Gesagte zu beleuchten, und deshalb gestattete ich mir diese Abschweifung.

Aus diesen Gründen geht hervor, daß der Jäger seine Büchse ganz gründlich rein zu halten verpflichtet ist.

Die Reinigung der Büchsläufe kann auf verschiedene Weise vorgenommen werden. Zunächst entfernt man den Pulverrückstand durch einen leicht gehenden Wergwischer. Dann fährt man mit einem

*) Schnurwischer nenne ich eine einfache Vorrichtung, die ich bei der Birsche stets im Rucksacke mitführe — es ist eine genügend lange Schnur, an deren oberem Ende ein Bleistück festgemacht ist, während am unteren Ende ein stark gefetteter Wollenlappen sich befindet. Man läßt das Bleistück mit Schnur durch den Lauf von hinten aus durchgleiten und zieht an der Schnur den sehr strenge gehenden Wollenlappen durch den Lauf, wodurch dieser vom Rückstand gereinigt und etwas eingefettet wird.

in Öl getauchten Bürstchenwischer einigemal hin und her, und schließlich wischt man mit einem recht strenge gehenden Wollenlappen das Rohr trocken und blank. Am Abend oder am nächsten Morgen wischt man trocken nach, und schließlich kann man, besonders wenn das Gewehr bald wieder in Gebrauch genommen wird, die Laufseele mit feinem gereinigtem Vaseline leicht einfetten.

Bei längerer Aufbewahrung ziehe ich vor, den sorgfältig trocken und nachgewischten Lauf nicht einzufetten, sondern blank an trockenem Orte aufzubewahren; er wird sich so besser konservieren als durch Einfettung, denn alle Fette können Säurebildung mit sich bringen. Die äußere Behandlung der Büchse verhält sich ebenso wie die der Schrotgewehre.

Universal-Gewehrlauf-Reiniger.

Zu Hause ist man stets mit den nötigen Reinigungsrequisiten versehen, auch auf den Jagdhäusern befindet sich solche Reserve, aber auf der Birsche, in Alphütten ꝛc. ist in der Regel das nötigste Wischzeug nicht zu Hand und wenn man nur eine Abend- und Morgenbirsche macht, hat der Jagdfreund, der nicht an Ort und Stelle wohnt, gewöhnlich die Geräte nicht zur Hand, die ihm nötig sind, um die Büchse z. B. gegen Tau oder Regen genügend rein zu halten. Bis man aber nach Hause kommt, setzt sich gerne Flugrost an. — Für alle derartigen Fälle hat nun Herr Carl Laurick in Berlin, NW., Wilsnackerstraße 61, eine Vorrichtung zusammengestellt und darauf Patent genommen, welche ungefähr das System der oben erwähnten Schnurwischer verfolgt, aber etwas konsistenter eingerichtet ist und ein gründlicheres Wischen der Läufe jederzeit gestattet. Die ganze Vorrichtung kann in einem Etui mitgenommen werden, welches nicht mehr Raum beansprucht als ein gewöhnliches Zigarrenetui; diese Vorrichtung ist als Universal-Gewehrlauf-Reiniger, Patent Laurick zum Preise von 4 Mark in allen größeren Waffenhandlungen zu beziehen. Für gewöhnliche Fälle reicht aber auch der Schnurwischer, wie ich ihn erwähnte, aus.

Aushilfsmittel für den Kugelschuß.

Von jeher war man bestrebt, Aushilfsmittel zu erfinden, um aus glatten Schrotläufen im Notfalle mit einiger Treffsicherheit auch Kugelschüsse anwenden zu können.

Bei unsern früheren Vorderladern benützte man nun die sogenannte Paßkugel; man wählte eine passende Rundkugel, wickelte sie in Werg ein und setzte sie auf den Pulverpfropfen. Auf kurze Distanzen konnte man so den Kugelschuß riskieren und diese Art auch bei cylindrisch gebohrten Hinterladern anwenden. In neuerer Zeit sind nun verschiedene Geschosse zu diesem Zwecke konstruiert worden, z. B. die belgische „Expreß“-(?)Kugel für glatte Flintenrohre, dann die fünfteilige Compoundkugel und dergleichen mehr. Alle diese Geschosse erhoben sich aber nicht viel über die Wirkung der gewöhnlichen in Werg gewickelten Rundkugel.

v. Witzlebens Langgeschoß.

Nun hat Herr v. Witzleben in Berlin ein Geschoß konstruiert, das sogenannte v. Witzlebensche Langgeschoß für glatte Flintenläufe, welches nicht ganz mit Unrecht große Sensation erregte. Es ist dies ein $5^1/_2$ cm langer Holzbolzen, welcher oben einen flachen Bleikopf trägt, der in das Holz eingelassen ist, und zur Führung im Laufe ist das Geschoß mehrmals mit einer Wollschnur überspannt. Dieser Holzbolzen wird auf den Pulverpfropfen in die Patronhülse eingesetzt und aus cylindrisch gebohrten, glatten Läufen verfeuert.

Über dieses Geschoß ist in den Jagdfachblättern so viel geschrieben worden, daß ich hier eine engere detaillierte Schilderung ersparen kann, doch aber darauf hingewiesen haben möchte. Auch die Versuchsanstalt für Handfeuerwaffen in Halensee hat sich mit der Sache eingehend beschäftigt. Die Urteile sind verschieden, doch steht soviel fest, daß bei einem Schusse auf 60–80 m dieses Geschoß alle bisherigen Auskunftsmittel wohl übertrifft. Ich möchte jedoch anraten, sich sehr genau zu versichern, daß die Laufseele eine völlig cylindrische und für Anwendung dieses Geschosses geeignete sei, denn im anderen Falle möchte die Verfeuerung nicht ohne Gefahr für das Gewehr und den Schützen sein. Wer ohne Schaden für das Gewehr dieses Geschoß führen will, probiere vorher genau, daß die Enden ohne Umwicklung oder Dichtung leicht in die Mündung des Laufes passen.

Schraubengeschoß.

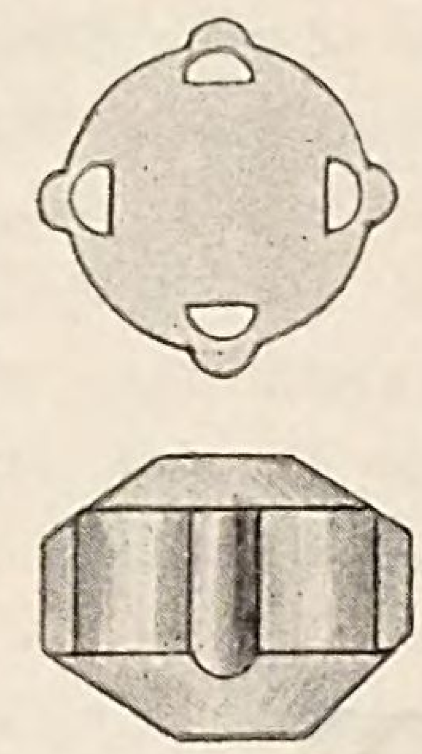
Büchsenmacher Heinrich Moritz in Zella hat ein Geschoß erfunden, welches mit schraubenartig gerichteten Längsdurchbrechungen konstruiert ist und für alle Handfeuerwaffen zu gebrauchen ist, die nicht mit Zügen versehen sind.

Um nun mangels von Zügen das Geschoß während seiner Fortbewegung in Rotation zu versetzen und dadurch die Flugbahn zu präzisieren, ist das Geschoß selbst mit schraubenartig gerichteten Längs-

durchbrechungen versehen; diese sind um die Seelenachse des Geschosses ähnlich gelegt wie die Gewindzüge oder die Züge in gezogenen Läufen. Beim Fluge des Geschosses dringt die Luft in verdichtetem Strome durch die Öffnungen und übt gegen die schräg gelegten Windungen einen seitlichen Druck aus, so daß sich diese in Rotation versetzen; durch die Rotation des Geschosses wird aber die Flugbahn rasanter, bestimmter. Sollte sich nun diese allerneueste Erfindung bewähren, so wäre damit das erste Geschoß geschaffen, welches aus glatten Läufen verfeuert in Rotation versetzt wird und dadurch präziseren Schuß in Aussicht stellt. Praktische Erfolge bin ich nicht imstande hierüber zu berichten.

Oberhammers Paßkugel.

Seit Einführung der Würgebohrung bei unsern Schrotgewehren ist das Schießen mit Kugeln aus glatten Läufen derselben und aus den glatten Läufen der Büchsflinten zur Unmöglichkeit geworden. Alle bisherigen Kugelkonstruktionen für glatte Läufe lassen sich nur bei cylindrisch gebohrten Rohren aus ganz natürlichen Gründen anwenden. Der Jagdfreund kommt aber sehr oft in die Lage, z. B. bei Treibjagden auf Edelwild, Gemsen und Sauen, nur Gewehre führen zu dürfen, die mit Kugeln geladen sind. Wer nun keine Doppelbüchse zur Verfügung hat, dem steht nur ein Kugelschuß zu Gebote. Diesem Übelstande abzuhelfen, hat unser genialer, erfindungsreicher Gewehrfabrikannt Oberhammer in München eine Kugel konstruiert, welche aus allen glatten Läufen, sowohl aus cylindrisch gebohrten als auch solchen mit Würgebohrung versehenen geschossen werden kann. — Auf gewöhnliche Distänzen hält die Kugel sicher den Schuß.



Die Kugel hat an der Peripherie (siehe Abbildung) vier Rippen, welche die Führung im Laufe übernehmen, und im Innern des Projektiles befinden sich genau unter den Rippen Hohlräume in der Kugel, so daß dieselbe, wenn sie in die Verengerung der Laufseele durch die Würgebohrung eintritt, entsprechend zusammengedrückt werden kann und so die Würgebohrung ohne Gefahr für den Lauf passiert.

Wenn auch alle diese Erfindungen sehr schön gedacht sind und auch einige Auskunft bieten, so ersetzen sie doch niemals in der Art den Kugelschuß, wie die schon erwähnte Oberhammersche Flintenbüchse. Wer also glaubt, mit der Büchsflinte nicht auskommen zu können, sich einen Drilling (etwa Doppelbüchsdrilling mit zwei Kugel- und einem Schrotlaufe) nicht leisten kann, der mag den Schrotlauf seiner Büchsflinte sich nach dem System Oberhammer einrichten lassen, welches sowohl guten Schrotschuß als auch ganz verläßigen Kugelschuß gewährleistet.

Damit glaube ich nunmehr die für den Jäger wissenswertesten Neuerungen zum größten Teile aufgezählt zu haben.

Schon bei den Schrotgewehren habe ich erwähnt, daß es mir unmöglich ist, ein waffentechnisches Werk zu schreiben und alle jene Gewehrsysteme, die heutzutage wie Pilze aus der Erde wachsen, zu besprechen, Gewehrsysteme, welche, mehr oder weniger mit einigen Abänderungen und Verbesserungen versehen, für den Weidmann große Vorteile bieten.

Wir haben Büchsflinten mit und ohne Einlegläufe, wir haben Doppelbüchsen, Drillinge und einfache Stutzen, wir haben einfache und Doppelgewehre mit Kugel- oder Schrotrepetiervorrichtung.

Die allerneuesten Erzeugnisse aber sind Drillinge mit der Vorrichtung, den Kugellauf einzustellen oder je nach Belieben wegzulassen. Selbstspanner-Drillinge ohne Umschalteeinrichtung mit drei Abzügen, solche mit zwei Abzügen ohne Umstellung, hahnlose Gewehre mit automatischen Patronauswerfern u. dergl.

Man prüfe alles und wähle das Beste — das Einfachste aber Solideste in seiner Ausführung wird dem Jäger unter allen Umständen und Velleitäten immer die sicherste, nie versagende Waffe bleiben und zu große Feinheiten in Schatten stellen.



V. Schießkunst.

Nicht ohne Absicht habe ich die Überschrift zu diesem Kapitel mit „Schießkunst" bezeichnet, denn die Beherrschung des Gesamt-Materials, welches die Schießtechnik in sich schließt, ist mehr als eine bloße Fertigkeit in Handhabung der Schußwaffen, es ist eine Kunst, die in möglichst höchstem Maße jeder ausgebildete Jäger sich aneignen soll.

Das Schießen selbst, gut schießen, beruht zum größten Teil auf natürlicher Anlage, es ist ein Talent, das nicht jeder besitzt; gleichwohl kann man mit Verständnis, Fleiß und reichlicher praktischer Übung doch zu der notwendigsten Fertigkeit gelangen.

Ein braver Jäger soll womöglich auch ein guter Schütze sein, es kann aber gute Jäger geben welche nur mittelmäßige Schützen sind, dagegen sind nicht alle vorzüglichen Schützen gute Jäger.

Schießfertigkeit und Schießkunst sind allerdings zweierlei Begriffe. Die Schießkunst beherrschen zu können, ruht nicht allein in einer weitgehenden Schießfertigkeit, sie umfaßt auch die Kenntnis aller in die Ballistik einschlagenden Geheimnisse.

In den vorhergehenden Abschnitten habe ich die zur Jagd erforderlichen Schußwaffen eingehend behandelt und dem freundlichen Leser sozusagen das geladene Gewehr in die Hand gegeben; das folgende Kapitel soll seine Anwendung und Handhabung behandeln.

Man nimmt gewöhnlich an, daß Hänschen leichter und spielender alles lernt als Hans, trotzdem habe ich aber die Erfahrung gemacht, daß sehr oft ältere Männer in kurzer Zeit große Fertigkeit und Sicherheit in Handhabung der Schußwaffe sich angeeignet haben — das Talent schlummerte eben im Menschen.

Zunächst beginnt jeder, der Jäger oder Schütze werden will, sich im Schießen zu üben; das geschieht nun meist nach feststehenden Zielen. Bei dieser Arbeit hat der Übende nichts weiter im Auge, als das Ziel möglichst gut zu treffen; das Blut ist dabei ruhig und kalt und rollt nicht heftiger durch die Adern als gewöhnlich. Hat er nun einige Treffsicherheit erreicht, so glaubt er genügend vorbereitet zu sein.

Doch verhält sich beim Jagen die Sache ganz anders. Hier kommt vor allem die Jagdleidenschaft zur Geltung; den Anfänger erfaßt Aufregung, wenn er Wild in schußgerechter Entfernung vor sich sieht und innerlich macht sich die Begierde geltend, dasselbe sobald als möglich zu erbeuten — das ist Schußhitze, Schußfieber. Dabei passiert jedoch leicht der Fall, daß selbst solches Wild, welches ruhig wie die Papierscheibe vor dem Schützen stand, doch gefehlt wurde. Dies ist dem Anfänger unerklärlich und aus der Nichtbeachtung der innerlichen Aufregung entstehen jene Kontroversen, welche sich so häufig auf der Jagd abspielen — man glaubt nämlich das Stück müsse getroffen sein, wenngleich es rundweg gefehlt wurde.

Ich will nicht zurückgreifen zu der Beschreibung, wie man das Gewehr in die Hand nehmen soll, wie man anschlägt, zielt — ich setze voraus, daß diese Anfangsgründe jeder schon kennt, wenn er Jagdschütze werden will. Nur so viel möchte ich bemerken, daß man sich an das Gewehr und dessen Anschlag so gewöhnen soll, daß es, falls man dasselbe an die Wange nimmt, so sitzt, daß das Korn in richtiger Lage ist. Auf der Jagd ist der Moment, welchen man zum Zielen und Schießen übrig hat, ein sehr kurzer, da hat man nicht viel Zeit Korn und Kimme langsam zusammenzuklauben. Man übe sich daher, schließe die Augen während man auffährt und wenn man dann die Augen öffnet, so muß Korn und Kimme in richtiger Lage stehen, dadurch kommt man in die Möglichkeit, den Schuß rasch abgeben zu können.

Ein weiterer Punkt der Beachtung ist folgender: Jeder Anfänger hat eine gewisse Scheu vor dem Knalle und vor dem Rückstoße des Gewehres und drückt gewöhnlich in dem Moment, in welchem er den Finger krümmt, automatisch die Augen zu, ja viele Anfänger verbinden hiemit noch den weiteren Fehler, daß sie neben dem Schließen der Augen noch einen kleinen Ruck mit dem Gewehre nach abwärts machen. Diese beiden leicht erklärlichen Fehler nennt man in der Kunstsprache — Feuerscheue oder kurzweg die Bewegung „mucken!" Der Anfänger thut es, weiß es aber nicht, daß er's thut und darum ist ihm unerklärlich warum er gefehlt habe, da er ja doch so schön und ruhig visierte und zielte.

Am besten überzeugt man den Zweifler, wenn man ihm, ohne daß er davon Ahnung hat, statt einem geladenen, ein ungeladenes Gewehr in die Hand gibt; in der Überzeugung den Schuß abzugeben, drückt er los, es erfolgt kein Knall, aber man sieht, daß der Lehrling mit dem Gewehre einen hübschen Ruck gemacht hat, den er nun, da kein Schuß abging, selbst bemerkt hat und endlich von der Behauptung des Lehrmeisters überzeugt, einsieht, daß er — „muckt".

Ob nun der Schuß mit Kugel oder Schrot abgefeuert wird, gleichviel, der junge Schütze muß sich des Augenblicks bewußt sein — „jetzt erfolgt die Detonation" und muß sich daran gewöhnen mit keiner Wimper zu zucken, vielmehr ruhig durchs Feuer hinauszusehen, wie man sich technisch ausdrückt. Gelingt dies dem Anfänger, dann wird er keinen Schuß mehr „zerreißen" und derselbe auch richtig am Platze sitzen.

Ein weiterer Punkt, in dem sich der Anfänger zu üben hat, ist die Wahrnehmung richtiger Schußdistanz. Beim Jagdschießen, sei es nun mit Kugel oder Schrot, spielt die Abschätzung der Distanz eine große Rolle. Wer die Entfernung des Wildes vom Schützen nicht richtig ansprechen kann, der wird mit der Schrotflinte viel Wild zu Holze schießen, mit der Kugel viele Fehlschüsse zu verzeichnen haben. Distanzschätzen.

Um hierin einige Sicherheit sich zu erwerben, soll der Anfänger irgend einen beliebigen Gegenstand ins Auge fassen, nach dem Augenmaße die Entfernung in Schritten schätzen und dann dieselben abzählen, es wird sich zeigen, ob man die Entfernung über- oder unterschätzt oder richtig beurteilt hat.

Beim Abschätzen der Distanz spielen verschiedene Einwirkungen mit, nämlich Beleuchtung, Hintergrund u. dgl. Im Flachlande ist die Abschätzung leichter als im Gebirge. Im Flachlande verfällt man gewöhnlich in den Fehler, die Entfernung zu unterschätzen, während man sie im Hochgebirge überschätzt. Die gigantischen Formen der uns umgebenden Gebirgsnatur, die Unebenheit des Bodens lassen uns da das Wild kleiner erscheinen als sonst und geben deshalb Veranlassung zur Überschätzung der Entfernung.

Wild im dunklen Hintergrunde, z. B. Gemsen in den schwarzen Latschen, machen den Eindruck, als seien sie viel weiter entfernt, ebenso alles Wild, was vor der Sonne steht; bergauf überschätzt man gerne, bergab wird unterschätzt.

Alle solche Zufälligkeiten muß man richtig beurteilen lernen, um darnach seinen Schuß zu regulieren.

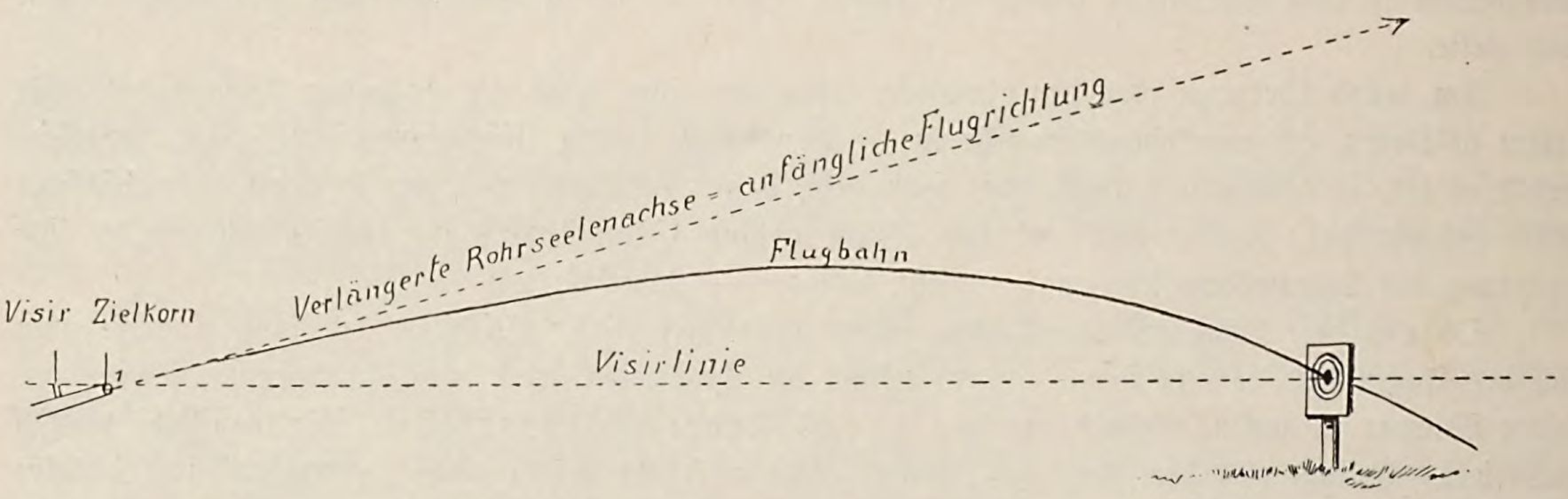
Die eigene Schwere eines Geschosses, ferner der Widerstand, den es bei Durchschneidung der Luft findet, lassen die Kraft des Geschosses sehr bald erlahmen; als freischwebender Körper unterliegt dasselbe dem Gesetze der Schwere und wird sich allmählich progressiv senken. Um nun das Geschoß auf gewisse Entfernung nach einem bestimmten Punkte der in der Visierlinie liegt, zu dirigieren, muß das Visier einen solchen Winkel zur Seelenachse der Rohrbohrung einnehmen, daß das Rohrende eine Hebung erleidet und diese Einrichtung ist Elevation. Die Elevation des Rohres muß bei gleicher Fluggeschwindigkeit Elevation.

des Geschosses um so bedeutender sein, je mehr das zu treffende Ziel von der Rohrmündung entfernt ist. Bei gleicher Entfernung erfordert die geringere Flugkraft eines Geschosses größere Elevation.

Mit je größerer Kraft (Anfangsgeschwindigkeit) ein Geschoß geschleudert wird, desto geringer kann die Elevation bemessen werden, die Flugbahn ist eben dann eine flachere und diese ist für die Zwecke des Jagdschießens von großem Vorteile, weil der Jäger, der nach verschiedenen Distanzen zu schießen jederzeit in die Lage kommt, die Höhe des Schusses dadurch leichter bemessen kann.

Der Widerstand der Luft hängt von der Geschwindigkeit (Kraft), der Gestalt (Form) und der Querschnittsfläche des Geschosses, sowie von der Dichtigkeit der Luft ab. Ein Zylinder von 9 cm Durchmesser erhält z. B. in der ersten Zehntelsekunde einen Luftwiderstand von 98,87 kg, ein schlankes Geschoß mit ogivaler Spitze, das den Luftwiderstand durch seine Form leichter überwindet nur 47,32 kg; hieraus resultiert, daß ein kleinkalibriges Geschoß bei gleicher Anfangsgeschwindigkeit eine geringere Elevation nötig hat, als ein großkalibriges.

Die Elevation wird nun durch das Visier geregelt. Das Visier bilden drei Punkte 1) das Auge des Schützen, 2) das Stöckel (Kimme) und 3) das Korn. Die Flugbahn des Geschosses durchschneidet also die Visierlinie an zwei Punkten a) bald nach Austritt aus der Laufseele und b) im Treffpunkte.



Beigegebene Zeichnung veranschaulicht die Flugbahn deutlicher als jede Beschreibung.

Würde die Schwere des Geschosses und der Widerstand der Luft nicht auf die Flugbahn des Geschosses einwirken, müßte dies ins Unendliche fliegen.

Der Schütze hat also mit diesen Faktoren zu rechnen und dabei spielt wieder die richtige Abschätzung der Distanz eine große Rolle. Zur Beleuchtung ein praktisches Beispiel. Eine Büchse, die auf 100 Schritt Fleckschuß eingeschossen ist, wird ungefähr etwas wenig über der Mitte der Bahn (auf ca. 60 Schritten) die höchste Elevation aufweisen. Steht nun ein Rehbock auf 60 Schritt Entfernung vor dem Jäger, so muß der Schütze auf die Elevation der Kugel Bedacht nehmen und etwas kürzer am Rehbock abkommen, als wenn er auf 100 Schritte entfernt wäre, weil die Kugel bis 60 Schritt steigt, und dann allmählich sinkt und erst auf 100 Schritt mit der Visierlinie wieder zusammenfällt.

Bei unseren kleinkalibrigen Gewehren ist nun die Flugbahn infoge der Rasanz des Schusses eine solch flache, daß bei den gewöhnlichen Schußdistanzen auf der Jagd kaum ein Unterschied möglich ist und deshalb sind für den Jäger Gewehre mit flacher, rasanter Flugbahn jenen vorzuziehen, die starke Elevation bedingen. Bei flacher Flugbahn werden weniger Zielfehler nach der Höhe entstehen als umgekehrt.

Visieren. Will sich der Schütze in der Höhe korrigieren, hat er zwei Wege — entweder faßt er das Korn gröber, wenn er höher treffen will, oder er kommt bei gewöhnlichem Korn etwas höher am Stücke ab. Dies ist beim Schusse in Bezug auf Höhe zu beobachten, wir haben aber auch die Abweichungen nach links und rechts, also nach der Seite zu betrachten.

Um den anvisierten Gegenstand zu treffen, muß das Korn ganz genau in der Mitte der Kimme stehen.

Die Beleuchtung wirkt dabei sehr viel mit und kann, wie ich schon angeführt habe, das richtige Abkommen sehr alterieren. Scheint z. B. die Sonne auf ein glänzendes Korn von oben, wird man stets Kurz-Schuß zu verzeichnen haben, dagegen in der Dämmerung mehr Hoch-Schuß.

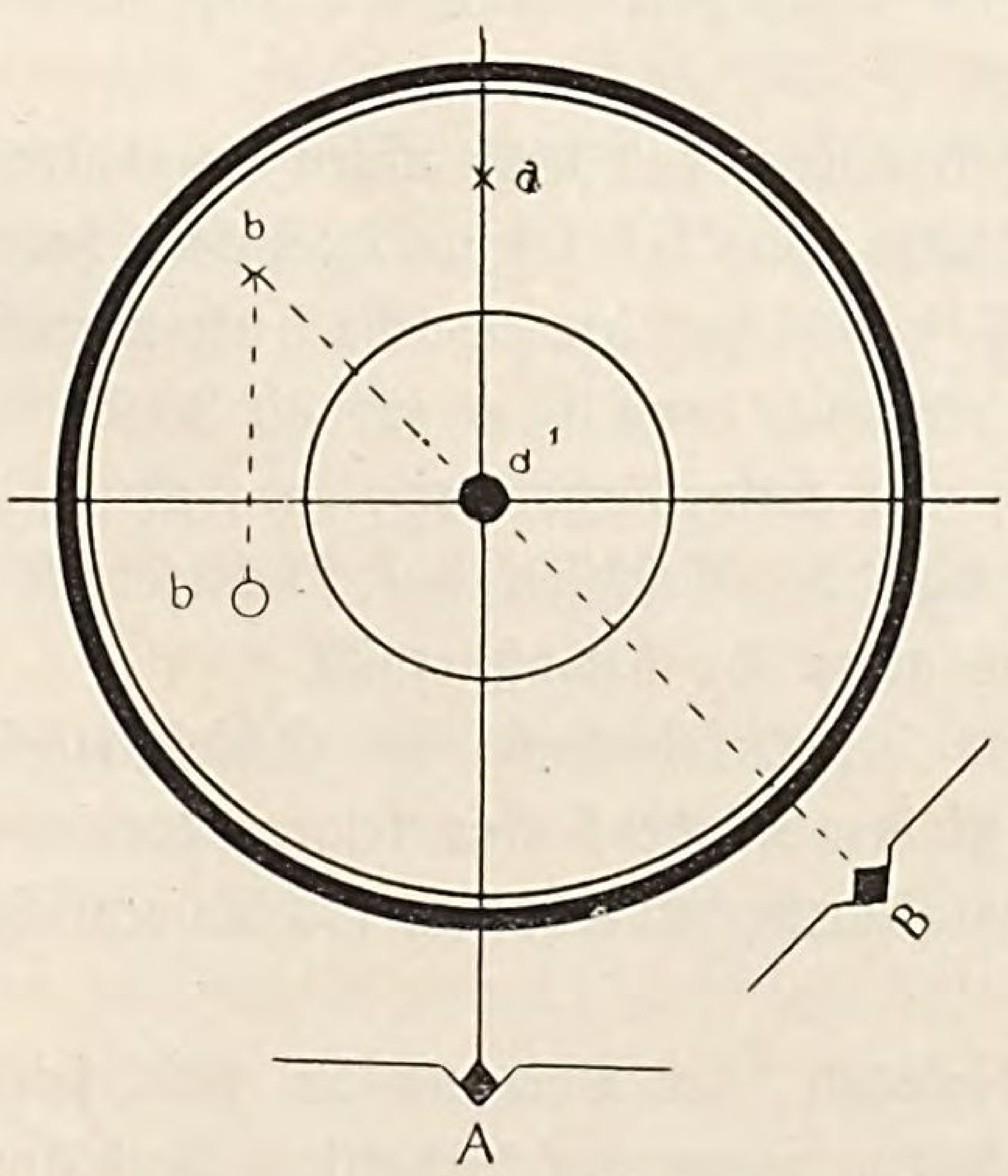
Hat man das Licht auf dem glänzenden Korn von links her, wird der Schuß in der Regel mehr rechts kurz und umgekehrt mehr links kurz sitzen. Der Schütze muß also auf diese Einwirkung Acht haben.

Ein vorsichtiger Schütze wird stets darauf bedacht sein, sich zu überzeugen, daß Kimme und Korn auf der Laufschiene so sitzen, wie die Büchse eingeschossen ist, also nicht verschoben sind. In der Regel ist zur Kontrolle der normale Punkt durch einen kleinen Einschnitt auf der Laufschiene und am Korne, sowie an der Kimme bezeichnet. Ich habe schon erwähnt, daß Korn und Kimme durch irgend eine Veranlassung aus ihrer richtigen Stellung verschoben werden können und daß ich zur Kontrolle, ob alles in Ordnung ist, den Diopter aufstelle und durchvisiere. Steht jedoch das Korn nach rechts verschoben, wird man Links-Schuß zu verzeichnen haben und umgekehrt.

Sollte die Kimme verschoben sein, zeigt sich das Gegenteil, denn die nach rechts verschobene Kimme ergibt Rechts-Schuß und umgekehrt.

Ein weiterer Umstand ist auch bemerkenswert, der von Anfängern oft nicht beachtet wird, aber recht oft vorkommt, das ist das „Verdrehen" oder „Reiben" des Gewehres. Beim Verdrehen des Gewehres steht die Visierschiene nicht horizontal, sondern schräg nach links oder rechts abwärts, und dadurch wird der Treffpunkt nach links oder rechts verlegt, je nachdem der Schütze mit dem Gewehre reibt.

Herr Brandeis hat in seinem neuesten Werke „Der Schuß" (Hartlebens Verlag in Wien) in einer sehr aufklärenden Figur diesen Zielfehler klar vor Augen gestellt und füge ich diese an: Bei regelrechtem Zielen, so daß Visier und Zielkorn derart vor dem Auge stehen, wie bei A gezeichnet, wobei der Mittelpunkt a^1 des Scheibenbildes als Zielpunkt dient, ist die Rohrbohrung gegen einen höher befindlichen Punkt gerichtet $\times$ a. Infolge der Senkung trifft das in der Richtung gegen $\times$ a geschleuderte Projektil den tiefer liegenden Punkt a^1 — Mittelpunkt des Scheibenbildes.



Beim Verdrehen des Gewehres, so daß Laufschiene, Korn und Stöckel vor dem Auge schräg stehen, trifft jedoch die verlängerte Rohrseelenachse einen andern Punkt, wie es in der Zeichnung durch übertrieben starke Schrägstellung B dargestellt ist.

Während in diesem Falle die Visierlinie, gleich wie bei A den Mittelpunkt a^1 der Scheibe trifft, ist die Rohrbohrung gegen den Punkt $\times$ b gerichtet. Das im Fluge sich senkende Geschoß muß naturgemäß den vertikal unter $\times$ b befindlichen Punkt b treffen. Die Entfernungen zwischen den Punkten $\times a : a^1$, $a^1 : \times b$ und $\times b : b$ sind genau gleich.

Dieses Reiben oder Verdrehen des Gewehres entsteht durch eine dem Schützen nicht passende Form des Schaftes oder des Schaftausschnittes, teilweise aber auch durch oberflächliche Art, mit welcher der Schütze das Gewehr an die Schulter drückt; er hat deshalb stets darauf zu sehen, daß die Laufschiene horizontal steht und er das Gewehr also nicht reibt.

Beim Visieren und besonders im Momente des Abziehens muß der Schütze völlig ruhig sein und wie bemerkt, durchs Feuer hinaussehen. Er muß also während des Zielens den Atem anhalten und möglichst ruhigen Puls bewahren. Daß Schußhitze und Schußfieber dies vereiteln, wird jeder an sich selbst erfahren — in solchen Momenten soll man, besonders auf edles Wild, den Schuß nicht abgeben — das Hirschfieber, welches manchen Jäger befällt, hat schon viel Unheil angerichtet und manchen Katzenjammer erzeugt.

Nebenbei muß man aber beim Zielen seinen Körper in eine nicht gezwungene Haltung bringen, die Stellung der Arme so wählen, daß die Muskulatur nicht gezwängt wird und der Arm in bequemster Lage am Gewehre ruht. Schaft und Backe sind fest an Schulter und Wange anzudrücken, um durch den Rückstoß des Gewehres keine Unannehmlichkeiten zu verspüren, was leicht der Fall sein kann, wenn man das Gewehr nur leicht an die Schulter legt.

Einschießen der Büchse.

Wie das Schrotgewehr, muß der Jäger auch seine Büchse selbst anschießen, denn sehr selten wird der Fall eintreten, daß der Büchsenmacher und der Käufer mit gleichen Gewohnheiten, mit gleicher Sehkraft ausgerüstet sind, gewöhnlich hat jeder anderen Ausschuß.

Das Einschießen einer Jagdbüchse rate ich niemanden auf dem Scheibenstande und zwar auf schwarz und weiße Scheibe zu vollziehen, mag es nun die Büchse oder die Schrotflinte sein, denn die Optik wirkt sehr auf den Schuß ein. Es kann jemand auf der schwarz und weißen Scheibe seine Büchse sehr genau eingeschossen haben, in der Praxis wird er dennoch seinen Rehbock fehlen, weil das Anvisieren des runden dunklen Körpers, welcher keine scharfen Konturen zeigt und in dunkler Umgebung steht, ein ganz anderes Resultat ergibt, als das Anvisieren des scharf begrenzten Schwarzen in der klaren weißen Umrahmung. Ich schieße meine Gewehre, besonders die Büchsen, stets im Reviere, im Walde ein und nehme als Zielobjekt einen Bogen rötlichen Packpapieres oder Pappdeckel, auf welchen ich ungefähr die Figur des Rehbockes aufzeichne und ausschneide.

Zum Anfang des Einschießens zeichnet man sich auf einen Bogen Papier einen etwa 30 cm langen, fingerdicken Strich senkrecht auf. Man schießt, um ganz sicher zu sein, aufgelegt auf kurze Entfernung, etwa 20—30 Schritt danach, indem man am untern Ende des Striches abkommt. Das Auftreffen der Kugel wird nun zeigen, ob die Büchse geraden Schuß hat, nicht links und nicht rechts schießt. Sollten nun die Kugeln bei richtigem Abkommen alle rechts stecken, muß man das Korn so viel nach r e c h t s ausschlagen, bis dieser R e c h t s schuß korrigiert ist und die Kugeln auf dem Striche sitzen.

Hat man nun den Stangenschuß festgestellt, dann schießt man die Büchse nach der Höhe ein.

Auf dem Bogen inmitten der Rehbocksfigur, ungefähr mitten im Blatt des Rehbockes, zeichne ich einen 10 cm im Durchmesser haltenden schwarzen Punkt ein und dieser gibt mir den Treffpunkt nach der Höhe.

Ich habe schon angeführt, daß manche Jäger die Gewohnheit haben, das Wild unten anzuvisieren, wie man sich ausdrückt, „anzustehen" und demnach muß ihre Büchse etwa 5—10 cm Hochschuß haben, um den Mittelpunkt zu treffen. Die Gründe, warum ich das F l e c k schießen dem H o c h s c h u ß vorziehe, habe ich schon angegeben. Ist der Hochschuß noch größer als eben erwähnt, dann ist er für die Jagd nicht günstig und muß das Korn um so viel höher gestellt werden, um entsprechend tiefer zu treffen, bei K u r z schuß das Gegenteil. Man vergesse aber niemals, daß man bei Schüssen auf flüchtiges Wild das Korn in der Regel unwillkürlich gröber nimmt und dadurch gerne H o ch schuß erhält.

Alle Theorie ist grau, so auch die der Schießkunst. Aus der Beschreibung der Schießfertigkeit wird niemals ein vollendeter Schütze hervorgehen — Übung macht den Meister! aber keinem strebsamen Manne wird es unangenehm sein, in theoretischer Weise so viel Aufklärung zu erhalten, als die praktische Schießfertigkeit verlangt.

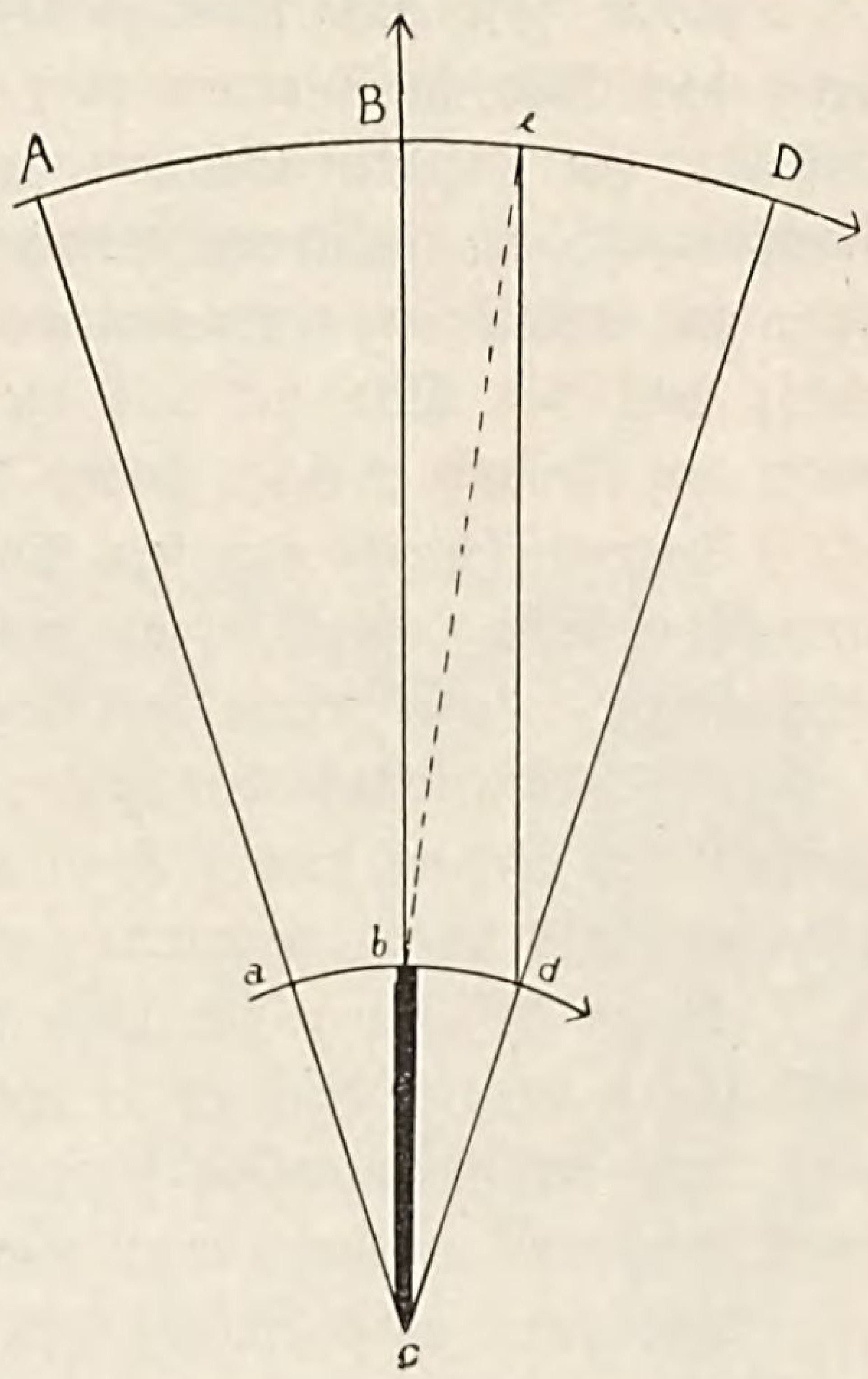
Das natürliche Temperament eines jeden Schützen ist individuell; der Phlegmatiker zieht seinen Schuß bedächtiger ab als der Sanguiniker; persönliche Gewohnheiten, momentan körperliche Verfassung ändern manches beim Schießen und alle diese Umstände kommen besonders beim Schießen nach flüchtigem Wilde in Betracht.

Daher hängt nun das Treffen flüchtigen Wildes von der Bewegungsgeschwindigkeit des Zielobjektes, von der Entfernung zwischen Wild und dem Schützen, ferner von der Zeit, die das Geschoß zur Durchmessung des Abstandes vom Rohr bis zum Ziele nötig hat, ab. Es kommt noch ferner in Betracht die Zeitdauer zwischen dem Gedanken des Abziehens und dem wirklichen Abziehen, ferner die Zeitdauer, welche der Hahn zum Losschlagen des Schusses nötig hat, und schließlich die Zeit, welche das Geschoß im Rohre bis zum Knalle zurücklegen muß. So haben z. B. Gewehre mit recht weiter Hahnspannung langsameren Schuß als solche mit kurzer Spannung; Lefaucheux-Gewehre haben langsameres Feuer als Zentralzündungsgewehre.

Zieht man alle diese Zeiträume in Rechnung, so ist es sehr erklärlich, daß man beim Schusse auf flüchtiges Wild nicht bloß in dem gleichmäßigen Tempo, das das Wild in seiner Flucht einschlägt, mit dem Gewehre nachziehen, sondern sogar etwas vorhalten muß. Das Vorhalten kann in geringerem Maße geschehen weil durch die Seitenbewegung im Mitfahren das Geschoß schon an und für sich eine Seitenrichtung einnimmt, und diese Seitenrichtung kann sich verstärken durch die raschere

Bewegung des Rohres in dem Momente, in welchem das Geschoß die Rohrmündung verläßt. Beigegebene Figur erklärt dies theoretisch.

Bewegt sich beim Zielen der Büchsenlauf c b in der Richtung nach a d und der Schuß erfolgt im Punkt b, so wird das Geschoß die Bewegung b d auch im Fluge behalten und statt im Punkte B im Punkte e auftreffen. Das Zielobjekt, welches sich im Momente des Abfeuerns im Punkte B befand, erreicht in derselben Zeit aber Punkt D, die Weite eD muß durch entsprechendes Vorhalten korrigiert werden.



Die verschiedenen Momente beim Abfeuern des Schusses habe ich schon erwähnt, und ihr Zeitaufwand muß zu der Entfernung und Bewegungsgeschwindigkeit des Zielobjektes hinzugerechnet werden, um den Schuß so vor dem Ziele abzuziehen, daß er auf dem gewünschten Treffpunkte einschlägt. Z. B. ein Hirsch erscheint auf 100 Schritt Entfernung vor dem Jäger; er legt in seiner Flucht per Sekunde 12 m zurück. Das Geschoß braucht zum Durchfliegen der Strecke von 100 Schritt $^1/_3$ Sekunde, ferner mag die Zeit vom Abdrücken des Schusses bis zum Austreten des Geschosses aus dem Rohre 0,1 Sekunde betragen und sonach die Zeit, in welcher das Geschoß die Zielweite durchmessen kann, auf 0,43 Sekunden berechnet werden, so hat der Hirsch in demselben Zeitraum $0{,}43 \times 12$ gleich 5,16 m zurückgelegt, und würde demgemäß das Geschoß um ebensoviel hinter dem angezielten Punkte im Hirsche wegfliegen. Wenn nun der Schuß auf das Blatt des Hirsches gezielt war, die Länge des Hirschkörpers 1,70 m beträgt und die Entfernung des Blattes vom vorderen Brustrande auf 30 cm angenommen wird, so würde das Geschoß 5,16 — 1,40 m (d. h. 1,70 — 30) = 3,76 m hinter dem Hirsche wegfliegen. Dieser Fehler soll demnach durch entsprechendes Zielen korrigiert werden, nämlich durch Vorhalten oder Vorfahren, man müßte deshalb, um die Kugel dem Hirsche aufs Blatt zu bringen, 4,86 m vor dem Brustrande des Hirsches abziehen.

Dieser Umstand wird aber durch die Bewegung des Mitfahrens und durch die hiedurch dem Geschosse mitgeteilte Seitenbewegung so ausgeglichen, daß ein flinker Schütze, der sich angewöhnt hat, rasch abzuziehen, in der Regel nur am Vorderteile des Hirsches abzukommen nötig hat, was mit dem technischen Ausdrucke — „am Stich Haar nehmen" bezeichnet wird.

Selbstverständlich ändert sich das Vorhalten nach der Fluggeschwindigkeit des Geschosses, der Bewegungsschnelligkeit des Wildes und der Entfernung desselben vom Schützen.

Langes Überlegen und Berechnen ist auf der Jagd nicht möglich, der Jäger muß schnell entschlossen und fertig sein und rasch abkommen. Je rascher das Wild das Schußfeld überfliegt, desto rascher und stärker wird der Jäger die Bewegung des Mitfahrens machen, und eine desto stärkere Seitenbewegung erhält das Geschoß, so daß man nicht nötig hat, ein zu großes Stück vorzuhalten, was einen höchst unsicheren Schuß schon in Bezug auf Höhe ergeben würde. Abkommen auf flüchtiges Wild.

Beim Schrotschuß, welcher ja auf kürzere Entfernungen nur angebracht wird, welcher einen breiten Streukegel bildet, ist das Vorhalten weniger genau zu nehmen, besonders wenn man nicht zu starke Würgebohrung im Gewehre hat, die die Schrote eng zusammenhält. Allerdings durchmessen die Schrote die Flugbahn etwas langsamer als die Kugel.

Nimmt man an, ein Hase lege 4 m in der Sekunde zurück; haben nun die Schrote eine Anfangsgeschwindigkeit von 350 m und beträgt die Entfernung bis zum Hasen 40 m, die Flugzeit der Schrote unter 165 m Endgeschwindigkeit 0,11 Sekunden, so legt der Hase in dieser Zeit 0,44 m zurück, folglich müßte man soviel vorhalten.

Bei Entfernung von 50 m betrüge das Vorhalten 0,50 m, bei 60 m 0,96 m. Flinke Schützen halten in der Regel nicht vor, sondern werfen den Schuß rasch auf das Ziel hin, und diese rasche Bewegung gleicht das Vorhalten aus, weil der Schuß die seitliche Bewegung mitnimmt.

Bei größeren Entfernungen erscheint das Wild kleiner, die Konturen verschwimmen etwas, und daher steht man eo ipso schon tiefer im Stücke, was die Höhe der Kugel, die sich auf größere Entfernungen senkt, doch wieder ausgleicht.

Theorie und Praxis in Einklang gebracht, werden zum Ziele führen.

Schon sehr viele Kontroversen hat die Regel hervorgerufen, nach welcher man abkommen soll, wenn das Wild in spitzerem oder stumpferem Winkel vom Schützen bergauf oder bergab steht. Die Ansichten der einzelnen Schützen stehen sich geradezu diametral gegenüber. So schreibt z. B. R. von Dombrowski, der erfahrene Weidmann: „Steht der Schütze tief und das Wild hoch, dann muß das Korn um desto feiner genommen werden, je stumpfer der Winkel ist, unter dem man den Schuß abgiebt; steht das Wild tief und der Schütze hoch, muß das Korn desto voller genommen werden, je steiler der Abstand zwischen beiden ist."

Dagegen schreibt nun sein Sohn E. von Dombrowski in seiner Bearbeitung von Trains „Weidmannspraktika": „Steil bergab muß man das Korn feiner, steil bergauf voller nehmen als beim Ebenschuß" — also gerade das Gegenteil von dem, was sein Herr Papa schreibt.

Verschiedene Hochgebirgsjäger, die ich über ihre Ansicht fragte, behaupten, man müsse bergab feines Korn, bergauf grobes Korn nehmen, und diese Ansicht harmoniert auch mit dem alten Spruche: „Bergauf halt' d'rauf, bergunter halt' d'runter!"

Meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß in beiden Fällen das Wild dem Jäger eine schmälere Zielfläche bietet als wenn es in der Ebene breit dasteht, indem es mehr in der Verkürzung den Körper zeigt, und daß infolgedessen jeder Schuß, sei er aufwärts oder abwärts gerichtet, mit feinerem Korne scharf zusammen gesehen werden muß.

Der Jäger muß streben, dem Wilde die Kugel auf die edlen Teile, wie Lunge, Herz, anzubringen, um selbes so rasch wie möglich zu töten, wie man sagt: „aufs Leben antragen" — steht nun ein Rehbock oder Hirsch tief, so zeigt er gegen den hochstehenden Jäger mehr den Rücken, während Herz und Lunge unterhalb liegen; kommt nun der Schütze am Rücken ab, kann der Fall eintreten, daß die Kugel seitwärts vom Rückgrat auf den Federn einschlägt, hohl durchgeht, Lunge und Herz nicht verletzt werden; das Stück wird wie vom Blitze getroffen stürzen, wieder hoch werden und kann verloren sein — der Schütze muß also in solchem Falle feines Korn nehmen, d. h. kurz abkommen — „bergunter halt' d'runter".

Bergauf tritt derselbe Fall ein, kommt der Schütze hoch am Stück ab, läuft er Gefahr, das Leben, welches unterhalb liegt, nicht zu treffen, sondern hohl unterm Rückgrat durchzuschießen, also müßte auch aufwärts, wie ich anführte, das Korn fein genommen werden. Ballistische Einwirkungen werden bei unsern rasanten Büchsen auf die gewöhnlichen Jagddistanzen nicht soviel Einfluß haben, daß die Regel alteriert würde.

Beim Schrotschuß auf kleineres Wild, z. B. auf Hasen, tritt der Spruch „bergunter halt' d'runter, bergauf halt' d'rauf" gewiß in Wirksamkeit, weil man hier auf den Streukegel des Schusses mehr Rechnung tragen muß und die Schrote viel mehr vom Luftwiderstande beeinflußt werden wie der rasante Kugelschuß. Das ist nun freilich nur auf das breit stehende oder breit flüchtende Wild anzuwenden.

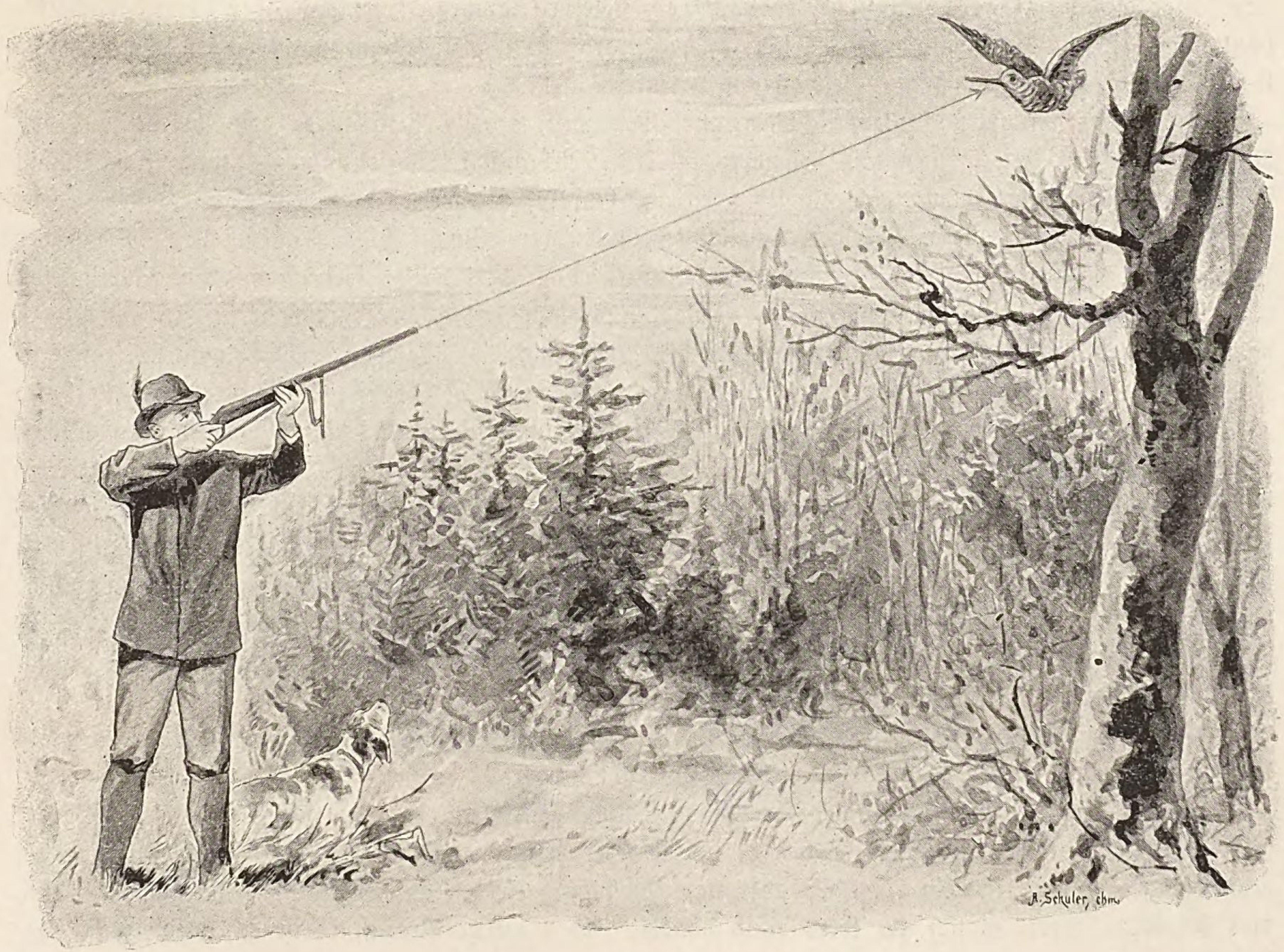
Wir haben aber auch die Bewegung des Wildes zu berücksichtigen, das entweder spitz auf den Jäger zuläuft oder spitz von ihm wegflüchtet. Auf den spitz vom Jäger bergauf wegflüchtenden Hasen muß der Schütze gut draufhalten, d. h. fast so abkommen, als wollte er über den Hasen wegschießen, während, wenn derselbe spitz von unten gegen den Jäger bergauf läuft, der Schuß unter den Vorderläufen kurz abgezogen werden muß, also „bergunter halt' d'runter"!

v. Kobell sagt in einem Verschen:

„Am Huhn von vorn, von hinten am Hasen —
Ist leicht das Schrot vorbeigeblasen."

Das ist ganz richtig. Betrachten wir die Bewegungen des Flugwildes und zunächst den Schuß auf breit vorbeistreichendes Flugwild. Hier kommt es wieder darauf an, ob das Wild langsamer oder rascher streicht. Ein aufstehender und breit streichender Fasan z. B. hat noch lange nicht jene Fluggeschwindigkeit erreicht, als wenn er von weiterer Ferne breit am Jäger vorbeistreicht, im vollen Zuge

ist. Im ersteren Falle wird es genügen, wenn man scheinbar am Schnabel den Schuß abzieht, im andern Falle aber muß bedeutend vorgehalten oder vorgefahren werden. Nehmen wir an, der Fasan legt in voller Fluggeschwindigkeit 20 m in der Sekunde zurück, so muß man auf ca. 40 Schritt Entfernung, wenn die Schrote mindestens 250 m Anfangsgeschwindigkeit haben, schon ungefähr 2—2½ m scheinbar vorhalten; auf 50 Schritt dürfte schon mindestens 3—3½ m vorgehalten werden. Die Gewohnheiten der Schützen sind verschieden, der eine zieht ruhig mit, indem er vorhält, der andere faßt den Vogel mit dem Korn, fährt mit den Läufen des Gewehres rasch durch den Vogel weg und wirft vor denselben den Schuß hin — beide werden in ihrer Art sicher treffen. Jeder Schütze muß also das Maß des Vorhaltens nach seiner Art sich durch Übung aneignen, eine schablonmäßige Regel läßt sich für alle Fälle nicht geben.



Korrekte Stellung und Abkommen.

Sehr viel wird bei Flugwild gefehlt, das vor dem Schützen aufsteht. Man hat dabei eben zwei Bewegungen ins Auge zu fassen, nämlich die Bewegung nach vorwärts und die Bewegung nach aufwärts. Hitzige Schützen werden sofort Feuer geben, wenn z. B. der Fasan aufsteht und vom Schützen wegstreicht. Ist der Mann nicht vorsichtig, wird er gewöhnlich unter dem Vogel wegschießen, wenn er auch noch so rasch abzieht. Man thut daher gut, seine Schußhitze etwas zu dämpfen, das Wild sich erst ruhig erheben zu lassen, und dann erst den Schuß abzugeben, wenn es seine Höhe erreicht hat und in gerader Bahn vorwärts streicht, dann hat man gewöhnlich nur mit einer Richtung zu rechnen. Unsere eng schießenden und weiter tragenden neueren Gewehre halten den Schuß auf kürzere Entfernung enge zusammen, wartet man nun, so wird man nicht bloß nur die eine Flugrichtung des Wildes in Rechnung zu ziehen haben, sondern auch den Vorteil genießen, daß der Streukegel des Schrotschusses ein breiterer ist, also wird man sicherer treffen und Zielfehler vermeiden. Streicht ein Huhn tiefer vom Schützen weg als die Höhe seines Auges, so hat man mit vollem Korn ungefähr

in der Kopfhöhe des Huhnes abzukommen; streicht es höher als das Auge des Schützen, so muß man es auf dem Korn aufsitzen lassen, d. h. etwas kürzer unter dem Huhn abkommen. Streicht ein Huhn spitz auf den Jäger herzu und zwar tiefer als das Auge, so hält man kurz vor den Kopf.

Der schwerste Schuß auf Geflügel ist der, wenn ein Huhn spitz auf den Jäger zustreicht, höher als das Auge. In solchem Falle ist es besser, nicht gegen das Huhn hinzuschießen, sondern sich umzukehren und erst auf das wegstreichende Huhn den Schuß abzugeben, denn wollte man auf das spitz herstreichende Huhn richtig abkommen, müßte man mit den Gewehrläufen das Huhn zudecken, um vor ihm genügend abzukommen, dabei aber kann man den vorzuhaltenden Raum nicht bemessen, weil die Läufe das Huhn verdecken.

Bei halbspitz herzu- und abstreichenden Hühnern muß man stets scheinbar am Schnabel abkommen.

Wenn ich nun diese Regeln gegeben habe, bin ich weit entfernt zu glauben, daß, falls der freundliche Leser dieselben zu beachten sucht, er sofort ein sicherer Schütze sei, er kann aber daraus Anhaltspunkte schöpfen, an der Hand derer er sich in der Praxis zum guten Schützen ausbilden kann — nur Übung macht den Meister und — etwas angeborenes Talent.

Wer sich zum guten flinken Schützen ausbilden will, trachte stets gleich von Anfang an, sich Raschheit in allen Bewegungen und besonders im Abziehen anzugewöhnen und als theoretische Übung in raschem Flugschießen möchte ich die Übungen auf Glaskugeln oder Tontauben nach Bogardus sehr empfohlen haben. Bei diesen Übungen rate ich jedoch, mehrere Wurfmaschinen aufzustellen, so daß der Übende nicht weiß, von welcher Maschine die Kugel geschleudert wird; ferner vor dem Schusse sich nicht in Anschlag zu versetzen, sondern das Gewehr, wie auf der Jagd schußbereit in den Händen zu halten und erst aufzufahren, wenn er sieht, wo die Kugel aufsteigt; dadurch gewöhnt man sich rascheres Anschlagen und rascheres Erfassen der Situation an, wie es ja bei der Jagd nicht anders sein kann.

Bevor ich nun dieses Kapitel beschließe, möchte ich einige allgemeine Ratschläge dem freundlichen Leser noch ans Herz gelegt haben.

Sehr häufig kann man auf Jagden hören, wenn man jemanden über den Erfolg seines Schusses frägt — „ja ich habe wohl geschossen, aber es war zu weit!“ Ein derartiges Auskunftsmittel ist keine Entschuldigung für das negative Resultat des Schusses, es ist vielmehr eine recht unweidmännische Entschuldigung. Kein braver Jäger solle einen Schuß, namentlich Schrotschuß abgeben, der zu weit ist, denn dadurch wird viel Wild zu Holze geschossen und verendet langsam mit harten Qualen, wenn es das Raubwild nicht früher von diesen befreit.

Bei jedem Schusse sei der Jäger bestrebt, sich Rechenschaft darüber geben zu können und niemals krumm zu machen in dem Gedanken — vielleicht reicht's doch!

Ebenso undweidmännisch ist der Grundsatz: „Nicht geschossen, ist auch gefehlt“. Kein Jagdherr wird einem Gaste einen Vorwurf machen, wenn letzterer erklärt, daß er mit dem Schusse nicht fertig geworden sei — das ist kein Unglück; aber unweidmännisch ist es, auf Geratewohl hinzuschießen, und dies besonders, wenn es sich um edles Wild handelt. Das gleiche Verhältnis ist es, wenn man über das Ansprechen eines Stückes im Zweifel ist und doch Feuer gibt. Wer offen und ehrlich erklärt, „ich habe den Rehbock nicht genügend erkannt, ob er jagdbar ist, und ihn deshalb unbeschossen passieren lassen“ — der wird nur Lob verdienen über seine Gewissenhaftigkeit!

Damit bin ich nun am Ende. Was die blanken Waffen betrifft, die in unserer Zeit noch Anwendung finden, so habe ich dieselben bei den einschlägigen Wildgattungen schon einer genaueren Besprechung unterzogen — sie beschränken sich nur auf die Saufeder, den Hirschfänger und den Genickfang.

Schluß.

Am Ende meiner Arbeit angelangt, glaube ich alles das besprochen zu haben, was für den Weidmann in seiner Praxis wissenswert erscheint. Wenn nicht alles so erschöpfend gegeben werden konnte, wie ich gewünscht hätte, so leitete mich der Umstand, daß ein so umfassendes Thema, wie das ganze Jagdwesen, in Rücksicht auf den Kostenpunkt eines Werkes, zu großen Umfang annehmen und dadurch manchem weniger Bemittelten der Zugang erschwert würde. Je größere Verbreitung aber ein Jagdwerk finden kann, desto eher wird mein Streben erreicht werden: zur Besserung des Jagdwesens ein Scherflein beigetragen zu haben. — Der erfahrene Weidmann wird zwar ersehen, daß ich ihm nichts Neues vorgelegt habe, er wird aber, wie ich selbst während der Bearbeitung, manche Anregung empfinden; der Anfänger jedoch kann sich neben Anregung auch manchen praktischen Wink zu Nutzen machen und einen Überblick über das ganze Wissen des Weidmanns erhalten. — Möge das edle Weidwerk blühen, möge es gedeihen, mögen unsere Nachkommen es hochhalten, vor dem Verfalle so treu und redlich bewahren, wie es unsere Vorfahren thaten und wie wir bestrebt sind, es den Epigonen zu übergeben. — Darauf ein kräftiges, fröhliches

Weidmanns Heil!

Zusätze und Druckfehler-Berichtigungen.

Seite IX,	Absatz 4,	Zeile 4	von oben	lies:	mindestens eine oder zwei Suhlen.
„ 1,	„ 2,	„ 2	„ „	„	elaphus statt elephas.
„ 17,	„ 6,	„ 1	„ „	„	in Anspruch genommene Hirsch.
„ 29,	„ 8,	„ 1	„ „	„	weidgerechtesten statt tödlichsten.
„ 31,	„ 8,	„ 2	„ „	„	den Birschzeichen statt dem.
„ 31,	„ 9,	„ 3	„ „	„	Schusses statt Schießens.
„ 47,	„ 7,	„ 5	„ „	ist zu	bemerken: Nach einer Urkunde von Kaiser Otto I, ausgestellt unterm 26. November 943, wird bestimmt, daß Hirsche, Bären, Rehe, Wildschweine und diejenigen wilden Tiere, welche im Deutschen Elo oder Schelo genannt werden, ohne Erlaubnis nicht bejagt werden dürfen. Daß die Abschrift dieser Urkunde Elo statt Ele und Schelo statt Schele aufweist, thut nichts zur Sache, aber dadurch ist erwiesen, daß Ele identisch ist mit Schele. (Ausführung siehe „Deutschen Jäger“ Nr. 7 von 1894, Seite 63.)
„ 48,	„ 5,	„ 2	„ „	lies:	Unterwuchs statt Naturwuchs.
„ 57,	„ 3,	„ 2	„ „	„	Hellbrunn statt Hillbrunn.
„ 57,	„ 6,	„ 2	„ „	„	halbmondförmig statt mondförmig.
„ 57,	„ 3,	„ 3	„ unten	„	freier statt freiher.
„ 59,	„ 2,	„ 22	„ oben	„	20—34 cm Länge bildet.
„ 60,	„ 1,	„ 5	„ „	„	über der Brunftdrüse statt sogenannten.
„ 60,	„ 2,	„ 3	„ unten	„	Zahnformel statt Zahnformation.
„ 62,	„ 1,	„ 4	„ „	„	Abnormität statt Abnormalität.
„ 62,	„ 1,	„ 2	„ „	„	Figur 6 statt 5.
„ 65,	„ 4,	„ 5	„ oben	„	überwiegender statt entschiedener.
„ 70,	„ 2,	„ 2	„ „	„	herunterkommen statt heruntergekommen.
„ 72,	„ 3,	„ 3	„ „	„	Häcksel statt Hexel.
„ 80,	Sternbemerkung			„	Pohl statt Pöhl.
„ 85,	Absatz 1,	Zeile 3	von unten	„	Zu Schusse bringen statt zu Schusse zu bringen.
„ 86,	„ 1,	„ 1	„ oben	„	zerwirkt statt gewirkt.
„ 87,	„ 7,	„ 1	„ „	„	Malbäumen statt Mahlbäumen.
„ 94,	„ 2,	„ 5	„ unten	„	Boschen statt Poschen.
„ 94,	„ 2,	„ 2	„ „	„	Schwiele statt Schwüle.
„ 96,	„ 2,	letzte Zeile		„	fertig statt bereit.
„ 96,	„ 1,	Zeile 2	„ „	„	Hille statt Hölle.

Seite 103,	Absatz 1,	Zeile 5	von oben	lies:	Zeit statt Reit.
„ 136,	„ 2,	„ 10	„ unten	„	gewiegte statt gewichste.
„ 153,	„ 1,	„ 2	„ „	„	vor Beginn der Balze.
„ 201,	„ 3,	„ 6	„ „	„	Hasenklein statt Hasenkleie.
„ 204,	„ 2,	„ 6	„ „	„	Anfang Oktober statt November.
„ 231,	„ 6,	„ 2	„ oben	„	Lunze statt Lunge.
„ 241,	„ 2,	„ 1	„ „	„	scolopax statt scolopa.
„ 289,	„ 4,	„ 3	„ „	„	damit demselben statt denselben.
„ 294,	„ 8			Zusatz:	Im Laufe des Frühjahres 1896 ist der Transport durch Deutschland durch Verordnung ebenfalls verboten worden.
„ 297,	„ 3,	„ 7	„ unten	lies:	Eberwurz statt Eberwürz.
„ 334,	„ 2,	„ 2	„ „	„	als statt alle.
„ 350,	„ 1,	„ 1	„ „	„	daß sie ihren Peinigern zum Opfer fallen und gerissen werden.
„ 354,	„ 2,	„ 3	„ oben	„	monogame statt monogamische.
„ 361,	„ 4,	„ 1	„ „	„	Dickung statt Deckung.
„ 427,	„ 2,	„ 6	„ „	„	Halsbändchen statt Halsbänchen.
„ 431,	„ 3,	„ 1	„ „	„	gypaëtus statt gynaëtus.
„ 435,	„ 2,	„ 2	„ „	„	gekrümmten statt gekümmten.
„ 438,	„ 4,	„ 3	„	„	ist einzuschalten: (Seite 453—455).

Sachregister.

III. Jagdhunde.

V. Schießkunst.

Schusszeit des Wildes.

Preussen, *Braunschweig, Schaumburg-Lippe, Lübeck, **Anhalt, Hamburg.

* Für Edel- und Damwild keine Schonzeit, für Rehböcke vom 1. Februar bis 16. Mai.

**Für Biber Schonzeit vom 15. März bis 15. Juni. Schonzeit für Rehböcke auch im Februar, Hasen-Schonzeit vom 15. Januar bis 15. September.

	Schusszeit
Elchwild	1. Sept. bis 30. Nov.
Männliches Rot- und Damwild	1. Juli bis 28. Febr.
Weibliches Rot- u. Damwild, Wildkälber	16. Okt. bis 31. Jan.
Rehböcke	1. Mai bis 28. Febr.
Rehgeissen	16. Okt. bis 14. Dez.
Rehkitze	1. Jan. bis 28. Febr.
Dachse ††	1. Okt. bis 30. Nov.
Auer-, Birk- und Fasanenhähne	1. Sept. bis 31. Mai
Enten	1. Juli bis 31. März
Wasser- und Sumpfwild, exkl. Gänse und Reiher	1. Juli bis 30. April
Rebhühner ††	1. Sept. bis 30. Nov.
Hasen, Auer-, Birk-, Fasanenhennen, Faselhähne, Wachteln ††	1. Sept. bis 31. Jan.

†† Hierfür kann die Regierung Anfang und Schluss der Schonzeit um 14 Tage verschieben.

Hohenzollern.

Männliches Rotwild	1. Juli bis 30. Sept.
Weibliches Rotwild	1. Okt. bis 31. Dez.
Männliches Damwild	16. Dez. bis 14. Okt.
Weibliches Damwild	16. Nov. bis 31. Jan.
Rehböcke	1. Juli bis 31. Jan.
Ricken	—
Hasen	1. Sept. bis 31. Jan.
Dachse	1. Okt. bis 28. Febr.
Fasanen-, Hasel- und Rebhühner	25. Aug. bis 31. Jan.

Bayern.

Hirsche	24. Juni bis 14. Okt.
Alt- und Schmaltiere	15. Sept. bis 5. Jan.
Damhirsche	24. Juni bis 29. Okt.
Damtiere	1. Okt. bis 5. Jan.
Gemsen	25. Juli bis 29. Nov.
Rehböcke	1. Juni bis 1. Febr.
Rehgeissen, Wildkälber, Gems- und Rehkitze, Auer- und Birkhennen	—
Hasen	15. Sept. bis 1. Febr.
Feldhühner, Wachteln, Lerchen **	15. Aug. bis 1. Febr.
Dachse	15. Sept. bis 31. Dez.
Biber	1. Okt. bis 1. Febr.
Murmeltiere	15. Aug. bis 30. Okt.
Fasanen	1. Sept. bis 28. Febr.
Auer- und Birkhähne (inkl. Balzzeit)	1. Aug. bis 1. Febr.
Hasel-, Schnee- und Steinhühner	1. Aug. bis 1. Febr.
Enten	30. Juni bis 28. Febr.
Waldschnepfen und Becassinen (im Hochgebirge Jagdzeit bis 30. April)	1. Juli bis 14. April
Wasser- und Sumpfwild, Wildtauben u. Drosseln	1. Juni bis 31. März

** Der Tag der Eröffnung dieser Jagd wird von der Regierung bekannt gegeben.

Sachsen (Königreich).

	Schusszeit
Männliches Rot- und Damwild	1. Juli bis 28. Febr.
Weibliches Rot- und Damwild, Kälber	1. Sept. bis 28. Febr.
Rehböcke	1. Juli bis 31. Jan.
Rehgeissen	16. Okt. bis 15. Dez.
Spiessböcke	1. bis 31. Jan.
Hasen und Fasanen	1. Okt. bis 31. Jan.
Feldhühner	1. Sept. bis 30. Nov.
Auer-, Birk-, Haselhähne u. Schnepfen	1. Sept. bis 31. Jan. 1. März bis 15. Mai
Enten	1. Juli bis 14. März
Schwarzwild, Raubwild	1. Jan. bis 41. Dez.
Andere jagdbare Säugetiere und Vögel einschliesslich Dachs	1. Sept. bis 31. Jan.

Württemberg.

Männliches Rot- und Damwild, Rehböcke	1. Juni bis 31. Jan.
Weibliches Rot- und Damwild, Hasen	1. Okt. bis 31. Jan.
Wildkälber und Damkitze	—
Rehgeissen	15. Okt. bis 30. Nov.
Kitzböcke	15. Okt. bis 31. Dez.
Auer- und Birkhähne	16. Aug. bis 31. Mai
Auer- und Birkhennen	November
Feld- und Haselhühner, Fasanenhennen	24. Aug. bis 30. Nov.
Fasanenhähne	24. Aug. bis 31. Jan.
Wachteln	24. Aug. bis 28. Febr.
Wilde Enten	1. Juli bis 15. März
Wilde Tauben	1. Juli bis 28. Febr.
Schnepfen und Becassinen	15. Juli bis 15. April

Schusszeit für Rebhühner vom 1. Sept. bis 1. Dez. kann abgekürzt werden.

Hessen (Grossherzogtum).

Schwarzwild, männliches Edel- u. Damwild, Rehböcke, wilde Kaninchen, Raubwild und alles Wild, welches im Grossherzogt. oder dessen Nähe nicht setzt oder nistet	Jan. bis Dez.
Rehböcke	1. Mai bis 28. Febr.
Rehgeissen	16. Okt. bis 14. Dez.
Dachse	16. Mai bis 14. Febr.
Trappen, Schnepfen, Brachvögel u. Kibitze	1. Juli bis 30. April
Enten	1. Juli bis 28. Febr.
Auer-, Birk- und Fasanenhähne	1. Sept. bis 31. Mai
Enten	1. Juli bis 28. Febr.
Staar	1. Aug. bis 31. Jan.
Alles übrige Wild	1. Sept. bis 31. Jan.

Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz.

Alles Wild exkl. Federwild	26. Juli bis 28. Febr.

Federwild soll möglichst geschont werden.

Baden.

Männliches Rot- und Damwild	1. Juni bis 31. Jan.
Weibliches Rot- und Damwild	1. Okt. bis 31. Jan.
Rehböcke	1. April bis 31. Jan.
Rehgeissen	1. Okt. bis 31. Jan.
Hasen, Fasanen, Haselwild, Wachteln	24. Aug. bis 31. Jan.
Auer- und Birkhähne	16. Aug. bis 31. Mai.
Auer- und Birkhennen	—
Rebhühner	24. Aug. bis 30. Nov.
Enten	1. Juli bis 31. März
Sumpf- und Wassergeflügel, Schnepfen exkl. Fischreiher	1. Juli bis 30. April

Sachsen-Altenburg.

Männliches Rot- und Damwild	1. Juli bis 31. Jan.
Weibliches Rot- u. Damwild, Wildkälber	15. Okt. bis 31. Jan.
Rehböcke	1. Juni bis 31. Jan.
Rehgeissen	15. Okt. bis 15. Dez.
Spiessböcke	1. bis 31. Jan.
Rehkitze, Auer- und Birkhennen	—
Dachse	1. Okt. bis 30. Nov.
Auer-, Birk- und Fasanenhähne	1. Sept. bis 31. Mai

	Schusszeit
Enten	1. Juli bis 31. März
Trappen, Schwäne, Schnepfen	1. Juli bis 30. April
Sumpf- und Wasserwild, exkl. Reiher u. Gänse	1. Juli bis 30. April
Feldhühner	1. Sept. bis 30. Nov.
Fasanenhennen, Wachteln	1. Sept. bis 31. Jan.
Hasen und Haselhühner	1. Sept. bis 31. Jan.

Oldenburg.

Männliches Rot- und Damwild, Rehböcke	1. Juli bis 28. Febr.
Weibliches Rot- u. Damwild, Wildkälber	16. Okt. bis 31. Dez.
Rehgeissen	16. Nov. bis 14. Dez.
Rehkitze	—
Hasen	1. Okt. bis 31. Dez.
Birk- und Fasanenhähne	1. März bis 31. Mai 1. Sept. bis 31. Dez.
Birk- u. Fas.-Hennen, Wachteln, Dachse**	1. Sept. bis 31. Dez.
Rebhühner**	1. Sept. bis 30. Nov.
Enten, Tüten und Kibitze	1. Juli bis 31. März

** Die Regierung kann die Schonzeit hierfür bis 14. Nov. verschieben.

Sachsen-Meiningen.

Männliches Rot- und Damwild	1. Juli bis 31. Jan.
Weibliches Rot- u. Damwild, Wildkälber	1. Sept. bis 31. Jan.
Rehböcke	1. Juni bis 31. Jan.
Rehgeissen	16. Okt. bis 14. Dez.
Spiessböcke	1. bis 31. Jan.
Rehkitze, Auer- und Birkhennen	—
Dachse**	1. Okt. bis 30. Nov.
Auer- und Birkhähne	1. Sept. bis 31. Mai.
Enten	1. Juli bis 31. März
Trappen, Schnepfen und alles Sumpf- und Wasserwild exkl. Reiher und Gänse	1. Juli bis 30. April
Rebhühner**	1. Sept. bis 30. Nov.
Fasanen	1. Okt. bis 31. Jan.
Hasen, Haselwild, Wachteln u. Lerchen	1. Sept. bis 31. Jan.
Drosseln**	1. Okt. bis 28. Febr.

** Das Staatsministerium kann den Schluss der Schonzeit — aber nicht über 14 Tage anderweit feststellen.

Sachsen-Koburg.

Männliches Rot- und Damwild	1. Juli bis 31. Jan.
Weibliches Rot- u. Damwild, Wildkälber	2. Sept. bis 31. Jan.
Rehböcke	1. Juni bis 31. Jan.
Rehgeissen, Rehkitze, Auer- und Birkhennen, Lerchen und Drosseln	—
Dachse**	1. Okt. bis 30. Nov.
Auer-, Birk- und Fasanenhähne	1. Sept. bis 31. Mai
Enten	1. Juli bis 31. März
Sumpf- und Wasserwild, Schnepfen, exkl. Reiher und Gänse	1. Juli bis 30. April
Rebhühner**	1. Sept. bis 30. Nov.
Fasanenhennen, Haselwild, Wachteln**	1. Sept. bis 31. Jan.
Hasen**	16. Sept. bis 31. Jan.

** Wie in Sachsen-Meiningen.

Sachsen-Gotha.

Männliches Rot- und Damwild	1. Juli bis 31. Jan.
Weibliches Rot- u. Damwild, Wildkälber	2. Sept. bis 31. Jan.
Rehböcke	1. Mai bis 31. Jan.
Rehgeissen	16. Okt. bis 14. Dez.
Spiessböcke	1. bis 31. Jan.
Rehkitze, Auer- und Birkhennen	—
Dachse**	1. Okt. bis 30. Nov.
Auer- und Birkhähne	1. Sept. bis 31. Mai
Enten	1. Juli bis 31. März
Sumpf- und Wasserwild, exkl. Reiher u. Gänse	1. Juli bis 30. April
Rebhühner	1. Sept. bis 30. Nov.
Hasen, Fasanenhennen, Haselwild	1. Sept. bis 31. Jan.
Wachteln und Lerchen	1. Sept. bis 31. Jan.
Drosseln	1. Okt. bis 28. Febr.

** Wie in Sachsen-Meiningen.

Schwarzburg-Rudolstadt.

	Schusszeit
Männliches Rot- und Damwild	1. Juli bis 31. Jan.
Weibliches Rot- u. Damwild, Wildkälber	16. Okt. bis 31. Jan.
Rehböcke	1. Juni bis 31. Jan.
Rehgeissen	16. Okt. bis 14. Dez.
Spiessböcke	1. bis 31. Jan.
Rehkitze, Auer- und Birkhennen, Lerchen	—
Dachse	1. Okt. bis 30. Nov.
Auer-, Birk- und Fasanenhähne	1. Sept. bis 30. Mai
Enten	1. Juli bis 31. März
Sumpf- und Wasserwild, exkl. Reiher u. Gänse	1. Juli bis 30. April
Rebhühner	1. Sept. bis 30. Nov.
Hasen, Fasanen, Haselwild u. Wachteln	1. Sept. bis 31. Jan.
Drosseln	1. Okt. bis 28. Febr.

Schwarzburg-Sondershausen.

Männliches Rot- und Damwild	1. Juli bis 31. Jan.
Weibliches Rot- u. Damwild, Wildkälber	16. Okt. bis 31. Jan.
Rehböcke	1. Juni bis 31. Jan.
Rehgeissen	16. Okt. bis 14. Dez.
Spiessböcke	1. bis 31. Jan.
Rehkitze	—
Dachse*	1. Okt. bis 30. Nov.
Auer-, Birk- und Fasanenhähne	1. Sept. bis 31. Mai
Enten	1. Juli bis 31. März
Sumpf- und Wasserwild, exkl. Reiher u. Gänse	1. Juli bis 30. April
Rebhühner*	1. Sept. bis 30. Nov.
Auer-, Birk- und Fasanenhennen, Haselwild, Hasen und Wachteln*	1. Sept. bis 31. Jan.

* Der Landrat kann Anfang und Schluss der Schonzeit hiefür anderweit feststellen. Nicht über 14 Tage.

Reuss ältere Linie.

Rotwild	16. Juli bis 31. Jan.
Wildkälber, Rehkälber, Rehgeissen, Auer- und Birkhühner	—
Hasen	1. Okt. bis 31. Jan.
Raubtiere und Strichvögel	1. Jan. bis 31. Dez.
Spiessböcke	1. bis 31. Jan.
Alles andere jagdbare Wild	Sept. bis Jan.

Reuss jüngere Linie.

Hirsche	1. Juli bis 28. Febr.
Weibliches Rot- u Damwild, Wildkälber	16. Okt. bis 31. Jan.
Rehböcke	1. Mai bis 28. Febr.
Rehgeissen	16. Okt. bis 14. Dez.
Rehkitze, Auer- und Birkhennen	—
Auer-, Birk- und Fasanenhähne	1. Sept. bis 31. Mai
Wachteln* und Fasanenhennen	1. Sept. bis 31. Jan.
Rebhühner*	1. Sept. bis 30. Nov.
Enten	1. Juli bis 31. März
Sumpf- und Wasserwild, exkl. Reiher u. Gänse	1. Juli bis 30. April
Hasen	1. Okt. bis 31. Jan.

* Schonzeit kann um 14 Tage verlängert oder verkürzt werden.

Waldeck und Pyrmont.

Die Eröffnung der Feldjagd findet am 1. Sept. statt oder eine Verlegung wird öffentlich bekannt gegeben.

Rehböcke	24. Juni bis 31. Jan.
Rehgeissen	1. Okt. bis 31. Jan.
Hasen	1. Sept. bis 31. Jan.
Auer-, Birk- und Haselhühner	1. Sept. bis 31. März
Feldhühner	1. Sept. bis 31. Dez.
Schmalböcke, Schmalrehe u. Rehkitzen	—

Schnepfen und andere Strichvögel werden in der Brütezeit geschont.

Bremen.

Rehböcke	1. Mai bis 28. Febr.
Rehgeissen	16. Okt. bis 14. Dez.
Rehkälber	—
Hasen und Wachteln	1. Sept. bis 31. Jan.

	Schusszeit
Rebhühner	1. Sept. bis 30. Nov.
Dachse	1. Okt. bis 30. Nov.
Enten	1. Juli bis 31. März.
Sumpf- und Wasserwild, exkl. Reiher u. Gänse	1. Juli bis 30. April

Lippe-Detmold.

Rehböcke	1. Mai bis 28. Febr.
Schmalrehe und Ricken	16. Okt. bis 14. Dez.
Rehkälber	—
Dachse	1. Okt. bis 30. Nov.
Enten	1. Juli bis 31. März
Sumpf- und Wasserwild, exkl. Reiher	1. Juli bis 30. April
Rebhühner*	1. Sept. bis 30. Nov.
Wachteln*	1. Sept. bis 30. Jan.
Hasen*	1. Okt. bis 14. Jan.

* Hiefür kann Schonzeit innerhalb 14 Tagen anderweit festgesetzt werden.

Elsass-Lothringen.

Alles nachstehend nicht genannte Wild	1. Sept. bis 31. Jan.
Schwarzwild, Hirsche, Kaninchen und schädliches Wild	1. Jan. bis 31. Dez.
Rehböcke	1. Juni bis 2. Febr.
Auer- und Birkhähne	1. Jan. bis 31. Dez.
Fasanenhennen und Rebhühner	23. Aug. bis 2. Febr.
Drosseln und Feldlerchen	15. Sept. bis 1. Dez.
Wildgänse und Fischreiher	1. Jan. bis 31. Dez.
Wildenten	1. Juli bis 31. März
Sumpf-, Wasser- und Strichgeflügel	1. bis 30. April

Zu 2 u. 3. Das Jagen mit Hunden auf vorstehend genannte Wildgattungen in der Zeit vom 2. Februar bis 23. August ist untersagt.

Nieder-Oesterreich.

Hirsche	1 Juni bis 31. Jan.
Tiere und Kälber	16. Sept. bis 31. Jan.
Gemsbock	1. Juli bis 31. Jan.
Gemsgeiss	16. Aug. bis 30. Nov.
Rehbock und Spiesser	1. Mai bis 28. Febr.
Rehgeiss	1. Okt. bis 30. Nov.
Rehkitz (bis 1. Okt. des Geburtsjahres	1. Okt. bis 30. April
Hase	1. Sept. bis 31. Jan.
Fasan	16. Sept. bis 31. Jan.
Rebhuhn, Wachtel	1. Aug. bis 31. Dez.
Auerhahn	1. Sept. bis 31. Mai
Birkhahn	1. Sept. bis 14. Juni
Gemskitz, Auerhenne, Birkhenne	—
Haselhuhn	1. Sept. bis 28. Febr.
Ente	16. Juni bis 28. Febr.

Ober-Oesterreich.

Männliches Rot- und Damwild	1. Juli bis 31. Okt.
Rehbock	1. Juni bis 28, Febr.
Gemsbock	16. Juli bis 30. Nov.
Hase	16. Aug. bis 14. Jan.
Weibliches Rot- und Damwild	1. Okt. bis 31. Jan.
Wildkalb, Dachs und Biber	1. Okt. bis 31. Jan.
Weibliche Gemse, Rehkitzbock	1. Okt. bis 31. Jan.
Birk- und Auerhahn	1. März bis 31. Mai
Hasel-, Stein- und Schneehuhn, Schnepfe	16. Aug. bis 2. 8 Febr.
Fasan, Rebhuhn, Wachtel und Wildtaube	1. Aug. bis 31. Jan.
Wildgans und Wildente	1. Juni bis 28. Febr.
Sumpf- und Wasservögel	1. Juni bis 28. Febr.
Weibliches Rehwild, Birk- u. Auerhenne	—

Salzburg.

Jagdbarer Hirsch (vom 8 Ender aufwärts)	1. Juli bis 31. Okt.
Geringer Hirsch (unter 8 Ender)	1. Juli bis 31. Dez.
Hirsch	1. Juli bis 14. Okt.
Alte und gelte Tiere	16. Sept. bis 6. Jan.
Gemse	24. Juli bis 14. Dez.
Reh	1. Juni bis 31. Dez.
Grauer Hase	1. Sept. bis 2. Febr.

	Schusszeit
Alpenhase	1. Sept. bis 28. Febr.
Dachs und Biber	1. Okt. bis 31. Jan.
Murmeltier	1. Sept. bis 14. Okt.
Auer- und Birkhahn	16. Apr. bis 14. Juni* 1. Sept. bis 2. Febr.
Fasan	1, Sept. bis 2. Febr.
Hasel-, Stein- und Schneehuhn	1. Sept. bis 2. Febr.
Rebhuhn	1. Aug. bis 24. Dez.
Wildente	1. Juli bis 28. Febr.
Schnepfe, Taube, Wachtel u. Sumpfvögel	1. Aug. bis 14. April
Rotwildkalb, Rehgeiss und -Kitz	—
Gemskitz, Auer- und Birkhenne	—

* Schusszeit bis Ende der Balzzeit.

Steiermark.

Hirsch	25. Juni bis 14. Okt.
Tier und Wildkalb	1. Sept. bis 31. Dez.
Gemswild	1. Aug. bis 14. Dez.
Rehbock	1. Juni bis 31. Jan.
Rehgeiss und Rehkitz	1. Okt. bis 31. Jan.
Feld- und Alpenhase	1. Sept. bis 14. Jan.
Fasan	16. Sept. bis 2 8 Febr.
Auer- und Birkhahn	1. April bis 14. Juni.
Auer- und Birkhenne	—
Reb-, Hasel-, Schnee- und Steinhuhn	1. Aug. bis 31. Jan.
Wildtaube, Wachtel, Sumpfschnepfe	1. Aug. bis 31. Jan.
Wildgans, Ente, Rohrhuhn	1. Juli bis 28. Febr.

Kärnten.

Hirsch	25. Juni bis 14. Okt.
Tiere, Alt- und Schmaltiere	1. Okt. bis 31. Jan.
Gemswild	1. Aug. bis 14. Dez.
Rehbock	1. Juni bis 31. Jan.
Hase	1. Sept. bis 31. Jan.
Fasan	1 Sept. bis 28 Febr.
Auer- und Birkhähne	6. April bis 31. Nov.
Hasel-, Stein- und Schneehuhn	1. Aug. bis 31. Jan.
Rebhuhn und Wachtel	1. Aug. bis 31. Jan.
Stockente	1. Juli bis 28. Febr.
Rehgeiss, Wildkalb, Gems- und Rehkitz	—
Auer- und Birkhenne	—

Krain.

Männliches Rot- und Damwild	1. Juli bis 31. Okt.
Weibliches Rot- und Damwild	1. Okt. bis 31. Jan.
Wildkälber	1. Okt. bis 31. Jan.
Rehböcke	1. Juni bis 31. Jan.
Rehgeissen und Rehkitze	16. Sept. bis 31. Dez.
Gemsböcke	1. Juli bis 31. Jan.
Gemsgeissen und Gemskitze	16. Aug. bis 30. Nov.
Hasen	1. Sept. bis 14. Jan.
Wilde Kaninchen	1. Sept. bis 28. Febr.
Auerhähne	1. April bis 31. Mai
Birkhähne	1. April bis 14. Juni.
Auer- und Birkhennen	—
Fasanen	1. Sept. bis 31. Jan.
Hasel- und Schneehühner	16. Aug. bis 31. Mai
Steinhühner	16. Aug. bis 31. Jan.
Rebhühner und Wachteln	16. Aug. bis 31. Dez.
Wildtauben, Schnepfen (diese v. 1. Apr. an)	16. Aug. bis 14. Apr.
Stockenten	1. Juli bis 28. Febr.
Wildenten (ausser Stockenten)	1. Juli bis 14. April
Wildgänse, Sumpf- und Wasservögel	1. Juli bis 14. April

Istrien, Görz und Gradiska, Triest.

Camoscio	1. Aug. bis 15. Dez.
dto. giovine	—
Capriolo	1. Juni bis 31. Jan.
dto. femmina	1. Okt. bis 31. Dez.
Caprioletto	—
Lepre	15. Sept. bis 15. Jan.
Gallo cedrone	1. April bis 31. Mai
Galtina cedrone	1. Sept. bis 31. Dez.
Gallo di montagna	1. April bis 31. Mai

	Schusszeit
Gallina di montagna	—
Francolino	15. Sept. bis 31. Jan.
Fagiano	15. Sept. bis 31. Jan.
Cotorno	15. Sept. bis 31. Jan.
Pernice bianca	15. Sept. bis 31. Jan.
Pernice	1. Sept. bis 15. Jan.
Quaglia	1. Aug. bis 31. Dez.
Beccaccia	1. Aug. bis 30. April
Colombo selvatico	1. Aug. bis 30. April
Uccelli di palude	1. Aug. bis 30. April
Anitra selvatica	1. Aug. bis 28. Febr.

Tirol und Vorarlberg.

Hirsche	1. Juli bis 1. Okt.**
Gabler, Spiesser und Schmaltiere, besondere Erlaubnis nötig.	
Alte und gelte Tiere	16. Sept. bis 6. Jan.
Gemsböcke	16. Juli bis 2. Nov.†
Rehböcke	16. Juni bis 31. Dez.
Gems- und Rehgeissen. Möglichst v. Abschuss auszunehmen.	
Gems- und Rehkitze	—
Graue Hasen	1. Sept. bis 2. Febr.
Alpenhasen	1. Sept. bis 28. Febr.
Murmeltiere	1. Sept. bis 14. Okt.
Auer- und Birkhähne	16. Apr. bis 16. Mai* 1. Sept. bis 2. Febr.
Hasel-, Stein- und Schneehühner	1. Sept. bis 4. Febr.
Auer- und Birkhennen	—
Rebhühner	1. Sept. bis 22. Dez.
Enten, Schnepfen, Tauben	1. Aug. bis 14. April
Wachteln und Sumpfvögel	1. Aug. bis 14. April

* Bis zum Ende der Balzzeit. ** In Vorarlberg vom 1. Okt.
† In Vorarlberg vom 11. Nov.

Böhmen.

Waldschnepfen	1. März bis 31. Mai 1. Aug. bis 31. Jan.
Auer-, Birk- und Haselhähne	1. März bis 31. Mai 1. Aug. bis 31. Jan.
Wildgänse und Enten	1. Juli bis 31. Jan.
Rehböcke	1. Mai bis 31. Jan.
Alles andere Wild	1. Aug. bis 31. Jan.

Mähren.

Männliches Rot- und Damwild	1. Juni bis 31. Okt.
Weibliches Rot- und Damwild	1. Nov. bis 31. Jan.
Wildkälber	1. Nov. bis 31. Jan.
Rehböcke	1. Mai bis 31. Jan.
Kitzböcke	1. Okt. bis 31. Jan.
Weibliches Rehwild, Auer- u. Birkhennen	—
Hasen	1. Aug. bis 31. Jan.
Auer- und Birkhähne	1. Aug. bis 14. Mai
Fasanenhennen	1. Sept. bis 31. Jan.
Fasanenhähne	1. Sept. bis 31. März
Hasel- und Rebhühner	1. Aug. bis 31. Jan.
Wachteln und Wachtelkönige	1. Aug. bis 31. Jan.
Wildgänse, -Enten und -Tauben	1. Juli bis 14. März
Sumpf- und Wasservögel	1. Juli bis 14. März
Waldschnepfen	1. Juli bis 14. April

Schlesien.

Edel- u. Damhirsche v. Spiesser aufwärts	1. Juni bis 31. Okt.
Weibliches Edel- u. Damwild u. Kälber	1. Nov. bis 31. Jan.
Rehböcke	1. Mai bis 31. Jan.
Spiessböcke	1. Okt. bis 31. Jan.
Weibliches Rehwild und Kitzböcke	—
Auer- und Birkhähne	1. Sept. bis 31. Mai
Auer- und Birkhennen	—
Fasanenhähne	1. Sept. bis 31. März
Hasen, Fasanenhennen	1. Sept. bis 31. Jan.
Haselhühner, Wachteln u. Wachtelkönige	1. Aug. bis 31. Jan.
Rebhühner	1. Sept. bis 30. Nov.

	Schusszeit
Wildgänse, Enten, Tauben	1. Juli bis 31. März
Sumpf- und Wasservögel	1. Juli bis 31. März
Waldschnepfen	1. Sept. bis 30. April

Galizien.

Männliches Rot- und Damwild	1. Juli bis 31. Dez.
Rehböcke	1. Juni bis 28. Febr.
Hasen	16. Sept. bis 31. Jan.
Haselhühner	1. Sept. bis 31. Jan.
Birk- und Auerhähne	1. Sept. bis 20. Mai
Waldschnepfen	1. Sept. bis 20. April
Alpenmurmeltiere, Gemsen i. Tatragebirge	—
Fasanen und Rebhühner	16. Aug. bis 14. Jan.
Wachteln und wilde Tauben	16. Juli bis 31. Okt.
Trappen und kleine Trappen	1. Aug. bis 14. April
Sumpfvögel, namentlich Schnepfen	1. Juli bis 14. April
Brachvögel, Kampfhähne	1. Juli bis 14. April
Wasservögel, namentl. Wildgänse, Enten	16. Juni bis 14. April
Füchse	1. Sept. bis 14. Febr.
Weibliches Rot-, Dam- und Rehwild	—
Wildkälber, Rehkitzböcke	—
Birk- und Auerhennen	—

Bukowina.

Rot- oder Edelhirsche	1. Juli bis 31. Okt.
Hirschkühe und weibliche Tierkälber	—
Hirsch- und Rehkälber, (männlich) im 1. Jahre. Von der Setzzeit	15. bis 30. Sept.
Rehböcke	1. Juni bis 31. Jan.
Hasen	1. Sept. bis 31. Jan.
Auerhähne, Birkhähne, Haselhühner	1. Aug. bis 31. Jan.
Rehgeissen, weibl. Kitze, Auer- und Birkhennen	—
Rebhühner	1. Aug. bis 31. Dez.
Wildenten, Becassinen, Schnepfen	17. Juli bis 14. April
Wachteln	16. Aug. bis 31. März

Dalmatien.

Schnepfen, Wasser- und Sumpfvögel	1. Aug. bis 14. April
Alles andere Wild	1. Aug. bis 31. Jan.

Ungarn.

Edelhirsche	1. Juli bis 14. Okt.
Damhirsche	1. Juli bis 14. Nov.
Tiere, Damtiere, Rehgeissen	16. Ok. bis 31. Jan.
Rehböcke	1. April bis 14. Jan.
Gemsböcke	1. Juli bis 30. Nov.
Gemsgeissen, Auer- und Birkhennen	—
Auer- und Birkhähne	1. März bis 31. Mai
Haselhühner	1. Sept. bis 30. Nov.
Fasanen, Trappen	16. Aug. bis 31. Jan.
Rebhühner	16. Aug. bis 31. Dez.
Alles übrige Wild	1. Sept. bis 31. Jan.

Kroatien und Slavonien

dann kroat.-slavon. Grenzgebiet.

Hirsche	24. Juni bis 1. Okt.
Hirschkühe, Rehe	1. Okt. bis 6. Jan.
Hasen	1. Aug. bis 31. Jan.
Federwild	16. Aug. bis 28. Febr.

Nach der Verordnung vom 24. Mai 1883.

Männliches Rot- und Damwild	1. Juli bis 14. Okt.
Rehböcke	1. Juni bis 31. Jan.
Gemsböcke	1. Juli bis 30. Nov.
Hasen	16. Aug. bis 14. Jan.
Weibliches Rot-, Dam- u. Gemswild, Rehkitze, Dachse, Biber	1. Okt. bis 31. Jan.
Birk- und Auerhähne	16. Febr. bis 31. Mai
Fasanen, Reb-, Hasel-, Stein- u. Schneehühner, Wachteln, Wildtauben	1. Aug. bis 31. Jan.
Wildgänse, Sumpf- und Wasservögel	1. Juni bis 28. Febr.

Weibliches Rehwild, Birk- und Auerhennen sind das ganze Jahr in Schonung.

1.



1. 2. Kurzhaariger Vorstehhund. 3. Langhaariger Vorstehhund. 4. Griffon. 5. Rauhhaariger Vorstehhund.

Lith. Anst. Reichert & Wahler, Stuttgart.



1. Pointer. 2. Englischer Setter. 3. Irisch=Setter. 4. Gordon=Setter.

Lith. Anst. Reichert & Wahler, Stuttgart



1. Hannoverischer Schweißhund. 2. Gebirgs-Schweißhund. 3. Kurzhaariger Dachshund. 4. Langhaariger Dachshund. 5. Rauhhaariger Dachshund. 6. Foxterrier. 7. Schweizer Laufhund. 8. Otterhund.

Lith. Anst. Reichert & Wahler, Stuttgart.

1.



1. Weißkopfgeier. 2. Kuttengeier. 3. Bartgeier (alt). 4. Bartgeier (junger Vogel). 5. Schmutzgeier (alt). 6. Schmutzgeier (junger Vogel).

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART.





1. Steinadler (altes Männchen). 2. Steinadler (Weibchen). 3. Kaiseradler (alt). 4. Kaiseradler (jung).
5. Goldadler (Männchen).

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART.



1. u. 4. Großer Schreiadler. 2. Schreiadler (Weibchen). 3. Schreiadler (junges Männchen). 5. Schlangenadler. 6. Zwergadler (junges Männchen). 7. Zwergadler (altes Weibchen). 8. Fischadler.

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART



1. Seeadler (alt). 2. Seeadler (junger Vogel). 3. Mäusebussard. 4. Mäusebussard (Varietät).
5. Rauhfußbussard (junges Weibchen). 6. Rauhfußbussard (altes Männchen).

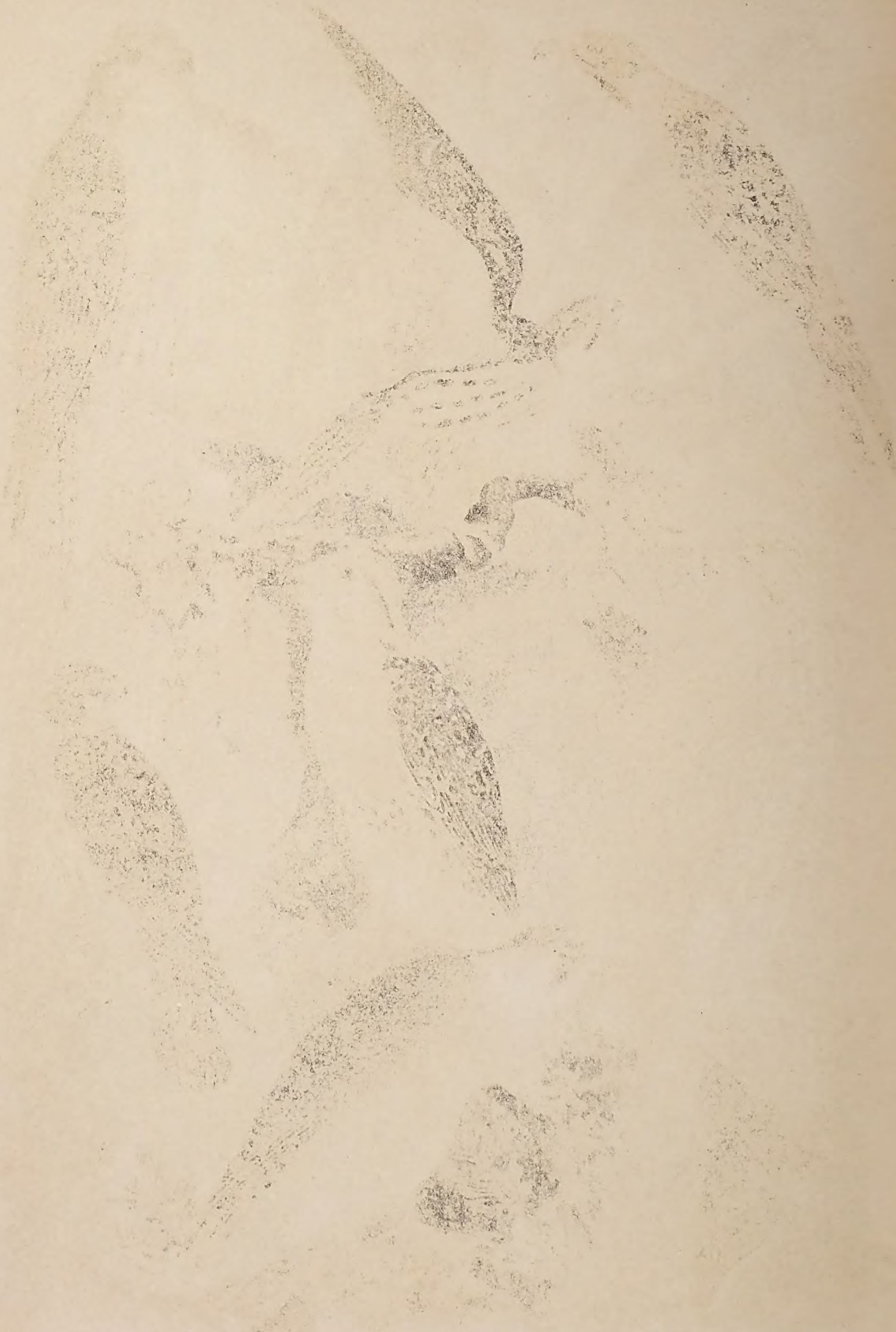
LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART.

5.



1. u. 2. Wespenbussard. 3. Roter Milan. 4. Schwarzer Milan. 5. Hühnerhabicht. 6. Hühnerhabicht (junger Vogel). 7. Sperber (altes Männchen). 8. Sperber (junges Männchen). 9. u. 10. Sperber (Weibchen).

LITH. ANST. v. A. GATTERNICHT, STUTTGART.





1. Jagdfalke. 2. Würgfalke (altes Männchen). 3. Würgfalke (altes Weibchen). 4. Wanderfalke (altes Männchen).
5. Wanderfalke (junges Weibchen). 6. Lerchenfalke (altes Männchen). 7. Lerchenfalke (junger Vogel).

LITH ANST. v. A. GATTERNICHT, STUTTGART.



1. Merlinfalk (junger Vogel). 2. Merlinfalk (Männchen). 3. Rotfußfalk (Männchen). 4. Rotfußfalk (Weibchen).
5. Rotfußfalk (junges Männchen). 6. Rötelfalk (Weibchen). 7. Rötelfalk (Männchen). 8. Turmfalk (Männchen).
9. Turmfalk (Weibchen).

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER STUTTGART.



1. Rohrweihe (altes Männchen). 2. Rohrweihe (altes Weibchen). 3. Rohrweihe (junges Männchen). 4. Kornweihe (Männchen). 5. Kornweihe (Weibchen). 6. Kornweihe (junger Vogel). 7. Steppenweihe (altes Männchen). 8. Steppenweihe (altes Weibchen). 9. Steppenweihe (jüngeres Männchen).

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART.



1. Wiesenweihe (altes Männchen). 2. Wiesenweihe (junger Vogel). 3. Wiesenweihe (Weibchen). 4. Schnee-Eule. 5. Sperber-Eule. 6. Habichts-Eule. 7. Wald-Ohreule. 8. Sumpf-Ohreule.

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART.



1. Uhu. 2. Zwergohreule. 3. u. 4. Waldkauz. 5. Rauhfußkauz. 6. Rauhfußkauz (junger Vogel). 7. Steinkauz. 8. Sperlingskauz. 9. Schleiereule.

LITH. ANST. v. A. GATTERNICHT, STUTTGART.



1. Nußknacker. 2. Eichelhäher. 3. Alpenkrähe. 4. Alpendohle. 5. Elster. 6. Dohle. 7. Saatrabe.
8. Gemeiner Rabe. 9. Nebelrabe.

LITH. ANST. v. A. GATTERNICHT, STUTTGART.

12.



1. Großer Würger. 2. Rotrückiger Würger. 3. Rotköpfiger Würger. 4. Schwarzstirnwürger. 5. Kuckuck (altes Männchen). 6. Kuckuck (junger Vogel). 7. Wiedehopf. 8. Nachtschwalbe. 9. Star. 10. Eisvogel.

LITH ANST. v. A. GATTERNICHT, STUTTGART.





1. Misteldrossel. 2. Singdrossel. 3. Rotdrossel. 4. Wacholderdrossel. 5. Ringdrossel. 6. Schwarzdrossel (Männchen). 7. Schwarzdrossel (Weibchen). 8. Pirol (Männchen). 9. Pirol (Weibchen).

14.



1. Schwarzſpecht (Männchen). 2. Schwarzſpecht (Weibchen). 3. Weißrückenſpecht (Männchen). 4. Weißrückenſpecht (Weibchen).
5. Großer Buntſpecht (Männchen). 6. Großer Buntſpecht (Weibchen). 7. Großer Buntſpecht (junger Vogel). 8. Mittelſpecht.
9. Kleinſpecht (Männchen.) 10. Kleinſpecht (Weibchen.) 11. Dreizehenſpecht (Männchen). 12. Dreizehenſpecht (Weibchen).
13. Grünſpecht (Männchen). 14. Grünſpecht (junger Vogel). 15. Grauſpecht (Männchen). 16. Grauſpecht (Weibchen).



1. Turteltaube. 2. Ringeltaube. 3. Hohltaube. 4. Auerhuhn (Weibchen). 5. Rackelhuhn. 6. Birkhuhn (Männchen). 7. Birkhuhn (Weibchen). 8. Steppenhuhn.

LITH ANST. v. A. GATTERNICHT, STUTTGART



1. Haselhuhn (Männchen). 2. Haselhuhn (Weibchen). 3. Moorschneehuhn (Sommerkleid). 4. Moorschneehuhn (Winterkleid). 5. Alpenschneehuhn (Sommerkleid). 6. Alpenschneehuhn (Winterkleid). 7. Kupferfasan (Hahn). 8. Kupferfasan (Henne). 9. Rebhuhn (Hahn). 10. Rebhuhn (junger Vogel). 11. Steinhuhn. 12. Wachtel.

LITH. ANST. v. A. GAITERNICHT, STUTTGART.



1. Raub-Seeschwalbe. 2. Lach-Seeschwalbe (Männchen im Sommerkleid). 3. Lach-Seeschwalbe (Weibchen im Winterkleid). 4. Brand-Seeschwalbe (Männchen im Sommerkleid). 5. Brand-Seeschwalbe (Weibchen im Winterkleid). 6. Fluß-Seeschwalbe (Männchen im Sommerkleid). 7. Fluß-Seeschwalbe (junger Vogel). 8. Küsten-Seeschwalbe (Männchen im Sommerkleid). 9. Küsten-Seeschwalbe (Weibchen im Winterkleid). 10. Küsten-Seeschwalbe (junger Vogel). 11. Zwerg-Seeschwalbe. 12. Zwerg-Seeschwalbe (junger Vogel). 13. Weißbärtige Seeschwalbe (Männchen im Sommerkleid). 14. Weißbärtige Seeschwalbe (Weibchen im Winterkleid). 15. Grauflügelige Seeschwalbe (Männchen im Sommerkleid). 16. Grauflügelige Seeschwalbe (Männchen im Winterkleid).

18.



1. Grauflügelige Seeschwalbe (Weibchen im Sommerkleid). 2. Grauflügelige Seeschwalbe (junger Vogel). 3. Weißflügelige Seeschwalbe (Männchen im Sommerkleid). 4. Weißflügelige Seeschwalbe (Weibchen im Winterkleid). 5. Zwergmöve (Männchen im Sommerkleid). 6. Zwergmöve (Weibchen im Winterkleid). 7. Zwergmöve (junger Vogel). 8. u. 9. Lachmöve (Männchen im Sommerkleid). 10. Lachmöve (Männchen im Winterkleid). 11. Lachmöve (junger Vogel). 12. Sturmmöve (Männchen im Sommerkleid). 13. Sturmmöve (Weibchen im Winterkleid). 14. Sturmmöve (junger Vogel). 15. Dreizehige Möve (Winterkleid). 16. Dreizehige Möve (junger Vogel).



1. Silbermöve (Winterkleid). 2. Silbermöve (Sommerkleid). 3. Silbermöve (junger Vogel). 4. Heringsmöve (Männchen im Winterkleid). 5. Heringsmöve (junger Vogel). 6. Mantelmöve (Männchen im Sommerkleid). 7. Mantelmöve (junges Männchen). 8. Schmarotzermöve (älteres Männchen). 9. Kormoranscharbe (Weibchen). 10. Kormoranscharbe (junger Vogel). 11. Zwergscharbe (junger Vogel). 12. Zwergscharbe (altes Männchen). 13. Krähenscharbe.



1. Graugans. 2. Saatgans. 3. Ackergans. 4. Bläſſengans. 5. Weißwangengans. 6. Ringelgans. 7. Fuchsgans. 8. Roſtgans.

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART.

21.



1. Stock-Ente (Männchen). 2. Stock-Ente (Weibchen). 3. Spieß-Ente (Männchen). 4. Spieß-Ente (Weibchen).
5. Schnatter-Ente (Männchen). 6. Schnatter-Ente (Weibchen). 7. Knäck-Ente (Männchen). 8. Knäck-Ente (Weibchen).
9. Krick-Ente (Männchen). 10. Krick-Ente (Weibchen).



1. Pfeif=Ente (Männchen). 2. Pfeif=Ente (Weibchen). 3. Löffel=Ente (Männchen). 4. Löffel=Ente (Weibchen). 5. Kolben=Ente (Männchen). 6. Kolben=Ente (Weibchen). 7 Tafel=Ente (Männchen). 8. Tafel=Ente (Weibchen). 9. Tafel=Ente (junger Vogel). 10. Weißaugen=Ente (Männchen). 11. Weißaugen=Ente (Weibchen).



1. Reiher=Ente (Männchen). 2. Reiher=Ente (junger Vogel). 3. Berg=Ente (Männchen). 4. Berg=Ente (Weibchen). 5. Trauer=Ente (altes Männchen). 6. Trauer=Ente (Weibchen). 7. Trauer=Ente (junges Männchen). 8. Samt=Ente (Männchen). 9. Samt=Ente (Weibchen). 10. Ruder=Ente (Männchen). 11. Ruder=Ente (Weibchen). 12. Schell=Ente (Männchen). 13. Schell=Ente (Weibchen).



1. Kragen=Ente (Männchen). 2. Kragen=Ente (Weibchen). 3. Eis=Ente (Männchen). 4. Eis=Ente (junges Weibchen). 5. Gemeine Eider=Ente (Männchen). 6. Gemeine Eider=Ente (Weibchen). 7. Goßer Säger (Männchen). 8. Großer Säger (Weibchen). 9. Mittelſäger (Männchen). 10. Mittelſäger (Weibchen). 11. Zwergſäger (Männchen). 12. Zwergſäger (Weibchen).



1. Gehaubter Lappentaucher (Sommerkleid). 2. Gehaubter Lappentaucher (Winterkleid). 3. Gehaubter Lappentaucher (junger Vogel). 4. Graukehliger Lappentaucher. 5. u. 6. Ohren=Lappentaucher. 7. Schwarzhalsiger Lappentaucher. 8. Zwerg=Lappentaucher (Sommerkleid). 9. Zwerg=Lappentaucher (Winterkleid). 10. Eis=Seetaucher. 11. Eis=Seetaucher (junger Vogel). 12. Polar=Seetaucher. 13. Polar=Seetaucher (junger Vogel).

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART.



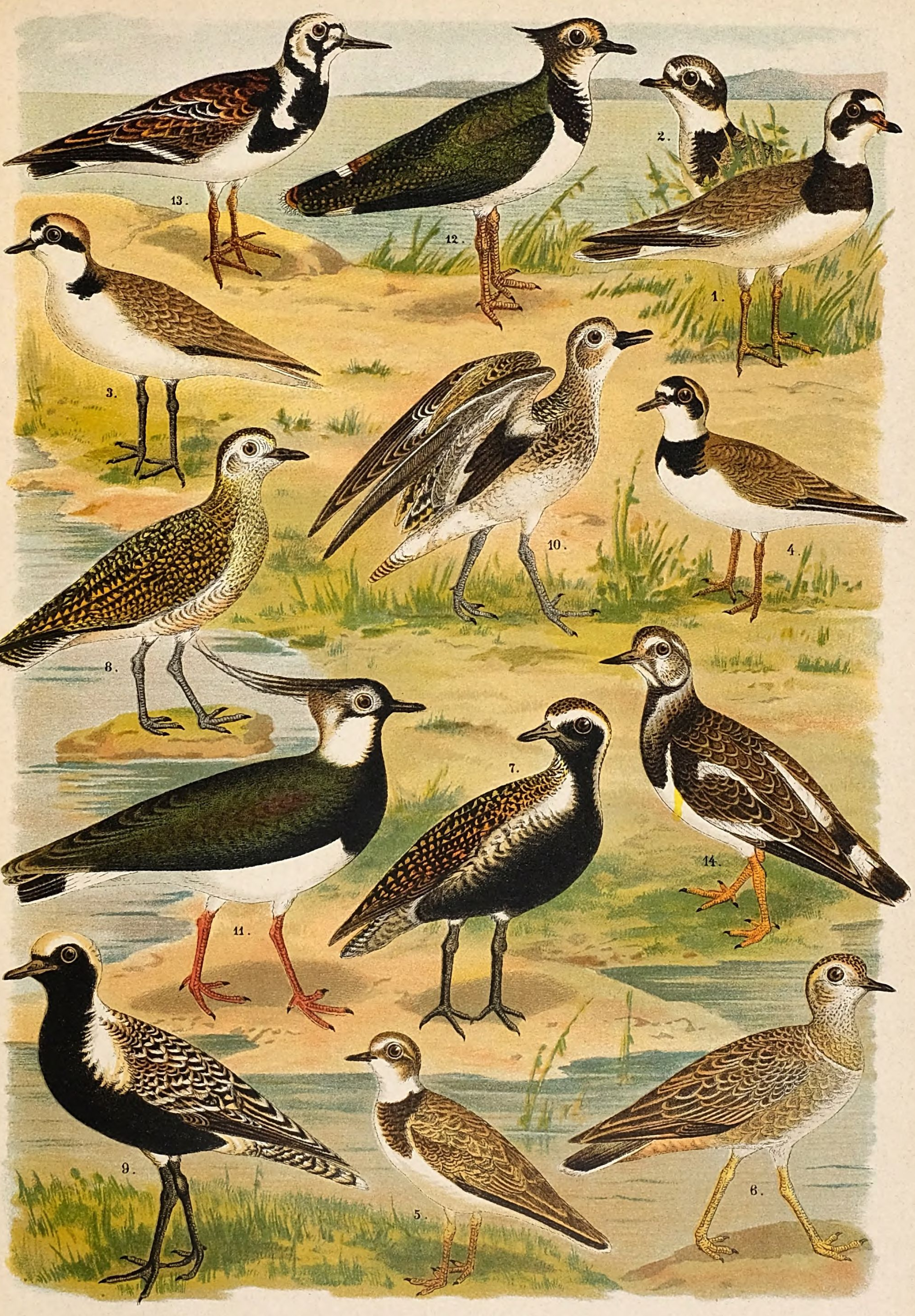
1. Nord=Seetaucher (Hochzeitkleid). 2. Nord=Seetaucher (Sommerkleid). 3. Schmalschnabel=Lumme (Männchen im Hochzeitkleid). 4. Schmalschnabel=Lumme (Weibchen im Winterkleid). 5. Gryll=Lumme (Männchen im Hochzeitkleid). 6. Gryll=Lumme (Uebergangskleid). 7. Nordischer Larventaucher. 8. Tordalk. 9. Schwarzes Wasserhuhn. 10. Schwarzes Wasserhuhn (junger Vogel).

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART



1. Gemeines Teichhuhn. 2. Gemeines Teichhuhn (junger Vogel). 3. Wasserralle. 4. Wasserralle (junger Vogel).
5. Getüpfelte Sumpfralle (Männchen). 6. Getüpfelte Sumpfralle (Weibchen). 7. Kleine Sumpfralle (Männchen).
8. Kleine Sumpfralle (Weibchen.) 9. Zwerg=Sumpfralle (Männchen). 10. Zwerg=Sumpfralle (junger Vogel).
11. Wiesenralle. 12. Brachschwalbe. 13. Triel.

LITH. ANST. v. A. GATTERNICHT, STUTTGART



1. Sand-Regenpfeifer (Männchen im Sommerkleid). 2. Sand-Regenpfeifer (junger Vogel). 3. See-Regenpfeifer. 4. Fluß-Regenpfeifer (Männchen). 5. Fluß-Regenpfeifer (junger Vogel). 6. Mornell-Regenpfeifer (Männchen im Sommerkleid). 7. Gold-Regenpfeifer (Männchen im Sommerkleid). 8. Gold-Regenpfeifer (junger Vogel). 9. Kibitz-Regenpfeifer. 10. Kibitz-Regenpfeifer (junger Vogel). 11. Kibitz (Männchen). 12. Kibitz (junger Vogel). 13. Steinwälzer (Männchen im Sommerkleid). 14. Steinwälzer (junger Vogel).

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART.



1. Europäischer Austernfischer. 2. Europäischer Austernfischer (junger Vogel). 3. Sanderling (Sommerkleid). 4. Sanderling (junger Vogel). 5. Kanutstrandläufer (Sommerkleid). 6. Kanutstrandläufer (Winterkleid). 7. Bogenschnäbeliger Strandläufer. 8. Bogenschnäbeliger Strandläufer (junger Vogel). 9. Alpenstrandläufer (Sommerkleid). 10. Alpenstrandläufer (Winterkleid). 11. Alpenstrandläufer (junger Vogel). 12. Temminckstrandläufer (Sommerkleid). 13. Temminckstrandläufer (Winterkleid). 14. Zwergstrandläufer (Sommerkleid). 15. Zwergstrandläufer (Winterkleid). 16. Zwergstrandläufer (junger Vogel).

LITH ANST. v. A. GATTERNICHT, STUTTGART



1. Kampfläufer (Männchen). 2. Kampfläufer (Weibchen). 3. Fluß-Uferläufer. 4. Punktierter Wasserläufer. 5. Bruch-Wasserläufer (Sommerkleid). 6. Bruch-Wasserläufer (Winterkleid). 7. Gambett-Wasserläufer (Sommerkleid). 8. Gambett-Wasserläufer (Winterkleid). 9. Dunkler Wasserläufer. 10. Heller Wasserläufer (Sommerkleid). 11. Heller Wasserläufer (Winterkleid).

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER STUTTGART



1. Teichwaſſerläufer. 2. Schmalſchnäbeliger Waſſertreter (Winterkleid). 3. Schmalſchnäbeliger Waſſertreter (Sommerkleid). 4. Rotfüßiger Stelzenläufer (alter Vogel). 5. Rotfüßiger Stelzenläufer (junger Vogel). 6. Avoſettſäbler. 7. Zwergſumpfſchnepfe. 8. Gemeine Sumpfſchnepfe. 9. Große Sumpfſchnepfe. 10. Waldſchnepfe. 11. Schwarzſchwänzige Uferſchnepfe.

LITH ANST. v. A. GAITERNICHT, STUTTGART.



1. Schwarzschwänzige Uferschnepfe (Männchen im Sommerkleid). 2. Rostrote Uferschnepfe (Sommerkleid). 3. Rostrote Uferschnepfe (Winterkleid). 4. Großer Brachvogel. 5. Regen-Brachvogel. 6. Brauner Sichler (Sommerkleid). 7. Brauner Sichler (Winterkleid). 8. Weißer Löffler. 9. Seidenreiher. 10. Kranich.

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART.



1. Schwarzer Storch (alter Vogel). 2. Schwarzer Storch (junger Vogel). 3. Purpurreiher (alter Vogel). 4. Große Rohrdommel. 5. Schopfreiher (altes Männchen). 6. Schopfreiher (junges Weibchen). 7. Nachtreiher (altes Männchen). 8. Nachtreiher (2jähriges Männchen). 9. Nachtreiher (junges Weibchen). 10. Zwergreiher (Männchen). 11. Zwergreiher (Weibchen). 12. Zwergreiher (junger Vogel).

Grashey, Otto,

Praktisches Handbuch für Jäger ein zuverlässiges Nachschlagebuch für das gesamte Weidwerk

Stuttgart (1896)